Digitized by Google

4° Per. 15 (31,2

Google

<36605803990016

<36605803990016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

Juli.

31,2
1837

191 BG

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA MONACENSIS

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Wolfgang Menzel.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner

Digitized by Google

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Ludwig Schorn.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi, von Julius Mosen. 156. 157. 158.
Lieder von E. Mayerath. 163.
An Bonaventura Genelli, von H. Stieglitz. 166.
Morgenlied eines Handwerksburschen, von Nic. Müller. 169.
Paradoxer Kritiker, von A. Knapp. 171.
Das Lied vom Thale, von Thekla. 175.
Der Gefangene, von Mayerath. 177.
Liebesfarben, von F. Duttenhofer. 181.

Räthsel.

Das Wetter. 156. — Die Dichter. 174.

Erzählung.

Die Braut, von A. T. Beer. 178 – 181.

Reisen.

Briefe aus der Normandie von J. W. 174. 175. — 176. 177. — 179. 180. 181.

Länder- und Völkerkunde.

Türkische Sitten und Regierung. — Der große Bazar. 161. 162. — Häusliches und öffentliches Leben. 167. 168. — Das Serail. 176. 177. 178.

Naturgeschichtliches.

Wissenschaftliche Notizen. 166.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die noblen Passionen, von W. v. Chézy. Die ritterlichen Uebungen. 156–160. — 165–173.
Briefe über den Pariser Salon von 1837. 159–164.
Moden. 160.
Ein Supplement zu dem Aufsatz: Jena zur Zeit Schillers. 165.
Psychologische Charakteristik der Geschlechter, von F. Fischer. 169–175.
Corsets mécaniques. 171.
Dänischer Frühling. 172.

Korrespondenz.

Berlin. 156. 157. 158. — 177. 178. 179. 180. — Rom. 157. 158. 159. — 170. 171. — Genf. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. — London. 161. 162. 163. 165. 166. 167. — 178. 179. 180. 181. — Paris. 167. 168. 169. 170. — 172. 173. 174. 175. 176. — Mainz. (Ankündigung der Enthüllung der Statue Gutenbergs.) 168. — Christiania. 175. 176.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Nro. 54.

Berlin. — Archäologisches aus Athen. — Statistik der Kunst. — Kupferstiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 55.

Berlin. (Forts.) — Berlin. — Akademien und Vereine. — Preisbewerbung.

Nro. 56.

Berlin. (Forts.) — Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Forts.) Preisbewerbung. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 57.

Der Pariser Salon im Jahr 1837. (Schluß.) — Versteigerung von Handzeichnungen. — Kunstausstellungen. — Malerei.

Nro. 58.

Nachrichten aus Rom. — Berlin. (Forts.) — Malerei. — Neue Kupferstiche. Lithographien ꝛc. — Sculptur. — Technisches. — Denkmäler.

Nro. 59.

Archäologie. Premier Mémoire sur les antiquités chrétiennes. Peintures des Catacombes, par M. Raoul-Rochette. Ingres und die jetzige französische Malerschule. — Denkmäler.

Nro. 60.

Ingres und die jetzige französische Malerschule. (Schluß.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Bauwerke. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Naturkunde. 19) Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers und die Verbindung dieser Gebilde zu einer Formation, von Fr. v. Alberti. — 20) Bridgewater-Bücher. Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse. — 21) Geologie oder Naturgeschichte der Erde, auf allgemein faßliche Weise abgehandelt von Geh. Rathe und Prof. K. C. v. Leonhard. — 22) Anleitung zum naturwissenschaftlichen Beobachten für Gebildete aller Stände. I. Geologie von de la Beche. Aus dem Engl. von Dr. Rebbock. — 23) Dritter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde.

Nro. 68.

Naturkunde. 24) Der Haarrauch. Ursprung, Erscheinung und Verbreitung desselben, von Egen. — 25) Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges, von Fr. Ad. Römer. — 26) Vergleichende orographische Tabellen, zur Darstellung einer Charakteristik des Hoch- und Tieflandes, von F. v. Strantz. — 27) Vergleichende hydrographische Tabellen zur Darstellung einer Charakteristik der Flüsse, von Demselben. — 28) Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder. Seitenstück zu V. Hoffmanns Erde und ihre Bewohner, von W. F. A. Zimmermann. — Biographie. Lebensbilder berühmter Humanisten, herausgegeben von Dr. Hoffmann.

Nro. 69.

Naturkunde. 29) Untersuchungen über den Hagel und die elektrischen Erscheinungen in unserer Atmosphäre, von Dr. Ibeler. — Biographie. Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohn Dr. K. S. Böttiger.

Nro. 70.

Epische Dichtkunst. 1) Matteo Maria Bojardos, Grafen von Scandiano, verliebter Roland, zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries. — 2) Die göttliche Comödie oder Wallfahrt durch die drei Geisterreiche, Hölle, Fegfeuer und Paradies, von Dante Allighieri; frei übersezt und mit Anmerkungen versehen von J. F. Heigelin. — 3) Der Eid, ein Romanzenkranz. Im Versmaaß der Urschrift aus dem Spanischen übersezt von F. M. Duttenhofer. — 4) Torquato Tassos befreites Jerusalem, übersezt von K. Streckfuß. — 5) Die Lieder der Edda von den Nibelungen. Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen von Prof. L. Ettmüller.

Nro. 71.

Epische Dichtkunst. Der Herbst. Fortsezung des „Sommers“ von K. J. Schuler. — 7) Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen von W. Elias. — 8) Wilhelm und Rosine, ein ländliches Gedicht von M. Meyr. — 9) Die sixtinische Madonna. Ein erzählendes Gedicht in zehn Gesängen von M. R. Griepenkerl. — 10) Erzählungen von Christian Bork. — 11) Wineta oder die Seekönige der Jomsburg. Gedicht von W. Doennings.

Nro. 72.

Naturkunde. 30) Wunder der Insektenwelt oder Insektenverwandlungen, von J. Rennie. — Epische Dichtkunst. 12) König Max I. Gedicht in vier Gesängen von Dr. Goßmann. — 13) Friedrich Stapß. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in fünf Gesängen von K. Buchner. — 14) Gudrun. Ein episches Gedicht. Programm und Probegesang. — 15) Antik-moderne Dichtungen von E. M. Winterling. — Reisen. Reiseeindrücke, von A. Dûmas. Deutsch von J. F. S.

Nro. 73.

Geschichte. 1) Die Geschichte des Mittelalters in sechs Büchern, von Dr. Kortüm. — Naturkunde. 31) Naturgeschichte der schädlichen Insekten ꝛc., von A. Keferstein. — Epische Dichtkunst. 16) Christoforo Colombo. Romantisches Gedicht von L. A. Frankl. — 17) Die Entdeckung von Amerika. Ein Heldengedicht von W. Otto.

Nro. 74.

Geschichte. 2) Fürsten und Völker von Süd-Europa, im 16ten und 17ten Jahrhundert, von L. Ranke. — 3) Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von C. A. Menzel.

Nro. 75.

Geschichte. 3) Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von C. A. Menzel. (Schluß.) — Neueste Werke über Rußland. 1) La Russie, la Pologne et la Finnlande. Tableau statistique, géographique et historique, par J. H. Schnitzler. — 2) Russische Denkmäler. In den Jahren 1828 und 1835 gesammelt vom Domherrn Meyer. — 3) Lehrbuch der russischen Literatur, von Dr. Otto. — 4) Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Nach Serristori ꝛc. bearbeitet von Dr. Alfred Reumont.

Nro. 76.

Werke über Frankreich. 1) Geschichte von Frankreich von Dr. C. A. Schmidt. — 2) Souvenirs historiques. — 3) Das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon während der Revolution, von Barrère.

Nro. 77.

Werke über Frankreich. 4) Chateaubriands historische Studien. Ueber den Verfall des römischen Reichs, die Entstehung und Fortschritte des Christenthums und die Einbrüche der Barbaren, nebst einer kritischen Analyse der Geschichte Frankreichs. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Neurohr. — 5) Die Geschichte des Cevennenkriegs. Ein Lesebuch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt von der verstorbenen Therese Huber. — 6) Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen National-Literatur ꝛc., von x. x. — 7) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Marie Antoinette, Königin von Frankreich. — 8) General Hoche.

Digitized by Google

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Ludwig Schorn.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in **Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz** durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Regen, von Nic. Müller. 182.
Nachtlied, von Nic. Müller. 185.
Episoden aus Bojardos verliebtem Roland, Proben einer Uebersetzung von Gottlob Regis. 186—191.
Alpenfrühling, von L. Seeger. 194.
Ein Dichter. 195.
Das Mädchen. Idylle in zwei Episteln. 203.
Johann Gutenberg, von Adolf Peters. 208.

Räthsel.

Die Trommel. 186. — Der, die, das Geliebte. 192. — Die öffentliche Meinung. 207.

Erzählungen.

Die Braut. 182—185.
Der Blättler, eine Novelle in Hexametern, von H. Kurz. 199. 200. 201.

Länder- und Völkerkunde.

Algier im Mai 1837. 182—186.

Reisen.

Briefe aus der Normandie, von J. W. 192.
Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Skandinavien. 193—198.
Reise zu Wasser von Paris ans Meer. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208.

Naturgeschichtliches.

Zur Geschichte des Elephanten. 195—202.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 204—207.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Versailles. 187. 188. 189.
Ueber das Lächerliche, von Bührlen. 190—193.
Miszellen. 191.
Moden. 203. 206.

Korrespondenz.

Berlin. 203. 204. 205. 206. 207. — Dresden. 190. 191. 192. — Livorno. 197. 198. 199. — Lyon. 193. 194. 196. 197. 198. — Mainz. 189. 190. — 203. 204. — Vom Niederrhein. 187. 188. 189. — Paris. 183. 184. — 199. 200. 201. 208. — St. Petersburg. 200. 201. 202. — Rom. 185. 186. 195. — Töplitz. 182. 183. 184.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Archäologie. Premier Mémoire sur les antiquités chrétiennes, par M. Raoul-Rochette. (Schluß.) — Steinmetzzeichen. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Statistik der Kunst. — Versteigerungen. — Persönliches. — Nekrolog. — Kupferwerke. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 62.

Mittheilungen über ein großes italienisches Mosaikgemälde aus dem 13ten Jahrhundert, welches im Laufe dieses Jahres nach Deutschland gesendet werden wird. — Die Statue eines Knaben von Raffael. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 63.

Kunstliteratur. Sulla Capellina degli Scrovegni nell' Arena di Padova e sui Freschi di Giotto in essa dipinti, Osservazioni di Pietro Estense Selvatico. — Neue Kupferstiche. 1) Evangelist Johannes und Apostel Petrus. Evangelist Marcus und Apostel Paulus. Gemalt von Albr. Dürer, gest. von Albr. Reindel. — 2) Das Bäckermädchen. Gedächtnißblatt des Nürnberger Kunstvereins für das Jahr 1836. C. Kreul pinxit, Ph. Walther del. et sculps. — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 64.

Kunstgeschichte. Due Lettere di Pietro Perugino. — Neue Kupferstiche. 3) Et transfiguratus est ante eos. Raphael Urbinus pinxit. U. G. Kininger sculps. — 4) Residenz Wilhelmsburg zu Braunschweig. — 5) Greenwich Pensioners commemorating the Battle of Trafalgar. — Malerei. — Persönliches. — Artistischer Verkehr.

Nro. 65.

Kunstliteratur. L'Ape italiana delle belle arti. — Kunstgeschichte. Due Lettere di Pietro Perugino. (Schluß.) — Nekrolog. — Versteigerungen. — Statistik der Kunst. — Neue Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 66.

Salvator Rosas Skizzenbuch. — Kunstliteratur. L'Ape italiana delle arti. (Forts.) — Literatur.

Nro. 67.

Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz. Spanisches Gallerlewerk. Collection litografica de cuadros del Rey de Espagna etc. — Kunstliteratur. L'Ape italiana delle belle arti. (Schluß.)

Nro. 68.

München. — Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 69.

Hamburg. — Museen und Sammlungen.

Nro. 70.

1) St. Matthäus. — 2) St. Johannes. — 3) Verbum caro factum est et habitavit in nobis et vidimus gloriam ejus. Johann. 1. 14. Nach den Frescogemälden in der Allerheiligen-Hofcapelle in München von H. Heß. lithographirt von J. G. Schreiner. — Das historische Museum in Versailles. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen. — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Werke über Frankreich. 9) Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. 10) Geschichte der französischen Revolution von Mignet. Nach der fünften Original-Ausgabe übers. von A. Schäfer. — 11) Dasselbe. Nach der sechsten Ausgabe von Dr. C. Burckhardt. — 12) Geschichte der französischen Revolution von Thiers. Nach der fünften Auflage übersezt von Philippi. — 13) Denkwürdigkeiten Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino. — 14) William Hazlitts Geschichte Napoleons. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. Sporschil. — 15) Saintines Feldzüge in Italien in den Jahren 1796 und 1797. Fortgesezt von Dr. Schneidawind. — 16) Memoiren der Herzogin von Abrantes ꝛc. Aus dem Franz. von L. v. Alvensleben. — 17) Pariser Nächte. — Authentische Memoiren einer Hebamme ꝛc.

Nro. 79.

Werke über Frankreich. 19) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung, von H. L. Bulwer. — 20) Paris und die Pariser i. J. 1835. Aus dem Engl. der Mistreß Trollope von O. v. Czarnowsky. — Vermischte Schriften. Ueber den Aberglauben, von Dr. Hoffbauer. — Orientalische Literatur. Morgenländische Mährchen, verdeutscht von Dr. Wolff.

Nro. 80.

Zur Frage der Preßfreiheit. Ueber die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege, von F. A. Löffler.

Nro. 81.

Zur Frage der Preßfreiheit. Ueber die Gesetzgebung der Presse. (Schluß.) — Theologie. 1) Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte ꝛc., von Dr. Tholuck.

Nro. 82.

Theologie. 2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß ꝛc.

Nro. 83.

Theologie. 2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß ꝛc. (Schluß.)

Nro. 84.

Werke über Frankreich. 21) Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprunge der fränkischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen und besten Schriftstellern dargestellt von J. P. Brewer. — Biographie. Briefwechsel zwischen August Grafen von Platen und Johannes Minckwitz.

Nro. 85.

Kunstgeschichte. Niclaus Manuel ꝛc. Mitgetheilt von Dr. C. Grüneisen. — Geschichte. Sanchuniatvons phönicische Geschichte. — Ueber Eisenbahnen. Die Eisenbahnen und deren Actionäre, in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hansemann.

Nro. 86.

Werke über Frankreich. 22) Die Sittenverderbniß (la prostitution) des weiblichen Geschlechts in Paris. Aus dem Franz. des Parent-Duchatelet von Dr. Becker.

Nro. 87.

Werke über Frankreich. 22) Die Sittenverderbniß ꝛc. (Schluß.) — Werke über Algier. 1) Frankreich — Algier. Vom Eremiten von Gauting. — 2) Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten, von Hermann H.

Nro. 88.

Römische Geschichte. 11) Friedrich Creuzers deutsche Schriften. — 12) Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen, von Dr. Franke. — Biographie. Ueber das Leben und die Schriften von Diamant Coray, von Dr. L. v. Sinner. Aus dem Franz. von C. Ott.

Digitized by Google

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Alpenfrühling, von L. Seeger. 209. 121. 223.
Die Sterne in der Altmühl, von Emma v. Rindorf. 211.
Kriminalklage, von Emma v. Rindorf. 214.
Klagen eines Juden. 215.
Aus V. Hugo's innern Stimmen, von Dräxler-Manfred. 217.
L'orage, imité de l'allemand de Gustave Schwab. 227.
Morgen- und Abendroth, von Emma v. Rindorf. 228.
Das Lied von der Ruhe, von Ludwig v. Erfurt. 230.
Altes und Neues. 233. 234.

Räthsel.

Gießkanne. 210. — Räthsel in Distichen. 216. 222. — Die gedruckten Reime. 228.

Erzählungen.

Der goldene Schuh, ein Feenmährchen. 210—217.
Hunger und Liebe. 220—225.

Reisen.

Briefe aus der Normandie, von J. W. 218. 219. 220. 221. — 231. 232.

Länder- und Völkerkunde.

Türkische Sitten und Regierung. 226.

Naturgeschichtliches.

Die große Wasserschlange. 216—219.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 224. 225.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die nobeln Passionen, von W. v. Chézy. Das Spiel. 209. 210. 211. 212. 213. 214. — Das Zechen. 227. 228.
Königin Victoria und die Pfennigschreiber. 210.
Moden. 215. 216.
Englisches Heirathsrecept. 219.
Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher. 222—229.
Ueber das Lächerliche, von Bührlen. 229—234.

Korrespondenz.

Berlin. 224. 225. — Dresden. 209. 210. 211. 212. 213. — Freiburg. 230. 231. 232. — Hechingen. 226. — London. 214. 215. 216. 217. 218. — Lyon. 229. — Madrid. 227. 228. — Paris. 211. 212. 215. — 218. 219. 220. 221. — Prag. 231. — Rom. 220. 221. — Aus der Schweiz. 225. 226. — Stuttgart. 233. — Wien. 222. 223.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Das historische Museum in Versailles. (Forts.) — Lithographie. Die vorzüglichsten Gemälde der königl. Gallerie in Dresden. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 72.

Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. — — Das historische Museum in Versailles. (Forts.) — Malerei. — Bildnerei. — Denkmäler.

Digitized by Google

Nro. 73.

Das hiſtoriſche Muſeum in Verſailles. (Fortſ.) — Bemerkungen über den würtembergiſchen Kunſtverein. (Fortſ.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 74.

Bemerkungen über den würtembergiſchen Kunſtverein. (Fortſ.) — Das hiſtoriſche Muſeum in Verſailles. (Schluß.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Perſönliches.

Nro. 75.

Jacobus da Varagine Aurea Legenda. — Bemerkungen über den würtembergiſchen Kunſtverein. (Schluß.)

Nro. 76.

Altdeutſche Baukunſt. Denkmal der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen, bearbeitet von Dr. Puttrich. — Kupferſtichkunde. — Perſönliches. — Nekrolog. — Techniſches. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographiſche Werke.

Nro. 77.

Kupferſtichkunde. (Schluß.) — Altdeutſche Baukunſt. Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen, von Dr. Puttrich. — Kupfer- und lithographiſche Werke. — Literatur.

Nro. 78.

Ueber den Tempel der Athene auf Aegina. — Altdeutſche Baukunſt. Der Dom zu Halberſtadt, ſeine Geſchichte, Architektur, Alterthümer und Kunſtſchätze durch Text, einen Stahlſtich und ſechs radirte Blätter verſinnlicht von Dr. F. Lucanus. — Kunſtliteratur. Lettera di Rafaello d'Urbino a Papa Leone X. Di nuovo posta in luce dal Cav. Pietro Ercole Visconti. — Litteratur.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Dramatiſche Literatur. Die Herzogin de la Valliere. Schauſpiel in fünf Akten von E. L. Bulwer. Aus dem Engliſchen metriſch übertragen von A. v. Czarnowski. — Römiſche Geſchichte. 13) Römiſche Briefe aus den letzten Zeiten der Republik, von Otto v. Mirbach. — 14) Römiſche Geſchichte. Nach Niebuhr, Heeren, Wachsmuth, Schloſſer u. A. Aus dem Engl. von F. Bauer. — Geſchichte. Geſchichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jeruſalem, von L. Ehimani.

Nro. 90.

Reiſe. Pilgerreiſe nach Jeruſalem und auf den Berg Sinai in den Jahren 1831, 1832 und 1833, unternommen von dem ehrwürdigen Vater Maria Joſeph von Geramb, vom Orden der Trappiſten. Aus dem Franzöſiſchen im Einverſtändniß mit dem Verfaſſer. — Schriften über Armenweſen. 1) Staatsweſen und Menſchenbildung ꝛc., von P. H. — BODZ. Reymond.

Nro. 91.

Schriften über Armenweſen. 1) Staatsweſen und Menſchenbildung ꝛc. — 2) Iſt die Klage über die zunehmende Verarmung in Deutſchland gegründet, welche Urſachen hat ſie und welche Mittel ꝛc.? Beantwortet von Siegfried Juſtus I., König von Israel.

Nro. 92.

Schriften über Armenweſen. 3) Unterſuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism, von Dr. Schmidt. — 4) Kritik des Armenweſens, von Jürgen Hanſen. — 5) Ueber die Verarmung der ackerbauenden Klaſſe. Ein Verſuch von Albert v. Hummelauer. — 6) Hiſtoriſcher Bericht über die Quellen des bäuerlichen Schuldenzuſtandes im Fürſtenthum Paderborn, von A. Meyer. — 7) Geſchichtliche Darſtellung der Kranken- und Verſorgungsanſtalten zu München, mit mediciniſch-adminiſtrativen Bemerkungen von Anſelm Martin. — 8) Die Kranken- und Verſorgungsanſtalten in Wien, Baden ꝛc., von Demſelben.

Nro. 93.

Schriften über die Juden. 1) Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas. — 2) A. T. Hartmanns neueſte Schrift: Grundſätze des orthodoxen Judenthums, in ihrem wahren Licht dargeſtellt von Dr. Salomon. — Schriften über Gefängnißweſen. 1) Die amerikaniſchen Beſſerungsſyſteme, erörtert in einem Sendſchreiben an Herrn W. Crawford, von Dr. Julius. — 2) Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanſtalten, von Dr. Müller. — 3) Lorenz oder die Gefangenen. Ein Leſebuch für Gefangene, von Demſelben.

Nro. 94.

Schriften über die Juden. 3) Klagen eines Juden. — 4) Braminen und Rabbiner, oder Indien, das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln, von F. Nork. — Münzweſen. Kurzer Abriß aus der deutſchen Münzgeſchichte ꝛc.

Nro. 95.

Schriften über die Juden. 5) Geiſt des Judenthums. Aus dem Engl. (des d'Israeli. Vater). — 6) Der ſtaatspapierende Milchjude oder Leben und Treiben der Vornehmen in Israel. — Geſchichte. Lehrbuch der Univerſalgeſchichte zum Gebrauche der höhern Unterrichtsanſtalten, von Dr. Leo.

Nro. 96.

Schriften über die Juden. 7) Staatsverfaſſung der Israeliten, von Hüllmann. — Werke über Italien. Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunſt, von Prof. Dr. Chriſtian Kapp.

Nro. 97.

Schriften über die Juden. 8) Zur Geſchichte der jüdiſchen Poeſie ꝛc., von Franz Delitzſch. — 9) Die poetiſche Literatur der alten Israeliten, kritiſche Skizze von Dr. Guttenſtein. — Taſchenbücher auf 1838. Oeſterreichiſcher Muſenalmanach.

Nro. 98.

Chineſiſche Literatur. Das Blumenblatt. Eine epiſche Dichtung der Chineſen, von Dr. H. Kurz. — Geſchichte. Joachim Lelewels kleinere Schriften geographiſch-hiſtoriſchen Inhalts. Aus dem Polniſchen von K. Neu.

Nro. 99.

Reiſe. Reiſe auf dem caspiſchen Meere und in den Kaukaſus, unternommen in den Jahren 1825—1826 von Dr. Eduard Eichwald. — Dichtkunſt. Drei Lieder aus der Frithiofsſage, mit Begleitung des Pianoforte in Muſik geſetzt von Fr. Silcher. — Taſchenbücher auf 1838. Cornelia.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von Rudolph Kalemann. 256.
Das Mährchen beim Weine, von Dräxler-Manfred. 243.
Der Kelch, von Saro. 245.
Savonarola, von Nic. Lenau. 248. 249. 250. 251. 252. — 256.
Ritter Hagenbach, von F. L. Rochholz. 259. 260.

Räthsel.

Das gebrochene Herz. 240. — Die Zeit. 246. — Der Reim. 258.

Erzählungen.

Henri Hasterfeld, das Bild eines Modellvaters. 238—244.
Familiengeschichten. Liebeszauber. 245—251.

Reisen.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Skandinavien. 235. 236. 237. 238. 239. — 244. 245.
Reise zu Wasser von Paris ans Meer. 257—260.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 235. 236. 237.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ale- und Ginhäuser in London. 240. 241. 242.
Die alte Jungfer als junge Wittwe. 240.
Finnische Sprüchwörter und Gnomen, von Sederholm. 246. 247. 252. 257.
Die amerikanischen Frauenvereine zu Abschaffung der Sklaverei. 248.
Aus der Tagesgeschichte. — Der schöngeistige Schuster. 251.
Die Londoner Bettler. 252—255.
Briefe aus der Residenz in die Provinz. 253—258.

Korrespondenz.

Berlin. 258. 259. 260. — Brüssel. 249. 250. 251. 252. 253. 254. — Dresden. 240. 241. 242. — Leipzig. 243. 244. — Liverpool. 245. 246. 248. 249. 250. — Madrid. 237. 238. — Paris. 241. 242. 243. 244. — 257. 258. Prag. 238. 239. — 253. 254. 255. 256. — Rom. 247. Aus der Schweiz. 235. 236. 237.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Ausgrabungen auf der Akropolis. Das Erechtheion. — Altdeutsche Baukunst. Der Dom zu Halberstadt ꝛc. (Forts.) — Berichtigungen einiger falschen Angaben in den „Brieflichen Mittheilungen des Dr. E. Förster aus Berlin und Dresden“ von ihm selbst. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 80.

Berlin. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 81.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon. — Berlin. (Forts.) — Bauwerke. — Gemälde. — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 82.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. — Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Forts.) — Denkmäler.

Nro. 85.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Forts.) — Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Forts.) — Denkmäler. — Numismatik.

Nro. 84.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Forts.) — Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Schluß.) — Numismatik. — Medaillenkunde.

Nro. 85.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 86.

Briefe aus Italien, von Dr. Ernst Förster. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Persönliches. — Nekrolog. — Technisches.

Nro. 87.

Die englische Nationalgallerie. — Rottenburg. — Versteigerungen. — Kupferstiche. — Kupferwerke. — Literatur. — Persönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Gesangbuch. Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp. — Literargeschichte. Bibliopolisches Jahrbuch für 1837.

Nro. 101.

Werke über Schweden. 1) Geschichte Schwedens, von Erik Gustav Geijer. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersetzt von Swen P. Leffler. — 2) Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof, von W. H. Grauert. — 3) Geschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden, vom Rittmeister Knut af Lundblad. Nach dem schwedischen Original frei übers. von Cap. v. Jenssen.

Nro. 102.

Werke über Schweden. 4) Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Carl af Forsell, Oberst. Nach der zweiten verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Fr. Freese. — 5) P. Hell's Reise nach Wardoe bei Lappland und seine Beobachtung des Venus-Durchgangs 1769. Aus seinen Tagebüchern und mit Erläuterungen begleitet von Littrow. — Staatswissenschaften. 1) Die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Kultur, von Carl Arnd.

Nro. 103.

Staatswissenschaften. 2) Die Resultate der Sittengeschichte. — 3) Das Recht der Erstgeburt.

Nro. 104.

Staatswissenschaften. 4) Staatslexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von C. v. Rotteck und C. Welcker. — 5) Handbuch der Staatswirthschaftslehre, von Prof. Fr. Bülau. — 6) Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik, von Demselben.

Nro. 105.

Staatswissenschaften. 7) Carl Gustav Jochmanns (von Pernau) Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren gesammelt von Heinrich Zschokke.

Nro. 106.

Staatswissenschaften. 8) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben, von Dr. C. W. Chr. Schüz. — 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön.

Nro. 107.

Staatswissenschaften. 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön. (Forts.)

Nro. 108.

Staatswissenschaften. 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön. (Schluß.) — 10) Historisch-politischer Versuch, die Lehre vom Organismus des Staatsbaues und den Staatsformen und Reformen zu begründen, von Syndicus Klenze in Uetersen. — 11) Von dem ausländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter, und von den finanziellen Verhältnissen des jetzigen deutschen Zollvereins, vom königl. preuß. geh. Oberrechnungsrath Stengel. — 12) Ueber verhältnißmäßige Besteurung, oder wie jeder Staatsangehörige nach der Größe seiner finanziellen Kraft zu den Allgemeinlasten beitragen würde. — 13) Die Geschichte des deutschen Zehntens, pragmatisch bearbeitet von Dr. Kühlenthal. — 14) Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreich Sachsen geltenden Gesetzen zusammengestellt von G. C. Herold. — 15) Die Jagdverfassung, das Jagdrecht und die Jagdpolizei, von F. J. Schopf.

Nro. 109.

Staatswissenschaften. 16) Ueber den Einfluß der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten, von Matter. Eine von der französischen Academie mit dem außerordentlichen Preise von 10,000 Franken gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Prof. Dr. Buß. — 17) Anti-Machiavel ou examen du Prince de Machiavel. — 18) Vertheidigung der landesfürstlichen Rechte gegen die Feinde der neuen Constitutionen in Deutschland, von G. Frhrn. v. Aretin. — Taschenbücher auf 1838. Alpenrosen. — Reise. Blicke in die südlichen Alpen und in das Land um die Nordküste des adriatischen Meeres, von Philipp Baron von Canstein.

Nro. 110.

Meteorologie. Meteorologische Untersuchungen, von Dove.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Nachruf, von K. Göbeke. 263.
An Jakob Grimm, von E. L. Rochholz. 265.
Geisterseher, von L. Seeger. 270.
Die Säule, von Manfred. 271.
Todeslust der Elemente, von E. L. Rochholz. 273.
Lenz und Herbst, an Friedrich Rückert, von L. Drewes. 276.
Die Rache, von G. Pfizer. 277.
Nach den Bergen, von A. Feuerbach. 286.

Räthsel.

Die Liebe. 264. — Die Poesie. 270. — Die Wahrheit. 276.

Erzählungen.

Die Märchenerzählerin oder die neue Scheherazade. 264—269.
Andrea Ganelli, eine Skizze von A. Freiherrn von Sternberg. 274—284.

Reisen.

Reise zu Wasser von Paris ans Meer. 261. 262. 263.
Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Skandinavien. — Reise von Christiania nach Ringerige und Kongsberg. 278—285.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 270—276.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Londoner Bettler. 261—264.
Finnische Sprüchwörter und Gnomen. 261. 265. 276. 277.
Technische Reiseerinnerungen, von Dr. Adolph Poppe. — Die Stecknadelfabrik. 266. 267. 268.
Atlantische Skizzen, von Gustav v. Heeringen. 269—273.
Moden. 272. 275. 277. 278. 281. 282.
Die Pariser Kaffeehäuser. 285. 286.

Korrespondenz.

Coburg. 271. 272. 273. — Dresden. 285. 286. — London. 266. 267. 268. — München. 261. 262. — 274. 275. 276. — Paris. 261. 265. 266. — 269. 270. — 277. 278. 279. — St. Petersburg. 280. 281. 282. 283. 284. — Prag. 267. — Rom. 279. 280. — Weimar. 262. 263.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Die englische Nationalgallerie. (Forts.) — Wien. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 89.

Briefe aus Italien.

Nro. 90.

Die engliſche Nationalgallerie. (Fortſ.) — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 91.

Kunſtliteratur. Die Stiftskirche zu Oehringen. Geſchichte und Beſchreibung von J. Albrecht. — Die engliſche Nationalgallerie. (Fortſ.) — Kupferwerke.

Nro. 92.

Briefe aus Italien.

Nro. 93.

Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. Ein Schreiben an den Herrn Oberſten W. M. Leake von Dr. L. Roß. — Die engliſche Nationalgallerie. (Fortſ.) — Kupferwerke.

Nro. 94.

Die engliſche Nationalgallerie. (Schluß.) — Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Fortſ.) — Literatur. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 95.

Neuere Bauwerke in England. — Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Fortſ.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Ehrenbezeigungen. — Nekrolog.

Nro. 96.

Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Schluß.) — Neuere Bauwerke in England. (Fortſ.) — Nekrolog. — Statiſtik der Kunſt.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Meteorologie. Meteorologiſche Unterſuchungen, von Dove.

Nro. 112.

Kritik. Uhland und Rückert. Ein kritiſcher Verſuch von Guſtav Pfizer. — Taſchenbücher auf 1838. Hiſtoriſches Taſchenbuch, von F. v. Raumer.

Nro. 113.

Staatswiſſenſchaften. 19) Hochverrath und Majeſtätsverbrechen, das crimen majestatis der Römer, von Prof. Dr. Jul. Weiske. — 20) Verſuch über die Begründung des Strafrechts, von F. Frhrn. v. Preuſchen.

Nro. 114.

Staatswiſſenſchaften. 21) Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was iſt Juſtiz- und was iſt Adminiſtrationsſache? Von L. Minnigerode. — 22) Bemerkungen über den Stand der Geſetzgebung und Jurisprudenz in Deutſchland, von Demſelben. — 23) Ueber Todesſtrafen, mit beſonderer Beziehung auf die Unterſuchung wider Margaretha Jäger und Katharina Renter zu Mainz, von P. v. Kobbe. — 24) Ausübung oberſtrichterlicher Gewalt der Staats- und Cabinets-Juſtiz, in weſentlicher Differenz dargeſtellt von K. Fr. F. Seitz. — Damenliteratur. Damen-Converſations-Lexicon, herausgegeben im Verein mit Gelehrten und Schriftſtellerinnen von C. Herloßſohn.

Nro. 115.

Blinden-Literatur. 1) Pädagogiſche Reiſe durch Deutſchland im Sommer 1835, von J. G. Knie.

Nro. 116.

Blinden-Literatur. 2) Geſchichte des Blindenunterrichts und der den Blinden gewidmeten Anſtalten in Deutſchland, ſammt Nachrichten von Blindenanſtalten in andern Ländern, von J. W. Klein. — 3) Die Blinden- und Taubſtummenanſtalt in Zürich, von H. v. Orell. — Zeitgeſchichte. Die katholiſche Kirche Preußens. Als Antwort auf die Beiträge zur Kirchengeſchichte des 19ten Jahrhunderts, von einem Katholiken. — Almanach. Almanach zur 100jährigen Jubelfeier der Georgia Auguſta, herausgegeben von Dr. Schumacher. — Taſchenbücher auf 1838. Urania. — Penelope. — Sileſia.

Nro. 117.

Schillers Album.

Nro. 118.

Schillers Album. (Schluß.) — Sprachlehre. 1) Bayeriſches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten ſowohl, als in der ältern und älteſten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, beſonders ſeiner ältern Lande, vorkommen ꝛc., von J. A. Schmeller. — Unterhaltungs- und Jugendſchriften. 1) Polichinell. Dramatiſches Feenmährchen für Kinder, von J. P. Lyſer, mit G. Cruikſhanks Originalholzſchnitten.

Nro. 119.

Sprachlehre. 2) Die vergleichende Grammatik, als Naturlehre dargeſtellt, von Dr. Rapp. — Unterhaltungs- und Jugendſchriften. 2) Ehret die Frauen. 1838. Taſchenbücher auf 1838. Helene.

Nro. 120.

Dramatiſche Literatur. 1) Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin. — Berliner Theater-Almanach, herausgegeben von A. Cosmar. — 5) Luſtſpiele von Dr. K. Töpfer.

Nro. 121.

Dramatiſche Literatur. 4) Ferdinand Raimunds ſämmtliche dramatiſche und poetiſche Werke, herausgegeben von J. N. Vogl. — 5) Neueſtes komiſches Theater, von Louis Angely. — 6) Originalbeiträge zur deutſchen Schaubühne. — 7) Dramatiſche Deſſerts, herausgegeben von E. M. Oettinger. — Unterhaltungs- und Jugendſchriften. 3) Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums, nach ſeinen Dichtern und Erzählern von Guſtav Schwab.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder aus dem Berner Oberlande, von Ludwig Seeger. 291. — 297.
Der sterbende König, von Matzerath. 307.
Abbitte, an die Mädchen, von L. Seeger. 310.

Räthsel.

Die Lüge. 288.

Erzählungen.

Nimia praecautio dolus, eine Criminalgeschichte von W. v. Chézy. 298 — 301.
Cosa rara, von E. Spindler. 305 — 312.

Reisen.

Atlantische Skizzen, von G. v. Heeringen. 290 — 299.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit. 287—290.
Die Pariser Kaffeehäuser. 287 — 289.
Die Unsterblichkeit der Pflanze, von v. Martius. 292—296.
Die industrielle Mechanik unserer Zeit, von Dr. A. Poppe. 300 — 306.
Moden. 305. 306.
Ueber die Träume, von Bährlen. 308—312.

Korrespondenz.

Berlin. 292. 293. 294. 295. 296. — Frankfurt. 312. — London. 288. 289. 290. 291. 292. 293. — 303. 304. 305. 306. — 311. 312. — München. 291. — Neuchatel. 310. — Paris. 294. 295. 296. 297. 298. — 301. 302. 303. 304. — 307. 308. 309. — Prag. 298. 299. 300. — Rom. 299. 301. 303. — Stuttgart. 300. — Venedig. 287. 288. 289.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Neue Kupferstiche. — Neuere Bauwerke in England. (Forts.) Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 98.

Neuere Bauwerke in England. (Schluß.) — Neue Kupferstiche. (Schluß.) — Kunstausstellungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 99.

Der Fronton des Pantheons in Paris. — Sculptur. — Denkmäler. — Numismatik. — Stempelschneidekunst. — Malerei. — Musik. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 100.

Denkmale altdeutscher Bildschnitzerei in Oberungarn. — Restaurationen im Schloß von Fontainebleau. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Preisbewerbungen. — Statistik der Kunst.

Nro. 101.

Reſtaurationen im Schloß von Fontainebleau. (Schluß.) — Nekrolog. Sigalon. — Techniſches. — Perſönliches. — Nekrolog.

Nro. 102.

Nekrolog. (Schluß.) — Nekrologe. — Kupferwerke. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. — Literatur. —

Nro. 103.

Archäologiſches von den griechiſchen Inſeln. — München. — Akademien und Vereine.

Nro. 104.

Ueber die Reſtauration des Bamberger Doms. — Neapel. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Kunſtausſtellungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Dramatiſche Literatur. 8) Taſchenbuch dramatiſcher Originalien, herausgeg. von Dr. Frank. — 9) Jucunde, dramatiſches Taſchenbuch von Karl Blum. — 10) Ein Theaterabend, dramatiſche Studien von Fr. Peucer. — 11) Zeit und Stände, hiſtoriſche Skizze nach Scribe und Rougemont von Marr. — 12) Der Mann des Ruhms oder 30 Jahre aus der Geſchichte Frankreichs. Großes hiſtoriſches Gemälde nach A. Dumas, von Dr. Bärmann. 13) Der Malteſer, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Dr. Sternberg. — 14) Eliſabeth, Königin von England. Ein Trauerſpiel in fünf Akten, von Hermann. — Sprachlehre. 3) Ueber die accentuirende Rhythmik in neueren Sprachen, von Prof. Mutzl. — Biographie. Der alte Sergeant. Leben des Schleſiers J. F. Löffler.

Nro. 123.

Dramatiſche Literatur. 15) Schillers ſämmtliche Werke mit Stahlſtichen. — 16) Don Karlos, a dramatical poem, from the german of Schiller, by John Wyndham Bruce. — 17) Supplement zu Schillers Werken ꝛc., von Dr. Hoffmeiſter. — 18) Kichora Komara, Trauerſpiel. — 19) Der Nachtwandler, Luſtſpiel.

Nro. 124.

Dramatiſche Literatur. 20) Shakeſpeare's dramatiſche Werke, überſetzt von P. Kaufmann. — 21) Shakeſpeare's dramatiſche Werke. — 22) The plays of W. Shakespeare, from the text of Mr. Steevens last edition with notes in german by J. M. Pierre. — 23) Faust: a tragedy by Goethe, translated into english verse, with notes by J. S. Blackie. — 24) V. Hugo's ausgewählte Schriften, deutſch bearbeitet von F. Seybold. — 25) Molières ſämmtliche Werke, überſetzt von Mehrern, herausg. von L. Lax. — 26) Don Juan von Oeſterreich oder der Beruf, hiſtoriſches Gemälde in 5 Akten, nach dem Franz. des C. Delavigne von Dr. Bärmann. — 27) Die Cenci, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von P. B. Shelley, nebſt einer Lebensſkizze des Dichters von F. Adolphi. — 28) Paulus, eine Tragödie von W. Angelſtern. — 29) Claus Leuenberger, hiſtoriſches Drama in vier Abtheilungen von Schädelin.

Nro. 125.

Dramatiſche Literatur. 3) Theorie der Schauſpielkunſt, von E. Thürnagel. — 31) Euripides Werke, verdeutſcht von F. H. Bothe. — 32) Sophokles König Oedipus, überſ. und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Fr. Stäger. — 33) Eumenes, Trauerſpiel in 5 Akten von M. Porzer. — 34) Polykrates, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von W. Schnitter.

Nro. 126.

Sprachlehre. 5) Ueber die Kawiſprache auf der Inſel Java ꝛc., von W. v. Humboldt. — Jugendſchriften. 1) Deutſches Leſebuch für Schulen ꝛc., von C. Oltrogge. — 2) Deutſches Leſebuch für die mittlern Klaſſen, von A. H. Hirte. — 3) Litterature de la jeunesse et de l'age mur, par Vinet. — 4) Der phyſikaliſche Jugendfreund ꝛc., von W. F. A. Zimmermann.

Nro. 127.

Taſchenbücher auf 1838. Almanach für 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. — Bilderwerke. 1) Das maleriſche und romantiſche Deutſchland in 10 Sektionen mit 360 Stahlſtichen. 2te Sektion: Schwaben von G. Schwab mit 30 Stahlſtichen. — 2) Maleriſcher Atlas und beſchreibende Darſtellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausg. von Ed. Pöppig. — 3) Das Kaiſerthum Oeſterreich, beſchrieben von A. A. Schmidl. — Unterhaltungsſchrift. Bibliothek des Frohſinns. — Jugendſchriften. 5) Gellerts ſämmtliche Fabeln und Erzählungen, mit Vignetten von G. Oſterwald. — 6) Die reinſten Quellen jugendlicher Freuden ꝛc., von Werner. — 7) Jugendblätter, herausgeg. von Barth und Hänel. — 8) Die Fahrten und Abenteuer des kleinen Jakob Fingerlang, ein Mährchen von G. Kurz.

Nro. 128.

Sprachlehre. 5) Die deutſche Sprache und ihre Literatur, von M. W. Götzinger. — Naturgeſchichte. Sir W. Jardines naturgeſchichtliches Cabinet des Thierreiches. Aus dem Engl. von Dr. Dietzmann.

Nro. 129.

Mediciniſche Schriften. 1) C. W. Hufeland, Esquisse de sa vie et de sa mort chrétienne, par A. de Stourdza. — 2) Dr. C. W. Hufelands Leben und Wirken für Wiſſenſchaft, Staat, dargeſtellt von Dr. Auguſtin. — 3) Die Peſt des Orients, wie ſie entſteht und verbreitet wird, drei Bücher von Dr. Lorinſer. — 4) Die Influenza oder Grippe ꝛc. Eine von der mediciniſchen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisſchrift, von Dr. G. Gluge. — Jugendſchriften. 9) Deutſches Leſebuch für Schulen, von Oltrogge. — 10) Diutiska. Deutſche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueſte Zeit, von A. Rothnagel. — 11) Muſterſammlung deutſcher Leſeſtücke aus den vorzüglichſten Proſaiſten der neuern und neueſten Zeit für die reifere Jugend, herausgegeben von Zehender.

Nro. 130.

Mediciniſche Schriften. 4) Die Influenza oder Grippe. (Schluß.) — 5) Handbuch oder Encyklopädie der geſammten ſtaatsärztlichen Praxis ꝛc., von Dr. Wenzel. — 6) Mediciniſcher Almanach für das Jahr 1837, von Dr. Sachs.

Nro. 131.

Dramatiſche Literatur. 35) Trauerſpiele von Frhrn. v. Auffenberg. — Werke über Spanien. 1) Geſchichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16ten Jahrhundert. A. d. Engl. des Th. M'Crie überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. Pfleninger. — 2) Scenen aus dem Leben Caſtiliens und Andaluſiens nach Lord Fenling, der Herzogin von Abrantes und Chaho von Frhrn. von Biedenfeld. — 3) Die ſpaniſche Frage, oder wer iſt von Rechtswegen König in Spanien? Aus dem Franzöſiſchen. — 4) Grammatik der ſpaniſchen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche, von Profeſſor Poſſart. — Mediciniſche Schriften. 6) Mediciniſcher Almanach. (Schluß.)

Nro. 132.

Epiſche Dichtkunſt. Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. — Dramatiſche Dichtkunſt. 36) Des Hauſes Ende, Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von Dr. Nebel.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. Juli 1837.

Hinweg von jenen tauſend Zwingherrn wenden,
Rienzi, Mann des Volks, wir uns zu dir,
Beſtimmt Jahrhunderte der Schmach zu enden!
Du letzter Römer, Freund Petrarc's, Panier
Von Welſchlands Hoffnung! —

Byron.
Childe Harold.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

Von Julius Moſen.

Vorerinnerung.

Da wo die Weltgeſchichte zum Weltgerichte wird, beginnt das Amt des dramatiſch-tragiſchen Dichters. Da wo dem Gottesrichterſpruche ein Volk verfallen iſt, hat er das Amt des Referenten der Proceßgeſchichte mit Urthel und Entſcheidungsgründen. Die Geſchichte Roms iſt ein ſolcher Proceß. Rom war gerichtet: Cola Rienzi, der lezte Volkstribun der Römer, trug auf Wiederdurchſicht der Acten an. Es ward ihm gewährt, in kurzer Zeit im Auszuge Roms Geſchichte, von der Vertreibung der Könige an bis zu der ſchmachvollſten Kaiſerzeit, zu recapituliren; und wie er denn doch nur auf die alte Sündhaftigkeit ſeiner Tage, von welcher er ausgegangen war, wieder zurückkam, wurde er und ſeine Berufung zum lezten Mal verworfen. Hier drängt es ſich uns von ſelbſt auf, daß da der großartigſte Steff für die Tragödie gegeben iſt, wo die Weltgeſchichte ſelbſt eine ſolche in eigener Wiederholung geſpielt hat. Ich habe es gewagt, dieſen weltgeſchichtlichen Proceß, ohne rechts noch links zu blicken, in der Tragödie: „Cola Rienzi“ in dem Spiegel der Poeſie mit ſeinen bedeutendſten Entwicklungen vorzuführen. Ich ſtand im Dienſte des ſtrengſten Gerichtshofes: wie durfte ich wagen, an den Thatſachen und dem Spruche zu fälſchen? Deßhalb konnte und wollte ich keine Rückſicht nehmen auf die Parteien unſerer Tage. Dieſe werden über mich ſchreien, ohne zu erwägen, daß ich hier nicht Advokat war, ſondern nur Organ des Geſetzes, der Nothwendigkeit. Da ich meinem Beſchuldigten das lezte Urthel, dem er ſich unterwerfen muß, eröffnet habe, ſo iſt es mir erlaubt, einige Situationen ſeines Lebens aus den Acten zunächſt bekannt zu machen. Da eine jede derſelben eine beſondere Phaſe im Leben dieſes merkwürdigen Menſchen in flüchtigem Umriſſe zeigt, ſo dürften ſie ſeinen Charakter im Profil wie mit einer Bleifeder bezeichnen und ſo, wenn auch in noch farbloſen Zügen, ein Geſicht geben, und mithin andeutend ein Ganzes. Deßhalb darf ich hoffen, daß die Redaktion dieſen Fragmenten in ſolcher Eigenſchaft Raum gönnen wird.

I. Rienzi als Volksredner.

Scene aus dem ersten Acte.

Rom, das alte Forum.

(Es iſt Nacht.)

(Sciplone, Benedetto, Craſſo mit vielen Bürgern; Rienzi, von Facelträgern begleitet, erſcheint auf dem Poſtamente einer umgeſtürzten Säule; etwas tiefer hinter ihm Baroncelli.)

Rienzi.

Wo bin ich, Männer? Träume ich nur lebhaft?
Wo bin ich hingerathen? Dieſe Stelle —

Volk.

Das Forum iſt es!

Baroncelli.

Komme zu dir, Cola!

Rienzi.

Biſt du es, heil'ger Gnadenort, auf dem
Des Weltgeſchickes Würfel unſre Väter
Geworfen haben, daß der Erdkreis dröhnte?
Er iſt es noch, in ſeinem Elend noch!
Noch blickſt du auch herab, o Capitol,
Schweigſame Niobe, Cäſarenmutter!
Dich überfiel ein ſchweigend tiefer Jammer,
Seit Julius, dein liebſter Sohn, dir ſtürzte
Mit drei-und-zwanzig Wunden an die Bruſt!

Baroncelli.

Du packſt ſie wahrlich nicht! hol' anders aus!
Du biſt zu antiquariſch: ſey vernünftig!

Rienzi.

Wer biſt du, Menſch? Wer ſeyd ihr, Leute hier?

Volk.

Nun, Römer ſind wir! Römer!

Baroncelli.

Hörſt du, Cola?

Rienzi.

Seyd Römer ihr vom Todesſchlaf erſtanden,
Daß ihr das alte Forum wieder ſucht?
Doch ſeyd ihr nicht Geſpenſter? lebet ihr?
Weh über euch! Verhüllt die Angeſichter,
Verbergt euch in der Winkel dunkelſten,
Daß eure Schmach der Morgen nicht erblickt!
Denn wahrlich, dieſe Stelle iſt das Forum,
Das einſt geſehn die Zeit der Republik,
Gehört den Donnermarſch der Bürgerheere,
Die im Triumph heimkehrten aus der Ferne!
Doch jezt? O blicket nicht um euch! Doch jezt
Seyd ihr gefühllos, werdet blind dazu!
Ringsher verhüllte, tiefe Todesöde,
Geröll und Schutt, und über dieſem Graus
Empor vergeſſne Zeugen alten Ruhmes,
Schmuckloſe, einſamdüſtre Römerſäulen,
Verlorne, lebensmüde Waiſenkinder,
Die zu uns betteln ſtumm, doch ſchrecklich redſam!

Baroncelli.

Mit deiner Poeſie verdirbſt du Alles!

Volk.

Die alte Zeit! die alte Römerzeit!

Rienzi.

Ihr armen Sklaven, ſchlaft den Rauſch euch aus,
Daß nicht Colonna's Schergen mit der Peitſche
Euch mahnen an die Kette und das Joch,
In dem ihr einen Tag zum andern ſchleppt!
Iſt einer unter euch, der ſagen kann,
Er hab' ein Weib? Er lügt es wie ein Narr:
Colonna's Häſcher theilen es mit ihm.
Wer ſagt: das Blut in ſeinem Leib iſt ſein?
Er lügt es wie ein Schuft; denn jeder Morgen
Erſchrickt vor Leichen, die der Meuchelmord
Verächtlich an die Straße hat geworfen.
Verpeſtet iſt die Luft zu Rom, daß ſelbſt
Der heil'ge Vater euch verlaſſen hat,
Und um euch trauert fern in Avignon!
Pfui über jeden, der ein Römer iſt!
Er iſt ein Knecht von jedem Henkersknecht
Des Stefano Colonna, ſeines Herrn!

Volk.

Nieder mit dem Nero, dem Domitian!

Rienzi.

O, nennt ihn Nero nicht! Gieb uns, o Gott,
Doch wieder Nero und Domitian!
Der Druck war plötzlich, ſchneller noch vorbei;
Für Rom und Freiheit war der Tod vergönnt:
Sie mordeten den Leib, doch nicht die Seele,
Da alle beide jezt verloren ſind.

Volk.

In die Hölle mit ihm!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die nobeln Passionen.

Von W. v. Chézy.

Die ritterlichen Uebungen.

1. Die Reitkunſt und das Wagenlenken.

Unter allen den Fähigkeiten, welche ein ritterlicher Mann ſich zu erwerben und in hohem Grade anzueignen

hat, nimmt die Kunſt, ein Roß zu bändigen und zu leiten, die erſte Stelle ein, wie ſchon aus dem Umſtand hervorgeht, daß die Bezeichnung eines Ritters nicht nur in der deutſchen, ſondern auch in den romaniſchen Sprachen ſich davon herleitet; denn wie die ritterlichen Uebungen überhaupt dazu dienen, die Kraft und Anmuth des Körpers zu entwickeln, ſo zeigt ſich gewißlich der Glanzpunkt dieſer Entwicklung, wenn ein kecker Reiter frei und leicht im Sattel ſizt und ein unbändiges Roß nur durch ſeinen Willen zu lenken ſcheint, während keine der Kraftanſtrengungen ſichtbar wird, deren es allerdings dabei bedarf. Einen guten Reiter halten Männer unwillkührlich für kühn und kriegeriſch, und Weiber mögen ihm ſchwerlich widerſtehen, denn er ſcheint, hoch zu Roß, ſich eben dadurch als den Inbegriff aller Mannhaftigkeit auf unzweifelhafte Weiſe anzukündigen.

Das edle Roß iſt ſeit uralten Zeiten des tapfern Mannes treuer Freund in Krieg und Jagd. Den Völkern des Alterthums galten die erſten Reiter für höher als gewöhnliche Menſchen begabte Weſen, und ihr Angedenken erhielt ſich in den Sagen von den Centauren; ſo hielten auch die kindlichen Bewohner der neuen Welt die berittenen Spanier für das, was ungefähr die Griechen unter ihren Centauren verſtanden. Die Gelehrten behaupten, das Pferd ſey weit eher zum Ziehen als zum Tragen verwendet worden, ſelbſt in der Schlacht, und für dieſe Anſicht ſprechen die Homeriſchen Geſänge, die Moſaiſchen Bücher und die Bildwerke in den Ruinen von Perſepolis; ſomit wäre alſo die Fahrkunſt, oder wenigſtens ihre Ausbildung als noble Paſſion, bei weitem älter als die des Reitens, und Achilleus, der Roſſebändiger, das klaſſiſche Vorbild aller edeln Wagenlenker.

Für des Pferdes urſprüngliches Vaterland wird das innere Afrika gehalten, von wo es nach Egypten kam und dann erſt nach Arabien und Perſien. Unter den afrikaniſchen Racen gelten die Berberroſſe und die hohen Dongolapferde für die beſten; doch dieſen werden die aſiatiſchen vorgezogen, vor allen die arabiſche Zucht, dann die perſiſche und türkiſche. Von den arabiſchen ſtammen die jetzigen ſo koſtbaren engliſchen Pferde, vor allen die Renner, welche, aus reinem aſiatiſchen Blute, ſo ſehr durch die Zucht veredelt worden ſind, daß ſie theilweiſe ihre morgenländiſchen Vorfahren übertreffen, dann die verſchiedenen Kreuzungen von Voll- und Halbblut, aus denen unter andern das Jagdpferd von Leiceſterſhire abſtammt, zulezt das gewöhnliche Zugpferd, das urſprünglich aus einer Kreuzung einheimiſcher Zucht mit Vollblut kommen mag und wiederum zu Erzielung neuer Veredlung dient. In Frankreich ſind die normänniſchen Pferde die edelſten, in Spanien die andaluſiſchen, die zur Zeit der mauriſchen Herrſchaft durch afrikaniſche veredelt worden. In Ungarn findet ſich eine vortreffliche Zucht, ſo wie in Rußland und Polen, und in Deutſchland wird in neuern Zeiten ſo viel dafür gethan, daß das Werk der Veredlung rüſtig vorwärts geht. Im Norden gelten die holſteiniſchen Roſſe am meiſten, und ſie kommen auch bis zu uns als Reiſe- und Wagenpferde; im Süden ſind keine ſchöneren Racen zu finden, als die würtembergiſchen, welchen jedoch in Dauerhaftigkeit bereits die erſt ſeit Kurzem ſich veredelnde Zucht auf der badiſchen Hardt ſich an die Seite ſtellen läßt.

Unſern ſchwergepanzerten Vorfahren galten die ſtarken Roſſe, wie z. B. heute noch Burgund ſie zieht, mehr als die flüchtigen Renner, und es mußte ſicherlich auch ein ſchweres Pferd ſeyn, das den eiſernen Mann im Sattel und den Harniſch über Stirn und Bruſt dazu zu tragen vermochte. Die Schnelligkeit der Roſſe unter leichtbewaffneten Reitern bot daher den Sarazenen und Mauren große Vortheile gegen die abendländiſche Ritterſchaft, den Türken gegen die Vertheidiger Wiens im Jahr 1529, und erſt nach dem dreißigjährigen Krieg, in welchem die rohen Horden der ungariſchen Huſaren und der Croaten als leichte Reiterei, gleich den jetzigen Koſaken, ihre Rolle geſpielt hatten, ſcheint in der europäiſchen Kriegskunſt der Dienſt der leichten Kavallerie ſeinen eigentlichen Anfang genommen zu haben, und mithin auch die höhere Reitkunſt, wie ſie noch beſteht; doch iſt wohl zu verſtehen, daß die Vorfahren ehrenhafte Reiter waren, denen die Nachkommenſchaft es allein durch die Gewandtheit der Pferde zuvorthut, und daß zu derſelben Zeit, da Frundsberg dem Fußvolk zuerſt ſeine Wichtigkeit verlieh, der Nürnberger Ritter Löffelholz bereits auch die bayeriſchen Reiter auf eine Weiſe ordnete und führte, welche den Anforderungen der ſich neu geſtaltenden Kriegsführung zu entſprechen begann, und aus welcher ein Geiſt ſich entwickelte, den vor Allen die Schaaren bayeriſcher Chevaurlegers noch unter Napoleons glorreichen Adlern, und dann gegen dieſe Adler in voller Kraft darthaten.

Der kriegeriſche Adel ſchälte ſich aus den mehr als überflüſſig gewordenen centnerſchweren Hüllen von Erz, ließ den ungelenken Rennſpieß und das ungefüge Schwert mit dem Doppelgriff fallen und fand in der neuen Waffe, dem durch das Gefäß wohlverwahrten Degen auf Hieb und Stoß, zugleich auch den Schienenhandſchuh und den Schild wieder; die leichte Carrouſſellanze diente beim Ringelrennen, nicht die Kraft, wohl aber die Gewandtheit des Reiters zu beweiſen, der nun auch in ſtrengem Lauf, wie die gepanzerten Vorfahren ihn nie gekannt, den hölzernen Mohrenkopf von ſeinem Geſtell entweder mit dem Fauſtrohr ſchoß oder mit dem Rappier ſchlug.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Eisenbahnen. Die Post.

Vom Wetter nur zwei Worte. Zum Troste im überstandenen schrecklichen Frühling erzählte uns ein alter Militär aus Friedrichs Zeit, wie 1785 bei einem letzten, großen Manöver des großen Königs die Elbe noch zu Ende Mai's mit Eis so bedeckt war, daß ein Kavallerieregiment hinüber reiten konnte, und es brach nicht. Lafayette ritt damals in Friedrichs Suite. Es ward noch ein fruchtbares Jahr. Der Sommer ist endlich herrlich aufgegangen und kann auch diesmal alle Besorgnisse zu Schanden machen. — Auch abermals über unsere Eisenbahnen, und nicht viel mehr als nichts, Ihnen berichten zu müssen, stehe ich an. Es sieht da noch immer so grau aus, wie Anfangs Juni's mit dem Wetter. Aber ich entsinne mich, daß das Morgenblatt, als die Dampfschiffe aufkamen, jahrelang Berichte über die gelungenen Versuche gab. Bei so hochwichtigen Gegenständen kann auch die Conversation von den Gesetzen des guten Tons eine Ausnahme machen, und dasselbe Thema immer wieder vorbringen. Wie gesagt, es sieht in diesem Augenblicke damit grau und flau aus. Nicht daß eine Reaktionspartei gegen die Idee gesiegt hätte; im Gegentheil, die Nothwendigkeit ist anerkannt. Aber es ist ein trübseliger Parteienkampf geworden über das Wie, Wo und Wann, ein Spiel der Intriguen; man denuncirt sich wegen Intentionen, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben, und das Publikum muß leider glauben, daß diese Insinuationen richtig, und viele Unternehmungen von denen, die an der Spitze stehen, nur als Börsenspekulationen aufgebracht sind. Nur die Stettiner Bahn scheint mit Umsicht, wenn gleich langsam, gefördert zu werden. Nicht Papierspekulanten, sondern Kaufleute, denen der beschleunigte Verkehr zwischen Stettin und Berlin die Hauptsache ist, stehen an der Spitze. Die Risaer möchten eben so solid handeln, aber Rothers Abgang hat dies Unternehmen in's Stocken gebracht, hoffentlich nur auf kurze Weile. Daß die hohen Behörden jezt zaudern, darf nicht mehr unbilliger Mißgunst zugeschrieben werden; es ist die natürliche Wirkung des im Publikum hervorgerufenen Mißtrauens gegen Unternehmer, die sich als Comité constituiren, durch nichts anders berufen als ihren Willen und den Muth, vor dem Publikum zu erklären, daß sie es sind. Nun soll noch einmal, so heißt es, bevor ein Schritt zur That geschieht, eine Generalcommission ernannt werden, die den Zusammenhang aller und die Wichtigkeit, Nützlichkeit und Räthlichkeit der einzelnen projektirten Bahnen zu prüfen hat. Darüber wird abermals ein Sommer verloren gehen, der wenigstens zu Erdarbeiten günstig ist. Daß die erst concessionirte Bahn nach Potsdam, die bisher nur als ein Stein des Anstoßes für andere sich gezeigt, welche sich nicht mit ihr vereinigen wollen, später ertheilten Concessionen nicht nachtheilig werde, darf man wenigstens hoffen. Die directe Verbindung mit Leipzig bleibt für Berlin und ganz Preußen der wichtigste Moment. Die Vortheile, welche möglicherweise eine Bahn dahin über Halle dem Staate deßhalb bringen könnte, weil sie länger im Lande ginge, sind theils imaginär, theils kommen sie mit denen, welche ein directer Verkehr verspricht, in keinen Vergleich. Wer hätte, als die hochherzige Anregung zu einem allgemeinen deutschen Zollverbande in's Leben trat, gemeint, daß solche Rücksichten einige Jahre später wieder in Anschlag gebracht werden dürften!

In der Postverwaltung will sich in diesem Sommer ein eigenes Leben regen. Wie den Eisenbahnen zum Trotz werden schnelle Personenwagen von Berlin aus nach allen besuchten Punkten in den Provinzen errichtet, in denen man in derselben Zeit, mit ähnlicher Bequemlichkeit und für das halbe Geld wie in den Diligencen fährt. Diejenigen, welche in dieser Einrichtung eine Polemik gegen die Lohnkutscher erblicken wollen, und es nicht billigen mögen, daß die Post auch das Monopol der Personenfuhren an sich reißt, bedenken nicht, daß es mit dem bisherigen Lohnfuhr- und Hausdererwesen ohnedies bald aus ist. Wenn Eisenbahnen da sind, steigt Niemand mehr in einen Hauderer-wagen, ohne daß ich deßhalb wie Manche fürchte, daß die Fuhrleute Hungers sterben werden. So mag diese neue Einrichtung Seitens der Post eher als eine wohlthätige Anmahnung für diese Gewerbsleute angesehen werden, daß sie bei Zeiten nach einem andern Verdienste sich umsehen. Tadeln mögen es daher auch Einige, daß die Post den Fuhrleuten, welche bestimmte Touren zu bestimmten Zeiten machen, die Erlaubniß verweigert, unterwegs frische Pferde zu nehmen, und so mit den Personenwagen der Post zu wetteifern, welche es darf und thut; denn was wird den armen Hauderern dereinst das Relaislegen helfen, wenn die Dampfwagen auf den Eisenschienen fliegen? Ich sehe deßhalb nur eine Humanität darin, wenn sie systematisch auf den geringeren Verdienst präparirt werden, der ihnen bevorsteht, wenn die Eisenbahnen gelegt sind. So wenigstens erkläre ich mir eine festgesetzte Maßregel, welche Einigen, die überall das Arge aufsuchen, als drückende Tendenz erscheint, einen großen Gewerbszweig an sich zu reißen und zum Monopol zu machen. Und wäre das auch, ja wäre auch das Odium begründet, welches die Postverwaltung jüngst durch die Hindernisse, die sie den Eisenbahnen in den Weg legt, sich zugezogen, so sollte man doch bedenken, was wir der jüngsten Postverwaltung verdanken, und darüber ein Auge zudrücken, wenn sie nun selbst damit zufrieden ist und, was erreicht ist, für das Erreichbare hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ich spende meine reichen Gaben,
Ihr mögt sie wollen oder nicht,
Und schütte, wollt ihr sie nicht haben,
Wohl gar sie grob euch in's Gesicht.

Man schilt mich über meinen Launen,
Weil eben selbst man launig ist,
Und fehlten sie, wie würde staunen,
Wer meinen Werth sonst leicht vergißt!

Denn Allen, die mich oft gescholten
Und mich verwünscht in eitelm Zorn,
Hab' ich mit Wohlthun oft vergolten
Aus meinem unerschöpften Born.

Doch was ich mag im Schilde führen,
Verberg' ich auch den weisen Herrn,
Die, meine Zukunft auszuspüren,
Sich müh'n und wüßten's gar zu gern.

Und wollt' ich um das Volk mich kümmern
Und hätte keinen Wunsch versagt,
Wie würden bald die Thoren wimmern,
Die mich zu meistern frech gewagt!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. Juli 1837.

Con. — You have good judgment in horsemanship.
Dau. — Be warned by me then: they that ride so, and ride not warily, fall into foul bogs.

Shakespeare.
Henry V.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortſetzung.)

Leicht iſt zu ſagen, wie einer reiten ſoll, und es ſind Bücher darüber geſchrieben worden, nach denen der Hypochonder auf ſeinem Leſeeſel einen Gaul ſoll tummeln lernen; aber Wiſſen iſt lange noch nicht Können, das ſeht ihr an dem Schulfuchs, der, Döbels ganze Jägerpractika im Leibe, einmal in den Wald hinaus kommt, den er vor lauter Bäumen nicht ſieht; er hat geleſen, daß der nicht fehlen könne, welcher ſein Gewehr ſo und ſo halte und führe, und erfährt nun zu ſeinem Leidweſen, daß die Thiere, welche daher kommen, ihm nicht einmal Zeit laſſen, ſie recht zu betrachten und zu erkennen, viel weniger, ſie nach der gedruckten Anweiſung auf's Korn zu nehmen, und er ſchlägt ſich ärgerlich vor die Stirn, wenn er erfährt, daß das artige rothe Hündchen, das ſo zutraulich an ihm vorbei ſpazierte, Niemand anders als der berüchtigte Reineke in eigener Perſon geweſen; und ſo geht es auch mit der Anweiſung, hinter dem Ofen ein Reiter zu werden. Da heißt es: ſetz' dich gerade in den Sattel, Bruſt heraus, Bauch hinein, feſten Blickes zwiſchen den Ohren des Pferdes durchſchauend, die Fauſt mit den Zügeln ſtät über dem Sattelknopf, Schenkel und Knie feſt anliegend, die Waden beweglich, die Füße in den Bügeln etwas ein- und aufwärts gekehrt; willſt du rechts lenken, ſo wende die Fauſt zur Rechten aufwärts und gieb die Hülfe mit der linken Wade, links, wende die Fauſt abwärts und gieb die rechte Wade, und wie die Regeln alle noch heißen mögen, durch welche, ohne weitere Uebung, es einer wohl dahin bringen mag, mit leidlichem Anſtand auf dem hölzernen Pferd eines Pratercarouſſels ſich zu zeigen. Den Lehrbüchern folgen die Manegen ſpekulativer Pferdeverleiher in Reſidenzen, Handels- und Univerſitätsſtädten, darinnen in ſechs-und-dreißig Unterrichtsſtunden der Student und der Kaufmannsdiener ſo weit gefördert werden, daß ſie, ohne ſonderliche Gefahr, ſich lächerlich zu machen, auf einem lebensmüden Miethgaul vor's Thor ſich wagen dürfen, oder an hellen Sonntagsnachmittagen zu den ländlichen Vergnügungsorten der Städter, wo ſie mit einem gewiſſen Stolz anlangen, wenn es ihnen unterwegs glückte, ein paar Miethwagen zu überholen oder gar einen lateiniſchen Reiter, der über ſeinen Sattelknopf Betrachtungen anſtellte und alle Augenblick nachſah, ob er die Bügel nicht verloren. Dieſe junge Cavallerie auf Miethklepperrn, zu der auch noch unter andern die Gehülfen der Apotheker und Barbiere zu gehören pflegen, begibt ſich thörichterweiſe, indem ſie zu Roß Parade machen will, mancher Vortheile, welche ſie zu Fuß ſehr wohl behaupten könnte; denn indem ſie gar oft dadurch Eroberungen zu machen gedenkt, ſezt ſie vielen Mädchen von ſtiller

Erziehung und höchſt beſcheidenen Wünſchen in den Kopf, daß ein Reiter zärtlicher Gunſt beſonders würdig ſey; ſie drängt mit Gewalt die Schönen zum Vergleichen, und nun hat der edle Junker auf dem muthigen Roß, und vor allen der blanke Reiteroffizier vollends gewonnenes Spiel, ſo daß auch hier wiederum zu merken iſt, wie das Ueberſchreiten der gezogenen Grenzen ſich durch ſich ſelbſt beſtraft.

Die echte Reitkunſt lernt ſich entweder durch die Uebung von Kindheit auf, wenn derſelben die Rathſchläge und Anweiſungen der Erfahrung zu Hülfe kommen, oder durch ſchulgerechten Unterricht, dem ſich ſpätere Uebung geſellt; auf die erſtere Weiſe wird Geſchlecht um Geſchlecht der Reitervölker erzogen, auf die andere meiſt die edle Reiterei in unſerm Vaterlande, obſchon es auch bei uns nicht allzuſelten vorkommt, daß ein Knäblein ſo zu ſagen im Sattel aufwächst. Bei uns iſt es übrigens leichter, die Reitkunſt, verbunden mit Pferdeliebhaberei, als noble Paſſion zu betreiben, wie etwa in Südamerika, wo der Bettler zu Roß um eine milde Gabe fleht, oder in den Ebenen Ungarns, wo jeder Hirtenknabe ein geborner Hußar und von Natur ſchon ein kecker Wagenlenker iſt, ſo daß, um dort etwas Auffallendes zu leiſten, nichts mehr übrig bleibt, als übermüthig genug zu ſeyn, um ſtündlich Hals und Bein zu wagen, und dabei das Glück zu haben, den Hals wenigſtens nicht völlig zu brechen.

Bis zu der äußerſten Grenze des überkecken Reitens und Fahrens hat es in unſern Zeiten der ungariſche Graf Sandor gebracht und dabei ſo ſonderbare Abenteuer beſtanden, daß ſelbſt diejenigen geneigt ſind, ſie für unmöglich zu halten, welche den edlen Reiter oft und an vielen Orten zu ſehen Gelegenheit hatten. Er hätte auch in der That gewiß viele ſeiner Wageſtücke unterlaſſen müſſen, wenn nicht ſeiner vollendeten Kunſtfertigkeit eine ſeltene Naturgabe zu Hülfe käme, nämlich die Fähigkeit, ſich den Pferden ganz verſtändlich zu machen, ſich ihrer intellectuellen Kräfte zu bemeiſtern und ſie auf dieſe Weiſe zu allem zu bewegen, wozu tauſend andere eben ſo ausgezeichnete Reiter ſie vielleicht nicht bringen würden. Uebrigens behauptet man, der edle Graf ſey manchmal dem Halsbrechen ſehr nahe geweſen, habe den oder jenen Knochen da und dort in der That zerſchellt und müſſe ein Bein in künſtlichen Schienen tragen, um aufrecht gehen zu können. Wir wollen nur ein paar ſeiner bekannteſten Wagſtücke und Kraftäußerungen anführen, einzelne Züge zu dem Bilde eines ausgezeichneten Charakters, den in andern und höhern Beziehungen zu ſchildern, dem Plane dieſer Blätter ferne liegt; doch ſey uns vergönnt zu bemerken, daß der Held dieſer Abenteuer ein in allen Stücken vollkommener Cavalier iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

(Fortſetzung.)

Rienzi.

Was ſagt ihr von der Hölle? Iſt nicht Rom
So voll von Meineid, Sünde, Wuſt und Laſter,
Voll Greuel, Raub, Verfolgung, Qual und Mord,
Daß ſelbſt der Hölle Grauſen gegen Rom
Ein blumig, freundlich Paradies erſcheint?
Dort iſt Gerechtigkeit, doch nicht in Rom,
Dort iſt nur Strafe, doch Gewaltthat nicht;
Dort ſind ſich alle armen Sünder gleich,
Rom aber hat noch die Patricier,
Rom aber hat noch Stefano Colonna!

Baroncelli.

Du redeſt wie ein Gott! Schür' zu! Schür' zu!

Volk.

Das gute Recht! das alte gute Recht!

Rienzi.

Das gute Recht? O wüßtet ihr davon!
Es würde jeder Tropfen Blut in euch
Rebelliſch werden und nach Waffen ſchreien!

Volk.

Rienzi, ſprich! das Recht! das gute Recht!

Rienzi.

Gerettet wunderbar im Sturm der Zeiten
Liegt auf dem Capitol die eh'rne Tafel,
Darauf die herrliche Lex regia,
Mit der das Volk Veſpaſian, dem Kaiſer,
Das Recht ertheilt, doch nur auf Lebenszeit,
Geſetz zu geben und den Römergarten,
Italia, zu mindern und zu mehren,
Und ab- und einzuſetzen Könige,
Herzöge, Grafen, Obre nach Belieben.
Das iſt das Recht von Rom und unſer Recht,
Das unverjährbar iſt wie Luft und Meer.

Volk.

Wir wollen unſer Recht, das Römerrecht!

Rienzi.

So frag' ich euch, die ihr verſammelt ſeyd:
Iſt hier das rechte, echte Volk von Rom?

Volk.

Wir ſind das Volk von Rom, wir ſind die Römer!

Rienzi.

So habt ihr, Römer, die Gewalt und Macht,
Aus eurer Mitte den Tribun zu wählen,
Daß er dem Unrecht wehrt, das Recht bewahrt.
Das Volk hat den Beſchluß, ſo wählt, ihr Männer!

Volk.

Rienzi, der Tribun, Rienzi, Volkstribun!

II. Rienzi als Tribun und Richter.

Scene aus dem zweiten Act.

Ein Zimmer auf dem Capitol. Der Hintergrund iſt mit einem Vorhang verhangen.

Rienzi.

Ha, Tagesanbruch? Hab' ich nicht befohlen,
Zu dieſer Friſt mir den beſtohlnen
Toskaner vorzuführen?

(Lictoren bringen Filippo herein.)

Sieh, er kommt!

Filippo.

Verzeihe mir, Tribun!

Rienzi.

Begehrteſt du
Nicht zu verſuchen die Gerechtigkeit?

Filippo.

Vergieb!

Rienzi.

Ich bin nur Richter, Kläger du.
Trag' in der Ordnung deine Sache vor.

Filippo.

Leg' kein Gewicht darauf! Ich konnt' nicht glauben,
Daß Rom, wohin kein Reiſender gekommen
Seit ew'ger Zeit, der nicht geplündert worden
Oder beſtohlen auf dem freien Heerweg,
So gut wie in der Stadt, ſelbſt in den Kirchen,
Daß Rom, mit dem wir fremden Handelsleute
Abbrechen mußten jeglichen Verkehr,
An das Mirakel konnte ich nicht glauben,
Daß Rom auf einmal ehrlich worden iſt.

Rienzi.

Weiter!

Filippo.

Nun jezt Florenz vernommen hatte,
Daß du hier wieder Recht und Ordnung ſchaffſt,
Beredet mich Anſelmo, der mein Freund
Und Vetter iſt, an Gold- und Silberwaaren
Ein Weniges hier auf den Platz zu bringen.

Rienzi.

Und ſicher war die Straße?

Filippo.

Zum Verwundern!

Rienzi.

Doch wurdeſt du beſtohlen hier in Rom?

Filippo.

Mein Vorwitz ward beſtraft; ſo muß es ſeyn!
Denn wie wir das Gewölbe eingerichtet,
Durchſtrich ich mit Anſelmo hier die Straßen
Und freute mich der wunderbaren Ordnung,
Die überall wir fanden; ſelbſt Florenz
Hat noch ſo gute Zeiten nicht erlebt.
So kamen wir denn auf den Platz Navona
Und ſahen eine Säule dort errichtet,
Daran zwei reiche, ſchwere, goldne Spangen
Ganz los an einen Nagel hingehängt,
So recht verlockend und ergreifbar Jedem,
Der flüchtig dort vorüberſtreifen mag;
Und Leute, die dort ſtanden, ſagten uns,
Daß du zum Zeichen, wie der beſte Staat
Geſäubert ſey von Räubern und von Dieben,
Frei hingehangen den koſtbaren Schmuck,
Und unberührt wär' er bis jezt geblieben.
Da wiederum beredet mich mein Freund,
In ſeiner Weiſe neckhaft und voll Laune,
Noch meine goldne Kette hinzuhängen,
Um zu erproben, ob auch fremdes Gut
So ſicher ſey in Rom, wie deine Spangen;
Es war ein Scherz.

Rienzi.

Und deine Kette aber?

Filippo.

Nun ja, am nächſten Morgen war ſie weg.

Rienzi.

Geſtohlen?

Filippo.

Freilich! Ja!

Rienzi.

Und war daran
Ein Merkmal, ſie auch ſpäter auszufinden?

Filippo.

In ihrer Mitte war ein Medaillon,
Darauf das Bildniß meines Jugendfreundes,
Anſelmo's eben, den ich ſchon genannt.

Rienzi (überreicht ihm die Kette).

Hier iſt die Kette mit dem Medaillon,
Und dort das Haupt des Diebes, der geſtohlen.

(Der Vorhang wird aufgezogen. Man ſieht den Scharfrichter mit dem Beile ſtehen und ein Haupt emporhalten.)

Filippo.

Herr Gott im Himmel!

(Der Vorhang wird wieder zugezogen.)

Rienzi.

Haſt du das Haupt erkannt?

Filippo.

Anſelmo! Armer Freund!

Rienzi.

Und zweifelſt du,
Daß die Gerechtigkeit in Rom erſtanden?

Filippo.

Du großer und entsetzlicher Tribun,
Ich lieg' vor dir vernichtet wie ein Wurm!

Rienzi.

Kehr' ruhig heim und grüße mir Florenz!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Frühjahr und Sommer.

Nach dem regnichtsten und unbeständigsten Frühling, den vielleicht jemals die römischen Fluren sahen, ist der Sommer plötzlich eingetroffen und beginnt seine Rechte geltend zu machen. In den Kirchen wurden öffentliche Gebete gehalten, um eine Aenderung des Wetters vom Himmel zu erflehen: man fürchtete Mißwachs, wenn es so fortwährte, und der Mangel an Getreide wurde plötzlich fühlbar. Das Brod stieg zu einem ungewöhnlichen Preise; sey es, daß, wie man selbst mit Bezeichnung angesehener Personen munkelte, die Kornhändler ihre Speicher nicht öffnen wollten, weil sie auf größern Gewinn rechneten, sey es, weil man in den Marken ernstlich besorgte, es möchte ein trauriges Jahr kommen, und diese kornreichen, aber geldarmen Provinzen ihre eigenen Vorräthe nicht entbehren können. Die ursprünglichen, von der Regierung getroffenen Maßregeln, worunter eine Prämie auf die Einfuhr, fruchteten verhältnißmäßig wenig, und man sah sich genöthigt, das Ausland zu Hülfe zu rufen. Es ist wahr, eine ängstliche Verlegenheit war eingetreten, und die Aussichten waren nicht die erfreulichsten. Vierzehn Tage schönes Wetter haben alle Besorgniß gehoben. Seit dem Frohnleichnamstage zeitigt der Sonnenstrahl mit Macht die Aehren. Die Heuernte ist zu Ende; um Johannis dürfte man mit dem Getreide beginnen. Daß in der Campagne der Anbau desselben nicht bedeutend ist, weiß man. Von etwa 83,000 Rubbien anbaufähigen Landes werden, der gewöhnlichen Berechnung nach, in den günstigsten Jahren vielleicht 28,000 wirklich angebaut. Jetzt wird über Mangel an Händen geklagt. In gewöhnlichen Zeiten ist es nicht immer leicht, in den Bergen die zureichende Zahl Schnitter zusammenzutreiben, die geneigt sind, in vielen Fällen die Gesundheit, in manchen auch das Leben an den Erwerb zu setzen, welchen die Ernte in den krankheitschwangern Niederungen ihnen bietet, wo sie eine schwüle, dicke, drückende Luft, die das Athmen erschwert, und ein gefahrdrohendes, unbeschütztes Lager in kühlen, thauigen Nächten gegen ihre gesunden Gebirgswohnungen eintauschen. Die aus dem Neapolitanischen, welche die Hälfte der Arbeiter auszumachen pflegen, bleiben aus, der Grenzsperre wegen, welche, um des nunmehr erneuten stärkern Auftretens der Cholera willen, stets fortdauert, und zu deren Aufhebung nicht die geringste Aussicht vorhanden ist. Die Campagne selbst ist menschenleer, und der Römer, auch wenn die Noth ihn treibt, will von Beschäftigung dieser Art nichts wissen. Einestheils fehlt ihm gänzlich die Uebung; denn alle diese Arbeiten im größern Maßstabe werden hier Jahr aus, Jahr ein von Fremden verrichtet, die zu bestimmten Zeiten ihre Wanderungen nach der römischen Ebene in Zügen antreten. Es ist ein immerwährender Wechsel, ein unaufhörliches Ab- und Zuströmen unstäter Bevölkerung. Auf der andern Seite hat der Römer eine so eingewurzelte Angst vor der Aria cattiva, mit der freilich nicht zu scherzen ist, daß er für eine jede im Felde zugebrachte Stunde einen Tag im Fieberhospital von S. Spirito zu schmachten fürchten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Ueberschwemmung. Duell. Heirath des Herzogs von Orleans.

Die große Handelscrisis hat unsere Stadt nicht bedeutend getroffen; nur kleine Rückschläge sind erfolgt. Wenn der Papierhandel still ist, so ist der Grund besonders in der Verwendung der Capitalien auf Eisenbahnaktien und andere einheimische Unternehmungen zu suchen. Das Unglück der Ueberschwemmten in der Kaufchner Niederung hat hier lebhaftes Interesse und Theilnahme erregt. Herr v. Holtei hat für die Verunglückten eine außerordentliche dramatische Vorlesung gehalten. Auswärts sagte mir zwar ein hochgestellter Beamter, Ueberschwemmungen der Art seyen ein Glück für die Ueberschwemmten, weil sie das Land befruchteten (ob mit den Cadavern der umgekommenen Menschen und der Hunderte von Hausthieren?); so trefflich diese neue humane Theorie seyn mag, hängt das hiesige mildthätige Publikum bis jetzt doch glücklicherweise noch an der alten Praxis. — An einheimischen Calamitäten fehlt es auch nicht. Ein unglückliches Duell zwischen zwei Kammergerichts-Referendarien hat in vier angesehene Familien tiefe Betrübniß gebracht. Der erste Pistolenschuß tödtete den einzigen Sohn eines geachteten Beamten; die Wirkungen auf die Angehörigen des Siegers und beider Sekundanten sind in ihren Folgen wohl noch niederschlagender. Wenn man das erste unsaubere Motiv, die geringfügige Veranlassung, und den Umstand, daß Beide bisher Freunde waren, so wie, daß der Beleidiger noch auf dem Platze seine Beleidigung zurücknahm, zusammenhält, so erscheint der ganze Vorfall geeignet, die ganze Barbarei der alten Ehrengesetze und ihr Mißverhältniß zum gegenwärtigen Zustande unserer Cultur in schreiendes Licht zu stellen. So wird denn der Vorfall auch in Berlin betrachtet.

Von großen Staatsaktionen nichts; Sie müßten denn hierhin die Theilnahme rechnen, die sich hier laut für die Vermählung in Fontainebleau ausspricht. Die französischen Prinzen sind seit ihrem Besuch die Lieblinge unsers Publikums. Für eine liebenswürdige deutsche Prinzessin von freiem Geiste versteht sich in einer loyalen Stadt das Interesse von selbst, wenn man ihr auch gern das Blumenabpflücken auf dem Schlachtfelde von Valmy geschenkt hätte. Die Heirath ist ein Symbol des Friedens für Europa; für uns hat die Art, wie sie zu Stande kam, die freudigste Bedeutung, da sie auf's Neue den großherzigen Sinn und den mild waltenden Geist eines Fürsten bekundet, dessen väterliche Liebe und Fürsorge jetzt nicht mehr Preußen allein dankend anerkennt. Von den darüber gewechselten Schriften sind nur Klänge in's Publikum gekommen, obschon das ganze Verhältniß klar und unter allen Gebildeten nur Eine Stimme darüber ist. — Die lange unterhaltenen und immer wieder aufgefrischten Gerüchte von einem preußisch-russischen Uebungslager bei Tettow sind ohne allen Grund. Fernseher hatten sogar schon die russische Flotte bei Swinemünde observirt, welche die Truppen an's Land setzen sollte. So verbreitet und geglaubt war übrigens die Sache, daß eine hochgestellte Person auf Befragen darüber äußerte: alle Welt wisse davon, nur zwei Personen nicht, die es doch wissen müßten, der Kaiser und der König.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 4. Juli 1837.

— Wenn noch Blätterzier
Je auf dem morſchen Freiheitsſtamm gedeiht,
Sey ſie als Kranz auf deinem Grabe hier,
Du Forumskämpfer, Volkshaupt, dir geweiht,
Du neuer Numa, der geherrſcht zu kurze Zeit!

Byron.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

(Beſchluß.)

III. Rienzi als Herrſcher.

Scene aus dem dritten Acte.

Rienzi (in koſtbarem Gewand und Schmuck allein).

Oft wenn ich ſtundenlang als Knabe noch
Still dort geſeſſen an dem Strand der Tiber,
Indeß die goldnen Wogen mir erzählten
Die dunkelwilden Mährchen alter Tage:
Wie einſt der Anio einhergebraust
Vom Sieg der Römer mit Sabinerleichen,
Eh' noch der Siegesbote Rom erreicht;
Wie einſt Horatius Cocles dort die Brücke
So lang vertheidigt, bis ſie hinter ihm
Gebrochen und das Römerheer gerettet,
Und er allein verloren, nicht verloren,
Mit Waffen und mit Wunden in die Fluth
Hinabgeſprungen und zur Stadt geſchwommen —
Da ſchlug mir, einem Knaben, durch die Glieder
Ein wunderſamer, todesfreud'ger Schauer,
Und in den Strom warf ich mich ſelbſt hinein,
Die Wogen drückt' ich brünſtig an die Bruſt,
Querdurch mich ringend zu dem andern Strand.
Ich blies vor mir den Schaum in wilder Luſt,
Ich ſtreichelte des Fluſſes Löwenmähne
Und ſprang mit Jubel hoch am Ufer auf,
Und Freiheit ſchrie ich und Victoria,
Und warf mich lachend, weinend auf die Erde.
Und als ich Mann geworden, ſaß ich wieder
Am großen Tiberſtrom der Zeit in Harm
Und Qual der ungeſtillten Thatenluſt,
Und ſtürzt' mich wieder in des Stromes Wogen,
Mit ſtarkem Arm die Fluthen unterjochend,
Und ſpringe wieder hoch am Ufer auf
Und ruf' dem Erdkreis zu: Victoria!
Ich hab' den alten Römergott geweckt;
Mit ſeinem rechten Fuß, Italien,
Steigt wieder auf den Nacken dieſer Erde
Jupiter Terminus.
Cäſaren nannten ſeine Söhne ſich,
Ich bin ſein Sohn vom Wirbel bis zur Zeh!
In niedrer Hütte bei St. Thomä Kirche
Unſern der Synagoge war mein Vater
Stellmacher, Wäſcherin die treue Mutter;
Es fehlte oft das Brod auf unſerm Tiſch,
Der kleinen Lampe Oel, die Sorge ſaß
Als Spielgefährtin neben meiner Wiege;
Ich aber ſtarrte wie ein junger Aar
Mit kühnen Augen in die helle Sonne.

Ich hatt' nicht Freude an dem Lärm der Jugend,
Denn einem großen Schicksal schlich ich nach.
Und nun auf einmal dieser Strom des Glanzes,
Der mich umfluthet, diese Herrlichkeit!
Einst priesen wenig Knaben meinen Namen,
Jezt stehen alle Völker an dem Strand
Und rufen jauchzend: Rom! Rienzi! aus;
Und selbst der Aetna schlägt mit Feuerfäusten
Zu dem Triumphgeschrei den Riesentakt
Hoch an den Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majestät, ich stürz' mich frank und schlank
In deine goldne Fluth, ich trink dich aus
Bis auf den lezten, allerlezten Tropfen,
Und wie ein Cäsar will ich mich berauschen
In dir, Imperium, du Herrscherwonne,
Zu Tod in dir mich schwelgen wie ein Gott!

IV. Rienzi als Exilirter.

Scene aus dem vierten Acte.

Civita Castellana.

Der päbstliche Legat Raymond, vor ihm Gesandte aus Rom, an ihrer Spize Andrea.

Andrea.

Ja, wenn Rienzi wieder kommen sollte!

Raymond.

Gilt denn Rienzi noch so viel in Rom?

Andrea.

Zög dort er wieder ein, ich glaub' der Jubel
Könnt' alles Volk in einen Wahnsinn stürzen,
So sehr bewundert und geliebt ist er.

Raymond.

Wo meint ihr, daß er ist?

Andrea.

Bald sagen welche,
Er hause bei dem ungarischen König,
Dann andere, er lebe bei dem Kaiser
Zu Prag und trinke Wein mit ihm;
Noch andere, er wär' gleich einem Gott,
Wie im Triumph durch Deutschland, Schweiz und Frankreich
Nach Avignon zum Siz des heil'gen Vaters
Gekommen, um den Kirchenbann zu lösen,
Und säß' dort nun gefangen auf den Tod.

Raymond.

So war es auch; und wenn die heil'ge Kirche,
Versöhnt von seiner Reue, ihn mit mir
Und ihrem Heere gegen Rom gesendet?

Andrea.

Es wär' ein Wunder! Doch erschien er jezt,
Ich wäre selbst vor Freude außer mir!

(Rienzi erscheint, gedankenvoll vorwärts kommend.)

Raymond.

Blickt auf! Er kommt!

Andrea.

Er ist's!

Raymond.

Er spricht mit sich,
Wie er zu thun gewohnt; verbergt euch hier,
Daß ihr ihn freudig überraschen könnt.

(Raymond ab; die Andern verbergen sich.)

Rienzi (allein).

Vergönnt dem Schiffer, der vom Sturm verschlagen,
An den Polarstern seinen Blick zu heften.
Ich bin der Schiffer und mein Stern ist Rom!
Weit über die Campagna streift mein Blick,
Bis dort hinab, wo strahlend du, o Roma,
Mit deinen Thürmen an den Himmel ragst.
Du großes Herz der Welt, soll ich mich nicht
Mit meiner ganzen Seele zu dir drängen?
Bin ich denn nicht dein gar zu treuer Sohn?
Ach, du bist todt, und doch noch nicht gestorben;
Es schweben über dir noch jene Laren
Der großen Thaten, die in meinem Blut
Ein trügerisches Leben sich getrunken,
Bis ich wie sie nur ein Phantom geworden,
So ruhelos, so jammervoll, doch groß
Wie jener Dämon, welchen Brutus sah.
Schon dort, als ich von den zerbrochnen Steinen
Den Epheu bog, aus grünem Moos heraus
Inschriften las von Consuln und Tribunen,
Uralte Zauberworte, die das Grab
Zersprengen und die Geister wecken,
War ich geweiht, zu deinem Dienst gefeit;
Ich mußte schleudern in die Gegenwart
Die große, alte Welt mit ihren Wettern:
Ich hab's gewagt! so muß ich auch vollenden!
Dort steht noch Rom, und Marius, der große,
War noch der allerlezte Römer nicht,
Und nicht der lezte, der aus dem Exil
Heimkehrte in die alte Stadt der Welt.

(Andrea und die übrigen Gesandten eilen auf Rienzi zu.)

Die Gesandten.

Rienzi! Volkstribun!

Andrea.

Er ist es noch!
Es ist sein Angesicht wie baares Geld,
Es leuchtet einem so von selbst in's Auge!
Er ist und bleibt der große Volkstribun!

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Wie ungern auch die Pferde sich dazu bequemen, Treppen auf und ab zu gehen, so hat man schon in frühen Zeiten sie dazu zu bringen gewußt, und der Graf Sandor hat für sein Theil sich eine alltägliche Gewohnheit daraus gemacht, über Staffeln zu reiten. Uns schien immerdar, als sey es gefährlicher dabei, abwärts denn aufwärts zu reiten; doch werden wir durch den „Verstorbenen“ mit sehr annehmlichen Gründen des Gegentheils belehrt, indem er irgendwo (in „Tutti frutti,“ wenn wir nicht irren) behauptet, das Pferd könne sich mit Hülfe des Reiters wohl wieder zurecht finden, wenn es nach vorn abwärts gleite, während, wenn beim Aufwärtssteigen das Hintertheil ausrutsche, der Reiter gar nichts thun könne und die Vorderhufe nothwendigerweise nachgeben müssen; dabei ist bekannt, daß der Verstorbene ein berühmter Reiter war, und zum Ueberfluß sagt er es auch noch selbst, Schwarz auf Weiß (s. „Semilasso in Afrika“). Von glücklich ausgeführten Reitersprüngen in die Tiefe erzählen Sagen mancherlei; den kühnen Harrassprung hat in neuern Zeiten der wackere Husar, General Kienmaier, glaublich gemacht; „Grafensprung“ heißt eine Stelle an dem Neuebersteiner Schloßberg, von wo einer des Geschlechtes der Ebersteiner in trunkenem Muth hinabgesprengt und wohlbehalten davongekommen seyn soll; und der Graf Sandor hat unter manchen ähnlichen Sprüngen auch den von der hohen Ofener Schiffbrücke in einen Ponton glücklich ausgeführt, um sich eines Zudringlichen zu entledigen, der sich vermessen hatte, ihm alle Reiterstückchen nachzumachen, und nun, erschreckt und beschämt, mit verhängtem Zügel von dannen stob.

Auf einem englischen Blutpferd mitten im Gewühl des Marktes über einen Heuwagen zu setzen, und mit diesem hochgestellten Thier in vollem Lauf bergab zu rennen, das edle türkische Roß bergan zu spornen, und dabei über Hag und Zaun zu setzen, quer über ein dahinrennendes Viergespann, zwischen den erschreckten Sattelknechten hindurch, zu sausen, auf einem kleinen Pferde durch ein mittelmäßiges Fenster in ein Zimmer zu sprengen, auf die Gefahr hin, sich den vorgeduckten Schädel einzurennen, und unzählige andere kleine Uebungen der Art zeugen von einem unternehmenden Sinn und von jenem Uebermuth, der, in reifen Jahren und ernsten Verhältnissen aufgeklärt, zu einem ruhmwürdigen Ziele leiten kann. Zu Melton-Mowbray, von dem wir bereits zu reden Anlaß hatten, verweilte der Graf Sandor ein ganzes Jahr lang und erwarb sich einen feinen Ruhm unter den Engländern, die sonst nicht gerne fremdes Verdienst anerkennen; seine Jagdabenteuer sind in einer Erzählung beschrieben, in einer Reihe von Gemälden geschildert worden. Und wenn auch eines Reiters vom Festland Ansehen, Sitz und Gewandtheit im Sattel mit englischen Nebenbuhlern leichteres Spiel hat, so wirbt auf der andern Seite die außerordentliche Ausdauer dieser Insulaner um den Vorzug; wie zum Beispiel des bekannten Fuchsjägers Osbaldeston Gewaltsritte, unter denen wir nur einen anführen, wie er, am 6ten November 1831, auf der Rennbahn von Newmarket, zweihundert englische Meilen (etwa vierzig deutsche) in zehn Stunden zurückzulegen gewettet hatte, und den Weg bei Regenwetter und Wind auf schlüpfrigem Lehmboden in acht Stunden und zwei-und-zwanzig Minuten vollendete, obschon ihn noch dazu der Unfall getroffen hatte, von einem Pferd abgeworfen zu werden. Auch in der Ausdauer hat Graf Sandor den Engländern keinen Vorzug gelassen, vor allem auf dem berühmten Ritt von Wien nach Preßburg im Jahr 1834.

Wenn aber, im Gegensatz zu den Ansichten der alten Welt, die neue von jeher die Reitkunst höher stellte als die des Wagenlenkens, welche seit noch nicht zwei Menschenaltern wieder den noblen Passionen angehört, so hat doch der Graf Sandor in der leztern so außerordentliche Dinge gethan, daß wir nicht umhin können, darauf hinzudeuten. — Wir haben nämlich Gelegenheit gehabt, eine Sammlung von Skizzen zu sehen, in denen des Grafen vieljähriger Gefährte, der deutsche Maler Prestel, einige hundert Abenteuer, Wagstücke und Unfälle darstellt, und darunter zeigt sich ein ungarisches Fünfgespann, das mit einem Wagen über die Staffeln einer steilen Straße im alten Theile von Ofen hinabsteigt; dieß ist gewiß das äußerste Ziel des Erreichbaren, das lezte der Wagstücke, bei dem noch eine Möglichkeit blieb, mit heiler Haut davonzukommen, oder wenigstens mit einem blauen Auge. Nun wollen wir zwar durchaus nicht damit gesagt haben, daß jeder edle Reiter und Wagenlenker unnöthigerweise und leichtsinnig seine Knochen wagen solle, da er doch reiten und fahren lernte, um die Rosse mit sicherer Hand leiten und sich einer ihm etwa entgegentretenden Gefahr entziehen zu können; denn auch ein glücklich durchgeführtes Wagniß verdient im Allgemeinen nur Bewunderung oder Theilnahme, wenn es durch die Umstände geboten schien; aber ein Cavalier soll auch so reiten, daß für ihn kein Wagniß mehr ist, was dem lateinischen Reiter unfehlbar das Leben kosten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Thiergarten. Frau v. Arnim. Wie man berühmt wird.

Die Umgestaltung des Thiergartens in einen modernen lichten Park ist, allen Noth- und Hülfgeschrei's des

Publikums und der Dryaden ungeachtet, fortgeschritten. Wenn dennoch jezt innegehalten wird, ist es nur in Folge eines hohen Befehls, daß kein alter Baum mehr niedergehauen werden soll. Dieselbe Fürsorge von oben ist auch andern alten Bäumen in und um Berlin widerfahren, gegen die man bis da mit barbarischer Gleichgültigkeit gewüthet hat. Der Direktor Lenné, der die Reform des Thiergartens leitet, und dem man allen Geschmack zugestehen muß, wenn man sich mit der Vorstellung ausgesöhnt hat, daß ein Wald in einen Park umgewandelt wird, soll übrigens gegen die Zumuthung protestiren, als ginge das Unternehmen von ihm aus. Es sey vielmehr ein höherer Wunsch gewesen, die Wege durch das Dickicht des Thiergartens fahrbar zu erhalten. Sey dem, wie es mag, wenigstens ist es ein Sieg der öffentlichen Meinung, daß ein Beamteter sich nicht hinter seiner Pflicht stumm verschanzt, sondern es für nöthig hält, sich vor dem Publikum zu rechtfertigen.

Von hier ist wenig von Bedeutung zur Leipziger Messe gebracht worden. Wir haben aber auch dafür wenig empfangen. Frau v. Arnim, die durchaus ihr Goethedenkmal in's Leben seyen will, hat sich zu einem sehr gewagten Unternehmen entschlossen. So groß in England jezt auch das Interesse für Goethe ist, und für Alles, was ihn angeht, hat doch weder eine Engländerin, noch ein Engländer es gewagt, den „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" zu übersezen. Die Fülle rücksichtsloser Ergüsse einer glühenden Phantasie überschreitet so sehr die Schranken der englischen Decenzgesetze, daß nach dem Urtheil einer bewährten Kennerin Bettina's Briefe, getreu übersezt, in keiner englischen Familie auf dem Tische geduldet würden. Und was wären sie verstümmelt, beraubt ihres lyrischen Interesse! Dennoch will Bettina. Mit großen Opfern hat sie hier von zwei Engländern die vier Bände unter ihren Augen übersezen lassen, ja gewissermaßen mit übersezt, obgleich sie erst zu diesem Zwecke Englisch lernte. Ein Werk der Pietät, wie es heute selten ist. Möchte ihr wenigstens nicht zum Dank dafür ein Verlust erwachsen, der ihre Kräfte übersteigt. Der englische Zoll für im Auslande gedruckte Bücher ist groß. Commissionäre verlangen in England bessere Bezahlung als hier, die Großmuth der englischen Buchhändler existirt nur auf dem Papier und in Anekdoten von ehedem, und wenn nun die englischen Familien nicht kaufen! — Wenn Sie von der Erhebung des Geheimenraths Hengstenberg in den Adelstand lesen, so ist der geadelte Hengstenberg nicht mit dem Redakteur unserer evangelischen Kirchenzeitung zu verwechseln. Es ist ein Vetter des Theologen und Erzieher des Prinzen Waldemar.

Wie wird man heute berühmt? Die Cliquengeschichte unserer Literatur wird einst darauf antworten können. Unsere curiose Zeit liefert indeß auch Beispiele, wie man ohne Anspruch darauf, und ohne Mitglied einer journalistischen Verbrüderung zu seyn, sich durch sich selbst berühmt machen kann. Sie sehen zum Exempel jezt in unsern ersten Gemäldehandlungen neben den Porträts von Schleiermacher, Hegel, Raumer, Steffens die Lithographie eines ernsten Mannes aushängen, ein gutes Bild mit vielen Ansprüchen, und darunter steht: Louis Drucker. Wer ist Louis Drucker? Das Bild selbst gibt einigen Aufschluß. Der Mann mit der denkenden Stirne, den ernsten, fast finstern Augen, den prüfenden Lippen, hält kennermäßig ein Weinglas zwischen den Fingern. Die Skizze eines Bacchanals darunter spricht schon deutlicher. Louis Drucker hält eine Weinstube oder einen Weinkeller. Erst vor einem halben Jahr ward er eröffnet; bis da kannte ihn Niemand, und heute ist er ein berühmter Mann. Und warum? Durch mehrere fulminant witzige Zeitungsannoncen, durch die rothen Hosen seiner Kellner und durch den Einfall, diese Kellner auf kleine Pferde zu seyen und sie zu den Gästen mit Tellern und Gläsern reiten zu lassen. Schade, daß die Polizei schon einschreitet, bevor die „Witze" zu der Reife kamen, welche wir für Humor anerkennen dürfen. Sollte man nicht diese seltenen Gewächse, die den Witz nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten äußern, in unserm dürren Boden pflegen? Auch da wird man ängstlich. Wem schadet es, wenn das Volk lacht? Ihm soll der fernere Debit seiner Annoncen erschwert seyn; auch ist dem witzigen Mann nicht vergönnt worden, ein Schild als Lieferant einer publiken Person auszuhängen, die selbst darein gewilligt hat, weil der vollönende aristokratische Name derselben auch Andern als dem Gelieferten angehört.

Rom, Juni.

(Fortsetzung.)

Drohende Hungersnoth.

Hatten während des lezten Carnevals Angriffe auf die Bäckerjungen stattgefunden, so daß man diese, N. B. auf Kosten ihrer Meister, durch Gendarmen begleiten lassen mußte, wenn sie nicht mit leeren Körben bei ihren hungrigen Kunden ankommen wollten, so war jezt das Geschrei nach Brod und das Klagen über die Preise viel allgemeiner; man erschreckte dadurch selbst den heiligen Vater, als er in der Woche vor dem Frohnleichnamsfeste einmal von Sanct Peter nach dem Quirinal fuhr, sich seine Sommerwohnung anzusehen. Ernstlichen Unordnungen vorzubeugen, sah die Regierung sich zu Opfern genöthigt: sie bestanden theils in der Feststellung eines solchen Brodpreises, wie er bei dem Stand der Getreidepreise unzulässig und also nur durch Zuschüsse aufrecht zu erhalten war, theils in Brodvertheilungen. Diese fanden namentlich am Morgen des Frohnleichnamstages, so wie an dem darauf folgenden, wo das Fest des sogenannten Apostels der Römer, des heiligen Philipp Neri, in der Kirche der Vallicelle gefeiert wird, im Colosseum statt. Man sagt, Ort und Stunde seyen gewählt worden, um in den Augenblicken, wo der Pabst, am ersten Tage in der weltberühmten feierlichen Procession unter den Colonnaden des Petersplazes, am zweiten in seinem Staatswagen mit dem glänzenden Gefolge der Cardinäle, sich der Menge zu zeigen hatte, den Andrang des ärmern Volks und der zahlreichen Landleute abzuhalten; denn der außergewöhnlich lange und rauhe Winter hatte aus den Ortschaften des Gebirges, die größtentheils völlig mittellose Einwohner zählen, eine übergroße Menge Armer nach Rom getrieben, die nur von der öffentlichen Wohlthätigkeit leben. Die Regierung wollte einmal, mitten während der kalten Jahrszeit, wo die römische Straßenpolizei sich in der kläglichsten Verlegenheit befand, einen Versuch machen, diese Elenden aus der Stadt zu verweisen und sie zur Rückkehr in ihre Heimath zu nöthigen; aber man verzichtete bald darauf, sey es aus Besonnenheit oder aus Menschlichkeit, oder weil die Sache überhaupt unausführbar war. So blieben denn Roms Straßen mit Bettlern gefüllt. Jezt, wo die Nächte lau sind, wenn auch dichte Nebel vor und nach Sonnenaufgang sich auf's Thal lagern, sieht man Abends spät, namentlich auf den Trottoirs des Corso, eine Menge Armer zusammengekauert und eingeschlafen; die meisten derselben sind obdachlose Knaben; der Stein ist ihr Lager, ihre einzige Bedeckung zerlumpte Kleidungsstücke. Weicher gebettet liegen auf den Kehrichthaufen an den Straßenecken zahlreiche Hunde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. Juli 1837.

The devil can cite scripture for his purpose. —
O what a goodly outside falsehood hath!

Shakespeare.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

Fünfter Brief.

Wenn ich bei dem Bilde Scheffers vielleicht etwas zu ausführlich geweſen bin, ſo kann ich bei den andern religiöſen Bildern deſto kürzer ſeyn. Was den Geiſt, das Chriſtliche, alſo das betrifft, was ſie eigentlich zu religiöſen Bildern macht, ſo iſt davon bei Allen — mit einer einzigen Ausnahme — wenig zu berichten. Was ich oben über den Charakter derſelben im Allgemeinen geſagt habe, findet bei faſt Allen die vollkommenſte Anwendung. Fügen Sie nun noch hinzu, daß der größte Theil derſelben lebensgroße Figuren hat und in zum Theil ungeheuren Dimenſionen ausgeführt iſt, daß ſie nach Maßgabe des Könnens der einzelnen Künſtler bald mehr bald minder gut gezeichnet und gemalt ſind, daß ein großer Theil derſelben außer dem Mangel des religiöſen Gefühls auch noch an Affektation und Prätention leidet, ſo haben Sie eine und keineswegs ungerechte Würdigung derſelben.

Von dem Allen, was ich damit Ungünſtiges über dieſelben geſagt haben will, nehme ich jedoch ein Bild aus. Vielleicht halte ich es für beſſer, als es wirklich iſt, da ich erfreut war, unter ſo vielen Bildern, die nicht ſind, was ſie ſeyn wollen, endlich eines zu finden, von dem man das nicht ſagen kann. Dieſes Bild iſt Vauchelet's „Tod der Maria," ein Werk von bedeutender Dimenſion mit lebensgroßen Figuren. Der Künſtler iſt ganz der Tradition treu geblieben. In der Mitte des Bildes liegt die Jungfrau, mit den Füßen gegen den Beſchauer gekehrt, bedeckt in einem Bette, in ganz richtiger, aber nicht eleganter Verkürzung; zu beiden Seiten Gruppen der Jünger. Ueber der Jungfrau ſchwebt, ebenfalls in Verkürzung, mit dem Kopfe gegen den Beſchauer, ein Engel, Blumen ſtreuend. Ich freue mich, daß der Künſtler (von dem ich bisher noch nichts gehört habe) ſeine Compoſition ſo natürlich, ſo einfach, ſo edel arrangirt hat, daß er hier, wo, um zu gefallen, Grazie und Eleganz das erſte Erforderniß iſt, jene beiden Verkürzungen der ſterbenden Jungfrau und des Engels nicht vermieden hat, trotz dem, daß ſie nicht das ſind, was die Mode hier auch in Bildern elegant nennt. So einfach und nobel die Anordnung iſt, ſo rein und ſtreng iſt die Zeichnung; die Malerei iſt nicht minder ſchön und das Ganze iſt von einer ſo vortrefflichen Wirkung, wie wenige Bilder überhaupt im Salon. Vorzüglich ſchön ſind ein paar trauernde, im Vordergrunde zu den Füßen des Bettes ſitzende Weiber. Das Bild hat auf mich den Eindruck eines guten Werkes aus der Schule der Caracci gemacht. Daß ſo gar nichts Erkünſteltes, Erlogenes, ſo gar keine Prätention darin iſt, rechne ich dem Künſtler

zum größten Verdienſt an, denn hier iſt dergleichen Einfachheit wahrlich ſelten. — Das Bild iſt übrigens von den meiſten Kritikern überſehen oder nur ſpärlich anerkannt worden.

Ueber alle andern religiöſen Bilder des Salons muß ich aber wiederholen, was ich mehrfach oben über den Mangel an religiöſem Gefühl, an Inhalt geſagt habe; es gilt auch von dem vielfach geprieſenen Bild Flandrin's, das derſelbe, ein Schüler von Ingres, aus Rom geſchickt hat. Es ſtellt vor: „St. Clarus, erſter Biſchof von Nantes, die Blinden heilend," und hat lebensgroße Figuren. Um den Vortrag nicht über den Inhalt prävaliren zu laſſen, iſt der erſtere abſichtlich geſchwächt, ohne daß der leztere deßhalb bedeutender erſchiene: das ganze Bild ſieht aus wie grau in grau gemalt und iſt über die Maßen langweilig. Dabei iſt es ſo ſeltſam arrangirt, daß man glauben ſollte, es ſey nur ein Stück, und zwar die Ecke eines Bildes. Vermuthlich iſt es beſtellt für einen Altar oder ähnliche Beſtimmung, wo der Künſtler durch das nöthige Format genirt war. Als Repräſentant der römiſchen Akademie, und namentlich Ingres'ſcher Tendenz, fand das Bild vielfaches Lob.

Da ich oben von Bildern im cinquecentiſtiſchen Geſchmacke geredet, ſo nenne ich Ihnen als ſolche: Leſtang's Auferweckung des Lazarus; Rivoulon's Sankt Martin von Tours, ſeinen Mantel zerſchneidend, mit einer Einfaſſung von kleineren Darſtellungen und allegoriſchen Figuren, und Frenet's (in Rom) Allegorie: „der Menſch, die Wahrheit ſuchend, oder die Hoffnung," (ſo erklärt der Katalog das Bild, aus dem ich nicht klar geworden bin) mit einer ähnlichen Einfaſſung wie Rivoulon's St. Martin. Alle drei Bilder haben Figuren unter Lebensgröße. Daß bloß Aeußerlichkeiten copirt ſind, daß von dem Geiſte jener Bilder, in deren Manier dieſe gehalten ſind, ſich auch gar nichts in den Nachahmungen findet, brauche ich Ihnen wohl kaum zu ſagen. — Ich könnte Ihnen nun noch eine enorme Maſſe verfehlter religiöſer Bilder, zum Theil von den allerbedeutendſten Dimenſionen nennen, eine Menge Marien Magdalenen, Kreuztragungen, Geburten Chriſti, Martyrien u. dergl. m. Was ſoll ich aber Sie und mich damit ermüden! Daß Delaroche einmal die Hiſtorie verlaſſen hat, um zur Veränderung ein religiöſes Bild zu malen, und daß er anſtatt der guten, die man von ihm gewohnt iſt, einmal zur Veränderung ein ſchlechtes Werk gegeben hat, erzählte ich Ihnen ſchon oben, wo ich von dieſer „heiligen Cäcilia" ein Mehreres erwähnte. Unbegreiflich, wie ein Künſtler, der ſo ausgezeichnete Werke liefert, wie Delaroche, nicht einſieht, wie ſchlecht dieſes Bild iſt. Ein anderer Künſtler, der freilich auf keine Weiſe mit Delaroche verglichen werden kann, hat auch ſein gewöhnliches Terrain verlaſſen und ein religiöſes Bild gemalt, obgleich die bisher von ihm bekannten Compoſitionen eben nicht beſonders heiliger Natur ſind. Ich meine Deveria. Dieſer Maler iſt ſonſt, wie Ihnen aus den nach ſeinen Zeichnungen angefertigten Lithographien bekannt ſeyn wird, vorzugsweiſe der Darſteller von Strumpfbändern, welche (wie Sie aus Volgers Geographie wiſſen und von jener unglücklichen Eſelpartie auf dem alten Schloß von Baden-Baden her ſich erinnern werden) von den Franzöſinnen über dem Knie getragen werden. Deveria hat das Terrain der Strumpfbänder verlaſſen und ſich in die Religion „lancirt," er hat ein religiöſes Bild gemalt mit lebensgroßen Figuren, „Sankt Sebaſtian, den heilige Frauen von dem Baume ſeines Martyriums losbinden." Ich brauche Ihnen dies Bild wohl nicht zu charakteriſiren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortſetzung.)

Vor Allem iſt nicht zu vergeſſen, daß die Reitkunſt immer nur eine „Hülfswiſſenſchaft" vorſtellt und nie die Hauptbeſchäftigung eines Lebens ſeyn ſoll, auch wenn dieſes Leben durchaus nur dem Vergnügen geweiht wäre, und jedes ernſteren Strebens bar. Aber gerade die Neigung zu der Beſchäftigung mit Pferden iſt es, welche gar zu viele Leute ſo weit verlockt, daß einer, ſie beobachtend, immerdar verſucht iſt, zu bedauern, daß ſie nicht Roßkämme, Reitknechte oder Kutſcher geworden. Dieſe Verirrung findet ſich am häufigſten bei den Engländern, von denen es in der That einer ſo weit gebracht hatte, daß er mit ſeiner eleganten Equipage das Gewerbe des Lohnkutſchers trieb. Ein echter Ritter halte edle Roſſe, auf die er ſich verlaſſen mag und denen er auch etwas zumuthen kann; er übe zu rechter Zeit eine wohlberechnete Schonung gegen die Thiere, und gleiche in keinem Stücke dem Emporkömmling, der mit jüdiſcher Pralerei theure Pferde kauft und zur Schau ſtellt, und mit jüdiſchem Geiz ſie verzärtelt, wo nicht der Hochmuth ihn dazu bringt, ſich ſo weit zu zeigen, als die angeborene Feigheit dies geſtattet.

Von den edlen Reiterkünſten iſt ein großer Abſprung zur Kunſtreiterei und zu dem Gewerbe des Jockeys, welche als Erwerbsquellen dienen. Der Kunſtreiter verhält ſich zum Ritter wie der Seil- und Ballettänzer zum Ballgaſt, der ſich nach Luſt und Laune beim Klange der Muſik dreht und wiegt. Des Kunſtreiters Wagſtücke ſind allerdings ſehr groß, aber ſie haben nichts Edles an ſich, das wahre Theilnahme erregen könnte, und wenn ein ſolcher Gaukler in ſeinem Beruf das Leben einbüßt, ſo macht das etwa

dieſelbe Wirkung, als ob irgend eine Lieblingsſängerin heiſer geworden wäre. — Die Jockeys, welche bei den engliſchen Wettrennen die Renner beſteigen, ſind eine eigene Zucht, die ſich gebildet hat, ſeit auf jener Inſel die Vollblutpferde mehr zum Rennen da ſind, als um eigentlich geritten zu werden. Der leichteſte Jockey iſt der geſchäzteſte, und ſie unterwerfen ſich gegen die Zeit der Wettrennen hin den unerhörteſten Behandlungen, um ſich abzumagern, namentlich durch eine Karthäuſerdiät, durch Schwizen und Laufen. Man nennt dies, wie bei den Pferden, trainiren.

Die Wettrennen an und für ſich, wie ſie nämlich in England betrieben werden, ſind eine Erfindung, auf die nur ein ſo ſonderbarer und zugleich ſo praktiſch rechnender Sinn zu kommen vermochte, wie er ſich ſo oft bei den Britten offenbart oder vielmehr, um uns richtiger auszudrücken, wie er bei ihnen in allen Dingen ſich zeigt. — Nicht die Reiter ſind es, welche auf ihren edlen Roſſen irgend einen Preis der Ehre erringen wollen, ſondern die Pferdebeſizer wünſchen durch ihre Thiere den blanken und baaren Gewinn zu erwerben. So ſind auch die Einrichtungen und Satzungen dieſer Rennen ganz dem bekannten Charakter eines Handelsvolkes angemeſſen, und es wäre wahrlich keine ſonderliche Ehre dabei zu finden, wenn der deutſche Adel ſich ferner noch verlocken ließe, auch hierin einem Muſter nachzuſtreben, das der Nachahmung von dieſer Seite ſo wenig würdig iſt. — Bei alledem erkennen wir dennoch recht wohl den großen Nutzen ſolcher Wettrennen und wollen allein behauptet haben, daß dieſelben nur mittelbar den noblen Paſſionen dienen, den noblen Paſſionen, welche in dieſen Blättern uns den Maßſtab in die Hand geben, deſſen wir uns, von einem andern Standpunkt aus, auf ganz andere Weiſe bedienen würden.

Jedenfalls ſteht auch einem Mann in mittelmäßigen Verhältniſſen das Reiten ſehr gut an, und es wäre zu wünſchen, daß bei uns die ökonomiſchen Hinderniſſe wichen, welche nicht nur den Städtern, ſondern auch den Landbewohnern immer mehr das Halten von Reitpferden erſchweren.

2. Die Fechtkunſt.

Die Anfänge der Fechtkunſt ſind in der erſten Keule zu ſuchen, mit welcher der Menſch ſich gegen den Menſchen bewehrte; die edle Fechtkunſt aber beſteht darin, mit einer blanken Waffe, welche zugleich dem Angriff und der Vertheidigung dient, gegen eine gleiche Waffe zu kämpfen. Dieſe Waffe iſt vor allen das Schwert in ſeinen verſchiedenen Geſtaltungen als Degen und Säbel; doch ſind auch andere nicht auszuſchließen, wie z. B. das Fechten mit dem Bajonnet, oder mit der Lanze, theils gegen die gleiche, theils gegen eine andere Waffe.

Die Führung des Schwertes und anderer Angriffswaffen war bei den Vorfahren eine andere, als in neuern Zeiten; denn zur Abwehr dienten Helm, Harniſch, Schienenhandſchuh und Schild, die ſpäterhin alle die blanke Wehr mit dem Bügel am Handgriff zu erſetzen beſtimmt war. Die erſte Form der eigentlichen Fechtkunſt war die auf Hieb und Stoß zugleich, mit dem langen und breiten Degen der germaniſchen und romaniſchen Völker, und dieſe Art der Führung ſcheint auch durch die Natur der Waffe ſelbſt bedingt; doch machte bald die Uebereinkunft im Allgemeinen eine andere Satzung, und nur in Deutſchland erhielt ſich am längſten die alte naturgemäße Weiſe, nach der die Kämpfer ihre Wehren gebrauchten, wie ſie es eben für dienlich hielten, mit jenen Einſchränkungen allein, welche ein ehrenhaftes Fechten erheiſcht; denn es ſteht einem freiſamen, ritterlichen Manne ſchlecht an, mit Gefährde zu kämpfen.

Sehr früh bildete ſich bei den ſüdlichen Völkern, ſo wie in Frankreich und England die Gewohnheit, den Degen im Zweikampf nur zum Stoßen zu gebrauchen, und zu dieſem Behuf wurde die Waffe leichter. Zuerſt kamen die langen ſpaniſchen Rauſdegen auf, und dann die etwas kürzern franzöſiſchen Klingen von prismatiſcher Form und ohne Schneide, welch leztere in Deutſchland erſt ſpät in Aufnahme kamen, als an den Höfen im 18ten Jahrhundert die franzöſiſchen Sitten überhaupt dazu dienten, den Gegenſaz zu dem ſpaniſchen Ton des Kaiſerhofes zu bilden. Das Fechten auf den Hieb allein ſcheint ſich von der gebogenen Wehr der Czechen, Sarmaten und Magyaren auf die gerade Klinge vererbt zu haben, und zuerſt von der Reiterei angenommen worden zu ſeyn; in der Art, wie es heutzutage im Duell geübt wird, namentlich bei einigen Armeen unter den Offizieren und unter deutſchen Studenten, mag es ſehr ſpät und wohl erſt in ganz neuer Zeit aufgekommen ſeyn.

(Die Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Genf und Frankreich.

Vor einigen Jahren war ein geiſtreicher und, was ſeltener iſt, unbefangener Franzoſe hier, lebte längere Zeit bei uns in ſehr guten Verhältniſſen und ſchrieb einer wohlbekannten Pariſer Dame eine Reihe Briefe über Genf, aus denen ich wohl ſpäter etwas mittheile, wie ich früher mit ähnlichen franzöſiſchen Aeußerungen gethan. Er vertheidigt die Genfer lebhaft gegen das in Frankreich ziemlich allgemeine Vorurtheil, als ob ſie kalt, gegen Fremde verſchloſſen, radikal unpoetiſch und habſüchtig ſeyen; er ſchildert kräftig die Sittlichkeit der hieſigen Geſellſchaft, dem Pariſer Verderbniß

gegenüber; er läßt der Wohlthätigkeit und der Vaterlandsliebe der Reichen, dem gesunden Sinn und der guten Haltung der Armen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber einen Genfischen Makel hat der Fremde gar nicht berührt, eben weil er ihm schwerlich ein Makel ist, weil er darin nur eine Eigenschaft sah, die sich ganz von selbst verstehe, und die gar nicht anders seyn könne: ich meine Genfs politisches und literarisches Hinüberneigen nach Frankreich. In politischer Beziehung meine ich nicht die Stellung und den Gang der hiesigen Regierung, sondern nur die Wichtigkeit, die hier auf die elendesten und schmutzigsten Erscheinungen des französischen politischen Lebens gelegt wird, auf Pariser Stadtgeschichten, armselige Zänkereien in den Kammern, Ministerverkehr, Hofsachen u. s. w. Man sollte glauben, Genf sey eine Vorstadt von Paris, so lebhafter Antheil wird an allen jenen Dingen genommen, wenn sie auch durchaus kein höheres menschliches, bürgerliches oder politisches Interesse haben. Man sollte glauben, die traurige Zeit, wo Genf eine kleine Departementsstadt Frankreichs war und vielfach von Paris aus gehudelt wurde, und die neuesten Maßregeln des blocus hermétique haben das Franzosenthum unserer Bevölkerung etwas abgekühlt; dem ist aber durchaus nicht so. Man bekümmert sich hier bei Weitem weniger darum, was bei der Schweizer Tagsatzung vorgeht, was da über das Wohl und Weh des gemeinschaftlichen Vaterlandes verhandelt wird, als um französische und Pariser Zustände ohne alle weitere Bedeutung; man spricht stundenlang darüber, man nimmt dafür oder dawider Partei, man bildet sich nicht wenig darauf ein, Alles im geringsten Detail besprechen zu können, als stände man mit den Kammerdienern und Kammerjungfern der Pariser Vorzimmer in Briefwechsel. Alle politischen Parteiungen und Spaltungen in den Kammern, im Ministerium und in der Gesellschaft finden hier hellen, gellenden Wiederklang. Und wenn ein Pariser von einiger Bedeutung hierherkommt — wäre es auch nur eine traurige Bedeutung — da muß man das Drängen um ihn her sehen: er ist von Paris! er ist von Paris! In dieser Beziehung ist Genf entsetzlich kleinstädtisch, und steht noch weit unter den bedeutendern französischen Provinzialstädten, zumal unter Lyon, Marseille und Bordeaux, wo man sich wenig um die Hauptstadt und ihre Armseligkeiten kümmert. Unser Gesellschaftsleben ist schon einförmig, arm, karg und kalt genug, man brauchte es nicht dadurch noch mehr herabzustimmen, daß man darin der Besprechung und Diskussion französischer politischer und socialer Gegenstände so unverhältnißmäßigen Raum gestattet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, Juni.

(Beschluß.)

Frohnleichnam. Rom und die Campagna.

Jeder Monat bringt hier seine eigenthümlichen Feste und Aufzüge, religiöse und profane. Während der Octave des Corpus Domini gab es täglich feierliche Processionen, welche die Stadt in allen Richtungen durchzogen, von St. Peter bis zum Lateran. Für die Andacht ist dabei nicht allzuviel zu suchen und zu erwarten, desto mehr aber für malerische Effekte, wenn die langen Reihen der Mönche aller Orden und des Clerus in ihren verschiedenartigen weiten Gewändern, die weißgekleideten, durch ihre sonderbare Vermummung an den Orient erinnernden Mädchen, das Militär, gut uniformirt, aber ohne Haltung, die zahlreichen Kirchendiener, mit Baldachinen, Fahnen und Bannern, und gewaltigen Glocken unter Sonnenschirmen, die mit Menschen gefüllten Straßen entlang ziehen, wo von den Fensterbrüstungen der Wohnungen die schönen, in ganz Italien üblichen seidenen Teppiche herabwallen, welche dem Ganzen ein so heiteres, festliches Aussehen geben. Manche vornehme Familien entwickeln dabei eine große Pracht: am Pallaste Doria auf dem Corso sah man eine Reihe kostbarer Tapeten ausgehängt, zum Theil alte flandrische, welche den Namen Arrazzi mit doppeltem Rechte tragen, mit sonderbaren Gestalten und mittelalterlichen Costüms, zum Theil französische aus dem vorigen Jahrhundert, mit kokettirenden Bildern jener Zeit. Daß die Wappenschilde dabei nicht fehlen, versteht sich von selber. — Das bekannte Volksfest in Genzano, die Infiorata, das am ersten Juni stattfinden sollte, unterblieb; man sagt, es sey auf ein nächstes, glücklicheres Jahr vertröstet worden, weil in dem nahen Albano einige Excesse vorgefallen und Bäckerladen gestürmt worden waren, und man von der großen Menschenmenge, die sich ohne Zweifel dort versammelt haben würde, Ausschweifungen befürchtete. An Blumen zum Feste fehlte es keineswegs. Die Campagna ist grün und frisch, wie selten in dieser Jahrszeit: der hartnäckig anhaltende Regen hat den Boden so mit Feuchtigkeit gesättigt, daß sie selbst einer bedeutenden Sonneneinwirkung Widerstand zu leisten im Stande ist. Die Laubgänge der Villen sind mit Rosenblättern bedeckt; man kann nicht durch den reichen Flor der malerischen Vigna Palatina wandern, ohne bei ihrem Anblick an die Verse Victor Hugo's in seinem Festgesang Nero's erinnert zu werden:

— apporte moi des roses,
Le parfum des roses est doux.

Gerade im gegenwärtigen Moment ist das Land von unvergleichlicher Schönheit. Noch haben sengende Sonnenstrahlen dem Laub und dem Rasen in den Ebenen ihre das Auge erquickende Farbe nicht genommen, um sie in fahles Grau zu kleiden; nur auf den Heerstraßen hat sich dicker Staub gelagert; man kann noch wandern durch die Campagna. Vor meinen Fenstern sehe ich sie ausgebreitet, eine gewaltige grüne Ebene, bis zu der langgezogenen Linie, wo, wenn man höher steigt, der Meeresstrand den Horizont bildet; links die sanft abfallenden Albanerberge, die gegen Abend in die wundervollsten Farbentöne gehüllt sind, mit ihren freundlichen Städtchen, deren Wohnungen, worin jetzt schon Mancher Schutz sucht vor der beginnenden Hitze, herüberschimmern durch die reine, glänzende Luft. Dicht im Vordergrund senkt sich der Abhang des Tarpejischen Felsens, und das alte Rom liegt da, die Riesenbogen des Coloseums, der Lateran mit seiner einsamen kirchlichen Herrlichkeit, der Celius und Aventin mit ihren Klöstern, der Palatin mit seinen Vignen und den verödeten Gärten der Farnesen, wo Reben und Epheu die Ruinen der Kaiserpaläste umranken, und zur Rechten die immer gelbe Tiber, welche tief unten vorüberströmt an den Terrassen des Priorats von Malta, wo die herrliche Aussicht und die Erinnerungen an die glänzende Zeit des Johanniterordens leicht Piranesi's schlechte Architektur vergessen machen. Und Stille ringsumher, nur unterbrochen durch das Ave-Maria-Geläute von den Glockenthürmen der zahlreichen Kirchen, die allein es sind, welche eine Lebensspur gelassen in dieser Einöde, in diesem kolossalen Schattenbilde versunkener Größe, dessen verstummende Lippen keinen andern Ton hauchen, als ein ewiges Memento mori.

Rt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 6. Juli 1837.

Tout le secret des armes ne consiste qu'en deux choses: à donner, et à ne point recevoir; et il est impossible que vous receviez, si vous savez detourner l'épée de votre ennemi de la ligne de votre corps.

Molière.
Bourgeois gentilhomme.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortſetzung.)

Für die vornehmſte Art der Fechtkunſt gilt jetzo das Stoßfechten, und, wie wir glauben, mit Recht. Das Erlernen und die Uebung mit den franzöſiſchen Fleurets iſt eine zugleich würdige und angenehme Erholung, trägt dazu bei, dem Körper eine männliche und doch nicht ſteife Haltung zu geben, und die allgemeine Verbreitung dieſer Fertigkeit iſt einer der wenigen Vorzüge, welche die Franzoſen in der That vor uns voraus haben. Denn wir müſſen es bekennen, daß wir Deutſche in dieſem Stücke große Rückſchritte gemacht haben; während in ältern Zeiten die Fechtkunſt ein Eigenthum des geſammten Volkes war, das ſich zur Verbreitung und Erhaltung derſelben in Brüderſchaften verband, vermag in unſern Tagen kaum noch der Edelmann, der Offizier und — wohl oder übel — der Student die Klinge zu führen, der Bürger aber gar nicht, der im Geſellenſtand auf der Wanderſchaft unter Fechten nur noch Betteln verſteht.

Man kann uns allerdings einwenden, daß der Handwerksmann kein ſo gefährliches Spielzeug brauche, als der Degen iſt, und wir wollen uns allenfalls verſtehen, uns damit zu begnügen, ihn für die etwa nothwendige oder auch unnöthige Selbſthülfe auf die Stärke ſeiner Fäuſte, auf den Prügel und das Meſſer zu verweiſen, obſchon unſere Gründe für die Fechtkunſt durchaus nicht dahin zielen, ihn über die Grenzen ſeines Standes heben zu wollen; aber man kann uns in Hinſicht auf den Adel ſchwerlich beweiſen, daß mit dem Verfall der Fechtkunſt auch die Begriffe vom Ehrenpunkt ſich anders geſtaltet hätten, daß die Zweikämpfe ſeltener geworden wären, da ſie doch eben ſo häufig vorkommen, wie ſonſt, nur daß ſie meiſt mit Feuerwaffen beſtanden werden, ſtatt auf die ritterliche Weiſe der Vorfahren. Mag immerhin der Zweikampf ein Uebel, ſogar ein Verbrechen ſeyn, ſo zeigen doch unwiderlegbare Thatſachen und unabweisbare Erfahrungen, daß er ein nothwendiges Uebel in unſerm geſellſchaftlichen Zuſtand iſt, und ein Verbrechen nur vor dem geſchriebenen, aber nicht vor dem Geſetz der öffentlichen Meinung. Da das Duell in unſerer Zeit meiſt mit der Piſtole ausgefochten wird, ſo müſſen wir uns vorbehalten, an der geeigneten Stelle davon zu reden und es von unſerm Standpunkt aus zu betrachten. — So viel iſt jedoch gewiß, daß der Verfall der Fechtkunſt an und für ſich bedauerlich bleibt, und daß es einem Manne gar ſchlecht anſteht, wenn er nicht ein Meiſter der Klinge iſt, namentlich auf den Stoß nach der Art, welche man als die franzöſiſche bezeichnet, im Gegenſatz zu dem deutſchen Stoßfechten auf einigen Univerſitäten, das juſt gut genug iſt, allzuhäufiges Unglück unter großen Kindern zu verhüten,

denn nach dieſer leztern Art ſtehen die Fechter, mit dem linken Fuß feſtgewurzelt, ſo weit von einander entfernt, daß ſie nur mit großer Mühe ſich erreichen können, das Recht des Stoßes wechſelt regelmäßig unter ihnen ab, keiner darf den Gegner aufrennen laſſen, und die Stichblätter ſind kaum kleiner als Suppenteller, ſo daß die Beweglichkeit, Gewandtheit und alles das wegfällt, was den Angriff und die Vertheidigung ziert und den ernſten Kampf zu einem ritterlichen Beginnen ſtempelt.

Das Fechten auf den Hieb, im Allgemeinen „Schlagen“ genannt, findet auf verſchiedene Art ſtatt. Zuerſt mit der geraden Klinge, wobei die Fauſt durch „Bügel und Glocke“ oder durch einen „Korb“ verwahrt wird. — Das Schlagen wird mit ſtumpfen Klingen erlernt, die Rappiere heißen, ein Name, der im ſechzehnten Jahrhundert einen Rauſdegen überhaupt bezeichnete; und wie man oft, der beliebten Kürze willen, von den Fleurets die Knöpfe abſtößt, um ſie im Ernſt zu brauchen, ſo mag man auch ein Haurappier bei der Spitze ſchleifen, um es gefährlich zu machen. — Das Schlagen mit dem Rappier iſt die gewöhnliche Fechtübung auf deutſchen Univerſitäten, und obſchon gewißlich das Stoßen viel zweckmäßiger wäre, als Uebung nämlich, ſo iſt dennoch erſteres deßhalb vorzuziehen, weil bei der Art, wie es in Zweikämpfen betrieben wird, verhältnißmäßig ſehr wenig Unglück entſteht. Ungefähr auf dieſelbe Art, wie der Hieber, wird der Offiziersdegen beim Schlagen gebraucht, nur daß weder Glocke noch Korb, ſondern ein einfacher, beim Kreuz etwas breiterer Bügel das Gefäß bildet und ſomit eine viel genauere Führung bedingt wird. Gefährlicher als der Degen iſt der Säbel, und die Führung deſſelben viel ſchwerer zu erlernen. Die Hiebe fallen gewichtiger und ſchneiden tiefer ein, theils wegen der gebogenen Schneide, theils weil die Gewalt nicht allein vom Handgelenk, ſondern von der ganzen Kraft des Arms ausgeht. — Der ſlawiſche Säbel mit der breiten, nur wenig gebogenen Klinge iſt vielleicht die dienlichſte Wehr in der Fauſt des leichten Reiters; der ſichelförmige türkiſche ſcheint weniger paſſend und iſt beſonders den zu Fuß fechtenden Abendländern nicht gerecht. Der Pallaſch, der entweder ganz gerade iſt oder nur eine leicht gebogene Spitze hat, eignet ſich abſonderlich für ſchwere Reiterei und wird im Zweikampf zu Fuß allenfalls nur von Offizieren geführt, welche dieſer Waffe gewohnt ſind. Wenn das Gefäß wohl verwahrt iſt, wie bei dem franzöſiſchen, ſo dient er zu Stoß und Hieb ganz vorzüglich. — Auch war es eben der geſchickt geführte Pallaſch, welcher den franzöſiſchen Schwerbewaffneten, die im Ganzen ſchlechte Reiter ſind, Vortheile gegen die deutſchen gewährte, die vortrefflich zu reiten, aber nicht ſonderlich zu fechten verſtehen.

Nun ſollte aber ein ritterlicher Mann mit großer Fertigkeit den Stoßdegen, das Rappier, den Säbel und den Pallaſch zu Fuß und zu Roß führen, und billigerweiſe dürfte ihm auch das Handhaben des Speeres nicht fremd ſeyn, wenigſtens in Geſtalt der Carouſſellanze und des Jagdſpießes, der auf waidmänniſch „Saufeder“ heißt; denn des Reiters echte Waffe iſt die Lanze, die lang genug iſt, nicht nur ihn, ſondern auch ſein Thier zu ſchirmen, beſonders gegen einen zu Fuß angreifenden Feind. — Heutzutage iſt die Lanze nur noch als Kriegswaffe bekannt, als die Wehr des Uhlanen, und wird mit Meiſterſchaft von den Sarmaten gehandhabt, die zugleich auch vollkommene Reiter ſind. Die Pike war ehemals die Bewaffnung des Fußknechts, und iſt es im Grunde noch, denn mehr als durch die Muskete richtet er durch das darauf geſchraubte Bajonnet aus, und um des Beiſpiels willen ſoll ein Offizier des Fußvolkes ſich darauf verſtehen.

Als Ausartungen der Fechtkunſt erſcheinen das Stockſchlagen und das Boxen der Engländer, welche eben auch hier die noblen Paſſionen üben, wie ſie es beim Waidwerk und bei der Reitkunſt thun. Uebrigens haben wir bereits geäußert, daß das Fechten nur mittelbar den noblen Paſſionen angehört, wie die Gegenſtände dieſes Hauptabſchnittes von den ritterlichen Uebungen überhaupt; und wenn einerſeits ein Cavalier ſich ſchämen ſollte, nicht Meiſter des Schwertes zu ſeyn, ſo wäre andererſeits zu wünſchen, daß auch im Volke die Fechtkunſt ſich wieder verbreite, und namentlich dieſe Verbreitung von den Heeren ausgehe, wozu bei uns die ehrenwerthe Claſſe der Unteroffiziere erfreuliche Anfangsgründe legt, die von oben herab begünſtigt werden.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſezung.)

Die Allegorien darf ich wohl bei den religiöſen Bildern anführen. Auch unter dieſer Art Darſtellungen iſt nichts, was beſonders nennenswerth wäre. Bei keiner einzigen ſpringt uns der Gedanke plaſtiſch entgegen, keine einzige verſteht man ohne Erklärung, in den meiſten hat ſich der Maler verwickelt; zum Beiſpiel: Lefebvre's „Schutzengel des Studiums.“ Hier war ohne Zweifel die Aufgabe (das Bild iſt vom Miniſter des Innern beſtellt worden) geweſen: der Fleiß, das Studium als Schutzwehr gegen die Laſter, nach der bekannten Melodie: „Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang.“ Nun ſieht man hier ein paar nackte Jungen eifrig leſen und ſtudiren, ein Engel ſteht ſchützend neben ihnen und dreht ſich drohend nach einem Teufel um, der an die Jungen hat heranſchleichen wollen, aber nun, da er den ſchützenden Engel gewahrt, voll Schreck entweicht. Wo iſt hier der Gedanke,

das punctum saliens? Sollte jener Gedanke allegorisirt werden, so ist das hier ganz verkehrt und unverständlich geschehen. Was soll jener Engel bedeuten, der den Teufel abwehrt? Die Jungen studiren sehr fleißig und bemerken den Teufel gar nicht. Alles lebensgroß. — Noch wirrer und unklarer ist Signols große Allegorie: „die christliche Religion kommt den Betrübten zu Hülfe und gibt ihnen Resignation," also derselbe Gedanke, den Scheffer so schön, nur mit politischen Abweichungen dargestellt hat. Wie platt, wie unendlich platt ist er nun hier aufgefaßt! Ein Mensch, ein Familienvater, stirbt, seine Familie ist in Verzweiflung um ihn her, Priester mit dem allergleichgültigsten Amtsgesichte und dem heiligen Sakramente, als den Tröstungen der Religion, dem Sterbenden zur Seite. Das ist nun schon ein Bild und langweilig genug. Ueber dieser Scene nun geht in den Lüften die Allegorie vor sich. Die Religion erscheint und zeigt auf Christus als Symbol der Tröstung, als Vorbild der Resignation. Niemand aber nimmt unten im Bilde von der Erscheinung Notiz, der Todte ist todt und hat die Augen geschlossen, die Familie ist zu sehr mit ihrem Innern beschäftigt und den Priestern ist die Sache etwas Altes. Alles das ist lebensgroß, so trocken, langweilig und frostig, daß man eilt, davon wegzukommen. Signol ist ein Künstler, der hier Ruf hat. — Goyet's „Scene aus dem jüngsten Gerichte" rechne ich ebenfalls unter die Allegorien. Einer Mutter, die zur Hölle verdammt ist, entreißt ein Engel — das ist mir ein schöner Engel, der das zu thun vermag — ihr Kind, um es in den Himmel zu tragen — ein schöner Himmel für ein Kind, das die Mutter in der Hölle weiß! Was die Leute nicht Alles für Ideen aus dem Christenthume herausſuchen! Und der Maler scheint sich auf seinen abscheulichen Gedanken noch so viel eingebildet zu haben, daß er, nicht zufrieden, diese widerliche Scene im Vordergrunde breit und ausführlichst dargestellt zu haben, im Hintergrunde noch eine Menge Engel zeigt, ebenfalls, wie der Engel des Vorgrunds, verdammten Müttern ihre Kinder abnehmend, alle in einer und derselben Action begriffen, wie eine Reihe Soldaten dasselbe Exercitium ausführend.

Von Bezard ist eine ganz absonderliche Allegorie da, eine weitläuftige Composition mit Figuren unter Lebensgröße, die nur durch den Catalog einigermaßen verständlich wird; dieser sagt: „das Geschlecht der Gottlosen herrscht über die Erde, nachdem es die göttliche Gerechtigkeit von derselben verjagt hat." Die Leztere sieht man oben durch die Lüfte entfliehen, unten eine Menge Leute in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, in einer eroberten Stadt alle möglichen Greuel verübend. Durch die Behandlung des Ganzen, die Kleidung der Figuren u. dergl. m. hat der Maler sein Bild im cinquecentistischen Geiste zu halten versucht. Ebenso eine andere Composition (desselben), die ich nicht verstehe und die im Catalog „der Engel und das Kind" heißt. Vergebens suche ich in dieser Wüste von langweiligen und schlechten religiösen und allegorischen Bildern nach der erquickenden Oase eines Gedankens oder eines religiösen Gefühls. Ich schweige deßhalb von den vielen, die ich nicht genannt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

Der Lateran zu Rom war einst omnium urbis et orbis ecclesiarum mater atque caput; die Tuilerien scheinen wieder die Curie werden zu wollen, wo man die Bullen in Sachen des Modeglaubens für den Erdkreis ausfertigt. Es gibt Prinzessinnen genug, welche um Alles nicht an der Stelle der jungen Herzogin von Orleans seyn möchten; sie wissen warum, und diejenigen, welche die ihnen etwa angebotene, verfängliche Ehre ausschlagen zu müssen glaubten, sind ihrem Willen gefolgt. Aber gegen den Einfluß, den die Vermählung zu Fontainebleau und die Pariser Feste auf ihre Toilette äußern werden, vermag ihr Wille nichts: ein kategorisches Gebot in ihrem Katechismus sagt: du sollst Geschmack haben! und dies heißt fast immer nur: du sollst den neuesten haben! Der Geist, der in allen Beziehungen mit der Geschichte kokettirt und nichts erfindet, hatte seit einiger Zeit die Formen des Geräthes aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. albern copirt, und die Kleidertrachten derselben Zeit wenigstens der Hauptidee nach eingeführt. Es ließ sich erwarten, daß die Wiederherstellung der goldenen Gemächer von Versailles, in denen einst berühmte Schönheiten ihre Federn, Mouchen und Reifröcke umhergetragen, diese Richtung des Geschmacks nicht nur „sanctioniren," sondern vollends entscheiden würde. Dies war jedoch noch mehr in Betreff der Stoffe, als der Formen der Fall. Der traditionelle Begriff von Pracht, der sich an das Versailler Schloß knüpft, machte, daß die vornehme weibliche Welt — von der männlichen soll heute nicht die Rede seyn — bei der Eröffnung des historischen Museums Alles aufbot, um die alten Moden auch hinsichtlich des Luxus und des Glanzes wieder aufleben zu lassen. Dies wirkte naturgemäß auf die Pariser Feste und dieser stehende weibliche Kreise zurück, und scheint sich für längere Zeit in der weiblichen Tracht überhaupt, mehr oder weniger, festsetzen zu wollen. Die Edelsteine — je mehr, desto besser — die Gold- und Silberspitzen, die schweren Seidenstoffe, die entschiedenen Farben haben eine förmliche Wiederauferstehung erlebt. — Die Herzogin von Orleans trug auf dem Opernball ein offenes, durchsichtiges himmelblaues Kleid über einem blauen seidenen Unterkleid. Das Oberkleid war zu beiden Seiten mit weißen, graziös geschwungenen, unten von diamantenen Agraffen gehaltenen Federbüscheln besezt. Der Gürtel mit einer Schneppe bestand aus einer Reihe großer Steine; das Unterkleid war mit Diamanten besezt. Durch die Haare schlangen sich Bouquete kleiner Blumen aus Diamanten; eine Guirlande derselben lief über die Stirne und hielt einen Büschel weißer Federn, deren längste „avec infinement de coquetterie" auf die Wange niederfiel. — An was man sonst nur bei einem Hofkleide, am allerwenigsten aber im Sommer dachte, das wendet man jezt bei Allem an, was in höherem Sinn Toilette

heißt: man leert die alten Schmuckkästen und läßt Alles neu faſſen, was nicht etwa altväteriſch genug iſt, um für neu zu gelten, man kleidet ſich in brochirte Seidenſtoffe und Gaze. Die Zeuge ſind entweder farbig mit goldenem und ſilbernem Deſſin, oder weiß, zart mit Gold durchwirkt, oder endlich farbig mit bunten Seidemuſtern. Auf den Pariſer Feſten ſchlugen übrigens die weißen Kleider vor. Wer konnte, trug Steine im Haar, am Halſe, am Gürtel, auf der Bruſt, am Arm. Einen beſonders guten Effekt machten die zahlreichen Turbans, meiſt von weißer, mit Gold und Silber geſtickter Gaze; dieſer Kopfputz ſteht allerdings faſt jedem Alter und jeder Geſichtsbildung gut an. Höchſt merkwürdig war auf den Bällen im Stadthaus und in der Oper das Capitel der Fächer: alle Formen, die dieſes Spielzeug ſeit ſeiner Erfindung angenommen, konnte man beiſammen ſehen, und manche Damen, um dem hiſtoriſchen Coſtüm recht treu zu bleiben, hatten ſich mit koloſſalen „Windfuchteln,“ gleich Narrenpritſchen, bewaffnet. — Den Schnitt der Kleider anlangend, ſo waren viele vorne und auf den Seiten, manche auch hinten offen und mit Bandroſen aufgeſteckt. Im lezten Fall waren ſie ſehr lang, und die Schneppe, in die ſie ausliefen, erſchien als der bedeutungsvolle Embrio einer Schleppe. — Wie iſt es aber mit der Schulter, dem ſchwächſten Punkte im weiblichen Fortifikationsſyſtem, der bei den allerwenigſten der deckenden Außenwerke entbehren kann? Es iſt, als hätte ein Luxusgeſez den platten, anliegenden Ermel vorgeſchrieben, und man ſuchte nun auf alle mögliche Weiſe das Geſez zu umgehen. Der platte Ermel iſt die Theorie, aber in der Praxis illudirt man ihn, wie man kann. Man ſieht, die Weiber fechten hier, mit dem Gefühl der Nothwehr, für ihre theuerſten Intereſſen gegen eine Laune, die ihnen, Niemand weiß woher, aufgedrungen wird; ſie fechten mit allen Waffen, und ſo kann ſich in dieſer Beziehung kein Modus feſtſezen, und ſo bleibt nur das allgemeine Reſultat, daß die Ermel aufgebauſcht und ausgeladen werden müſſen, ſo oder ſo, in viel oder wenig Stockwerken, mit Spizen oder Band; Alles iſt gut, wenn man nur das Auge darüber täuſchen kann, wie ſchmal der Herr der Schöpfung ſein Meiſterſtück nach oben zu geſchaffen, und wie er es verſchmäht hat, die Knochen tiefer unter den Sammt der Haut zu verſenken. — Ihr alſo, deutſche Schönen, laßt euch nicht blenden von der Autorität der gnädigen Frau, welche orthodoxer ſeyn will als Rom, das heißt Paris; mißtraut eurem puriſtiſchen Schneider, der eure Schultern aushungern will: er iſt ein Deutſcher, mit der verzweifelten Neigung, jedes Ding an ſich zu betrachten; glaubt es, die Mutterkirche der Moden in ihrer Barmherzigkeit ſieht die menſchliche Schwachheit an und erlaubt euch, zu thun, was ihr nicht laſſen könnt, den Knochenwinkel eurer Schulter mit Grazie auszugleichen und eurer Büſte den wünſchenswerthen Grad von Anſehnlichkeit zu verleihen. Seht euch nach guten Muſtern um, und haltet euch nicht immer an die Fratzen deutſcher Modejournale. Vor Allem befleißt euch der Zurückhaltung und Einfachheit. Boileau ſagt, ein fehlerfreies Sonnet wiege ein ganzes langes Gedicht auf; ſo iſt auch ein harmoniſcher Anzug, der verſtändlich und zierlich einen ſchönen Gedanken ausſpricht, unendlich mehr werth, als alles plumpe Prunken mit Spizen und Diamanten. Wie Schade aber, daß euch, die ihr ſo poetiſch ſeyd, in dieſem Gebiete die Poeſie verſagt iſt, daß ihr nur überſezen und nachdichten könnt, und daß eure Toilette, wer weiß wie lange noch, Gottſcheds Alexandrinern gleichen muß!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſezung.)

Genf und Frankreich.

Sittlich neigt man ſich Gottlob viel weniger nach Paris hinüber. Noch immer iſt in dieſer Beziehung nicht nur zwiſchen der Hauptſtadt, ſondern zwiſchen ganz Frankreich und Genf ein ſehr großer Unterſchied, der lezteres viel höher ſtellt, als die franzöſiſchen Städte. Von unſerm männlichen Geſchlecht will ich dies weniger ſagen, als von dem weiblichen, den wahren Schildhaltern des Sittenzuſtandes. Die Männer hingegen reiſen hin und her, nehmen überall etwas Fremdes an und tragen es dann, wenigſtens für einige Zeit, auf ihre Stadt über, wenn ſie dahin zurückkehren. So iſt es jezt mit dem Tabakrauchen: die jungen Leute bilden ſich ein, ohne Tabakrauchen könne fortan keine Männergeſellſchaft beſtehen, und führen Deutſchland zum Beiſpiel an. Wiewohl nun dies Land hier von gar keiner Bedeutung iſt, auch da, wo es hoch ſteht, ſo ſtüzen und ſtemmen ſich die Raucher doch darauf, was dann dem Lande bei den Nichtrauchern und bei den Damen einen barbariſchen und hyperboräiſchen Ruf gibt. Im Grund iſt dies nichts als Pariſer Windbeutelei. Dieſe jungen Leute ſind nie in Deutſchland geweſen, oder haben da doch keine gute Männergeſellſchaft geſehen, wohl aber haben ſie ſich viel in den Pariſer Eſtaminets herumgetrieben; lezlere wollen ſie freilich nicht als Beiſpiel für anſtändige Männervereine anführen, darum muß Deutſchland herhalten. — In literariſcher und wiſſenſchaftlicher Beziehung thut uns das ewige Hinüberſehen nach Frankreich auch großen Schaden. Zwar entnehmen wir von da nicht die ſinn- und herzloſe Modeliteratur mit ihren feuerſprühenden rothen Augen, ihren Hörnern, dem Schwanze, Pferdefuß u. ſ. w., ſo weit ſind wir noch nicht geſunken; aber wir borgen von Paris das Fieber der poſitiven Wiſſenſchaften, die auf alles Geiſtige vornehm herabſchauen, was ſich nicht meſſen, zählen, wägen, durch Teleſcope oder Mikroſcope beobachten und berechnen läßt, wenn es auch ſonſt vom höchſten Intereſſe für die Menſchheit iſt. Aber auch dieſen Uebelſtand in unſerm geiſtigen Leben wird man in einigen Jahren weniger bemerken, weil ihn unſere Akademie eingeſehen hat und ihm zum Theil abzuhelfen bemüht iſt. Zuerſt wurde ein Profeſſor der Geſchichte bei ihr angeſtellt, und ſodann einer für allgemeine und vergleichende Literatur, Literaturgeſchichte und Aehnliches. Wenn beide Lehrer ihren Vorträgen das rechte Intereſſe zu geben und dadurch die jezt lediglich auf das Materielle gerichteten jungen Leute zu erheben und ihnen einen höhern Standpunkt zu geben verſtehen, ſo wird deren traurige Engherzigkeit abnehmen, ſie werden einſehen, daß es außer den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften auch noch andere Kenntniſſe gibt, die den menſchlichen Geiſt würdig ergreifen, feſſeln und nähren. Darüber werden wir hoffentlich bald ein Näheres berichten können.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. Juli 1837.

Von neuen Dingen Aug' und Ohr erfüllt,
Umringt von moslemitischer Herrlichkeit,
Rußt hier des Pilgers Fuß.

Byron.
Childe Harold.

Türkische Sitten und Regierung.

Folgende Bemerkungen sind ein Auszug aus einer uns freundschaftlich mitgetheilten französischen Handschrift eines geistreichen Mannes, der lange in der Türkei in ausgezeichneten Verhältnissen lebte und da vielfache Gelegenheit zum Beobachten, Nachforschen und Fragen hatte. Ihm ward die seltene Gelegenheit, vornehme türkische Staatsbeamte, ja die Minister des Sultans selbst in der Nähe handeln zu sehen, persönliche Geschäfte mit der Pforte zu haben und überdies nach vielen Reisen durch die Türkei lange in der Hauptstadt zu leben, und zwar umgeben von Freunden und Verwandten, die ihr ganzes Leben im Lande zugebracht haben, ihm also leicht und gründlich über alle seine Fragen Auskunft geben konnten.

* * *

Der große Bazar.

Der große Bazar zu Konstantinopel ist eine Art kleiner, bedeckter Stadt. Man kann da einen ganzen Tag, ja mehrere Tage herumgehen, tausend Wege, Umwege und Biegungen machen, aus einer Straße in die andere wandern, hinauf und hinab steigen, ohne sich je zurecht zu finden und zu wissen, auf welcher Stelle des Bazars man steht. Auf gut Glück und ohne bestimmten Zweck in diesem Bazar herumzuschlendern, ist ein großes, immer neues Vergnügen. An schnelles Gehen darf man da nicht denken, denn in den engen Gäßchen und Gängen liegt und steht Alles untereinander. Bald stößt man auf einen Haufen türkischer Frauen, die leicht und graziös in ihren gelben Pantoffeln, mit halbverhülltem Gesicht angezogen kommen; bald tritt einem eine dicke Sklavin mit einem Kind auf dem Arm entgegen; weiterhin ein vollständig bewaffneter Kervas, der vor einem kaiserlichen Würdenträger herschreitet und Platz für ihn macht. Mitten unter diesen wildfremden Leuten aller Art bleibt einem nichts übrig, als die Ellenbogen dicht an den Leib zu legen und sich hin und her schieben zu lassen.

Die Läden sind nur sechs Fuß breit und drei bis vier tief. Der Kaufmann sizt mit gekreuzten Beinen auf dem Comptoir, und ohne diese für ihn sehr bequeme Stellung einen Augenblick zu verlassen, holt er alle seine Waaren und zeigt das Verlangte vor. Dieses Comptoir ist eine breite Bank, zwei Fuß von der Erde, die sich die ganze Straße entlang an der Vorderseite der Kaufläden hinzieht. Diese sind nur durch dünne Bretterwände von einander getrennt, da bei einem so durchaus rechtlichen Volk, wie die Türken, an Mißtrauen gegen die Nachbarn nicht zu denken ist. Der Käufer sezt sich auch auf dies Comptoir, um nicht von der Menge herumgestoßen zu werden, und der Kaufmann legt seine Waaren nach einander auf dem

Knie aus, ohne dabei ein Wort mehr zu ſagen, als den Preis, bei dem es gewöhnlich ſein Verbleiben hat. Fügt der Kaufmann noch die Worte buono oder kalo hinzu — die einzigen, die ein wahrer Türke von den Sprachen des Occidents weiß — ſo gilt er ſchon bei ſeinen Nachbarn für ein Wunder. Während man die Waaren anſieht, entſchlüpft der Kaufmann wohl durch eine enge Oeffnung in den niſchenartigen Verſchlag, der ihm zum Schlafzimmer dient. Hier macht er ſeine religiöſen Abwaſchungen und kommt dann wieder in ſeinen Laden, breitet in der Richtung nach Mekka ſeinen Teppich aus, kniet nieder und murmelt ſeine Gebete, ohne ſich dabei um den Käufer oder die Vorübergehenden zu bekümmern. Kein Geſchäft, kein Gewinnſt würde ihn verhindern, ſeiner religiöſen Pflicht nachzukommen. Es liegt in alle dem ein ſchönes Vertrauen auf fremde Rechtlichkeit, etwas Würdiges und wahrhaft Großes, das die Chriſtenkaufleute in England und Frankreich beſchämt, wiewohl ſie ſich Bewohner der civiliſirteſten Länder der Welt nennen.

Kommt ein Franke, um etwas zu kaufen, ſo erregt dies immer große Neugierde, beſonders bei den Frauen. Zeigt er auf ein geſticktes Tuch, auf einen ſchönen Shawl oder ein paar goldgeſtickte Schuhe, ſo treten die Türkinnen ſelbſt des höchſten Rangs gleich heran, laſſen ſorgfältig ihre Yasmaks oder Schleier nieder und betrachten die Waare, welche der Franke kaufen will. Es gibt ſchwerlich ein neugierigeres Geſchlecht in der Welt, als dieſe türkiſchen Frauen. Sie unterſuchen mit der größten Aufmerkſamkeit das Geſicht des Fremden, ſeine Augen, ſeine Zähne, ſeine Haut. Zieht er einen Handſchuh aus oder nimmt er ſeinen Geldbeutel aus der Taſche, ſo ergreifen ſie gleich dieſe Gegenſtände und betrachten ſie genau, ohne ihn deßhalb um Erlaubniß zu bitten. Gar oft fahren ſie mit ihren niedlichen, an den Nägeln mit Henna gefärbten Fingern an dem Aermel ſeines Rockes herunter, und man ſieht dann, wie ſie über die Feinheit des Tuchs in Erſtaunen gerathen. Hat er aber gar Ringe an den Fingern oder Petſchafte an ſeiner Uhr, ſo nehmen ſie ohne Umſtände ſeine Hand oder ziehen ihm die Uhr aus der Taſche, thun ſie aber auch wieder hinein, ohne Arges dabei zu haben.

Einmal ging ich allein in der Straße der geſtickten Schnupftücher (denn jede Waare hat ihre eigene Gaſſe im großen Bazar), und da ich die ſchönſten ſehen wollte, ſo wendete ich mich an einen von den vielen Juden, die da immer die Fremden umgeben und ihnen als Dolmetſcher dienen wollen. Wir traten ſogleich an einen Laden, und in wenigen Augenblicken lagen vor mir die ſchönſten und koſtbarſten Waaren dieſer Art ausgebreitet, was man nur an Feinheit des Gewebes und Glanz der Arbeit Vorzügliches ſehen kann. Wie ich noch im Ausſuchen eines ſolchen Tuches begriffen war, wobei mir die Wahl ſchwer wurde, kam eine ſehr gut gekleidete türkiſche Dame, ſetzte ſich ſchnell dicht neben mich auf die Bank und heftete ihre großen ſchwarzen Augen auf die meinigen. Ich trug einen kleinen Ring von Türkiſen, der Lieblingsfarbe der Türkinnen; dieſer zog zuerſt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich; ſie nahm ohne Umſtände meine Hand, drehte und wendete ſie zwiſchen ihren weichen, weißen, ſchöngeformten Fingern und ließ ſie wieder los, ohne ein Wort zu ſagen. Ich ſah meinen Dolmetſcher an, da ihm aber die Sache ganz gewöhnlich ſchien, ſo ſezte ich meinen Einkauf fort. Gleich darauf zog mich meine Freundin mit den großen Augen ſo ſtark am Aermel, daß ich mich gegen ſie neigen mußte; da fuhr ſie in ſchneller Bewegung mit dem Zeigefinger über meine Wange und ſah mich dabei aufmerkſam an. Dieſe Familiarität ſchien mir doch zu ſtark und ich fragte meinen Juden, was ſie wolle. „Da Ihre friſche Geſichtsfarbe," antwortete er mir, „hier zu Lande etwas Seltenes iſt, ſo hat ſie ſich nur überzeugen wollen, ob Sie nicht geſchminkt ſind."

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Ach, iſt es denn immer Schuld des Künſtlers allein, wenn ſein religiöſes Bild nicht anſpricht, nicht wirkt? Die armen Maler — Deutſche und Franzoſen — wie ſind ſie zu beklagen, die in heutiger Zeit ein chriſtliches Bild zu malen verdammt ſind, durch äußere Veranlaſſung, oder, wobei ſie noch mehr zu bedauern ſind, durch inneren Drang! Die Zeit iſt vorbei, wo der Künſtler durch ein religiöſes Bild zum Volke redete, wo er ein Dolmetſch und Herold des Heiligſten war, wo er dem, was unausſprechlich war, eine Form gab, wo ſich Kunſt und Religion wechſelſeitig einander erklärten. Jezt wie anders! Und es iſt nicht bloß die Irreligioſität und der Indifferentismus der Zeit und die tauſend Nüancen beider, die der Darſtellung chriſtlicher Gegenſtände in den Weg treten; es iſt auch die Religioſität mit ihren hunderttauſend Nüancen und Abſtufungen. Ehemals hatte alle Welt einen Glauben, heutzutage hat ein Jeder ſeine eigene Religion, ehemals konnte der Künſtler durch ſein Werk auf ein Volk wirken, heutzutage muß er einem Publikum gefallen. Wie waren die Maler jener früheren Zeiten ſo glücklich, ſie, die ſelber an ihr Werk glauben konnten! Damals war das Chriſtenthum (ich meine den Glauben an daſſelbe) ſtark und groß, und die Kunſt nicht minder. Und wie nur der Reiche geliehen bekommt, der Credit hat, ſo machte damals das Chriſtenthum eine Anleihe bei der Kunſt und ein Bündniß mit ihr. Beide

gewannen dabei, die Religion gab reichliche Zinsen, und sie konnte es, denn sie gewann mit dem Kapitale der Kunst nicht wenig. Die Zeiten wurden aber schlechter. Die Legitimität der Religion tello quelle wurde angefochten, es gab Prätendenten, Parteien, Spaltungen und bürgerliche Kriege. Religion (d. h. der Glaube an dieselbe, was ich hinzusetze, damit Sie mich nicht mißverstehen, was in Deutschland so leicht passirt und so gefährlich ist), Religion und Kunst verfielen zu gleicher Zeit. Am schlechtesten und kümmerlichsten ging es der Kunst. Die Religion hatte sich in ihren guten Zeiten durch allerlei Gefälligkeiten mächtige Freunde und Beschützer zu erwerben gewußt; als sie nicht mehr stark genug war, sich allein fortzuhelfen, adoptirte man sie von Staatswegen und gab ihr eine Pension. Aber die arme Kunst! Sie kam sehr herunter.. Durch Porträtmalen und andere häusliche Dienste suchte sie ihr Leben zu fristen. In neuern Zeiten nun hat sie auf das frühere Bündniß und namentlich auf das einst von ihr der Religion vorgeschossene Kapital hin bei dieser ein Anlehen versucht. Aber der Succeß ist nicht brillant, die Religion hat selbst keinen bedeutenden Credit mehr und das Anlehen steht weit unter Pari, und das Bündniß beider erinnert fast an das in der Fabel beschriebene. — Nach diesem Stoßseufzer kehre ich zum Salon zurück.

Absichtlich habe ich bisher unter den Bildern aus der heiligen Geschichte nur die aus den Evangelien und der Historie der Märtyrer und Heiligen, nicht aber die Darstellungen aus dem alten Testamente aufgeführt; ich will jezt von ihnen apart Einiges beibringen. Um sie auf diese Weise abgesondert von den christlichen Bildern zu traktiren, habe ich einen ganz eigenen und Ihnen ohne Zweifel sehr seltsam erscheinenden Grund. Es befinden sich im Salon gerade dreizehn (ich habe genau gezählt) von hiesigen Künstlern gemalte Bilder aus dem alten Testamente (das heißt historische, von den Porträts rede ich hier nicht). Auf diesen sämmtlichen Bildern aus dem alten Testamente habe ich nun eine Eigenthümlichkeit bemerkt, und zwar im Kostüme der darauf dargestellten Figuren, die mir die ganze Zeit her unendliches Kopfbrechen verursacht hat, und die ich mir troz dem noch bis auf diesen Augenblick nicht erklären kann. Die Figuren auf diesen Bildern aus der jüdischen Geschichte tragen nämlich fast sämmtlich Gewänder aus gestreiftem Zeuge. Es ist kein einziges von einem hiesigen Künstler gemaltes Bild aus dem alten Testamente im Salon, auf dem nicht eine oder mehrere oder alle Figuren solch, übrigens ganz verschiedenartig gestreiftes Zeug trügen. Mehrere Bilder sind da mit fünf, sechs, acht und zehn Figuren, und fast jede Figur hat ein Gewand von anders gestreiftem Zeuge, oft eine Figur Ober- und Untergewand aus verschieden gestreiften Stoffen, so daß es schon einen bedeutenden Grad und Fond von Phantasie voraussezt, all diese vielen Stoffe so verschiedenartig gestreift zu erfinden. Diese Art der Gewänder wäre nun weiter nicht so besonders wunderbar, wenn nicht noch ein Umstand dazu käme, der sie erst recht auffallend macht. So wie nämlich das Christenthum in die Welt kommt, hören die Streifen auf: Maler, die auf einem Bilde aus dem alten Testamente ihren Figuren einen Rock aus gestreiftem Zeuge gegeben hatten, zeigen auf den Darstellungen eines andern Sujets, die vielleicht von ihnen im Salon sind, ganz einfach einfarbige Gewänder. Kein einziges Bild aus dem neuen Testamente, auf dem gestreifte Stoffe zu sehen wären, außer auf dem (schlechten) Bilde von Navez: „die Ehebrecherin vor Christo;“ Navez ist aber kein Pariser, sondern ein Brüsseler Maler. Also kein neutestamentarisches mit gestreiftem Zeuge und kein alttestamentarisches ohne solches. (Von dieser leztern Behauptung muß ich aber wieder zwei fremde, nämlich von deutschen Künstlern gemalte Bilder ausnehmen, nämlich Bendemanns Jeremias und ein kleines Bild von Dunker.) Kein Bild aus dem alten Testament ohne gestreiftes Zeug: da ist ein Hiob mit seinen Freunden, alle gestreift; ein Joseph im Kerker, traumdeutend, ein seltsames Bild, das etwas Egyptisches an sich hat: die beiden Mitgefangenen Josephs haben gestreifte Gewänder. Da ist Loth mit seinen Töchtern, ein sehr gutes Bild (von Brune) mit vortrefflichem Helldunkel: die Demoiselles Loth sehen aus wie ein paar Pariserinnen; sie haben sehr wenig Gewand, aber doch gestreiftes. Da ist ein Levite von Ephraim (Buch der Richter Cap. 19), bei dem ich, glaube ich, fünf oder sechs verschiedene gestreifte Zeuge gezählt habe; auf den „gefangenen Juden zu Babylon“ habe ich neun dergleichen gezählt; und so auf allen übrigen Bildern aus der jüdischen Geschichte; selbst ein kleiner Moses, der allein und nackt auf dem Nil schwimmt, hat in seinem Korbe gestreiftes Gewand, nicht weniger ein Engel auf einem andern Bilde.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Am Morgen des 20sten Juni sahen die unzähligen Kaufgewölbe Londons sammt und sonders, groß und klein, die prächtigsten wie die schlechtesten, recht sonderbar aus. Es ist hier Gebrauch der Handelsleute, sobald ein bei der Firma Betheiligter, gleichviel, ob handelnder Chef oder stiller Compagnon — sleeping partner — die Zeitlichkeit segnet, vom Augenblicke des Todes an bis nach dem Begräbnisse die Fenster des Geschäftslokals von innen oder von außen mit einem Theil der nächtlichen Laden zu versezen, ungefähr wie in

manchen Städten Deutſchlands die Krämer Sonntags und Feiertags zu thun pflegen, wenn ſie, wie der Ausdruck iſt, unter der Kirche halb aufhaben. Und dieſen Gebrauch beobachtet in altengliſcher Treue ſowohl der Bankier, der mit ſchlechten Wechſeln auf Amerika und überall guten Goldbarren, als der kleine Mann, der mit gemeinen Schwefelfäden und eleganten lucifer matches — Teufelsſchwefelhölzern — handelt. Am Morgen des 20ſten Juni nun mußte es überraſchen, an den Fenſtern ſämmtlicher Kaufslokale jenes Trauerzeichen zu erblicken; auch wo das Zeichen zu fehlen ſchien, fand es ſich bei näherer Betrachtung. Noch geſtern Abend lagen und hingen hinter den Fenſtern der Modehandlungen die luſtigſten Sommerzeuge mit hellen Farben, Seide- und Florgewebe, und heute Morgen, kaum zwölf Stunden ſpäter, waren die bunten Schmetterlingsflügel alle verſchwunden, und aufgeſtapelt lagen ſchwarze Stoffe und aufgerollt hingen ſchwarze Bänder. Die Hutmanufakturiſten, denn Hutmacher gibt es nicht mehr, zeigten auf geſchriebenen und gedruckten Zetteln an: hat-bands, only one shilling each, und viele vorübergehende Männer ſah ich in die Gewölbe treten und mit Flören um die Hüte herauskommen. Es ſchlug zwölf auf allen Thürmen, und dem lezten Schlage folgte von allen ein dumpfer Anſchlag, zwei Minuten darauf ein zweiter und ſo fort, bis es von allen Thürmen ein Uhr ſchlug; dann hallte der dumpfe, feierliche Anſchlag noch zwei Stunden länger von St. Paul und St. Martin, und von beiden Kirchen wehten ſchwarze Fahnen. Wilhelm IV. war todt, war früh Morgens im Hoflager zu Windſor geſtorben, und ſchon wußte es ganz London, legte ſchon ganz London Landestrauer an. Hatten denn Vögte, Büttel und Polizeidiener ihre Diſtrikte mit geflügelten Schritten durcheilt, den Tod des Landesherrn und die Form der Trauer anzuſagen? Nichts dergleichen: es gibt Dinge, die in England nicht exiſtiren, und dahin gehört obrigkeitliches Eingreifen in die von keinem Geſetz beſchränkte Freiheit der Bürger, und ſonderbar, wie eilig dieſe Bürger ſind, zu thun, was ſie nur aus freiem Willen thun! Das Mittel ſolcher Bekanntmachungen iſt die öffentliche Preſſe, und meiſterhaft verwalten die Tageblätter ihr Amt. Dennoch mußte es Wunder nehmen, daß die guten Londoner den Tod ihres Königs wußten, ehe die Tageblätter ſie davon unterrichtet, daß ſie Anſtalt zur Trauer trafen, ehe die Veranlaſſung ihnen offiziell kund geworden ſeyn konnte. Die Morgenzeitungen des 20ſten Juni meldeten zwar das Scheiden des Königs und gaben das von den Leibärzten amtlich unterzeichnete Bülletin; allein theils werden die Tageblätter nicht von allen Menſchen naß von der Preſſe weg geleſen, theils wurden ſie gerade diesmal durch die erwartete Nachricht verſpätet, und erſchienen erſt, nachdem die Handelswelt bereits ihre Laden vorgeſezt hatte. Dies ging höchſt natürlich zu, iſt aber deßhalb nicht minder merkwürdig. Am Vorabend des Todestages, zwiſchen fünf und ſechs Uhr Nachmittags, trafen drei reitende Boten aus Windſor ein, an die Herzogin von Kent, an den Herzog von Wellington und an Lord Melbourne, alle drei Ueberbringer der Nachricht, daß Seine Majeſtät wenige Minuten nach zwei Uhr Nachmittags ſanft entſchlummert ſey. Die ausgegebenen Krankheitsbülletins, mehr noch in's Publikum übergegangene Privatmittheilungen hatten ſeit mehreren Tagen hierauf vorbereitet. Jede Minute wurde die Kunde der Auflöſung in London erwartet, und weil zu vermuthen, daß die drei genannten Perſonen ſie zuerſt empfangen würden, waren ihre Wohnungen Tag und Nacht von Neugierigen, von Dienſtbefliſſenen, von Vielen, die ganz entgegengeſezte Intereſſe bewegte, in Haufen umlagert.

(Die Fortſezung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortſezung.)

Bellot. Die Akademie.

Staat und Akademie haben bei uns vor einiger Zeit wieder einen Verluſt erlitten, der an den ſel. Dumont erinnert, ja für die Geſetzgebung des Landes noch bedeutender iſt. Es ſtarb der Profeſſor Bellot, ich möchte ſagen, gegen die Gewohnheit unſerer Staatsmänner, die faſt alle ein hohes Alter erreichen, denn er war noch nicht bejahrt. Sein ganzes Leben aber war eine ununterbrochene Reihe edler, großartiger Leiſtungen; bei der Akademie wirkte er als Lehrer, im repräſentativen Rath als ein ächt liberaler, aber nicht vom franzöſiſchen Modeliberalismus angeſteckter Redner, und endlich als Verbeſſerer der franzöſiſchen Proceßgeſetzgebung für Genf. Wie hoch er in dieſer Beziehung ſtand, erkannten ſelbſt ausgezeichnete franzöſiſche Juriſten. So ſagt Dupin der Aeltere in ſeiner Bibliothèque du droit Folgendes: „La loi de procédure civile du Canton de Genève et l'exposé des motifs sont deux oeuvres remarquables par la nouveauté des vues, par l'esprit d'amélioration qui y domine et par une heureuse conciliation des principes ou saines théories avec les exigences de la pratique. C'est la procédure française rendue rationelle par un esprit philosophique et nullement systématique. Mr. Bellot a puissamment contribué aux nombreuses améliorations introduites dans la législation du Canton de Genève. Esprit éminemment lucide et progressif, très-habile praticien, il réunit toutes les qualités desirables dans un reformateur des lois.“ Es iſt ſelten, daß ſich franzöſiſche Rechtsgelehrte ſo entſchieden und ſo einſtimmig über das Verdienſt eines fremden Juriſconſulten ausſprechen, zumal er ſie zuerſt auf große Mängel, Lücken und unnüze Weitläuftigkeiten in ihrer Geſetzgebung aufmerkſam machte. Bellot hinterläßt auch treffliche Vorarbeiten zu einem neuen Hypothekenſyſtem im Lande. Als Menſch ſtand er vielleicht noch höher, denn als Rechtsgelehrter. Die allgemeine Trauer bei ſeinem Tod und die Theilnahme Unzähliger, beſonders Armer, an ſeinem Leichenbegängniß bezeichneten am ſicherſten ſeinen freundlichen, theilnehmenden, hülfreichen Sinn im Leben. — Durch Roſſi's Weggang nach Paris und Bellots Tod hat unſere Akademie in der Jurisprudenz zwei große Breſchen erhalten, die zumal jezt ſchwer auszufüllen ſind, wo unter den jungen Leuten, die den Nachwuchs bilden, ſo wenig Ausſicht iſt zu gutem Erſaz für die ausgezeichneten Männer, die Genf ſeit einigen Jahren verloren hat, und deren Namen auch im Ausland noch von gutem Klang ſind. Sehr nüzlich waren daher die aufregenden Worte, die der Paſtor Munier, Profeſſor und Rektor der Akademie, neulich zu der jungen Generation ſprach: „Auf größern Bühnen, als unſer Genf, braucht der Gelehrte nur Gelehrter, der Staatsmann nur Staatsmann, der Schriftſteller nur Schriftſteller zu ſeyn; Vermögen und Ruhm winken ihm, wenn er ſich auszeichnet. In unſerm Thal hingegen, in dem engen Raum unſerer Mauern iſt dies ganz anders. Hier muß der Schriftſteller, der Gelehrte, der Publiciſt immer und vor Allem Bürger ſeyn. Möge er immerhin für die Wiſſenſchaften und den Ruhm arbeiten, vor Allem aber muß er daran denken, für's Vaterland zu wirken und ihm durch Eifer, Treue und Thätigkeit den ſchuldigen Tribut zu zahlen. Dafür kann es ihm nicht Glanz, Vermögen, Macht und Orden geben, aber Achtung und Dank.“

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. Juli 1837.

Und ſie hatte einen bunten Rock an, denn ſolche Röcke trugen des Königs Töchter, weil ſie Jungfrauen waren.

Samuel.
II. 15.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Was ſoll nun dieſe Art Gewänder bedeuten? Warum findet ſie ſich ſo durchgehends auf den Darſtellungen aus dem alten, warum nicht auch auf den Bildern aus dem neuen Teſtamente? in welcher Beziehung ſteht ſie zum alten Teſtamente, zur jüdiſchen Religion, zu den jüdiſchen Sitten und Gebräuchen, zu dem Coſtüm von Judäa? und wenn ſie aus dem lezteren herrührt, warum findet ſie ſich nicht auch auf den Darſtellungen aus den Evangelien, die ja ebenfalls in dieſem Lande ſpielen? — Dieſe Fragen haben mich vielfachſt beſchäftigt, und mehr als Sie glauben werden. Denn Ihnen, der Sie die Bilder nicht geſehen, der Sie alſo nicht durch dieſes Faktum überraſcht ſind, dem ich nun erſt davon erzähle, wobei das Frappante deſſelben verloren geht — Ihnen wird es ſeltſam vorkommen, daß eine im Grunde ſo gleichgültige Nebenſache meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen hat. Und zu meinem größten Aerger hat kein franzöſiſcher Kritiker von der Sache geredet, und ich mußte meine Verwunderung allein verſchlucken. Ich habe viel und ernſthaft darüber nachgedacht, ich habe meine Freunde darum befragt, ich habe alle fünf Bücher Moſis und namentlich den Deuteronomos mit der größten Aufmerkſamkeit durchgeleſen: nirgends etwas, das mir Licht gegeben hätte über den Bezug zwiſchen geſtreiftem Zeuge und Judenthum. Die Sache muß aber doch einen Grund haben? Liegt dieſen zahlreichen Stoffen etwas Allegoriſches oder Symboliſches zu Grunde? Und iſt es eine ſtillſchweigende oder ausdrücklich unter den hieſigen Künſtlern getroffene Verabredung, Perſonen aus dem alten Teſtamente ſo zu malen? — Kurz, ich weiß es nicht, und keiner meiner Freunde, die ich fragte und die, nachdem ich ſie darauf aufmerkſam gemacht hatte, gleich mir darüber verwundert waren, konnte mir Aufſchluß geben.

Oben erwähnte ich beiläufig zweier deutſcher Bilder aus der jüdiſchen Geſchichte. Das eine iſt klein und unbedeutend, das andere aber Bendemanns Jeremias. Ich habe vergeſſen, Ihnen zu erzählen, daß ſich mehrere Werke bekannter deutſcher Künſtler im Salon befinden, namentlich dieſer Jeremias, Leſſings Huſſitenpredigt und Kaiſer Heinrich in Canoſſa von Begas. Man war auf den Effekt, den dieſe Bilder machen würden, geſpannt; er war nicht bedeutend, wenigſtens nicht laut. Ob ſie wirklich Effekt gemacht haben oder nicht, wird der Salon von 1838 zeigen. Die Journale ſprechen ſehr verſchieden darüber, doch kann man ſich auf dieſe nicht ganz verlaſſen. Im Durchſchnitt ward Bendemann über Leſſing geſtellt, was zum Theil und hauptſächlich darin

seinen Grund hat, daß ein Bild wie das Bendemannsche mit einem solchen und so behandelten Gegenstande hier etwas Neues war und daher imponirte, während man in eigentlich geschichtlichen Darstellungen, wie die Hussitenpredigt, bereits durch Delaroche u. a. an Gutes und Vortreffliches gewöhnt ist, Lessing also nicht schon durch die Neuheit des Stoffes imponiren konnte. Ueberdies hat er alle Mittel zum Effekt — die sonst bei solchen Darstellungen hier so stark angewendet werden — verschmäht, auch erscheint sein Bild neben den französischen ziemlich farblos. Deßhalb ward er nicht so beachtet. Daneben trug, wie ich überzeugt bin, noch ein anderer Umstand bei, die Wirkung des Lessingschen Bildes auf das hiesige Publikum zu verringern. Das Bild, das heißt die dargestellte Handlung, ward nicht ganz verstanden. Statt: „Sermon d'un Hussite" hieß es im Catalog: Serment d'un Hussite." Nun weiß erstlich das große Publikum hier (ich rede nicht bloß von Bürgern und Handwerkern u. dergl.) nicht, was ein Hussite ist. Die französischen Künstler, die ihr Publikum kennen, geben in solchen Fällen stets ausführliche Explikationen, die oft mehrere Seiten des Catalogs füllen. Dann hieß es obendrein: „Serment" statt „Sermon," und man sah von einem „Serment" nichts, eine Handlung, die doch auf mehreren allbekannten Bildern, wie Davids „Serment des Horaces" und dessen „Serment du jeu de paume" so augenfälligst zu ersehen war. Und da das Interesse der Leute an einem Kunstwerke hier stets sehr stoffartig ist, so hat, wie ich glaube, diese Unverständlichkeit der dargestellten Handlung dem Bilde einigermaßen geschadet.

Sie erwarten wohl nicht, daß ich Ihnen über diese deutschen Bilder etwas sage. Sie werden dieselben theils wahrscheinlich aus eigener Anschauung, theils gewiß aus vielen hundert deutschen Berichten kennen. Ueber den Jeremias erwähne ich nur, daß mir derselbe nicht mehr so gefällt, seit ich im Sommer vorigen Jahrs in Düsseldorf Bendemanns wahrhaft himmlisches Bild, „die Ernte," gesehen habe, ein Bild, wie ich wenig neuere kenne. Von der Vortrefflichkeit desselben werden Sie sich einen Begriff machen können, wenn Sie erfahren, daß es bei der Ausstellung in Berlin durchaus nicht gefallen hat. — Um noch einmal auf diese genannten drei deutschen Bilder von Bendemann, Lessing und Begas zurückzukommen, bemerke ich, daß, wenn Ihnen daran liegen sollte, über dieselben etwas zu lesen, gleichviel was, ich Ihnen ein Heftchen empfehle, das mir ein Freund aus Deutschland zugeschickt hat. Es heißt: „Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten über die Düsseldorfer Bilder auf der Dresdner Ausstellung," und spricht gerade über jene drei Bilder des allerausführlichsten. Sie müssen sich an den Titel nicht stoßen; der ist (allenfalls nebst den lateinischen Lettern, womit das Büchlein gedruckt ist) das einzige, woran man sich stoßen könnte; sonst ist das Ganze über die Maßen glatt und allerliebst; es enthält auch mehrere äußerst niedliche, nur leider unwahre Gedanken, sehr hübsch eingekleidet. Auch darf die Bezeichnung „Ignorant" Sie nicht abschrecken, wenn Sie vielleicht etwas über bildende Kunst zu erfahren wünschten und nun doch nichts lesen möchten, was von einem herrührt, der sich selbst als „Ignoranten" bekennt. Es bezieht sich nicht auf die bildende Kunst (wo ja alle Nichtkünstler Ignoranten sind), sondern auf die Geschichte, worüber bei Gelegenheit des Bildes von Begas Einiges beigebracht ist. Zu Ihrer Notiz bemerke ich noch, daß das Büchlein den Maler Retzsch in Dresden außerordentlich, das heißt über alle Maßen hoch, und wenigstens neben Lessing und Bendemann, wenn nicht über dieselben stellt, wodurch sich der Verfasser dieser Gedanken, nicht zu seinem Vortheil, von mir unterscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Mitten im Bazar liegt der Theil mit Namen Bezestein, zu dem man auf vier verschiedenen Seiten durch massive Thore hinabsteigt, die nur von sieben Morgens bis um Mittag offen bleiben. Hier ist das Herz von Konstantinopel, die Seele und feste Burg des Islamismus. Nur Waffen und Waaren von großem Werth liegen hier zum Verkauf aus. Das Dach tritt hier noch mehr hervor und läßt weniger Licht ein als in den andern Theilen des Bazars; dies hat jedoch für die Käufer keinen Nachtheil, denn alle Kaufleute in diesen halbdunkeln Läden stehen wegen ihrer Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit in besonderem Credit. Ueberall sieht man Damaszener hängen, die Griffe kostbar und geschmackvoll mit Edelsteinen besetzt, mit gleich reichen, bisweilen goldenen Scheiden, glänzende Dolche, Flinten, die kunstvoll mit Gold oder Silber eingelegt sind. In dieser langen und düstern Galerie ist noch die alte Zeit heimisch: imposante weiße Bärte und schneeweiße Turbane, deren Eigner sich Mahmuds Reformen nicht haben unterwerfen wollen und an denen noch das ganze Kostüm des Orients zu sehen, man darf wohl sagen zu bewundern ist. Hier sind noch die großen Opiumesser, die auch schlafend ihre Pfeife rauchen und die um keinen Preis einen Tropfen Wein tränken, würde er ihnen auch von der reizendsten Huri des Paradieses kredenzt; hier sitzen unbeweglich die alten Fatalisten, die sich nicht rühren würden, wenn auch ein Tiger auf

sie zukäme, und die von dem Wunder von Mahomets Sarg so gewiß überzeugt sind, wie von der Länge ihrer Pfeifen. Wie in Rußland unter Peter I. so werden durch Mahmuds Einfluß auch in Konstantinopel nach und nach mit den Bärten manche Irrthümer, manche Hindernisse und Mißbräuche weichen; die Civilisation wird durch die Bresche eindringen, mit ihr aber auch ihr Schaum, ihr Firniß, ihre Parfüms und ihre Fäulniß. Aus diesen unwissenden, unbeholfenen, aber ernsten, würdigen, wahren und redlichen Türken werden französirte, englisirte und russizirte Menschen werden; sie werden über Gott, Zukunft, Strafe und Lohn, über Tugend und Pflicht raisonniren, wie es an der Seine und Themse Mode ist; ihre orientalische Pest wird bessern Gesundheitsanstalten weichen, dafür aber werden sie die moralische unserer großen europäischen Hauptstädte, ihr Elend und ihre Verzweiflung kennen lernen, und die Bessern unter ihnen werden dann rufen: „Ach hätten wir mit der alten Zeit und ihren Irrthümern unsere alte Tugend, unsern alten Glauben, unsern alten Gott wieder!“

Ich wollte ein Stück Seidenzeug aus Brussa kaufen, um mir zum Andenken einen Schlafrock daraus machen zu lassen, darum führte mich ein Freund in einen ziemlich entfernt vom Bazar liegenden Khan. Wir traten durch eine enge Thüre, hinter der ein Vorhang vorgezogen war, in ein großes Zimmer, bis zur Decke mit Seidenzeug angefüllt. Jedes Stück war in das feine, seidenartige Papier eingewickelt, wie es nur im Orient verfertigt wird. Bevor es zum Geschäft kam, mußten wir warten, bis der Kaffee herumgegeben war, denn vorher wollte der alte Armenier seine Waaren nicht zeigen. Dies ist eine Höflichkeit, der man sich bei diesen Leuten unterwerfen muß, was um so weniger unangenehm ist, da in der Türkei trefflicher Kaffee getrunken wird und man ihn nur in ganz kleinen Tassen servirt, die nicht viel größer sind als ein Fingerhut. Hierauf sezte der Kaufmann seinen hohen Kalpack auf und begann seine Schätze auszulegen. Nie habe ich so viel und so verschiedene Seidenstoffe beisammen gesehen; der Fußboden glich bald einem Regenbogen, und die Augen konnten den Glanz kaum ertragen. Da waren Goldstoffe, wie sie wenige europäische Königinnen haben; andere aus feiner Gaze, mit Silberblumen gestickt; auf den breiten Rändern bewunderte ich die mannichfaltigsten Pflanzenformen und Arabesken. Endlich entschied ich mich für ein sehr einfaches blaues, mit Silber durchwirktes Seidenzeug. Nicht ohne Bangen fragte ich nach dem Preis, glaubte aber nicht recht gehört zu haben, als ich die geringe Summe hörte. Im Orient lebt man überhaupt noch sehr wohlfeil, ein Vortheil, der mit der zunehmenden europäischen Civilisation auch verschwinden wird. Ein Türke kann eine junge, blühende Tscherkasserin für fünfhundert bis sechshundert Franken kaufen; so glücklich war ich nicht, mein seidener, eines Kaisers würdige Schlafrock kostete mich aber nur fünfzehn Franken; ähnliches Zeug hätte ich in Lyon nicht unter hundert bekommen.

Von dem Seidenkaufmann traten wir in die Straße der Zuckerbäcker. Bekanntlich ist der Orient auch berühmt durch seine trefflichen, feinen Bonbons und Confitüren. Welch herrliche Gelée's! und der Candiszucker, durchsichtig wie Edelstein und in allen Farben und Abstufungen, zu beiden Seiten der Straße zu ungeheuren Säulen aufgebaut! Es ist, als wäre hier das Land von Tausend und Einer Nacht. Ich kaufte vom theuersten Bonbon, das im Türkischen „Heil und Frieden für den Gaumen“ heißt, für ein kleines Geldstück, ungefähr zehn Centimen an Werth, und dafür gab mir der Kaufmann eine solche Menge, daß ich auch in den glücklichsten Zeiten meiner Jugend nicht den vierten Theil auf einmal hätte verzehren können; eine gleich gute und feine Waare in solcher Menge würde in Paris wenigstens acht Franken kosten. Man versichert, die türkischen Frauen nähren sich größtentheils von Bonbons und Confitüren; gewiß ist's, daß sie eine unglaubliche Menge davon verschlucken. Die Frauen des kaiserlichen Harems essen täglich zweitausend fünfhundert Pfund Zuckerwerk, das von mehreren hundert Köchen bereitet wird. Dies ist wahrscheinlich der theuerste Artikel der Haremsküche, die außerdem nicht viel zu bedeuten haben soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Literatur. Naville. Galiffe.

Ich habe im Morgenblatt lange nicht von unsern neuen Literaturereignissen gesprochen, und darin hatte ich um so mehr Unrecht, da zwar viel weniger hier erzeugt wird, als in Paris, aber dies Wenige in einem viel würdigern Geist, als die größtentheils so schmuzigen und manierirten Literaturprodukte in jener geistig so sehr gesunkenen und immer mehr sinkenden Hauptstadt. Wir haben schon früher von des Pastors Naville Werken über Erziehung gesprochen, die auch in Frankreich und England durch Uebersezung und Kritik laute Anerkennung gefunden haben. Naville ist unstreitig einer unserer denkendsten Erziehungsmänner, sein Geist hat aber noch eine andere Richtung. Die französische Akademie hatte einen Preis ausgesezt sur la charité considérée dans ses principes, dans ses applications et dans son influence sur les moeurs et sur l'organisation sociale. Unser Naville hatte sich schon lange mit einem Werk über die Charité légale oder das gesezlich und klug gegebene Almosen beschäftigt, sandte es ein und erhielt dafür das Drittheil des ausgesezten Preises. Er hat diesen Gegenstand mit eben so viel Erfahrung, Klugheit, Menschenkenntniß, als Gemüth und ächt christlichem Sinn behandelt. Die Sache hat aber weniger praktische

Wichtigkeit für Genf, wo man Mühe hätte, eigentliche Arme zu finden, und wo jeder wahrhaft Nothleidende gewiß ist, Unterstützung und Hülfe zu erlangen, als für Frankreich und England. Auch ist bereits eine englische Uebersetzung des Buchs angekündigt. — Unter unsern Landesgeschichtschreibern ist Einer, der sich durch seine gründlichen und unermüdlichen Studien auszeichnet, und dem die Genfer Geschichte allerdings viel Aufklärung zu verdanken hat; ich meine James Galiffe, der lange in englischen Kriegsdiensten war. Seine Notices généalogiques sur les familles genévoises haben viel Neues und Unwillkommenes an den Tag gebracht, da der Verfasser eine eigene Passion hat, längst vergessene oder durch viel mehr Gutes aufgewogene Odiosa wieder hervorzuheben. So ist ihm unter andern unser Reformationsjubiläum und das Andenken Calvins ein Greuel, und im dritten Bande seiner Notices fällt er hauptsächlich über diesen Reformator her, den er ohne die geringste Anerkennung seiner großen Verdienste um Genf einen Tyrannen, einen Scheinheiligen, den Ravaillac und Jacques Clément der Reformation nennt, und Jedem, der nicht mit dem Verfasser gleicher Meinung ist, in's Gesicht sagt, er sey ein Tartüffe, ein Scheinheiliger, Duckmäuser ꝛc. Man kann Calvins Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit gegen Servet anerkennen und bedauern, ohne mit Galiffe in wüthende Deklamationen, unbewiesene Anklagen und dergleichen gegen ihn auszufallen, ohne Charaktere und Ereignisse aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts nach den Ideen des 19ten zu beurtheilen, ohne zu vergessen, welch große Verdienste sich Calvin um unsere Stadt in Beziehung auf Religion, öffentlichen Unterricht, Staatsverfassung und Verwaltung, ja um deren ganze politische Existenz erworben hat, und wie er in der letzten Zeit seines Lebens selbst wiederholt und laut seine Leidenschaftlichkeit und seine Mißgriffe anerkannte und deßhalb um Verzeihung bat. Zwei Dinge sind in dem Buch sehr komisch: zuerst der Commentar zu dessen Motto: Non extincta Waiferii domus. Es lebte einmal in den fabelhaften oder historischen Zeiten des Mittelalters ein Paladin, Namens Waifer, aus dem die Poeten Galiffre aus Sizilien gemacht haben sollen, der als Muselmann viel hundert Christen niedermetzelte; der Verfasser behauptet nun steif und fest, von diesem Gewaltigen abzustammen. In der gar schnurrigen Vorrede seines Buchs erzählt er zur Bezeichnung seines Talents und seiner Geistesüberlegenheit gar naiv: „Ich folge mit Aufmerksamkeit dem, was man mir vorliest, während ich schriftstellere (compose), und oft habe ich Handelsbriefe deutsch, russisch und englisch diktirt, während ich selbst französisch an Frau v. Staël schrieb. — Lord Brougham sagte vor länger als dreißig Jahren zu mir, ich vereinige zwei Dinge, die sich gewöhnlich nicht beisammen finden, nämlich ritterlichen Geist und ein richtiges Urtheil; ich hoffe, die Nachwelt wird finden, daß er mich richtig beurtheilt hat.“ — Wir aber glauben, daß die Nachwelt zu verständig seyn wird, um Leidenschaftlichkeit und hohe Gedanken von sich selbst richtiges Urtheil zu nennen, wenn sie auch des Verfassers gründliche Geschichtsforschungen und Studien anerkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Boten ritten ein, in Blitzesschnelle flog die Nachricht von Mund zu Mund, Niemand zweifelte an ihrer Echtheit. Niemand konnte zweifeln, und ehe eine Stunde vergangen war, zogen Männer durch die Straßen, große Zettel an den Hüten, und darauf gedruckt: Extra-express from Windsor, und groß bedruckte Zettel in den Händen, die sie mit gellendem Rufe für den bescheidenen Preis von einem Penny zum Kauf ausboten, und welche die Meldung vom Tode des Königs enthielten. Augenscheinlich schenkten jene drei hohen Personen der empfangenen Nachricht selbst Glauben: die Herzogin von Kent gab ihre angeordnete Fahrt nach Windsor auf, Melbourne entsendete mehrere Diener, und Wellington, der an diesem Abend den zweiundzwanzigsten Jahrestag der Schlacht von Waterloo — das war allerdings nicht der 19te, sondern der 18te Juni, aber der 18te war ein Sonntag, und Sonntagsbankette verstoßen in England gegen die Sabbathfeier — mit seinem üblichen Staatsbankette begehen wollte, entließ die Musik und erlaubte seinen Gästen, nach flüchtig genommenem Imbisse sich ebenfalls zu entfernen. Gleichwohl war die Nachricht falsch; der König entschlummerte erst zwölf Stunden später, und als London am folgenden Morgen die herkömmliche Trauer um seinen König begann, würde es, wenn nicht die Nacht die Erdichtung des Vorabends zur Wahrheit gemacht hätte, um Einen getrauert haben, der noch lebte.

König Wilhelm ist also todt, mit ihm ein, wenn auch nicht großer, doch gewiß guter König, und daß die Geschichte seines Lebens und sein Privatcharakter seinen Biographen nur dürftigen Stoff bietet, hat vielleicht wesentlich zu Englands Wohle beigetragen. Wie man auch von seinen politischen Gesinnungen denken mag, von seinem Privatcharakter kann man nicht anders sagen, als daß kein Falsch, keine Verstellung in seiner Seele war, daß allerdings ausgezeichnetes Talent, sogar hohe geistige Bildung ihm fehlte, er jedoch es sich herzlich angelegen seyn ließ, Alles zu thun, was er für seine Pflicht, was er für Recht und Gerechtigkeit hielt, daß er alle Eigenschaften in sich vereinigte, die das häusliche Leben schmücken, daß er seine Gemahlin und seine Kinder — ihm vor der Verbindung mit Adelaiden von einer Geliebten geboren — daß er seine Brüder und Schwestern liebte, daß er die Freunde seiner Jugend nie vergaß, Gefühl für fremde Leiden und für die Armuth eine offene Börse hatte, ein trefflicher Privatmann im Königskleide war.

Von der Leiche eines Königs wendet der nächste Blick des Volkes, über welches er aufgehört hat zu herrschen, sich seinem Nachfolger zu: der König ist todt, lange lebe der König! Demgemäß zogen tausend und abertausend Londoner, während die Glocken noch für den Gestorbenen anschlugen, nach dem alten St. Jamespallaste und den drei oder vier andern Orten, wo jeder neue Herrscher proklamirt zu werden pflegt, daselbst Prinzessin Alexandrina Victoria zur Königin von Großbritannien ausrufen zu hören. Es sind erst wenige Wochen, seit der 24ste Mai, und was sich an ihn knüpfte, hier Tagesgespräch war. Man begriff damals die Wichtigkeit eines Tags, welcher Prinzessin Victoria zur Königin mündig machte, ohne Ahnung, daß das Ereigniß so nahe sey, auf welches die Wichtigkeit des Tages sich bezog. Jetzt unterliegt es keinem Zweifel, daß England triftigen Grund gehabt hat, sich über einen Tag zu freuen, durch welchen es allen Unannehmlichkeiten, allen Gefahren einer Regentschaft entzogen worden ist, und nur diejenigen schütteln dazu vielleicht die Köpfe, deren politisches Glaubensbekenntniß dem im Pallaste zu Kensington bisher gehegten feindlich entgegen steht, und denen deßhalb ein Tory-Regent lieber gewesen wäre, als eine Whig-Königin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 10. Juli 1837.

Ich, deſſen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen,
Und ſchaffend Götterleben zu genießen,
Sich ahndungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Goethe.

Lieder von C. Malzerath.

Ungenüge.

Freie Seele klage nicht!
Loben Andre ſich den Frieden,
Lobe du das Weltgericht.
Geiſt und Ruhe ſind geſchieden;
Daß das Ganze wankt hienieden,
Gibt den Theilen Gleichgewicht.
Nur, wie drüben der Komet,
Nicht gemeine Bahn gewandelt,
Hoch geglüht, gedacht, gehandelt,
Eh in Nacht dein Schatten weht.

Preſſen ſo in ein Moment,
Wie der Geiſt von hundert Reben
Hier in einer Schaale brennt,
Alle Liebe, alles Leben
Möcht' ich und die Aſche geben
Freudig dann dem Element.
Nieder mit gemeiner Noth!
Wie der Strahl der ew'gen Höhen
Möcht' ich zünden und vergehen:
Heißes Leben, raſcher Tod!

Aber gähnend ſpinnt ſich ab,
Wie die Zeit am Krankenbette,
So ein Leben bis zum Grab.
Luſt und Leiden in die Wette
Schlingen eine matte Kette
Blumen um den Pilgerſtab.
Freie Seele klage du,
Daß der Funke, dir gegeben,
Allzukarg zum Götterleben,
Allzugroß iſt für die Ruh.

Leiſe Feſſel.

Trunken und ſtaubentladen,
Stürzen in Geiſterflut,
Ich möchte die Seele baden
Roſig in Abendglut.

Ich möchte ſtreben und ſteigen
Zu den goldigen Wolkenhöhn,
Ich möchte mich niederneigen
In den Spiegel der tiefſten Seen.

Ich möchte ſinnen und ſchweifen
Mit den Winden weit umher,
Ich möchte die Sterne greifen
Und ſegeln auf blauem Meer;

Die ſchaffenden Geiſter belauſchen,
Und wehrten ſie's noch ſo ſehr,
Mit allen Naturen tauſchen
Begrüßungen reich und hehr;

Bei Adlern und Blitzen wohnen
Und ſchauen hinan ſo kühn,
Wo heiter die Götter thronen
Und golden die Sonnen glühn.

Doch fehlet zur luftigen Reiſe
Die Hülfe der Flügel mir;
Auch feſſelt ein Liebchen mich leiſe
Auf dieſen Planeten hier.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Der Genrebilder ſind — die genreartig behandelten Stoffe aus der Geſchichte habe ich unter die hiſtoriſchen Bilder gerechnet — eigentlich gar ſo viele nicht, viel weniger, als ich erwartete. Da ich auf deutſchen Ausſtellungen ſtets an eine wahre Sündfluth von Genrebildern gewohnt war, ſo befremdete mich das; ich habe mir indeß dieſen, gegen deutſche Ausſtellungen auffallenden Mangel an ſolchen Bildern bald aus mehreren Urſachen zu erklären gewußt.

Erſtlich hat der deutſche Künſtler einen ganz andern Begriff von einem eigentlichen hiſtoriſchen Bilde als der Franzoſe, er hat vor einem ſolchen weit mehr Reſpekt: er muß, äußere Veranlaſſungen abgerechnet, ſchon einen bedeutenden innern Drang verſpüren, ehe er an einen ſolchen, ſo ernſten, erhabenen Gegenſtand, wie ein hiſtoriſches Bild iſt, ſich zu machen den Muth hat. Er weiß auch, daß, wenn ein ſolches nicht ausgezeichnet iſt, er nur Tadel zu erwarten hat; das große Publikum, weiß er, iſt nicht ſehr empfänglich für ſolche ernſte Gegenſtände, es liebt vielmehr die entzückenden, allerliebſten Genrebilder, bei denen es doch etwas denken und fühlen kann. Hier in Frankreich iſt das anders. Wie ich oben bemerkt, ein franzöſiſcher Künſtler malt ein hiſtoriſches Bild gerade wie er ein anderes malt, aus denſelben Gründen; es iſt vielleicht nur größer als ein anderes, das macht aber ihm, der ſo ſchnell malt, nicht viel aus; er wird ja dafür auch beſſer bezahlt, er wird einen Käufer finden und auch einen Freund, der ihn öffentlich lobt. Statt mit Aengſten und Zagen, wie ein Deutſcher, geht er mit der größten Sorgloſigkeit und Gemüthsruhe an's Werk. — Zweitens: ſelbſt wenn der deutſche Künſtler den bedeutendſten Drang hätte, ein hiſtoriſches Bild zu malen, kann er es meiſt nicht, wenn er noch nicht ſo großen Ruf hat, daß er Beſtellungen bekommt. Ein hiſtoriſches Bild erfordert doch eine angemeſſene Größe, alſo, bei deutſchem Ernſt und Gründlichkeit, bedeutende Studien, Auslagen für Modelle u. ſ. w., endlich und hauptſächlich alſo ſehr viel Zeit, während welcher Zeit der Künſtler nichts anderes thun, alſo nichts verdienen kann. Selten iſt er einmal im Stande, dieſe Auslagen ſo wie die Koſten ſeiner Exiſtenz während der Zeit, daß er an dem Bild arbeitet, zu beſtreiten. Aber nehmen wir an, der Künſtler ſey dies im Stande und habe ſein Bild nach einer gewiſſenhaften Arbeit von etwa einem Jahre fertig. Käufer wie hier in Paris, das nicht bloß das Centrum von Frankreich, ſondern von Europa iſt, findet er in dem zerſplitterten Deutſchland nicht ſo leicht. Freilich gibt es gerade in Deutſchland einige wenige ſolche Männer, die Bilder kaufen, und die nicht bloß durch das für ein Bild gezahlte Geld den Künſtler ermuntern, ſondern eben ſo ſehr nnd vielleicht noch mehr durch den für den Künſtler ehrenvollen Umſtand, daß ein ſolcher Mann ſein Bild gekauft. Solcher Männer aber gibt es leider nicht viele. In Deutſchland iſt noch nicht, wie hier, Bilderkaufen eine unerläßliche Luxusſache der Großen und Reichen; in Deutſchland kauft nur, wer liebt und verſteht. — Doch zurück zu unſerm jungen deutſchen Hiſtorienmaler. Dieſer hat alſo unter den größten Entbehrungen ſein Bild fertig. Nun hat er die vielen deutſchen Ausſtellungen und Kunſtvereine zum Markt. Auf dieſen aber ſchlägt — um das Publikum der Aktionärs zu befriedigen, welche gern etwas gewinnen wollen, was es auch ſey — das Prinzip vor, nicht ſowohl multum, als vielmehr multa anzukaufen. Der Künſtler kann doch ſein Werk nicht ſo billig weggeben als ein kleines Genrebild; er will doch wenigſtens ſeine Auslagen und was er während der Zeit, da er daran gemalt, gebraucht hat, erſtattet haben. Ein ſo theures Bild bezahlen aber die Kunſtvereine ſelten, da ſie ſtatt eines ſolchen, das vielleicht gar nicht die Maſſe anſpricht, mehrere kleine entzückende Genrebilder mit Hunden, Jägern, Pferden und anderm Vieh kaufen können. Und am Ende iſt es den Kunſtvereinen gar nicht ſo zu verdenken, daß ſie ein ſolches Bild ablehnen und kleinere kaufen. Denn ſie exiſtiren ja nur durch das große Publikum, durch die Maſſe, und dürfen es mit dieſer nicht verderben; das wirklich Gute, was ſie thun, müſſen ſie in der Regel halb heimlich und unter halber Mißbilligung der Aktionärs thun. Ich kenne ſolche Fälle, wo der Verein einmal ein hiſtoriſches Bild angekauft hatte, das die große Maſſe ſchon ſeines Ernſtes wegen nicht goutirte, und für das ſie lieber vier, fünf ſo allerliebſte verſtändliche Genrebilder, mit ihresgleichen drauf, zur Verloſung gebracht geſehen

hätte: ich kenne ſolche Fälle, wo die große Maſſe oder einzelne murrten, ja ſogar ſich in den liebenswürdigſten und allerſchnakiſchſten Pöbeleien ergingen. — Alles das nun iſt nicht der Fall bei einem Genrebilde, das geringere Dimenſion, weniger Studien und Auslagen, und weniger Zeit erfordert, das am Ende dann beim Publikum, das doch bewundern und zahlen ſoll, des Gegenſtandes und geringeren Preiſes wegen mehr Verſtändniß, Anerkennung, Liebe und Käufer findet. So iſt die Mehrzahl der deutſchen Künſtler auf das Genrebild angewieſen, und daher die Unzahl von Werken dieſer Art. — Ganz anders hier in Frankreich und Paris. Auslagen für Leinwand und Farben achtet der Franzoſe nicht, ſchon weil er an einem Käufer nicht verzweifelt, und auch das Gouvernement Allerbedeutendſtes für die Künſtler thut. Jene Auslagen kommen alſo bei ihm nicht in Betracht oder er bleibt ſie auch ſchuldig (was ein Deutſcher nicht kann); Modelle braucht er äußerſt wenig, nur hie und da weibliche; mit Farbenſkizzen und Cartons quält er ſich nicht, langes Studiren und Durchdenken des Sujets würde ihm die Zeit und die „verve“ rauben. Er ſpannt ſeine große Leinwand auf und zeichnet, nachdem er ſich vielleicht ſeinen Gegenſtand flüchtigſt auf ein Blättchen Papier ebauchirt hat, raſch und luſtig ſeine Conturen; dann geht er flink an das Malen, und in wenigen Monaten, ja Wochen iſt ein großes, figurenreiches Bild fertig, gedacht, erfunden und gezeichnet, wie es Gott gefiel, jedenfalls aber vortrefflich gemalt und hinſichtlich der Coſtüme untadelhaft. Und das Bild findet einen Journaliſten, der es lobt, und einen Reichen, der es kauft und gut bezahlt, denn Gemäldekaufen iſt hier, wie Equipage und Maitreſſe, für einen Reichen de rigueur.

Endlich iſt auch drittens das wohl ein Grund der wenigen Genrebilder im Salon, daß diejenigen Künſtler, die zu ſolchen Darſtellungen Dispoſition und Talent haben, hier nicht für den Salon arbeiten und überhaupt in Oel malen, ſondern Zeichnungen für die faſhionabeln Sammlungen, die Läden der Kunſthändler, oder Lithographien für Journale, Albums u. dergl. anfertigen. Solche Zeichnungen bringen hier ihrem Autor Ruhm und Geld, während in Deutſchland ein Künſtler für ſolche radirte oder lithographirte Compoſitionen auf wenig Abſatz rechnen könnte. Dadurch nun, daß man hier gewohnt iſt, Gegenſtände gewiſſer Art (aus denen vielleicht der deutſche Künſtler ein durchdachtes Oelbild machen würde) in geiſtreicher Lithographie behandelt zu ſehen, wird es beinahe unthunlich, dieſelben in einem Oelbilde, das doch Prätention macht, zu behandeln. Wie übel wäre ein Künſtler in Deutſchland mit ſolchen Lithographien berathen! Freilich würde er kaum Sujets dazu haben; denn ohne gerade das zu ſeyn, was man Karrikatur nennt, knüpfen ſich jene Lithographien hier doch auf eine höchſt geiſtreiche Weiſe an den Tag, an das Heute an; in Deutſchland aber gibt es kein Heute, ſondern nur ein langes Geſtern, das noch dauert, und ein fernes Morgen, das nicht kommen wird, und eine empfindliche Cenſur und eine gründliche Polizei.

Das ſind die Gründe, die ich mir für den gegen Deutſchland auffallenden Mangel an Genrebildern aufgeſucht habe. — Betrachten wir nun die im Salon vorhandenen Genrebilder, ſo finden wir noch in der Behandlung derſelben einen Gegenſatz zu deutſcher Kunſt. Dieſe Genrebilder ſind nämlich hier nur ſehr wenig ausgeführt, was nun, vermöge ihrer geringern Dimenſion, bei dieſer Art von Bildern ſichtbarer iſt, als bei den hiſtoriſchen. Vielleicht lag dieſem geringern Grade der Ausführung eine Intention zu Grunde, vielleicht dachte der Künſtler: wozu für einen ſolchen, an ſich doch unbedeutenden Stoff ſorgfältige und ängſtliche Ausführung, deren er ja kaum werth iſt? So ſcheinen die hieſigen Genremaler der Mehrzahl nach zu raiſonniren, während auf der andern Seite die meiſten deutſchen Genremaler, nach dem Vorbilde der alten Holländer, durch Fleiß, Sorgfalt und Zartheit der Ausführung einen Erſatz zu geben ſuchen für die Unbedeutenheit des Gegenſtandes, den erſt gerade die Liebe, die ihm der Künſtler gewidmet, erheben ſoll. Welche von beiden Anſichten, die deutſche oder franzöſiſche, die richtigere ſey, will ich hier nicht unterſuchen. Da von der Beſtimmung des Bildes, dem Gegenſtande, der Intention des Künſtlers und andern Momenten die Art der Behandlung und der Grad der Ausführung abhängt, ſo läßt ſich vielleicht nicht einmal im Allgemeinen etwas darüber entſcheiden.

Von dem ausgezeichnetſten franzöſiſchen Genremaler enthält der Salon nichts: ich meine Decamps, einen der geiſtreichſten und genialſten Künſtler, die exiſtiren. In ſeinen Bildern lebt ein ſo friſcher, urſprünglicher und poetiſcher Humor, wie man ihn ſelten antrifft, namentlich hier in Paris, wo man ſtatt Humor meiſt nur Witz und Malice, und ſtatt poetiſcher Urſprünglichkeit viel Künſtliches und Gemachtes antrifft. Die Sujets dieſes Künſtlers ſind verſchiedenartigſter Natur; für ſeine Oelbilder ſcheint er jedoch mit Vorliebe türkiſche Gegenſtände zu wählen. Eines der bekannteſten Bilder dieſer Art von Decamps, „die türkiſche Patrouille,“ hat Heine im „Salon“ geſchildert, ſo wahr und erſchöpfend und des Künſtlers Talent und Weiſe ſo anſchaulich charakteriſirend, daß ich, ſtatt meinerſeits näher auf die Werke von Decamps einzugehen, Sie auf dieſes Buch verweiſe.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Bibliothèque universelle.

Unsere Bibliothèque universelle de Genève hat nun in ihrer neuen, angenehmern Gestalt den ersten Jahrgang vollendet und verdient alle Anerkennung, ja sie ist ein ganz würdiges Organ, durch das Genf zu dem literarischen und intellektuellen Frankreich spricht, das uns an Masse und Material so weit überlegen ist. Genf erscheint nur als ein Punkt neben diesem Colossen, und bloß sein geistiges Streben und seine Leistungen in der Wissenschaft geben diesem Punkt einen so hellen Glanz, daß man ihn auch von ferne gewahrt. Er ist auch ein Mittelpunkt von Ideen und Bestrebungen, eine bescheidene und in ihrem Einfluß zwar beschränkte Schule, aber doch eine Schule mit eigenthümlichem Leben, mit einer eigenen Stimme auf dem großen Congreß europäischer Wissenschaft. Wenn diese Schule ihre eigenen Fehler und Lücken hat, so sind ihr auch besondere Vorzüge eigen, die mehr als ein in wissenschaftlichen Bestrebungen hochstehendes Land Europa's anerkannt hat. Nicht ohne bedeutenden Erfolg war in dieser Beziehung vor vierzig Jahren die Gründung eines Journals, der Bibliothèque britannique, welche zugleich die damalige und noch lange nachher vorherrschende Richtung Genfs nach England zeigte und dessen bloß wissenschaftliche Polarität nachahmte. Diese Zeitschrift zeichnete sich aber aus durch ihren guten Plan, die erschöpfende Gründlichkeit in den mathematischen und Naturwissenschaften, durch ihr rasches, jugendliches Fortschreiten mit der Zeit und durch ihre Besonnenheit, Unparteilichkeit und ruhige Würde. In lezter Beziehung erhob sie sich sogar über englische und französische Revuen der neuesten Zeit. Schon seit mehreren Jahren sah sie ein, daß jene britannische Firma oder Fahne in einer Zeit nicht mehr paßte, wo auch andere Völker sich zu derselben Höhe, und in mancher Beziehung über sie erhoben hatten; sie nannte sich also Bibliothèque universelle, ein Name, der freilich viel allgemeiner und umfassender war, aber auch zu größern Ansprüchen berechtigte. Die Zeitschrift behielt ihren frühern Charakter, schadete sich aber in neuerer Zeit beim Entstehen so vieler interessanter französischer Revuen durch ihre etwas prezidse Wissenschaftlichkeit. Vor zwei Jahren sah sie endlich ein, es handle sich jezt um ihr Seyn und Nichtseyn; es wurden also frühere Ideen und stereotype Richtungen aufgegeben, und die Revue de Genève, wie sie die Franzosen nennen, stellte sich als kleiner Literatur-David dem leidenschaftlichen, fieberkranken und oft betrunkenen Literatur-Goliath in Paris gegenüber, und behauptete bisher wacker durch Geist, Kenntnisse, guten Geschmack, reine Phantasie, Anstand und Sittlichkeit das Feld; denn jener unbändige Riese kann kaum noch auf den Beinen stehen, die Revue aber gewinnt mit jedem Heft an Reichthum, Mannichfaltigkeit und Anmuth, was ganz mit unserer Akademie in Verhältniß und Wechselwirkung steht, die auch seit einem Jahr würdigere und umfassendere Literaturansichten angenommen hat und nach ihnen in ihrem Wirkungskreis handelt. — Wir haben in diesen Blättern schon mehrmals Gelegenheit gehabt, mit Auszeichnung eines jungen Dichters zu gedenken, der mehrere Jahre Genf angehörte, jezt aber als Professor der französischen Literatur in Bern angestellt ist. Alb. Richard ist eines der reichbegabten Dichtergemüther, deren Phantasie immer jung, immer frisch, aber auch immer rein und schön ist; in ihm geht die Epik mit der Lyrik schwesterlich zusammen, beide in eigenem Kleid und in eigenem Kranz. Frankreich hat keinen Dichter dieser Art, Kraft und Färbung, vielleicht auch nicht von dieser anspruchslosen Reinheit.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Ich habe die unbeugsame, das Gefühl verlezende und kaum durch die Rücksichten strengster Sittlichkeit und kluger Politik zu rechtfertigende Consequenz erwähnt, mit welcher die Herzogin von Kent ihre Unabhängigkeit gegen den verstorbenen König behauptet, ihre Tochter in ihrem Sinne zur künftigen Königin erzogen und sich und sie stets fern gehalten hat von jeder nahen Berührung mit des Königs Hofe und seiner Familie. Das Publikum, hiemit vollkommen vertraut, verlor während des Königs Krankheit das Verhalten der Herzogin nicht aus den Augen, steigerte seine Aufmerksamkeit, wie die Gefahr wuchs, und stritt darüber, ob die Herzogin nebst ihrer Tochter den der Gruft zuwankenden König besuchen werde oder nicht. Die Einen sprachen von ihrer Verbindlichkeit, solches zu thun, nannten es gefühllos, wenn die Erbin ihrem Erblasser, die Unterthanin ihrem Fürsten, die Nichte ihrem Oheim nicht ihre persönliche Theilnahme in seiner lezten Stunde bezeigte, häuften aber dabei die ganze Verantwortung auf die Herzogin. Andere wendeten ein, bei dem Verhältnisse, in welchem die Herzogin und ihre Tochter von jeher zum Könige gestanden, sey es nicht an ihnen, den König in Windsor aufzusuchen, sondern am Könige, ihr Erscheinen zu begehren. Wie gewöhnlich, nahm die Presse die Streitfrage auf und sprach sie vielseitigst durch. Die Herzogin, ob mit Recht oder Unrecht — ich sollte aber glauben, mit Beifall der Etikette, der strengen, herzlosen Hofetikette, die eine Wage für die Thränen und einen Gradmesser für die Stoßseufzer hat — neigte sich der lezterm Meinung zu, und verweilte nebst Prinzessin Victoria ruhig in Kensington. Da geschah es, daß der König am Tage vor seinem Hinscheiden, ungefähr um die Mittagsstunde, den Wunsch ausdrückte, die Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria zu sehen. Sein Wunsch war Befehl, die Herzogin ordnete die Fahrt an, und als sie und ihre Tochter im Begriff waren, solche anzutreten, traf die Nachricht, die falsche Nachricht seines Todes ein. Die Fahrt wurde abbestellt, und der König ist gestorben, ohne daß eine Zusammenkunft stattgefunden. Lag es im Plane der Herzogin, keinen Zoll breit von der Etikette abzuweichen, und wünschte sie einen Gehorsam sich zu ersparen, den jene Etikette ihr vorschrieb, so war nicht zu leugnen, daß die falsche Nachricht recht zeitgemäß eintraf. Und wer hatte sie gesendet? ein hoher Kronbeamter; was konnte ihn zu einer Unwahrheit bewogen haben, die, wenn der König auch nur den folgenden Tag überlebte, ihre gerechte Strafe finden mußte? War es freiwilliger oder bestellter Eifer, der Herzogin zu dienen? Wahrscheinlich wird darüber keine Untersuchung eingeleitet, und der Diplomatiker für die genommene Freiheit, den König zwölf Stunden vor seinem Tode für gestorben zu erklären, nicht bestraft werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 11. Juli 1837.

Inceptis gravibus plerumque et magna professis
Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
Assuitur pannus.

Horat.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Beſchluß.)

Ich habe von Decamps nur zwei Oelbilder geſehen, leider aber deſto mehr Aquarelle und Sepiazeichnungen. Ich ſage leider, denn ich fürchte, Decamps wird ſein ſchönes Talent in dergleichen Arbeiten vermünzen, ſtatt es in größern Werken würdig auszuprägen. Freilich iſt die Verſuchung zu lockend, keines Künſtlers Zeichnungen ſind für die Albums ſo geſucht wie die von Decamps; ſeine Arbeiten, die er mit enormer und um ſo gefährlicherer Leichtigkeit zu produciren ſcheint, werden außerordentlich bezahlt. Weßhalb ſoll der Künſtler daher zu Oelbildern Zeit und Mühe aufwenden, wenn er für eine kleine Zeichnung, die er in wenigen Tagen, vielleicht in wenigen Stunden macht, mehrere hundert Franken erhält? Für die Kunſt aber wäre es Jammerſchade, wenn ein ſolches Talent auf dieſe Weiſe verſplittert würde; noch freilich bemerkt man in ſeinen Arbeiten nichts davon, ſie zeigen noch immer dieſelbe Friſche und Neuheit wie ſeine früheren Werke. Dieſe Aquarell- und Sepiazeichnungen waren verſchiedenartigſten Inhalts, z. B. Don Quixote und Sancho Panſa durch eine ſonnenverbrannte Ebene reitend; Jagdſcenen bunteſter Art, aber nicht langweilige faſhionable oder mit Berliner Humor; der Inhaber einer Hundecomödie ſeine Schauſpieler abfütternd u. dergl. m. Die beiden Oelbilder, die ich ſah, ſtellten türkiſche Sujets vor, das eine einen ruhenden Eſeltreiber, das andere ſpielende Knaben. Decamps beſizt in ſeinen Oelbildern eine höchſt eigenthümliche, geiſtreiche Technik; ſie ſchien mir — um Ihnen durch eine Analogie wenigſtens einen ungefähren Begriff davon zu geben — einige Aehnlichkeit mit der vieler venetianiſcher Meiſter zu haben, wo die Farbe trockener als ſonſt geſchieht aufgetragen iſt. Ich ſah die beiden Bilder, die in Privatbeſiz ſind, zu flüchtig, um Ihnen mehr darüber ſagen zu können.

Unter den im Salon vorhandenen Genrebildern iſt nun wohl das anerkannteſte: Winterhalters „Dekameron des Boccaccio.“ Auf dem Raſenplatze einer florentiniſchen Villa ſieht man jene zehn Leute ſizen, die im Boccaccio die ſchönen Geſchichten erzählen, die uns doppelt gefielen, weil wir ſie laſen, als es uns verboten war. Sieben allerliebſte Frauenzimmer und drei allerliebſte Männer ſind hier auf das Gefälligſte um und neben einander gruppirt und plaudern mit größtem Wohlbehagen. Man kann nichts Gefallenderes ſehen als dieſes Bild; mit welcher Anmuth ſich dieſe Frauenzimmer an einander ſchmiegen, wie ſüß lächelnd ſie der erzählten Geſchichte nachdenken, mit welch reizender Koketterie ſie ihre zierlichen Füßchen zeigen, indem ſie ſie verbergen. Das iſt Alles

köſtlich und delicids; aber es iſt nicht, wie ich glaube, die Natürlichkeit, Einfalt und Naivetät von Boccaccios Geſtalten, es iſt nicht ſein ernſter Hintergrund. Das Bild ſteht nahe an der Grenze zwiſchen Natur und Affektation; wenige Schritte weiter, und wir ſitzen in Watteau's Unnatur. Es iſt zu hübſch, zu lieblich, dieſes Bild, und das iſt ſein Fehler. Es iſt aber ſonderbar, immer wenn ich aus dem Louvre nach Hauſe kam und daheim über Winterhalters Bild nachdachte, mußte ich mir das ſagen, was ich eben zu deſſen Tadel angeführt; ſtand ich aber vor demſelben, ſo gefiel es mir uneingeſchränkt und außerordentlich. Kein einziges Bild des Salons hatte auch ſolchen Succeß wie dieſes, kein einziges gefiel ſo ſehr; die Damen namentlich waren ganz bezaubert davon. Was noch mit dazu beitrug, dem Bilde Aller Herzen zu gewinnen, war der Contraſt, in welchem es mit vielen andern Darſtellungen ſtand. Die neufranzöſiſche romantiſche Malerei liebt, wie bekanntlich auch die hieſige Poeſie, das Schauerliche, das Furchtbare, man kann ſagen das Häßliche. Es waren eine Menge Bilder mit ſolchen Gegenſtänden da, mehrere, von denen ich oben ſchon geredet, z. B. die verdammte Mutter mit dem ſeligen Kinde, der gefrorene Leichnam Karls des Kühnen, dann eine Menge, von denen ich Ihnen noch nicht erzählt, z. B. ein Bild von Wachsmut: „der Selbſtmord," Debon's Herzog Peter Mauclerc, der einen Mönch lebendig begraben läßt, Ugolino mit ſeinen Söhnen Hungers ſterbend u. ſ. w.; vor Allen kann ich ein Bild als das non plus ultra des Häßlichen, Hidöſen anführen, das einen Verbrecher, einen Ritter zeigt, der nackt auf ſeinem Lager liegt und dem nun im Traume die Geſpenſter der von ihm Gemordeten, Verführten, Beraubten u. ſ. w. erſcheinen, um ihn zu quälen. — Daß das Publikum ſolcher, auf früheren Ausſtellungen vielleicht noch häufigeren Häßlichkeiten müde, ſich mit Vorliebe einem Bilde zuwendete, das eher durch das Gegentheil ſündigte, und ſtatt eines Kultus des Häßlichen, ausſchließlich, wenn auch nicht gerade dem Schönen, doch dem Hübſchen huldigte, war natürlich. — Die Journaliſten lobten das Bild ebenfalls ſehr, denn ſie konnten doch nicht gegen die allgemeine Meinung ankämpfen. Alle die Kritiken, die ich geleſen, redeten von Winterhalters Werke günſtig und anerkennend, jedoch nicht mit dem banalen Enthuſiasmus, wie er bei Arbeiten befreundeter Maler Styl iſt; ſchließlich warnten denn auch die Kritiker den Künſtler noch vor dem Abwege zu Affektation, Watteau und Süßlichkeit, und zwar ſo wahr, ſo väterlich, rührend und theilnehmend, daß man ſah, der Künſtler war dem Verfaſſer der Kritik völlig gleichgültig und durchaus nicht weiter befreundet, was dem Künſtler denn nur Ehre macht. Die Ausführung des Bildes iſt ſehr ſorgfältig und angemeſſen. Die Figuren ſind etwa ſechzehn bis achtzehn Zoll hoch. — Beinahe daſſelbe, wie über den Dekameron, läßt ſich von einem kleineren und unbedeutenderen Bilde Winterhalters ſagen (eine neapolitaniſche Familie an einer Fontaine), das ebenfalls jene koketten Reize zeigte, nur daß ſie, durch die beſtimmt angezeigte Oertlichkeit und Nationalität etwas modificirt, nicht ſo auffallen. — Die Behandlung beider Bilder zeigt nicht jene Virtuoſität und Bravour, wie man ſie bei andern hieſigen Künſtlern gewohnt iſt; dieſelbe iſt vielmehr den Gegenſtänden angemeſſen zierlich und ſorgfältig. — Winterhalter iſt ein Deutſcher, aus dem Großherzogthum Baden gebürtig, ſeit einigen Jahren hier. Der Dekameron iſt vom Bankier Paturle für 10,000 Franken angekauft.

Unter den andern Genrebildern nenne ich die von Biard, die ſämmtlich mehr oder weniger die Gunſt des Publikums gewannen. Mir gefiel kein einziges. Eines iſt ernſthaften Inhalts: „Der Admiral Duquesne befreit algieriſche Chriſtenſklaven;" es iſt unbedeutend; die andern ſind ſämmtlich ſpaßhafter Natur, aber es iſt kein rechter Humor, ſondern etwas Unangenehmes, Gemachtes darin. Die „Folgen eines Schiffbruchs" zeigen die Paſſagiere eines Fahrzeuges, das an einer von Menſchenfreſſern bewohnten Inſel ſtrandet. Die Männer ſind meiſtens todt und liegen halb im Waſſer, die Wilden werfen ſich aber doch mit widerlichſter Gier auf dieſelben. Die Hauptgruppe zeigt einen Haufen nackter, hübſcher Weiber, die voll Todesangſt ſich aneinander ſchmiegen, während die Wilden, ſchwarze, ſeltſam dekorirte Teufel, mit unheimlichen Geberden um ſie herumtanzen, und zwar fingerleckend, ſich des ſchönen, delikaten Fleiſches, das ſie alsbald verzehren werden, mit ſcheußlicher Gier erfreuend. Der Spaß bei dieſem unerfreulichen und an ſich ſchrecklichen Gegenſtande iſt nun wohl, daß die Beſchauer des Bildes die menſchenfreſſenden Wilden beneiden ſollen wegen der leckern Beute, und tadeln wegen der unciviliſirten Art, dieſelbe zu genießen. Die Gruppe der ängſtlichen weißen Weiber iſt mit den ſchwarzen Wilden in einen, ganz der Intention angemeſſenen Contraſt gebracht, und die hungrigen Abſichten der leztern, ſo wie der Abſcheu der Weiber vor dem Gegeſſenwerden iſt markant genug ausgedrückt. Das Bild iſt ſehr hübſch gemalt, aber nicht ſo gut, und namentlich nicht beſtimmt genug gezeichnet. — Diejenigen beiden Arbeiten Biards, die am meiſten gefallen haben, ſind Pariſer Scenen; ſie heißen: „la partie de bain en famille," und „les honneurs partagés." Auf dem erſtern ſieht man einen dicken Pariſer Philiſter, widerlich nackt, mit Hängebauch, die Brille auf der Naſe, ein Buch unterm Arm und mit einem Sonnenſchirm bewaffnet, fröſtelnd und komiſch-zaghaft in's Waſſer ſteigen, während ſeine bejahrte Gattin im Kahne ſizt und an einem Seile den einen Sohn ſchwimmen läßt; der andere entkleidet ſich zu demſelben Zwecke. — Das andere Bild zeigt ebenfalls einen Pariſer Spießbürger, der mit ſeiner Frau ſpazieren geht. Der

Mann trägt, wie das hier Sitte iſt, das Kreuz der Ehrenlegion; eine Schildwache präſentirt vor dem Kreuze und der Mann zieht dankend den Hut, wobei die Frau — „und das iſt der Humor davon“ — en partageant l'honneur, einen ungeheuren Knix macht. — Clemens Boulangers Bilder haben ein vortreffliches, höchſt brillantes Colorit. Sein „Bülletin der egyptiſchen Armee“ iſt ſehr flüchtig und ſkizzenhaft behandelt, zieht aber vielleicht gerade dadurch an. Es iſt ein junges Frauenzimmer (in der Tracht jener Zeit), das von einem Invaliden eben ein Zeitungsblatt (mit dem Bülletin der egyptiſchen Armee) gekauft hat. Der Inhalt muß ſie erſchüttern, denn ſie weint, und eine Freundin ſinkt ihr tröſtend in die Arme. Ein bedeutenderes Bild iſt die „Procession de la Gargoulle,“ Darſtellung eines alten (ich glaube bis zur Zeit der erſten Revolution ausgeübten) Gebrauchs in Rouen, demzufolge der Clerus dieſer Stadt alljährlich am St. Romanusfeſte einen oder mehrere zum Tode verdammte Delinquenten befreite, die dann in ſeltſamer Proceſſion, mit Blumenguirlanden ſtatt der Feſſeln belaſtet, von jungen Mädchen, der Geiſtlichkeit u. ſ. w. begleitet, vom St. Romanusthurm ab durch die Stadt geführt wurden. Dieſe Prozeſſion zeigt uns Boulanger in ſeinem Bilde, das außer den vielen Figuren auch noch vortrefflichſt dargeſtellte Architektur enthält.

Von Camille Roqueplan ſind zwei Bilder im Salon. Eines heißt: „la souscription hollandaise,“ und zeigt das Innere eines holländiſchen Comptoirs um das Jahr 1658. In dieſem Jahre wurde die Umgegend von Zaardam durch einen Deichbruch überſchwemmt und die Bauern ruinirt. Zu ihrer Unterſtützung ward eine Subſcription eröffnet, die ſo reichlich ausfiel, daß die Ueberſchwemmten bald reicher waren als vor ihrem Unglück. Das Bild zeigt ein Comptoir, wo die milden Gaben angenommen werden; es iſt ſehr hübſch gezeichnet und vortrefflichſt gemalt, ohne daß es jedoch durch den Inhalt beſonders feſſelte. Ebenſo ein anderes kleineres Bild: Johann Gaſton, Großherzog von Toskana, der Muſik eines jungen Hirten lauſchend. (Von Roqueplan iſt außerdem noch eine dritte, größere Arbeit: „die Schlacht bei Elchingen,“ in Vernet'ſcher Manier, für das Muſeum zu Verſailles da.) — Gallait hat nur ein kleines, hübſch aber flüchtig und eben nicht weiter anſprechendes Bild ausgeſtellt: „Montaigne, der den unglücklichen, wahnſinnigen Taſſo beſucht,“ ein Gegenſtand, der in der lezten Zeit mehrfach von franzöſiſchen Künſtlern behandelt iſt. Gallait, ein Belgier, kann Bedeutenderes geben, das ſieht man aus ſeinem „Hiob,“ der im Luxemburg iſt. — Des Belgiers Decoene Bild ſtellt einen Geiſtlichen vor, der an einem Faſttage in ein Haus ſeiner Gemeinde tritt und die Familie Fleiſch eſſend findet. In den Phyſiognomien der einzelnen Familienglieder hat der Künſtler die verſchiedenen Empfindungen, die von der höchſten Devotion und Reue über das begangene Verbrechen bis zur ungläubigen Verhöhnung des Geiſtlichen gehen, nicht unglücklich ausgedrückt. Sonſt iſt das Bild in Zeichnung und Malerei nicht bedeutend. Für Belgien iſt der Gegenſtand intereſſanter als für Frankreich, wo man nur aus der naiv-belehrenden ſtatiſtiſchen Notiz der Charte erfährt, daß „der Catholizismus die Religion der Mehrzahl der Franzoſen iſt.“

Ich habe unter den Genrebildern genannt, was nach meiner Anſicht irgend für Sie ſtoffartig und künſtleriſch intereſſant und bedeutend ſeyn konnte. Sie werden daraus ſehen, daß die Genrebilder weder der Quantität noch der Qualität nach bedeutend ſind. Von Darſtellungen zu Gedichten, namentlich von Byron und Lamartine, iſt noch Einiges da, aber unbedeutend, dann einige ganz niedliche Interieurs u. dgl. m. Wenn wir zuſammen vor den Bildern ſtänden, hätten wir vielleicht Stoff, darüber zu reden, dieſelben Ihnen nun aber erſt zu dieſem Behufe zu ſchildern, ſind die Bilder zu unbedeutend, zumal da ſie faſt alle mehr durch die Technik, als durch den Gedanken anſprechen.

Sechster Brief.

In keinem Zweige der Malerei können ſich, meiner Ueberzeugung nach, die Franzoſen weniger mit den Deutſchen meſſen, als in der Landſchaft. Dieſe meine Behauptung wird Ihnen auffallen, um ſo mehr, da man auf einigen deutſchen Expoſitionen, namentlich in Berlin, mehrere dort ausgeſtellte Landſchaften, z. B. von Watelet, ſo überaus erhoben und geprieſen hat. Dies läßt ſich aber mit meiner obigen Behauptung doch ganz wohl zuſammenreimen. Ich will dabei gar nicht einmal diejenigen Zuſtände und Verhältniſſe in Anſchlag bringen, die gerade in Berlin eine ſolche Anerkennung franzöſiſcher Landſchafterei veranlaſſen mochten. Zu dieſen gerade in Berlin vorhandenen Gründen rechne ich erſtlich, daß die bedeutendſten dortigen Landſchafter, Ahlborn und Blechen, auf eine ziemlich den franzöſiſchen Landſchaftern ähnliche Weiſe durch eine brillante Technik zu wirken ſuchen; ſodann, daß man in Berlin von andern deutſchen Landſchaftsmalern nur vielleicht Düſſeldorfer Arbeiten geſehen, wahrſcheinlich wenig oder gar nichts von den ausgezeichnetern Künſtlern dieſes Faches in München, und daß man überhaupt gegen das, was aus dem übrigen Deutſchland Gutes kommt, in Berlin außerordentlich ſtrenge, gegen Fremde aber, wie Franzoſen, vielleicht artiger iſt. Dieſe Umſtände, die ich bedeutend urgiren könnte, will ich aber gar nicht rechnen, ſondern erkläre mir den Succeß der franzöſiſchen Landſchaften in Berlin ganz einfach durch die brillante, überaus imponirende und beſtechende Technik, namentlich das ſchöne Colorit

der französischen Landschafter. Dazu kam, daß es verhältnißmäßig nur wenige französische Bilder waren, welche sich dort zeigten, daß man also nicht sehen konnte, wie allgemein die französische Landschafterei an gewissen Mängeln leidet. Daß die Sache etwas Neues, daß Berlin der erste deutsche Ort war, wo französische Bilder hinkamen, mochte auch dazu beitragen, nur das Lobwürdige zu erkennen und Tadelnswerthes zu übersehen. Hauptsächlich aber absorbirte die brillante, ich möchte sagen, allmächtige Technik die Betrachtung und das Lob so sehr, daß man für die Mängel keine Augen hatte, um so mehr, da, wie gesagt, die bedeutendsten Berliner Landschafter ebenfalls durch brillante Technik und Virtuosität sich auszeichnen, man also gewöhnt war, diese bei einer Landschaft als sehr wichtige Requisite zu betrachten.

Gerade in der Landschaft offenbart sich recht die Gemüth- und Poesielosigkeit der Franzosen. Daß an ein historisches Bild der Anspruch gemacht wird, daß es Tiefe haben müsse, einen Gedanken, Stimmung, oder wie man sonst die Offenbarung und Wirkung des innern Gehaltes eines Bildes nennen will, das ist hinlänglich bekannt, und auch durch die Natur eines historischen Bildes zu sehr bedingt, als daß es ignorirt werden könnte. Deßhalb sucht man denn auch bei einem solchen das Möglichste zu thun. Bei der Landschaft aber scheinen die Leute zu glauben — vorzüglich, da ja die Landschafterei jezt zur dürrsten Prospektmalerei geworden ist — sie reichten aus mit dem, was sie in der Natur vorfinden, ohne daß sie irgend etwas mitzubringen brauchten; wenn sie nur recht getreu nachmachten, was sie vor sich sehen, meinen sie, hätten sie das Höchste erreicht. Daher nun einerseits allerplattester Realismus. — Zugleich ist es aber mit der Landschaftsmalerei eine eigene Sache: es ist nicht, wie wenn man ein Historienbild malt, wo man die Natur und das Modell sehr getreu nachahmen kann (wenn man es in einem historischen Bilde auch nicht thun sollte); in der Landschaft ist eine getreue Nachahmung der Natur unmöglich, man kann nicht machen, was man vor sich sieht; wie ist es möglich, einen Baum mit allen seinen Zweigen und Blättern, eine Wiese mit all ihren Blumen und Kräutern in ein Bild zu malen? Es muß also ein Medium gefunden werden, das die Natur möglichst getreu wiedergibt, und je getreuer und wahrer die Natur durch dies Medium dargestellt wird, desto besser ist es. Dieses Medium ist aber an und für sich schon Manier, die nun auf diese Weise in der Landschaft gar nicht abzulehnen ist. Wo nun daher Manier und Convention nöthig sind, da kann man sich leicht denken, wie dergleichen hier in Frankreich ausartet. Daher also neben dem Realismus Manierirtheit. Die Ausartung und Uebertreibung der Manier wird durch einen Hauptzug des französischen Nationalcharakters noch begünstigt, nämlich durch die Eitelkeit, das Sichzeigenwollen. In der Landschaft kann der Künstler sein Ich nicht so hervortreten lassen, nicht so exhibiren, wie in andern Compositionen; er hat ja fast nur einfach nachzubilden, nicht zu schaffen (ich rede von der Prospektmalerei). Sein Ich so ganz zu verleugnen, ist aber für einen Franzosen hart. Er sucht daher, da er im Stoffe es nicht kann, dasselbe durch die Art und Weise des Wiedergebens der Natur, durch die Behandlung geltend zu machen. Daher nun neben Realismus und Manierirtheit auch noch Koketterie in der Behandlung, die freilich mit der Manierirtheit in der Regel verbunden ist. Wie in Frankreich in der Literatur, Gesellschaft u. s. w. gewisse Expressionen Mode werden, so auch in der bildenden Kunst: in der Historienmalerei gewisse Motive, gewisse Costüme, und namentlich im Colorit gewisse Farben und Töne, in der Landschaft gewisse Arten des Vortrags, der Manier, gewisse „Chics," (das deutsche „Schick") Bäume u. dgl. zu zeichnen. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren ein bekannter Pariser Kunsthändler in meine Vaterstadt kam, und dort die Landschaft eines meiner Freunde sah, der seine Studien früher in Paris gemacht hatte, wovon seine Arbeiten auch das Gepräge trugen. Der Kunsthändler lobte die Landschaft, äußerte aber dabei, diese Art, die Bäume zu zeichnen, sey jezt in Paris nicht mehr Mode. So sehr ich mich damals über diesen Ausspruch wunderte, so natürlich finde ich ihn jezt, da ich sehe, wie bedeutend hier in der Malerei und namentlich in der Landschafterei die Mode gebietet. Sie glauben nicht, wie genau namentlich die Wolken (eine übereinandergethürmte, geballte Art, deren Namen ich aber nicht kenne) in einem großen Theil der Landschaften sich gleichen, wie eine gewisse hochgestreckte Sorte Bäume vorzugsweise im Mittelgrunde angebracht werden, wie häufig eine (und zwar so ziemlich ein und dieselbe) von einem Flusse durchschlängelte ferne Ebene bei vielen Bildern wiederkehrt, wie genau sich die kleinen Farbenkleckse gleichen, die einen weit entfernten Baum bedeuten sollen, u. dgl. m. Jene französische Koketterie läßt aber nun den Künstler in solchen Sachen recht seine geistreiche Keckheit, seine Caprice zeigen, und so kommt er immer weiter von der Natur ab. Durch die enorme Herrschaft über die Technik erscheint das immer angenehm, geistreich und gefällig, zugleich ist das Ganze flizzenhaft gehalten, so daß man meint, der Künstler habe nicht mehr geben wollen, wenn er es gleich gekonnt, und so bleibt der Succeß nicht aus. Das Schlimmste ist dann, daß ein Anderer gleich noch einen Schritt weiter geht.

Diese Ansichten gelten von der Mehrzahl der Landschaften des Salons. Da deren eine überaus große Quantität vorhanden ist, und ich wenig oder gar keine Gelegenheit haben werde, über das Stoffartige derselben

zu reden, so werde ich mich begnügen, Ihnen einige der vorzüglicheren Werke und Künstler zu nennen, namentlich vielleicht solche, die von jenen Mängeln mehr oder weniger frei sind.

Vor Allem muß ich hier Girour anführen und sein großes Bild aus den französischen Alpen, die Allevaschlucht, und namentlich den Bout-du-Monde vorstellend. Es ist ein Felsenpaß, durch den ein Gießbach (die Breda) sich tobend drängt, vorn am Ufer desselben lauern, hinter einem Felsstück verborgen, Jäger einem Gemsthier auf, das von den Felsen zum Wasser hernieder steigt, zu beiden Seiten hohe, baumreiche Berge, die im Hintergrunde die Aussicht auf den Gleisingletscher öffnen. Man kann sich nichts Vortrefflicheres denken als Auffassung und Behandlung dieses Bildes; es ist die lebendige Natur, die einem daraus entgegenweht, treu, einfach und ohne Schmuck oder Koketterie wiedergegeben: es ist in der höchsten Meisterschaft die höchste Bescheidenheit. In dem ganzen Bilde ist so gar nichts Kleinliches, nichts Gesuchtes, kein Haschen nach Effekt, und eine Sicherheit in der Behandlung, wie man sie selbst hier selten findet. Wenn ein anderer Künstler Baum und Wald darzustellen hat, sucht er meist durch die Abstufungen, deren das Grün fähig ist, seine Baumgruppen und Zweige von einander zu sondern; nicht so Girour. Mit nur ihm eigener Sicherheit brauchte er in dem ganzen großen Bilde ein einziges frisches Grün; und wie sondern sich diese Wald- und Baumgruppen so schön von einander! Merkwürdig ist der Vorgrund behandelt, wo der Gießbach über Felsen hinunterrauscht. Die Farbe ist in den Kräutern des Ufers und dem Schaume des Wassers so dick aufgetragen, daß sie oft mehrere Linien über die Leinwand sich erhebt; in diesen unzähligen kleinen Unebenheiten fängt sich nun das Licht, und man glaubt tausende von Kräutern und Blumen, unzählige Schaumflocken und Wellen zu unterscheiden, auf denen die Sonnenstrahlen hüpfen. — Girour hat außer diesem großen noch einige desto kleinere und nicht sehr bedeutende Bilder aufgestellt, in denen der Meister jedoch nicht zu verkennen ist. Jenem großen Bilde nach halte ich diesen Künstler für den bedeutendsten aller französischen Landschaftmaler, der zwar auf das eigentliche Schaffen zu resigniren scheint, die Natur aber dafür nachahmt wie kein Anderer in Frankreich und Deutschland.

Ein anderer sehr ausgezeichneter Künstler ist Gudin. Dieser liebt schon mehr als Girour den Effekt und das Brillante, ohne daß ich jedoch daraus einen Vorwurf gegen ihn herleiten will. In einer Landschaft aus der Umgegend von Algier ist eine Sonnenglut und Farbenpracht, daß sie fast blendet, und die in dem Ensemble doch durchaus nicht unwahr erscheint. Gudin ist sonst der ausgezeichnetste französische Marinemaler, diesmal hat er jedoch nur zwei kleine Seestücke ausgestellt, die aber gleichfalls vortrefflich sind und trotz ihrer geringen Dimension zeigen, was er in diesem Fache leistet. — In der Sammlung des Königs im Palais-royal sind eine Menge früherer Arbeiten Gudins, in denen sich nicht einmal Talent verräth, und aus welchen man sieht, mit welch bewundernswürdiger Ausdauer es dem Künstler endlich gelungen ist, seine jetzige Meisterschaft zu erringen.

Daß die componirte Landschaft in Frankreich, dem Vaterlande eines Poussin und Claude le Lorrain, eben nicht mehr cultivirt werde, als in Deutschland, können Sie sich wohl denken. Es sind einige wenige Künstler, die solche Landschaften malen, die aber, trotz dem, daß sie im Louvre in den vielen herrlichen Bildern von Poussin und Claude die schönsten Muster haben, sich doch auf keine Weise mit den deutschen Künstlern dieses Fachs messen können, unter denen ich nur Reinhard, Preller, und vor Allen Koch mit größter Verehrung nenne. — Eduard Bertin schlägt in der componirten Landschaft einen ganz aparten Weg ein; statt durch Schönheit, Grandiosität der Linien, reizende Gründe und dergleichen Elemente der componirten Landschaft zu wirken, nimmt er das Entgegengesezte, auf eine freilich sehr bequeme Weise: er gibt ein Stückchen, eine Ecke aus einer Landschaft, einen oder zwei Bäume mit Wurzeln, etwas Gestein u. dgl., kurz nichts weiter als eine Studie, sehr prätentiös behandelt, und das ist dann eine componirte Landschaft. Oft bezeichnet er dieselbe dann auch noch als Erinnerung von da oder dort, so diesmal eine Einsiedelei von Viterbo. Als componirte Landschaft soll hauptsächlich sein „Christus am Oelberge“ gelten. Das ist nichts als eine prätentiöse Studie eines Baumes mit Wurzeln in der Morgendämmerung. Daneben sieht man eine abscheuliche Figur knieen, die Christus vorstellen soll, dem ein Engel den Kelch des Leidens bringt. Der Himmel wird eben von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erhellt, und auf diesem hellen Himmel sezt sich denn der Heiligenschein Christi hell ab, und „das ist der Humor davon.“

Der bedeutendste unter den Malern dieser Art ist Aligny, ein ausgezeichneter Künstler. Er hat in der Farbe etwas Schweres, was fast Absicht zu seyn scheint, und in den Motiven oft etwas Gesuchtes, sonst sind immer schöne, selbst große und poetische Gedanken in seinen Werken, jedenfalls aber ein Streben, das Anerkennung verdient, um so mehr, da es gegen den Strom gerichtet und von Prätention frei ist. Das bedeutendste seiner Bilder im Salon ist „der gefesselte Prometheus.“ Im Hintergrunde eines düstern Felsenthales erhebt sich ein erloschener Vulkan. Auf diesem ist der unglückliche Titan angefesselt, und zwar auf zwei getrennten Gipfeln des Felsens, der Geier nagt ihm die Leber; vorn unter den Bäumen des Vorgrundes klagt eine „Tochter der Luft“

über den großen Dulder; die Sonne iſt untergegangen, und Dämmerung umhüllt die ganze Scene. Wie Bertin für die Leiden ſeines chriſtlichen Heilandes die Morgendämmerung dargeſtellt hat, ſo Aligny für den Schmerz des heidniſchen die Abenddämmerung: Beide, Chriſtus und Prometheus, brachten der Menſchheit Heil und Licht, darum durften ſie der Leiden nicht achten. — Es ſind ſchöne Gedanken in dem Bilde, das in der Farbe etwas ſchwer und ziegelfarben iſt; der Künſtler hat aber dem Eindrucke durch ein Motiv ſehr geſchadet. Um die übermenſchliche phyſiſche Größe ſeines Titanen anzudeuten, zeigte er ihn im Hintergrunde gefeſſelt auf zwei getrennten Felsgipfeln, und zwar in einer Größe, wie ſie, den Bäumen, Felſen u. ſ. w. und der weiblichen Geſtalt des Vordergrundes gemäß, die Figur in dieſer Entfernung vom Vordergrunde nicht haben könnte, wenn ſie nicht — was der Künſtler gerade andeuten wollte — koloſſal wäre. Das aber bemerkt man nicht, ſondern die ganze Landſchaft erſcheint eher zu klein. Denn die menſchliche Figur iſt der einzige Maßſtab, nach welchem wir Größen meſſen, die wir in einer Landſchaft ſehen, da wir wohl für die Größe des Menſchen, nicht aber für die von Felſen, Bäumen u. ſ. w. ein Bild in der Seele tragen. So nun wird man in Aligny's Bilde irr, und verliert den Maßſtab der Landſchaft. Denn aus der Landſchaft können wir nicht wiſſen, daß jene kleine, wenige Zoll große Figur im Hintergrunde ein koloſſaler, gigantiſcher Titan iſt, für den ein Felsgipfel nicht breit genug war. Die klagende Nymphe des Vorgrundes iſt beinahe verſteckt, während die Glieder des Titanen ſich dunkel und markant vom hellern Himmel abſetzen. Selbſt aber wenn die Nymphe mehr in die Augen fiele, würden wir uns eher darüber wundern, daß die Figur des Vordergrundes und die des weit entfernten Hintergrundes von ein und derſelben Dimenſion ſind, und wir würden dies eher für einen perſpectiviſchen Fehler halten, als daß uns die Abſicht des Künſtlers und die Titanengröße des Gefeſſelten gleich einleuchtete. — Die andern Landſchaften Aligny's ſind nicht ſo grandios conſtruirt als dieſe.

Es bleiben mir noch einige Zweige der Malerei zu beſprechen übrig, die ich jedoch kurz abfertigen kann.

In Marinen ſind die Franzoſen ausgezeichnet, gerade vielleicht, weil man an eine ſolche nicht die Anſprüche von innerm Gehalt macht, die man zu einer andern Landſchaft mitbringt. Gudin, von dem ich oben ſchon redete, iſt der bedeutendſte dieſes Fachs. Gleichfalls ausgezeichnet iſt Eugen Lepoitevin, ein Künſtler, der — wie es mir vorkommt — ſehr glückliche Talente durch Flüchtigkeit, unglaubliches Vielſchaffen und Manierirtheit mehr verdorben als ausgebildet hat. Er malt Seeſtücke, Scenen am Ufer u. dgl., und diesmal hat er ſogar ein Bild mit lebensgroßen Figuren ausgeſtellt, und zwar eine Art von hiſtoriſchem Bilde, eine „Epiſode aus der Geſchichte der Schiffbrüche," die Qualen eines verhungerten Schiffbrüchigen auf einer wüſten afrikaniſchen Inſel grell und widerlich darſtellend. — Unter den Marinemalern nenne ich Ihnen noch: Garneray, König und Gilbert; letzterer hat mehrere Seegefechte (für Verſailles) ſehr glücklich dargeſtellt. — Bei den Landſchaften und Marinen will ich noch anführen, daß eine Menge Darſtellungen dieſer Art, namentlich auch Architekturen, unter den Aquarellbildern ſich finden, und daß dieſe Aquarelle, als ſolche, von der allergrößten Vortrefflichkeit ſind.

Unter den Thiermalern iſt Bracaſſat der ausgezeichnetſte; ſein „Kampf zweier Stiere" iſt ein ſehr gutes Bild; P. Vernet und Lepaulle malen mit großer Fertigkeit modiſche Pferde, erſterer auch Portraits. Ueber dieſes Fach, die Portraits, hätte ich Ihnen noch Einiges zu ſagen; der Maſſe derſelben that ich ſchon oben Erwähnung. Sehr bedeutende Künſtler dieſes Fachs finden ſich hier nicht, was eigentlich in einer Hauptſtadt wie Paris auffallend iſt. Der „nachalandirteſte" Portraitmaler von Paris iſt Dubufe, der aber eigentlich keine Menſchen, die leben, ſondern Bilder aus dem Modejournal malt; er iſt kleinlich in der Behandlung, affektirt und manierirt in Zeichnung und Farbe, gibt aber immer ſchöne Darſtellung von Stoffen, Zeugen u. dgl. Unter ſeinen Bildern im Salon war das des Königs (in ganzer Figur) das beſte, das der bekannten Gräfin Le Hon, der belgiſchen Geſandtin, das bewundertſte. Groselande iſt ebenfalls ein in der haute société ſehr geſuchter Portraitmaler, wie man das ſchon aus den Portraits, die ſich von ihm im Salon befinden, erſieht; ſie ſtellen ſämmtlich Miniſter, Grafen und dergleichen Perſonen der nicht arbeitenden Claſſe vor. Groselande iſt nicht ſo affektirt als Dubufe, beſſer iſt er aber nicht. — Louis Boulanger hat unter andern auch ein Portrait des Herrn v. Balzac ausgeſtellt: ein wohlgenährtes, munteres Geſicht mit vielen ſchwarzen Haaren, als Kleidung eine weiße Mönchskutte. Ein anderes männliches Portrait dieſes Künſtlers iſt mit einer ſo enormen Virtuoſität gemalt und ſo ſkizzenhaft gehalten, daß es ausſieht, als ſey das ganze lebensgroße Knieſtück in Zeit von vielleicht einer Stunde, wie man wohl ſagt, hingehauen. — Das ausgezeichnetſte ſämmtlicher Portraits im Salon iſt das von Heinrich Scheffer gemalte Knieſtück des bekannten Aſtronomen Arago, ein wahrhaft vortreffliches Portrait.

Damit will ich die Aufzählung deſſen, was ich unter den Gemälden des Salons für Sie Bemerkenswerthes gefunden habe, ſchließen. Redete ich Ihnen von einigen Sachen nicht, ſo geſchah das aus Gründen, die ich Ihnen, wie die Bilder, verſchweige. — Noch hätte ich einige Künſtler zu erwähnen, die ſich, wie jene alte vielgebrauchte

Phraſe ſagt, „durch ihre Abweſenheit“ im Salon bemerklich machten. Vernet, Ingres und Decamps nannte ich ſchon, ich muß noch Granet anführen, einen in Darſtellung von Interieurs, Gewölben u. dgl. ausgezeichneten und bekannten Künſtler; im Luxemburg ſind einige ſchöne Bilder von ihm; dann fehlt Iſabey, ein auch in Deutſchland hinlänglich bekannter Maler von Architekturen, Marinen u. dgl. Unter den Hiſtorienmalern vermißt man Ziegler, einen tüchtigen Künſtler, in deſſen Werken ſich ein ſehr verdienſtliches Streben nach Styl, Ernſt und Strenge beurkundet. Von Steuben ſind nur ein paar unbedeutende Phantaſieportraits da; in den übrigen Bildern dieſes Künſtlers (nicht ſo ſehr in jenen beiden Portraits) fiel mir ein unangenehmes, häßlich-blau-kaltes Colorit auf. — Von Heſſe iſt Unbedeutendes da, namentlich ein kaum mittelmäßiges Bild (für Verſailles), der Tod Heinrichs IV. Das beſte, was ich von Heſſe ſah, iſt eine Anbetung der Hirten in der neuen Kirche Notre Dame de Lorette. Dieſes Hauptetabliſſement neuchriſtlicher Pariſer Kunſt hätte ich eigentlich bei Gelegenheit der chriſtlichen Bilder erwähnen ſollen, obgleich wirklich Chriſtliches im Grunde nicht viel darin iſt. Es iſt eine neue Kirche, welche alle Damen „charmant“ finden. Man hat, glaube ich gehört zu haben, damit die alten Baſiliken nachahmen wollen. Ueber einer ſeltſamen Façade, welche einem Kaffeehauſe anzugehören ſcheint, ragt ein chineſiſches Thürmchen hervor. Durch jene Façade tritt man in ein buntes Innere; bunt ſage ich, aber die Bezeichnung „bunt“ iſt nicht bunt genug für dieſes Enſemble. Eine ſolche Anhäufung von Gold, Marmor, Farben, religiöſen Bildern, Verzierungen aller Art u. ſ. w. habe ich nie geſehen, nie für möglich gehalten. Es iſt durchaus nichts darin, das ihm den Charakter einer chriſtlichen Kirche gäbe, es könnte eben ſo gut ein Ballſaal ſeyn; es enthält trotz der großen Koſten, die es veranlaßt hat, nichts Grandioſes oder auch nur Prächtiges, denn beides ſetzt Einfachheit voraus. Als ich mir dieſe Kirche beſah, fiel mir die Deloration des bekannten Muſard'ſchen Concertſaales ein, die aber weit weniger „Coliſichet“ iſt als dieſe Kirche. Wer in ihr andächtig ſeyn will, muß wenigſtens blind ſeyn. Der religiöſen Bilder iſt eine enorme Quantität darin, und alle mit lebensgroßen Figuren und zum Theil von bedeutender Dimenſion. Wahrhaft Bedeutendes iſt nicht darunter, deſſen kann ich Sie verſichern, obgleich die Beleuchtung mir nicht geſtattete, die Bilder ſämmtlich genau zu betrachten. Was ich in einem früheren Briefe von franzöſiſch-chriſtlichen Bildern, desgleichen was ich, bei Gelegenheit der Bilder für Verſailles, von den vom Gouvernement beſtellten Arbeiten ſagte, wird wohl ohne Ungerechtigkeit auf dieſe Werke angewendet werden können.

Nur der Vollſtändigkeit wegen hätte ich noch von den Sculpturen zu reden, denn eigentlich iſt nichts darunter, das der Rede werth wäre.

Wie die Franzoſen in ihren Siegen unerſättlich ſind, der Revolutionen nie überdrüſſig werden, ſo haben ſie, nicht zufrieden mit der Revolution in der Malerei, mit dem Siege der Romantik über das claſſiſch-akademiſche Princip, auch in der Sculptur, in der Plaſtik, die Fahne der Revolution aufpflanzen wollen. — Dadurch aber nun offenbarte ſich recht, wie jene Revolution in der Malerei bis jezt eigentlich nur eine negative, eine zerſtörende war, die eines wahren Princips, einer Syntheſe ermangelte; denn hätte ſich jene Revolution aus bewußter, klarer Ueberzeugung von etwas Beſſerm gemacht, ſo würde ſie Grenzen und Halt finden. Man hat aber, von einem Beſſern noch nicht wiſſend, nur des Alten ſatt und überdrüſſig, daſſelbe abgeſchüttelt, und ſich mit wilder Haſt auf das Neue geworfen. Statt, wie bei der gegliederten, harmoniſchen Regeneration der deutſchen Malerei, mit dem erſten und urſprünglichen Stoffe der Kunſt, der Religion, anzufangen, und durch dieſelbe zur Romantik überzugehen, fingen ſie mit der Romantik an und machten ein Stückchen Revolution, eine Emeute für die Farbe gegen die Form. Sie machte ſich ohne Ueberlegung in wilder Eil, wie die politiſche Revolution von 1789, die dafür nun auch immer wieder anfängt. Jener Wechſel der Herrſchaft in der Malerei war aber nun auch ohne die Reſultate, die man hätte haben können, und man wird deßhalb auch den Weg noch einmal machen müſſen: wie ich überzeugt bin, unter Vermittelung deutſcher Kunſt. — Die Bildhauer nun fühlten ſich, wie die Maler, durch die Antike genirt; ohne zu unterſuchen, ob in der Sculptur eine Reform, eine Revolution zuläſſig und möglich ſey, ward dieſelbe unternommen, eine Revolution im Sinne der Romantik (worunter man ſich hier Alles Mögliche denkt) und der Natur (worunter man hier nur Realismus verſteht) gegen das claſſiſch-akademiſche, gegen das antike, alſo gegen das eigentlich plaſtiſche Princip. Wie für die Malerei, ſo nahm man auch für die Plaſtik vollkommene Freiheit des Stoffes und der Behandlung in Anſpruch, die nun freilich mit der Grundidee der Plaſtik in directem Widerſpruche ſteht. Im Gegenſatze der antiken Plaſtik hat man eine moderne gründen wollen, die nur den einzigen Fehler hat, daß ſie gar keine iſt. Bildhauer, die im Sinne dieſer Revolution, oder wie man es diesmal wohl beſſer nennt, Rebellion, arbeiten, ſind: Deboeufs, Lemoine, Feuchère, Gayrard, Gechter, Mercier, Preault, Barrye u. A.

Die Sculpturen des Salons ſind ſo unbedeutend (der Qualität nach), daß ich Ihnen keine einzelnen Werke anführen mag. Einen großen Theil derſelben bilden koloſſale Statuen franzöſiſcher Könige und berühmter Männer

für das Muſeum zu Verſailles; Ausgezeichnetes iſt nicht darunter. An andern Portraitbüſten, Portraitſtatuen und Portraitmedaillons fehlt es auch nicht. Das beſte Werk in Marmor iſt die Nymphe Salmacis vom Baron Boſio, im antiken Styl ſehr hübſch und elegant gedacht und ausgeführt.

Die Plaſtik iſt die Domäne, welche die alten heidniſchen Götter bei ihrer Mediatiſirung ſich vorbehalten haben: Chriſtenthum und Romantik vermögen nicht einzudringen, das Gebiet iſt ſtark geſchüzt und der Eingang treu bewacht; es iſt der Styl, der an der Thüre Wache hält, der Styl aber iſt etwas, das die neuere Zeit faſt gar nicht kennt. Kein Wort wird ſo oft gebraucht und mißbraucht, als das Wort Styl. Wir haben das Wort erſt, ſeit die Sache nicht mehr exiſtirt. Tauſendfache Definitionen ſind davon gegeben, von Goethe, Schlegel und vielen Andern. Sie finden, wie ich glaube, in des Grafen Raczynski Werke einige dieſer Definitionen; ich will Ihnen die mittheilen, die ich einem der größten deutſchen Künſtler verdanke. Nach dieſer iſt: Styl in der Compoſition die einfachſte und grandioſeſte Art, den Gegenſtand aufzufaſſen; Styl in der Behandlung die einfachſte und grandioſeſte Art, ſich der Natur als Mittels zum Zweck zu bedienen, von der man nur das Nothwendige, nie das Zufällige nimmt. — Dieſe Definition des Styls halte ich für die klarſte, einfachſte und erſchöpfendſte.

Die heutige Zeit, ſagte ich, lehnt den Styl ab; denn unſere Zeit hat ſich ganz und gar, mit Haut und Haar dem Geiſtreichen ergeben; das Geiſtreiche iſt aber das directe Gegentheil von Styl. Wie der Styl nur das Nothwendige nimmt, aber das Zufällige ablehnt, ſo ſchenkt das Geiſtreiche dem Nothwendigen wenige oder gar keine Aufmerkſamkeit, dagegen liebt und ſucht es das Zufällige. Darum können Styl und Geiſtreiches nie mit einander beſtehen. Eine ſchöne Antike iſt nicht „geiſtreich.“ In Goethe lag das Sehnen nach Form, das Streben nach Styl, das antike, das plaſtiſche Princip: darum iſt er auch nicht „geiſtreich.“ Das Geiſtreiche (— ich rede nur von dem Geiſtreichen der Form —) iſt der Charakter der jetzigen Zeit, der jetzigen Kunſt. Namentlich offenbart ſich das in der Poeſie, da die bildende Kunſt noch an Ideen und Stoffen aus früherer Zeit zehrt; daher in der Poeſie das Zerriſſene, das „Decousu,“ die Formloſigkeit der Form, daher auch der Degout gegen die gebundene Rede, die Verſe, daher die Vorliebe für die Proſa. Geiſtreichigkeit und Formloſigkeit ſind aber ein Zeichen des Unterganges: diejenigen der alten Claſſiker, die man etwa geiſtreich nennen könnte, ſind aus der lezten Zeit, aus der des Untergangs der alten Literatur, ſowohl bei den Griechen als bei den Römern. Da aber der Menſchengeiſt ſich ewig und immerdar offenbaren muß in der Kunſt, ſo ſteht — wenn der Untergang jetziger Formen wirklich nahe iſt — zu hoffen, daß neue große Revolutionen neue Gedanken und mit ihnen neue Formen bringen werden. — Alte Formen künſtlich am Leben zu erhalten, iſt ſo lächerlich und nutzlos, als wollte man, wenn im Herbſt die Blätter fallen, ſie künſtlich wieder an den Bäumen befeſtigen: kommt der Frühling, werden ſich die Bäume neu belauben. Der Geiſt iſt ewig, und da er ſtets der Form bedarf, um ſich zu offenbaren, ſo wird er nie derſelben ermangeln.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſezung.)

Der Dichter Richard.

Alb. Richards neueſtes Gedicht: la Peur, erſchien voriges Jahr in dem diplomatiſchen Wirrwarr und den armſeligen Kämpfen Berns, des einſt ſo mächtigen, ſo geachteten und ſo würdigen Berns, das durch Shnellſchen Bouſingotismus von ſeiner ehemaligen Höhe herabgeſtiegen iſt. Wir führen aus jenem Gedicht nur einige Strophen an, die des Dichters, dieſes jungen Archilochus, Sinn und Kraft ganz bezeichnen dürften, und wir bedauern, daß der Raum dieſer Blätter für alle zweiundzwanzig Strophen zu eng iſt. Non, ruft er ſeinen ſchweizeriſchen Landsleuten gleich beim Eingang zu,

Non, nous n'avons plus rien du sang de nos aïeux!
Triste objet de pitié, d'insolente risée,
Comme un vieillard caduc traine sa vie usée,
Nous nous trainons ployés sous leur nom glorieux.
Nous sommes murs blanchis s'écroulant en ruine,
Marbres à lettres d'or, recouvrant des tombeaux,
Chiens battus, qui, pleurant, vont lécher la houssine,
Sangliers devenus pourceaux.

Später wendet ſich der Dichter an Bern und ſagt:

Berne, ton ours dort-il dant le fond de ses bois?
L'insulte des puissans le réveillait naguère
Et le faisait bondir. De son allure fière,
De ses rugissemens il effrayait les rois.
Sauvage, il se dressait, les prunelles ardentes,
Se ruait écumant sur l'agresseur surpris,
Et puis se recouchait, gueule et griffes sanglantes,
Sur les drapeaux qu'il avait pris.

Non, ton ours ne dort pas. Sous une lourde chaine,
Ton ours apprivoisé, jouet des plus peureux,
Docile, musclé, misérable, honteux,
Obéit en tremblant au bâton qui le méne.
Faibles, forts, grands, petits raillent dans leurs propos
Ces ongles impuissans, cette humble contenance.
Mais il endure tout; et devant les badauds,
Pour les amuser, ton ours danse.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. Juli 1837.

Es ſoll auch heut die gute Stadt
Von uns geprieſen werden,
Wo einſt der Muſenſohn florirt,
Wie nirgends ſonſt auf Erden.

F. Förſter.

Ein Supplement zu dem Aufſatz: Jena zur Zeit Schillers.

In dem Aprilhefte des Morgenblattes d. J., Nr. 84 u. f. befindet ſich ein Aufſatz unter obigem Titel, welcher wohl ein allgemeines Intereſſe erregen dürfte. Um ſo mehr wäre zu wünſchen geweſen, daß ihn der talentvolle Verfaſſer noch weiter ausgeführt, und das Bild, das die Ueberſchrift bezeichnet, vollendet hätte.

Den kleinen Berichtungen und Ergänzungen, welche ich zu geben denke, gehe die Bemerkung voran, daß Jena doch nicht als Ausnahme ſo ſchroffe Gegenſätze der Perſonen bewahrte, wie es der Verfaſſer im Eingange bezeichnen will. Dergleichen, vom Gecken bis zum Betteljuden, vom edelſten Kreiſe bis zur gemeinſten Rohheit, konnte wohl noch manche andere Hochſchule aufweiſen, ſo gut wie jede große Stadt. Wer ſie in jener Zeit gekannt hat, konnte auch dort dergleichen finden. Wohl aber war für Jena charakteriſtiſch, und iſt es vielleicht noch, eine gewiſſe Anarchie — was auch der Verfaſſer eigentlich bezeichnen wollte — nach welcher kein regierender Ton, folglich auch nicht die geringſte deſpotiſirende Einwirkung auf das Benehmen und Ergehen der Andern dort aufkommt und ſich das Eigenthümliche dieſer kleinen Stadt auf die Weiſe des italieniſchen Lebens ausbilden kann. Ein ſolcher Vergleich iſt ſchon Andern aufgefallen. Jenas reizende Umgebungen, ſein durch die Lage begünſtigtes, wärmeres Clima, als das benachbarte Weimar es beſitzt, geben ſicher Jedem, der nicht die Bedürfniſſe des Luxus und der Mode zu ſeinem Abgott macht, ſondern in einer ſchönen Natur und unter edlen Freunden höheren Genuß ſucht, eine Befriedigung, die, hat er erſt den Anſtoß mancher ſtädtiſchen Unvollkommenheit überwunden, ihn den längern Aufenthalt in dieſer Stadt liebgewinnen läßt.

Jena war damals ſo groß, weil es ſo viele gleichgeſinnte, auf gleicher hohen Stufe der Bildung ſtehende Männer vereinigte und dabei durch Frequenz an wohlhabenden Studenten eines bedeutenden Wohlſtandes genoß. Es wurde viel Geld ſchnell verdient und eben ſo leicht wieder verthan; Gaſtfreiheit und Lebensluſt waren an der Tagesordnung, und überhaupt Ton und Sitten nicht ſo ernſt wie jezt. Schütz, mit ſeiner Literaturzeitung an der Spitze einer mächtigen Herrſchaft, jovial und jedem heitern Vergnügen ergeben, belebte jede Geſellſchaft, und keine Woche verging, ohne daß in ſein offenes Haus intereſſante Fremde eingeſprochen hätten. Die kantiſche Philoſophie, für welche ſich ſeine Allgemeine Literaturzeitung gleich bei ihrer Stiftung erklärt und die ihren Ruhm begründet hatte, wurde durch Heranziehen ihrer Verehrer der Mittelpunkt aller Geſpräche, ja Jenas Celebrität

wurde durch das successive Auftreten der Philosophen Reinhold, Fichte, Schelling ꝛc. recht eigentlich unterhalten. Doch ward sie keineswegs durch diese Richtung allein begründet. In jeder Fakultät fanden sich Männer, ausgerüstet mit der tiefsten und doch auch eleganten Gelehrsamkeit. Und so zog diese Universität junge Männer aus allen Gauen des Vaterlandes so wie des Auslandes, aus den niedern wie aus den höchsten Ständen herbei, deren gewiß die Meisten eine dankbare Erinnerung an die dort zugebrachten Jahre behalten haben werden.

Ein vorzügliches Kennzeichen der hohen Blüthe Jenas lag in dem wissenschaftlichen Geist, dem lebendigen Streben und Weben, das alle Besseren beseelte. Die Reibungen der Philosophen, die nie ganz ruhenden Streitigkeiten in der Literaturzeitung, zugleich die rege Theilnahme an den Ereignissen der damals noch frischen französischen Revolution erfüllten leidenschaftlich alle Köpfe. Und wenn man die feurige Beredsamkeit, den tiefen Ernst wissenschaftlicher Diskussionen, die in den Gesellschaften oft mit lauter Stimme geführt wurden, mit der Nüchternheit der Gespräche, wie sie an manchem andern Orte wohl geführt werden, vergleicht, wo aller Zweck nur in einer Erholung von schweren Amtspflichten, in Beschwichtigung jeder Geistesanstregung besteht, wo Anekdoten aus dem gemeinen Leben alle etwaige Würze ausmachen, da wähnt man wohl einmal in einer ganz andern Welt gelebt zu haben. Indeß möge hinzugefügt werden, daß zu jener erhebenden, begeisternden Stimmung auch gar sehr die poetische Zeit der Literatur wirkte, wo jedes Jahr, jede Messe ein unsterbliches Werk eines Schiller, Goethe, Wieland, Herder u. a. brachte, das von der empfänglichen Jugend verschlungen wurde, das Edle in ihr lebendig erhielt, ja das Gemeine nicht einmal unter ihr aufkommen ließ. Wir Studenten baten uns zu sechs bis acht zum Kaffee, auf dem Tische in der Mitte einen ungeheuren Berg Zwieback, und dabei wurden die wichtigsten Gegenstände, neue Bücher, oder die Ansichten unserer Lehrer verhandelt, ohne daß man aus dieser Bahn des Gesprächs wich. Vorzüglich schön war das Bestreben so Vieler, selbst etwas leisten zu wollen. Allgemeine Begeisterung erregte in dieser Zeit Fichte. Wenn schon man ihm ein feines Untergraben des Bestehenden vorwerfen konnte, so geschah es doch auf eine stets anständige, würdevolle Weise, und die Kraft seiner Rede wirkte ungemein anziehend. Am wohlthätigsten für die jungen Köpfe äußerte sich der Charakter seines Systems, welches, das Subjekt über Alles erhebend, ja es zum alleinigen machend, sie dadurch zur Strenge der Abstraction führte und zumal den Ernst forderte.

Schiller mußte bekanntlich die akademische Laufbahn wieder aufgeben, weil ihm die Anstrengung des Lesens eine schwere Krankheit zugezogen hatte. Als er zum Professor extraordinarius berufen worden war, schrieb er an Griesbach und bat denselben, ihm ein ganz kleines Auditorium zu miethen, weil es ja doch noch ungewiß sey, ob er Zuhörer bekommen werde. Wie mag er überrascht gewesen seyn, als daß größte kaum die Zahl derselben faßte! Indeß scheint sich Schiller nie sehr den Studenten genähert zu haben. In seinem Hause gingen meist ältere Personen aus und ein, besonders hielt er auf seine Landsleute.

Wenn man jedoch die damaligen Bewohner Jenas und Weimars zu sehr um ihre großen Mitbürger beneiden möchte, so sey auch zur Steuer der Wahrheit gesagt, daß dieser Blüthengarten keineswegs ganz ohne Dornen war. Man hatte intolerante, leidenschaftliche Parteien; besonders trugen die Weiber zur Unterhaltung dieser Spannungen und Tracasserien bei. Es gab damals mehrere regierende Damen von mehr oder mindern Vorzügen der Person und des Geistes. Sie waren die Mittelpunkte der Cirkel, aus denen wohl auch auf die Literatur gewirkt wurde. Im bessern Sinne wäre hier der schönen Dichterin Sophie Mereau zu gedenken, eines zarten, sanften Wesens, die nebst ihrer geistreichen Schwester, Henriette Schubart, nicht wenig zum Reiz des damaligen Lebens beitrug. Um sie versammelte sich ein ästhetischer Kreis, in dessen Nähe nichts Niederes geduldet wurde. Ihre zahlreichen Anbeter aller Alter überboten sich dabei in Galanterien, es ereigneten sich aber auch manchmal komische Scenen.

Schillers Garten ist jezt die akademische Sternwarte. Zwar existirt das kleine Häuschen am äußern Ende, in dem er so manches seiner unsterblichen Werke dichtete, nicht mehr, aber es verunstaltet doch nichts die ernste Erinnerung, und wer von außen, den bekannten schmalen Steg entlang, den Wohnsitz des großen Sängers betrachtet, findet den Blick dahin noch unverändert.

Die nobeln Passionen.

Die ritterlichen Uebungen.

3. Die Schützenkunst.

Das Bedürfniß, einen Gegenstand durch eine fernhintreffende Waffe zu erreichen, ist dem mit Händen versehenen Geschlecht angeboren, dem Menschen, wie sogar dem Affen; das erste Geschoß, der Stein, bot sich von selber dar und blieb auch nach Erfindung anderer Gewehre noch lange im Gebrauch, bis in's Mittelalter, dessen Geschichten mehr als einmal erwähnen, wie Bauern ihren befestigten Kirchhof mit „Sanct Stephans Geschoß“ vertheidigten. Von dem unsicher treffenden und zu wenig gefährlichen Stein kam der Mensch bald auf die Erfindung

der Wurflanze und dann, da die Kraft des Armes nicht weit genug reichte, auf die der Schleuder und des Bogens, bei dem er viele Jahrhunderte lang stehen blieb, bis er den schnellenden Bügel an einen Schaft befestigte und so die Armbrust bildete.

Schon das für uns fabelhafte Alterthum stellte die Kunst des Schützen sehr hoch, und wenn wir von dem Schleuderwurf, der Goliaths Stirne, und von dem Bogenschuß hören, welcher des Achilles Ferse traf, so würden wir an die Möglichkeit, mit einer so unvollkommenen Waffe so sicher zu treffen, kaum glauben können, wenn nicht bei vielen verschiedenen Völkern ähnliche Kunden sich erhalten hätten, unter denen wir nur die Sage von Robin Hood erwähnen, der durch einen Schuß den im Ziele steckenden Pfeil seines Vormanns spaltete. Das Zielen mit der Armbrust ist uns weniger fremd, denn des Schützen Auge blickt, wie bei unsern Feuerrohren, über einen Lauf nach dem Ziel, und die Erzählungen vom Tell lauten uns nicht fabelhaft, schon weil ja auch in unserer Zeit vielfach mit der Armbrust nach dem Ziel geschossen wird, namentlich in Oesterreich, Bayern und im nördlichen Deutschland. Die Vervollkommnung der Schützenkunst ward jedoch durch die Erfindung des Pulvers herbeigeführt. Das erste Feuerrohr, welches der Sage nach Berthold Schwarz selbst schon gebrauchte, war eben ein eiserner Lauf, der an einer Kette lag; aber die Armbrust lehrte, den Lauf auf einen Schaft zu befestigen, um damit zielen zu können, und so entstanden die ersten Gewehre, die mit Lunten losgebrannt wurden, wobei der Schütze den Lauf auf einen in die Erde gepflöckten Stock auflegte. Die Erfindung der Pulverpfanne am Zündloch machte das Gewehr leichter tragbar, und als die Lunte an eine Art Hahn befestigt wurde, war der Schütze Meister seiner Bewegungen, und brauchte das Geschoß nicht mehr aufzulegen, denn die rechte Hand konnte nun zugleich dasselbe halten und durch den Drücker das Feuer auf's Zündkraut bringen. — Sonderbarerweise aber gerieth nun der menschliche Witz erst durch einen Umweg auf den natürlichen Gedanken, an den Hahn den Feuerstein zu befestigen, der zugleich Funken schlage und den Pfannendeckel wegdränge; denn vorher kamen die sehr künstlichen, aber schwerfälligen Radschlösser in Aufnahme, bis die Batterien erfunden wurden, welche in neuester Zeit jetzt von den Pistonschlössern verdrängt werden. Die Vervollkommnung der Läufe fand weit früher statt, als die der Schlösser, und die Erfindung der Züge ist verhältnißmäßig sehr alt. Dagegen kamen die Schrote erst in allgemeinen Gebrauch, als die vervollkommneten Batterien die Verfertigung leichterer Jagdflinten gestatteten; doch waren sie früher nicht ganz unbekannt, denn Benvenuto Cellini z. B. erwähnt schon, man könne eine Büchse auch mit mehreren Kugeln von kleinerem als dem Kaliber des Laufes laden. Das Schießen größerer Thiere in der Flucht kam zuerst auf, als die Gewehre handlicher wurden und der Schütz es in seiner Gewalt hatte, in jedem Augenblick das Feuer durch einen Druck hervorzurufen; kleineres Wild und Geflügel wurden erst lange nach dem Aufkommen des Hagels allgemein geschossen, während man früher sie fing, schon weil die Kugel sie zu arg zerrissen hätte, wenn der Schütz auch geschickt genug gewesen wäre, sie in der Flucht oder im Flug zu treffen.

Die jetzige Schützenkunst zerfällt in verschiedene Abtheilungen: das Scheibenschießen mit der Scheiben- und mit der Pürschbüchse, das Schießen mit der Pürschbüchse auf der Jagd, mit der Jagdflinte, mit der Pistole, und endlich mit der Armbrust und der Bolzbüchse. Von den Kriegswaffen können wir hier nicht wohl reden, denn sonst müßten wir noch das schwere Geschütz, den Carabiner und die Muskete anführen.

Wenn wir im vorigen Abschnitt den Verfall der Fechtkunst bedauerten, so können wir hier dagegen behaupten, daß die Kunst des Schützen in den meisten Gegenden Deutschlands einheimisch ist, ein Eigenthum des Volkes, von den streitbaren Vätern ererbt und wohl erhalten. Namentlich zeichnen sich die Deutschen im Scheibenschießen aus, die Stämme an der Donau, an der Enns, am Inn und an der Isar, welche mit schweren Büchsen aus freier Hand nach der Scheibe auf 150 Schritt zu schießen pflegen, die westlichen Völker, welche dabei die gezogenen Rohre auflegen, die nördlichen, welche meistens aus glatten Rohren, die ebenfalls aufgelegt werden, nach dem Vogel schießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Der Hergang bei der sogenannten Declaration der Königin im Staatsrath, so wie das alterthümliche Ceremoniel bei ihrer feierlichen Proklamation sind aus den Tagesblättern bekannt. Lange vor der zur Proklamation bestimmten Stunde war der Hof des St. Jamespallastes voll, waren alle Straßen, durch welche die Königin kommen und der Zug sich bewegen und anhalten sollte, mit neugierigen Haufen besetzt, alle Fenster, Balkons und Dächer garnirt. Der macadamisirte Hof im St. Jamespallaste blieb indessen der interessanteste Punkt, denn hier bildete sich der Zug und wurde die Königin erwartet. Schlag zehn Uhr donnerten die Kanonen, tönte das Hurrah, schallte Musik; die Königin war angekommen. Wenige Minuten, und sie erschien am Fenster, umgeben von den obersten Kronbeamten, das Haar gescheitelt, in tiefer Trauer, die Rosen ihrer Wangen zu Lilien gebleicht und die Augen schüchtern gesenkt. Sie erhob sie, als der Volksruf der Freude ihr tausendstimmig entgegenbrach, und die Königin neigte sich vor dem jubelnden Volke.

Im engliſchen Nationalgeſchmacke hielt ein ſtattlicher Reiterhaufe hinter dem Volke; zwiſchen dieſem und ſeiner Königin reichten wenige Polizeidiener hin, die Reihen in Ordnung und den Raum für die Proklamation frei zu erhalten. Letztere wurde nun zwar verleſen, aber gehört und verſtanden wohl von Keinem, denn immer wieder erneuerte ſich der Jubel, und Aller Aufmerkſamkeit galt der jugendlichen Königin. Nur als der Vorleſer, Clarenceux, der Wappenkönig, mit angeſtrengter Stimme am Ende rief: God save the Queen, da verſtanden Alle den Wunſch und gaben ihn verſtärkt zurück. Beſonders impoſant war der Akt in Charing-Croß, wo am Fuße der Reiterſtatue Carls I. die Proklamation zunächſt verleſen wurde. Charing-Croß, ſeit Vollendung der Nationalgalerie unſtreitig der ſchönſte und größte unter allen öffentlichen Plätzen Londons, war eine Burg von Wagen, eine Maſſe von Köpfen, eine belebte Häuſerreihe. Alle Glocken auf St. Martin läuteten; aber die ehernen Zungen wurden übertönt von den menſchlichen Kehlen. Es iſt ungeheuer, was die Engländer ſchreien können, wenn ſie wollen und nicht müde ſind, denn ein müder Engländer iſt der unverſtändlichſte Sprecher, weil er dann den Mund gar nicht aufthut. Von hier rückte der Zug nach Temple-bar, und daſelbſt wurde die bekannte Comödie in aller Form aufgeführt, nur daß der Lord Mayor einmal aus der Rolle fiel. Er hatte aus ſeiner vergoldeten, ſechsſpännigen Staatskaroſſe die Erlaubniß ertheilt, den Zug in die City einzulaſſen und die Königin auszurufen. Da ritt der Wappenherold zu ihm heran und überreichte ihm das Detret des Geheimenraths, die Proklamation betreffend, und er erwiderte, er kenne bereits den Inhalt des Papiers, er habe ſchon geſtern die betreffende Nachricht empfangen, und ſitze ja aus keinem andern Grunde und zu keinem andern Zwecke hier, als um ſeine Schuldigkeit zu thun. Sich indeſſen eines Beſſern beſinnend, las er hierauf den Befehl ernſthaft durch und gab ihn ſodann dem Wappenherolde zurück, der nun unverzüglich die Königin ausrief.

Wenn es wahr wäre, was natürlich nur ein glückliches Witzwort iſt, daß die Urſache, warum weibliche Regierungen oft ſo glänzend geweſen, darin liege, weil unter weiblichen Regierungen Männer, unter männlichen Weiber das Staatsruder lenken, ſo reichte das hin, die ſchönen Hoffnungen zu rechtfertigen, welche England an die Thronbeſteigung ſeiner jungen Königin knüpft. Hier indeſſen treten zuvörderſt glorreiche Erinnerungen an die Stelle jener Behauptung. Es dürfte nur wenige Engländer, keine in der Maſſe des Volkes geben, denen nicht die Regierung ihrer jungfräulichen Eliſabeth ein Glanzpunkt der engliſchen Geſchichte dünkt, und die Regierung der lezten Königin, die England beherrſcht hat, der Königin Anna, gilt ja noch heute für das Auguſtiſche Zeitalter der engliſchen Literatur. Läge daher auch jenen ſchönen Hoffnungen nichts weiter zu Grund, als das dankbare Andenken an jene Lieblinge der Nation, wer möchte die Engländer deßhalb tadeln, ſie eines Wahns bezüchtigen, der am Ende eben ſo guten Grund hat wie die günſtige Erwartung, welche faſt ohne Ausnahme jedes Volk vom Erben ſeiner monarchiſchen Krone hegt. Es iſt in der menſchlichen Natur, und der Menſch braucht ſich deſſen nicht zu ſchämen, daß er jeden Anfang, der nicht offenbar der Anfang von etwas Schlechtem iſt, mit freudigem Hoffen, mit freudigem Vertrauen begrüßt. Erreicht ein hoffnungsvoller Erbe ſeine Mündigkeit, ſo freuen ſich Alle, die ihm verwandt ſind oder künftig angehören ſollen, und beſteigt ein junger Fürſt ſeinen Thron, iſt es ja bekannt, mit welcher ſanguiniſchen Gewißheit faſt jedes Volk beſſern, glücklichern Tagen entgegenſieht.

(Die Fortſezung folgt.)

Genf, Juni.

(Beſchluß.)

Literatur.

Mit gleich treffender und ſchneidender Bitterkeit, aber auch mit gleicher Wahrheit ſpricht Alb. Richard von dem Sinn und Geiſt vieler Schweizer Milizen, und von den lächerlichen Rodomontaden und Großſprechereien ſeiner Landsleute bei ihren Gelagen und Feſten. Einige Strophen wären voriges Jahr am Bundesſchützenfeſt in Lauſanne, ſtatt des Schimpfens auf fremde Herrſcher und Regierungen, gar gut an ihrer Stelle geweſen.

— — — Nous, nous sommes des femmes:
Dans la marche il nous faut toujours des cieux sereins,
Le sac et le fusil courbent nos faibles reins,
Les fatigues d'un jour épouvantent nos âmes.
O de quel rire amer, sanglant, durs compagnons,
Votre bouche eût sans doute accueilli ces poupées!
Vous eussiez, dans vos doigts, de nos chefs mignons
Rompu les fragiles épées.

C'étoient là des guerriers! mais nous, dans les festins
Vivons! Nous, qui sans eux serions encore esclaves,
Soyons plus avisés! Ne faisons plus les braves,
Ne nous devouons plus qu'au milieu des bons vins!
Aux pères les sueurs, la mort, aux fils l'orgie!
Pourquoi nous essouffler à marcher sur leurs pas?
Ayons le pied fugace et la langue hardie,
La tête haute et le coeur bas!

Ja, es iſt das ganze jetzige helvetiſche Thun und Treiben noch nie mit ſo ſcharfer Lauge gewaſchen worden, wie von dieſem einheimiſchen, eingebornen Dichter, der freilich jezt die beſte Gelegenheit hat, es auf der claſſiſchen Stelle rabiater Schweizerei zu beobachten. Zeigte Richard nicht ein ſo entſchiedenes und ſchönes Talent für Lyrik und Epik, ſo möchte man wünſchen, daß er eine große und fühlbare Lücke der heutigen franzöſiſchen Literatur ausfüllte, nämlich mit geiſtreicher und poetiſcher Geißelung unſere Zeit, ihre Erſcheinungen in Leben, Politik und Literatur darſtelle.

Auch im Fach des Romans haben wir glückliche Talente, die ſich frei erhalten von der Pariſer Romantik und der franzöſiſchen Literatur Ehre machen durch zarte, ſittliche Gemälde, in denen ſich die Anmuth der Darſtellung und Sprache mit Geiſt und tiefem Gemüth verbindet. Schon früher haben wir in dieſer Beziehung den Profeſſor Töpfer und ſeine ſchönen Novellen: „die Bibliothek meines Onkels,“ „das Pfarrhaus“ und einige andere genannt. Seitdem iſt gar manches Anmuthige aus ſeiner Feder hervorgegangen, was zum Theil in der Bibliothèque universelle enthalten iſt. — Mad. T. geht in ihrem neueſten Roman „Sophie“ mehr in die Entfaltung des weiblichen Gemüths ein, worin ſie ein eigenes Talent hat; das Einfachſte wird unter ihrer Feder neu und anziehend. Welcher Sturz aus dieſer reinen, ſonnenhellen und ſonnenwarmen Sphäre hinunter zu Mad. Dudevant (Georg Sand), die ſich nur darin gefällt, die Leidenſchaften und Verbrechen des jetzigen franzöſiſchen Lebens in äußerſt verführeriſcher Sprache darzuſtellen. Wir hatten dieſe Dame vor einiger Zeit hier und ſahen ſie in Männerkleidern, die Cigarre im Mund, viel auf unſerer großen Rhonebrücke ſpazieren gehen. Ihre Burſchikoſität kam uns im Anfang pikant vor, führte aber bald zum Ekel.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 13. Juli 1837.

— Wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

An Bonaventura Genelli.

Es hat ſich viel und oft begeben,
Daß einer aus dem Leben ſchied,
Mit dem geſchieden aus dem Leben
Ein ungedichtet Heldenlied;
Von Thoren hört man und von Weiſen
In unerſchöpflichem Erguß
Gar oft mit lauter Zunge preiſen
Den nicht erkannten Genius.

Wenn aber in lebend'gen Zügen
Ein Hoher herrlich ſich bewährt,
Den Stoff im Fluge zu beſiegen
Nie müde wird, und ungeſtört
Von kargen Schickſals trägem Walten,
Aus unerſchöpflich reichem Schacht
Fortfährt, die Schätze zu entfalten,
Vom innern Gotte angefacht —

Dann darf die Welt ſich freudig ſagen:
Mag auch nach unerforſchtem Rath
An winterlichen Lenzestagen
Sich bergen noch geſäte Saat,
Nicht immer wird der Sturmdrang wüthen,
Laßt nur des Spätſchnees Bleigewicht
Erſt weichen, eine Welt von Blüthen
Sprießt glänzend dann empor an's Licht.

Das hab' in hochbeglückten Stunden
Vor deiner Schätze reichem Pfund
Nicht ich allein bei dir empfunden,
Genelli — ein geweiht'rer Mund,
Der Echtem freudig Anerkennen,
Dem Mittelgut Verachtung weiht,
Cornelius würdigte zu nennen
Dich einen erſten Stern der Zeit.

Und er, an deſſen Flammenherde
Die Schlacke weicht vom Erzgehalt,
Der durch ſein mächtig klares Werde
In geiſtdurchleuchteter Geſtalt
Den Meiſter ehrt, dem er entſprungen,
Kaulbach hat frei und unverblümt
Von dir ein Loblied uns geſungen,
Wie's Beſten von den Beſten ziemt.

Wo ſolche Stimmen ſprechen, Schweigen
Dann ziemt dem Laien. Wohl denn! nicht
Nenn' ich den Maler, aber zeigen
Darf ich dein wunderbar Gedicht;

Ich darf die Hand, die würd'ge, preiſen,
Die, nimmer raſtend, jedes Loos
Der Schöpfung aus unzähl'gen Kreiſen
In heitre Schönheitsformen goß.

Ich darf vor deiner Dryas weilen,
Wo das Alleben der Natur
In leiſe hingehauchten Zeilen
Mild überzieht die weiche Flur;
Mit den Amoren darf ich liegen
In ungeſchwächter Lebensluſt,
Um mit der Brut in vollen Zügen
Zu trinken aus der Löwin Bruſt.

Ich darf mich auf Arkadiens Matten
Hinſtrecken, wo der fromme Hirt
In leichtdurchglühter Zweige Schatten
Durch Götternäh' beſeligt wird;
Darf zu der Hirtin mich geſellen,
Wenn bei der Saiten reinem Klang
Dem Göttermunde ſelbſt entquellen
Wir fühlen himmliſchen Geſang;

Darf hin mich lagern auf den vollen
Jonermarkt, wo im Gedrang
Des Volks du läſſeſt niederrollen
Homeros ewigen Geſang;
Dann wiederum auf Phrygiens Auen,
Da wo Aeſopus klug und mild
Läßt hoher Weisheit Worte thauen
Im ſchlicht erfundnen Thiergebild.

Du führſt zur Patriarchenwohnung
Uns hin, wo früh der Engel Gruß
Unſträflichen Gebahrens Lohnung
Den Sterblichen verkünden muß;
Von dannen nieder zu den Thürmen
Gomorrha's und Sodoms, wo wild
Aus der Vernichtung Flammenſtürmen
Erzürnter Gottheit Strafe quillt.

Und wie du aus dem alten Bunde
In halt'gen Zügen uns verliehn
Von Simſons Kraft gewalt'ge Kunde,
Und wie ſich ſtill herüberziehn
Zu der vom Geiſt geweihten Pforte
Des neuen Bundes mehr und mehr
Die ſtarken, hochgeweihten Worte
Der heiligen Propheten — wer

Durchfühlte nicht der Gottheit Walten,
Auch wo du in Herakles Kraft
Und Schwachheit glänzend zu entfalten
Die Wahrheit weißt der Leidenſchaft?

Wen lüde nicht zum Mitgenuſſe
Dein Satyr und dein Ganymed,
Wenn warm in aller Weſen Kuſſe
Bei dir Alleben uns durchweht? —

Genug! Wie kann ich die Gebilde
Aufzählen mit nur flücht'ger Hand,
Die dir voll Fülle, Kraft und Milde
Der Genius zum Kranze wand?
Nur leiſ' andeutend wollt' ich wagen,
Wenn gegen deine Kraft auch matt,
Der Welt in kurzem Wort zu ſagen,
Was ſie von dir zu hoffen hat;

Von dir, der du des Lebens Weſen
Mit ſolchem Adlerblick durchſchauſt,
Daß an dem Eingangsthor zum Böſen
Du ſchon des Ausgangs Pfort' erbauſt,
Daß jedermänniglich erkenne,
Wie aus der Sünde gleißem Roth
Und reichſtem Sold der Pfuhl entbrenne,
In dem geboren wird der Tod. *

Du aber lebe! leb' und dichte,
Und heb' aus deinem tiefen Schacht
Empor die mächtigen Geſichte
Des Morgens und der Mitternacht,
Des Mittags und des Abends — Nimmer
Verſtieß den treuen Genius
Das Leben noch — Schon tagt der Schimmer,
Der dich der Welt gewähren muß.

Heinrich Stieglitz.

* Das Leben eines Wüſtlings, in ſiebzehn Blättern, von B. Genelli, mit einer das Ganze zuſammenfaſſenden Einleitungstafel.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortſetzung.)

Die Scheibe wird vom Centrum aus mit dem Cirkel in Kreiſe getheilt, deren erſter, vom Umfang einer Büchſenkugel etwa, das Centrum bildet, und die immer weiter auseinander rücken; die erſten vier bis acht dieſer Kreiſe ſtehen in der Farbe von der übrigen Scheibe ab und heißen allgemein „das Schwarze," obſchon ſie auch hin und wieder eine andere Farbe tragen, namentlich auf der Haupt- oder Beſtſcheibe bei einem feierlichen Schießen; denn dieſe iſt oft mit einem bunten Vogel, einem Blumenſtrauß oder dergleichen bemalt, um den Schuß zu erſchweren. Zuweilen iſt die Hauptſcheibe auch beweglich, in Form eines Wildes geſtaltet und wird vor dem Schützen

quer vorbeigezogen. Die sehr alte Einrichtung bei Bestschießen für eine geschlossene Gesellschaft oder bei Freischießen ist in ihren Grundzügen diejenige, daß ein Hauptpreis, „das Beste“ oder „der erste Dank,“ aus einer Stiftung oder durch eine freiwillige Gabe ausgesezt ist, um welchen von jedem Schützen auf die Hauptscheibe eine gewisse Anzahl von Schüssen, gewöhnlich sechs, gethan werden; nebenbei sind noch andere Scheiben aufgestellt, auf welche die Zahl der Schüsse nicht beschränkt ist, deren jeder einen gewissen Einsaz, „Leggeld,“ kostet; aus dem Ertrag des Leggeldes werden die Nebenpreise und die Kosten bestritten, wozu auch meistens noch der Einsaz für die Hauptscheibe verwendet wird. Bei Schützengesellschaften gibt oft ein Mitglied ein Bestes für die Genossenschaft, zuweilen ein großer Herr bei feierlichen Gelegenheiten für ein Freischießen, oder eine Corporation zu gewissen Zeiten. Doch sind dies nur die Grundzüge, welche nach der Sitte des Landes, der Provinz, selbst des Ortes, im Einzelnen sich verschiedenartig gestalten. — Eine andere Art der Scheibe ist der Stern, von dem die Zacken in einer gewissen Ordnung herabgeschossen werden müssen und zulezt das Centrum; er schwebt an einer hohen Stange in der Luft, wie auch der hölzerne Adler, der ebenfalls stückweis herabgeholt wird, wobei jedes Stück seinen „Dank“ einbringt, deren erster dem Schützen wird, welcher das aller übrigen Gliedmaßen entblößte „Corpus“ von der Stange schießt. — Das Vogelschießen wird im Norden sehr häufig mit der Armbrust betrieben, wie das bekannte, welches alljährlich in Dresden den Anlaß zu einem Volksfeste gibt. Das berühmteste Vogelschießen ist das von Rudolstadt. — Im südlichen Deutschland sind die großen Freischießen, zu welchen die Schützen aus weiter Ferne herbeiziehen, nicht zu zählen, und wir führen hier nur das von München an, welches im Oktober bei dem Fest auf der Theresienwiese abgehalten wird. — Das feierliche Schießen der Eidgenossen ist aller Welt bekannt. — Mit der Pürschbüchse wird im Süden sehr häufig nach Beendigung der Jagd auf eine aus dem Stegreif verfertigte Scheibe geschossen, was man in Oesterreich „Fleckelschießen“ heißt. — Das Scheibenschießen mit der Bolzbüchse wird gewöhnlich an Winterabenden in einem großen Saal betrieben; die Scheibe ist transparent. Das nächtliche Schießen im Freien findet sich in der Steiermark als „Lichtelschießen,“ wobei ein brennendes Licht vor der Scheibe mit der Flamme das Centrum deckt, und in Canada als „Lichtputzen.“ — Unseres Wissens ist anderwärts diese Uebung nicht sehr bekannt.

Bei der so großen Verbreitung der Fertigkeit im Scheibenschießen ist es für einen Zögling der noblen Passionen schier unerläßlich, sich dieselbe nicht nur in hohem Grade anzueignen, sondern auch sich dadurch auszuzeichnen, daß er häufig einen glänzenden Dank aussezt, wozu ja immer der gute Wille den Anlaß leicht findet, wie wir am Beispiel des österreichischen Adels wahrnehmen. — Die Geschicklichkeit in Handhabung der Jagdgewehre ist eine Nothwendigkeit für den Waidmann, und er erringt sie allein durch fleißige Uebung, welche ihm das Scheibenschießen nur theilweise gewährt, denn das Wild läßt ihm nicht Zeit, es bedächtig auf's Korn zu nehmen, sondern er muß rasch „beisammen seyn.“ Vorzüglich aber erfordert der Schuß mit der Pürschbüchse Schnelle und Genauigkeit, denn die geringste Abweichung beim Visiren führt die Kugel klafterweit vom Ziel. Und dennoch muß der Schüz wieder sehr bedächtig zu Werke gehen, denn sonst schießt er in's Blaue hinein, und so ist seine erste und vorzüglichste Eigenschaft: kaltes Blut.

Vor dem ersten Hirsch bekommt der junge Jäger gewöhnlich das „Hirschfieber,“ er zittert nämlich und weiß nicht recht, ob aus Begierde, ob aus Scheu; bei den nächstfolgenden schießt er auf's Geradewohl, bis er endlich lernt, den Augenblick zu gebrauchen, ohne sich zu übereilen und ohne ihn zu verpassen, und dies erfolgt, sobald er merkt, daß die zusammenstimmende Bewegung seiner Blicke und seiner Hände um vieles schneller erfolgen kann, als die wildeste Flucht ihm die ersehene Beute zu entziehen vermag. Der angehende Schüz merke vor Allem das Eine: er vermeide den so gewöhnlichen Fehler, sich zuerst in's Feuer zu legen, das Visir zusammenzubringen, und dann mit dem fertigen ganzen Anschlag das Wild zu suchen, welches er während dieses Bemühens nothwendigerweise hat aus den Blicken verlieren müssen; vielmehr behalte er das Ziel stets im Auge, gewöhne seine Hände, mit sicherer Bewegung im Anschlag das Visir, gleichsam mechanisch, vor's Auge zu bringen, und halte während des Losdrückens nicht etwa still, sondern „fahre nach,“ und schaue scharf durch's Feuer; denn sobald er noch durch's Feuer das Wild vor dem Rohre sieht, trifft er auch gewiß, wenn nicht etwa die Entfernung zu weit, das Gewehr unsicher oder die Ladung fehlerhaft ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Wissenschaftliche Notizen.

Fossile Affenknochen. — Bekanntlich wird die Ansicht, nach welcher es keine fossilen Menschenknochen gibt, von den meisten Geologen und Zoologen fortwährend festgehalten. Man sagt damit freilich nur aus, in den bis jezt erforschten, verhältnißmäß beschränkten Gebieten seyen keine solche Knochen entdeckt worden, nimmt aber keinen Anstand, darauf die sehr folgereiche Hypothese zu gründen, nach welcher das Menschengeschlecht vor der lezten bedeutenden Veränderung, welche die Erdoberfläche erlitten, gar nicht existirt hätte. Weil man bisher in Europa und Sibirien, an einigen Stellen in Amerika und Ostindien neben den fossilen

Knochen von Elephanten, Mastodonten, Nashörnern, Dinotherien, Bären, Hyänen u. s. w. keine Menschenknochen gefunden, soll der Mensch nicht Zeitgenosse dieser, von den entsprechenden Arten der Jetzzeit meist nur wenig abweichenden Thiere gewesen seyn. Merkwürdigerweise theilte der Mensch diese Prärogative eines voraussetzlich modernen Ursprungs mit dem ihm körperlich zunächst stehenden thierischen Typus: bis jezt war selbst in den neuesten Erdgebilden kein entschiedener Affenknochen gefunden worden. Dies kam jener Hypothese insofern zu Statten, als man sich dachte, die Schöpfertraft habe erst so spät ein organisches Schema gefunden, das der Hinausbildung zur Menschennatur fähig gewesen sey. Ein vor Kurzem bei Auch in Gascogne gemachter Fund beweist nun aber, daß wenigstens die Genealogie des Affen, und zwar des ächten, ungeschwänzten, in die antediluvianische Welt hinaufreicht. Die Zoologen Blainville, Duméril und Flourens haben in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 27sten Juni dargethan, daß sich unter den am genannten Orte in derselben Erdschichte beisammenliegenden, wirklich fossilen Knochen vom Nashorn, Dinotherium, Mastoden, von Hirschen, Antilopen u. s. w. die wohlerhaltene untere Kinnlade eines den jetzigen langarmigen Gibbons am nächsten kommenden Affen befindet. Die charakteristische Bildung und Anordnung der sechzehn Zähne kommt der beim Menschen sehr nahe. Die Gibbons leben gegenwärtig nur auf den großen Inseln des asiatischen Archipels. Es ist dies eine der unerwartetsten, interessantesten Entdeckungen auf dem Gebiete der sogenannten Paläontologie.

Ein chirurgisches Wunder. — In derselben Sitzung der Akademie wurde folgender Fall besprochen. Einem Araber war durch einen Säbelhieb der Arm völlig bis auf die Haut an der Außenseite abgehauen worden. Das Blut war mehrere Fuß weit hinausgespritzt, und die Umstehenden hatten mittelst eines Turbans, den sie um den Stumpf fest zuschnürten, das Blut gestillt. Der englische Chirurg Stevenson wollte nach den Regeln der Kunst die Operation vornehmen, aber der Verwundete gab es durchaus nicht zu; man vereinigte daher die Wundränder, und der Araber durfte sich Glück wünschen, daß er der Vernunft kein Gehör gegeben; denn am fünfundvierzigsten Tage war die Wunde geheilt und der Arm blieb nur halb gelähmt. — Diese Beobachtung ist sehr wichtig, indem sie beweist, daß die Wiedervereinigung eines so bedeutenden Glieds, wie der Arm, sogar nach Durchschneidung der Pulsadern und Hauptnerven vor sich gehen kann. Man hatte zum Voraus das Gegentheil als Princip angenommen; nach allen Chirurgen war in solchen Fällen die Amputation unvermeidlich, weil ohne die großen Gefäße das Glied unmöglich fortleben könne. Früher schon war einem französischen Chirurgen in einem ähnlichen Fall die Wiedervereinigung gelungen; hier hatte aber das schneidende Werkzeug die Pulsader und die Nerven des Arms verschont, wodurch sich die Umstände der Verletzung wie der Heilung ganz anders gestalteten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Engländer sind ein kluges, kaltblütiges Geschlecht; allein dies hindert nicht, daß sie oft noch mehr als ihre leichtgesinnten Nachbarn einer Ahnung zunehmenden Glücks sich hingeben. Das war der Fall, als Georg III., als Georg IV., als der jezt von der Schaubühne abgerufene Wilhelm IV. den Purpur nahmen, obschon die Verhältnisse, unter welchen jeder Einzelne den Thron bestieg, in der Brust jedes unbefangenen Denkers Sorgen wecken mußten, und obschon die Erwartungen, die beim Regierungsantritte eines Jeden sich ausgesprochen, beim Tode desselben mehr oder weniger sich getäuscht sahen. Dies nun, verbunden mit der Erinnerung an die glorreichen Tage einer Elisabeth und einer Anna, hebt die Engländer über die Bedenklichkeit hinweg, daß die Zügel des Regiments in den Händen eines jungen, unerfahrenen Mädchens liegen. — Ich habe schon früher davon gesprochen, wie abgesondert vom Hofe und meist in erlesenen Kreisen die Herzogin von Kent und ihre Tochter gelebt haben. Dies und der makellose Ruf, welcher der fürstlichen Frau selbst von ihren politischen Gegnern nicht geschmälert wird, mußten die Vermuthung rechtfertigen, daß die Königin in Zucht und Sitte erzogen und vom Hauche der Schmeichelei unvergiftet geblieben sey, wenn es nicht ausdrücklich diejenigen versicherten, die oft nahe Beobachter der königlichen Jungfrau gewesen sind, und die Art ihres öffentlichen Erscheinens davon stets Zeugniß gegeben hätte. Der Ausdruck ihres Gesichtes, Bescheidenheit und Unschuld, kann keine Lüge seyn, und wo die Farbe der Gesundheit so blüht, da, sollte man meinen, müsse auch eine gesunde Seele wohnen. In den wenigen Tagen, die zwischen ihrer Thronbesteigung und dem Niederschreiben dieser — ich brauche kaum hinzuzusetzen, von keiner äußern Rücksicht diktirten — Zeilen liegen, hat die Presse manches Ereigniß ihres jungen Lebens, manchen Zug ihres Charakters veröffentlicht. Die königliche Krone ist in England kein Schutz gegen Aufdeckung häßlicher Wahrheiten und Erfindung häßlicherer Lügen; es gibt eine Partei in England, die für ihre Zwecke von der jungen Königin wenig hofft, Vieles fürchtet, und die englische Presse erniedrigt sich nur zu häufig zu einem Parteiwerkzeuge. Aber vielleicht mit Ausnahme irgend eines schmutzigen Winkelblatts ohne Werth und Geltung, hat kein einziges Journal vom Leben und Charakter der gewesenen Prinzessin ungünstig gesprochen, während es an Ausfällen auf ihre Mutter, die Herzogin, nicht fehlt. Viele der gegebenen Charakterzüge mögen erdichtet seyn, mehrere sind verbürgt. Einige der erstern wie der leztern sind eben so unbedeutend, als die darauf gebauten Folgerungen lächerlich. So erzählt ein Blatt, Prinzessin Victoria habe sich bei ihrem mehrmaligen Sommeraufenthalte in Ramsgate, einem kleinen Seehafen, sehr angelegentlich mit allen Einzelnheiten des Schiffsbaues bekannt gemacht, und behauptet, sie habe solches in Betracht ihrer künftigen hohen Stellung und in der Ueberzeugung gethan, daß derartiges Wissen einer Königin von England nicht mangeln dürfe, woraus denn der Erzähler, der den Admiral Cobrington als Gewährsmann anführt, den hochwichtigen Schluß zieht, daß die Prinzessin den ganzen Umfang ihres Berufs vollkommen ermessen und sich darauf allseitig vorbereitet habe. Von der Prinzessin mochte das Gift der Schmeichelei abgehalten werden, wer wird aber die Königin davor schützen, wenn ihr nicht anders ihre Mutter ein unfehlbares Gegengift auf den Thron mitgegeben hat?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. Juli 1837.

Si les Européens eliſent que le grand nombre des femmes enfermées est embarrassant, les Asiatiques répondent, que dix femmes, qui obéissent, embarrassent moins qu'une, qui n'obéit pas.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Türkiſche Sitten und Regierung.

Häusliches und öffentliches Leben.

Die Religion erlaubt einem Moslem vier Frauen mit bürgerlichem Contrakt und überdies noch ſo viel Sklavinnen zu haben, als ihm ſein Vermögenszuſtand verſtattet; Alle ſind aber ſeine legitimen Frauen. Dadurch entſteht eine unſägliche Verwirrung in ſeinem Hausweſen. Reiche Moslem gehen auf den Markt, um neue Frauen für ihren Harem zu kaufen. Hier finden ſie eine Menge Sklavinnen, die aus Cirkaſſien und Georgien weggeſchleppt worden ſind, überdies auch ſchöne Negerinnen. Der Sklavenmarkt von Konſtantinopel iſt der vornehmſte und am reichlichſten verſehene im ganzen Orient. Den Chriſten iſt's verboten, für ſich ſelbſt Sklavinnen zu kaufen. Wenn ein Moslem dergleichen acquiriren will, ſo geht er auf den Bazar zum rechten Kaufmann, und dieſer entſchleiert ihm unter vier Augen die Waare. Nun wird herüber und hinüber gehandelt und gefeilſcht, Ausſtellungen und Gegenbemerkungen gemacht, getadelt und gelobt, bis endlich der Handel im Reinen iſt; dann verfügen ſich Beide zum Tribunal, genannt Mehkieme, um da von einem Notarius den Kauf beſtätigen zu laſſen.

Die Türken verachten das weibliche Geſchlecht ſo ſehr, daß ſie die Frauen nicht einmal einer öffentlichen und feierlichen Beſtrafung werth halten; wenn daher eine zum Tode verurtheilt wird, ſo ſtecken ſie ſie mit einem ſchweren Stein in einen Sack und werfen ſie ohne Weiteres in's Meer. Dieſe Verachtung erklärt auch den Umſtand, daß ſich die ſonſt ſo heftigen Türken oft geduldig von Frauen mißhandeln laſſen. Frauen, ſelbſt Sklavinnen, ſchlagen manchmal ihre Eigner, ohne daß ſich dieſe darüber beklagen. Die Weiber laufen manchmal in Konſtantinopel zuſammen, wenn die Lebensmittel ſehr theuer geworden ſind und ſchimpfen und ſchelten den oberſten Polizeibeamten und ſelbſt den Großvizir, die ſich dies ruhig gefallen laſſen, als krächzten Krähen um ſie her.

Das ganze geſellſchaftliche Leben der Türken zerfällt in zwei ſcharf geſchiedene Hälften, in die weibliche und die männliche. Sitten, Gewohnheiten, Gegenſtände der Unterhaltung und Vergnügungen ſind bei beiden durchaus verſchieden. Die Frauen in ihrem Harem tödten die Zeit auf eine eigene, nicht ganz unpoetiſche Art: ſie ſitzen auf Schaukeln und ſingen, erzählen ſich Mährchen, ſchlafen, kauen Maſtix und ſchlürfen eine Taſſe Kaffee nach der andern. Zwar haben ſie vor unſern Chriſtenfrauen etwas voraus: ſie kennen keine Schmähchronik (chronique scandaleuse) und kein Fraubaſengeſchwätz; um ſich aber für dieſen Verluſt zu entſchädigen, laſſen ſie alte Frauen aus

der Stadt zu sich kommen, die ihnen die Tagesneuigkeiten erzählen müssen, z. B. daß das Volk, unzufrieden über den hohen Preis und die schlechte Qualität des Brodes, über die Backöfen hergefallen sey; daß eine Feuersbrunst in dem oder jenem Stadttheil ausgebrochen und tausend Häuser mit zweitausend Kaufläden in Asche gelegt habe; daß der Polizeiminister einen Spezereihändler mit dem Ohr habe annageln lassen, weil sein Gewicht unrichtig befunden worden; daß der Großvizir ungekannt in der Stadt herumgegangen sey und einen Christen habe enthaupten lassen, weil er sich erfrecht, gelbe Pantoffeln zu tragen; daß er auch einer türkischen Dame begegnet, deren Ferradré (Mantel) weiter gewesen als der Yassak, d. h. die Kleiderordnung, erlaube, und daß er ihr denselben auf der Stelle habe zerreißen und die elegante Dame so weiter gehen lassen u. s. w.

Die öffentlichen Bäder sind der Lieblingsaufenthalt der Türkinnen. Da häufige Abwaschungen ein Religionspunkt bei den Moslem sind, so ergreifen ihre Frauen diesen Vorwand, um auszugehen und freie Luft zu schöpfen, besonders aber, um fremde Männer, wo möglich Christen, auf ihrem Weg zu sehen. Manchmal, aber selten, gehen sie auch auf den Markt, um da Einkäufe zu machen, die Bürgerfrauen zu Fuß, die vornehmen oder reichen Damen auf Wagen, die von Ochsen oder Pferden gezogen werden. Im Frühling und Sommer besuchen sie häufig die öffentlichen Spaziergänge, aber immer verschleiert und entfernt von den Männern. Langsam und ungern gehen sie wieder nach Haus, oft mit dem Bild eines schönen Christen im Sinn, dem sie begegneten und der sie genau angesehen hat.

Der reiche Türke ist in seinem Harem gewöhnlich düster, schweigsam und herrisch; an Scherz, Heiterkeit und häusliche Vertraulichkeit ist nicht zu denken. Auch verläßt er den Harem so bald als möglich, um wieder in seinen Selamlick zu gehen, wo er nur mit Männern zusammen ist, wo er Freunde empfängt und ihnen Selam oder guten Tag sagt. Da verrichtet er sein Gebet, kleidet sich an, trinkt seinen Kaffee und raucht eine Pfeife nach der andern. Hier besuchen ihn seine Freunde und Bekannte, seine Schmarotzer und Lieblinge, hier wird von öffentlichen und Privatgeschäften gesprochen, da werden sie auch verhandelt und abgemacht, hier frühstückt er, hier ißt er zu Mittag und Abend; kurz, hier bringt er den größten Theil des Tages zu, so lange er zu Haus ist. Manche Türken lassen zwischen ihrem Harem und dem Selamlick eine große Mauer aufrichten, wodurch in einem Haus zwei Häuser entstehen, das eine voll Leben und Thätigkeit, das andere stille, düster und verschlossen.

Die Kindererziehung liegt den Frauen im Harem ob, den freien wie den Sklavinnen, und hiernach kann man sich eine Vorstellung davon machen. Diese Weiber besitzen nicht nur nicht die geringste Kenntniß, den geringsten Unterricht, sie haben auch gar keinen Begriff von Erziehung. Dazu kommt noch ihre Gleichgültigkeit gegen die Kinder, und diese ist wieder ganz erklärlich, denn die Zucht gründet sich nicht, wie bei uns, auf Liebe zum Gatten, auf seinen Beifall, seine Theilnahme an dem schweren Geschäft. Die Väter geben vielmehr hierin den Müttern das schlimmste Beispiel, denn ihre Gleichgültigkeit gegen die Kinder, ihr Leben oder Sterben, ihr Gedeihen, ihre Fortschritte, ihre Eigenschaften u. s. w. ist unglaublich. Im Jahr 1812 sah ich davon ein auffallendes Beispiel. Damals war die Pest in Konstantinopel so heftig, daß in fünf Monaten mehr als hundert und fünfzigtausend Menschen starben. Der Conferenzminister Hadsy-Halil-Effendi, ein reicher, angesehener, und wegen seiner trefflichen Eigenschaften allgemein geachteter Mann, hatte von vielen Kindern, die früher gestorben waren, noch einen einzigen fünfzehnjährigen Sohn. Ich hörte, dieses Kind sey auch von der Pest weggerafft worden, und ging mit dieser Nachricht sogleich zu einem meiner Verwandten, um ihn zu warnen, daß er nicht zu dem Türken gehe, der sein besonderer Gönner und Patron war. Er aber erwiderte mir: „Wie wäre dies möglich? ich komme so eben von Hadsy-Halil; wäre sein einziger Sohn gestorben, so hätte ich auf seinem Gesicht doch einigen Ausdruck von Schmerz und Wehmuth, oder wenigstens einige Falten übler Laune gesehen; von alledem bemerkte ich aber nichts; im Gegentheil, er war sehr heiter; ich will aber gleich hin zu ihm, um mich zu überzeugen.“ Wirklich hatte er, augenscheinlicher Lebensgefahr ungeachtet, den Muth dazu, und hier wurde ihm die volle Bestätigung meiner Nachricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Die allererste Uebung werde gegen einen stillstehenden Gegenstand gerichtet, die zweite gegen emporgeworfene Steine, Aepfel und dergleichen; und um dann weiter sich Kaltblütigkeit zu erwerben, übe sich der Lehrling, auf Schwalben, Hasen, und was sonst des Ortes Gelegenheit darbietet, mit einem ungeladenen, bloß mit dem Zündkraut versehenen Gewehre zu zielen und abzudrücken, wobei er sich gewöhnen wird, Alles sehr genau auf's Korn zu nehmen, und das ganz ruhig, weil er weiß, daß er doch nichts erreichen kann. Hat er etwa reizbare Augennerven oder sonst Neigung zu Feuerscheu, so sey seine Flinte mit einem Batterieschloß versehen und allenfalls

auch blind geladen. — Einen ganz beſonderen Vortheil wird es ihm gewähren, wenn er ſich gewöhnen kann, beide Augen beim Schießen offen zu halten; doch iſt dies ſtets ſchwer, meiſt aber ganz unmöglich, ſobald es nicht von Anfang an beobachtet worden. Die Befolgung dieſer angedeuteten Regeln dient, die Fortſchritte zu beſchleunigen und eine heilſame Folgerichtigkeit in die Uebung zu bringen, namentlich wenn einer das Schießen erſt in reiferen Jahren erlernt, wo er die Nützlichkeit davon einzuſehen im Stande iſt, die ein Knäblein in zarter Kindheit nicht begreift; dieſem aber gebt, ſobald er ſie halten kann, eine Armbruſt in die Hand, denn der Bolzen, den er fliegen ſieht, macht ihm im Augenblick klar, was ſtundenlange Erläuterungen ihm räthſelhaft laſſen würden, und ſobald er den Begriff von der Wechſelwirkung des Zielens und Treffens durch die in die Augen fallende Erſcheinung ſich angeeignet hat, laßt ihn mit einer Flinte, wie er ſie zu halten vermag, irgend einen Spatzen vom Zweig ſchießen, und der Inſtinkt wird das Uebrige thun, dem ihr fortan nur mit leiſer Hand nachzuhelfen habt. Der Schuß, mit dem der Knabe den Vogel erlegte, pflanzt ihm für immerdar die edle Leidenſchaft in die zarte Seele, die Gewohnheit macht ihn zum fertigen Schützen, und es müßte ſonderbar zugehen, wenn er im zehnten Jahr nicht ſeine Doppelflinte führte, ohne Rechenſchaft geben zu können, wie er ſich eigentlich anſtellt, um Schuß auf Schuß niederzulegen, was immer in den Bereich ſeines Blickes und ſeines Rohrs kommt, es laufe oder fliege. — Eine ſolche Erziehung macht Schützen groß, die einſt nicht dem Geſpött ihrer Büchſenſpanner anheimfallen, wie jene, hinter denen der grüne Begleiter bereit ſteht, des Jagdherrn Fehler zu verbeſſern und zu vertuſchen; denn die dienſtbaren Geiſter ſind immer geneigt, ihren Herrn und Meiſter zu verhöhnen, der Jäger, ſobald er ſieht, daß es zweckmäßiger wäre, wenn der Gebieter lüde und er ſelbſt dagegen ſchöße, ſo wie der Reitknecht, wenn er merkt, daß der Gebieter beſſer auf den Klepper als auf das edle Roß paßte. Und ſie haben in ihrer Weiſe Recht, weil es ſchmerzlich zu ſehen iſt, wenn die Unfähigkeit den unverdienten Vorzug behauptet.

Von dem adligen Schützen, Kaiſer Max, an, hat es wohl wenig Fürſten gegeben, die nicht die Kugelbüchſe zu handhaben gewußt hätten, bis auf den heutigen Tag, obſchon in ſo vielen Ländern und Provinzen das Scheibenſchießen unter Prinzen und Edelleuten abgekommen und nur noch die Pürſchbüchſe im Brauch iſt. Zu allen Zeiten aber hat es Schützen gegeben, die mit ihrem Gewehr das ſchier Unglaubliche leiſteten, und es war natürlich, daß in dem Sinn des Volkes auf dieſe Waffen der Wunderglaube ſich übertrug, der in früheren Zeiten ſo manche Wehr mit Zauberkräften begabt hatte. — Wenn auch der wilde Jäger mit ſeinem Heer ſich nicht der Neuerung fügte, ſondern dieſelbe Bewaffnung beibehielt, welche von uralter Zeit her ihm eigen war, ſo brauste dagegen der ſchwarze Jäger durch die Wälder und machte ſich auch in friedlicher Geſtalt an die Waidleute, die er zuerſt zu Spiel, Trunk und Gotteslästerung verleitete, bevor er ſie verführte, ſeine ſchwarzen Künſte zu erlernen, ihr Gewehr durch hölliſchen Segen zum Böſen zu weihen und Mitternachts auf dem Kreuzweg die gefeiten Kugeln zu gießen, die alle ſicher treffen mußten, bis auf eine, welcher der Fürſt der Finſterniß ihren Weg vorzeichnete; auch lehrte er ſeine Zöglinge, fremde Gewehre zu verheren, daß ſie nicht trafen oder nicht tödteten, ſie zu beſprechen, daß der darauf gelegte Zauber weiche, und verlieh ihnen die Paſſauer Kunſt, welche ſie unverwundbar machte gegen Blei und Stahl. — Und obſchon heutzutage der finſtere Jäger ſich ſelten mehr zeigt, ſo haben doch noch einige ſeiner Künſte ſich erhalten und mancher alte Waidgeſell weiß eine Büchſe zu beſprechen oder zu verzaubern, wie er juſt mag. — Von den amerikaniſchen Schützen werden ſonderbare Stückchen erzählt; der Cooperſchen Fabeln haben wir ſchon erwähnt, ſo wie des „Lichtputzens“ der Canadier, die allgemein ſich der kurzen Büchſe bedienen, welche bei ihnen Carabiner, in einem großen Theil des ſüdlichen Deutſchlands aber Stutzen heißt. Dieſelben Schützen erlegen die Eichhörnchen, ohne den Pelz zu verletzen, indem ſie auf den Zweig ſchießen, auf welchem das Thier ſizt, ſo daß es durch die Erſchütterung allein betäubt und herabgeſchnellt wird; ſo ſoll es auch bei ihnen für einen ſchlechten Schuß gelten, wenn ein Faſan anders als durch den Kopf geſchoſſen iſt. (!?)

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Das Feſt in Verſailles.

Nun haben die Pariſer der Feſte genug gehabt und können eine Zeitlang ausruhen, wenigſtens bis zu den Julifeſten, für welche abermals etwas Großartiges für ſie zubereitet wird. Schon lange hatte Ludwig Philipp den Vorſatz gefaßt, den von ihm mit ſo vieler Pracht wieder hergeſtellten Verſailler Pallaſt großartig zu inauguriren. Die Heirath ſeines älteſten Sohnes, und wohl noch mehr die Amneſtie war eine würdige Veranlaſſung dazu. Die Art der Einweihung und Eröffnung war ganz Erfindung des Stifters des Musée historique. Die Künſtler, welche an den Gemälden und den Verzierungen gearbeitet hatten, ſollten auch Theil an dem Feſte nehmen, eben ſo die beiden geſetzgebenden Kammern und die Akademien. Solch einen Verein von Gelehrten, Künſtlern und Staatsmännern hat ein König nie um ſich gehabt, und ſchwerlich hat je ein Hof vierzehnhundert Menſchen aus ſolchen Claſſen um ſich geſehen; auch hatte man es kaum für möglich gehalten, eine ſolche

Menschenmenge in einem Pallaste einen ganzen Tag hindurch angenehm zu unterhalten. Dieses große Fest wird vielleicht einzig in seiner Art bleiben: zuerst das Durchwandern des Pallastes, das Beschauen der vielen Herrlichkeiten, die in den Gemächern aufgestellt oder erneuert worden sind, dann das große Bankett und zulezt die glänzende Darstellung eines Molière'schen Lustspiels in dem Versailler Schauspielsaale von den Schauspielern des Pariser Théâtre français, welche dazu glänzende Trachten bekommen hatten; und nun der Hof selbst, die Versammlung so vieler berühmten oder doch bekannten Männer: wem hätte solch ein Tag nicht eine merkwürdige Erscheinung seyn sollen! Zum Bekritteln einzelner Mängel war an diesem Tage keine Zeit; aber die legitimistischen und radikalen Blätter ließen es an den folgenden Tagen nicht daran fehlen. Die gegründetste Veranlassung dazu gab das historische Museum selbst, welches bekanntlich viele mittelmäßigen Stücke enthält, so glänzend auch das Ganze in's Auge fällt, und so herrlich auch die Säle geschmückt sind. Ich behalte mir vor, hierüber besonders zu berichten, wenn ich den Versailler Pallast, zu welchem nunmehr ganz Paris wallfahrtet, besucht haben werde. Dann hatten auch einige Künstler Anlaß zum Spotte gegeben, indem sie sich die kostbarsten Trachten hatten machen lassen, um auf eine, wie sie meinten, würdige Art bei dem Feste zu erscheinen, und daher von Gold strotzten, als ob sie Millionärs wären; sie sahen ihren Irrthum zu spät ein. Uebrigens war bei allen Festen den eigentlichen Hofleuten die Pracht beinahe zur Pflicht gemacht worden, und sicher haben diese Tage großen Einfluß auf die Fabriken der Luxusartikel gehabt. Seit dem Versailler Feste hat das Théâtre français zu Paris eine Darstellung desselben Molière'schen Lustspiels (le Misanthrope) gegeben, mit den Costümen, die den Schauspielern geschenkt worden waren. Das Publikum hat dieselben zwar ihres Glanzes wegen bewundert; Kunstrichter meinen aber, es sey nicht ganz die Tracht, die man zur Regierungszeit Ludwigs XIV. getragen. Ueberhaupt begeht man hier in den Theatercostümen arge Verstöße; entweder wissen die Künstler, denen das Zeichnen der Trachten aufgetragen wird, die Epochen und Länder nicht zu unterscheiden, oder die Schauspieler, und besonders die Schauspielerinnen, verlangen Veränderungen, weil sie befürchten, in den vorgeschlagenen Trachten nicht zu ihrem Vortheil zu erscheinen. Seitdem jedoch die Vorzeit wieder zu Ehren gekommen ist, werden die Costüme der verschiedenen Zeiten genauer studirt, und der Costümier kann nun nicht mehr wie sonst ungestraft Schnitzer machen; sie werden manchmal in den Tageblättern scharf gerügt. Nach diesem Versailler Feste kam das Pariser Fest; seinen feierlichen Einzug hatte das königliche Brautpaar schon früher gehalten, und dadurch war den Parisern die Gelegenheit geworden, über die Gesichtszüge und den Anstand der Braut ein Urtheil zu fällen. Daß kein legitimistisches Blatt ihr die geringste Schönheit zugesteht, läßt sich vermuthen, auch wenn man diese Blätter nicht liest.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Beschluß.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Königin konnte in der kurzen Zeit aus freiem Willen und freier Entschließung noch keinen Schritt thun, der für eine Bürgschaft ihrer politischen Gesinnung, für eine Garantie ihrer künftigen Regierungsweise gelten kann. Die zwei einzigen Akte von öffentlicher Wichtigkeit, welche die Königin bisher vollzogen, sind die Declaration, die sie in dem ersten, von ihr gehaltenen Staatsrathe ablas, und die Zurückgabe der bei derselben Gelegenheit von den Ministern ihr überreichten Amtssiegel, lezteres ein symbolisches Zeichen, daß das Ministerium unverändert fortbestehen solle. Durch die Declaration bekennt sich die Königin zu den, das jetzige Whigministerium leitenden Grundsätzen, und durch die Zurückgabe der Siegel bestätigt sie die gegenwärtigen Minister. So betrachtet, rechtfertigen beide Akte die Hoffnungen der Whigs und die Besorgnisse der Tories. Allein ein Ausfluß des freien Willens der Königin und ihrer freien Entschließung können beide Akte nicht genannt werden. Die Abgabe der Declaration ist reine Form; der erste Minister verfaßt sie, der neue Souverän spricht sie lesend nach; der erste Minister ist für ihren Inhalt verantwortlich, und von den Privatansichten des Souveräns ist derselbe eben so unabhängig, wie die Thronrede, mit welcher der Souverän das Parlament zu eröffnen hat. Die Beibehaltung des Ministeriums anlangend, mußte wohl die Königin handeln, wie sie gehandelt. Es wäre lächerlicher Widerspruch gewesen, jezt zu den politischen Grundsätzen des Ministeriums sich zu bekennen und in der nächsten Minute dieses Ministerium zu entlassen, ganz von der Unklugheit abgesehen, derer die Königin durch die Auflösung eines Kabinets sich schuldig gemacht haben würde, welches die öffentliche Stimme dem verstorbenen König aufgedrungen, und welches die Mehrheit im Hause der Gemeinen besizt. Können nun aber beide Akte kein Zeugniß geben für die Denkungsart der Königin, so verdient unstreitig ihr Verhalten bei Vollziehung derselben doppelte Aufmerksamkeit, und nach dem zu urtheilen, was hierüber in beiden Häusern des Parlaments beim Besprechen der gewöhnlichen Beglückwünschungsadresse von den entgegengesezten Parteien geäußert worden und auch außerdem in's Publikum gekommen ist, scheint die junge Königin die Nothwendigkeit begriffen und die schwere Kunst verstanden zu haben, hier nicht auszuzeichnen, dort nicht zu verleyen, hier wie dort Alle zu gewinnen. „Ich wage zu behaupten," bemerkte Sir Robert Peel, der Gegner des bestehenden Ministeriums, „daß, wer Ihre Majestät gesehen hat, wie sie, achtzehn Jahre alt, zum ersten Male hervortrat aus dem Kreise ihres häuslichen Lebens, zum ersten Male die hohen Pflichten ihres öffentlichen Wirkens zu erfüllen, keine andere als die feste Ueberzeugung hegen kann, daß die, die so sich benahm, bestimmt seyn muß zu einer Regierung, glücklich für ihr Volk, glorreich für sie selbst. Es gibt ein Etwas, welches die Kunst nicht nachzuahmen, kein Lehrmeister zu lehren vermag, und in jenem Benehmen war ein Etwas, das nur aus einem hohen und edeln Gemüthe entsprungen seyn kann." Der von der Königin angekündigte Entschluß, bis zum Begräbnisse König Wilhelms so viel als möglich zurückgezogen zu leben, spricht für ihre Absicht, das Resultat neuer Parlamentswahlen zur Richtschnur ihres künftigen Verhaltens zu machen, ein Versay, der, ob Folge fremden Rathes oder eigener Erwägung, von der Klugheit empfohlen wird und eines Herrschers über England vollkommen würdig ist. Das gegenwärtig versammelte Parlament dürfte demnach von allen vorliegenden Geschäften nur die dringendsten erledigen und dann aufgelöst werden, um der Nation Gelegenheit zu bieten, für oder gegen das bestehende Ministerium sich zu erklären, und durch diese Erklärung auf dem Wege der Constitution ihre heiligsten Interessen bei ihrer jungen Königin zu vertreten. Ueber alles dies muß schon die nächste Zukunft entscheiden. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 15. Juli 1837.

What wind blew you hither, Pistol?
Shakespeare.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Die Türken stemmen zu Pferd das Gewehr seitwärts hinaus an die Hüfte, und sollen auf diese Weise ziemlich sicher schießen, was wir zu glauben sehr geneigt sind, da wir schon Aehnliches haben versuchen sehen. Die Art und Weise des Zielens dabei hat mit der Führung des Bogens ungefähr die gleichen Grundsätze. Uebrigens haben wir bei Gelegenheit des Waidwerks hinlänglich angedeutet, wo und wie die Jagdgewehre im Brauch sind, und können mithin füglich zu der kleinsten, aber deßhalb nicht unwichtigsten Art von Feuergewehren übergehen, zu der Pistole, die in früheren Zeiten Faustrohr hieß.

Das Faustrohr war von jeher eine Reiterwaffe, und kam erst in Aufnahme, als die Schlösser erfunden worden, welche das Zündkraut hinlänglich festhielten; zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gehörte schon allgemein eine Pistole zur Ausrüstung des Reiters, und noch in demselben Jahrhundert scheint man auch darauf gekommen zu seyn, ihn mit einem Paar zu versehen. Natürlicher Weise eignete sich nun der kriegerische Adel diese so verbreitete und nützliche Waffe auch zu anderm Gebrauch an als zu dem im Scharmützel, und übte sich, damit nach dem Ziel zu schießen, und zwar vom Sattel aus; denn auf den Gedanken, ein Faustrohr zu Fuß zu brauchen, gerieth man erst sehr spät. — Obschon wir nicht gelehrt genug sind, um mit Bestimmtheit angeben zu können, in welchem Jahr man angefangen hat, das Pistolenschießen als eine ritterliche Uebung einzuführen,* so glauben wir doch mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß der allgemeine Gebrauch erst nach 1640 entstanden. Wir folgern dies aus dem Umstand, daß wir nie von einem Pistolenduell gelesen haben, das noch in der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges vorgefallen wäre; mithin ward erst später das Faustrohr eine adlige Waffe, kam dann aber auch sehr schnell in allgemeine Aufnahme, wie heutzutage noch die Pistole die gewöhnlichste Duellwaffe ist, was wir nicht billigen können.

Der Zweikampf, in früherer Zeit ein allgemeines Rechtsmittel, ward nach und nach in der öffentlichen Meinung entweder ein Vorrecht (oder eine Dienstbarkeit, wie's einer just nehmen will) gewisser Stände, vor allen des Edelmanns und des Offiziers, und die strengsten Verordnungen waren nicht im Stande, den

* Die Einführung scheint indessen schon in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zu fallen; so finden sich z. B. bei Shakespeare Stellen, welche dies bestätigen, wie da, wo Prinz Heinrich anachronistisch von Douglas sagt, er schieße im Galopp mit der Pistole nach einem Spatzen.

einmal beſtehenden Begriffen eine andere Richtung zu geben; weder Gewalt half, noch Ueberredung, bis endlich die neueſte Zeit auf den ſchicklichſten Ausweg gerieth, das Duell da zu dulden, wo es mit Fug hingehört, ohne die beſtehenden Geſetze aufzuheben, ſo daß die Regierung es immerdar in ihrer Gewalt hat, da ſtrafend einzuſchreiten, wo irgend ein Mißbrauch ſich offenbarte.

Als das Fauſtrohr eine ritterliche Waffe ward, mag ſein Gebrauch im Duell zu allererſt wohl durch zufällige Streitigkeiten (rencontres, im Gegenſatz zu Kämpfen, denen eine Ausforderung vorherging) entſtanden ſeyn; dabei ward es bloß zu Roß gebraucht, weil ja nur der Reiter es bei ſich führte. Jedenfalls ſcheint ſowohl in Deutſchland als in Frankreich das Kämpfen mit Piſtolen ſchon nach dem Jahre 1660 allgemein gebräuchlich geweſen zu ſeyn, denn bei zwei Fällen der Art, die zu unſerer beſondern Kenntniß gekommen ſind, ſcheinen die Geſchichtſchreiber die dabei gebrauchten Waffen als etwas, was ſich von ſelbſt verſteht, ſtillſchweigend vorauszuſetzen, indem ſie ſonſt wohl dieſen Umſtand hervorgehoben haben würden, während ſie beide Zweikämpfe nur ihrer ſonſtigen Sonderbarkeit wegen berichten, weil nämlich der eine zwiſchen Brüdern, der andere zwiſchen Damen ſtattfand. Wir wollen die Erzählungen hier anführen. — Die beiden Reichsgrafen von Kriechingen (Créanges), Johann Ludwig und Ernſt Caſimir, ritten im April 1665 von Willingen, wo ſie einige Zeit in brüderlicher Eintracht mit einander ſich vergnügt hatten, wieder heimwärts, als ihnen ein Prieſter begegnete, den Johann anredete, während Ernſt ſeinen Weg fortſetzte; dieſem nun ritt nach einer Weile einer von Johanns Dienern nach, um ihm zu hinterbringen, wie ſein Herr Uebles von ihm rede, worauf Ernſt in ſolchen Zorn gerieth, daß er das Fauſtrohr zückte, ſein Roß wandte und dem Bruder entgegen ritt, den er beim Dorf Wilderfangen antraf. Da nun Graf Johann bemerkte, wie Ernſt mit erhobener Waffe drohend und ſcheltend gegen ihn anſprengte, entblößte er ſchnell auch ſeine Piſtole und gab Feuer, in demſelben Augenblick, als der andere ebenfalls losdrückte. Beide trafen und wurden getroffen, Ernſt durch den Kopf, Johann mit zwei Kugeln in den Leib; der erſtere blieb todt auf dem Platz, der andere wurde geheilt und überlebte noch ſechzehn Jahre lang den entſetzlichen Augenblick, aber ohne je wieder des Daſeyns froh zu werden, denn eine tiefe Schwermuth hatte ſich ſeiner Seele bemeiſtert. — So erzählt (nach unſerm Gewährsmann Juncker, in ſeiner Fortſetzung der Ludolffiſchen Schaubühne der Welt) Imhof in Notitia Proc. Imp. den Vorfall, während andere behaupten, die beiden Brüder ſeyen betrunken geweſen und der Streit habe über einer Haſenhetze ſich entſponnen. — Der andere Fall iſt minder trauriger Art. Zwei vornehme Damen des franzöſiſchen Hofs, Madame de Pré l'Abbé und Madame de la Mothe, hatten ſich (in demſelben Jahr 1665) entzweit und ſchoſſen ſich zu Pferd. Die leztere ward in den Schenkel getroffen, worauf der Streit auf Befehl des Königs durch Mademoiſelle vertragen wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Türkiſche Sitten und Regierung.

(Fortſetzung.)

Man hat in der Türkei ſo wenig Begriffe von der Sorge für die Geſundheit der Kinder, daß bei weitem die meiſten ſterben, nicht an der Peſt oder andern außerordentlichen, ſondern an ganz gewöhnlichen Krankheiten, die in dieſem geſunden Clima leicht zu heilen wären. Kaum ein Viertheil der türkiſchen Kinder entkommt dieſen Uebeln. Gelangen ſie glücklich zum Jugendalter, ſo wird ihnen höchſt ſelten eine einigermaßen vernünftige Erziehung zu Theil. Allerdings haben ſie Lehrer, es ſind aber größtentheils perſiſche und arabiſche Pedanten, die ſelbſt nur wenig, und das Wenige nur halb wiſſen. Daher wiſſen die jungen Leute am Ende des Unterrichts blutwenig, zumal die arabiſche Sprache voll grammatikaliſcher Schwierigkeiten iſt, die beim Mangel eines verſtändigen und methodiſchen Unterrichts faſt unüberſteiglich werden; auch die arabiſche Orthographie iſt ſehr ſchwer. Für die Armen gibt es freilich Elementarſchulen, Namens Mektebs, wo ſie das Hauptſächlichſte von der arabiſchen Grammatik, aber weiter nichts lernen. Die Seminarien nehmen bloß Geiſtliche auf. Daher kommt es, daß die Türken im Allgemeinen ein ſehr unwiſſendes Volk ſind; unter hunderttauſend gibt es gewiß nicht mehr als dreißig, die fertig Arabiſch leſen und ſchreiben können. — Die weibliche Erziehung iſt nun vollends ganz vernachläſſigt: an angenehme Künſte und Fertigkeiten läßt ſich nicht denken, aber nicht einmal einige Kenntniß des Hausweſens wird ihnen beigebracht, etwas Kochen ausgenommen. Dies beſchränkt ſich auf den Pillau, den Helva und den Ghulladz. Daher bleiben dieſe Weiber in der kraſſeſten Ignoranz. Nur eine einzige Türkin machte davon eine Ausnahme, nämlich Filnet, deren Vater Großmufti war; ſie iſt die türkiſche Sappho. Ihre Gaſelen und Epiſteln ſind ſehr geſchäzt wegen ihrer fließenden, blumenreichen Sprache, die alle Freunde türkiſcher Poeſie entzückt.

Die Bürgersſöhne treten bald aus der Schule, die einen, um des Vaters Handwerk zu lernen, andere, um das leichte Gewerb von Packträgern und Aufwärtern in den Kaffeehäuſern zu übernehmen, noch andere treten in die kaiſerliche Marine oder in das Heer. Die meiſten nehmen Dienſte bei Ulemas und andern Staatsbeamten, die oft

mehr als zweihundert Diener haben. Dies Geschäft ist am leichtesten und dabei einträglich. Sind sie klug, anstellig, geschickt, besonders aber hübsch, so erlangen sie bald die Gunst ihrer Herren und durch ihre Verwendung Aemter, Ansehen, ja manchmal bekommen sie gar ihre Stellen. Die meisten jetzigen Paschas und Ridsals oder Pfortenminister waren Anfangs die Bedienten der Männer, deren Stellen sie jezt einnehmen.

Die von ihren Einkünften oder zurückgezogen lebenden Türken, wie die hohen Geistlichen, wenn sie nicht gerade Dienst haben, bringen fast ihre ganze Zeit zu Haus mit Schach-, Damen- und Langenpuffspiel zu, denn Karten spielen nur die albanesischen und rumeliotischen Militärs. Verlassen sie aber ihre Wohnungen, um sich Bewegung oder Besuche zu machen, so gehen sie nie zu Fuß, sondern reiten oder fahren in Kähnen. Daher sieht man immer eine Menge Reiter in den Straßen und auf den Plätzen nach allen Richtungen, wobei sie aber sehr aufmerksam sind, ja Niemanden zu beschmutzen, auch nicht den Niedrigsten und Aermsten. Aus Schonung für die Fußgänger gewöhnen sie ihre Pferde an einen langsamen Schritt. Die Söhne der Minister und Großwürdenträger, die jungen reichen Leute der ersten Familien stehen in dieser Beziehung weit über den Dandys, Incropables und Reiteroffizieren unserer europäischen Städte; denn ihnen wird nie die barbarische Unsittlichkeit und Grobheit einfallen, wie Unsinnige an Fußgängern vorbeizusprengen und sie zu erschrecken oder zu beschmutzen.

Die Bürger und untern Stände geben den ganzen Tag ihrer Arbeit und den Geschäften nach, und zur Erholung bringen sie täglich höchstens zwei Stunden in einem Kaffeehaus zu. Diese Café's und die Barbierstuben sind die Vereinigungspunkte aller der vielen Müssiggänger, Schwätzer und politischen Kannegießer. Ehe die beglückende Zeitungscivilisation aus Europa bis Konstantinopel vorgedrungen war, ehe hier ein kaiserlicher Moniteur aufkam, hatten die Kaffeeaufwärter und Barbiere ihren Kunden kein Zeitungsblatt anzubieten, dafür brachten diese ihre Neuigkeiten mit, Jeder eine andere, und tauschten sie gegen einander aus. Einer erzählt und streicht sich dabei den Bart und wickelt den Schnurrbart über den Zeigefinger, die andern hören aufmerksam zu und rauchen gravitätisch ihre Pfeifen; hierauf spricht einer nach dem andern, und die Sache wird ganz besonnen, ohne Heftigkeit wie ohne Prätention besprochen. Die europäischen Gesellschaften könnten auch hierin von den Türken lernen. Manchmal wird sehr frei gegen die Regierung gesprochen, dies ist aber nicht ohne Gefahr, denn die Spione des Sultans oder Großvizirs schleichen sich gar oft ein und berichten das Gehörte, wo dann der kühnste Sprecher häufig für sein ganzes Leben verstummt. Im Ramasan sind diese Café's wirklich brillant und anziehend; denn die Meddah's oder Erzähler sitzen da auf Schemeln und erzählen Mährchen aus Tausend und Einer Nacht, zum großen Vergnügen ihrer zahlreichen Zuhörer. Wenn auch die Kaffeehäuser und Barbierstuben nur wenig zur Entwickelung der öffentlichen Meinung beitragen, so sind sie doch eine Art von Schule für das türkische Volk; hier lernen die Leute reden, ihre Gedanken klar ausdrücken, hier lernen sie über ihre Regierung urtheilen, und hören, was sich im Reich und im Ausland zuträgt. Ihre Nachrichten, Urtheile und Kenntnisse über Lezteres sind meistens für uns sehr komisch.

Ankündigung der am 14ten August dieses Jahrs stattfindenden feierlichen Enthüllung der Statue Gutenbergs.

Der 14te August dieses Jahrs ist jezt definitiv zur feierlichen Enthüllung der Statue Gutenbergs bestimmt. Die Stadt Mainz ladet in einem vor Kurzem ausgegebenen Blatte Jedermann zu dieser Feier ein; ein beigegebenes Programm beschreibt die mannichfaltigen, auf drei Tage berechneten Festlichkeiten. Wir legen eine Abbildung der Statue bei und geben einen Auszug aus den eben erwähnten Papieren, um auch das Unsere beizutragen, daß die Sache möglichst veröffentlicht werde. D. Red.

Mainz.

Der Friede in fast ganz Europa und die glückliche Lage unserer Stadt verheißen Erfüllung unsern herzlichen Wünschen, Tausende Mitfeiernder von allen Sprachen Europa's in unserm Kreise zu begrüßen. Festlichkeiten verschiedener Art sollen den Besucher erfreuen, und diese Festlichkeiten sollen vorzugsweise einen geistigen Charakter tragen, in Angemessenheit zu den vorzugsweise geistigen Segnungen der hier mitgefeierten Erfindung. Segneten doch auch die ersten Erzeugnisse der Gutenberg'schen Presse, die heiligen Urkunden unsers Glaubens, gewissermaßen die Wirksamkeit alles fernern Bücherdrucks ein, und stellten sie dadurch unter den besondern Schutz der über uns wachenden, uns nach ihren Planen fort und fort führenden Vorsehung, des alliebenden Gottes! Und so wenig dem Commissionsaufrufe zu Beiträgen irgend eine bloß örtliche, noch weniger irgend eine politische Tendenz oder Parteisache, heimlich oder offenbar, zu Grunde lag, sondern lediglich nur die, wenn auch späte Abtragung einer Ehrenschuld gegen den um das Menschengeschlecht höchstverdienten Erfinder, so soll dieser Akt der Dankbarkeit, vier Jahrhunderte nach der Erfindung begangen, diese Erfindung als eine neue Aera der allgemeinsten Belehrung, des weltbeglückenden Lichtes und des umfassendsten Geisterverbandes feiern. Mit solchen Gesinnungen ladet hiemit die Stadt Mainz zur Feier dieses Aktes ein, nicht als zu einem einzelstädtischen, oder zu einem temporären, oder nationalen Feste, sondern gleichsam zu dem allgemeinsten Völkerfeste, zu dem Feste aller Civilisirten und Gebildeten. Sie kommen Alle, sie schauen Alle das Werk, geschaffen von Thorwaldsen in Rom und von Crozatier in Paris! Dabei mögen dann die Schauenden sich der edlen Worte erinnern, welche Thorwaldsen unter dem 8ten Juni 1834 der

Gutenbergscommission aus Rom geschrieben: „Ich habe nun eine Arbeit geendigt, die für mich so hohes Interesse hatte, und ich darf sagen, daß, wenn wahre Liebe zum Gegenstande vortheilhaft auf die Vollendung der Arbeit eingewirkt, das Monument in dieser Beziehung seiner edeln Bestimmung nicht unwürdig seyn wird."

Programm der Festlichkeiten.

Erster Tag. Montag den 14ten August. Morgens acht Uhr: Versammlung auf dem Stadthause aller hiesigen Behörden und Vereine, der Deputation der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler von Mainz mit der vollständigen Gutenbergscommission und den vom Festcomité besonders einzuführenden Deputirten auswärtiger Städte, der Buchdrucker-, Schriftgießer- und Buchhändlercorporationen, der Gelehrten- und Kunstinstitute u. s. w. — Um halb neun Uhr: Festzug der genannten Behörden und Deputirten durch die Schustergasse in den Dom, unter dem Vortritte der Züge der Corporationen mit ihren Fahnen und Emblemen. Nach geendigtem Hochamte verfügt sich, unter dem Vortritte der Züge der männlichen Schuljugend, der Festzug in derselben Ordnung, wie beim Gange zur Kirche, und unter ehrerbietigster Aufnahme der im Dom versammelt gewesenen Fremden und Autoritäten, auf den Platz Gutenberg. Der Musik, welche den Festzug empfangen hat, folgt die Aufführung des Tedeums von Ritter Sigismund Neukom durch die Liedertafel. Nach dessen Beendigung nimmt der Präsident der Gutenbergscommission die Rednerbühne ein und hält seine Uebergabsrede. Am Schlusse derselben erfolgt unter dem Schalle der Trompeten und Pauken die Enthüllung des bisher den Blicken der Anwesenden verdeckt gebliebenen Monuments. Hierauf hält der Bürgermeister seine Uebernahmsrede, und ein musikalischer Uebergang von Militärharmonie geleitet zum Auftritt den Redner, welchen sich die Corporationen der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler als ihren Repräsentanten gewählt haben werden. Nach einem musikalischen Uebergange hält der Präsident des Kunst- und Literaturvereins die Schlußrede. Nach deren Vollendung stimmt die Liedertafel mit Männerstimmen das Volkslied: „Heil dir, Moguntia!" an, in dessen zweizeiligen Refrain das ganze Volk einstimmt. — Um zwei Uhr: Mittagessen auf Subscription in den Sälen des Hofes zum Gutenberg; eben so, wenn der Raum daselbst nicht ausreichen sollte, Mittagessen in einem andern Lokale, wobei der Stadtrath und die Gutenbergscommission durch einige ihrer Mitglieder gleichfalls repräsentirt seyn werden. — Abends sieben Uhr: Großes Oratorium durch die Liedertafel im Schauspielhause: „Gutenberg," gedichtet von Giesebrecht, componirt von Dr. Löwe in Stettin.

Zweiter Tag. Nachmittags zwei Uhr: Volksfest, bestehend in einem allgemeinen Schifferstechen mit Siegeszeichen auf dem Rheine, längs der neuen Anlage, und feierliche Vertheilung der von der Stadt hiezu eigens bestimmten Preise durch die Behörde. — Um halb neun Uhr: Allgemeiner Fackelzug, insbesondere von den Corporationen der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, an das Monument. Alda hält der gewählte Repräsentant der genannten Corporationen eine der Feier angemessene Rede. — Abends zehn Uhr: Festball im Schauspielhause.

Dritter Tag. Morgens neun Uhr: Versammlung im großen Saale des Hofes zum Gutenberg von Seiten der Gelehrten, Buchhändler und Buchdrucker; sie werden, gleichsam eine allgemeine Jury, durch eine öffentliche Disputation das Säkularjahr der Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern festsetzen. — Nachmittags vier Uhr: Großes öffentliches Militärconcert in der neuen Anlage. — Abends halb acht Uhr: Große Oper im Schauspielhause.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Pariser Feste.

In den ultraliberalen Blättern wurde die Braut nicht günstiger beurtheilt. Es ist ein harter Stand für eine Prinzessin, sich von einigen hunderttausend Menschen begaffen zu lassen, von ihnen vom Kopf bis zu den Füßen gemustert und kritisirt zu werden. Die Stadt, oder eigentlich der Munizipalrath hatte keine Kosten gespart, um das Fest so glänzend als möglich auszustatten, und da der König das Versailler Fest in einem so großartigen Style angelegt hatte, so konnte auch die Stadt Paris nicht umhin, große Auslagen zu machen; glücklicherweise ist Paris eine gewaltige Steuereinnehmerin; sie hat nur mit Millionen zu thun, und es kommt ihr daher nicht viel darauf an, ob sie eine halbe Million mehr oder weniger für ein Fest ausgibt. Auch reicht die bloße Ankündigung eines Stadtfestes hin, Tausende aus der Provinz und aus der Fremde nach Paris zu ziehen. Die Verbrauchsteuern werfen dann mehr ab, und die Stadt findet bald ihr Geld wieder. Uebrigens geht es ihr wie den großen Herrn und den großen Staaten: mangelt es ihr an Geld, so nimmt sie zu Anleihen ihre Zuflucht, und je mehr sie schuldig ist, desto leichter findet sie Kapitalien. Sie hat noch nicht einmal die Hälfte der vor einigen Jahren aufgenommenen vierzig Millionen wieder abbezahlt, und dennoch war sie gar nicht verlegen, als sie diesmal über eine halbe Million für ein großes Fest auszulegen hatte. Bekanntlich war das Fest in zwei Theile oder Tage (jornados, wie die altspanischen Schauspiele) abgetheilt. Der erste Tag sollte für das Volk seyn, der zweite für die Honorationen. Eine Volksmenge von einigen hunderttausend Menschen zu belustigen, ist, wie ich schon vor einiger Zeit bemerkte, eine schwierige Aufgabe, besonders wenn es, wie in Paris, der obligaten Volksfeste mehrere im Jahr gibt. Die Phantasie ist nicht schöpferisch genug, um etwas Neues zu erfinden, das heißt, etwas Neues, das nicht kostspieliger ist, als das, was bereits da war. Es gibt in Paris nur Einen Ort, wo man die Volksmenge ohne Gefahr sich versammeln lassen kann, das sind die Champs élysées; hier ist Schatten und doch auch viel Raum; sie liegen in der Stadt, und zwar neben den Tuilerien, ein großer Theil der Bewohner kann sich also leicht dahin verfügen; sie sind von allen Seiten offen und zugänglich, hier kann also beim Ein- und Ausgehen kein Gedränge entstehen. Hunderte und Tausende von Krämern können hier ihre Zelte und Buden aufschlagen, ohne dadurch das Wogen der Volksmenge aufzuhalten oder auch nur zu stören, und dann findet auch das Volk in den Champs élysées viele Schenken und kleine Kaffeehäuser, wo man bei der Hitze allerlei Erfrischungen bekommen kann. Die Lustbarkeiten in den Champs élysées gehen daher auch immer ohne irgend einen Unfall von statten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 27. und die Abbildung der Statue Gutenbergs.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. Juli 1837.

Die Nothwendigkeit einer Entgegenſetzung von Zweien, von Polaritäten, Seitenpäſten, Geſchlechtern, wenn in der Natur irgend eine Geſtaltung oder Bewegung entſtehen ſoll, zeigt ſich von den niederſten Bildungen des Steinreichs bis hinan zu den Syſtemen der Doppelſterne.

G. H. Schubert.

Pſychologiſche Charakteriſtik der Geſchlechter.

Von Profeſſor F. Fiſcher.

Wie die Seele des Individuums zwei Pole hat, welche in der Lebenskraft Organiſation und Leben, im Uebergange zum Geiſte Senſibilität und Irritabilität, im Geiſte ſelbſt aber Bewußtſeyn und Willen heißen, ſo zerfällt die Menſchheit im Ganzen in zwei ähnliche Pole: die Männlichkeit und die Weiblichkeit. Wir werden den Geſchlechtsgegenſatz nur pſychologiſch, als den in Mann und Weib wiederſcheinenden geiſtigen Gegenſatz von Wille und Bewußtſeyn faſſen, indem wir es, wenigſtens hier, dem Phyſiologen überlaſſen, den Gegenſatz von Organiſation und Leben, von Senſibilität und Irritabilität in Weib und Mann wieder zu finden. Eine pſychologiſche Charakteriſtik der Geſchlechter kann und wird übrigens nur ſo weit eine ſcharfe und beſtimmte Zeichnung geben, als ſich überhaupt ein ſo ganz fließender Unterſchied fixiren und feſthalten läßt.

Im Allgemeinen wird ſich zeigen, wie durch alle Züge der Männlichkeit das ſchaffende, durch alle Züge der Weiblichkeit dagegen das geſtaltende und bildende Prinzip hindurchgeht. Der männliche Geiſt denkt und erfindet, der weibliche verſteht und faßt; der männliche herrſcht und bezwingt, der weibliche iſt hingebend und gewinnend; jenes Ziel iſt Selbſtſtändigkeit und Ehre, dieſer will geliebt ſeyn und gefallen. Es repräſentirt ſomit von den Polen des Menſchengeiſtes die Männlichkeit den ſchaffenden, herrſchenden Willen, die Weiblichkeit dagegen das empfängliche, bildſame Bewußtſeyn, ſo daß in Wahrheit die Gegenſätze des individuellen Menſchengeiſtes ſich als die Gegenſätze des Menſchengeiſtes der Gattung wiederholen.

Wenn der Grundcharakter der Männlichkeit in den Willen, der der Weiblichkeit in das Bewußtſeyn geſetzt wird, ſo ſoll damit weder der weiblichen Seele der Wille, noch der männlichen das Bewußtſeyn abgeſprochen werden, ſondern nur von einem Uebergewichte des einen und des andern Prinzips die Rede ſeyn. Es liegt dies übrigens auch ſchon in dem Begriffe der Pole, worunter man zwei ſich aneinander entwickelnde Gegenſätze verſteht, von denen jeder den andern in ſich ſchließt, indem ſie in der Mitte ſich ausgleichen, von der Mitte an aber mit immer zunehmendem Uebergewichte des einen und des andern auseinander treten.

Der Gegenſatz, der uns in dem individuellen Menſchengeiſte wie in dem Menſchengeiſte der Gattung entgegentritt, geht durch die ganze übrige Natur, indem er auf den verſchiedenen Stufen der Naturreiche nur

verſchiedene Erſcheinungsformen annimmt und demnach auch verſchiedene Namen führt. Die männliche Seele entſpricht dem poſitiven und ſubſtantiellen, die weibliche dem negativen und formellen Pole der Natur. Beide ſind ſchon in dem Mineralreiche vorgebildet: die männliche oder ſubſtantielle Kraft erſcheint hier als Ausdehnung, worauf alle Raumerfüllung, und als Abſtoßung, worauf alle Raumbehauptung der Körper beruht; die weibliche oder formelle Kraft tritt dagegen als Zuſammenziehung, wodurch alle körperliche Figur, und als Anziehung auf, wodurch aller körperliche Zuſammenhang entſteht. Deutlicher ſchon und erkennbarer tritt das männliche Prinzip in dem Leben der Pflanze und in der Irritabilität des Thieres, das weibliche dagegen in der Organiſation der Pflanze und der Senſibilität des Thiers heraus.

Die körperlichen Unterſchiede der Geſchlechter berühren wir, gleich den damit zuſammenhängenden Gegenſätzen der männlichen und weiblichen Lebensfunktionen, ihre Darſtellung dem Phyſiologen überlaſſend, nur kurz. Schon in den äußerlichſten Unterſchieden der Größe, der Feſtigkeit und Weichheit, der Stärke und Zartheit, der Kräftigkeit und Schönheit, ſcheint der geiſtige Geſchlechtsunterſchied wieder. Der männliche Körper iſt größer, als Organ des expanſiven Prinzips; ſeine Feſtigkeit, Stärke und Kräftigkeit rührt von dem Uebergewichte des Knochen- und Muskelſyſtems her, welches dem Willen dient und worin der Wille ſich verkörpert. Die Weichheit und Zartheit des weiblichen Körpers entſteht durch das Uebergewicht des Gefäßſyſtems, welches dem organiſirenden Prinzip entſpricht, oder richtiger, worin dieſes körperlich erſcheint. Die Grundform des männlichen Körpers iſt keilförmig, breiter über die Schultern und ſchmaleres Becken; die des weiblichen wellenförmig, breiteres Becken und ſchmaler über die Schultern. Bruſt, Schultern und Arme ſind die Baſis der Beſtimmung des männlichen Körpers, daher ihre größere Entwicklung; der Mann iſt zur Arbeit beſtimmt und zum Kampfe gerüſtet. Die Aufgabe des weiblichen Körpers liegt in der Beſtimmung des Weibes, Mutter zu ſeyn; daher das Uebergewicht des Beckens.

Der Geſchlechtsunterſchied des menſchlichen Geiſtes kann nach zwei Haupttheilen, intellektuell und gemüthlich, gefaßt werden, und wir werden ihn in dieſer zweifachen Beziehung zu fixiren ſuchen, wobei natürlich nur die Regel, nicht aber die Ausnahmen in's Auge zu faſſen ſind. Denn unter allen Unterſchieden und Gegenſätzen der Natur iſt wohl der zu beſprechende einer der fließendſten, und es gibt in geiſtiger, wie indeß auch in körperlicher Beziehung eben ſo viele Weibmänner als Mannweiber.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortſetzung.)

Aelter als die hier angeführten Piſtolenduelle iſt freilich der Kampf, den der ſchwediſche General Goldſtein mit dem Grafen Bruay im Angeſicht beider Armeen vor der Schlacht von Jankau (1645) beſtanden; doch wird dieſe Thatſache von gleichzeitigen Geſchichtſchreibern als etwas ganz Beſonderes angeführt; es war wohl nur gleichſam der Auszug eines Reitergefechtes, ähnlich den homeriſchen Einzelkämpfen, und nicht ein ordentliches Duell; denn wenn die Piſtolen dabei ſchon allgemein gebräuchlich geweſen, ſo würden jene zwei adligen Fräulein von Air in der Provence, welche ſich im Jahr 1648 um eines Liebhabers willen mit Degen ſchlugen, wahrſcheinlich ſtatt deſſen der Feuerwaffen ſich bedient haben. — Jedenfalls ſind wir übrigens gern bereit, unſere diesfallſige Meinung zu berichtigen, wenn ſich Jemand die Mühe geben will, uns eines Beſſern zu belehren.

Der Gebrauch des Zweikampfes um perſönlicher Beweggründe willen iſt ſchon ſehr alt, und ſeine urſprüngliche Form war das „Gottesgericht," dem ſich ſpäter auch feierliche außergerichtliche Zweikämpfe geſellten; gewöhnliche Streitigkeiten wurden in Rauſhändeln ausgefochten, wo ſich juſt der Hader entſpann, oder ſchon vorher erbitterte Gegner einander trafen. Solche Rauſhändel wurden, als der allgemeine Landfrieden Wurzel zu faſſen vermochte, wie Mord und Frevel beſtraft, während früherhin dies nur geſchehen, wenn ſie an ausdrücklich verbotenen Stellen ſtattgefunden, wie etwa im Frieden der kaiſerlichen Pfalz. — Späterhin wurde das Duelliren überhaupt unter Androhung entehrender Strafen verpönt und das Geſetz ſtreng gehandhabt, bis endlich eine beſſer erleuchtete Einſicht den Gebrauch einführte, der die Anwendung des Geſetzes regelt, wodurch erzielt wurde, daß die Rauſhändel (oder rencontres) gänzlich abkamen und die Duelle unter Beobachtung der gehörigen Regeln ſtattfanden.

Die Vorſchriften, nach welchen Ausforderung und Kampf einzuleiten und zu vollführen, ſind im Ganzen jetzt überall dieſelben und ſtammen von den früheſten Formen, die ſich den Bedürfniſſen der Zeit anſchmiegten. Es iſt nicht ſchicklich, daß die Gegner nach der Beleidigung mit Worten hart an einander gerathen oder gar auf einander zuſchlagen, ſondern ſobald die Beleidigung einmal fiel und allenfalls ein verlangter Widerruf nicht erfolgte, genügt ein Blick oder ein halbes Wort, die Rede auf einen andern Gegenſtand zu lenken und ſo ſtillſchweigend die unausbleiblichen Folgen anzukündigen. Alles Uebrige iſt Sache der Sekundanten, deren Obliegenheiten keine geringen ſind, beſonders wenn der Zeuge des Beleidigten

noch allenfallsige Zweifel zu erörtern hat, ob sein Freund sich auch füglich mit dem Beleidiger schlagen könne, welche Zweifel sich oft in fremden Landen, vorzüglich in sehr besuchten Badeorten darbieten. Beide Sekundanten mitsammen haben zu untersuchen, ob der Streit zu blutiger Entscheidung sich eigne, und wenn dies unzweifelhaft ist, dennoch Alles aufzubieten, den Frieden zu vermitteln, wozu sie noch den lezten, oft glücklichen Versuch machen, wenn die Gegner schon mit den Waffen in der Hand einander gegenüber stehen. So bestimmen sie auch gemeinschaftlich Ort und Zeit, so wie die übrigen Bedingungen des Kampfes, prüfen die Waffen, laden die Pistolen, messen die Entfernung, theilen Licht und Wind.

Die gebräuchlichste Art des heutigen Pistolenduells ist das Schießen im Avanciren, wo beide Gegner gleichweit von einer gesteckten Barrière einander gegenüber stehen, gewöhnlich jeder neun Schritt von der Schranke, so daß ihre erste Entfernung achtzehn Schritt beträgt; ein jeder hat die Freiheit, zu schießen, wann er will, stehen zu bleiben oder vorwärts zu gehen, wobei jedoch die Schicklichkeit erfordert, daß, so Einer vorwärts geht, der Andere nicht stehen bleibe, und daß der Beleidiger dem Beleidigten den ersten Schuß gönne. Nachdem Beide geschossen haben, ohne daß Einer traf, haben die Sekundanten wieder zu laden, da gewöhnlich nur ein Paar Pistolen angewendet wird, und hier sind die Versöhnungsversuche zu erneuern; selten und nur in den wichtigsten Fällen gestatten die Zeugen die dritte Ladung, oder gar die vierte, über die hinaus zu gehen sie sich im Voraus unmöglich zu machen pflegen, indem sie keine weitere Munition mitzunehmen vorsichtig genug sind. Bei einem solchen Duell zwischen zwei österreichischen Offizieren ward der eine vom ersten Schuß erreicht, worauf er die Wunde zudrückte und an die Barrière vorschritt, bis wohin ihm der andere entgegenkam, dem er die Pistole auf die Brust sezte, dann aber in die Luft schoß, weil er nur den Muth des Kameraden hatte prüfen wollen; „hätte er gebebt," sagte der Verwundete nach seiner Genesung, „so würde ich ihn als einen feigen Hund niedergestreckt haben." — Nicht selten haben auch die Gegner auf ein und demselben Platz stehen zu bleiben, und hier wechselt die Entfernung von acht bis fünfzehn Schritten. Die sicherste Art, Einen von Beiden fallen zu machen, ist freilich das Schießen über das Schnupftuch oder den Mantel, wobei nur eine Pistole geladen ist. Diese Weise ist aber im höchsten Grade unritterlich, und trägt ein ganz chinesisches Gepräge.

Zum Duelliren nimmt man gewöhnlich glatte Pistolen, die mit keinem Visir versehen sind, und deren noch keiner der Kämpfer sich bedient hat; auch werden die Kugeln nicht mit dem Pflaster, sondern mit Papier geladen, wodurch die Sicherheit des Schusses vermindert wird. Zum Scheibenschießen hingegen bedient man sich gerne gezogener Läufe, oder pflastert doch wenigstens die Kugel. Zu Pferd sind die Halfterpistolen gebräuchlich, und als Sicherheits- oder Mordwaffe die Terzerolen. In der Geschichte der Selbstmorde spielen die Pistolen ebenfalls eine bedeutende Rolle, und zwar schon seit dem siebzehnten Jahrhundert.

(Die Fortsezung folgt.)

Morgenlied eines Handwerksburschen.

Die Kost ist rauh und mager,
Der arme Beutel leer,
Auf meinem harten Lager
Wälz' ich mich hin und her.

Herr, hätt' ich doch zu essen
Von deinem Brod und Fisch!
Hast du mich denn vergessen
An deinem großen Tisch?

Ich will ja gern nicht sorgen
Wie unzufriedne Leut':
Was werd' ich essen morgen? —
Nur was ich esse heut.

Ein Vöglein hör' ich singen,
Das weiß es auch noch nicht,
Wer ihm wird Futter bringen,
Doch singt es sein Gedicht.

Von einem Baum zum andern
Fliegt es, von Ort zu Ort:
So will ich singend wandern
In Gottes Namen fort.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Unglücksfälle auf dem Marsfeld. Das Fest im Stadthaus.

Bekanntlich sind die Lustbarkeiten in den Champs elysées immer dieselben: zwei große Theater unter freiem Himmel, worauf pantomimische Darstellungen gegeben werden, besonders Gefechte, Tanzorchester und eine Kletterstange mit aufgehängten Preisen für die geschicktesten Kletterer. Seit Anfang dieses Jahrhunderts bis dato, unter Republik, Kaiser

und Königen älterer und jüngerer Linie iſt dies das ſtereotype Programm des Feſtes in den Champs élysées. Bis zum Abend iſt die Polizei nicht verlegen, wie ſie das Publikum ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit beluſtigen ſoll; und der bei jedem Stadtfeſte ſich bildende Markt trägt noch mehr zur allgemeinen Unterhaltung bei, als das, was die Obrigkeit mit ſo vielen Koſten veranſtaltet. Aber mit Einbruch der Nacht geht die Noth an. Ohne Feuerwerk kann ein Feſt nicht beſchloſſen werden; dies läßt ſich aber in den Champs élysées nicht geben, denn es könnte dort nicht in der Entfernung geſehen werden, und diesmal wurde es ja auch zum Vergnügen der königlichen Familie gegeben; es mußte alſo nicht weit von den Tuilerien aufgeſtellt werden. Man hatte dazu bereits bei dem Philippsfeſte den Kay d'Orſay auserſehen, welcher dem Tuileriengarten gegenüber, am jenſeitigen Ufer der Seine liegt. Dieſer Platz wurde auch diesmal gewählt, und wenn man das Feuerwerk nicht auf dem großen Concordeplatze abbrennen will, was diesmal wegen der auf dieſem Platze vorgenommenen Arbeiten nicht anging, ſo läßt ſich wohl kein ſchicklicherer Platz dazu finden. Dann iſt aber das Gedränge im Tuileriengarten unvermeidlich, zumal da dort zur ſelben Zeit unter freiem Himmel ein Concert gegeben wird. Um nun dies Gedränge zu vermeiden, hatte man diesmal den klugen Einfall gehabt, zu gleicher Zeit ein ganz außerordentliches Schauſpiel auf dem Champ de mars anzukündigen, nämlich das Beſchießen und Erſtürmen einer Feſtung mit Leuchtkugeln, Raketen u. ſ. w. Man hatte von dieſem Schauſpiel ſo viel Aufhebens in den Tageblättern gemacht, daß wohl vorherzuſehen war, dorthin werde ſich eine ungeheure Maſſe von Neugierigen drängen. Die Polizei war ruhig; denn ſie dachte, beinahe die ganze Bevölkerung von Paris könne auf dem ungeheuern Marsfelde Raum finden, hier werde alſo ſicher kein Gedränge entſtehen; und ſollte etwas vorfallen, ſo war die Munizipalgarde, das heißt die Gendarmerie, da, um die Ordnung wieder herzuſtellen; auch ſtößt eine Kaſerne an's Marsfeld, die im Nothfalle Truppen hergeben kann. Die miniſteriellen Blätter behaupteten, die Polizei habe ſich nichts vorzuwerfen, denn ſie habe alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen. Eines hatte ſie aber nicht bedacht, was ſie hätte bedenken ſollen, daß nämlich das Marsfeld mit einem eiſernen Gitter umgeben iſt, und nur einige nicht allzubreite Thore hat. Freilich, wenn Jedermann ganz ruhig ſeinen Weg ginge und ſeine Zeit abwartete, ſo würden dieſe Thore hinreichen; aber wer weiß nicht, wie es der Pöbel macht, wenn er nichts mehr zu ſehen und zu genießen hat! Er ſtürmt fort, beſonders wenn er weit von Hauſe iſt. So geſchah es auch hier, und ſo ereigneten ſich denn die ſchrecklichen Unfälle, worüber ſich die Tageblätter umſtändlich ausgeſprochen, und welche den Pariſern die Volksfeſte verleidet haben. Es iſt traurig, wenn man bedenkt, daß das Volk bei ſeinen wenigen Beluſtigungen auch noch Gefahr läuft, umzukommen. Die angeſehenen Leute haben ruhig alle Feſte zu Fontainebleau, Verſailles und Paris genoſſen, ohne die geringſte Gefahr zu laufen, ohne irgend einen Unfall zu erleiden; und das ſogenannte Volk mußte am Abend des einzigen Tages, welcher eigentlich zu ſeiner Beluſtigung beſtimmt war, ſo viele Opfer bergeben! Indeſſen war es nicht der eigentliche Pöbel, welcher an dieſem Tage litt; er iſt harter Natur und weiß ſich überall durchzuhelfen. Die Umgekommenen waren meiſtens Leute aus dem kleinen Handelsſtande, unter andern eine verheirathete Frau aus dem Stadtreviere, worin ich wohne. Die Unglückliche war gleichſam durch ein böſes Geſchick ihrem Untergange entgegengetrieben worden; denn ſie hatte eine ſo heftige Begierde, mit ihrem Manne dem Schauſpiel auf dem Marsfelde beizuwohnen, daß ſie, um nicht durch ihre häuslichen Geſchäfte verhindert zu werden, die Nacht zuvor mit einer gemietheten Frau gearbeitet hatte, um ſich den Tag frei zu machen. Der Mann wurde im Gedränge von ihr getrennt, und als er ſie bald darauf am Boden todt wieder erblickte, übermannte ihn der Jammer dergeſtalt, daß er die Sprache verlor, und erſt vierundzwanzig Stunden hernach ſeinen Schmerz laut werden laſſen konnte. Man hat eine Menge von ähnlichen Unfällen in den Zeitungen erzählt. An komiſchen Zügen fehlte es auch nicht. So kennt einer meiner Bekannten einen geizigen Hageſtolzen, welcher gerne alle Vergnügungen mitnimmt, wofern ſie ihn nichts koſten. Dieſer Mann hatte ſich auch im Gedränge befunden, ohne zu wiſſen wie, und war faſt beſinnungslos herausgekommen und wie ein Wahnſinniger die Nacht hindurch in Paris umhergeſtreift. Als er am andern Morgen nach Hauſe kam, fehlte ihm ſeine Uhr, ſein Spazierſtock mit goldenem Knopfe, und aus ſeinem Rocke war ein Spenzer geworden. — Das Feſt im Hôtel de ville, das am folgenden Abend gegeben werden ſollte, wurde nun einige Tage aufgeſchoben. Da Alles bereits angeſchafft war, ſo ſoll dieſer Aufſchub über 50,000 Franken gekoſtet haben. Mehrere Tageblätter verlangten, das Feſt ſolle bei der allgemeinen Trauer über den Unfall im Marsfelde ganz unterbleiben; allein ungeheure Koſten und Vorbereitungen waren gemacht worden, Alles war fertig, ſogar der Putz der vielen eingeladenen Damen; welche Verzweiflung hätte das Unterbleiben des Feſtes veranlaßt! Auch machten die miniſteriellen Blätter darauf aufmerkſam, daß durch dieſes Feſt eine Menge von Gewerben ſehr viel gewönnen. In der That haben ſeit einem Monat alle Handthierungen, welche mit Anzug, Putz, Fuhrwerk u. ſ. w. zu thun haben, außerordentlich viele Beſchäftigung, und eine Menge von Gehülfen beiderlei Geſchlechts u. ſ. w. nöthig gehabt. Die Unternehmer und Inhaber großer Werkſtätten müſſen dabei reich geworden ſeyn, wenn ſie ihre Unternehmungen gut berechnet und ausgeführt haben. Wie glänzend das Feſt ausgefallen iſt, weiß nun bereits ganz Europa. Ueber das ſo prachtvoll eingerichtete Innere des Hôtel de ville, über den herrlichen Ball und das köſtliche Nachteſſen vergaßen die Damen die Unannehmlichkeit, drei bis vier Stunden in den Kutſchen zubringen zu müſſen, ehe ſie der Reihe nach hatten anlangen können; ſogar die Hitze, welche in den geräumigen, aber überfüllten und ſtark beleuchteten Sälen herrſchte, war nicht vermögend, das Entzücken zu mäßigen. Nur der Gedanke, was doch aus dieſer Verſammlung würde, wenn durch einen unglücklichen Zufall die Flamme alle die leichten Zierrathen ergriffe, womit die Säle geſchmückt waren, erregte bei mehreren Eingeladenen lebhafte Beſorgniß; denn die Ausgänge waren enge, und was vor einigen Abenden auf dem Marsfelde vorgefallen war, konnte ſich hier bei Feuersgefahr ſehr leicht wiederholen. Glücklicherweiſe lief das Feſt ohne irgend einen Unfall ab, und Jedermann hatte Urſache, mit demſelben völlig zufrieden zu ſeyn. Die Munizipalräthe hatten nichts geſpart und vortrefflich die Honneurs gemacht. Von denjenigen, welche zu demſelben beigetragen haben, das heißt, welche die Conſumtionsſteuern bezahlen, waren aber natürlich nur Wenige dabei; die Uebrigen mußten ſich mit den ſchönen, ja faſt poetiſchen Beſchreibungen begnügen, welche die Tageblätter an den folgenden Tagen lieferten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Juli 1837.

Your words have took such pains, as if they labour'd
To bring manslaughter into form, set quarreling
Upon the head of valour.

Shakespeare.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

In der Geschicklichkeit des Pistolenschießens hat es die neue Zeit sehr weit gebracht, und es gibt oder hat Schützen gegeben, welche mit großer Sicherheit auf etwa zehn Schritt eine aufgestellte Klinge so trafen, daß die Kugel sich in zwei ziemlich gleiche Theile spaltete, die auf zwanzig Schritt und weiter noch das Aß aus einer Karte schossen, oder Schuß für Schuß in bestimmter Reihenfolge die Punkte aus einem andern Blatt; doch sind die Schützen selten geworden, welche das Faustrohr zu Roß, nämlich im Galopp oder gar im Trabe, mit Geschicklichkeit zu führen wissen, seit das Duelliren zu Pferde, aus billiger Rücksicht für die unschuldigen Thiere, außer Uebung gekommen. — Eine besondere Fertigkeit im Pistolenschießen hat manchen guten Gesellen schon zum Uebermuth verleitet, ihn zum Raufbold gemacht und endlich in's Verderben gestürzt.

Als das Muster eines anständigen Duells gilt in unsern Zeiten dasjenige, welches ein deutscher Edelmann im Herbste 1831 bestanden und von dem in Semilasso's vorletztem Weltgang Rechenschaft gegeben wird. Die Gegner hatten sich nie vorher mit Augen gesehen, erblickten sich mithin zum ersten Mal auf dem Kampfplatz, grüßten sich stumm, schossen, und als einer verwundet war, wechselten die Sekundanten die schon im Voraus ausgefertigten gegenseitigen Erklärungen aus, und die Gesellschaft trennte sich. — Unter solchen und ähnlichen Formen vorbereitet und ausgeführt, gewährt das Duell wenigstens den Nutzen, daß es eine völlige Ausgleichung der Gegner herbeiführt, insofern nur eine conventionelle Beleidigung den Anlaß gab, und nicht etwa eine von denjenigen, welche die weite Welt für zwei Männer zu eng erscheinen lassen. Von lezterer Art mag die Kränkung gewesen seyn, welche den jahrelangen Haß zwischen dem Polen Rzewuski und einem andern Cavalier entzündete: wo sie einander trafen, schossen sie sich, und jedesmal ward einer von ihnen verwundet, bis es endlich dem Grafen Rzewuski gelang, den Gegner zu erlegen. — Oft wird eine an sich geringfügige Beleidigung nur durch Nebenumstände, besonders durch ein nicht gehörig abgemessenes Betragen der Streitenden, oder eines von ihnen, so schwer, daß alle Versuche zur Versöhnung vergeblich bleiben müssen; meistens ist aber ein solcher Auftritt, wenn er zwischen Leuten von Erziehung vorfällt, mit Berechnung herbeigeführt, um der Welt einen annehmbaren Grund vor Augen zu stellen, sobald sie den eigentlichen Anlaß nicht wissen soll, wie wenn z. B. ein betrogener Ehemann dem Verführer an's Leben will. Denn unsere Zeit, obschon sie sittlichere

Grundsätze angenommen, als das achtzehnte Jahrhundert bekannte, hegt über diesen Punkt immer noch Gedanken von einer empörenden Leichtfertigkeit, so daß sie nur allzuoft den Beleidigten verhöhnt, den Beleidiger begünstigt.

Vor Allem glauben wir die leider noch so gewöhnlichen Studentenduelle nicht hart genug tadeln zu können, weil dem die Waffe nicht gebührt, der erst sich vorbereitet, in der Welt einen Mann vorzustellen, und weil es lächerlich ist, wenn der, welcher die Gesetze erlernt, sich eine Pflicht daraus macht, sie zu übertreten, der, welcher ein Verkünder des Friedens werden soll, unter blutigen Händeln die Gottesgelahrtheit sich aneignet, und der, welcher die Heilkunst einst üben will, damit anfängt, Wunden zu schlagen, als ob der nahende Beginn seiner praktischen Laufbahn ihm nicht genug der Opfer vorbehielte. Und daß dieser Unfug auf deutschen Universitäten noch fortbesteht, ist einzig die Schuld derer, welche nicht einsehen wollen, wie die veralteten Formen nicht mehr in unsere Zeit passen; denn so heilsam es im Mittelalter gewesen seyn mag, durch die Vorrechte der Hochschulen dem Erlernen der Wissenschaften einen besondern Reiz zu verleihen, eben so sehr läge es in den Bedürfnissen unserer Tage, die Lernenden recht lebhaft empfinden zu lassen, was sie unter den jetzigen Verhältnissen zu vergessen so sehr geneigt sind: daß sie Schüler sind, und erst künftighin Männer und Bürger werden können, wenn sie die ihnen obliegenden Pflichten treulich erfüllen.

Im Ganzen treffen in den Ansichten über das Duell die zwei einander am meisten entgegengesetzten Systeme zusammen, der absolute Despotismus und die republikanische Denkart; denn beide verlangen Staatsbürger, deren Gut und Blut, Leben und Ehre allein dem Gemeinwesen angehören. Die romantische Gesinnung aber gesteht dem Himmel und dem Kaiser nur das zu, was ihnen gebührt: die Seele und das Leben, das Herz und die Ehre der eigenen Verfügung vorbehaltend.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Wenn nach unsern vorläufigen Andeutungen das Bewußtseyn das vorherrschende Prinzip der Weiblichkeit, der Wille aber das überwiegende Prinzip der Männlichkeit ist, so sollte man denken, es müßte in der weiblichen Seele die Intelligenz eben so sehr überwiegen, als im Manne der Charakter; die weibliche Seele müßte sich eben so sehr durch erstere, als die männliche durch lezteren auszeichnen. Dem scheint nun aber nicht so zu seyn; denn wir sehen, wie jeder Zeit die Frauen in der Wissenschaft nur Mittelmäßiges geleistet. Alle wissenschaftlichen Entdeckungen und Bereicherungen gehören dem männlichen Geiste an; gelehrte Frauen sind nur seltene Ausnahmen von der Regel. Die bloße gesellschaftliche Sitte erklärt diese Unwissenschaftlichkeit des weiblichen Geschlechts nicht: denn einmal läßt sich echter wissenschaftlicher Genius, wenn er nicht ganz abgeschnitten von allen wissenschaftlichen Quellen lebt, nicht unterdrücken, sondern bricht sich durch alle Hindernisse Bahn und sättigt sich selbst mit kümmerlicher Nahrung. Indessen ist unsere gesellschaftliche Sitte weit entfernt, das weibliche Geschlecht von wissenschaftlicher Bildung auszuschließen, so daß neuerer Zeit demselben nur vielleicht zu viel davon aufgedrungen, namentlich aber, was noch mehr als schulmeisterische Mißhandlung der Natur zu tadeln ist, der weibliche Unterricht ganz in der trockenen, abstrakten und gelehrten Weise der Knabenschule ertheilt wird. Dessen ungeachtet sehen wir aber verhältnißmäßig kaum mehr gelehrte Frauen aufstehen, als sonst zu den Zeiten mangelhafterer weiblicher Bildung. Indessen, und dies ist wohl entscheidend, verwirft das allgemeine Gefühl die Erscheinung einer gelehrten Frau als unnatürlich, und man kann sich kaum enthalten, dabei an ein Mannweib zu denken oder wenigstens eine mißhandelte Weiblichkeit zu beklagen. Der echte weibliche Geist verschließt den genossenen wissenschaftlichen Unterricht als inneren Reichthum geistigen Lebens; er vergißt oder reforbirt seine Kenntnisse, indem er sie in geistige Substanz verwandelt, so daß er sie nicht mehr hat, sondern ist; er zeigt seine wissenschaftliche Bildung nur in concreter, lebendiger Anwendung, wo es dann nicht mehr Gelehrsamkeit, sondern Bildung ist und heißt. In der Bildung sind die Kenntnisse concret geworden und in Fleisch und Blut übergegangen; sie existiren und äußern sich nicht als Kenntnisse in abstrakter Form, sondern als Reichthum und Fülle geistigen Lebens. Trockene, nackte Gelehrsamkeit zerstört den Liebreiz des schönsten Mundes; die ernste gelehrte Miene läßt der Frau nur komisch, ihr abstraktes Räsonnement verscheucht den gewöhnlichen Mann und kann dem Sachkenner nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. Es wird kein besonnener Mann eine Schriftstellerin oder Dichterin darum lieben oder gar heirathen, wie der arme Bürger seine Elise. Denn wie mit der Wissenschaft, so ist es nun auch mit der Kunst. Durch alle Zeiten hindurch gehören die Hauptwerke der Malerei, der Plastik, der Musik, der Dichtung, den Männern an. Eine Dichterin ist, als solche, nicht viel liebenswürdiger als eine Schriftstellerin. Die weibliche Poesie soll sich schamhaft und jungfräulich in stille Träume zurückziehen. Wenn sie sich äußert, darf sie nur verstohlen, als verschönernder Schwung der

Phantaſie, das weibliche Leben heben. Nur keine weiblichen Verſe und Gedichte! Schon eher Dramen oder Romane, am willkommenſten aber Memoiren oder Briefe, wo die Poeſie ſich unter geſellſchaftlichem Takte, unter Beobachtung und Menſchenkenntniß verhüllt geben kann.

Man iſt ziemlich allgemein geneigt, hieraus den Schluß zu ziehen, daß ein Uebergewicht der Intelligenz auf Seiten des männlichen Geſchlechts vorwalte, wogegen man das weibliche Geſchlecht mit voller Einräumung der gemüthlichen Vorzüge zu entſchädigen ſucht. Alte Pedanten, welche keine Intelligenz als die wiſſenſchaftliche kannten, wollten ſogar bei der Frage nach der Intelligenz der Frauen bedenklich den Kopf ſchütteln und halb und halb daran zweifeln, wenn ſie nicht noch gröber waren. Die guten Herrn dachten freilich an die Intelligenz des täglichen Lebens, wovon ſie ſelbſt wenig beſitzen mochten, gar nicht. — Indeſſen würde auch nur eine Annahme überwiegender Intelligenz auf Seiten der Männlichkeit ſchlecht zu unſerem Satze, daß ein Uebergewicht des Bewußtſeyns den Grundcharakter der Weiblichkeit bilde, paſſen. Allein jener Schluß erfordert noch eine genauere Unterſuchung.

Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Produktionen der Intelligenz, wozu Schöpferkraft, ſomit das Element des Willens gehört, und es wäre nun leicht möglich, daß es der Weiblichkeit zu wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Schöpfungen weniger an Intelligenz als an Produktivität mangelte. Die Intelligenz, ſo weit ſie reine Sache des Bewußtſeyns iſt, zeigt ſich hauptſächlich in der Auffaſſungskraft und dem Verſtändniß, mit Einem Wort, in der Receptivität. Bekanntlich hat mancher in Wiſſenſchaft und Kunſt ſchöpferiſche Geiſt dieſer receptiven Intelligenz, z. B. des Verſtandes im täglichen Leben, nicht eben beſondern Ueberfluß. Nur ſein kräftiger, ſchöpferiſcher, fleißig geübter Wille befähigt ihn, mit dem vielleicht beſcheidenen Maße ſeiner Intelligenz Außerordentliches zu ſchaffen. Von dieſem Geſichtspunkte aus dürfte ſich leicht unſer Urtheil über das beiderſeitige Maaß der Intelligenz ganz anders geſtalten. Offenbar hat das weibliche Geſchlecht eine viel leichtere und ſchnellere Faſſungskraft in allen Dingen, wozu kein beſonderer Fleiß und keine außergewöhnliche Anſtrengung gehört. Durch fleißige Anſtrengung, welche aber Sache des Willens iſt, lernt freilich am Ende der Mann mehr und ſammelt ſich zuletzt einen Schatz von Kenntniſſen, welcher dem Weibe gar nicht erreichbar iſt. Allein welcher von beiden Theilen lernt leichter und ſpielender? ſo muß die Frage geſtellt werden, um über das wahre Maaß der receptiven Intelligenz, ſomit der Intelligenz an ſich und abgeſehen von dem in ihr wirkenden Willen, zu entſcheiden. Darin aber werden ohne Zweifel alle Erzieher und Beobachter dem weiblichen Geſchlecht den Vorzug geben müſſen. Nehmen wir ferner den Blick, die Auffaſſung und Beobachtung im täglichen Leben, im geſellſchaftlichen Umgange u. ſ. f., ſo iſt ohne Zweifel das weibliche Auge ungleich gewandter, ſchneller und feiner als das männliche. — Was endlich das Verſtändniß anbelangt, ſo wird jeder aufrichtige Mann dem ſchönen Geſchlechte den richtigeren und feineren Takt zugeſtehen.

Eine ganz andere Frage iſt, ob die Frau ihre Beobachtungen und Verſtändniſſe in klare Begriffe überſetzen, ſie ſagen oder gar niederſchreiben kann. In dieſer Reproduktion, wenigſtens im Schreiben (denn im Sagen iſt das ſchöne Geſchlecht noch ſtark), mag der Mann im Allgemeinen wieder überlegen ſeyn; denn ſie erfordert Schöpferkraft und fleißige Uebung. Indeſſen iſt bekannt, daß die Memoiren und Briefe, und ſelbſt die Romane von gebildeten Frauen ungleich feinere und intereſſantere geſellſchaftliche Beobachtungen enthalten, als ſie einem Manne möglich geweſen wären. Hiemit ſtimmt ganz gut zuſammen, daß, nach einer ſehr richtigen Beobachtung, die wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Frauen bloß Erlerntes wiedergeben, ihre Dichtungen einen Mangel an ſchöpferiſcher Phantaſie beurkunden und ſich bloß durch Beobachtung und Verſtändniß auszeichnen, daß ihre Kunſtwerke nur Copien ſind, nach irgend einer Manier gearbeitet. Ihre Intelligenz iſt receptiv, oder mehr nur reine, bloße Intelligenz, aber als ſolche ſehr überwiegend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Taſſo und Alphons von Eſte.

Es dürfte nöthig ſeyn, noch einmal auf Torquato Taſſo und ſeine in Rom befindlichen Handſchriften, wovon in einem frühern Briefe die Rede war, zurückzukommen, um Mißdeutungen vorzubeugen, welche in Hinſicht des Charakters des Herzogs von Ferrara nur zu leicht ſtattfinden könnten. Es iſt nichts wohlfeiler, als in vollönenden Phraſen, die Jedem zu Gebote ſtehen, in Alphons nur den erbarmungsloſen Tyrannen darzuſtellen, und ſeine Handlungsweiſe gegen den unglücklichen Dichter mit den ſchwärzeſten Farben auszumalen. Ehe man aber ſo raſch verfährt, möge man ſich fragen, ob man dennoch nicht etwa falſch oder zu hart urtheilt. Ich bin, meines Theils, nicht im Geringſten geneigt, einen Panegyricus des Herzogs zu ſchreiben: ich bin weder Bibliothekar eines Herzogs von Modena, noch widme ich dieſe Zeilen einem Sprößling der Eſte. Alphons war, wie die Geſchichte ihn uns zeigt, gemeſſen, ruhig, pomphaft, prachtliebend, übrigens ziemlich frei von jenen Laſtern und Ausſchweifungen, welche die Lebensbeſchreibungen mehr denn eines Gliedes der Häuſer Medici und Farneſe zu Blut- und Schaudergeſchichten machen. Er genoß allgemeiner Achtung, und es fehlte ihm wenigſtens nicht an jener Staatsklugheit, die ihn vor den anhaltenden Reibungen mit dem päpſtlichen

Stuhl bewahrte, welche ſeinen Vorgängern zu verſchiedenen Zeiten ſo viel Ungemach verurſacht hatten. In Allem, was er that, blickte das Beſtreben durch, die Würde ſeines Hauſes aufrecht zu erhalten, welches den erſten Rang unter den Fürſten Italiens für ſich in Anſpruch nahm; er war äußerſt eiferſüchtig auf deſſen Stellung, und ſeine Sucht zu glänzen veranlaßte ihn zu einem Aufwande, der die Kräfte ſeiner Familie und ſeines Landes bei Weitem überſtieg. Seine vielen, geldraubenden Reiſen, ſeine koſtſpielige Hofhaltung, mehr die eines Königs, denn eines Herzogs, mit anhaltenden Banketten, Turnieren und andern Feſtlichkeiten, ſeine großentheils ganz unnützen Bauten, Villen, Befeſtigungen u. ſ. w., nöthigten ihn, das Ferrareſiſche mit einer Menge von Abgaben zu belaſten, welche den Wohlſtand untergruben und ihm die Gemüther entfremdeten, ſo daß ſelbſt der übervorſichtige Muratori in ſeinen Antichità Estense die Bemerkung nicht zu unterdrücken vermag: die große Anhänglichkeit und Liebe, welche das Volk ſeit Jahrhunderten zu ſeinem angeſtammten Herrſcherhauſe genährt, ſey unter ihm ſehr vermindert worden. Die abſolute Unmöglichkeit, worin nach Alphonſens Tode ſein Nachfolger Don Ceſar ſich befunden zu haben ſcheint, ſein Erbe gegen den Pabſt zu behaupten, der es als erledigtes Lehen einzog, mag eine Folge von allem dieſen ſeyn. — Denken wir uns nun neben einem Fürſten dieſer Art den leidenſchaftlichen, unvorſichtigen, in einer Ideenwelt lebenden Taſſo; denken wir uns dieſen in einem Verhältniſſe zu Gliedern der Familie eines ſolchen Fürſten, wie es durch die mehrerwähnten Handſchriften völlig enthüllt wird, ſo müſſen wir wohl von ganzer Seele beklagen, können uns aber kaum darüber wundern, daß der Ausgang ſo tragiſch war. Daß Alphons dem Dichter wohl wollte, und ihn ſelbſt bei Veranlaſſungen, wo deſſen, von ſeinen Zeitgenoſſen ſo oft erwähnte und beklagte melancholiſche Stimmung und krankhaft reizbares Weſen Unfrieden hätten veranlaſſen können, und die Verſtöße gegen die Sitte doch gar zu auffallend waren, mit Milde und Nachſicht behandelte, davon geben Taſſo's eigene Briefe und Dichtungen vor und nach den Unglücksjahren, ſo wie die Ausſprüche Gleichzeitiger hinlänglich Zeugniß. Er ehrte in ihm den großen Dichter und betrachtete ihn als die Zierde ſeines Hofes; es redet dafür die Aufnahme, welche dem Aminta und der Gerusalemme zu Theil ward; er fand Vergnügen daran, ihm ſelber Gegenſtände, welche ſich auf das Kriegsweſen bezogen, zum Behuf ſeiner Dichtung zu erläutern. Wenn es eine Reiſe galt, oder einen feierlichen Empfang (z. B. als Heinrich III. v. Valois 1574 von Polen nach Frankreich zurückkehrte), oder einen Ausflug nach den Villen, fehlte Taſſo nicht. Dies mögen Kleinigkeiten ſeyn, aber auf Verhältniſſe dieſer Art werfen Kleinigkeiten nicht ſelten ein großes Licht. So weiß man z. B, daß er dem Dichter, um deſſen pecuniäre Lage zu verbeſſern, einmal den Lehrſtuhl der Geometrie in Ferrara ertheilte, was wohl nur pro forma war, da jener blutwenig von mathematiſchen Wiſſenſchaften verſtand; daß er ſich bei den italieniſchen Höfen eifrigſt verwandte, um Nachdrucke der Gedichte Taſſo's zu verhindern u. ſ. w. Aus Taſſo's Briefen iſt bekannt (auch ſein Biograph Seraſſi redet davon), daß er einmal dem Herzoge klagte, es fehle ihm an Geld, Wein zu kaufen, und der Herzog ihm köſtlichen Wein in ſeine Wohnung bringen ließ. Es war bei dieſer Gelegenheit, wo Alphons unter Taſſo's Verſe folgende Zeilen ſchrieb, die noch vorhanden ſind:

Sia data una botta di vin al Tasso:
Beva, scriva, riposi, e vada a spasso.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Der Opernball.

Einige unabhängige Blätter haben ſich über das Journal des Débats luſtig gemacht, welches ſeine pompöſe Beſchreibung „in der Nacht um zwei Uhr“ und vom Hôtel de ville datirt hatte, wie ein Feldherr den Bericht über einen errungenen Sieg vom Schlachtfelde datirt. Nun blieb nur noch ein Feſt übrig, das nämlich, welches die Nationalgarde dem königlichen Brautpaar und der geſammten königlichen Familie geben wollte. Dies war ein eigentlicher Subſcriptionsball; hier bedurfte es keiner Begünſtigung, um zugelaſſen zu werden; jeder Nationalgardiſt, das heißt jeder Bürger, hatte das Recht, für ſein Zwanzig-Frankenſtück Einlaß zu fordern. Auch war an Subſcribenten kein Mangel; denn was iſt ein Goldſtück für die vielen wohlhabenden Pariſer, welche zur Nationalgarde gehören! Natürlich waren der Nichtſubſcribenten noch zehnmal mehr. Man mußte die Subſcribentenliſte früher ſchließen, als wohl gewünſcht wurde, weil ſich ſchon mehr Perſonen gemeldet hatten, als der Opernſaal faſſen konnte. Die Subſcriptionsgelder reichten aber nicht hin, um die großen Koſten des Feſtes zu decken; es ſcheint, daß man das Uebrige aus der Kaſſe der Nationalgarde genommen. Dies mag wohl nicht ganz geſetzmäßig ſeyn; allein darauf wurde diesmal nicht geſehen, und ſogar die Vergoldung des Opernſaales wurde auf Koſten der Nationalgarde erneuert, damit der Ballſaal deſto feſtlicher ausſehe. Somit hat unverhofft die große Oper einen Schmuck erhalten, womit ſie wenigſtens einige Jahre lang wird prangen können. Ein Subſcriptionsball mußte natürlich anders ausſehen, als ein Feſt, an dem nur geladene Gäſte Theil nehmen. Es ging hier ungezwungener her, als bei den übrigen Feſten; denn die Gäſte waren gleichſam zu Hauſe, und konnten nicht vergeſſen, daß ſie die Koſten des Feſtes beſtritten. Uebrigens benahmen ſie ſich ſo galant, wie man es von gebildeten Pariſern erwarten kann. Den Damen waren rund um den Tanzboden des Opernſaals Sitze angewieſen worden, welche ſich amphitheatraliſch erhoben, und da die Damen mit Juwelen und künſtlichen Blumen und den koſtbarſten Zeugen geſchmückt waren, ſo nahm ſich dieſer Kranz, den man mit einem großen Blumenkorbe verglich, herrlich aus. Beſonderes Aufſehen erregten ſechs junge und ſchöne Frauen von Nationalgardiſten aus der ſogenannten Banlieue, welche die ländliche Tracht beibehalten hatten; aber ſtatt des gewöhnlichen Kopfzeuges trugen ſie die feinſten Spitzen, ſtatt der vergoldeten Zierrathen waren ſie mit Juwelen geſchmückt. An Juwelen konnte es jedoch natürlich Niemand der Herzogin von Orleans gleich thun, deren Anzug mit den ihr bei der Hochzeit geſchenkten Juwelen gleichſam beſäet war. Auch einige Fiſchweiber, oder wenigſtens reiche Marktfrauen waren da, ebenfalls in ſehr koſtbarer Tracht. Die legitimiſtiſchen Blätter thaten ihr Beſtes, dieſes Feſt lächerlich zu machen; ſo behaupteten ſie, die Bürger und Bürgerinnen haben ſich in Wäſcherkarren und in allem möglichen Fuhrwerke zum Balle führen laſſen, und die zur Oper führenden Gaſſen haben ausgeſehen wie am Faſching. An Miethkutſchen jeder Art iſt aber in Paris kein Mangel, und kein Bürger verſagt ſich den Gebrauch derſelben, wenn es darauf ankommt, ſeine Frau und Tochter zum Balle zu führen. Dieſes lezte Feſt hat wenigſtens die Steuerpflichtigen nichts gekoſtet, und inſofern verdiente es, wie ein unabhängiges Tagblatt bemerkt, den Vorzug vor dem Feſte des Hôtel de ville, an welchem die Zahlenden nur durch eine geringe Anzahl von Repräſentanten Antheil nehmen konnten. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. Juli 1837.

Die Narrheit eines Narr'n iſt nicht ſo wunderſam,
Als die des Weiſen, wenn ſein Witz in's Faſeln kam.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Paradoxer Kritiker.

1.

Einſt ſah'n wir einen Löwen mit goldner Mähnenzier:
Mit feuerhellen Augen gebietend, ſtand er hier;
Und hob er ſeine Stimme in rechter Zornesfüll',
O wie wir alle bebten vor'm donnernden Gebrüll!

Ein junges Hündlein ſpielte zu ſeinen Füßen da;
Großmüthiglich der Löwe gar ſanft heruntерſah,
Wenn es an ſeiner Tatze ſich mit den Zähnchen hielt,
Und oft mit ſeiner Mähne zutraulich fortgeſpielt.

Als wir nun angeſtaunet die Magnanimität
Und die Condescendenzen der Löwenmajeſtät,
Erhob ſich eine Stimme: „Das iſt nicht wunderbar!
Wißt, daß des Löwen Mutter bloß eine Hündin war!

Ich hab's ihm nachgeſpüret und kritiſch aufgedeckt:
Ein Möpschen hat den Löwen im Hundeſtall beleckt;
Drum hält er's mit den Hunden, und gäb' ich Alles kund,
So hieltet ihr ihn Alle für einen bloßen Hund!“

Man ſtaunte ob dem Herren; er war ein Philoſoph,
Der überall von Witzen und Conſequenzen troſ.
Ein Papagei im Käfigt erhob ſich recht und ſchlecht,
Und rief aus dickem Schnabel: „Herr Bruder, du haſt Recht!“

2.

Wir wandelten von hinnen — der Sommer machte heiß —
Und ſezten uns zum Weine vergnüglich in den Kreis.
Der Wirth gab uns das Beſte von ſeinem Eilfer Wein,
Damit die werthen Gäſte befriedigt möchten ſeyn.

Wie duftete im Grünen ſo friſch das naſſe Gold!
Wie ſchwamm die Abendſonne im Bechergrund ſo hold!
Wir hoben die Pokale und dankten unſrem Gott,
Der uns zur ſüßen Labe ſolch edle Feuchtung bot.

Wir ſprachen von der Rebe, die tief am Boden hin
In ſtiller Demuth ranket, und deuteten den Sinn
Der himmliſchmilden Demuth, die unterſt wollte ſeyn,
Damit ſie uns erzeugte den ew'gen Freudenwein.

Der Philoſoph indeſſen ſaß hinterrücks gebückt,
In Machtphiloſopheme gewaltiglich entzückt,
Und als er ſeine Flaſche gegoſſen in das Glas,
Rief er im Donnertone: „Herakles! was iſt das?

„Da ſchwimmt in meinem Weine ein Fäſerchen umher
„Von einer Felſendiſtel! — Schnell gießt die Flaſche leer!
„Die blinden Burſche drüben, die mögen fröhlich ſeyn.
„Doch Kritiker goutiren nie ſolchen Diſtelwein!“

Man ſtaunte an den Weiſen — der Wein war herrlich gut —
Und ließ ihn weidlich ſchimpfen auf's goldne Diſtelblut.
Ein Papagei im Käfigt erhub ſich recht und ſchlecht:
„Joko will auch nicht trinken! Herr Bruder, du haſt Recht!“

3.

Drauf ſank die Sonne nieder, wir gingen Alle heim,
Der Kritiker alleine mit ſeinem Weisheitskeim
Saß trocken in der Laube. — Die Sonne nieder geht!
So ſprachen wir; er murrte: „Nein, unſre Sonne ſteht!

„Und ſteht die Sonne ſtille, ſo kann's nicht werden Nacht,
So nehmen bloß die Blinden nicht ihren Glanz in Acht!
Drum werd' ich hier verbleiben, hoch über dem Geſpött.“ —
Wir aber gingen ruhig und legten uns in's Bett.

Der Philoſoph indeſſen hat jene dunkle Nacht
In ſeiner Laube nickend beim leeren Krug verbracht,
Und als die Schatten oben vor Sterne ſich gerollt,
Sprach er in ſtolzem Frieden: Das iſt nur Sonnengold!

Mehr hat man nicht erfahren, weil er alleine blieb;
Kein Kellner blieb mehr wachend dem feinen Herrn zulieb;
Der Papagei im Käfigt rief bloß, vom Traum geſchwächt,
Zur Mitternacht herüber: „Herr Bruder, du haſt Recht!“

4.

Des andern Tages kamen von nahe und von fern
Und freuten ſich des Lenzes viel edle Frau'n und Herrn.
Da ſaß er eingeſchlafen, der Kritiker, gar mild,
Und war in ſeinem Schlafe der echten Weisheit Bild.

Weil er die Nacht genommen tiefkritiſch für den Tag,
Was Wunder, daß er heute feſt eingeſchlummert lag?
Man lachte, trank, ſpazierte; das war ihm ungenehm.
„Ihr Eulen,“ rief er zürnend, „was ſtört ihr mein Syſtem!

„Jezt ſchlafen alle Weiſen, denn ſeht, ich ſchlafe auch,
„Und bin ein Mann des Schlummers vom Scheitel bis zum Bauch!
„Drum kann jetzund die Sonne nicht an dem Himmel ſtehn,
„Fahrt hin, ihr wüſten Käuze, bis Morgenlüfte wehn!“

Da lachten alle Gäſte: Du hältſt den Tag für Nacht,
Und nur als Tag erſcheinet dir blinde Mitternacht!
Der Papagei im Käfigt trat an und ſchrie dazu:
„Joko will auch nun ſchlafen! Herr Bruder, bleib' in Ruh'!“

A. Knapp.

Pſychologiſche Charakteriſtik der Geſchlechter.

(Fortſetzung.)

Durchgehen wir die einzelnen Erkenntnißvermögen zum Behufe der Vergleichung, ſo finden wir im Allgemeinen bei den Frauen vollkommenere Sinne. Sie haben ein ſchärferes Geſicht, was ſich nicht durch die verſchiedene, die Augen mehr oder weniger angreifende Beſchäftigung der Geſchlechter erklären läßt, indem einerſeits die meiſten weiblichen Beſchäftigungen nicht ſehr ſchonend für das Auge ſind, andererſeits die Männer meiſt für die Augen ungefährlichere Beſchäftigungen und dagegen weit mehr Uebung und Stärkung des Auges im Freien haben. Das weibliche Ohr iſt feiner, z. B. viel geeigneter zum Lauſchen. Der weibliche Taſtſinn iſt zarter, zu feineren Arbeiten geſchickter, ihr Geruch empfindlicher, z. B. gegen den Tabak, gegen den der Mann in der Regel nur aus Galanterie oder der Sitte zu lieb ſich erklärt. Ihr Geſchmack endlich iſt delicater, ſo daß er ſich z. B. ſehr entſchieden gegen manche Lieblingsſpeiſen der Männer ſträubt. Der innere Sinn oder das Selbſtbewußtſeyn iſt dagegen wieder bei den Männern ausgebildeter, denn es iſt dies kein paſſives Hinnehmen, ſondern eine anſtrengende That. Die Frauen machen zwar auch feine pſychologiſche Beobachtungen, aber nicht an ſich ſelbſt durch den innern Sinn, ſondern an andern vermittelſt des äußern Sinnes. Selbſtkenntniß, eine ſchwere Aufgabe ſchon für Männer, iſt doppelt ſchwer für Frauen.

Die Faſſungskraft der Frauen, ſo weit Fleiß und Anſtrengung keinen Unterſchied machen, iſt, wie ſchon bemerkt, gewandter, ſchneller und feiner. Ihr Gedächtniß iſt, in Betracht der gewöhnlich geringen Uebung, getreuer. Wie leicht behalten ſie Phyſiognomien, kleine Geſchichten und Züge des Lebens, Anekdötchen, die Details einer Geſellſchaft. Welcher Vater, um nur einige Züge zu erwähnen, könnte die tauſend Kindergeſchichtchen behalten, welche uns unſere Mütter mit immer neuem Vergnügen aus unſerer früheſten Jugend erzählen? Welches männliche Auge vermöchte den Putz einer großen Geſellſchaft in den wenigen Minuten, deren ein weibliches Auge bedarf, zu durchmuſtern, und zwar mit der Gründlichkeit, welche keine Blonde, kein Geſchmeide überſieht, um ſich vielleicht nach Jahren noch des geringfügigſten Details zu erinnern!

Die Phantaſie der Frauen ermangelt zwar der zweckmäßigen Produktivität, namentlich in der Anwendung auf Wiſſenſchaft und Kunſt; allein eine andere Frage iſt, ob nicht ein reicheres, üppigeres Bilderſpiel der weiblichen Phantaſie entquillt? Wenigſtens ſcheint das weibliche Auge

viel mehr umzogen, bald von lachendem Scheine, bald von trübem Gewölke, während das männliche Auge die Wirklichkeit viel wahrer und nackter sieht. Welches Geschlecht ergibt sich leichter der Furcht und Hoffnung? Welches ergeht sich mehr in stillen, das weiche, hoffende Herz umspielenden Träumen, und findet darin den Ersatz für die, von der unbilligen Wirklichkeit ihm auferlegte mannichfache Resignation? Welches Geschlecht ist beredter im Umgang, in der Gesellschaft? — Offenbar spinnen sich die Bilder und Gedanken viel langsamer und schwerfälliger aus der männlichen Phantasie als aus der weiblichen. Wie, um nur ein Beispiel anzuführen, möchte eine männliche Phantasie in Fruchtbarkeit und Beweglichkeit ausreichen, um die Fluth von Worten, welche dem Munde einer erbosten Frau entströmen, zu erzeugen? — Solche unmittelbaren und fortlaufenden Erzeugnisse, wie die tägliche Fülle der Gesprächigkeit, beweisen viel mehr als die künstlichen, durch Anstrengung und Uebung erzeugten Produkte in Wissenschaft und Kunst; besonders da leztere bloß in einzelnen begeisterten Momenten geschaffen werden, in welchen sich alle Seelenvermögen zu demselben Zwecke zusammendrängen. — Gehen wir endlich zur Intelligenz selbst über, so werden wir gestehen müssen, daß der weibliche Scharfsinn feiner, der weibliche Verstand treffender ist als der männliche. Urtheilskraft, als Sache der Uebung und Reflexion, Klugheit, als die Willensseite der Intelligenz, mag dagegen den Mann auszeichnen, während die Frau wieder mehr List und Schlauheit besizt. Die Frau ist unter gleichen Umständen gewandter und gebildeter als der Mann; dieser dagegen ein- und umsichtiger.

Den zweiten Hauptgesichtspunkt unserer Vergleichung haben wir als den gemüthlichen bezeichnet, womit wir nach dem gewöhnlichen vageren Sprachgebrauch die ganze Gefühls- und Willensseite befaßt haben wollen. Wir verbinden damit gleich den sittlichen Gesichtspunkt, um die verschiedene Entwicklung der einzelnen Triebe in beiden Geschlechtern desto leichter in ihrem ganzen Umfang überschauen zu können.

Betrachten wir zuerst den theoretischen Trieb nach seinen Gefühlen und Willensäußerungen, so werden wir finden, daß die Ueberzeugung im weiblichen Geiste inniger und ungetheilter ist, als im männlichen. Für die Frau ist Alles entweder wahr oder falsch, nur der Mann unterscheidet zwischen theilweiser Wahrheit und theilweiser Falschheit eines Satzes, einer Ansicht, eines Dogmas; dies rührt daher, daß der Mann seine Ueberzeugung mehr nur hat und daher freier damit schaltet, während die Frau ihre Ueberzeugung ist. Aus gleichem Grunde weiß sich der Mann über seine Vorstellungen und Gedanken zu erheben, sie mit ihren Gegenständen und der Wirklichkeit zu vergleichen, wodurch er Vernunftgründen zugänglich wird, Einsicht in die Wahrheit und den Zusammenhang gewinnt und seine Ueberzeugung zur Gewißheit und Nothwendigkeit erhebt, zu gleicher Zeit aber mehr dem Zweifel anheimfällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Corsets mécaniques.

Die Schnürbrust ist in dem System weiblicher Kleidung, wie es sich seit Jahrhunderten in Europa ausgebildet hat, die unerläßliche Grundlage jedes Anzugs im engern Sinne des Worts; sie ist die grundirte Leinwand, auf welcher die Mode ihre launischen Contouren zieht und ihre bunten Farben aufsezt. Sie bestimmt den Umriß des für die Kleidung entscheidenden Körpertheils, der Büste, und die mathematische Figur, welche leztere beschreibt, erscheint als die eigentliche Formel für die ganze weibliche Tracht einer Zeit. Diese Formel war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bekanntlich ein umgestürzter Kegel, dessen Spize sich in die gebauschte Umkleidung der Hüften einsenkte, während die natürliche weibliche Gestalt gerade die umgekehrte Figur beschreibt. Dieser Typus hat sich, neben den Familienbildern, in den naiven hochbusigen Holzpuppen der Nürnberger und hie und da in der Esther und Judith des Kartenspiels erhalten, gleichsam zur Abschreckung; trotz dem sind in neuerer Zeit einige schüchterne Versuche gemacht worden, darauf zurückzukommen, die indessen, keineswegs am Schönheitssinn der heutigen Welt, wohl aber an dem sich immer mehr entwickelnden Sinn für „Comfort“ scheitern müssen. Die Schnürbrust des neunzehnten Jahrhunderts ist, wie so Vieles, ein auf der tabula rasa der Revolution aufgeführtes Gebäude; ein bedächtiges Umlenken zu mäßiger Unnatur von der unhaltbaren modern-antiken Natürlichkeit; eine umsichtige Erweiterung des gar zu schlichten Apparats, der den griechischen Draperien zum Stüzpunkt diente, als David im Departement der weiblichen Toilette den Vorsiz führte. Sie hat für immer der alten Steifheit, Lästigkeit und Plumpheit entsagt, aber sie kann vermöge ihrer Organisation eine Menge alter unvernünftiger Rechte oder Launen wieder in's Leben rufen, und verhält sich zum alten unbeugsamen Schnürleis wie die jezigen Tribunale in deutschen Landen zum seligen Reichskammergericht. — Die zwar häufig übertriebenen, aber bei der zarten Jugend nie genug zu berücksichtigenden schlimmen Folgen der Schnürbrust waren bei beiden Systemen verschieden, wie die Partieen, welche der Begriff von Eleganz dem härtesten Druck unterwarf. Die kurze, über den Hüften scharf einschneidende Schnürbrust unserer Großmütter beeinträchtigte vorzüglich den Unterleib, desto weniger dagegen die Brust; unser Corset, indem es die widerstehenden Hüften umfängt, stiftet in den untern Organen weit weniger Schaden als nach obenzu, und der größte Nachtheil dabei ist, daß der Hauptdruck dahin wirkt, wo der der Zusammenpressung elastisch widerstrebende Brustkasten aufhört und der Rückgrat am beweglichsten, aber auch am verschiebbarsten ist. Da der Druck theils in Folge des Baues des Corsets, theils, und vornämlich, wegen der nicht symmetrischen Anordnung der Eingeweide gerade an jener Stelle ein ungleicher ist, so müßte, bei unvernünftigem Gebrauch der Schnürbrust, Verkrümmung des Rückgrats in jugendlichen Körpern noch viel häufiger vorkommen, wenn nicht die Wirbelsäule das vollendetste mechanische Kunstwerk

wäre. Auch der Mensch iſt, vermöge ſeiner Mitgift an göttlichem Geiſte, ein großer Mechaniker; im Fache, von dem hier die Rede iſt, hat er aber nur Dinge erfunden, die das göttliche Meiſterſtück verderben; man muß froh ſeyn, wenn hie und da ein Genius erſteht, der die ſchlimmen Folgen plumper menſchlicher Maſchinerie mindert, und darum Ehre dem Corſetſchneider Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans! Tauſende von Weibern werden in Kurzem mit leichtem Athem den Namen Joſſelin ſegnen. Schon längere Zeit kannte man Mittel, ſich prompt und gründlich ſelbſt einzuſchnüren; aber die paar Dutzend Schnürbänder, die man dabei zumal anzog, verwirrten ſich jeden Augenblick, und man kehrte ärgerlich zum althergebrachten, langweiligen, aber ſichern, vier Ellen langen Schnürneſtel zurück. — Jezt aber verfertigt Joſſelin einen ſinnreichen Mechanismus, mittelſt deſſen man ſich in wenigen Sekunden ohne die geringſte Mühe einſchnürt; aufgeſchnürt iſt man in einer Sekunde, und man drückt zu dieſem Zweck nur auf eine kleine Feder. Fortan kann ſich eine Dame mitten in der Geſellſchaft nach Bedürfniß loſer oder feſter ſchnüren, oder gar aufſchnüren, ohne alle Umſtände, ohne ihre Toilette zu verrücken, ohne daß es ein Menſch merkt. — Der Einfluß, den dieſe neue weibliche Fähigkeit — denn als ſolche muß es bezeichnet werden — auf das geſellige Leben und die ganze Haltung deſſelben äußern muß, iſt nicht zu berechnen. Hier nur einige Andeutungen. Eine Dame wird im Leſen oder Schlummern durch die Ankündigung eines Beſuchs geſtört; im Augenblick hat ſie ſich ſelbſt in die obligate Figur des Anſtandes gebracht, und kaum hat der Beſuch den Rücken gewendet, ſo läßt ſie mit einem Druck auf die Feder der Natur wieder den Lauf und kehrt hochaufathmend zu Buch oder Kopfkiſſen zurück. Bei Feſten, bei Vorleſungen, im Theater, überall, wo Affekte im Großen entwickelt werden, können die Frauen durch denſelben leiſen Druck dem von Rührung oder Schmerz gepreßten Herzen Luft machen, und ein ſehr ergreifendes Stück wird als ein ſolches bezeichnet werden, das man nur aufgeſchnürt anhören kann. Auch für die ſo beliebte dramatiſche Wahrheit und Natürlichkeit wird dadurch ein weſentliches Moment gewonnen. Hatte bisher eine Schauſpielerin in Ohnmacht zu fallen und im Laufe der Scene wieder zu ſich zu kommen, ſo war es kläglich anzuſehen, wie gar nicht natürlich die Hülfleiſtung ausfiel, weil ſchon der Anſtand verbot, zum radikalen Mittel zu greifen und den Schnürneſtel zu durchſchneiden. Fortan aber braucht nur derjenige, dem die Unglückliche in den Arm geſunken, den Geſtus des beſprochenen Federdrucks zu machen, um ſie pantomimiſch aufzuſchnüren und mit ihrem Leben die ſceniſche Wahrheit zu retten. — Joſſelin nennt ſeinen neuen Apparat corsets mécaniques, als ob nicht jedes Corſet ein Mechanismus wäre; gerade ſo iſt den franzöſiſchen Poſtillons der Hemmſchuh nicht mechaniſch genug, und ſo nennen ſie die neue Sperrvorrichtung mit Hebel und Schraube vorzugsweiſe la mécanique.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Beſchluß.)

Taſſo und Alphons von Eſte.

Alphonß war weder ein düſterer Tyrann, noch ein Verächter des Edeln und Schönen. Aber man muß und darf nicht, wie es faſt immer geſchieht, das zwiſchen Beiden beſtehende perſönliche und Dienſtverhältniß außer Augen laſſen. Alphons vergaß nicht, daß er der Fürſt und Taſſo der Hofmann war, der in ſeine Dienſte zu treten gewünſcht und eifrig nachgeſucht, den er gütig aufgenommen, obwohl ſein Bruder, der Cardinal, ſich über ihn zu beſchweren Grund zu haben glaubte, dem er Wohlthaten erzeigt hatte und der ihm Verbindlichkeiten ſchuldete. Man ſollte dies um ſo weniger überſehen, als man vom Dichter ſelbſt in jedem Augenblick an ſeine Stellung und ſeine Anſprüche als Edelmann erinnert wird. Durch deſſen Benehmen und unbegreifliche Indiscretion wurde der Herzog gerade in dem Punkte verlezt, wo er am empfindlichſten war: in der Ehre ſeiner Familie. Ob er in ſeinen Empfindungen und Gefühlen Recht hatte oder nicht, mögen Andere entſcheiden; genug, ſie waren vorhanden. Nachdem er in Bel Riguardo die ganze Wahrheit vernommen, verfuhr er keineswegs raſch; erſt dann, als Taſſo nach ſeiner zweiten Rückkehr alle und jede Rückſicht hintanſezte, befahl er, ihn einzuſperren. — Von dieſem Momente an bleibt mir nichts zu ſagen übrig. Ich kann nur wiederholen, daß Alphons völlig umgewandelt war, daß er dem Gefangenen nur gezwungen die Freiheit wiedergab, daß er ihm nie auch nur ſcheinbar Verzeihung gewähren wollte. Die Härte, womit der Unglückliche in S. Anna wenigſtens während der erſten Zeit durch den, die ſtrengſten Vorſchriften ohne Schonung befolgenden Prior behandelt wurde, hat einen unauslöſchlichen Flecken auf dem Charakter des Herzogs zurückgelaſſen, und wird Verwünſchungen auf ihn laden bis zum Abſterben der Erinnerungen. Der Name der Eſte iſt an den Taſſo's geknüpft: er iſt, wie Lord Byron ſagt, ihr Ruhm und ihre Schande. Keinem wird es einfallen, Alphonſen vertheidigen oder rechtfertigen zu wollen. Um ſo mehr aber dürfte es gerecht und billig ſeyn, die Umſtände, welche dieſen traurigen Begebenheiten vorausgingen und ſie herbeiführten, genauer in's Auge zu faſſen, und namentlich, Zeit, Sitte, Verhältniſſe, Menſchen aneinanderhaltend, ohne Sentimentalität, womit uns hier eben ſo wenig wie bei andern hiſtoriſchen Fragen geholfen wird, ernſtlich ſich darüber zu unterrichten, wo urſprünglich der Haupttheil der Schuld lag und was zu thun war. Ich muß noch einmal ausſprechen, was ich ſchon früher geſagt: man darf bei der Beurtheilung Torquato Taſſo's nicht den gewöhnlichen Maßſtab anlegen, man würde damit in keinem Falle ausreichen. Kann man dies aber billig dem Herzog von Ferrara zumuthen? Italiens größter Epiker, ſieben Jahre lang in einem Narrenhauſe ſchmachtend, iſt ein zu grauſiges Bild, ein zu entſezlicher Gedanke, als daß man nicht, aus Achtung vor Menſchheit und Menſchlichkeit, verſuchen ſollte, nachzuſehen, ob nicht aus der Natur der Sache Umſtände hervorgehen, welche dazu beitragen können, das Gewicht des Abſcheus zu mindern, welches auf demjenigen laſtet, den man als den Urheber bezeichnen muß. Kein Geſchichtſchreiber hat es gewagt, die Sache wahr und ehrlich darzuſtellen; die, welche es hätten thun können, und denen authentiſche Dokumente zu Gebote ſtanden, ſahen immer im Hintergrunde einen ſie ſchreckenden Popanz, die unſelige ſogenannte Ehre des Hauſes Eſte, und verhehlten die Wahrheit. Durch lächerliche und unvernünftige Bemäntelung ſchadeten ſie insgeſammt Alphonſen mehr, als bei einer offenen Darlegung des Thatbeſtandes zu fürchten geweſen wäre. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 20. Juli 1837.

Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Alles will Sonne mit Farben beleben;
Aber an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menſchen dafür.

Goethe.

Wäniſcher Frühling.

Das Folgende iſt den neueſten Briefen des jüngern Marmier entnommen, der früher auch Deutſchland bereist und deutſche Zuſtände beſchrieben hat und gegenwärtig auf einer Reiſe durch Scandinavien begriffen iſt. Das Erſte und Hauptſächlichſte, was die gebildeten Franzoſen in germaniſchen Ländern beſchäftigt, iſt in der Regel das poetiſche Element in unſerem Volkscharakter. Die Art, wie ſie dieſes von ihrem Standpunkt auffaſſen und ſchildern, iſt meiſt ſehr ergötzlich. Oft iſt es aber auch, als ob ſie, die meiſtens doch auch einen Theil deutſchen Bluts in den Adern haben, eine Sehnſucht befiele nach dem, was ihrem Volk im Lauf der Geſchichte abhanden gekommen iſt. Dann verſuchen ſie ſich gleich, wie eben Marmier, in Naturauffaſſung und Schilderung nach deutſcher Weiſe, und bei der Richtung der modernen franzöſiſchen Poeſie, welche von der deutſchen ſo Vieles geborgt hat, iſt ihnen dies ziemlich geläufig.

* * *

Der Frühling ſtellt ſich ſpät in Kopenhagen ein; endlich und endlich zeigt er ſeine Flügelſpitze, er hat aber wahrhaftig lang genug auf ſich warten laſſen. Schon im März erheben die Dichter ihre Stimme, um ihn herbeizuſingen. Die Mädchen wiſſen wohl noch, wie groß die Luſt im vorigen Jahre war, und ſehnen ſich herzlich nach ihm, um ſich wieder ſo träumeriſch im Wald zu ergehen, und die Modehändler von Oeſtergada wünſchen ihn noch ſehnlicher herbei als die Mädchen, denn das Loos der neuen Kleider und der Gaze, die ſie von Paris kommen laſſen, ſteht auf dem Spiel. Aber der Frühling macht ganz kleine Tagreiſen, wie ein großer Herr; er hält ſich in Frankreich auf, in Deutſchland, überall, wo eine hübſche Wieſe ihn lockt, eine Laune ihn vergnügt, und ſeine beiden Vorreiter, Schwalbe und Grasmücke, melden ihn am Geſtade des baltiſchen Meers drei Wochen bevor er in Perſon über die Elbe geht.

Endlich eines Tags läuft es durch die Stadt, der Himmel ſey ganz blau, der Kukuk habe gerufen und im Park ſchlagen die Bäume aus. Da werden flugs alle Miethkutſchen in Beſchlag genommen und Alles fliegt aus, um draußen im Freien den wiederkehrenden Götterjüngling zu begrüßen. Wir Franzoſen ſind undankbare Menſchen, wir empfangen den Frühling, als ob er eben ſeine Schuldigkeit thäte; aber im Norden vergöttert man ihn und bringt ihm Dankopfer. In Deutſchland wird im Mai das Roſenfeſt gefeiert: da iſt das ganze Haus voll Roſen, Roſenkränze auf allen Tiſchen, Roſenſträuße in aller Frauen Hand, und die Männer ſingen, trotz Anakreon, die Roſe und den Frühling. In Dänemark ſpricht man einen ganzen Monat von nichts, als daß der Frühling wieder

da iſt. Um dieſe Zeit bleibe die Politik mit wichtigen Begebenheiten zu Haus: keine Parlamentsdebatte, kein Kriegsereigniß kommt auf vor einem friſch belaubten Baumzweig in Frederiksberg oder einem Blümchen, das ſich unter dem Fenſter erſchließt. Frühling iſt das einzige Wort, das man dann mit Anſtand in die Geſellſchaft bringen kann; man mag ſonſt die ganze Sprache vergeſſen, wenn man nur beim Eintritt in ein Geſellſchaftszimmer ſagen kann: wie befinden ſie ſich? und: der Frühling iſt gekommen! In dieſen Tagen der Freude iſt alles um die Stadt voll Leben und Regſamkeit: die Bräute luſtwandeln in den Wald, pflücken Primeln und ſchwärmen in der Zukunft; die guten Bürger ſpazieren in den Vorſtädten und laſſen ſich ihre Pfeife trefflich ſchmecken in Gottes ſchöner Natur; die Branntweinſchenken und Lachshändler poſtiren ſich am Eingang des Parks, die Seiltänzer ſchlagen ihr Gezelt auf dem Raſen von Charlottenlund auf, der Wirth auf dem Klampenberg ordnet ſeine Tiſche am Rand des Hügels über dem Meer, und der Wirth auf Bellevue, der jenen ſcheel anſieht, läßt ſeine Baumgänge ſäubern und kommt ſchier dazu, ſeine Buchebäume zu reformiren, die ſeit zwanzig Jahren zu Thürmen und Zuckerhüten zugeſchnitten ſind.

Kaum, und dies iſt das Wunderlichſte, ſieht man keinen Schnee mehr am Boden und kein Eisgewölk mehr am Himmel, ſo bilden ſich die Kopenhagner ein, es ſey unerträglich heiß, und denken daran, auf dem Lande der Kühlung und der Ruhe zu genießen. Wer nur eine Hufe Landes nicht zu weit von der Stadt hat, rüſtet ſich zum Aufbruch. Die Wiſſenſchaft und der Adel ſchließen ihre Thore, und ſelbſt die Juſtiz wandert aus. Wohl kommt allgemach etwas Leben in die Erde, aber die Bäume ſchaudern im Nordwind, und den armen Pflanzen, die aufgehen möchten, iſt es zu kalt; man wärmt ſich an der Sonne, man verſchließt feſt die Fenſter der Landhäuſer und drängt ſich um den Ofen wie im Januar: Alles einerlei, es iſt einmal die ſchöne Jahreszeit, es iſt Frühling, und wer kann in der Stadt bleiben, wenn es nach dem Kalender ſcharf auf die Hundstage zugeht? Auch ich ließ mich vom Strome fortreißen und ſuchte die Sonne Dänemarks an den Ufern des Sunds auf.

Nirgends ſieht man wohl ſo herrliche Buchwälder als in Dänemark. Auf Seeland wiederholt ſich häufig folgendes Landſchaftsbild: weite Ebene, hier weiden Ziegen, dort dreht die Windmühle ihre mächtigen Flügel; dann dicker Wald mit unregelmäßig durchgehauenen Gängen, ergreifend, geheimnißvoll; an manchen Stellen nächtiges Dunkel, weiterhin Sonnengold durch das Laubdach blitzend. Es wird einem ganz ſeltſam zu Muth, wenn man einen ſolchen Forſt betritt: man athmet eine Ruhe, wie man ſie nie empfunden draußen in der Welt, und zugleich beſchleicht einen jene ſüße, gegenſtandloſe Trauer, die Weemod des Dänen. — Ja, da iſt poetiſche Luft, da rührt eine unſichtbare Hand alle Saiten des Herzens, daß ſie in Harmonien rauſchen; der Glaube ſteigt zu einem nieder und die Liebe, man fühlt ſich angezogen von einem unnennbaren Etwas, und eine Ahnung des Unendlichen taucht im Gemüthe auf. Es iſt, als wäre die ganze Natur bereit, uns ihre Räthſel zu löſen, das Ohr lauſcht und der Gedanke ſteht ſtille. Unten am Wald liegt der See, wo der Dompfaff den Schnabel nezt, wo die Baumzweige in der Abendſonne ſpielen, und daneben hebt die ländliche Hütte ſchüchtern ihr Strohdach über die Schleedornhecke; weiterhin liegt die Kirche aus Backſteinen, im Styl der alten angelſächſiſchen Gotteshäuſer, mit dem ſchweren, viereckigen Thurm, der Glockenſtuhl treppenförmig aufgebaut, was wohl die myſtiſche Treppe bedeutet, auf der der Geiſt ſich von der Erde zum Himmel erheben ſoll.

Die Straße nach Helſingör (Elsenour ſchreibt der Franzoſe) läuft zwiſchen einem der ſchönſten Forſten Seelands und dem Meere durch. Hier iſt oft der Himmel düſter, und die lachende Erde unter dieſem Himmel gemahnt einen wie ein Mädchenangeſicht, das aus dem Trauerſchleier blickt. Gegen den Wald zu ſieht man zierliche Landhäuſer, Gärten voll Blumen; an der Seeſeite ſtreckt ſich nur die kahle Küſte hin; die Netze des Fiſchers hängen auf den Pfählen und ſein Häuschen liegt an Waſſers Rand, wie eine auf den Strand gezogene Barke. Auf dem Uferſande wächst nur Eine Blume, die Myoſotis (Vergißmeinnicht), die Blume der Erinnerung. Es iſt, als wollte ſie dem Wanderer an dieſer fernen Küſte das Bild der Heimath vor die Seele bringen, das Bild der Lieben, denen er Lebewohl geſagt.

Kein Freund der Poeſie wird es verſäumen, bei Helſingör, neben Odins Grabhügel, auch den Buchwald zu beſuchen, wo Hamlets finſterer Schatten drei unförmliche, übereinander gethürmte Felsblöcke umſchwebt. Die Volksſage mag, wie die Ungläubigen meinen, keinen Grund haben; aber der Ort könnte einmal nicht beſſer gewählt ſeyn. Der Wald iſt finſter wie der Gram in Hamlets Herzen. Nur verſtohlen bricht das Licht herein und man vernimmt nichts als das Rauſchen des Winds im Laub und das Toſen der Wogen. Ganz nahe dabei iſt ein zierliches Schloß, die Reſidenz des Königs; dort wird geſungen, getanzt, gejubelt, während Hamlets Seele in der Einſamkeit ſchlummert. Hier ſaß ich einmal Abends, und ich meinte, auch Shakespeare müſſe hier geweſen ſeyn, ſo herrlich treu hat er dieſe Poeſie des Nordens wiedergegeben. Ich beugte mich nieder auf den kalten Stein und fragte Hamlet, ob ihm ſein Räthſel gelöst worden, und im Gehen pflückte ich eine der blaſſen Blumen, die an ſeinem Grabe wachſen: ſie wäre gut geweſen für Opheliens Kranz.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Die Frau lebt und webt in ihren Vorstellungen und Gedanken, ihre Ueberzeugung ist mit ihren Vorstellungen verwachsen. Gründe haben daher keine große Gewalt über sie; um die Frau zu überzeugen, muß ihre Stimmung verändert werden; sie erhebt sich eben daher seltener zu klarer Gewißheit und noch seltener zur Einsicht in die Nothwendigkeit; sie lebt im Glauben und Meinen. Der Glaube namentlich ist der Grundton aller weiblichen Ueberzeugung. Die Frau liebt die Verwunderung, den Gegensatz der Nothwendigkeit in der Ueberzeugung, wodurch der Mann sich gedrückt und angespornt fühlt, zur Einsicht durchzudringen. Der Zweifel schlägt in der weiblichen Ueberzeugung ohne weiteres in Unglauben um, oder in Glauben zurück; sie hält sich nicht lange in der schwebenden Mitte des Zweifels. Daß die Frau ihre Ueberzeugung und ihr Glauben so ganz und ungetheilt ist, beweist auf's Neue das Uebergewicht des Bewußtseyns in ihrem Geiste; denn nur der Wille ist's, wodurch der Mann sich über seine Ueberzeugung und seinen Glauben, welche dem Bewußtseyn angehören, erheben, sie prüfen und theilweise wegwerfen, theilweise behalten kann.

Auch in den praktischen und sittlichen Gestaltungen des theoretischen Triebes wird sich wiederum die Freiheit des Mannes und die Gebundenheit und Unmittelbarkeit der Frau in der Ueberzeugung zeigen. Da alle zweckmäßige Thätigkeit dem Willen angehört und das Bewußtseyn für sich allein, wie wir in der Phantasie sehen, mehr auf spielende Beschäftigung ausgeht, so wird sich der Erkenntnißtrieb in dem weiblichen Naturell mehr als Neugierde, in dem männlichen mehr als Wißbegierde und Lernbegierde entwickeln. Rein theoretische Wißbegierde ohne gemüthliches Interesse ist so wenig Sache der Weiblichkeit, daß es ihr nicht einmal gut ansteht.

Was endlich die Tugend des theoretischen Triebes, die Weisheit anbelangt, welche in einer Liebe der Wahrheit um jeden Preis besteht, so wäre es beinahe grausam, diese Tugend der Weiblichkeit zuzumuthen. Die Weiblichkeit lebt, was sie weiß und glaubt, auf die unmittelbarste Weise, sie ist ihre Vorstellungen und ihre Ueberzeugung, ihr Glauben ist mit all den gangbaren Vorurtheilen und Illusionen der Zeit und der Gesellschaft verwachsen. Wer möchte in diese Welt des unmittelbaren, lebendigen Glaubens die Brandfackel des Zweifels und der Untersuchung werfen, welche aller Weisheit Anfang sind? Nur der Mann ist stark genug, seine Ueberzeugung und seinen Glauben zu sciren, um den Irrthum von der Wahrheit zu unterscheiden, ohne Gefahr zu laufen, intellektuell an dieser Zergliederung seiner Ueberzeugung zu sterben, weil er sie bloß hat, nicht ist. Wenn wir die Tugend der Weisheit dem schönen Geschlechte absprechen, ja abrathen, so wollen wir ihm deßwegen noch nicht das Laster der Thorheit oder der böswilligen Verläugnung der Wahrheit, der muthwilligen Selbsttäuschung aufbürden. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß dieses Laster für die Weiblichkeit eben so wenig existirt als die korrespondirende Tugend. Es sind dies rein männliche Tugenden und Laster.

Wenn schon der theoretische Trieb in seiner Unmittelbarkeit mehr die weibliche Natur charakterisirt, während seine Schöpfungen mehr der männlichen Natur angehören, so ist dies noch viel mehr bei dem ästhetischen Triebe der Fall; denn die Weiblichkeit ist das Schöne, während die Männlichkeit dasselbe bloß hervorbringt.

Die weibliche Schönheit ist der vollendete Ausdruck des bildenden und gestaltenden Princips der Seele, theils als der Organisationskraft, theils als des Bewußtseyns. Das Gesetz der vollendeten Bildung und Gestaltung geht durch das ganze geistige, wie durch das körperliche Leben des Weibes hindurch, so daß die weibliche Bestimmung auch geradezu als das Gesetz der Schönheit bezeichnet werden kann. Die Bestimmung des Weibes ist: schön zu seyn in geistigem wie in körperlichem Sinne, in Denkweise, Gesinnung und Benehmen. So weit die Erreichung dieser Bestimmung dem Weibe unmittelbar durch die Natur versagt ist, ist es ihr Unglück, das aber mannichfach durch freie und sittige Verwirklichung des Schönheitsgesetzes wieder gut gemacht werden kann. Das Gesetz der Schönheit bildet den Bau des weiblichen Körpers, es ergießt sich als Grazie und Reiz über seine Haltung und Bewegung, es liegt als süßer Wohllaut in dem Tone seiner Stimme, es leitet als Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit sein Betragen, es beherrscht als Anstand und Sitte sein gesellschaftliches und sittliches Benehmen.

Für das Schöne außer sich hat die weibliche Natur das feinste Gefühl und den sichersten Takt, mit Einem Worte, sie hat unmittelbaren und natürlichen Geschmack; der Mann dagegen mag richtiger über das Schöne urtheilen und raisonniren. Daß die Frauen in der Kunst noch wenig Ausgezeichnetes geleistet haben, ist schon bemerkt worden. Die weiblichen Produktionen in der Dichtung und Malerei, wie in der Musik ermangeln der Originalität, der schöpferischen Idee; sie beschränken sich auf geschickte Nachahmung und gefällige Manier; höchstens sind es glückliche Copien der Natur. Allein dies hindert nicht, daß dennoch das Gesetz der Schönheit der weiblichen Natur wesentlicher angehört, als der männlichen; denn schön zu seyn in Wesen und Leben, ist mehr, als das Schöne zu produciren. So finden wir also, daß die Schönheit und der Geschmack, oder

die eine Seite des Bewußtſeyns, als des bildenden Princips der Seele, der weiblichen Natur eben ſo weſentlich und unmittelbar angehört, als die andere Seite deſſelben, die Wahrheit und die Intelligenz. Beide ſind der Puls des weiblichen Seelenlebens. Für die männliche Natur dagegen ſind beide, das Wahre und das Schöne, mehr äußerliche Gegenſtände der Beurtheilung und Produktion.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die große Oper. Duprez.

Die Oper hat nun wieder einen Sänger, einen Primo Tenore, wie die Italiener ſagen, und das iſt eine wichtige Begebenheit in einer Hauptſtadt, wo die Schauſpiele einen ſo bedeutenden Theil der öffentlichen Vergnügungen ausmachen. Als vor einigen Monaten Nourrit wegging, gab man faſt die Oper verloren; wenigſtens ſah man nicht ein, wie manche große Opern, die Meyerbeerſchen beſonders, ferner noch würden aufgeführt werden können; denn welcher unter den vorhandenen Sängern durfte es wagen, die erſte Rolle in denſelben auf ſich zu nehmen? Aber es waltet ein günſtiges Geſchick über den Beluſtigungen der Pariſer, und wenn die Noth am höchſten, iſt die Hülfe oft am nächſten. So auch diesmal. Das Geſchick hielt für ſie einen gewiſſen Duprez bereit, dem ſie es ſonſt, als er auf der Odeonbühne ſang, ſchwerlich abgeſehen hätten, daß er der erſte Opernſänger werden würde; denn er beſaß damals ein zartes, ſchwaches Stimmchen, mit dem er, der natürlichen Vermuthung nach, unmöglich weit kommen konnte, und was noch ſchlimmer war, dem Manne ging zuweilen das ſchwache Stimmchen ganz aus und kam erſt nach fünf oder ſechs Tagen wieder. So wird wenigſtens in einem Tagesblatte erzählt, und dabei etwas wirklich Wunderbares verſichert. Duprez habe nämlich mehrere Aerzte zu Rathe gezogen, dieſe haben ihm allerlei verordnet und gerathen, ohne daß etwas geholfen. Dies iſt jedoch das Wunderbare noch nicht; denn ſo etwas kommt gar häufig vor, obſchon ſich einige Aerzte ganz beſonders mit den Krankheiten des Stimmorgans abgeben. Auch das iſt nicht zu verwundern, daß er einmal nach einem Heilmittel ein längeres Ausbleiben der Stimme erlitt, als zuvor, und daß er aus Verzweiflung darüber, daß ihm geſchickte Aerzte nicht helfen konnten, ſich der Behandlung eines Quackſalbers anvertraute, der ſich anheiſchig machte, ihm unfehlbar ſeine Stimme wieder zu verſchaffen. Er nahm, wie es ſcheint, den ihm dargereichten Trank mit eben der Zuverſicht, wie König Alexander in ſeiner ſchweren Krankheit, und Beide erhielten den Lohn ihrer Zuverſicht, das heißt ihre Geneſung. Duprez fühlte ſich ganz leicht, nachdem er getrunken hatte, die Bruſt war wie gereinigt und die Stimme hell und wohlklingend geworden, was ſie zuvor nie geweſen war. Das Wunder war verrichtet, und das Material, der Stoff war da; nun aber mußte auch noch die Kunſt hinzukommen: das ihm ſo wunderbarerweiſe gewordene Talent mußte ausgebildet werden. Er war klug genug, dies nicht zu verſäumen; er übte ſich fleißig, ſtudirte, begab ſich nach Italien, und vervollkommnete ſich dergeſtalt, daß er als ein vortrefflicher Sänger zurückkam, und nachdem er ſich in Paris hatte hören laſſen, keine große Schwierigkeit fand, an der Oper angeſtellt zu werden, als Nourrit abging. Ich nehme an, daß dieſe Geſchichte ſich ganz ſo zugetragen hat, wie ſie in Paris erzählt wird, möchte aber doch Niemand rathen, Duprez's Beiſpiel nachzuahmen; denn nicht alle Quackſalber ſind ſo glücklich in ihren Kuren wie der, welcher Duprez's Atonie geheilt hat. Uebrigens hätte Duprez wohl gethan, das Recept bekannt zu machen, welches die wunderbare Wirkung gehabt haben ſoll, einen ſtimmberaubten Mann zum Opernſänger zu machen. Solch ein Recept muß ſicher mehr werth ſeyn, als Pradiers Recept gegen das Podagra, welches die Napoleonſche Regierung für eine halbe Million (wenn ich nicht irre) angekauft, und das die Zahl der Podagriſten keineswegs vermindert hat. Duprez konnte nun, wie geſagt, kühn auf die Opernbühne treten, und Meyerbeer und Roſſini und alle lebenden oder ſchon geſtorbenen Tonkünſtler vornehmen; der Quackſalber hatte ihn zu Allem fähig gemacht. Anfangs aber war doch noch einiges Vorurtheil gegen ihn, oder wenigſtens ſchadete ihm das Andenken des Nourritſchen Geſanges im Publikum; er wurde daher bei den erſten Vorſtellungen nur mit großen Einſchränkungen gelobt; aber er überwand alle Schwierigkeiten; dazu kam, daß er keinen Nebenbuhler hatte, und man fand keinen Beſſern als ihn, um bei den Feſten zu Fontainebleau, im Hôtel de ville, auf dem Balle der Nationalgarde Cantaten zu ſingen; er ward trotz Allem Primo Tenore, und tritt nun in den beſten Opern auf; ja er ertheilt ihnen ſogar neues Leben, und Niedermeyers „Stradella,“ welche ſchon halb todt war, ſteht durch ſeine Kunſt wieder auf. Duprez iſt in gegenwärtigem Augenblick ein unentbehrlicher Mann; auf ihm ruht die ganze Laſt des heroiſchen Geſanges, und bis wieder neue Geſtirne des Geſanges am Horizonte erſcheinen, darf Duprez's Geſtirn nicht erbleichen. Man hat in dieſen Tagen aus den Debatten der Deputirtenkammer durch die Rede des Miniſters des Innern erfahren, welch harten Stand die Oper hat, und wie ſie, trotz des ihr vom Staate ertheilten Zuſchuſſes von mehr als einer Million, trotz des beſtändigen Zuſpruchs von Fremden und Einheimiſchen, dennoch im vorigen Jahr nur 11,000 Franken Ueberſchuß gehabt hat, was wahrlich bei einem ſo ungeheuern Unternehmen eine Kleinigkeit iſt. Um alſo den Gewinnſt der Oper etwa auf 20 oder 30,000 Fr. zu bringen, müßten die Koſten beträchtlich vermindert werden; daran iſt aber leider gar nicht zu denken; denn eben weil keine Koſten geſpart werden, weil der Staat freigebig iſt und der Direktor mit einer Hand ausgibt, was er mit der andern empfängt, hat die Oper ſo ſtarken Zulauf. Thut doch jedes Theater alles Mögliche an Aufwand, um ſich in der Gunſt des Publikums zu erhalten. Jetzt iſt das Publikum auch zu verwöhnt, als daß es ſich mit Wenigem begnügen könnte. Die Zeit iſt längſt vorbei, da man die Oper bloß aus Gewohnheit, oder weil es zum Bonton gehörte, beſuchte, und es verſchwieg, daß man in derſelben ſich langweile. Jetzt will man angenehm unterhalten ſeyn für ſein Geld, und deßhalb muß die Direktion nicht allein vortreffliche muſikaliſche Compoſitionen haben, ſondern auch ſchöne, von ächten Künſtlern verfertigte Dekorationen, die allerlei optiſche Effekte hervorbringen, wie Mondſchein, auch außerordentliche Dinge darſtellen, an welche man ſonſt nicht dachte, z. B. Kirchen, Kloſtergänge und dergleichen. Die Coſtüme müſſen den herrlichen Dekorationen entſprechen; ſogar das Orcheſter muß nach neuen Effekten ſtreben, ſich daher mit Orgeln und anderm koſtſpieligen Zubehör verſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. Juli 1837.

Junker Tob. — Wie weit haſt du es in der Gaillarde gebracht, Junker?
Junker Chriſt. — Mein Seel', ich kann eine Kapriole ſchneiden, und den Katzenſprung thu' ich auf's Haar ſo hoch, als einer in Illyrien.
Junker Tob. — Warum verbergen ſich dieſe Künſte? weßwegen hängt ein Vorhang vor dieſen Gaben? biſt du bange, ſie möchten ſtaubigt werden?

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Die noblen Passionen.

Die ritterlichen Uebungen.

4. Das Tanzen.

Wenn wir in den vorhergehenden Abſchnitten dieſes Capitels von edlen Roſſen und Waffen ſprachen, die das Leben einer ritterlichen Jugend ſchmücken, ſey es in blutigem Ernſt des kriegeriſchen Treibens, ſey es in Spielen mannhafter Uebungen, ſo gehen wir jezt zu einem anmuthigeren Gegenſtand über, der zugleich den Mittelpunkt bildet, um welchen ſich der geſellige Verkehr faſt aller Stände dreht.

Die Geſellſchaft, in engerem Sinne nämlich, iſt diejenige Beziehung der Standesgenoſſen unter einander, durch welche ſie bei gewiſſen Anläſſen mit einander zu ihrem Vergnügen verkehren, und dieſe Beziehung iſt beſonders in höheren Kreiſen des Lebens von großer Wichtigkeit, weil die Geſellſchaft es iſt, welche — gleich einem mächtigen Schickſal waltend — mehr oder minder die Stellung ihrer Mitglieder beſtimmt, ſo daß der Verkehr, welcher eigentlich aus dem Trieb nach Zerſtreuung und Erheiterung entſprang, zu einem Geſchäft geworden. Die Geſellſchaft, im engſten Sinn, beſtimmt das Geſchick ganzer Reiche, und ein Mann, der ſeine Stellung in der großen Welt mit Ehre und Vergnügen behaupten will, muß dieſe Geſellſchaft als eine beſtehende Macht anerkennen; die Jugend aber, welche nach dem Anſehen ſtrebt, zu welchem ihre Verhältniſſe ſie berufen, kann nicht umhin, der Geſellſchaft zu beweiſen, daß ſie mit allem Fleiß ſich der Ausbildung widme und am wenigſten die körperliche vernachläſſige, was ſie durch Tanzen darzuthun hat, denn die Blüthe des geſelligen Verkehrs ſind die Ballfeſte. Doch iſt es nur die Jugend, von der die Geſellſchaft mit Strenge verlangt, daß ſie tanze, während den andern ritterlichen Uebungen der Mann bis in's ſpäteſte Alter getreu zu bleiben pflegt. Da aber das Tanzen unter allen Ständen ſo ſehr verbreitet und üblich iſt, ſo muß, wie wir ſchon bei andern Gelegenheiten geäußert haben, der Hochgeſtellte ſich deſto mehr darin auszeichnen, was ihm dadurch erleichtert wird, daß er durch andere, aus dem Grund erlernte Uebungen Meiſter ſeiner Bewegungen geworden und ſomit den eigenen Körper in der Gewalt hat; ſo wie andererſeits ihm bei verſchiedenen Anläſſen wiederum die beim Tanzen erworbene leichte und ſichere Haltung ſehr nützlich iſt.

Dies iſt, in kurzen Worten angedeutet, die Stellung der Tanzkunſt, als adlige Uebung betrachtet. Ihr Urſprung, ihre Entwicklung ſind oft erörtert worden: ſie entwickelte ſich aus dem Hüpfen kindlicher Freude, ſie diente als

Aeußerung der frommen Erhebung, oder doch als ein Schmuck des feierlichen Gottesdienstes, und sie entfaltete sich zu dem, was sie noch ist: eine pantomimische Darstellung des Werbens um Minnesold, wo nicht diese Werbung selbst. — In dieser Beziehung liegt auch der unwiderstehliche Zauber, welcher dem Tanz eigen ist und der ihm seine Wichtigkeit verlieh, und dieselbe Beziehung ist ein unerschöpfliches Thema für Sittenprediger, die oft nur zu sehr recht haben, aber dennoch, wenn sie die Grenzen ihres Rechtes überschreiten, die meisten andächtigen Hörer und Hörerinnen anlocken, namentlich zur Fastenzeit, wo sich an ihren donnernden Redensarten die sitzengebliebenen Tänzerinnen des jüngsten Faschings trösten.

Der größte Fehler, für den jedoch die Tanzkunst nichts kann, ist wohl der, daß sie so häufig als Zweck und Ziel betrachtet wird, während sie doch überall nur ein Mittel seyn sollte, in der großen Welt, wie wir oben andeuteten, für den Jüngling, sich geltend zu machen und gegen andere nicht zurückzustehen, im gewöhnlichen Verkehr aber allein eine vorübergehende Lustbarkeit zu gewähren. Sie ist daher oft der Anlaß zu einer unwürdigen Verweichlichung und daraus entspringenden Sittenverderbniß, denen ein großer Theil der hoffnungsvollsten Jugend als Opfer anheimfällt; deßhalb aber haben wir nicht das Recht, sie gänzlich zu verdammen, denn es gibt beinahe nichts Edles und Schönes auf dieser Welt, das nicht durch Mißbrauch gemein und häßlich werden könnte. Der Tanz und seine Ausübung sind zugleich auch eine Schule der höheren Höflichkeit, welche einem jungen Mann so wohl ansteht und welche er doch so leicht verlernen könnte, wenn er nur mit Pferden, Geschossen und blanken Waffen allein sich abgäbe; und während der Tanz den seichten Fant der Verlegenheit überhebt, seine Leerheit allzusehr preiszugeben, erspart er zugleich dem tieferen Geiste die undankbare Mühe, im Verkehr mit Damen mehr aufzuwenden, als just zur Sache gehört, ohne daß die Gelegenheit zu glänzen ihm gänzlich abgeschnitten wäre; beide aber finden in gleichem Maße die oben angegebenen Vortheile der äußerlichen Bildung, so daß es nur von ihnen selbst abhängt, dieselben anzuwenden. — Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß manche junge Männer, die zu hohen Dingen berufen sind, hier sich als Gecken zeigen und bewähren, so daß man bei ihrem Anblick wähnt, irgend einen Handwerksburschen vor sich zu haben; das ist aber gewöhnlich nur ein Fehler der Erziehung, wenn dem Lehrer die Fähigkeit fehlte, dem Zögling zugleich nobles Thun und Denken neben den noblen Uebungen zu lehren. Es ist nicht die Geburt allein, welche Prinzen und Herrn macht, sondern sie legt nur die Verpflichtung auf, dieselben als solche zu erziehen und diejenigen Eigenschaften in ihnen auszubilden, welche sie, wenn Gott will, von ihren Vätern und Ahnen erben; denn das Vererben mancher, nicht den höchsten Kreisen der Seelenfähigkeiten angehöriger Eigenschaften können wir im Allgemeinen um so weniger leugnen, da wir ja aus Erfahrung wissen, daß bei vielen Thierarten sich dieselbe Erscheinung offenbart. Die Fähigkeiten der Seele vererben sich nicht, weder der Genius, noch das Talent, häufig aber gute und schlimme Neigungen, sogar noch andere Zustände, die nicht allein dem todten Mechanismus des Leibes angehören; aber die Erziehung allein bildet die guten Neigungen aus, mildert die Wirksamkeit der schlimmen und führt ein Gebäude auf, das um so fester und sicherer steht, wenn eine haltbare Grundlage sich bereits vorfand.

Einer weiteren Ausführung über die Tanzkunst enthalten wir uns, denn der Gegenstand an und für sich ist zu allgemein in Uebung, als daß wir etwas sagen könnten, was nicht überall bekannt wäre; somit konnte in dieser Hinsicht unsere alleinige Aufgabe seyn, den Tanz von dem erwählten Standpunkt dieser Blätter zu betrachten. Wenn wir übrigens in den andern Abschnitten auch Vieles vorbringen, das alle Welt schon weiß, so getrösten wir uns, daß die Zusammenstellung dem größeren Publikum manche neue Ansicht gewähren möge, und daß selbst viele von denen, welchen diese Gegenstände nichts weniger als fremd sind, zu einer oder der andern heilsamen oder ergötzlichen Betrachtung geleitet werden dürften.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Die Unmittelbarkeit des Bewußtseyns in der weiblichen Natur zeigt sich nun endlich noch sehr schlagend in den sittlichen Gestaltungen des ästhetischen Triebes, der Wahrhaftigkeit und der Falschheit. In der letztern, z. B. der Lüge, der Verstellung, der List, ist bekanntlich der Mann nur ein Stümper gegenüber der Frau. Die weibliche Seele hat eine ungleich größere Gewandtheit, sich innerlich in den erlogenen Zustand zu versetzen, sich in die beabsichtigte Lüge umzuwandeln, so daß die äußerliche Repräsentation sich von selbst ergibt. Die Lüge wird natürlich, während sie beim Manne immer künstlich und gemacht ist. Die weibliche Lügnerin geht in dem lügenhaften Bewußtseyn auf, während demselben beim Manne immer noch der beschämte Wille gegenüber steht und dasselbe als schlechtverhüllende Maske trägt.

In Beziehung auf die Entwicklung der Willensseite des Menschengeistes, wozu wir übergehen, waltet in der Weiblichkeit eben so sehr das Gemüth vor, als in

Digitized by Google

dem Manne das Selbstgefühl und der egoistische Wille, ganz gemäß dem durchgreifenden Geschlechtsunterschiede: denn das Gemüth ist die receptive, die Selbstliebe die active Seite des Willens. In der Selbstliebe ist das Ich der große Zweck, dem alles Andere als Mittel dienen soll; während das Gemüth (was wir hier in seinem engeren, wahren Sinne gebrauchen), als Liebesfähigkeit gegen Andere, diese zum Zwecke macht und sich ihnen als Mittel hingibt, nicht selten opfert. Die Selbstliebe ist reiner, sich selbst behauptender und geltendmachender Wille, während in dem Gemüthe die Empfänglichkeit für Anderes und die Bildsamkeit nach Anderem mit aufgenommen ist. Von der Wahrheit des angedeuteten Geschlechtsunterschieds werden wir uns leicht überzeugen, wenn wir die hervorstechendsten sittlichen Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter in's Auge fassen. — Die Geschlechtstugenden des Mannes sind Tapferkeit und Selbstständigkeit, die des Weibes Aufopferung und Treue. Die Geschlechtsleidenschaft des Mannes ist Herrschsucht und Ehrgeiz, die des Weibes Eifersucht, Gefallsucht und Eitelkeit.

Geschlechtstugenden sind so eigenthümlich, daß sie sich nicht einmal rein von dem einen Geschlechte auf das andere übertragen lassen, sondern sogar Tadel erfahren würden. Wir würden z. B. einer Frau den Geist männlicher Selbstständigkeit schwerlich sehr gut anrechnen, sondern es hart, unweiblich und unschön finden. Allerdings ist die Weiblichkeit nicht ausgeschlossen von den männlichen Tugenden der Tapferkeit und Selbstständigkeit, allein sie dürfen bei ihr gleichsam nur in der Form und mit dem Grundtone gemüthlicher Hingabe erscheinen. Nicht für sich und um ihretwillen, sondern aus Treue, aus Aufopferung und Hingabe an geliebte Personen und Verhältnisse ist die echte Weiblichkeit tapfer und heroisch, selbstständig und unüberwindlich; ihre Tapferkeit aber ist duldend und defensiv. Die unbedingte Hingabe seiner physischen und moralischen Persönlichkeit an Andere, die tadelnswertheste Erniedrigung bei dem Manne, ist es nicht in dem Grade und nicht in jeder Beziehung für die Frau; ja es wird selbst das absolute Opfer ihrer Person für die Geliebten gefordert in der ehelichen und mütterlichen Liebe und Treue; der Schimpf der Servilität existirt sogar gar nicht für das weibliche Geschlecht. Die weibliche Seele gibt dem Erwählten sich selbst, alles, was sie ist und hat. Die Mutter opfert Schlaf und Gesundheit der Sorge und Liebe für die Kinder, selbst wenn dieses Opfer unartig und undankbar mißbraucht wird. Sie duldet mit Sanftmuth und Ergebung die Unart und Tyrannei, selbst die Untreue eines geliebten Mannes. Sie bleibt selbst dem Verbrecher, dem Staatsverräther treu, wenn auch ohne in sein Verbrechen einzugehen; sie schweigt oder räth ab, aber sorgt für seine Sicherheit und Unentdecktheit. Den Sohn vollends, das Kind, das sie unter dem Herzen getragen, mag es sich auch noch so sehr gegen Staat und Gesetz verfehlt haben, die Mutter wird fortfahren, es zu verbergen und zu schützen, immer hoffend, es noch zu retten, während der Vater das ungerathene Kind verstoßen und dem Arm der Gerechtigkeit übergeben mag, in gewissen Fällen selbst es soll. — Von einem Opfer der Person, der persönlichen Würde und Ueberzeugung bei solchen und ähnlichen echt weiblichen Aufopferungen tadelnd reden zu wollen, wäre höchst unpassend; es ist zwar der Sache nach vorhanden, aber geheiligt durch die gemüthliche Grundtugend der Weiblichkeit, die Aufopferung und Treue, die jede andere Rücksicht überwiegt.

Bis auf einen gewissen Grad scheint nun zwar die Männlichkeit in dem Zustande der Geschlechtsliebe diese unbedingte Hingabe der Person zu theilen, und zwar, wenn auch nicht mit Ruhm, doch ohne Tadel. Allein einmal ist die Hingabe des Mannes an die Geliebte nie so ganz unbedingter und passiver Art; es ist immer viel geschmeichelter Stolz des Siegers, und viel Selbstgefühl des Schutzherrn der schwächern, hülfebedürftigen Frau dabei, was dem Opfer der Persönlichkeit wieder das Gegengewicht hält. Sodann bleibt die sklavische Hingabe und Unterwerfung unter den Willen und die Launen der Geliebten, oder gar der Frau bei dem Pantoffelhelden, durchaus nicht ohne Spott und Tadel über die verlorene Würde der Männlichkeit; während man dieselbe Opferung und Unterwerfung einer Frau gegenüber von ihrem Manne nie tadeln wird. — Von der Tugend der Treue ist der Mann so wenig ausgeschlossen, als die Frau von der Tugend der Selbstständigkeit, immer jedoch unter der Bedingung unverletzter Selbstständigkeit und Ehre, die bei ihm eben so sehr jede andere Rücksicht überwiegt, als bei dem Weibe die Treue. So wird z. B. der Mann von einer ungetreuen Frau sich scheiden, eine Verbrecherin wenigstens selbst bestrafen, unartige Kinder züchtigen, mißrathene verstoßen, Freunde, die ein Verbrechen, z. B. einen Staatsverrath, begehen wollen, warnen und nach fruchtloser Drohung denunciren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Etats. Der improvisirende Professor.

Eine erste Tänzerin und ein erster Sänger, wo möglich auch eine erste Sängerin, können nur vermittelst eines ungeheuern Gehaltes engagirt werden. Alles dieses erfordert

große Summen. Auf die Oper iſt Paris ſtolz, und in der That iſt ſie die ſchönſte und größte aller beſtehenden Anſtalten der Art. Nur fehlt ihr noch ein Hauptſtück, nämlich eine Primadonna erſten Ranges, eine echte Virtuoſin mit himmliſcher, oder mit tadelloſer menſchlicher Stimme. Dieſes Einzige hat ihr gefehlt, ſeit Madame Damoreau zur komiſchen Oper übergegangen iſt. Da die Direction jedoch ſo glücklich war, einen Duprez aufzufinden, ſo lebt vielleicht irgendwo im Verborgenen auch eine zweite Damoreau, und es bedarf nur eines Zufalls, um ſie auf die große Opernbühne zu bringen. — Jetzt beginnt aber die harte Zeit für die Oper, wie für alle andern Pariſer Schauſpiele. Die ſo lang erſehnte ſchöne Jahrszeit iſt gekommen, die Seſſion der Kammern geht zu Ende, die Feſte ſind auch vorbei, die reiche Welt zerſtreut ſich, um den Sommer auf dem Lande, in Bädern oder auf Reiſen zuzubringen, die zurückbleibenden Pariſer gehen auf den Boulevards oder in öffentlichen und Privatluſtgärten ſpazieren, die arbeitenden Claſſen ſtrömen, am Sonntage beſonders, ſchaarenweiſe aus den Barrièren, um doch etwas Landluft zu genießen und wohlfeilern Wein zu trinken, als in Paris, und ſomit haben die Theater große Mühe, an den Tagen, wo ſie im Winter am vollſten ſind, Parterre und Galerien auch nur halb zu füllen. Vom Juni bis Ende Septembers herrſcht für ſie die ſogenannte Saison morte, deren Folgen auch andere Gewerbe, wie Buchhändler, empfinden. Die Buchhändler pflegen daher auch das Erſcheinen ihrer Hauptverlagsartikel auf den Herbſt aufzuſchieben. — Durch die Errichtung von Clubs und Caſino's wird jetzt auch allmählich einem längſt gefühlten Bedürfniß abgeholfen, theils aus Nachahmung der engliſchen Sitten, theils auch, weil die politiſchen Parteien jetzt ihre vorige Schroffheit abgelegt haben und die Pariſer Geſelligkeit nun wieder ihr altes Recht geltend machen kann. Auch hat die Regierung gar keinen Grund mehr, die ſonſt gefürchteten Clubs in Verdacht zu ziehen. Sie werden alle von Reichen geſtiftet, bloß um einen Vereinigungspunkt in dem großen Pariſer Gewühle zu haben, und zwar ohne Rückſicht auf politiſche Meinungen. Von Abſonderung oder Ausſchließung irgend eines Standes iſt bei denſelben gar keine Rede. Von einem adeligen, oder einem bürgerlichen, oder einem Militärclub weiß man hier nichts; ſo etwas paßt nicht mehr zu der Denkweiſe und der Lebensart des jetzigen Frankreichs. Dagegen gibt es einen Cercle agricole, wo beſonders reiche Güterbeſitzer Subſcribenten ſind. Nicht weit davon, auf dem Kay Voltaire, befindet ſich ein Club, der namentlich von Staatsbeamten, Deputirten und Pairs, reichen Handelsleuten u. dergl. beſucht wird und das Beſondere hat, daß ſeit Kurzem auch ein literariſcher Verein mit demſelben verbunden iſt. Es beſtand nämlich eine ſogenannte Société d'encouragement des lettres et des arts, welche auch Damen zu Mitgliedern aufnahm, mit welcher es aber nicht recht fort wollte. Ein Theil derſelben erhielt nun von dem Club die Erlaubniß, ſich in ſeinem ſchönen Hotel anzuſiedeln und dort öffentliche und Privatverſammlungen zu halten. Somit entſtand aus dieſem Zweige der Société d'encouragement eine neue Geſellſchaft unter dem Namen Société d'émulation; dieſe hat ebenfalls nicht viel auf ſich, aber ſie hält ſehr glänzende öffentliche Sitzungen, und zwar monatlich eine, in dem ſchönen Clubhauſe des Cercle. Dieſe Sitzungen erhalten beſondere Zierde durch die Virtuoſen, welche ſich hören laſſen, ſo daß ſie wahre Concerte werden; die Mitglieder des Gelehrtenvereins haben das Recht, den Club zu beſuchen, als ob ſie Subſcribenten wären, und deßhalb iſt es dem Vereine auch nicht ſchwer geworden, eine Menge von Tonkünſtlern und Andern als Mitglieder anzuwerben. Eben ſo können die Subſcribenten des Clubs den Sitzungen des Gelehrtenvereins beiwohnen. Ein neues Privatunternehmen der Art iſt ferner das ſogenannte Prytanée, wo wiſſenſchaftliche und belletriſtiſche Vorträge für die Abonnenten gehalten werden, alſo ein Nebenbuhler des Athenée, das ſchon ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beſteht und denſelben Zweck hat. Das Athenée hat viele Abonnenten, große Säle, eine Bibliothek, einen phyſikaliſchen und chemiſchen Apparat u. dergl. Gegen dieſe Anſtalt nun will das Prytanée kämpfen; es hat von allen jenen Herrlichkeiten noch faſt nichts, dagegen beſitzt es einen Schatz in einem improviſirenden Profeſſor ganz eigener Art, Namens Raſtoul. Man erzählte Wunderdinge von dem Mann, und ich war ſehr begierig, ihn zu hören. Er iſt ein junger Provençale und beſitzt das beſondere Talent, ſtundenlang über ein ihm aufgegebenes Thema zu ſprechen, und zwar auf eine angenehme und belehrende Weiſe. Die Sitzung, der ich vor einiger Zeit beiwohnte, begann mit einigen Muſikſtücken; dann trat Raſtoul auf und zeigte ſich auf einer erhöhten Rednerbühne mit einem freimüthigen, offenen Geſichte und angenehmen Tone. Er begann damit, daß er die Verſammlung bat, ihm ein Thema aufzugeben, worüber er ſprechen ſolle. Es ward nun ſtille, und aus einer Ecke des Saales, in welchem die Freunde Raſtouls beiſammen zu ſtehen ſchienen, erſcholl der Ruf: Lord Byron! Ich möchte wetten, daß dieſes ſo abgeredet war; denn bei ähnlichem Auftreten von Improviſatoren habe ich faſt immer dieſen Kunſtgriff anwenden ſehen. Indeſſen braucht es eben nicht ſo ſehr auf die Täuſchung des Publikums, als darauf abgeſehen zu ſeyn, zu verhindern, daß nicht Jemand aus der Geſellſchaft einen barocken Gegenſtand aufgebe, aus dem weder Redner noch Dichter etwas machen kann. Raſtoul machte aber ſogleich bemerklich, daß hier keine Verabredung ſtattgefunden habe, und daß dies bei ihm überhaupt nicht möglich ſey. Er pflege nämlich über eine Stunde lang zu ſprechen und in dieſer Stunde ungefähr achtzig Seiten eines Octavbandes vorzutragen; um dieſe abzufaſſen, brauche es wenigſtens zwei Tage, um ſie aber auswendig zu lernen, eine weit längere Zeit. Gedichte könne man leicht auswendig lernen, weil hier Reim und Metrum zu Hülfe kommen; aber Proſa auswendig zu lernen, ſey außerordentlich ſchwierig; er wenigſtens beſitze dieſe Fähigkeit nicht, obſchon er ſonſt ein ſehr gutes Gedächtniß habe. Das habe ich auch wohl an der Art ſeines Vortrags bemerkt, daß er denſelben ſicher nicht auswendig gelernt hatte; aber er kann, ja er muß denſelben vorbereitet haben, dadurch nämlich, daß er die Materialien vorher ſammelte; er hatte ohne Zweifel vorher die Abrede getroffen, man ſolle ihm aufgeben, über Lord Byron zu ſprechen, und nun das auf das Leben und die Dichtungen des berühmten Engländers Bezügliche nachgeſchlagen und fleißig geleſen. Dies benimmt ihm in meinen Augen wenig von dem Verdienſte eines bewundernswürdigen Redners; nur hätte ich gewünſcht, daß er offen geſtanden hätte, wie die Sache war. Nun hat mich zwar ein Freund verſichert, Raſtoul habe am Abend zuvor in der Wohnung dieſes Freundes, nach dem Beſehen der Kupferſtiche, die an der Wand des Zimmers hingen, beinahe zwei Stunden lang über dieſe Kupfer einen Vortrag gehalten; hier konnte ihm jedoch ſeine Phantaſie zu Hülfe kommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. Juli 1837.

O rühmliche Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu baden im Meer!
Die wallenden Gluthen
Der purpurnen Fluthen
So rund um uns her!

F. L. Graf zu Stollberg.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Havre, den 8ten Juli.

Das Seebad.

Gleich oberhalb der Jetée du Nord ſind die bains Frascati. Man kann in denſelben zu jeder Jahreszeit Seebäder haben. In der Badeſaiſon aber nimmt man dieſe im Freien, und zu dem Zweck ſind unter dem Badegebäude auf dem Strande kleine hölzerne, bewegliche Cabanen aufgeſtellt, in denen man ſich auskleidet. Eine gute Strecke weiter liegt eine zweite Badeanſtalt, die weniger brillant, aber weit beſuchter iſt. In der erſten Anſtalt trifft man meiſt nur Fremde, oder auch ſolche Havrer, die ſich von dem großen Haufen abſondern wollen. Die leztere hat wenigſtens den Vorzug, daß ſie belebter iſt.

Einen höhern Genuß als das Seebad gibt es kaum auf dieſer Erde, und es knüpfen ſich an daſſelbe meine ſchönſten Erinnerungen vom Meere. Die See muß etwas ungehalten ſeyn; nur darf es nicht gerade zu hoch hergehen. Stürmt es aber ſo, daß man eben ohne Gefahr oder mit etwas wenig Gefahr hinein oder wieder hinaus kann, ſo wartet unſer eine Götterluſt. Kaum iſt man an einem ſolchen Tage bis über die Knie im Waſſer, ſo wird man im nächſten Augenblicke von einer ſich am Ufer brechenden Welle erfaßt und in das Wogenſpiel hinein getragen. Hier iſt der Jubel groß: ruhig liegt man einen Augenblick zwiſchen zwei Wellen, wie in einem Thale, deſſen Ausſicht von allen Seiten geſchloſſen iſt, oben der klare Himmel, ringsum die bewegten Waſſermauern. Dann tritt die nächſte Welle bedächtigen Schrittes, das Haupt mit zierlichen Schaumlocken geſchmückt, oder durch der Sonnenſtrahlen Spiel mit Blumen und Brillanten bekränzt, auf uns zu und neigt ſich vor uns und hebt uns in die Höhe, bis auf die Spitze des kleinen Waſſerberges, und läßt uns hier ein paar Sekunden ausruhen und der rings geöffneten Ausſicht genießen, die uns die ſchöne Gegend, die ſich neckenden Schwimmer und Badenden, die fernen Schiffe und den weiten Horizont zeigt, bis ſie wieder unter uns wegtritt und uns wieder zwiſchen Waſſerberge verſteckt. Der deutſche Sänger ſang:

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erde hinab.
Soll ich begraben ſeyn,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.

Er kannte nicht dieſe lebendige Ruhe, dieſes ewige Leben, dieſes Grab, wo die hüpfenden Wellen die Grabeswände und der klare, blaue Himmel der Sargdeckel ſind, ſonſt hätte er geſungen:

Soll ich begraben ſeyn,
Legt mich in's Wellenſpiel hinein.

Und wieder hebt es uns und wieder wirft es uns hinab; und kaum einen Arm braucht man in dieſem Elemente zu rühren, um die Wonne zu genießen, von der man in den ſeligſten Träumen phantaſirt, um von den Waſſerwolken getragen zu werden, um die Wellen zu durchfliegen. Fliegen und Schwimmen zugleich wären Worte für dieſe Seligkeit, aber es ſind nur Worte, gefeſſelt an die Maſſe, die wir Erde und Menſch, Zunge und Gaumen nennen.

Und wie das Meer ſelbſt, ſo wechſelt auch der Genuß der Badenden und Schwimmenden. Nicht ein Tag gleicht hier dem andern. Oft war ich allein hier, und dann ergriff mich, wenn ich die Wellen durchſchwamm, wenn ich zwiſchen zwei Waſſerbergen lag, in dem ſchaurig gewaltigen Elemente das Gefühl des Alleinſeyns und beengte mir die Bruſt; und doch ließ mich der Zauber nicht los. Oft waren Hunderte mit mir hier und ich freute mich an dem Jubel, den das belebende Element in Allen hervorrief, an den neckenden Spielen der Schwimmer, an der Angſt der badenden Schönen, an der Sorgfalt, mit der der Vater ſeine Kleinen bewachte, und endlich an dem Hoffnungsſtrahl, der bei der ſtärkenden Wirkung des Bades in dem Auge jedes Kranken wiederleuchtete. Der Kranken waren übrigens, da Havre kein eigentlicher Badeort iſt, gewöhnlich nur Wenige hier; ſie waren nur da, um auch in dieſer Beziehung die Wunderkraft des Meeres zu bekunden, und ich kenne eine Frau, die zu Anfang der Badeſaiſon mit Krücken kam, und die nach drei Wochen dieſe an dem Altar Neptuns als Wahrzeichen des Mirakels, das er gethan, hätte aufhängen können.

Ebbe und Fluth ändern jedesmal die Scene. Eine tauſend und oft mehr Schritte breite Sandebene liegt bei der Ebbe vor dem Meere, und über dieſe von der Sonne erwärmte Fläche müſſen die Badenden, um in's Waſſer und aus demſelben zu ihren Cabanen zu kommen, und ich habe außer ein paar Kranken kaum je welche geſehen, die nicht vor und nach dem Bade dieſelbe zum Tummelplatze ihrer Neckereien und ihrer Luſt gemacht hätten. Im Meere ſelbſt geht dieſe Sandebene ganz unmerklich abwärts, und ſo kann man bei der Ebbe mehrere hundert Schritte weit in's Meer hineingehen, ehe das Waſſer bis an die Bruſt ſteigt. Hiedurch wird den Badenden ein unendlicher Raum gegeben, und ſie zerſtreuen ſich nach allen Seiten hin, ſo weit es ihr Muth oder ihre Körpergröße erlaubt. Bei der Fluth dagegen geht das Ufer jählings abwärts, und dadurch wird der Kreis, in dem ſich die Badenden bewegen, viel enger. Die Männer, und mitunter auch die Frauen, die ſchwimmen können, wagen ſich wohl etwas weiter hinaus und ſchwimmen hin und her. Die aber dieſer Kunſt nicht mächtig ſind, ſtehen, beſonders wenn das Meer etwas hoch geht, in langen Reihen, an Seilen ſich haltend, die an Pfählen befeſtigt ſind, wo ſich dann die ſpringenden Wellen an ihnen brechen und oft über die lezten der langen Reihe wegſchießen.

Männer und Frauen baden hier zuſammen, und ich wüßte nicht, was man dagegen haben könnte. Die Weiber tragen Badekleider, ſo züchtig, wie kaum je ſonſt, und gegen die ein Ballanzug wahre Nacktheit iſt. Mitunter ſpielen die Wellen eine Krempe los, und dann ſieht man wohl die feine Wölbung einer runden Schulter, und die Schönen erröthen von Rechtswegen, als ob ſie das Alles nicht, wenn's eben die Mode will, jedem Blicke Preis gäben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pſychologiſche Charakteriſtik der Geſchlechter.

(Fortſetzung.)

Was die Geſchlechtsleidenſchaften anbelangt, ſo will der Mann perſönlich gelten und herrſchen, die Frau dagegen gefallen und geliebt ſeyn. Der Mann liebt Freiheit und Unabhängigkeit, wie billig, und ſchwärmt gerne in excentriſchen Freiheitsideen, welche, wenn auch nicht immer dem Wohl und der Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft zuträglich, doch der männlichen Natur angemeſſen ſind und im männlichen Charakter liegen. Freiheitsideen beim Weibe, wie ſie die neuere Zeit demſelben anräth, z. B. die freie Frau der St. Simoniſten, die politiſche Emancipation der Franzöſinnen, die auch ihren König haben wollen, die ſittliche Entfeſſelung durch das junge Deutſchland, ſind widernatürliche Lächerlichkeiten; denn die Frauen kümmert nicht das Geſetz und die Verfaſſung, ſondern bloß die Sitte, wogegen ſie ſich aber jeder Rebellion enthalten mögen; denn die Sitte iſt unbedingtes Geſetz der Weiblichkeit.

Der Rechtsſinn des Mannes iſt ſchroff und feſt, daher ſein Zorn gewaltig und aufbrauſend. Man hat ſchon den Zorn den Geſchlechtseffekt des Mannes nennen wollen; wir glauben indeß, daß das ſchöne Geſchlecht ſich dieſen Effekt nicht wohl wird nehmen laſſen, nur trägt er bei ihm einen andern Charakter, wie er aus einem andern Grunde entſpringt. Der Zorn der Weiblichkeit wird meiſt, wenn nicht aus dem verletzten Rechte zu gefallen entſpringen, doch eine ſehr beſtimmte Beziehung darauf haben. Wenigſtens wird die Rache der Weiblichkeit immer dieſe Richtung nehmen; ſie wird die Liebenswürdigkeit, die Reize, die perſönlichen Vorzüge, die Ehre des unglücklichen Gegenſtandes ihres Zornes zu zernichten ſuchen. Der weibliche Zorn ſchimpft oder läſtert, der männliche droht und donnert. Leztere Entladung namentlich ſollte die Weiblichkeit gänzlich dem männlichen Zorne

überlaſſen, wie die erſtere dem Manne wo möglich noch ſchlechter ſteht als der Frau. — Die weibliche Güte gegen Beleidigungen iſt Sanftmuth, die männliche Großmuth. Mit letzterer wäre faſt zu viel vom Weibe, mit erſterer zu viel vom Manne verlangt.

Die Leidenſchaften des überreizten Rechtsſinnes, die Rechthaberei und Herrſchſucht, ſind wiederum nicht ausſchließliche Geſchlechtseigenthümlichkeiten des Mannes; auch hier liegt der Unterſchied mehr in der Form. Die männliche Herrſchſucht iſt nackt und brutal; ſie will herrſchen, um in dem ſüßen Gefühl perſönlicher Geltung zu ſchwelgen. Dies iſt dagegen, wenn auch nicht ohne Beiſpiel bei den Frauen, doch immerhin ſehr unweiblich. Die Frau darf bloß herrſchen wollen aus Eiferſucht und Gefallſucht, d. h. aus dem Anſpruch, ausſchließlich geliebt zu werden und vorzugsweiſe zu gefallen. Eine ganz weibliche Leidenſchaft iſt allerdings, ihre Umgebungen durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern und ſich zu unterwerfen, den Geliebten und Ehemann gefangen zu nehmen, aber nicht um zu herrſchen, ſondern um die Genugthuung ungetheilter Liebe oder vorzugsweiſen Gefallens zu haben. Widerſpruch gegen ihre Herrſchaft verletzt nicht als Kränkung des egoiſtiſchen Gefühls perſönlicher Geltung, ſondern der gemüthlichen Leidenſchaft, geliebt zu ſeyn und zu gefallen, nicht als Ungehorſam, ſondern als Vernachläſſigung. Daher ſind auch die Mittel weiblicher Herrſchſucht verſchieden von den männlichen; hier iſt's direkter Befehl und Gewalt, dort ſind es die Waffen der Liebenswürdigkeit, der Gefälligkeit, der Schmeichelei, der Liſt und Verſtellung, der Thränen.

In Beziehung auf den Beſitz liebt der Mann alles, was ſeiner perſönlichen Geltung ſchmeichelt und ihm Ehre und Anſehen vor dem Publikum gewährt: Haus und Hof, Gut und Geld, Waffen und Pferde; die Frau dagegen, was das Daſeyn innerhalb der häuslichen Schranken ſchön, behaglich, bequem, geordnet und geſellſchaftlichglänzend macht: Putz, Schmuck, ſchöne Geräthe und Geſchirre. Die Vorräthe in Küche und Schränken gehören der Frau, der volle Keller dagegen dem Manne, wie Scheune und Vorrathskammern. Ueberall aber ſchafft die Frau Sauberkeit, Zierlichkeit, Nettigkeit, Ordnung. Von den Leidenſchaften des Beſitzes iſt der Geiz mehr eine weibliche, die Habſucht mehr eine männliche Leidenſchaft; Induſtrie und Erwerbſamkeit ſind mehr die Aufgabe des Mannes, Häuslichkeit und Sparſamkeit mehr die Aufgabe der Frau.

In Beziehung auf die Ehrliebe haben wir ſchon bemerkt, daß ihre Begierden und Suchten die männliche Geſchlechtsleidenſchaft ſind. Die Ehre iſt die Grundbedingung der geſellſchaftlichen Exiſtenz des Mannes; Verluſt der Ehre iſt ſein bürgerlicher und geſellſchaftlicher Tod. Er opfert dem Ehrgeiz und der Ruhmſucht ſeinen Fleiß und ſeine Kräfte, Hab und Gut, häusliche Behaglichkeit und Ruhe, Blut und Leben. Er iſt ſtolz und in der Beſcheidenheit höchſtens billig und gerecht gegen Andere; nicht ſelten hochfahrend, anmaßend, übermüthig, wohl auch unverſchämt. Der Frau dagegen iſt es weniger um Ehre und noch weniger um Ruhm zu thun, ſondern um Anerkennung und Bewunderung ihrer perſönlichen Reize und Vorzüge. Nackte Achtung und Ehrerbietung, Unterthänigkeit und dergleichen iſt ein kahles, kaltes Opfer, welches dem weiblichen Stolze ſchlecht gefällt; ſie will gefallen, geliebt, angebetet, bewundert ſeyn. Ihre Ehrliebe iſt Eitelkeit, in gutem und ſchlechtem Sinne, in erſterem ſo gut ein nothwendiger Charakter und eine halbmoraliſche Triebfeder für die Frau, als die Ehrliebe für den Mann. Nichts iſt unweiblicher als eine Frau, die auf den Anſpruch zu gefallen verzichtet, ihre Perſon, ihren Anzug, ihr Haus vernachläſſigt, ſich unſchöne und ungefällige Nachläſſigkeiten erlaubt, oder gar durch Unreinlichkeit abſtößt. Sey ſie eine noch ſo treue Gattin, noch ſo zärtliche Mutter, gebildet, gelehrt, Poetin; ſie hat den Werth des Weibes verloren, wogegen der bloße Werth des Menſchen kaum aufkommen kann. Dagegen ſtammen aus der Eitelkeit und Gefallſucht auch wieder die meiſten Fehler und Vergehen des Weibes, z. B. Putzſucht, Koketterie, Leichtfertigkeit, Untreue, Neid, Läſterung.

Das Gemüth iſt die Urquelle des weiblichen Seelenlebens; hier wurzeln ihre Neigungen und Leidenſchaften, hier ihr Glück und Unglück, ihre Tugend, aber auch wieder ihr Laſter. Sehnſucht, geliebt zu ſeyn, und unbedingte Aufopferung für den geliebten Gegenſtand ſind die Grundzüge des weiblichen Gemüths. Daß die Frau im Allgemeinen mehr Gemüth hat als der Mann, ſieht man z. B. in der Vergleichung der Mutterliebe mit der Vaterliebe: die Mutter liebt wahrhaft und rein, während der Vater ſich mehr nur an ſeinen Kindern ergötzt und erfreut. Man vergleiche ferner die Liebe zweier Liebenden: er freut ſich, ſie ſein zu nennen, ſie, ſein zu ſeyn. Auf der andern Seite zeigt ſich das Uebergewicht des Gemüths eben ſo ſprechend im giftigen Haſſe, dem zehrenden Neide, der unverſöhnlichen Feindſchaft, der unerbittlichen Schadenfreude, der ſchneidenden Grauſamkeit erbitterter, gereizter Frauen, wie eben jedem Vorzuge die Möglichkeit eines eben ſo bedeutenden Fehlers gegenüberſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Improviſator Raſtoul.

Bei dem Vortrag über Lord Byrons Leben mußte Raſtoul ſich an Thatſachen halten, und dieſe konnten ihm

unmbalich ſo zu Gebote ſtehen, wie die Eingebungen der Phantaſie. Er nahm indeſſen das ihm aufgegebene Thema an, und ohne ſich weiter zu bedenken, begann er ſogleich, den vollſtändigen Lebenslauf des Dichters zu entwickeln, in einer gefälligen, zwar nicht immer eleganten und ganz korrekten, aber heitern Sprache; er vergaß keinen wichtigen Umſtand, kein merkwürdiges Datum, und Alles erſchien in der gehörigen Ordnung, wie man es in einer wohlabgefaßten biographiſchen Notiz zu leſen gewohnt iſt. Gab eine Thatſache Anlaß zu politiſchen, moraliſchen oder literariſchen Bemerkungen, ſo ließ er ſich auch wohl in dieſe ein, und gerieth dabei zuweilen in Eifer, wodurch der Vortrag ſehr gewann. Auch wenn er etwas aus einem Dichter oder Proſaiker zu citiren Gelegenheit fand, unterließ er es nicht; kurz, er trug ſeine Notiz vor, gerade wie ein mit Geiſt und Geſchmack begabter Schriftſteller ſie zu ſchreiben pflegt. Einige Thatſachen ſchien er ſogar aus mündlichen Ueberlieferungen und Verſicherungen, nicht aus Büchern zu haben; manchmal war er in der Wahl des Ausdrucks und in ſeinen Aeußerungen über die Thatſachen ſehr treffend, und wurde durch Beifallsbezeugungen unterbrochen. Den Faden der Biographie wußte er aber immer gerade da wieder aufzunehmen, wo er ihn hatte fallen laſſen müſſen, und ließ ſich überhaupt durch nichts ſtören. Als er einmal etwas Auffallendes über die Vampyre äußerte, bei Erwähnung des dem engliſchen Dichter zugeſchriebenen Werkchens dieſes Titels, und eine Dame darüber ihr Erſtaunen laut zu erkennen gab, unterbrach er den Vortrag, um die Dame zu belehren, daß dieſes Faktum ſich in einem Aufſatze finde, den Ch. Nodier zuerſt in's Journal des Débats eingerückt und hernach in eine Sammlung kleiner Schriften aufgenommen, deren Titel, Jahrszahl, Verleger und Drucker er umſtändlich angab. Wenn er alles Andere ſo gut im Kopfe hat, wie dieſes, ſo muß er wahrlich ein erſtaunliches Gedächtniß beſitzen. Nachdem er nun über eine Stunde lang, gerade wie er es angekündigt, geredet hatte, ſchloß er mit einigen Bemerkungen über die Dichtungen Lord Byrons: Alles ohne Mühe und Nachdenken; es floß aus ſeinem Munde, wie es aus der Feder eines fertigen Schriftſtellers gefloſſen ſeyn würde. Man war allgemein erſtaunt über dieſe große Leichtigkeit des Vortrags und über das ungeheure Gedächtniß, welches demſelben zu Grunde liegt. Merkwürdig iſt es, daß das Improviſationsvermögen nur den Südländern eigen zu ſeyn ſcheint; auch Thiers iſt ja ein Provençale. — Vor wenigen Tagen beſuchte ich wieder eine Matinée musicale et littéraire des Prytanäums. Diesmal wurden Raſtoul mehrere Themen vorgeſchlagen, nämlich Maria Stuart, Chateaubriands Einfluß auf die franzöſiſche Literatur, Cromwell, claſſiſche und romantiſche Dichtkunſt, Duell. Als er dieſe Themen beiſammen hatte, fragte er die Zuhörer, ob ſie von ihm eine Rede über alle fünf Gegenſtände zuſammen hören wollten, die, wie er meinte, ſich durch irgend einen Faden aneinander reihen ließen, oder ob ſie einen Vortrag über einen derſelben wünſchten. Das Auditorium entſchied ſich für Letzteres, und die meiſten Stimmen ſprachen ſich ſodann für eine Rede über das Duellweſen aus. Er nahm den Vorſchlag an, und begann nun ſogleich eine Rede, die, ſeiner Gewohnheit nach, ungefähr eine Stunde dauerte, und worin er die Geſchichte des Duells zwar nicht gründlich gelehrt, aber doch mit erſtaunlicher Beleſenheit durchführte. Am oberflächlichſten war er in der Geſchichte des germaniſchen Zweikampfes: Uebrigens begann er ſeine geſchichtliche Ueberſicht mit dem grauen Alterthum. Die Römer und Griechen haben den Zweikampf als Ehrenſtreit nicht gekannt; bei dieſen Völkern ſey es für einen Helden keine Schande geweſen, einem Stärkern zu weichen oder eine Unbilde zu ertragen; denn ſeine Tapferkeit habe von Niemand in Zweifel gezogen werden können. Auch habe jeder Bürger vor Allem ſeinem Vaterlande angehört, und nur dieſem ſein Leben zum Opfer gebracht. Finde man bei ihnen einen Zweikampf, ſo ſey es ein Kampf mit Feinden des Vaterlandes, nicht mit perſönlichen Feinden. Das egoiſtiſche Gefühl der Rache für perſönliche Beleidigungen vermittelſt des Zweikampfes ſey die Wirkung der Barbarei, und nur bei barbariſchen Völkern des Mittelalters finde man dieſen Gebrauch im Gange. Nun kam der Redner natürlich auf den gerichtlichen Zweikampf zu ſprechen. Intereſſante Züge führte er von der Duellſucht des franzöſiſchen Adels im ſechzehnten Jahrhundert an. Es gab da Menſchen, welche einander auf der Gaſſe anfielen, ſtundenlang wie wüthend mit einander kämpften, und, wenn ſie geſtört wurden, die Fortſetzung ihres Zweikampfes auf einen günſtigern Augenblick verſchoben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Ein Wald von Vögeln mannichfalt,
Und Alle jung und Keiner alt,
Und Alle ſingen friſch und munter,
Iſt mancher lockre Zeiſig drunter.
Und mit den Roſen buhlt dein Schall,
O liebetrunkne Nachtigall!

Auch zwitſchert manches junge Blut
Zur Harmonie des Ganzen gut,
Und eitele Kukuk's ſingen,
Sich einen Namen zu erzwingen;
Doch ſich vergiſſet, wenn ſie ſingt,
Die Lerche, die ſich aufwärts ſchwingt.

Ein Andrer kreiſcht aus Futternoth
Sein Bettellied um's liebe Brod;
Ein Andrer klagt euch Liebesleiden,
Wie, daß er muß vom Liebchen ſcheiden;
Ein Dritter jammert von der Pein,
Im weiten Wald allein zu ſeyn.

Noch Andre ſingen, was geſchah,
Eh noch im Wald man Vögel ſah,
Sie ſingen ihres Volks Geſchichten
Und wiſſen viel hineinzudichten;
Von Streitigkeiten mancherlei
Nachahmen ſie das Kriegsgeſchrei.

Oft ſteckt in ihren Liedern gar
Verdorbner Sinn, auch ſingt ein Aar,
Ein Schwan wohl ſeine ſeltnen Lieder,
Und Klänge tönen im Walde wieder,
Wodurch die alte gute Zeit
Der Macht des Sanges ſich erneut.

Doch dieſer Vögel froher Chor
Schwingt nie ſich in die Luft empor,
Die Lerche ſelbſt, von der wir ſingen,
Hat nur der Sehnſucht zarte Schwingen:
Ach! wann bricht wohl die Stunde an,
Daß ſie auch fliegen, fliegen kann!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. Juli 1837.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Goethe.

Pſychologiſche Charakteriſtik der Geſchlechter.

(Beſchluß.)

Je unbedingter die Hingabe des weiblichen Gemüthes iſt, deſto ungetheilter iſt ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß. Gleichgültige Verhältniſſe, wie ſie der Mann nach allen Seiten hin anſpinnt, cultivirt und feſthält, liegen im Grunde der weiblichen Natur ferne; erſt die geſellſchaftliche Nothwendigkeit kann das weibliche Gemüth dazu gewöhnen. Von Natur wird das weibliche Herz jeden Gegenſtand, jede Perſon, für die es ſich überhaupt intereſſirt, mit Neigung anziehen oder mit Abneigung abſtoßen, lieben oder haſſen. Insbeſondere aber wird ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß ganz und ungetheilt ſeyn; während der Mann Unterſchiede macht, an ſeinen Bekannten und ſelbſt an ſeinen Freunden verſchiedene Seiten und Beziehungen ſondert, die eine ſchätzt, die andere verwirft. Zu dieſer Abſtraktion wird ſich das weibliche Gemüth nur ſehr ſchwer gewöhnen. Eine liebenswürdige Seite, ſo wie ſie überwiegend ſich aufdringt, macht die Frau blind gegen alle übrigen Fehler, umgekehrt aber vollendet auch wieder ein überwiegend in die Augen ſpringender Fehler ihr Verdammungsurtheil. Die Weiblichkeit vermag die Unterſcheidung, welche der Mann auf einmal und zu gleicher Zeit macht, nur ſucceſſiv und zu verſchiedenen Zeiten zu machen; daher die wechſelvolle Launenhaftigkeit, welche man dem weiblichen Herzen im Allgemeinen nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurfe macht.

Als Gegenrecht gegen die unbedingte Hingabe an den Geliebten fordert nun aber die Frau auch ausſchließlichen Beſitz; ſie iſt eiferſüchtig, und ſo kommt es, daß der Mann, der in unbedingter Hingabe nicht gerne ſeine Selbſtſtändigkeit opfert, durch Eiferſucht dem weiblichen Gemüthe fortgehende Qualen verurſacht. Ein merkwürdiger, die weibliche Eiferſucht von der männlichen unterſcheidender Zug iſt indeſſen, daß es der Frau weniger um den ausſchließlichen phyſiſchen Beſitz des Mannes zu thun iſt, als um den ausſchließlichen Beſitz ſeiner Liebe, Achtung und Huldigung; ſo daß ſelbſt edle und reine, ſtreng ſittliche Frauen dem Manne eine phyſiſche Untreue mit auffallender Nachſicht verzeihen, wenn ſie nur ſeine Liebe und Huldigung ungetheilt ſich erhalten und kein öffentlicher Scandal den kränkenden Schein der Vernachläſſigung auf ſie wirft. Eben ſo auffallend iſt die Milde, womit die weibliche Eiferſucht frühere, der perſönlichen Verbindung vorangegangenen Verirrungen des Mannes verzeiht. Es mag ſeyn, daß hierin viel Reſignation gegen die Unverbeſſerlichkeit der Männer liegt;

allein ein tieferer Blick offenbart uns, zu großer Auszeichnung des weiblichen Geschlechts, einen geistigeren, gemüthlicheren, ungleich weniger sinnlichen Charakter der weiblichen Liebe und Eifersucht. — Daß der Mann die Leidenschaft der Eifersucht nicht ebenfalls theilte, soll durch die Bezeichnung derselben als einer gemüthlichen Geschlechtseigenschaft des Weibes nicht gesagt seyn; nur wird bei ihm die Erscheinungsform derselben sich wiederum sehr verschieden gestalten. Die männliche Eifersucht stammt mehr aus dem Rechtsgefühle des ausschließlichen Besitzes und Eigenthums; seine Eifersucht wie seine Liebe ist egoistischer und physischer als die weibliche. Haß und Rache weiblicher Eifersucht fällt auf die Rivalin und Verführerin des Mannes; der Haß des betrogenen Mannes geht dagegen auf das ungetreue Weib, während seine Rache den Verführer trifft.

Was endlich das sympathetische Gefühl betrifft, so ist die Frau dem Mitleid zugänglicher als der Mann. Ihre Mitfreude beschränkt sich auf die engsten gemüthlichen Verhältnisse, während sie sich beim Manne auf entfernte Bekannte, Genossen und Vaterland erweitert. Die Theilnahme der Frau ist wärmer; aber in demselben Grade auch Neid und Schadenfreude lebhafter. Daher findet man, wenn gleich in der Regel mehr kalte, brutale Grausamkeit bei Männern, die giftigeren, schneidenderen Grade bei Frauen.

In der Religion ist die Frau ihrer Natur nach gläubig und devot, und der Katholizismus steht ihr wohl; der Mann dagegen ist kritisch und selbstständig, ein geborner Protestant. Der Weiblichkeit fällt mehr die religiöse Demuth, dem Manne die Erhebung, jener die Resignation, diesem das Vertrauen anheim; jene schöpft aus der Religion Trost und Hoffnung, dieser Kraft und Begeisterung.

Nachdem wir durch alle Seiten des Menschengeistes den Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit hindurch geführt, ergibt sich von selbst das Resultat für ihre Stellung und Berechtigung gegen einander. Wie die Seiten des Menschengeistes, die sie repräsentiren, sich im Individuum zur Seele, so ergänzen sich Männlichkeit und Weiblichkeit zur Menschheit. Jedes hat seine eigene Aufgabe: der Mann, recht Mann, das Weib, recht Weib zu seyn, und so ist es denn auch mit ihren Rechten. Sie haben gleiche, aber nicht die gleichen Rechte.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ein paar Mal machte ich die Erfahrung, daß das Zusammenbaden von Männern und Weibern ein wahres Glück war. Das Meer ist mitunter tückisch; bei angehender Ebbe zieht es einen stets in die Weite hinein, und man hat dann Mühe, das Ufer wieder zu erreichen, wenn man eine Strecke in die See hineingeschwommen ist. Eines Tags hatte eine schöne Tochter Albions der Herrschaft, die ihr Vaterland sich über dieses Element anmaßt, etwas zu viel vertraut. Sie war eine Strecke in die See hineingeschwommen, und als sie zurück wollte, versagten ihr bald die zarten Glieder den ungewohnten Dienst. Ihr Hülferuf machte auf viele der anwesenden Damen solchen Eindruck, daß sie augenblicklich aus dem Wasser hinauseilten und erst am sichern Ufer dem tragischen Ereignisse, das sich vorbereitete, zusahen, wogegen die übrigen gleich zu einem tapfern Echo ihres Angstgeschreis wurden. Zwei junge Männer, die einzigen anwesenden Schwimmer, die bereits in ihren Cabanen waren, stürzten augenblicklich aus denselben heraus, in's Wasser hinein, und in ein paar Minuten brachten sie die, vor Angst wenigstens, halb entseelte Schöne im Triumphe an's Ufer. Tags darauf rettete einer dieser Beiden, mein Freund Braumüller aus Stettin, drei Frauen zugleich in ein paar Sekunden. Es war diesmal die Fluth, die auch ihre Tücke hat und versuchen wollte, ob es ihr besser gelinge, ihr Opfer zu erhaschen, als gestern der Ebbe. An der Stelle, wo bei niedrigem Wasserstande die Fluth ihre höchste Stufe erreicht hat, wühlt dieselbe gewöhnlich den Grund ein paar Fuß tief aus. Jenseits dieser Vertiefung beginnt dann die Sandebene, von der ich sprach. An jenem Tage hatten drei junge Frauen ruhig auf dieser Ebene gebadet, während die Fluth immer höher stieg. Als sie endlich sich zurückziehen wollten, stand das Wasser in jener Vertiefung wenigstens Frauenhoch und schnitt den kecken Badenden den Rückzug ab. Je näher sie dem Ufer zuschritten, desto höher stieg das Wasser an ihnen hinauf. Ihr Angstgeschrei war ihre einzige Nothwehr. Die am Ufer stehenden Frauen liefen voll Entsetzen durch einander, und ein hundertfaches ohnmächtiges Echo des Hülferufs der Gefährdeten war, wie gestern, Alles, was ihnen zu Gebote stand. Mein Freund kam gerade in diesem Augenblicke an, und wenn er gestern vergessen hatte, die Schwimmhosen anzuziehen, so vergaß er heute den Rock abzuwerfen, stürzte sich in's Meer und brachte die drei Frauen, die bereits, als er sie erreichte, den Boden verloren hatten, an's Ufer. Nur zwei Minuten später wären sie rettungslos verloren gewesen. — Schon wegen solcher Zufälle mag man immerhin erlauben, daß Männer und Frauen zusammen baden.

Eine weitere Gefahr, doch nur für solche, die etwas zu keck sind und zum baden eine etwas stürmische See vorziehen, ist die Brandung. Ich hatte mich eines Tags, wo mir das Meer gerade nicht toller schien als sonst oft, da ich mich seiner Bewegung gefreut hatte, ihm getrost

anvertraut und mich dem Genusse des fliegenden Schwimmens oder des schwimmenden Fliegens überlassen. Mein Herz hatte gejubelt in dem Jubel der Wogen; es fiel mir nicht auf, daß ich allein war und daß die meisten Ankommenden unverrichteter Dinge wieder abzogen; denn es war zu schön im Wasser, um an etwas anderes als an die Wohllust des hohen Genusses zu denken. Aber als ich hinaus wollte, merkte ich wohl, warum ich der einzige Badende war. Entweder war schon, als ich in's Bad ging, das Meer höher als die Tage vorher, oder es war, während ich badete, stürmischer geworden. Genug, als ich an's Land wollte, riß mich die Brandung jedesmal, so oft ich festen Fuß faßte, um und warf mich wieder in die nächste Woge hinein. Beim ersten Male lachte ich mit den auf dem Ufer stehenden Zuschauern, beim zweiten Male auch noch, aber es kam schon weniger von Herzen, beim dritten Versuche wurde mir unheimlich zu Muthe, und ich lachte nicht mehr, und beim vierten Male fluchte ich der Lacher, und als mir gerade bei dem Fluche eine neue Welle in den Hals flog, ließ ich selbst das Fluchen. Wohl zehn-, zwölfmal versuchte ich an's Ufer zu gelangen, und immer vergebens, und mit jedem neuen Versuche wurde, mir schien es wenigstens so, das Meer stürmischer und das Brausen der Wellen höhnischer. Ich fühlte, daß ich den Kampf nicht lange mehr aushalten würde. Um mich zu erholen, schwamm ich eine Strecke zurück, und hier fielen mir die Stricke ein, und ich begriff kaum, warum ich nicht gleich daran gedacht. Ich schwamm dahin, wo sich ein solcher befand, wartete, bis ein Wellenthal mir denselben zeigte, erfaßte ihn und zog mich an demselben, die Wellen gingen dabei ein paar Mal über mich her, bis ans Ufer. Ich gestehe gerne, daß ich mich recht innig wohl fühlte, als ich endlich wieder festen Boden unter mir hatte, mich wieder aufrecht stellen konnte, und daß ich mir ernstlich vornahm, in Zukunft besser zuzusehen und nicht zu leicht zu vertrauen, was ich ehrlich gehalten. Oft aber that es mir innig leid, daß ich dem Genusse eines stürmischen Seebades entsagen mußte.

Das Lied vom Thale.

Ich weiß ein Thal, da wohnt die Ruh',
Da wohnt die Ruh', da möcht' ich seyn;
Der Lärm der Welt kann nicht hinein,
Es schließen's dunkle Berge zu.

Der Strom durchfließt es voll und klar,
An seinem Ufer schläft das Grün,
Die Welle, im Vorüberziehn,
Benezt das Rohr und Weidenhaar.

Die Sonnenlichter spielen gern
Auf dieser hingegoss'nen Fluth,
Und wenn sie dann im Dunkel ruht,
Dann blickt herab der Abendstern.

Rings auf den Höh'n ist luft'ger Wald,
Im Grunde saftiges Gebüsch,
Da ruht sich's kühl, da weht es frisch —
Ach wär' ich doch im Thale bald!

Thella.

Korrespondenz-Nachrichten.

Christiania, Juli.

Norwegen und Dänemark.

Obgleich die Dänen und die Norweger, wenigstens die Städter, im Ganzen dieselbe Sprache reden, die Bevölkerung Einem Stamme entwachsen ist und beide Nationen lange politisch vereinigt waren, so sind doch die geselligen Verhältnisse in Kopenhagen und Christiania ganz verschieden. Hier ist weder Adel, noch Hof; die Hauptstadt Dänemarks ist die Stadt der Junker. Die dänischen Hofdienstungen sind sehr zahlreich, und ihre Rangordnung im Verhältniß zu den Civil- und Militärämtern sehr hoch. Das Vermögen des dänischen Adels ist im Ganzen sehr heruntergekommen, wie denn namentlich der Umstand, daß die Gesetzgebung Majorate nicht begünstigte, dahin wirken mußte. Die Kopenhagener Studenten halten an Fastnachten komische Aufzüge; bei einem derselben wurde auch ein Mensch vorgestellt, der in den Mond gefahren ist und dessen Bewohnern umsonst in deutscher, französischer, englischer Sprache sich verständlich zu machen sucht; desto besser glückt es ihm mit der dänischen. Seinem Erstaunen darüber wird endlich durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ja die Güter des dänischen Adels im Monde liegen und ihre Leibeigenen natürlich dänisch reden. — Der Gegensatz der Dänen und der Deutschen ist auch in den höchsten Gesellschaften nicht zu verkennen, um so mehr, da es namentlich noch einige adelige Familien aus Holstein sind, welche in Kopenhagen aus eigenen Mitteln große Häuser machen können und mit Geschmack zu machen wissen. Aber nicht bloß hier, nicht bloß in der Literatur macht sich diese verschiedene Nationalität geltend, sondern das deutsche Element greift auch auf dem platten Lande um sich, indem aus Holstein und den benachbarten Ländern häufig Arbeiter, die etwas erspart haben, nach Schleswig und Jütland auswandern und dort Pächter und mit der Zeit Eigenthümer werden; denn die Dänen haben offenbar weniger Energie, Beharrlichkeit und Ausdauer in Gewerbe und Ackerbau, als die Deutschen; man wirft ihnen bedeutende Lahmheit vor. Ein französischer Gesandter schrieb einmal nach Paris: „Denken Sie sich, was die Dänen für Leute seyn müssen, wenn ich Ihnen sage, daß die Deutschen ihre Gascogner sind!“ Dafür sind sie aber treffliche Seeleute, die besten in der Ostsee; Mannschaft und Schiffe sind viel besser, als die der Schweden, deren Schiffe zu befrachten solide Kaufleute nicht selten Anstand nehmen. Auch setzen die Dänen ihre Nationalehre darein; das nationale Streben, nach der Zerstörung der herrlichen Flotte wieder eine neue zu schaffen, mag wohl

auch nicht wenig zur Untergrabung der dänischen Finanzen beigetragen haben. Es wird alle zwei Jahre eine Fregatte ausgerüstet und in die See geschickt; vor einiger Zeit hat eine einen Wettlauf mit einer amerikanischen gehalten und den Sieg davon getragen. Es gibt Leute, welche glauben, Dänemark sey dazu berufen, einmal die Seemacht des deutschen Reichs zu werden. — Norwegen hat das mit Dänemark gemein, daß wenige Städte zweiten Ranges über die Oberfläche des Landes zerstreut sind. Christiania aber blüht in eben dem Grade auf, in welchem Kopenhagen abnimmt. Dagegen ist der Handel von Bergen nicht mehr ganz so blühend wie früher, obgleich daselbst noch sehr gute Häuser, meist ursprünglich deutsche, in ihrer Solidität sich behaupten. Die ungeheuern, Linienschiffen an Größe gleichen Arken aus dem Norden, voll getrockneter Fische, von Bauern ohne alle Kenntniß der neuen Hülfsmittel der Schiffahrt, nach Art der Alten von Bucht zu Bucht geführt, haben noch immer hier ihren Stapelplatz. Von hier wird besonders der Stockfisch in ungeheurer Menge nach dem Mittelmeer geführt; bekanntlich behaupten die Italiener, die Kirche sey von den nordischen Ketzern bestochen, die Fastengebote aufrecht zu halten, damit sie ihre Stockfische verkaufen können. — Christiania hat eine von etwa 500 Studenten besuchte Universität, deren Professoren meist zugleich die Redakteuren der politischen Journale sind, welche auch in Dänemark viel gelesen werden. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß der in Journalartikeln mitunter athmende Haß gegen Dänemark in Norwegen überhaupt noch verbreitet sey. Es ist durchaus kein Grund zu Philippiken vorhanden; denn von Dänemark ist gewiß nichts zu fürchten. Allerdings blüht das Land seit der Trennung augenscheinlich auf, im Genuß seiner Unabhängigkeit und im Schutz seiner beinahe amerikanischen, für seine einfachen innern und äußern Verhältnisse ganz geeigneten Verfassung; aber gedrückt ist Norwegen von Seiten der dänischen Regierung nie worden, sondern nur vernachlässigt. Unser Christiania liegt das aus Backsteinen gebaute neue Schloß für den König, welcher der Verfassung gemäß einen Theil des Jahrs hier zubringen soll, bisher aber durch Mangel eines Obdachs sich entschuldigte. Daß er hier, wo er eigentlich nur Präsident des Staates ist, sich nicht so gerne aufhält, als in dem königlichen Stockholm, ist natürlich: indeß nimmt seine königliche Haltung den Norwegern nicht minder für sich ein, als seine republikanische Gesinnung. Die von ihm befohlene Räumung der Grenzfestung gegen Schweden hin hat allerdings den Norwegern nicht ganz gefallen, und jeder Versuch, die schwedische Verfassung einzuführen, würde Bürgers-, Bauern- und Soldatenstand zum Widerstand gerüstet finden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Improvisator Rastoul.

Am französischen Hofe lebte ein Herr v. Crillon, der solch ein Haudegen war, und mit einem Herrn v. Bussy häufig im Streite lag. Man hatte sie mit vieler Mühe abgehalten, einander die Hälse zu brechen, als sie Beide von dem Herzoge von Anjou, welcher zum Könige Polens erwählt worden war, als die besten Kämpfer auserlesen wurden, ihn zu begleiten. Aber am sächsischen Hofe, wo die schreckliche Pariser Bluthochzeit noch im frischen Andenken war, und wo der Herzog von Anjou, welcher Antheil an der großen Verrätherei gehabt hatte, sehr kalt und beinahe verächtlich aufgenommen wurde, kaperte man den Herrn v. Bussy weg und warf ihn in's Gefängniß. Der Herzog war schon wieder auf der Landstraße mit seinem Gefolge, als er die Abwesenheit Bussy's bemerkte. Nun erbot sich Crillon, ihn zu holen. Er kehrte in der That in die Stadt zurück, drang mit gezogenem Degen in's Gefängniß ein und holte seinen Landsmann und Gegner heraus; und als sie nun Beide aus der Stadt waren, sagte Crillon ganz kaltblütig: „Jetzt bist du wieder frei und kannst den in Paris begonnenen Kampf mit mir wieder fortsetzen: also den Degen gezogen und Achtung!“ Diesmal ließ jedoch der streitsüchtige Bussy den Degen in der Scheide, erwiderte, er sey seinem Retter allzusehr verpflichtet, als daß er ferner noch mit den Waffen sich ihm gegenüberstellen könne, und fiel ihm um den Hals, anstatt mit dem Degen in der Faust über ihn herzufallen. — Die Geschichte der neuern Zweikämpfe behandelte der Redner kurz, und schloß mit der Bemerkung, durch Verbote das Duellwesen in Frankreich auszurotten, sey beinahe unmöglich. Bei Völkern mit verfeinerten Sitten sey das Ehrgefühl zu stark, als daß sich Jemand ungerochen könne beschimpfen lassen, oder zugeben, daß ein unter seinem Schutze stehendes Wesen beschimpft werde. Auch haben Gesetze wider das Duell die Sache jedesmal schlimmer gemacht. Die Deputirtenkammer habe daher sehr weise gehandelt, daß sie bisher sich mit keinem Gesetze wider das Duell abgegeben. Was aber das übertriebene Ehrgefühl und die Duellsucht betreffe, so werden dieselben als barbarische Vorurtheile und rohe Sitten schon nach und nach abkommen. Ich bemerkte, daß einem Theile des Auditoriums, dem wahrscheinlich die neulich von Dupin vor Gericht gehaltene Rede wider das Duell noch lebhaft im Andenken schwebte, dieser Schluß nicht gefiel; einige Personen bemerkten ziemlich laut, daß es doch so unnütz nicht seyn würde, einige gesetzliche Vorkehrungen gegen das Duell zu treffen. Rastoul erzählte auch die Geschichte des Duells, worin der Sohn des Grafen von Fontanes umkam, welcher unter der Napoleonischen Regierung Großmeister der Universität, das heißt des gesammten Unterrichtswesens im französischen Reiche, gewesen war. Der junge Mann bekam Streit wegen einer Kleinigkeit mit Jemanden, dessen Namen man nie erfahren hat. Einer von Beiden, ich weiß nicht welcher, forderte den Andern zum Zweikampfe; die beiden Gegner fanden sich an dem bestimmten Orte ein; der junge Fontanes, oder St. Marcellin, wie er hieß, schoß; da er aber kein geübter Schütze war, fehlte er seinen Gegner; dieser war im Gegentheil ein so furchtbarer Schütze, daß er zu seinem Secundanten sagte, er wolle den jungen Mann zwischen den Augen treffen, und leistete auch richtig Wort hiell. Der junge Mann fiel, lebte aber noch einige Stunden. Als Hülfe kam, waren die Andern verschwunden; man fragte St Marcellin, wer auf ihn geschossen habe. „Ich weiß nichts,“ erwiderte er, „als daß er ein fambser Schütze ist.“ Er verschied kurz darauf, und man trug seinen Leichnam in seines Vaters Hotel, welcher an demselben Abend einen Ball gab. Was für eine Verwirrung durch diesen Auftritt im Hotel entstand, läßt sich besser denken, als beschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. Juli 1837.

Schickt nur Gefahr von Osten bis zum West,
Wenn Ehre sie von Nord nach Süden kreuzt,
Und laßt sie ringen!

Shakespeare.
Heinrich IV.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Die Gefangennehmung Sidney-Smiths.

Die folgende Anekdote ist den ungedruckten, in einer Haverer literarischen Gesellschaft niedergelegten Memoiren zweier Augenzeugen, des Ingenieur en chef Frissard und des Kaufmanns Thomas, entnommen; die Thatsachen sind vollkommen verbürgt. Ich kenne kein Geschichtswerk, das dieselbe enthält, und glaube sicher, daß der Vorgang bis jezt nicht mit den angegebenen Umständen erzählt worden ist.

„Altengland hoch!“ — „Hurrah hoch!“ antworteten alle Anwesenden beim Klange der Gläser auf den Toast, den einer der Gäste des tapfern Commodore Sir William Sidney Smith ausgebracht hatte. „Wenn ich nicht,“ äußerte der Commodore, „mitunter das Vergnügen hätte, die Kapitäne der neutralen Schiffe bewirthen zu können und mit ihnen bei einem Glase Punsch die Langeweile zu vertreiben, so wäre dieser thatlose Krieg, diese gefahrlose Jagd auf ein paar unglückliche Strandläufer gar nicht auszuhalten. Auf ihr Wohl, meine Herrn!“ Und wieder klangen die Gläser. „Dem tapfern Besieger der Fregatte la Révolutionnaire!“ rief ein alter grauer schwedischer Schiffskapitän, der an der Tafel des Engländers vergaß, daß er verbindert worden, mit einer Ladung Holz in Havre einzulaufen, weil das Holz in den vagen Artikel: „Kriegsbedarf,“ hineingezwängt worden, und dieser selbst auf neutralen Schiffen verboten war. Alle Gäste stimmten mit ein und Sidney Smith sagte, als das Hoch verhallt war: „Ja! die Zeiten lobe ich mir noch; aber jezt ist's anders, und wir sind froh, wenn wir mitunter einen etwas zu vorlauten Corsaren jagen können. Ich liebe die See und den Krieg, und gestehe, daß ich gar gerne mit den Franzosen zu schaffen habe; denn sie sind tapfer wie die Löwen, und wenn sie uns an Schiffen gleich wären, so müßte es eine wahre Lust seyn, sich mit ihnen zu messen; aber so ist die Sache nur langweilig.“

„Deßwegen,“ erwiderte der schwedische Kapitän, „versuchen Sie wohl auch mitunter die Eintönigkeit durch ein kleines Abenteuer zu unterbrechen. Entsinnen Sie sich noch, wie ich in Brest dem schlichten Normannen auf die Schulter klopfte und ihm: Good day, Sir William! in's Ohr flüsterte? Erst wollte mich der Normanne nicht kennen, und da er noch von der Schule in Caen her ganz gut Normännisch sprach, so antwortete er mir im Caener Dialekt: „Was wollen Sie? ich kenne Sie nicht!“ Und erst als ich ihn auf Schwedisch fragte, ob er den Obersteuermann Perthes, der mit ihm so manchen Kampf gegen die Russen bestanden, nicht mehr kenne, reichte er mir die Hand und sagte: „Stille, Freund, auf Wiedersehen!“

und ließ mich ſtehen.“ — „Wahrlich!“ antwortete Smith, „ich traute Ihrem Herzen alles Gute, am Ende freilich auch eine Unvorſichtigkeit zu, und hatte nicht Luſt, als Spion gehenkt zu werden.“

So verfloſſen die Stunden am 18ten Juni 1796 unter frohem Geſpräche auf der engliſchen Fregatte Diamant, die vor Havre kreuzte. Endlich machte der Wein und Punſch, nach Seemannsart in langen Zügen getrunken, den Raum in der Kajüte zu enge, und die ganze Geſellſchaft ſtand auf und erging ſich auf dem Verdecke. Das ſchöne Schauſpiel der untergehenden Sonne auf offenem Meere blieb unbeachtet von den an daſſelbe gewöhnten Seeleuten. Die Geſellſchaft zerſchlug ſich in Gruppen, und die lebendigſte war die, welche der Commodore, ein Lieutenant der Seeſoldaten, Namens Bromley, der ſchwediſche und ein paar andere Kapitäne neutraler Schiffe bildeten. Der Schwede erzählte einige der keckſten Züge Smiths aus der Zeit, wo dieſer unter der ſchwediſchen Flagge die ruſſiſche bekämpfte, wofür dann der Commodore erzählte, wie ſein Oberſteuermann Perthes einſt mit zwei Matroſen verſucht habe, über Nacht eine ruſſiſche Brigg anzuſtecken, und dabei um ein Haar mit ſeinem Pulverfaſſe in die Luft geflogen wäre.

Während man ſo plaudernd an der Bruſtwehr ſtand, ſah man einen franzöſiſchen Corſaren unter dem Schutze der Batterien, die am Strande angebracht waren, langſam am Ufer vorbeiſegeln und nahe am nördlichen Damme von Havre Anker werfen. „Das ſind die Feinde, mit denen wir zu kämpfen haben!“ ſagte Smith in halbverächtlichem Tone, indem er auf den Corſaren zeigte. — „Und doch macht es Ihnen Freude genug, wenn Sie einen ſolchen auftreiben können,“ verſetzte der Schwede. — „Je nun, weil es die Langeweile vertreibt,“ antwortete Smith. „Und weil es,“ fuhr der Schwede fort, „am Ende gerade ſo ſchwer für einen Löwen iſt, einen Haſen einzuholen als einen Elephanten.“ Aber Bromley, der Lieutenant, ſagte: „Haſen ſind's nun eben nicht, und Englands Seeleute müſſen geſtehen, daß ſelbſt der kleinſte franzöſiſche Corſar ihnen genug zu ſchaffen macht und ſich wehrt, ſo lange er noch eine Kanonenladung hat.“ — „So böſe war der Vergleich nicht gemeint,“ erwiderte der ſchwediſche Kapitän. „Ich kenne die Franzoſen und laſſe ihnen Gerechtigkeit wiederfahren. Es freut mich überdies, daß Ihnen die Corſaren ſo viel zu ſchaffen machen, denn ich war lange genug ſelbſt Corſar, und ich habe mich nie vor einer Brigg oder ſelbſt einer Fregatte gefürchtet.“ — „Kapitän!“ fiel ihm ein junger Schiffslieutenant des Diamant in's Wort, „Ihr hattet eben nur mit den Ruſſen zu thun und nicht mit Altenglands Söhnen, ſonſt wäret Ihr nicht ſo keck geweſen.“ — „Gerade ſo keck wie der Corſar dort, der da vor uns liegt und aus und einläuft, ohne ſich bei Ihnen, meine Herrn, erſt die Erlaubniß zu erbitten. Was können Sie ihm anhaben?“ — „Ihn uns holen, ohne uns die Erlaubniß bei der Beſatzung und den Batterien von Havre dazu auszubitten!“ fiel raſch der Commodore ein, deſſen gewöhnliche Keckheit durch das genoſſene Getränke noch geſteigert war. „Das möchte ich wohl ſehen,“ erwiderte der ehemalige Corſar, und Smith ſagte: „Die Freude ſoll Ihnen werden: ich wette ein Mittagsmahl, daß er morgen Früh unſer iſt, wenn Sie die Wette halten wollen.“ Der Schwede ſchlug freudig in die dargebotene Hand, und die Wette war richtig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Türkiſche Sitten und Regierung.

Das Serail.

Das Serail* hat zwei Hauptabtheilungen mit ſcharfer Trennung, deren jede wieder in eine Menge kleinere Wohnungen oder Quartiere zerfällt. In der einen wohnen mehrere tauſend Männer und keine Frau. Sie heißt Selamlick, nach dem Ort, wo ſich, wie wir ſchon bemerkt haben, die Moslem das Salem oder den Gruß ſagen. Die andere Hauptabtheilung enthält nur Frauen und keinen Mann; ſie wird Harem oder unverletzlicher Ort genannt; hier herrſcht das Schweigen des Schattenreichs und die tiefe Ruhe des leeren Raums; es iſt ein Gottesacker für Lebende.

Früher öffnete ſich dieſer Kerker von Zeit zu Zeit, wenigſtens für manche der Bewohnerinnen. Um die ſchönſte Jahreszeit zu genießen, bezogen die Großherren ſonſt zu Anfang Mai's ihre Luſtſchlöſſer am Kiaghid-Hané oder ſüßen Waſſer. Hierher folgten ihnen ihre Frauen und Lieblingsſklavinnen. Während dieſes ländlichen Aufenthalts lebten ſie in Halvet oder Zurückgezogenheit, d. h. alle die ſchönen Frauen und Mädchen gingen frei herum, badeten im Fluß, legten ſich in den Schatten duftender Gebüſche, ſpielten mit einander, jagten Schmetterlinge und freuten ſich ihres Lebens und der Freiheit. Um aber alle fremden Blicke von dieſem Zauberorte abzuhalten, wo der Großherr der einzige Mann war und ſich auch nur von ſeinen Geliebten, für Gröberes aber von ſchwarzen Eunuchen bedienen ließ, ſtanden in ſehr weiter Entfernung zwei- bis dreitauſend Boſtandſchys um den Park her und hüteten alle Zugänge; Niemand durfte ſich auf eine Meile nähern. Dies reizende Thal, Kiaghid-

* Das türkiſche Serai bedeutet eigentlich jeden Pallaſt. Der des Großherrn heißt Serai-Humayun (kaiſerlicher Pallaſt) mit einem Thor, wo die Köpfe der Verbrecher ausgeſtellt werden, Babi-Humayun (kaiſerliche Pforte), und einem andern für das Miniſterium, Babi-Aly oder hohe Pforte. — Auch die Hotels der fremden Miniſter in Pera heißen Serails.

Hané genannt, nach einer Papierfabrik, welche ehemals Türken hier angelegt hatten, liegt im Innern des Ceratischen Golfs. Dieser verengt sich, je mehr er in's Land tritt, wo der kleine, silberklare Fluß hineinfließt, an dem jene Fabrik lag. An beiden Ufern liegen Palläste und Lusthäuser aus den Zeiten des Sultans Achmed, nach den Plänen, die ihm zur Zeit Ludwigs XIV. der türkische Gesandte in Paris übersandte, und die mehr an Versailles als an arabischen Baustyl erinnern. Zwischen beiden Ufern gingen die anmuthigen Kaiks oder türkischen Gondeln hin und her, wenn schwarze Verschnittene die Odalisken zum Bad und zurück führten. All dieser orientalische Genuß und das müssige Leben unter Weibern gefällt aber dem jetzigen Großherrn nicht; da er Thätigkeit, Handeln und Wirken über Alles liebt, so unterbleibt jezt der Halvet. Die Natur jener Gegend hat aber ihre Reize noch wie ehemals. An beiden Ufern landeinwärts liegen lachende Hügel, Weingärten, blumige Wiesen und duftende Gärten voll Rosen, Tulpen und Narcissen. Besonders reizend sind die unmittelbaren Ufer des Flüßchens. Selbst die mürrischen, oft wild blickenden Türken können der Anmuth dieses Thals nicht widerstehen und fangen hier an, freundlich und heiter auszusehen. Hier steht besonders eine alte, schöne Eiche, an deren Fuß man eine der anmuthigsten Ansichten Konstantinopels hat, das mit seinen unzähligen Minarets zwischen dem Dunkelgrün der Cypressen liegt.

Das Haupt der schwarzen Eunuchen heißt Kislar-Agassi oder Haupt der Mädchen; er nennt sich auch Daron-s-saadé-Agassi oder Herr des Pallastes der Glückseligkeit. Er ist im Rang dem Großvisir gleich, und wenn er zum Großherrn kommt, läßt ihn der Fürst sogleich niedersitzen. Freilich geht er nur in einer, und zwar in einer sehr wichtigen und angenehmen Angelegenheit zu ihm, nämlich um ihm offiziel die Geburt eines Sohnes zu melden. Unter ihm stehen alle Schwarze des Serails, deren mehr denn zweitausend sind, alle im Dienst der Sultaninnen Schwestern, der Sultanin Mutter u. s. w., deren Palläste in Konstantinopel oder an den Ufern des Bosphorus liegen. Er ist auch Verwalter des ganzen Harems, und selbst die Cadinen oder Frauen des Sultans respektiren ihn. Seine ganz vom Selamlik getrennte Wohnung ist sehr geräumig und liegt dicht beim Harem.

Jeder Moslem kann, wie schon oben gesagt, mit Nikiah oder Civilcontrakt vier Frauen und außerdem so viel Sklavinnen halten, als ihm seine Vermögensumstände erlauben. Leztere gehören als volles Eigenthum dem Mann, der sie gekauft hat; ihre Kinder sind aber so gut legitim, als die von den Nikiahfrauen. Indeß besteht doch ein Unterschied zwischen beiden; denn der Mann kann die Nikiahfrau selbst dann verstoßen, wenn sie ihm Kinder geboren hat, die Sklavin kann er aber in gleichem Fall nur verstoßen, nachdem er ihr die Freiheit gegeben Hat ihm aber die Sklavin kein Kind geboren, so steht es ihm frei, sie auf dem Bazar zu verkaufen. Liebt ein Moslem seine Sklavin, so macht er sie zu seiner Nikiahfrau, und dadurch erlangt sie die Freiheit. Der Sultan hingegen hat durch die Constitution in dieser Beziehung weniger Rechte, als der geringste seiner Unterthanen; denn er darf keine Sklavin zu seiner Nikiahfrau machen, wäre sie ihm auch noch so theuer; wäre ihm dies verstattet, so könnte er auch freie Nikiahfrauen nehmen und dadurch Verwandtschaftsverhältnisse mit seinen Unterthanen eingehen; dies aber verbietet ihm ausdrücklich das Staatsgesetz. Er wählt aus seinen Sklavinnen die, welche ihm gefallen, und gibt ihnen den Titel Cadine oder Madame; dadurch werden sie seine Titularfrauen, heißen aber nie Sultaninnen, wie man oft irrig in Europa glaubt. Diese Gunst des Großherrn wird ihnen mit einem schönen Pelz aus der Hand des Fürsten, den im Harem nur die Cadinen tragen dürfen. Ehemals belief sich ihre Zahl auf vier bis fünf, Abdul-Hamid hatte gar sieben, und der jetzige Sultan Mahmud wurde von der siebenten geboren. So wie eine Sklavin zur Cadine erhoben wird, erhält sie eine besondere Wohnung mit Sklavinnen. Unter einander sehen sie sich nur, wenn eine niederkömmt; dann statten ihr die andern Glückwünschungsbesuche ab, und allerdings ist diese Niederkunft ein Glück für sie. Wenn dem Sultan eine seiner Cadinen nicht mehr gefällt und wenn er ihrer überdrüssig ist, oder wenn sie ihm kein Kind geboren hat, so verweist er sie aus seinem Harem, indem er sie mit einem seiner höhern Beamten oder Offiziere verheirathet, die dies für eine große Gnade ansehen müssen, und anstatt der abgegangenen nimmt er eine andere. Ist aber die Cadine einmal Mutter geworden, ihr Kind mag noch leben oder nicht, so kann sie der Sultan mit aller seiner Macht nicht aus dem Serail verweisen. Er kann sie vernachlässigen, aber ihre vorige Stellung im Serail bleibt ihr immer.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Duell.

Wie viele rührende Geschichten hätte Rastoul noch erzählen können, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, Abscheu gegen das Duell einzuflößen! Wer erinnert sich z. B. in Paris nicht eines unglücklichen jungen Dichters Namens Charles Dovalle, welcher 1829 im Zweikampf das Leben verlor, in welchem er sich so rühmlich hätte auszeichnen können? Er lebte in Poitou ganz ruhig, und hatte bereits einige so zartsinnige Dichtungen an Pariser Zeitschriften eingesandt, daß man sie einem jungen Frauenzimmer

zuſchrieb. Dieſe Dichtungen waren mit Beifall aufgenommen worden, und dies munterte den Jüngling auf, ſich nach der Hauptſtadt zu begeben, wo allein Ruhm und Belohnung dem Dichter zu Theil werden; denn in der Provinz iſt man zu gleichgültig gegen die ſchönen Blüthen der Poeſie. Aber der Jüngling bedachte oder wußte nicht, daß die Laufbahn eines Schriftſtellers in der Hauptſtadt nicht allein ihre Unannehmlichkeiten, ſondern auch ihre Gefahren hat. Und wenn nun beſonders ein junger Schriftſteller Mitarbeiter an einem der kleinen Tagesblätter wird, welche durch Witzeleien und Spott ihr Glück machen, ſo ſezt er ſich dadurch der Unannehmlichkeit aus, wegen dieſer witzigen Einfälle zur Rede geſtellt zu werden und ſeine Späſſe und Witze mit dem Degen oder mit der Piſtole in der Hand verantworten zu müſſen. So erging es auch dem jungen Dovalle, der wahrſcheinlich nur das Angenehme, nicht aber die Kehrſeite des Lebens eines ſolchen Journaliſten beherzigt hatte. Auch er mußte einmal ſich wegen ſeines Journals ſchlagen, und wurde von einer Kugel getroffen, welche, wie ich damals berichtet habe, durch die Brieftaſche fuhr, worin er den Abſchiedsbrief an ſeine Mutter geſteckt hatte. Vielleicht hätte dieſer junge Dichter in Frankreich der Dichtkunſt einen neuen Schwung gegeben; ſo konnte er aber ſeinem Vaterlande nur ſeine Jugendverſuche hinterlaſſen. Wie manche andere junge Schriftſteller hat die Duellſucht dahingerafft, ehe ſie ihr Talent hatten entwickeln können! Und wer denkt hier nicht an den unglücklichen Armand Carrel? Auf dem Lande weiß man von dieſer Geißel der bürgerlichen Geſellſchaft nichts, und in den Landſtädten nur wenig; aber in einer großen Stadt wie Paris, wo die Menſchen ſo gedrängt beiſammen leben und auf ſo vielfältige Art mit einander in Berührung gerathen, iſt des Haders und des Duellirens kein Ende, und es wäre gut, wenn ſich Lokalmittel finden ließen, wodurch dem Uebel geſteuert, oder daſſelbe wenigſtens vermindert werden könnte. Ob Geſetze nichts helfen, wie Raſoul behauptet, kann bezweifelt werden. Mit einem bloßen Verbote iſt freilich ſo viel wie nichts gethan. Will man alſo die Duelle abſchaffen, oder glaubt man ſie abſchaffen zu können, ſo muß man neben dem Verbot auch den an ihrer Ehre Gekränkten die Mittel an die Hand geben, die Unbilde zu rächen. Man müßte es den Vorſtehern beſonders der Militärſchulen zur Pflicht machen, Abſcheu gegen den barbariſchen Zweikampf einzuflößen; aber immer wird das in Frankreich ſo geſteigerte Point d'honneur dazwiſchen kommen, und dieſes läßt ſich nicht bekämpfen. Dg.

Chriſtiania, Juli.

(Beſchluß.)

Norwegen. Stände. Arme. Volksbildung.

Beide Völker ſind auch ſehr verſchieden, ſchon hinſichtlich der geſellſchaftlichen Hierarchie. Der ſchwediſche Adel iſt zahlreich und arm, aber ſtolz und gebildet. In Norwegen dagegen gibt es nur einzelne adelige Familien, und man iſt gleichſam darüber einverſtanden, ſie nicht als ſolche gelten zu laſſen, und ſie ſelbſt machen keine unnöthigen Anſprüche. Die Staatsbeamten ſind zwar ſchlecht bezahlt, aber ſie gelten eigentlich doch, und mit Recht, für die beſte Geſellſchaft, da ſie die Gebildetſten ſind. Der Kaufmannsſtand iſt zum Theil reicher, aber die Anſtalten für ſeine Bildung ſind noch ſehr mangelhaft; die meiſten jungen Kaufleute aus beſſern Familien werden nach England oder Frankreich geſchickt; da ſie aber keine Werkenntniſſe haben, ſo kehren ſie meiſt ohne weitere Bildung als kaufmänniſche zurück. Im intimeren Umgang und im Scherz ſpricht man wohl auch in gebildeten Familien einen vom Däniſchen ziemlich abweichenden Dialekt, das Deutſche iſt mehr die Gelehrtenſprache, indeß lieſt man viel Deutſch, und das Franzöſiſche iſt den höhern Kreiſen um ſo geläufiger, da die königliche Familie franzöſiſch ſpricht. Auch wird auf den Liebhabertheatern in den beſſern Kreiſen beinahe ausſchließlich franzöſiſch geſpielt. Es iſt in Chriſtiania ein ganz neues Theater gebaut worden, welches jedoch vom Staat keine, vom Könige nur einige Unterſtüzung erhält. Wenn Kopenhagener Schauſpieler dahin kommen, ſo iſt der Zudrang, ſelbſt an den langen, heißen Sommertagen, ſehr groß; ſonſt kommen keine ausländiſchen Schauſpieler auf Kunſtreiſen dahin. — Das Militär hat keine große Bedeutung in der Geſellſchaft, zumal es ſchon ſeit ſehr langer Zeit keine Kriegsdienſte gethan hat. Das Avancement geht ſehr langſam; der Hauptmann trägt meiſt die Krone der Ehren, die grauen Haare, und iſt mehr ehrwürdig, als liebenswürdig. Der Hauptgrund aber iſt, daß außer den 2000 Mann ſtehender, geworbener Truppen, welche ganz abgeſondert vom Nationalheere gehalten werden, dieſes nie in Garniſonen zuſammengezogen wird. Die Offiziere ſind über das dünnbevölkerte Land hin zerſtreut und haben um ſich her, wie Paſtoren ihre Gemeinde, ihre Soldaten bei ihren Familien und ihren Brodherrn. Jedes Jahr wird die Compagnie in ihrer Heimath ſelbſt, in einer für den Landmann und Schiffer gelegenen Zeit, zuſammengezogen und exercirt. Natürlich verbauert ſo auch der in der Militärſchule zu Chriſtiania gebildete Offizier am Ende; allein er bleibt handfeſt, wie das Volk, das ſein Jagdrecht an Wölfen, bisweilen auch an Bären übt. Das Skylaufen könnte wohl dem Heere bei einem Winterfeldzug von weſentlichem Vortheil ſeyn, obgleich das Umlenken und das Bergangehen dabei große Schwierigkeiten hat. Es iſt noch beſonders zu bemerken, daß nur der Bauernſtand dieſer Conſcription unterworfen, der Städter aber mit ſeinen Bedürfniſſen, beſonders Colonialwaaren, dafür um ſo mehr beſteuert iſt. In welchem Grade dieſes geſchehen ſoll, darüber handelt es ſich oft im Storthing. Da dieſer mitunter aus Bauern, guten Theils aus ſehr erfahrenen, klugen Leuten beſteht, ſo iſt eine ſtarke Stimme hier immerhin ein Haupterforderniß, um ſeine Anſichten durchzuſezen. — Obgleich kein Schulzwang beſteht, obgleich ein Theil der Bevölkerung den Sommer mit dem Vieh auf den Bergen zubringt, ſo ſteht es doch mit dem Volksunterricht gut; beinahe jeder Bauer kann leſen, viele auch ſchreiben. Außer der Bibel werden überall alte Volksgeſchichten auf den Bauerhöfen gefunden. Vor einiger Zeit bekam ein Reiſender Streit mit ſeinem Poſtillon, wobei Norweger die Partie des Poſtillons nahmen. Als dieſer aber im Verlauf des Wortwechſels als Ausflucht ſagte, er könne nicht leſen, waren im Augenblick Alle gegen ihn, da dieſes unmöglich ſey und er ſich dadurch als Lügner verrathen habe. Es iſt zu befürchten, daß die Erziehung der wohlhabenderen Familien in dem Grade, in welchem ſie ſich ausdehnt und liberaler wird, minder national werden möchte. Auch die regelmäßigen Fahrten der Dampfſchiffe bis Drontheim im hohen Sommer, überhaupt die durch die Regierung ſehr gehobenen Mittel der Communikation dürften den noch ſo autochthoniſchen Stamm zum Theil in zu ſchnelle, unvorbereitete Verbindung mit Ausländern bringen; ſchon fangen Engländer an in ihren Yachten herüberzufahren, und obgleich Jedermann ihr Geld gerne ſieht, ſo wäre es doch wohl ein Unglück, wenn Reiſen in dieſe Schweiz des nordiſchen Oceans Mode unter den hohen Lords und den reichen Induſtriellen würden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. Juli 1837.

Ein Treibhaus iſt's —
Wo hundertfach der Schönheit Blume glüht
Und ungeſehn verſchmachtet und verblüht.

V. Hugo.

Türkiſche Sitten und Regierung.

(Fortſetzung.)

Der Sultan kann auch keine Cadine ſeines Vorfahrers nehmen, im Gegentheil, ſo wie er den Thron beſteigt, muß er ſie mit ihrem Schmucke und ſonſtigem Beſitzthum in ein anderes Serail verweiſen. Dies war ehemals das Eéqui-Séraï oder das alte Serail, ein ungeheures Gebäude mitten in der Stadt, mit hohen Mauern umgeben. Der jetzige Sultan hat aber nach der Bildung ſeiner Truppen auf europäiſchen Fuß das Hauptquartier ihres Commandanten und eine Kaſerne für dieſe Truppen daraus gemacht. Die Cadinen des vorigen Sultans, die da wohnten, wurden mit ihrem Hofſtaat in das Tſiſté-Séraï, ein großherrliches Serail, das auch in Konſtantinopel liegt, übergeführt. Hier haben die Frauen alle Bequemlichkeiten, nur ihre Kinder folgen ihnen nicht dahin; denn ſind es Knaben, ſo werden ſie mit den andern Thronerben in die Caſſeſſe eingeſchloſſen, die Mädchen aber bleiben im Harem unter Aufſicht der Kéhaya-Cadine bis zu ihrer Verheirathung; dann aber nehmen ſie ihre Mutter aus dem Tſiſté-Séraï zu ſich. Gleiches geſchieht mit der Mutter des auf den Thron ſteigenden Prinzen. So wie er zur Regierung gelangt, nimmt er ſeine Mutter aus jenem Serail, ernennt ſie zur Validé-Sultanin und räumt ihr eine ſchöne Wohnung in ſeinem Pallaſt ein, wo ſie vielleicht früher als Cadine eine bedeutende Rolle geſpielt hatte. Dieſe zarte Sorgfalt für die Mütter iſt ein ſchöner Zug im türkiſchen Fürſtenleben.

Bekanntlich muß der Großherr in Perſon bei den in Konſtantinopel ſo häufigen Feuersbrünſten gegenwärtig ſeyn, um darauf zu ſehen, daß Civil- und Militärbehörden ihre Pflicht thun, mag das Feuer nun in der Stadt ſelbſt, in den Vorſtädten oder in den Dörfern am Ufer des Bosphorus ausgebrochen ſeyn. Wenn in der Nacht Feuer ausbricht, ſo wird der Silih-Dar oder Schwertträger ſogleich davon benachrichtigt, und dieſer ſezt den Kislar-Aga in Kenntniß; unverzüglich geht lezterer in den Harem, und zwar gerade nach dem Schlafzimmer des Sultans, vor dem fünf Sklavinnen abwechſelnd die Nacht über wachen. Eine ſezt einen rothen Turban auf, das Zeichen der Feuersbrunſt, tritt in das Schlafgemach, und wenn der Sultan ſchläft, ſo nähert ſie ſich, ohne ein Wort zu ſagen, dem Bett und ſtreicht ihn leiſe an den Füßen, bis er erwacht. So wie er den rothen Turban ſieht, fragt er nach dem Ort, wo das Feuer iſt, dann ſteht er gleich auf, kleidet ſich an und geht in ſeinen Selamlik, wo ihn ſein Gefolge ſchon erwartet, und mit dieſem reitet er ſchnell nach der Feuerſtelle.

Der Großherr iſt unbeſchränkter Herr aller Sklavinnen des Harems, und deren iſt eine Menge. Seine Mutter, Schweſtern, Tanten und Couſinen, desgleichen andere reiche Moslem machen ihm Sklavinnen zum Geſchenk, wozu immer die jüngſten, ſchönſten, anmuthigſten Mädchen gewählt werden. Einige Zeit vorher gibt man ihnen eine ſorgfältige Erziehung, beſonders in allen gefälligen, reizenden und verführeriſchen Künſten; ſie lernen ein Inſtrument ſpielen, ſingen, entzückend tanzen, arabiſche, perſiſche und türkiſche Fabeln und andere Gedichte mit Gefühl herſagen u. ſ. w. Sind dieſe ſchönen Blüthen ſo erzogen, ſo werden ſie dem Großherrn zugeführt, der gewöhnlich bedeutende Geſchenke an Diamanten, Perlen u. ſ. w. dagegen macht. Manchmal iſt dies ein Glück für dieſe Sklavinnen, manchmal aber werden ſie auch dadurch ſehr unglücklich, zumal wenn ſie — was häufig geſchieht — durch die Gitter ihres Harems mit einem jungen Baltadzy des Sultans, oder mit einem Offizier ihrer Herrinnen ein Liebesverſtändniß angeknüpft haben, das gewöhnlich um ſo glühender iſt, da ſie immer vom Geliebten getrennt ſind und in ihren feurigen orientaliſchen Gemüthern die Einbildungskraft Wunder wirkt. Ich will in dieſer Beziehung nur zwei Fälle anführen, die überdies dem Charakter Muſtaphas III. und ſeines Sohnes Selim alle Ehre machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Unterdeſſen war die Sonne untergegangen und dunkle Nacht deckte das Meer. Die Gäſte gingen wieder in die Cajüte zurück, und noch manches Glas wurde unter frohem Geſpräche und lautem Gelächter geleert. Endlich gegen Mitternacht brach man auf. Die Schaluppen der einzelnen Kapitäne ſtießen nach und nach ab, und als auch unſer Schwede von der Fregatte in ſeine Schaluppe geſtiegen war, rief er noch in neckendem Tone dem Commodore zu: „Auf Wiederſehen, Sir William! Morgen bin ich wohl wieder Ihr Gaſt von wegen des Corſaren. Alſo morgen, Commodore!“ verhallte bereits im Ruderſchlage.

Kaum aber war die lezte Schaluppe der Gäſte vom Diamant abgeſtoßen, ſo änderte ſich bald die ganze Scene. Ein Wink des Commodore und die Pfeife des Oberbootsmanns weckte die Matroſen, die bereits ſich der Ruhe überlaſſen hatten. Die Elite der Mannſchaft des Diamants wurde beordert, die Boote in's Meer zu laſſen; andere mußten die Ruder mit Segeltuchſtücken einwickeln, und ehe noch eine halbe Stunde verfloſſen war, ehe noch die lezten Gäſte ihre Schiffe erreicht hatten, ſprang bereits Sidney Smith in eines der Fahrzeuge und ſtieß von der Fregatte ab.

Mit der höchſten Vorſicht ruderten die Matroſen; und die Vorſicht war nothwendig, denn das geringſte verrätheriſche Geräuſch hätte fünfzig und mehr Kanonen auf die Kähne des Commodore gerichtet und wenigſtens ſeinen Plan hintertrieben. Unbemerkt und ungeſtört langte man endlich beim Corſaren an; im nächſten Augenblick hatten die Engländer denſelben erklettert und die Oeffnungen verſchloſſen, die in den Schiffsraum führten, wo die Mannſchaft, vertrauend auf den Schuz der Kanonen am Strande, ruhig ſchlief. Die Corſaren waren gefangen, ihr Schiff erobert und die Wette gewonnen. Smith ſchickte die Boote zurück und blieb mit ein paar Matroſen und dem Lieutenant Bromley, der als Freund des Commodore ſelten bei ſeinen kecken Abenteuern fehlte, auf dem Corſaren, um ihn bei eintretender Fluth der engliſchen Station zuzuführen. Als die Boote abſtießen, rief Smith mit gedämpfter Stimme einem Bootsmanne zu: „John, geh zum Schweden und ſage ihm, er könne den Küchenzettel machen.“

Bis zur Fluth mußten noch zwei lange Stunden verſtreichen. Aber der Abends reichlich genoſſene Wein und Punſch legte ſich auf die Augen der Engländer, und bald ſchliefen ſie alle ſo feſt wie die gefangenen Corſaren.

Ein franzöſiſcher Matroſe hatte ruhig zwiſchen dem Tauwerke gelegen und ſeine Wachſtunde abgeſchlafen. Er kam erſt zu ſich, als das Schiff bereits von den Engländern beſezt war. Es war nun freilich zu ſpät, ſich zu widerſezen, und er wußte und hatte vorerſt nichts Beſſeres zu thun, als der kommenden Dinge in ſeinem Verſtecke zu harren. Als aber die Engländer ſo feſt ſchliefen, wie er ſelbſt bei ihrer Ankunft, als das Schnarchen der Schlafenden bekundete, daß er ſie nicht mehr zu fürchten habe, kroch er beim Beginn der Fluth aus ſeinem Verſtecke hervor und ſchnitt die Ankertaue durch. Er wußte, daß die ſteigende Fluth, die ſtets die Seine zwingt, ſtromaufwärts zu fließen, das Schiff in den Fluß hineintreiben, daß dann für die des Fahrwaſſers unkundigen Engländer ohne Piloten die Rettung ſchwer, wenn nicht unmöglich werden, und endlich, daß die Beſatzung von Havre aus der unſichern Bewegung des Schiffes ſchließen würde, daß etwas Außerordentliches vorgefallen. Und wie er vorausgeſehen, ſo geſchah es. Die Fluth trieb den Corſaren in die Seine hinein und den Strom hinauf, und als es endlich Tag wurde, merkten die am Ufer wachhabenden Seeleute bald, was hier vorgehe. Im Augenblicke regten ſich die franzöſiſchen Kriegsſchaluppen, und ehe noch die Engländer recht wach geworden, ehe ſie wußten, was vorging, war der Corſar von denſelben umgeben. Sidney Smith, bald genug einſehend, daß hier an

keinen Widerſtand zu denken, war gezwungen, ſeinen Degen dem Kapitän Leloup, dem Commandanten der Schaluppen, zu übergeben. Wenn Kapitän Perthes ſeine Botſchaft noch vor Anbruch des Tages erhalten hatte, ſo war die Rechnung diesmal ohne den Gaſt gemacht. Smith hatte die Wette verloren, und es iſt die Frage, ob die beiden Seeleute ſich je wieder geſehen, um den Wettpreis mit einander zu verzehren.

Das Leben und die Abenteuer des Admirals Sidney Smith ſind hinlänglich bekannt. Jedermann weiß, wie er durch eine beſſer gelungene Liſt, indem mehrere ſeiner Freunde ſich in Offiziere des Pariſer Generalſtabs verkleideten und dem Gefangenwärter des Tempels in Paris die Ordre, ihnen Sidney Smith auszuliefern, überbrachten, aus der Gefangenſchaft befreit wurde, und wie er dann durch ſeine Vertheidigung von St. Jean d'Acre auf das Geſchick Bonapartes einwirkte.

Der folgende Umſtand iſt zwar auch bekannt, ich rufe ihn aber hier in's Gedächtniß zurück, weil er ſich an Smiths Gefangennehmung und Gefangenſchaft knüpft. Der Lieutenant Bromley war mit unter den Gefangenen. In Havre aber erklärte Smith, er ſey ſein Kammerdiener. Er mochte Urſache dazu haben, ihn ſo an ſeine Perſon zu feſſeln. Bromley ſelbſt ſpielte ſeine Rolle ſehr gut, und um ſo beſſer, da er kein Wort Franzöſiſch verſtand. Beide wurden zuſammen von Havre nach Rouen, von hier nach Paris, und in Paris aus einem Gefängniß in's andere gebracht, bis ſie endlich zuſammen auf die angegebene Weiſe aus dem Tempel entkamen. In Egypten ſah ein in Havre wohnender alter Seeoffizier, den ich kenne, beide wieder. Wie wunderte er ſich aber, als eines Tags Jemand ihn im beſten Franzöſiſch anſprach und ihn fragte, ob er ſich des Kammerdieners noch entſinne. Seine Verwunderung hatte eine zweifache Urſache, einmal war der ehemalige Kammerdiener Smiths jetzt Obriſt, dann war die Ausſprache des Stockengländers, der als Kammerdiener nicht eine Sylbe Franzöſiſch verſtand, ſo rein franzöſiſch, als ob er in Paris geboren und erzogen wäre. Das Gefängniß hatte Wunder gethan, und das Wunder beſtand darin, daß der Lieutenant Bromley, der Kammerdiener, der Stockengländer, ein junger franzöſiſcher Emigrirter, de Tromelin, war, der durch die Verleugnung ſeiner Mutterſprache ſich ſeinen Kopf erkauft hatte.

Der Gefangene.

Wen ſchleppt zum Königsſchloſſe vom Ozean
Die jähen Felſenſtiegen man dort hinan?
Das iſt in Eiſenbanden Harald, der Held,
Sie haben zehn den Einen zuletzt gefällt.

Im hohen Saale thronet der Königsgreis,
Um ihn die Helden alle, ein ſtolzer Kreis;
Sie rufen dem Gefangnen gewaltig Hohn:
„Vernichtet und entmannet, o Högnes Sohn!

„Wo iſt die Eiſenſtärke, die Aſen glich,
Der Trotz des Felſenherzens, das Keinem wich,
Das Schwert an Ruhm, an Siegen, an Narben reich,
Die Zunge ſcharf und feurig, dem Schwerte gleich?“

„„Gefangen heißt geſtorben, die Stärke brach,““
Demüthig der Gefangne und ſeufzend ſprach;
„„Doch wolltet ihr mir reichen ein Horn mit Wein,
Das würde Glück und Freiheit und Ruhm mir ſeyn.““

„Das Wunder wollt' ich ſchauen!“ Voll bis zum Rand
Der König reicht ihm ſelber das Horn zur Hand.
Das trank in dreien Zügen der Helde leer:
„„Habt Dank! und weiter wünſchet Harald nichts mehr.““

Und mit der ſcharfen Kante gewaltiglich
Entzwei die Heldenſtirne, die hieb er ſich;
Roth ſchoß das Blut in Wellen, den Biſroſtſteg
Ging er, zu Odins Auge den kühnen Weg.

„„Da nehmt die armen Scherben! wie wähntet ihr
Zu früh die Kraft erſtorben im Herzen mir?
Den athmend nichts bezwungen, nicht Luſt, nicht Pein,
Frei geht er, ob gefeſſelt, in Walhall ein.““

Ernſt ſah zur Erde nieder der Königsgreis:
„Wer wähnte ihn bezwungen?“ ſtill ſchwieg der Kreis.
„Laßt ehren uns den Todten! mit Schild und Speer
Den Freien ſenkt in's freie, in's große Meer.“

C. Mayerath.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Hippologie. Die Zillerthaler. Lemm. Hirt. Lehmdächer.

Eine neue Wiſſenſchaft: die Hippologie, iſt hier entdeckt; doch iſt es leider nur der Name. Unſere Vorleſungen darüber, welche alljährig um dieſe Zeit unterhalb des Kreuzberges gehalten werden, ſind zur Zeit nur noch abgeleſene Collegienhefte der hohen Schule von Epſon. Die Wetten, die vorher ein- und ausgeſchwitzten Jockei's (ihre kleine Schwitzſchule iſt im Dorfe Schöneberg), die Kampfrichter, die Steeplerennen, alles dies und dergleichen iſt noch die wörtliche Ueberſetzung aus England. Aber es darf nicht bezweifelt werden, daß bei der großen Theilnahme aller derer, die ſich für Vollblut intereſſiren, auch wir uns zum Originalen durcharbeiten müſſen. Frequenz und Glanz

der diesjährigen Wettrennen war wenigstens ein Trost für die mittel- oder unmittelbar dabei betheiligten Vollzüchter, die ihrerseits bei ihrem Wettrennen um die besten Preise diesmal sehr zurückgeblieben sind. Voraus vor den Britten sind wir wahrscheinlich in der exakten polizeilichen Ordnung bei den Rennen und in den minutiös gewissenhaften Berichten über dieselben. Auch wird bei uns nicht gestohlen; ob betrogen, ist eine andere Frage. Ist es diesmal geschehen, wie die Vertrauten munkeln, so hatte es nur einen galant loyalen Zweck. Man hat einen Gönner gewinnen lassen, und der Verlierer hat freiwillig den Kürzern gezogen. Doch soll dieser Sieg contra naturam einigermaßen erschwert worden seyn durch das gute Pferd, welches zum Verlieren im Voraus verdammt war; denn dasselbe fühlte ein solches Ehrgefühl in sich, daß es alle Kunst seines Reiters erforderte, es in den Schranken der loyalen Unterwürfigkeit zu erhalten. Das Pferd ist offenbar ein aristokratisches Thier. Sollte von daher eine Opposition gegen das absolutistische Princip neuerdings aufstehen? Was Menschen anlangt, so hat, wider alles Erwarten, unter den kunstvoll ausgeschwitzten englischen Jockei's ein kleiner märtischer Bauerjunge, ohne Ahnen und Schule, den Preis der allgemeinen Anerkennung davongetragen. Auch ein besonderer Preis ward ihm von hoher Hand. Die Bildung für die neue Wissenschaft ist im Zunehmen.

Der berühmte Mensen Ernst hat einen Schnellauf in Charlottenburg gehalten. Die ihn gesehen, zollen ihm volles Lob; entweder lag es aber an den Anschlagzetteln, oder an der Erwartung auf die edlern Renner, es haben ihn Wenige gesehen. Nach seiner Aussage soll es sein lezles Rennen seyn. — Rüstige Bergkletterer und vielleicht Gemsenjäger werden aus Tyrol erwartet, wenn auch nicht als solche: den Gemeinden im Zillerthal, welche, früher Protestanten, sich nicht mehr zu den ihren Vätern wieder aufgedrungenen Grundsäzen der römisch-katholischen Kirche halten wollen, ist die erbetene Zuflucht gestattet worden. Man nennt ein Dorf im schlesischen Riesengebirge, welches durch die Gnade des Königs den bedrängten Gläubigen zur Ansiedelung überlassen wird. Ein Korrespondenzartikel aus Wien in unsern Zeitungen suchte die Sache in einem Lichte darzustellen, wie sie bei uns nicht betrachtet wird. Der Hofprediger Strauß war in dieser Angelegenheit bekanntlich in Wien.

Unsere jüngste Todtenliste zählt wieder drei namhafte Männer: den Schauspieler Lemm, den Direktor des Gymnasiums, welches den Namen „das graue Kloster“ aus dem Mittelalter herübernahm, Köpke, und den Kunstkenner Professor Hirt. — Lemm starb in der Kraft seiner Jahre, doch war seine Gesundheit längst zerrüttet. Er war einer der wenigen rastlos strebenden Künstler, die sich selbst nie genug thun. Leider fehlte ihm aber der Spiritus, der ihm gebot: bis hieher und nicht weiter! An seinem guten Willen und zu angestrengten Studien scheiterte seine Kunst nur zu oft. Richtig durchdacht war jede seiner Rollen; in der Ausführung streiften seine hochtragischen bisweilen an die Karrikatur. Der selige Ludwig Devrient erklärte Lemm für einen der größten Tragiker in der Ruhe, wenn er es nur über's Herz bringen könne, ruhig zu bleiben. Aber wie mittelmäßige Schauspieler wohl in geweihten Momenten der Genius überkommt, der sie wider Willen über sich selbst erhebt, so überkam diesen guten Schauspieler leider oft ein böser Genius, und das trefflich angelegte Bild verlor plötzlich mit der Schönheit auch die Wahrheit. Er hatte körperlich viel zu leiden, und hinterläßt den Ruf eines Ehrenmannes. — Hirt gehört den Veteranen einer abgelebten Zeit an. Die Gräfin Lichtenau brachte ihn von ihren Reisen unter der Regierung des vorigen Königs aus Italien nach Berlin. Nicht alle durch diese Vermittelung Angestellten hatten gleichen Anspruch, sich über die Zeit ihrer Protektoren zu erhalten. Abhold dem Romantischen, in welcher Gestalt es sich auch zeige (z. B. ein constanter Feind des gothischen Styls), hatte Hirt sein langes Leben hindurch als Kunstkritiker Fehden auszufechten, die zum Theil mit Waffen gefochten wurden, für welche heute unsere Constitution zu schwach scheint. Er wechselte Streitschriften mit dem Philologen Wolf, mit Rumohr und vielen Andern, die durch bittere Invectiven und beißende Witze über den Kreis hinaus bekannt wurden, für welchen sie geschrieben waren. Das neue Museum rief ihn zum lezten Male in die Arena; im Innern hatte er mit der Rumohrschen Schule, im Aeußern mit dem ganzen gelehrten Publikum zu fechten; denn von ihm rührt die bekannte, vielfach verschrieene und lächerlich gemachte lateinische Inschrift her: Fridericus Guilelmus III. studio etc. Nachdem man dem Lapidarspruch alle möglichen komischen Auslegungen gegeben, und ein Gutachten der Akademie darüber erfordert worden, blieb Hirt insofern Sieger, als man die ursprüngliche Inschrift stehen ließ, weniger vielleicht auf das offizielle Gutachten, daß sie sich doch vor dem Forum der Latinität rechtfertigen lasse, fußend, als auf den tristigen Grund, daß eine Umschreibung mehrere tausend Thaler gekostet hätte.

Abschweifsweise bei baulichen Angelegenheiten angelangt, mache ich Sie auf eine kleine vor Kurzem erschienene Schrift aufmerksam, welche ein klares Licht über eine der wichtigsten neuern Entdeckungen in der Architektur verbreitet. Ich meine die nach dem Erfinder genannten Dornschen, oder Lehmdächer, von denen ich Ihnen gelegentlich schon früher schrieb, und deren praktischer Nutzen sich durch die Erfahrung mehr und mehr bewährt. Der königliche Bauinspektor Gustav Linke hat jezt in einem Büchlein, betitelt: „Der Bau der Dornschen Lehmdächer, nach eigenen Erfahrungen mit Rücksicht auf die dabei vorkommenden Holzconstructionen und Kostenberechnungen, Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn,“ die Verfahrungsart so deutlich und anschaulich beschrieben, daß ein ganz Unerfahrener diese Dächer sich allenfalls selbst fertigen kann. Zum Ueberfluß ist eine Kupfertafel angehängt. Ohne Zweifel wird in einigen Jahren diese ungemein wichtige Bedachungsart zum Vortheil der Beutel der Hausbesizer, so wie zu Gunsten unsers Comforts und des Schönheitssinnes eine ausgebreitete Anwendung finden, was auch noch einige Gegner aller Neuerungen dawider einwenden mögen. Die Sache spricht für sich selbst und ad hominem. Besonders beachtungswerth ist aber die Uneigennüzigkeit des Erfinders, mit der er der Sache sofort die größte Publicität gegeben hat. Einer Ihrer Landsleute, dem ich vor einigen Wochen hier die glücklichen Resultate der Erfindung zeigte, und der nach meinen Notizen in Stuttgart Versuche machen wollte, welche nicht wenig zur zweckmäßigen Verschönerung ihrer Häuser beitragen dürften, wird in diesem Linke'schen Büchlein eine bessere Anweisung finden; wie denn selten eine technische Schrift über eine neue Erfindung, freilich eine sehr einfache, sich eines gleich guten Styls und einer ähnlichen Anschaulichkeit erfreuen dürfte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. Juli 1837.

Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben; anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Trugs steht er zwiefach da.

Schiller.

Die Braut.

Novelle von A. T. Beer.

Ein alter, reicher Kaufherr rollte im Frühjahr 1837 in einem gemächlichen Wagen auf der langweiligen Chaussee von Köln nach Düsseldorf dahin und überließ sich in der Einsamkeit der Reise seinen trüben Gedanken. „Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege der Staub sich hebt,“ das war der Ton, der in seinem Innern in tausend Abänderungen wiedertönte; denn vor zwei Jahren hatte er den jüngsten Sohn im zurückgeschlagenen Reisewagen, liebend nach ihm und der Mutter zurückwinkend, verschwinden sehen, und die Staubwolke, die das Fuhrwerk aufgeregt hatte, und die nach und nach wieder zurücksank, war das lezte sinnliche Zeichen von des Sohnes geliebter Nähe.

Dieser war seitdem in langsamen Tagereisen durch Deutschland gefahren, hatte das französische Land bis Nizza durchschnitten und wollte dort seine kranke Brust durch die linden Lüfte des Südens heilen; den Vater hielt ein bedeutendes Geschäft daheim, die Mutter hatte schmerzlich zwischen den zwei Pflichten, Mann und Hauswesen zu versorgen, oder den Sohn zu pflegen, gekämpft, und hatte sich endlich für die erstere entschieden, da sie ihre Unkunde der französischen Sprache und ihre eigene Kränklichkeit erwog; der Bruder war in Amerika, wo er sich für das großartigere kaufmännische Leben ausbilden sollte. Er war schon als Jüngling einmal nach Newyork gegangen, und sein Herz war dabei so ruhig geblieben, als handle es sich um eine Fahrt nach Neuwied oder dem Siebengebirge; auch war er fröhlich und guter Dinge zu seinem Eduard zurückgekehrt, der eben die Schule absolvirt hatte und die Universität beziehen wollte. Die beiden Brüder waren zwei Zwillingsseelen, voll Liebe und Einigkeit, beide der gerechte Stolz ihrer Eltern. Eduard war lustig gewesen bis zur Ausgelassenheit; aber er war jezt allmählich in das Alter getreten, wo ein ungewisses Sehnen das Uebermaß der Fröhlichkeit zu dämpfen anfängt: man nennt es ein „Sehnen,“ vielleicht ist es auch ein Vorgefühl der Schmerzen und Lasten, die das Leben, zwar nach und nach, so daß der Bau nicht zusammenbricht, aber sicher jedem Menschenkinde aufzubürden pflegt. Der Jüngling hält das ewige Klagen der Eltern über das Glück der Kindheit für eitel Geschwätz, obgleich ihn schon hie und da ein Verhältniß zu drücken anfängt; doch wenn er sich dann als Mann, mit seiner ganzen Last auf den Schultern, wiederfindet, dann ändert sich auch sein Sinn. Menschen müssen sich gewöhnen, sogar Steine können es; in Kopenhagen ist im königlichen Schlosse ein niedriges, sehr flaches Gewölbe von der Dicke

eines einzigen Backsteines, aber wohl ineinander gepaßt und regelrecht gebaut; auf dieses Gewölbe legte der Baumeister am ersten Tage einen Felsstein, um zu sehen, ob es die Last tragen werde, und da es sie trug, am zweiten einen zweiten, und so fort, bis am heutigen Tage eine unglaubliche Last immer neu hinzugefügter Steine auf der dünnen Brücke liegt, die noch immer hält; — denke sich ein Jeder dabei, was er will, ich kehre zu meinen Jünglingen zurück.

Konrad, der ältere Bruder, war schon viel gereist, und sein ganzer Charakter neigte sich mehr zum Ernsten; nur Eduards jugendliche Heiterkeit fesselte ihn mit jedem Tage mehr; er lebte in ihm, er wachte über die schuldlosen Ausbrüche seines Muthwillens, und fand sein Ideal von Liebenswürdigkeit in ihm verwirklicht. Die Universität, die Eduard bezog, war nicht fern von Konrads Aufenthaltsort, daher sahen sich die Brüder oft und fanden ihre liebste Erholung im wechselseitigen Umgang. Da fing Eduard an, an Beklemmungen, häufigen Fieberanfällen und andern beunruhigenden Symptomen zu leiden; Konrad wachte mit überspannter Aengstlichkeit über die Fortschritte seines Uebels. Der Arzt verordnete eine Reise, Konrad ließ es sich nicht nehmen, den Bruder zu begleiten; auch den Eltern war es recht, daß er vor der Hand alle Geschäfte ruhen lassen und nur Eduard leben wollte. Diesen ängstigte im Anfang der Gedanke, daß ihn sein Uebelbefinden in seinen Studien zurücksetzen würde; aber Konrads unermüdete Liebe und kluges Zureden half ihm über dies beunruhigende Gefühl hinweg, und in der milden Atmosphäre der brüderlichen Zärtlichkeit und eines Landes, dessen Lüfte sich kaum weniger schmeichelnd an das Herz legen, schien er gänzlich zu genesen

Mit glänzenden Augen und blühenden Wangen kehrte Eduard zurück; seine große Magerkeit ward auf die Schnelle seines Wachsthums geschoben, das in den letzten Jahren außerordentlich gewesen war. So kam die Zeit heran, in der ein neues Geschäft Konrad nach Amerika rief. Er wünschte das Versäumte nachzuholen, aber eine unerträgliche Last auf dem Herzen hinderte ihn fast an der Ausführung seines Vorsatzes. Kaufleute indessen lassen sich ungern durch Sentimentalität, ja sogar durch gegründete Gefühle bestimmen, sie sind gewohnt, sich allein den Vortheil ihres Geschäfts als die Säule zu denken, die nichts erschüttern darf. — Konrad ging; Eduards in Thränen glänzendes Auge war die letzte Erinnerung, die er aus der Heimath mitnahm. Er war noch kein Jahr weg, als des Bruders Uebel sich mit verdoppelter Uebermacht einstellte. Die erste Reise hatte so vortheilhaft gewirkt, daß der Vater den Vorschlag einer zweiten mit Freuden aufnahm; auch hielten beide Eltern seinen Zustand nicht für so gefährlich, als er es eigentlich war, wie sich die Nächsten überhaupt am leichtesten täuschen lassen; und so hatte der Augenblick der Trennung zwar unter Thränen, aber doch auch unter reichen Hoffnungen geschlagen. Es war Sommer, als Eduard ging; ein milder Herbst erfreute ihn, aber heilte ihn nicht. Ein ungewöhnlich wechselnder, rauher Winter schlug unheilbare Wunden in seinen kranken Körper, und als der Frühling kam, mußte der gute Arzt, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, den Eltern melden, er gebe keine Hoffnung. Fast zugleich mit dieser Nachricht traf auch Konrad ein; er nahm sich kaum Zeit, seinen Koffer zu packen, und eilte nach Nizza, wo er den Kranken ganz an's Bett gefesselt und vom schrecklichsten Husten gequält wieder fand.

Was er an diesem Krankenbette litt, ist unaussprechlich. Der Tröstende, Erheiternde blieb Eduard; er verfügte über sein ganzes Eigenthum, als wäre von einer Weihnachtsbescheerung an seine Lieben die Rede; seine Gedanken in eine andere Welt schienen sich alle an den zuversichtlichsten Hoffnungen hinüber zu spinnen; er sagte wiederholt zu Konrad: „Nicht wahr, Sterben ist nichts Schreckliches?“ Und wenn ihm dann Konrad, von Schmerz zerrissen, doch mit ruhigem Gesichte antwortete „nein,“ dann lächelte er kindlich und selig und sah ganz befriedigt aus. In einer Krankheit dieser Art veredeln sich die Züge und der Ausdruck unglaublich; Eduard sah aus wie der liebste Jünger Christi, nicht mehr Jüngling, noch weniger Jungfrau, ganz Engel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Die Sultanin Asma, Schwester Mustaphas III., überschickte ihrem Bruder eine junge Sklavin aus Mingrelien, die sich durch ihre körperlichen Reize, ein Gesicht voll edler Schönheit und Anmuth und durch die hinreißendste Gestalt eben so auszeichnete als durch Eigenschaften des Gemüths und erlernte Geschicklichkeiten. Der Sultan hatte sie schon früher mit besonderer Lust bei seiner Schwester tanzen sehen; sie hieß Ruchem oder die Glänzende. Sie sehen und lieben war bei dem Sultan Eins. Er legt ganz seine Rechte als Großherr und Sultan ab, redet sie freundlich und liebreich an; denn er fühlt zum ersten Mal sein Herz in wahrer Liebe schlagen; er ergreift ihre Hand, spricht mit sanfter, unterbrochener Stimme zu ihr und wagt es sogar, sie zu liebkosen. Aber Ruchem schweigt, schlägt die Augen nieder und drückt den Beherrscher aller Gläubigen mit Respekt, aber entschieden und keck von sich. Mustapha glaubt, alles dies

komme nur von jungfräulicher Schüchternheit und Zurückhaltung, und erglüht darum nur noch mehr in Liebe. Als er endlich in ihren schönen Augen nichts sieht als Schmerz und Furcht, verläßt er sie. Am folgenden Tag kommt er wieder, ist noch wärmer, liebevoller und drängender; Ruchem aber weist ihn noch entschiedener und kälter zurück. Als der Sultan auch am dritten Tage nicht glücklicher in seiner Bewerbung war, ging ihm die Geduld aus, und er verlangte eine freimüthige Erklärung ihres Betragens. „Ich, schöne Ruchem," sagte er zu dem kalten Mädchen, „ich liebe dich, und bin nicht bei dir als dein Herr und Gebieter, sondern als Liebender; denn ich will, ich kann meine Macht nicht bei dir geltend machen; ich habe bei dir nur einen Wunsch: die Gluth in deinem Herzen zu erregen, die das meinige verzehrt; warum theilst du nicht meine Gefühle? Sage mir ohne Furcht die Ursache deiner Abneigung; ich schwöre dir, wenn es seyn muß, will ich dir meine Liebe opfern." Er sprach so herzlich und dringend zu ihr, er beruhigte sie so durch seine freundlichen Worte, daß sie ihm endlich schüchtern und zitternd ihre Liebe zu dem Intendanten der Sultanin, ihrer vorigen Herrin, gestand. Sie hatten sich Beide Liebe bis in den Tod geschworen. „Sey ruhig," erwiderte ihr der Sultan, „du sollst glücklich werden, wie ich unglücklich." Am folgenden Morgen ging er zu seiner Schwester und sprach: „Liebe Schwester, du bist sehr ungerecht; ja, du bist es." — Die Sultanin erschrickt und fragt nach der Ursache seines Unwillens. — „Warum hast du mir doch eigenmächtig das Recht eines Andern abgetreten? Du schicktest mir Ruchem als Geschenk, das Mädchen gehört aber deinem Intendanten;" und dabei erklärte er ihr alles Nähere. „Wo ist dein Intendant? er soll auf der Stelle herkommen." Dieser erschien sogleich voll Unruhe; der Großherr sagte aber zu ihm: „Ich ernenne dich zum Pascha von Ghiossel-Hissar und gebe dir meine Sklavin Ruchem zur Frau." Der Großherr verbiß seinen Schmerz und hauchte ihn in einem Gasel aus, worin er zu Ruchem spricht und sich über seine unglückliche Liebe beklagt. Dieses Gasel ist bei den Türken allgemein bekannt und berühmt durch seine Gluth und Zartheit; es beginnt mit den Worten: „Ruchem, ich gebe dir mein Herz, du aber willst es nicht, und mit Leid nehme ich es wieder."

Selim III. besuchte oft seine Schwester, die Sultanin Beriham. Bei ihr sah und bewunderte er eine reizende Sklavin, die im Harem wegen ihrer schönen Haut und Gesichtsfarbe Bembé-Haré oder rosenfarbener Atlas genannt wurde. Die Sultanin dachte gleich daran, ihrem lieben Bruder mit dem Rosaatlasmädchen ein Geschenk zu machen. Doch sollte es seiner ganz würdig werden, darum ließ sie Bembé-Haré sorgfältig erziehen, namentlich ihr, da sie ausgezeichnete Anlage für Musik zeigte, bei dem damals berühmten moslemischen Musiker Saadullah aus Candia Unterricht im Singen geben. Das Mädchen sang auch bald mehrere türkische und persische Lieder mit großer Anmuth. Ihr junger, schöner Lehrer hatte aber mit seiner melodischen Stimme noch einen andern Eindruck auf sie gemacht; sie liebte ihn und er liebte sie. Als die Erziehung des Mädchens vollendet war, wurde sie dem Sultan Selim in einem großen, mit Rosen und Jasminblüthen angefüllten Korb von vier schwarzen Sklaven zugetragen. Der arme Saadullah war untröstlich; unbekannt aber ist, wie Bembé-Haré den Sultan aufgenommen hat, und ob sie so kalt gegen ihn geblieben ist, wie Ruchem gegen Mustapha. Selim war ein großer Freund und Kenner der Musik, deßwegen ließ er manchmal Saadullah in den Harem kommen, um persische Lieder von ihm singen zu hören. Bald merkte der Sultan eine Veränderung am Sänger; sein Gesang war nicht mehr heiter, wie sonst, sondern schwermüthig und voll Wehmuth. Darum sagte Selim einmal zu ihm: „Aus deiner Art zu singen sehe ich, daß du etwas hast, was dich kümmert und peinigt; das thut mir leid; verbirg dich nicht vor mir, ich schwöre es dir bei Gott, ich will Alles für dich thun." Saadullah faßte sich ein Herz, warf sich vor dem Sultan nieder und sagte: „Herr, ich liebe deine Sklavin! Laß mir den Kopf abhauen, um mich von meinem unglücklichen Daseyn zu befreien; ich liebe Bembé-Haré, die nicht die Meinige werden kann!" — „Du sollst sie haben," antwortete der Sultan, und auf der Stelle gab er sie ihm zur Frau mit einer bedeutenden Mitgift. Ich habe diesen schönen Zug von Saadullah selbst.

Es ist kein Beispiel vorhanden, daß ein Sultan ein Christenmädchen oder eine Frau seiner christlichen Unterthanen auf irgend eine Art zu gewinnen oder gewaltsam in den Harem zu bringen versucht hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Der Sarg Wilhelms IV.

Da die bevorstehende Parlamentsauflösung in Folge der tausendfältig dadurch angeregten Interessen Alles absorbirt, was der Engländer seinen Privatgeschäften an Zeit und Aufmerksamkeit abzumüßigen vermag, so ist es ein vortheilhaftes Zeugniß für die Loyalität — oder wie man die Motive taufen will — der guten Londoner, daß sie König Wilhelm noch nicht vergessen haben. Man könnte behaupten, schon die Trauerkleidung, in welcher männiglich einhergeht, und die Laden vor den Fenstern der Gewölbe müssen sein Andenken wach erhalten; aber der Mensch ist einmal ein Geschöpf der Gewohnheit, und die Trauerkleider und die halb geschlossenen Laden fallen jetzt, nach vierzehn Tagen, eben so wenig auf, als sie Anfangs überraschten. Würden aber wohl die

Londoner ohne Theilnahme für ihren hingeschiedenen König so ungeheuer begierig gewesen seyn, wie sie es waren, seinen Sarg zu sehen? Der König starb in Windsor und sollte in Windsor beigesetzt werden. Sein Sarg hingegen wurde in London gearbeitet, nicht weil es in Windsor an tüchtigen Tischlern fehlt, um vier Bretter und zwei Brettchen kunstgerecht zusammenzufügen und geschmackvoll zu verzieren, sondern weil in London, und zwar in der neuen Bondstraße ein Mann wohnt, der das traurige Vorrecht besitzt, die Särge der königlichen Familie zu fertigen. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mensch den Muth haben kann, einen König und die Glieder eines königlichen Hauses um das Privilegium anzugehen, ihre Särge zu zimmern, oder das Privilegium anzunehmen, falls ein sarglustiger König, wie Kaiser Karl V., es ihm anböte, wenn nicht die Sucht der englischen Krämer und Handwerker, ein to their Majesties über ihre Thüren zu schreiben, jedes Bedenken überwöge. In einer andern Straße befindet sich ein Gewölbe, ausschließend für den Verkauf von Instrumenten, die, meist aus Zinn gefertigt, allerdings in einem vollständigen Haushalte selten fehlen, jedoch deshalb nicht weniger häßliche Verräther menschlicher Gebrechlichkeit sind; und der Inhaber des Gewölbes hat die Stirn, jedem verschämten Menschen das Blut in die Wange zu treiben durch die in Gold aufgeschriebene Versicherung, daß die Königin, die Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria ihren diesfallsigen Bedarf bei ihm kaufen; dieß nebenbei. Dem Tischler Turner also war der Auftrag geworden, den Sarg für den verewigten Monarchen zu fertigen, und den Tag vor der Ablieferung schloß Turner seine Werkstatt und stellte den Sarg zur Schau aus. Es ist kaum zu glauben, wie schnell solche Dinge in London bekannt werden; wenigstens zwanzigtausend Personen strömten herbei. Das Zimmer, in welchem der Sarg stand, war rings mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, und darüber hingen Gewinde von schwarzem Krepp. Auf silbernen Wandleuchtern brannten Wachskerzen und die mit matten Gläsern bedeckten Lampen des Kronleuchters gossen ein mildes Licht auf den, in der Mitte des Zimmers auf Gestellen ruhenden Sarg. An den vier Ecken desselben standen vier schwarz gekleidete Männer mit weißen Stäben, Hüter des Sarges, ein nothwendiger Schutz in einem Lande, dessen Eingeborene aller Stände die Eigenthümlichkeit besitzen, nichts betrachten zu können, ohne es zu betasten. Der über sieben Fuß lange Sarg war aus dem feinsten spanischen Mahagoni gearbeitet, mit genuesischem Purpursammet bedeckt und mit weißem Atlas ausgeschlagen. Handhaben und Nägel, erstere eben so geschmackvoll als kunstreich, waren von vergoldetem Silber. Auf dem Deckel prangte im obern Felde, zierlich in gleiches Metall gegraben, das königliche Wappen Englands, im untern der Hosenbandorden, zwischen beiden eine massivgoldene Platte mit der aus den Tagblättern bekannten Inschrift. Um Sarg und Deckel wanden sich zwei verschlungene Nägelreihen, und in erhabener Arbeit glänzten die Kranzleisten, das Ganze um so schöner, je einfacher es war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Poesie im Gewerbsstande. Persönliches.

Auch ein neuer Dichter liegt vor mir, der „Blumen für seine Freunde“ hier bei Herbig ausgestreut hat. Die Poesie macht im gewerbtreibenden Bürgerstande Progressen, eine Erscheinung, auf die man acht haben sollte, mehr als auf das Erschienene. Es ist kaum ein Jahr her, daß der berühmte Bierbrauer Josty Bière de mon tonneau herausgab, patriotische Gelegenheitsgedichte, in deutscher, französischer und romanischer (Chur) Sprache. Ihm folgte der Dichter Heinzelmann, von dessen originellen Produkten Ihnen gemeldet wurde. Jetzt ist der Kunstgärtner P. Fr. Bouché, wohlbekannt den Berlinern unter dem Namen des „Winkelbouché,“ um ihn von seinen Verwandten zu unterschreiben, mit jener genannten Sammlung von Originalgedichten aufgetreten. Er sagt zu seinem Leser:

Nimm hin, was ich in einsam stillen Stunden,
Nimm gütig hin, was ich gefühlt, gedacht,
Was Glaube, Liebe, Hoffnung angefacht,
Und was dabei mein fühlend Herz empfunden.

Die Jugend ist mir längst wie Träum' entschwunden;
Doch ist einmal das Schön' in uns erwacht,
Dann jeden Morgen neues Leben tagt,
Hat nur Gefühl und Lieb' uns fest umwunden.

Ein Kunstgärtner aus der französischen Kolonie, der deutsche Gedichte macht, ist eine Merkwürdigkeit, eine größere ein Dichter der Kolonie, welcher noch 1837 den deutschen Mann als Genus so anfingt:

Ein herzig Wort, ein Druck der Hand
Ist mehr als Komplimententand.
Wer ehrlich denkt, kann grade stehn,
Braucht nicht die Hand zu küssen,
Und legt sich nicht zu Füßen,
Kann Jedem in die Augen sehn.

Ein: guten Morgen, gute Nacht,
Und dabei etwas Gut's gedacht,
Ist mehr als alle Faselei;
Und das sind wahrlich reine Narren,
Die viel mit Händ' und Füßen scharren,
Ihr Thun ist doch nur Kriecherei.

Wir meinen, daß so durchdachte Gedanken nicht mehr in Versen ausgesprochen zu werden brauchen. Herr Bouché singt noch auf dieselbe naive Weise alle Blumen seines Gartens an, und steht in seiner poetisch positiven Gesinnung so ehrenfest da, wie als Mann und Bürger im Leben.

Steffens Roman: „die Revolution,“ ist eben als fertig angekündigt. Von der (jetzt bestimmt gekannten) Verfasserin des „Godwin Castle“ wird ein zweiter Roman erwartet, nachdem sich die Theilnahme für den genannten entschieden bewährt hat. Auch von W. Alexis kann ich Ihnen nun bestimmt sagen, daß ein Roman, der die jüngste Gegenwart berührt, im Werden ist. Raupach schweigt in Schlesien auf seinem Gute. Fr. v. Raumers letztes historisches Werk aus den großbritannischen Archiven ist eben fertig. Der Verfasser beabsichtigt eine Reise nach Paris, um die dortigen Staatsarchive, wozu er eine Einladung von Mignet erhalten, so viel ein Sommeraufenthalt erlaubt, zu studiren. Eben dahin wird der Minister v. Kamptz eine Reise antreten, um die französische Hauptstadt und den Hof der Tuilerien von Angesicht kennen zu lernen. Steffens will das südliche Deutschland besuchen. Von unserer aus Konstantinopel gewünschten militärisch wissenschaftlichen Expedition dahin wird zwar noch fortwährend gesprochen; es kommt aber noch nicht zur Ausführung. Das Denkmal Schleiermachers soll in den nächsten Tagen aufgestellt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. Juli 1837.

Es gibt kein bitteres Gefühl, als sich, wenn auch nur auf Augenblicke, seines Vaterlands zu schämen, vorausgesetzt, man wisse warum.

Börne.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Die Auswanderer.

Havre ist eine Kolonie, zu der alle handeltreibenden Völker mehr oder weniger ihre Repräsentanten geschickt haben. Es gibt daher kaum eine civilisirte oder halbcivilisirte Sprache, die nicht hier oder dort auf den Spaziergängen oder in den Kaffeehäusern das Ohr berührte, und keine französische Stadt, in der die schmucke Sprache des Landes so gerabbrecht wird. Hier hört man das r der Schweizer, dort das w der Engländer, hier das deutsche sch, dort die italienischen Consonanten vorherrschen. Der Deutschen sind sehr viele hier, und außer den hier Ansäßigen lösen sich beinahe von vierzehn zu vierzehn Tagen ein paar tausend Auswanderer ab. Diese haben eine Menge deutscher Wirthe, Kleinhändler und Mäkler hieher gezogen, und sehr oft bleiben die Frauen und Kinder, oft ganze Familien deutscher Auswanderer zurück, wodurch die Zahl der hier ansäßigen Deutschen noch größer wird.

Eines Abends, als ich auf den von den Arbeitern verlassenen Quais mich erging, hörte ich von einem Schiffe her eine Geige, die einen Walzer spielte, und mitunter das frohe Juchhei unserer deutschen Bauernbursche herüberschallen. Ich entsinne mich nicht, dasselbe je in Frankreich, wenn auch der Tanz noch so ausgelassen war, gehört zu haben. Es konnten dies nur Deutsche seyn; und so ging ich über mehrere Schiffe weg, bis ich auf das gelangte, wo wirklich die ganze deutsche Schiffsladung auf dem Verdecke nach der Geige eines Dorfspielmanns aus Rheinbayern tanzte. Das Schiff sollte morgen abgehen und alle Auswanderer, Bursche und Mädchen, Männer, Weiber und Kinder tanzten in tollem Jubel, als ob sie ein Kirchweihfest feierten.

Ich habe ein paar Mal deutsche Auswanderer gesehen, die sich die schweren Thränen aus den trüben Augen wischten, wenn das Schiff am Damm vorüberfuhr, und sie einem Freunde, der morgen oder übermorgen mit einem andern Schiffe abgehen sollte, ihr Lebewohl zuwinkten. Ich sah einmal ein junges Weib sich das Brusttuch zerreißen, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen, und dann unter dem Rufe: „Meine Mutter! meine arme Mutter!“ ihren Mann, der ihr ein halbjähriges Kind entgegenhielt, zurückstoßen. Und ein anderes Mal sah ich einen Schwarzwälder, der seinen Schmerz durch starke Getränke zu tödten gesucht hatte, auf die Brustwehr des Schiffes springen und einen Kernfluch ausstoßen, mit dem er Deutschland und den Amtmann von N. in den Boden hineinschlagen wollte, wobei er seine Pelzmütze in's Meer warf und um ein Haar ihr nachgestürzt wäre.

Alle auf der Jetée Anwesenden, selbst die Mehrzahl der Auswanderer lachten aus vollem Halse bei dieser lezten Scene und waren theilnahmlos bei den vorhergehenden; mir aber griff diese wie jene an's Herz. Doch Alles das war nichts gegen die Kirchweihluft auf dem zur Abfahrt gerüsteten Schiffe. Diese Leute verließen ihr Vaterland, Hof und Herd, den Ort, wo sie als Knaben gespielt, als Jünglinge geliebt, als Männer sich an dem Lallen des Erstgebornen gefreut hatten; und nichts, nichts verrieth, daß sie dem Heiligsten auf ewig den Rücken zugekehrt, daß sie das Grab ihrer Väter aufgegeben, die Wiege ihrer Kinder verkauft hatten. Sie tanzten, sie jubelten. Juchhei! das war eine Lust!

Wie heißt das Land, unglücklich genug, solche Söhne zu zeugen, oder unglücklicher noch, solche Gleichgültigkeit zu erklären und zu rechtfertigen? Ich kenne es, das Land, ich kenne das Volk Süddeutschlands mit dem Herzen, das zu brechen droht, wenn das Heimweh mit Fiebergluth die Adern durchläuft und die Brust zersprengt. Und diese Leute wandern aus, und tanzen und jubeln am Vorabend ihrer Abfahrt!

Ich hörte hier in Havre selbst den ärmsten Arbeiter, den elendesten Matrosen nie anders als mit Verachtung von den Deutschen sprechen, oder vielmehr von den Suisses, wie sie hier heißen, weil vor Zeiten ein deutsch sprechendes Schweizerregiment in Havre stand, und selbst der Mittelstand, theilweise auch die höhern Classen theilen diese Ansicht. Ich verstummte jedesmal, wenn ich es versucht hatte, sie zu vertheidigen, und man mir antwortete: „Aber warum wandern sie denn aus? Wir Franzosen würden lieber zu Hause trockenes Brod essen, als anderswo in Ueberfluß leben. Was muß das für ein Land seyn, das man so, wie diese Suisses, verlassen kann!"

Deutschland ist eines der schönsten Länder der Erde. An Allem Ueberfluß, und doch solche Noth, daß sie jährlich Tausende zwingt, einen andern Himmel zu suchen, um nicht durch die Qualen der Erdenhülle an der Hoffnung eines Himmels jenseits, einer waltenden Gerechtigkeit verzweifeln zu müssen! Das erkläre mir Jemand, wenn er's kann. Man sagt oft, eben die germanische Sehnsucht, die da wissen möchte, was hinter den Bergen und jenseits des Meeres ist, die mit einer Art von Wohllust in ferne Länder treibt, sey daran Schuld. Ich will es nicht ganz ableugnen. Ich kenne diese Sehnsucht; auch mich hat sie in die Weite hinausgetrieben, über Berg und Thal gejagt; aber ein Wort, der zufällig ausgesprochene Name eines Ortes, wo ich mich einmal heimisch fühlte, der Ton einer Glocke, die wie die Morgenglocke der Kirche klingt, neben der ich einst wohnte, das Zwitschern eines Vogels, ein Traum, ein Nichts, reichen oft hin, um eine andere Sehnsucht in mir lebendig zu machen und die Seele auf die Reise nach Hause zu schicken. Die Wanderluft treibt uns in die Weite, das Heimweh zieht uns mit unwiderstehlicher Kraft wieder in die Arme der Unsrigen zurück und fesselt uns an den Ort, wo wir als Knaben spielten, wo wir zuerst merkten, daß ein Herz in unserer Brust schlägt. Gerade dieser Widerspruch ist der deutsche Charakter, aber nicht das Eine oder das Andere allein. — Man spricht von der ewigen Völkerwanderung der Deutschen, um die Auswanderung der armen Bauern nach Amerika zu erklären. Aber diese Wanderungen hatten stets dieselbe Ursache. Alle jene Stämme der Germanen — die Sachsen, Franken, Normannen, und wie sie alle heißen — hatten keinen Platz im Vaterlande, sie wußten nicht, was thun und wovon leben, und nahmen das Schwert zur Hand und suchten ein neues Vaterland, weil sie im alten nicht Hungers sterben wollten. So ist es noch heute. Nur die Noth, die schlimme Gegenwart, eine noch schwärzere Aussicht in die Zukunft zwingt diese Unglücklichen, freudig einem heißgeliebten Vaterlande Lebewohl zu sagen, um in einem fernen Lande arbeitend leben zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Endlich kam der schwere Tag; der Kranke war verändert, ja unkenntlich, er hob die Augenlieder mühsam, und nur wie im Schreck, sagte kein Wort, als: „ich bin müde!" und starb nach wenigen Stunden. — Konrad trug ihn in seinen Armen aus dem Bette und ließ die geliebte Leiche von Niemanden berühren; er sorgte für Alles mit rastloser Thätigkeit, aber als es nun aus war, als Alles besorgt war, was für den Bruder auf Erden noch geschehen konnte, o wie war ihm da! Schwach wie ein Kind fühlte er seinen Körper, ermattet seinen Geist, nichts thätig als den Schmerz, der ihn zu tödten drohte. So meinte er wenigstens, denn es kommt der Jugend immer vor, als müsse der erste Schmerz sie tödten. Er setzte sich in den Wagen und fuhr der Heimath zu; bei Basel bestieg er ein Schiff und fuhr den Rhein hinab ohne Sinn für dessen Schönheit; so kam er nach Hause. — Ach, daß es auch solches Wiedersehen geben muß! daß das Wiedersehen nicht immer einer der Momente seyn kann, den man in alle Ewigkeit ausdehnen möchte!

Die Eltern hingen ihr Herz mit verdoppelter Liebe an den Einen, Uebriggebliebenen; aber wo sollte er mit seiner Liebe hin? Es war ihm, als sey ihm nun alles gleichgültig auf der Welt; er sank in die tiefste Schwermuth. Jedermann sah seinen Schmerz mit Verehrung

an; aber Niemand drückte die Hände so fest zusammen im Gebete für ihn als Anna, ein gutes Kind, deren Eltern zwei Häuser weit von Konrads Eltern wohnten. Diesen entging die zunehmende Innigkeit des Mädchens für ihren Sohn nicht; sie war ihnen bis jezt gleichgültig gewesen, aber ihre Theilnahme an Konrads Schmerz rührte sie. Sie fielen darauf, ihn durch Liebe heilen zu wollen.

Anna war ein liebes, hübsches Ding, mit ein paar schmachtenden, ausdrucksvollen Augen; ihre Eltern waren nicht in so glänzenden Verhältnissen als Konrads, aber sie waren gebildete Leute, denn ihr Vater war Direktor der Schule und hatte manches anerkennende Wort von gelehrten Freunden bekommen. Konrads Eltern fingen an, den Schulrath zum Ostern einzuladen, liebkosten die Tochter und machten allerlei Hoffnungen in der Mutter rege, die schon auf tausend angenehme Nebendinge gedacht hatte, die ein solches Hauptglück mit sich bringen konnte. Konrads Eltern hatten, nicht was man in der großen Welt Equipage nennen würde, aber einen bequemen, in Offenbach gebauten Wagen und zwei langschwänzige Mecklenburger Braunen, die freilich auch zu mancherlei Nebenzwecken, als da ist: Sandfahren, Waaren an das Ufer bringen ꝛc. gebraucht wurden, aber die doch auch die Familie ganz behaglich auf ein benachbartes Dorf oder um die Stadt herum zogen. Fahren aber war der Frau Schuldirektorin größtes Vergnügen, und eine Bekannte vom Wagen herab grüßen, gehörte gewiß zu den Punkten, bei denen sie der Satan am leichtesten hätte fassen können. Was aber das Schlimmste war, Konrad schien keineswegs in diese Plane einzugehen; er war zwar recht artig gegen Anna und fand sie sehr niedlich, bis ihm seine Mutter einst vorstellte, wie wohl ihm ein häusliches Leben mit einer lieben Frau thun werde, und ob Anna dazu nicht wohl die tauglichste sey? Von dem Tage an mochte er sie nicht mehr sehen; er wollte nicht getröstet seyn, er hätte sich gehaßt, hätte er aus seinem Schmerze heraus gehen können.

So standen die Sachen, als die Generalversammlung der Düsseldorfer Eisenbahngesellschaft zusammen berufen ward, was den alten R** auch veranlaßte, eine Reise dorthin zu unternehmen; er schlug Konrad vor, zu seiner Zerstreuung mitzugehen, aber dieser wollte nichts davon hören und lehnte die Einladung entschieden ab; und so sehen wir denn nun den alten Herrn allein auf der Straße nach Düsseldorf, in die Staubwolken hinein sehend und seiner Söhne gedenkend.

Der alte Mann hatte Sinn für alles Schöne und Gute, obgleich er wenig Gelegenheit gehabt, sich in seinem thätigen Geschäftsleben allzuviel darum zu bekümmern; einer seiner ersten Gänge war daher nach der Akademie, deren Ateliers zu gewissen Stunden geöffnet sind. Es war eine der Epochen, wo fast jeder der bedeutenderen Maler eben ein Bild geliefert hatte und nun einen Augenblick ausruhte; daher war sie weniger reichhaltig als zu andern Zeiten. Fast überall standen Cartons statt der Bilder, deren Farbenglanz den Unkundigen erst ermuthigt, in die strengere Schönheit der Formen und der Composition einzudringen. Die meisten Ateliers waren leer, da es um die Mittagsstunde war; nur in einem, das für mehrere Maler bestimmt seyn mochte, saß noch ein jugendlicher Künstler, der so mit einem eben vollendeten Bilde beschäftigt schien, daß er den Eintritt des Fremden nicht bemerkte. R. stellte sich hinter ihn und sah das Bild, vor dem der Jüngling saß, mit Wohlgefallen an; es stellte ein eben aufgeblühtes Mädchen dar: ein violettsammtnes Leibchen reichte bis gegen die Hüften, darunter fiel ein olivenfarbiger Atlasrock an dem schlanksten Körper hinab und verlor sich im Rahmen; die schönste jungfräuliche Brust konnte durch ein dünnes Flortuch errathen werden; der lange, runde Hals trug einen Kopf, der einen überraschenden Eindruck auf den Beschauer machte; das weiße, zarte Fleisch der Gestalt ließ auf eine Blondine schließen, aber um diesen Kopf spielten dunkelbraune Locken, die von einem rothsammtnen Käppchen leicht zusammengehalten wurden; knabenhafte Schelmerei blizte aus den wunderschönen, weit geschnittenen, hellbraunen Augen; die Nase war klein und fein gebogen, die Augenbrauen markirt genug, um die lebhafte Physiognomie noch mehr zu heben; der Mund war eher zu groß, aber schön geformt, und man errieth die glänzendsten Zähne unter den frischrothen Lippen; sie hielt einen Falken auf der Hand, zu dem sie hinaufblickte, so daß der wunderschöne Aufschlag ihrer Augen in seiner ganzen Pracht sich bewundern ließ.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Beisezung Wilhelms IV.

Von Morgens bis gegen Mitternacht dauerte der Andrang. Dann wurde der Sarg auf eine, von sechs Rossen gezogene Bahre gesezt, und nahm still und friedlich den Weg nach Windsor. Hier war der Abend des achten Juli zur Begräbnißfeier bestimmt, eine Bestimmung, welche wohl zum Ressort des Staatsministers des Innern gehört, und eine zahllose Menge Menschen und die Presse ernsthaft beschäftigt hat. Ich habe in einem frühern Berichte erwähnt, daß die Lokale der englischen Handelswelt um den Tod des Monarchen trauern wie um einen beim Geschäft Betheiligten, daß sie bis zum Tage des Begräbnisses theilweise, und an lezterem Tage ganz geschlossen werden. Nun war der achte Juli ein Sonnabend, und wenn der Sonnabend für alle Krämer der civilisirten Welt der einträglichste Wochentag

iſt, ſo muß er das doppelt für die Krämer und Handwerker Englands ſeyn, die, mit Ausnahme der Branntweinſchenken, Obſthändler und Zuckerbäcker, alſo gerade mit Ausnahmen, für welche ein Grund der Nothwendigkeit keineswegs in die Augen ſpringt, geſetzlich, bei Vermeidung ſchwerer Buße, gezwungen ſind, von der Mitternachtsſtunde des Sonnabends zum Sonntage bis zu der des Sonntags zum Montage allen Vertrieb ihrer Artikel einzuſtellen. Hieraus erklärt ſich der gewaltige Lärm, welchen die Krämer aus jedem Winkel Englands, die Londoner natürlich an der Spitze, wider die auf einen Sonnabend angeſetzte Begräbnißfeier erhoben, und weil nun einmal in England Politik und Partei ſelbſt über die unbedeutendſte Regierungsmaßregel Gericht halten, ſo ſchrieen alle Torytehlen: „da ſeht eure Whigs, die gerühmten Volksfreunde! ſogar euern ſonnabendlichen Verkehr reſpektiren ſie nicht, kümmern ſich kein Jota, ob der arme Arbeiter für ſeinen ſauer verdienten Wochenlohn ſich und den Seinigen einen Sonntagsbraten kaufen kann oder nicht.“ — Kein Geſetz mißt die Zeit ab, welche zwiſchen der Todes- und der Begräbnißſtunde des Monarchen verſtreichen ſoll; kein Geſetz macht den Begräbnißtag zu einem Feiertage, an welchem Handel und Gewerbe ruhen ſollen. Folglich iſt Niemand rechtlich verbunden, die an ſolchem Tage verfallenden Zahlungen Tags zuvor zu leiſten. Demnach blieb dem gewerbe- und handeltreibenden Publikum bloß die Wahl, entweder ihre Loyalität den Sonnabendsgeſchäften, oder die Sonnabendsgeſchäfte ihrer Loyalität aufzuopfern. Verſammlungen wurden berufen, geharniſchte Beſchlüſſe gefaßt, die Ortsobrigkeiten wurden zur Vermittelung aufgefordert; kein Zeitungsſchreiber, der ſich nicht für den Gegenſtand intereſſirte, kein Korreſpondent, der ihn nicht zum Stoffe einer Mittheilung machte. Alles vergebens: es war beſtimmt und es blieb dabei, die Begräbnißfeier ſollte am Abend des achten Juli ſtattfinden. Sobald nun Krämer und Handwerker ſahen, daß nichts den Sinn des Miniſters zu beugen vermochte, thaten ſie das Klügſte, was ſie thun konnten, fügten ſich in die Nothwendigkeit und ſchloſſen zwiſchen ihrer Loyalität und ihren Sonnabendsgeſchäften einen Vertrag, des Inhalts, bis ſieben Uhr Abends letzteren, dann erſterer nachzuleben, d. h. ihre Lokale in der Stunde zu ſchließen, in welcher die Begräbnißfeierlichkeit beginnen ſollte, und ſo geſchah es, daß England zu der angegebenen Zeit ganz ſonntäglich ausſah. Hat nun aber jenes Abkommen die gefürchteten Nachtheile kräftig beſchworen, wie, wenn der Miniſter das erwartet und deßhalb auf ſeinem Sinn beſtanden hätte? Am Ende verloren Handel und Gewerbe hiedurch weniger, als wenn ſie einen ganzen Feiertag gehalten hätten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſetzung.)

Mäßigkeitsangelegenheiten. Defraudationen.

Wenn Sie von einer höchſten Verordnung hören, der zufolge jeder Beamte (auch in richterlichem Amte fungirende, welche bisher nur in Folge von Urtel und Recht entlaſſen werden konnten) auf der Stelle ſeines Amtes entlaſſen werden ſoll, ſobald er auch nur einmal an einem öffentlichen Orte in trunkenem Zuſtande betroffen worden, ſo ziehen Sie daraus keinen Schluß auf eine ſolche Demoraliſation unſerer Beamten im Allgemeinen. Wenn die Verordnung nicht durch ganz einzelne Ereigniſſe oder Stimmungen veranlaßt iſt, was in Neu-Europa wohl vorkommt, ſo dürfte man eher darin eine anderartige Tendenz, als eine Anklage wegen Völlerei erblicken. Auf der andern Seite glauben Sie indeß auch nicht, daß, weil hier über Errichtung von Mäßigkeitsgeſellſchaften verhandelt wird, künftig das Trinken hier aufhören wird. Die Sache, in ihrem Kerne gewiß höchſt löblich, ſcheint nicht am rechten Ende angefaßt, wenn man die amerikaniſch-engliſchen Statuten buchſtäblich bei uns in Anwendung bringen will. Man darf doch nicht ganz aus dem Auge laſſen, was ſeit tauſend Jahren, und vielleicht noch länger, unter dem guten deutſchen Volke ein „nüchterner Menſch“ bedeutet, womit freilich dem Branntwein und ſeinem Raniſche nicht das Wort geredet wird.

Eben ſo wenig, als Sie aus jener Verordnung gegen trunkene Beamte auf einen entſprechenden Thatbeſtand zurückſchließen dürfen, mögen Sie einen Zweifel an der bewährten Rechtlichkeit unſerer Poſtoffizianten aus einigen argen Defraudationsgeſchichten, die das Publikum in dieſem Augenblicke beſchäftigen, ſchöpfen. Die Genauigkeit, das höfliche Benehmen, die ſtrenge, uneigennützige Pflichtausübung in unſerer Poſtverwaltung iſt von In- und Ausländern ſo anerkannt und gerühmt, daß es ſelbſt unrecht wäre, in dem kleinen Odium, welches die Poſt durch ihren Widerſtand gegen die Eiſenbahnen ſich zur Zeit im Publikum zugezogen hat, einen Grund zu ſuchen, weßhalb man gerne dergleichen Nachrichten anhörte. Der arge, aber ſchlau eingeleitete Diebſtahl, den ein junger, eben erſt angeſtellter Poſtbeamte hier begangen, gehört, auch in den intereſſanten Details, wie er ihn ausgeführt, und wie er in Hamburg, mit einem Fuß im Schiffe nach Amerika, noch ergriffen wurde, mehr in criminaliſtiſche als in literariſche Mittheilungen. Ein anderer minder bedeutender Fall, der ſich in einer Provinzialſtadt zugetragen hat, ſpielt ſchon in das Fataliſtiſche hinüber, und hat eine ſo harmloſe Moral, daß er, wenn auch nur des guten Beiſpiels wegen, bekannt zu werden verdient. Ein armer Poſtoffizjant wird vom Glanz des Goldes verführt, und beſchließt mit einigen hundert Thalern, die aus ihrer Hülle ſich losgemacht haben, die dumpfe Luft ſeiner trüben Packkammer zu verlaſſen und die weite Welt zu ſuchen. Inzwiſchen, bis er ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, verſteckt er das Geld in einem uralten Polſterſtuhle, der unbenützt in einem Winkel der Regiſtratur ſteht. Alles iſt geordnet; was er von Habſeligkeiten hat, in der Taſche, ſchleicht er wieder im Abenddunkel in die Regiſtratur. Der Polſterſtuhl ſteht, wie er ihn hingeſtellt. Zitternd greift ſeine Hand hinein; aber — das Geld iſt fort. Verzweiflung, Vernichtung und — ein raſcher Entſchluß. Die Welt iſt zwar weit, aber ohne Geld nichts darin anzufangen, weßhalb es ſich lohnte, fortzulaufen. Die Rückkehr iſt ihm verſchloſſen; alſo bleibt ihm nichts übrig, als ſeinem Leben oder ſeinem Betruge ein Ende zu machen. Er wählt das Letztere und gibt ſich auf der Stelle ſelbſt als Caſſendieb, und zwar zugleich als beſtohlener Caſſendieb an. Zur Unterſuchung des Thatbeſtandes eilt der Poſtmeiſter ſofort in die Regiſtraturſtube und greift in den verhängnißvollen Polſterſtuhl. Aber er greift tiefer in ſeinem Pflichtbewußtſeyn als der Defraudant in ſeinem Schuldbewußtſeyn, und zieht die unberührten achthundert Thaler heraus. Der alte Stuhl hatte nicht allein oben im Polſter, ſondern auch im Boden ein Loch; die Gurte waren indeß noch mit ſtarker Leinwand gefüttert, und in dieſem Sack hatte ſich das Geld gerettet. Zwar nicht ehrlich wie vorher, aber mit doppelten Milderungsgründen erwartet nun der Selbſtbetrüger ſein Urtheil.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. Juli 1837.

— Er ſteht entzückt,
Er fühlt ſich im Beſitz von dieſem Schatz beglückt;
Er kommt und geht, und kann ſich nicht entfernen.

Goethe.

Die Braut.

(Fortſetzung.)

Das Bild feſſelte den alten R**. Endlich redete er den jungen Künſtler an mit den Worten: „Was haben Sie ſich bei dieſem Mädchen gedacht?“ — „Etwa die Tochter eines Falkenwärters,“ erwiderte der Maler beſcheiden, „die mit den Pfleglingen ihres Vaters ſpielt.“ — „Ein glücklicher Mann iſt dieſer Falkenwärter,“ ſagte R**, der ſich ſchon lebhaft in die ganze Situation verſetzt hatte, und hinter dem Bilde alle übrigen Falken und den Vater des Mädchens und den Ritter ſammt ſeinem ganzen Troß zu ſehen meinte, ſo daß er endlich ganz ernſthaft fragte: „ob ſie wohl ſchon einen Liebhaber hat?“ — „Nein, noch keinen,“ antwortete der Maler, unmerklich ſeufzend. — „Ei, wer kann für ein ſchönes Mädchen ſtehen?“ fiel der Alte eifrig ein, „es finden ſich Hunderte für Einen.“ — „Mir hat noch Niemand zehn Thaler darauf geboten,“ murmelte der Maler halb für ſich. — „Ach ſo!“ verbeſſerte ſich R**, „Sie ſprechen von Kaufliebhabern für Ihr Bild; ich meinte nun eigentlich das Original; lebt es?“ — „O ja,“ antwortete der Maler gedehnt, „es lebt wohl — aber —“ — „Geſchwind!“ rief R**, „wo iſt es?“ — „Wie es da ſteht, nur in meinem Kopfe und hier auf der Leinwand,“ ſagte der Maler ernſthaft; „es gibt kein Mädchen wie dieſes auf der Welt.“ — „Schade!“ verſetzte kopfſchüttelnd der Alte; „aber was iſt dies Bild, wie es hier ſteht, wohl werth?“ — „Ich ſollte wohl zweihundert Thaler dafür bekommen,“ meinte der Künſtler ſeufzend, „aber es gibt ſo viele Maler hier.“

R** war eigentlich großmüthig, doch zu ſehr Kaufmann, um für eine Sache gerade die Summe zu geben, die dafür gefordert wurde. Der ſichtbare Wunſch des Jünglings, ſein Werk zu verkaufen, rührte ihn indeß, und er ſagte: „Hundert-fünf-und-ſiebenzig Thaler möchte ich wohl ſelbſt dafür geben.“ Ein Freudenſtrahl blizte in den Augen des Künſtlers auf; doch ſchnell wieder ruhig, ſagte er: „es iſt nicht Ihr Ernſt.“ — „Gewiß iſt es das,“ verſetzte R** eifrig; „und wenn Sie wollen, können Sie mir das Bild morgen zuſchicken und das Geld empfangen.“

Des Jünglings Bruſt hob ſich unter einer heftigen Bewegung und Thränen füllten ihm die Augen; er trat mit Würde einen Schritt zurück, ſah auf das Bild und dann zum Himmel; nach dieſer Bewegung ſagte er zu R**: „heute Morgen noch glaubte ich meine ganze Laufbahn aufgeben zu müſſen, weil mir die Mittel fehlten, ſie fortzuſetzen; denn ſo reich mich die Akademie auch unterſtüzt, habe ich doch für zu Viele zu ſorgen, um nicht oft kleinmüthig zu werden. Ihr großmüthiges Anerbieten gibt mir neuen Muth; möchten Sie Freude an

dem Bilde haben, möchte es Ihnen noch über's Jahr nicht minder gefallen; ich will ein neues Werk anfangen und Ihrer dabei gedenken.“ R** hustete ein wenig. „Mein Herr,“ sagte er, „Sie meinten, zweihundert Thaler sey das Bild werth; ich schäme mich, daß ich Ihnen weniger bot; ich denke, es bleibt bei Ihrem ersten Worte, ich will nicht fünf-und-zwanzig Thaler an Ihrer augenblicklichen Verlegenheit profitiren.“

Der Maler reichte ihm dankbar die Hand, und nachdem R** ihm seine Adresse gegeben hatte, entfernte er sich. Kaum war er eine Stunde zu Hause, als das Bild ihm nachfolgte. Hatte es ihm in der Akademie gefallen, so gefiel es ihm jezt noch viel mehr; er ging davor auf und ab, rieb sich die Hände und freute sich wie ein Kind über seinen Handel. „Aber was mache ich damit?“ sagte er nach einer Weile zu sich selbst. „In der grünen Stube hängen alle Kupferstiche aus dem Wieland, dahin paßt es nicht; im Saal sind die Familienporträts, im Kabinet hängt unser guter König mit allen Prinzen und Prinzessinnen; das nimmt schon ein mäßiges Zimmer ein; im Gartenzimmer, da hängt nun freilich noch nichts, aber zu den einfachen Rohrmöbeln und den Tischen, mit Wachstuch überzogen, paßt der breite goldene Rahmen nicht, und die Fliegen sind nirgends häufiger als da, und feucht ist's auch ein wenig. Ich schenk's dem Konrad!“ rief er plözlich, aus aller Verlegenheit gerissen. „Will er keine lebendige Braut wählen, so bringe ich ihm diese gemalte mit; zwar der Anna sieht sie nicht ähnlich, doch glaube ich kaum, daß diese viel häßlicher aussieht; und dann, wer weiß, ob der immerwährende Anblick eines weiblichen Wesens ihn nicht auf Heirathsgedanken bringt!“

Als die Versammlung der Eisenbahnaktionäre sich endlich ihrem Schlusse nahte, ließ R** eine solide Holzkiste über seine künftige Schwiegertochter machen und brachte sie so wohlbehalten den Rhein hinauf in seine Heimath. Man hatte ihn nicht so früh erwartet, und Konrad war auf einem langen Spaziergange. Der Alte ließ sich kaum Zeit, seine Frau zu bewillkommen, und rief sogleich nach dem Hausknecht und nach Hammer und Schraubenzieher, um das Bild auszupacken; darauf hing er's im besten Lichte über Konrads Schreibtisch an einen starken Nagel und sezte sich behaglich auf das gegenüberstehende kleine Sopha, um sich an dem Effekte zu erfreuen.

Als diese Geschäfte eben beendigt waren, trat Konrad in das Haus und sein Vater ihm entgegen. Nach der ersten Freude der Begrüßung bemerkte jener, daß der Vater etwas besonderes auf dem Herzen habe, denn er sah sehr schelmisch und wissend aus, kicherte manchmal in sich hinein und fragte endlich den Sohn, der keine Anstalten machte, ihn zu verlassen, ob er denn seine Schreibereien beendigt habe; Konrad meinte, diese könnten für heute ruhen, aber der Vater billigte diese Ansicht nicht und sprach so ernst über die Nothwendigkeit, Geschäfte nie aufzuschieben und seine Freude auf die gehörige Stunde aufzusparen, daß der Sohn endlich ein wenig verstimmt in sein Zimmer ging. Dort entdeckte er sogleich, was den Vater veranlaßt hatte, ihn so eifrig hinaufzutreiben, und eilte gerührt wieder zurück an das Herz des guten alten Mannes, der auch in der Ferne seiner gedacht hatte. Es dunkelte schon, als Konrad das Bild zuerst sah; aber am andern Morgen, als er in sein Arbeitszimmer trat, war er durch die Schönheit und den Ausdruck dieses Mädchengesichtes sichtlich überrascht; er sah öfter von seinem Schreibtische in die Höhe, und jedesmal traf sie ihn mit ihren schönen, kecken Augen, daß er den Blick alsbald niederschlug.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsezung.)

Vielhundertjährige Leiden sind in den Zügen dieser Menschen zu lesen, und werden um so klarer, wenn man sie da beobachtet, wo man sie neben französischen Bauern und Arbeitern stehen sieht. In den Blicken und Mienen der französischen Matrosen liest man oft die charakteristischen Züge ihrer moralischen Verwilderung, und man findet diese mitunter selbst beim städtischen Arbeiter. Aber ein französischer Bauer neben einem deutschen, eine französische Bauernfrau neben einer deutschen bilden einen Contrast, wie der Herr neben seinem Knechte, wie die Wirthschafterin neben ihrer Magd. In jedem Blicke, jeder Gebehrde, jeder Bewegung der französischen Bauern und Bäuerinnen liegt stets noch eine gewisse Grazie; auch senken sie den Blick vor Niemanden, wer er auch sey; sie sind nie um eine Antwort verlegen, sie fühlen sich und wissen, daß sie Niemanden zu fürchten haben, daß ihr Gesetz auch das des Herrn ist. Die deutsche Unbeholfenheit ist zum Sprichworte geworden, und man sucht ihre Ursache meist tiefer, als sie liegt. Selbstgefühl ist das Gegengift, und woher sollte der deutsche Bauer solches bekommen? Und wer dies bezweifelt, der stelle einen deutschen Offizier, irgend einen Deutschen, der von Jugend auf in den höhern Kreisen der Gesellschaft gelebt hat, neben einen Franzosen, und ich bin sicher, daß der erstere sehr oft nicht der Unbeholfenere seyn wird.

Ich habe hundertmal hier die Bemerkung gemacht, daß der deutsche Bauer nicht nur schwerfälliger, unbeholfener und plumper als der ihm gegenüber immer noch graziöse französische Bauer, sondern daß er auch häßlicher ist, was besonders bei den Frauen auffällt. Die germanischen Völker standen einst im Rufe, einer der schönsten

Menſchenſchläge zu ſeyn. Die Römer kannten keine ſchöneren Weiber als die goldgelockten deutſchen, und ſie waren Kenner und hatten die Wahl. Und noch heute ſieht man in den Städten Deutſchlands unter den höhern und mittlern Claſſen viel mehr wahrhaft ſchöne Frauen als in Frankreich. Ich entſinne mich dagegen kaum, unter den deutſchen Auswanderern ein Weib geſehen zu haben, das im Stande geweſen wäre, in dieſer Beziehung mit der unendlichen Mehrzahl der hieſigen Arbeiterfrauen oder Markt- und Bauerweiber in die Schranken zu treten. Sie ſind eben die Unglücklichſten, der Ausſchuß der ihr Lebenlang gegen Noth und Elend kämpfenden Bauern einzelner Provinzen Deutſchlands, und deßwegen die Häßlichſten.

Wahrlich! es gibt für einen Deutſchen kein troſtloſeres Schauſpiel, als eine ſolche Auswanderercaravane, wo das graue Haar des Großvaters und das Lallen des Säuglings eine Sprache reden, die das Herz zerreißt. Wenn aber dieſe Armen tiefes Mitleiden in mir erregten, ſo gibt es eine andere Claſſe unſerer Landsleute hier, von denen zu ſprechen ein Deutſcher nur mit Abſcheu ſich entſchließen kann. Jene Unglücklichen werden für ihre hier wohnenden Landsleute ein Gegenſtand der Spekulation, indem ſie ihnen durch alle mögliche Liſt den lezten Heller zu nehmen, das lezte Hemd vom Leibe zu ziehen wiſſen. Die hier wohnenden deutſchen Wirthe ſind mit ſeltenen Ausnahmen verdorbene Ränkemacher und Bankeroutiers, die oft genug die ſie bedrohende Strafe zwang, ihr Vaterland zu verlaſſen. Die meiſten Auswanderer ſind, da ſie kein Franzöſiſch verſtehen, denſelben auf Gnade und Ungnade anheimgefallen, und jeder Scheffel Kartoffeln, jedes Stück Fleiſch, das ſie kaufen, muß den ſich aus Menſchenliebe anbietenden Landsleuten ſeinen Zoll abgeben. Die Auswanderer kaufen kaum ein Geräthe, kaum ein Kleid hier, bei dem ſie nicht ſchnöde betrogen würden und wobei der Unterhändler ſich nicht mit dem Verkäufer — ſie kennen ſich — in den Gewinn theilte. Ein deutſcher Jude, der ſich hier niedergelaſſen hat, verkauft beinahe an jeden Auswanderer, der noch ein paar Thaler übrig hat, eine Uhr, je nachdem der Mann wohlhabender oder ärmer iſt, für 100, 50, 30, 10 Franken, ja ſelbſt noch billiger, und gewinnt an jeder Uhr wenigſtens die Hälfte, und Jahr aus Jahr ein ſeine 10 — 15,000 Franken, oft mehr. Ein Uhrmacher, auf den er ſich als Schäzer der Uhr gewöhnlich beruft, erhält von jeder, die er verkauft, 5 Fr. Man lieſt in einzelnen Unterweiſungen für die Auswanderer, daß die Uhren in Amerika verhältnißmäßig theurer ſeyen als in Europa, und unſer hebräiſche Landsmann weiß den Auswanderern auf den Fingern vorzurechnen, daß ſie nichts Klügeres thun können, als den Reſt ihres Geldes in Uhren anzulegen. Nachdem ſo der arme Bauer gehörig durch ihn ſelbſt oder ſeine Compères vorbereitet iſt, kommt er dann im lezten Augenblick mit ſeinen Uhren an, und gibt Allen, die anbeißen, eine ſolche, nach dem Preiſe, den der Auswanderer beſtreiten kann, und die garantirte Uhr geht dann gewöhnlich wenigſtens ſo lange, bis das Schiff Havre verlaſſen hat. Ich kenne einen Uhrmacher hier, bei dem der Jude alte Ketten und andere Uhrſtücke kauft, aus denen er die Werke zuſammenſezt. — Uebrigens ſcheint dieſe Induſtrie durch eine andere verdrängt werden zu wollen; denn es heißt jezt, Jagdflinten ſeyen viel vortheilhafter als Uhren, und ſo beginnt hier gegenwärtig ein Handel mit Gewehren, der auf dieſelbe Weiſe betrieben wird, wie jener Uhrenhandel. Es ſind dies nur Beiſpiele, und es geht den Auswanderern mit Allem, was ſie hier kaufen, nicht beſſer. In ein paar Tagen, ein paar Stunden liegt die See zwiſchen Käufer und Verkäufer, und macht jede Klage unmöglich.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beſchluß.)

Fortſchritte des Kunſtſinns in den Provinzen.

Da Ihr Blatt, wie es ſcheint, in unſern Provinzialſtädten keine Korreſpondenten hat, dürfte es die Pflicht des Korreſpondenten aus der Hauptſtadt ſeyn, dann und wann von den Ereigniſſen dort, inſofern ſie der literariſchen Oeffentlichkeit angehören, Bericht abzuſtatten. Es wäre überhaupt von Intereſſe, die Fortſchritte des Bildungs- und Kunſtſinnes in Nichtreſidenzſtädten in Vergleich zu dieſen hiſtoriſch zu beachten. Es geht damit in Deutſchland wie mit dem Biere. Die Cultur wächst an einem Orte bis zum Eclat, und verläßt ihn plözlich, um an einem andern zu knoſpen und zu gedeihen. Ich will damit nicht ſagen, daß, wie vordem das beſte deutſche Bier in Hamburg, Roſtock und Lübeck, und jüngſt, nachdem es dort ſeinen Ruf verloren, in Baireuth, Erlangen und Bamberg gebraut werden, die geiſtige Cultur aus Hamburg nach Bamberg gezogen iſt. Aber die Influenzen, welche die beſte Gährung hervorbringen, müſſen von Zeitumſtänden, von atmoſphäriſchen oder telluriſchen Einflüſſen abhängig ſeyn, wie alle Bierbrauer bezeugen werden. In Hamburg war zum Exempel durch Jahrhunderte nicht allein das beſte Bier, ſondern auch das beſte deutſche Theater, und in Dresden die Wiege und Schule deutſcher Kunſt, und was wird Weimar in hundert Jahren der deutſchen Literatur ſeyn? Ich ſage damit nicht, daß Potsdam und Frankfurt Berlin überflügeln werden; aber der Bildungsſtoff, der, in der großen Reſidenzſtadt zum dünnſten Goldblech geſchlagen, verflüchtigt iſt, wird dort noch als Metall geachtet. Ein mehr wiſſenſchaftlicher Sinn, körnig und ernſt, belebt die Wenigen, die ſich mit Literatur beſchäftigen und die Kunſt lieben, und aus den Wenigen werden allmählich Viele. In reichen Handelsſtädten hält dieſer Umſchwung ſchwer. Das wirkliche Metall hat einen zu gewichtigen Klang. So will in unſerer reichen Elbhandelsſtadt Magdeburg, aller Napoleonſchen Bemühungen, die einige Männer von Gewicht aufwenden, zum Troz, der Kunſtſinn auf dem Kaufmannsboden nicht Wurzel ſchlagen. Anders iſt es in Stettin.

Hier regt er ſich nicht allein, ſondern grünt und blüht. Noth lehrt beten, und der Sundzoll, der dem Oberhandel ſein Fett abſchöpft, lehrt vielleicht Liebe für Literatur und Kunſt. In der Hauptſtadt Pommerns, wo vor zwanzig Jahren Gemälde, die keine Porträts ſind, zu den Raritäten gerechnet wurden, iſt jezt ein Kunſtverein; und eine Kunſtausſtellung hat alle zwei Jahre ſtatt, welche mit der Berliner wetteifern kann: freilich nicht Produkte von Stettiner Malern, ſondern von allen aus dem großen geiſtigen Deutſchland, welche ſich dem neuen geiſtigen Zollverein angeſchloſſen haben, der keine engherzigen Stamm- und Provinzialrückſichten duldet. Daß ein ſolcher wandelnder Markt in den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts möglich ward, daß alle Schäze der Kunſterrungenſchaft, nicht mehr todt an einem Orte liegend, umher wandern, nicht als Handelswaare, ſondern um bewundert zu werden und Kunſtliebe und Triebe zu wecken, daß man nicht allein aus Berlin, Wien und München, ſondern ſelbſt aus Paris nach der Hauptſtadt von Pommern im Jahr 1837 Gemälde geſchickt hat, das gehört zu den erfreulichen Wundern oder Zeichen der Cultur. Und es wird jezt in Stettin nicht allein geſehen, genoſſen und bewundert, ſondern auch gekauft. Mit dem Beſize wächst die Kennerſchaft, freilich oft ſchneller als die Bildung; das gehört aber zum Entwickelungsproceß. Wer den Verkehr bei unſern Kunſtausſtellungen, ich möchte nicht ſagen, hinter den Koulissen, und ſage darum: in den Packkammern, mit anſieht, nimmt noch etwas anderes Erfreuliches nebenher wahr: wie viele Gewerke durch die Ausſtellungen an Leben gewinnen. Wie viel Frachtfuhrleute exiſtiren jezt in Norddeutſchland allein durch den Transport der Gemälde von Düſſeldorf bis Königsberg und in alle Richtungen kreuz und quer, wie viel Tiſchler fertigen die Kiſten, wie viel Schloſſer und Buchbinder ſchrauben und kleben die ankommenden und abgehenden Bilder feſt und los, die Arbeiterhände nicht zu rechnen, welche vom Heben und Tragen leben! Daß das Vergolden durch den Verkehr zu einer billigen Sache geworden, lobe ich nicht, inſofern das echte Gold dadurch litte; aber den Glanz verſchmähen, bis das Weſen da iſt, iſt nicht jedesmal der richtige moraliſch ökonomiſche Grundſaz, eben ſo wenig als der: mit dem Luxus warten zu wollen, bis der dringendſten Noth geſteuert iſt.

London, Juli.

(Fortſezung.)

Beiſezung Wilhelms IV.

Wie in London, ging es, eingelaufenen Berichten zufolge, an andern Orten Englands, und ging es, wie ich als Augenzeuge verſichern kann, in Windſor. Hier gab es vom frühen Morgen an mehr Jahrmarktslärm als Trauerſtille. Tauſende ſtrömten herbei zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, und das enge Windſor faßte nicht die Zahl der Gäſte, die wallend kamen zum Begräbnißfeſte. Wagenburgen erbauten ſich, Eß- und Trinkwaaren wurden zu enormen Preiſen verkauft, ambulirende Händler ſchrieen ſich an Medaillen mit König Wilhelms Bruſtbilde heiſer, ſchlugen hier für einen Penny los, wofür ſie dort eine halbe Krone forderten und erhielten, und wer freiwillig oder gezwungen ein Nachtlager wünſchte, hatte Urſache, ſich zu gratuliren, wenn er ein nicht ganz miſerables für zwei Guineen erlangte. Zwei Tags vorher eingetroffene, im ſogenannten langen Gange des Parks aufgefahrene Batterien, jede von ſechs Neunpfündern, eröffneten früh vier Uhr die Feierlichkeit, indem ſie bis zehn Uhr alle zehn Minuten und ſodann alle fünf Minuten gelöst wurden. Gleichzeitig erhoben die Glocken auf dem Schloſſe, die der Stadtkirche und die im benachbarten Eton ihr einförmiges Trauerlied mittelſt eines einzelnen Anſchlags von Minute zu Minute. Um drei Uhr ſchloß die, geſtern angefangene Ceremonie der Paradeausſtellung des Leichnams; die von den Staatsgemächern nach dem Thore der St. Georgskapelle errichtete Plattform wurde von allen Schauluſtigen geſäubert, und geſchäftige Hände ſchlugen die ganze Länge des bedeckten Ganges mit ſchwarzem Tuche aus. Kurz vor ſieben Uhr bezogen die Garden und Polizeidiener ihre Poſten; die Thore wurden aufgethan, die harrende Menge wogte heran, und bald war Alles gefüllt. Mit dem Zwielichte hörte das Geräuſch allmählich auf; die Schanzgräber der Fußgarde traten aus dem gothiſch gewölbten Thore der Staatsgemächer und zündeten die von den Soldaten gehaltenen Fackeln an. Der rothe Feuerſchein auf den glänzenden Uniformen, auf den Trauerkleidern der Zunächſtſtehenden und auf den ſchwarzen Behängen der Plattform, dann die dunkle, Kopf an Kopf gedrängte Menge im Schloßhofe, und die halb erleuchteten Geſtalten an allen Fenſtern der umgebenden Gebäude, auf den Dächern, auf jeder Mauer — die geiſterhafte Scene machte die verſammelten Tauſende ſtumm. Da ſchlug es neun Uhr; eine Rakete ziſchte empor, lauter donnerte das Geſchüz alle dreißig Sekunden. Der Zug war geordnet, des Königs Sarg auf einen Wagen geſtellt, deſſen ſchwarz überhangene Räder eine unſichtbare Kraft langſam bewegte. Dumpfer Trompetenſchall verkündete den nahenden Zug; geheimnißvoll klang der Schall in der allgemeinen Stille, und wie die Trompeter, die dem Zuge voranſchritten, am Normannenthore erſchienen, tönte ein Commandowort, und nieder auf die Bretter mit einem einzigen ſchweren Falle raſſelten die Gewehre. Einem zweiten Trompetenſtoße, näher und deutlicher als der erſte, folgte das dumpfe Wirbeln der verhängten Trommeln, dieſem ein feierlicher Todtenmarſch. Regungslos ſtand die Menge und kaum ein Athemzug wurde laut. Mit gemeſſenem Schritte ging die Proceſſion von den Staatsgemächern nach der Kapelle, an deren Eingange der Dechant von Windſor, hinter ihm die Geiſtlichen des Kirchſpiels. Alle weiße Fackeln tragend, die königliche Leiche in Empfang nahm und durch die Kapelle an die Gruft geleitete. Die Proceſſion war ſtreng nach dem engliſchen Hofceremoniell angeordnet; ſie iſt wohl allen Leſern aus den politiſchen Blättern bekannt. Nachdem ſie die Kapelle erreicht hatte, und während ſie hier langſam und feierlich auf die königliche Gruft zuging, nahmen Alle, deren unmittelbare Gegenwart bei der Einſenkung des Sarges nicht erfordert wurde, die von den Herolden ihnen angewieſenen Plätze ein. Mit Abſingung des 29ſten und 30ſten Pſalmen begann die Gradesfeier nach dem Ritus der engliſchen Kirche, und ſo wie der Dechant von Windſor, der zur Rechten des Sarges ſtand, den Schluß zu leſen anhob, ſing der Sarg an zu ſinken. Er verſchwand, während der Dechant die Worte ſprach: we commit his body to the ground, earth to earth, ashes to ashes, dust to dust. Dann ließ ein Diener der Kirche eine Handvoll Sand auf den Sarg niederfallen. Nach geſprochenem Segen trat der Waffenkönig Clarenceux hervor, nannte alle Titel des verſtorbenen Königs und verkündete Königin Victoria als deſſen wahre und rechtmäßige Nachfolgerin, wobei er den Scepter in ſeiner Hand auf die offene Gruft richtete. Sodann trat der Oberkammerherr hervor, erhob ſeinen Amtsſtab, zerbrach ihn und warf die Stücke in die Gruft. König Wilhelm war begraben, und der neuen Königin donnerten die Kanonen ihren Gruß.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 31. Juli 1837.

Wenn Liebe thöricht iſt im Wagen,
Iſt ſie nicht klüger im Verzagen.
Coleridge.

Liebesfarben.

Von F. Duttenhofer.

Der Muthige.

Wie ſie im Tanze auf und niederſchweben!
Um ihren zarten Leib ſchlingt er die Rechte;
Ja, wenn ſie's fühlte, wenn ſie's wüßt' und dächte,
Daß ich ſie liebe wie mein eigen Leben!

Wie dort ſie ſizt, ihm gänzlich hingegeben,
Und beider Augen leuchten durch die Nächte;
Wenn ich nur könnte, wie ich wollt' und möchte,
Ihr nahe ſeyn und ihr mich ganz ergeben!

Dem irren Schiffer ſteh' ich hier vergleichbar,
Ein ſchönes Land vor meinen brünſt'gen Blicken,
So nah' und doch ſo fern, und unerreichbar;

Doch, ob die Wellen mich auch faſt erſticken,
Hin nach dem Ufer ſtreb' ich unabweichbar,
Daß es mich rette vor des Meeres Tücken.

Der Sentimentale.

Ich wag' es nicht, es ſelber ihr zu ſagen,
Ich wag' es nicht, zum Tanze ſie zu führen,
Zu unzart iſt das Wort, um ſie zu rühren,
Und nach dem Tanze müßt' ich ſie was fragen.

So iſt es denn mein einziges Behagen,
Ihr Kleid im Gehen leiſe zu berühren,
Um ſie zu ſeyn, ihr ewig nachzuſpüren,
Und heimlich ihr das Schnupftuch nachzutragen.

Ich lebe von der Luft, in der ſie weilte,
Von ihrer klaren Augen zartem Scheine,
Und weine ſtill, hat ſie ſich weggewendet.

So harr' ich ſeufzend, wenn ſie mir enteilte,
Und ſchwör' ihr Liebe zu, die nimmer endet;
Sie ahnet's dann vielleicht, wie ich es meine.

Der Ungewiſſe.

Die lezte Roſe hat ſie abgeſchnitten,
An meiner warmen Bruſt iſt ſie verglommen;
Die lezte war's, der Winter iſt gekommen,
Und ich kann keine mehr von ihr erbitten.

Da bin ich ſtumm von ihr hinweggeſchritten,
Nichts hab' ich, als das Blümlein mitgenommen,
Und doch ſo viel. Was ſteht mein Herz beklommen
So zwiſchen Furcht und Hoffen in der Mitte?

Wird nicht der Nord den Roſenſtrauch verwehen,
Wird er im nächſten Jahre wieder blühen,
Werd' ich ihn, wenn er blüht, auch wieder ſehen?

Vielleicht wird ſie mich nicht einmal vermiſſen,
Für einen andern wird ihr Röschen glühen,
Vielleicht — vielleicht — wer kann das Alles wiſſen!

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Es gibt zwei Häuſer hier, die ſich beſonders mit der Expedition der Auswanderer befaſſen: Barbe, und Slade et Lemaitre. Das erſtere gebietet über die ziemlich regelmäßig abgehenden Paketbote und hat daher einigen Vorzug. Im Ganzen aber iſt das eine ſo gut wie das andere, d. h. bei beiden ſind die armen Auswanderer verrathen und verkauft. Beide haben ihre Werbeſtuben auf der Grenze Frankreichs und in Deutſchland ſelbſt. Dort überbieten ſich die verſchiedenen Mäkler und verſprechen den Auswanderern, was ſie nur begehren. In dem Contrakt, der ſtets franzöſiſch aufgeſezt wird, iſt aber nie die Rede von dieſen Bedingungen, und endlich hier angekommen, verweist man ſie auf den Contrakt. In dieſem heißt es meiſt, ſie ſollen mit dem Schiffe N. N. oder einem andern abfahren, und ſo ſind ſie gezwungen, meiſt Wochen, oft vier, ſechs und acht in einer Stadt zu warten, wo Alles darauf ausgeht, ſie zu betrügen, bis endlich das Schiff N. N. oder das andere abgeht. Der Mundvorrath, der in dieſen Contrakten ausbedungen wird, iſt in denſelben nach Kilogrammen angegeben; an der Grenze wiegt aber ein Kilogramm bei den Mäklern doppelt ſo ſchwer als hier in den Magazinen der Spediteurs, und da die armen deutſchen Bauern meiſt ſich nicht in dies Gewicht zu finden wiſſen, ſo ſtiehlt dann der Magazinaufſeher für ſich und ſeinen Herrn ſtets noch von jeder Sorte Mundvorrath ſeine Procente. Die Mehrzahl der Auswanderer iſt daher meiſt gezwungen, hier noch nachträglich Mundvorrath zu kaufen.

Eine Klage vor Gericht gegen dergleichen iſt kaum möglich, da meiſt die Contrakte den Spediteurs alle mögliche Freiheit laſſen. Aber ſelbſt wenn ſie geſetzlich möglich und gerecht wäre, ſo wird ſie faktiſch kaum ausführbar. Der deutſche Bauer verſteht die Sprache des Landes nicht und müßte ſomit einen Vermittler haben, und ſicher in die Hand eines neuen Betrügers fallen. Dann ſtehen die Schiffsſpediteurs mit den untern Polizeibeamten, Sergeanten und Gensdarmen, mit denen ſie tagtäglich verkehren, in ſehr gutem Einvernehmen, und die höhern Gerichtsbeamten haben nicht Zeit, ſich mit dergleichen Bagatellen abzugeben.

Die deutſchen Konſuln, die dazu berufen ſind, ihre Landsleute in Schuz zu nehmen, haben meiſt ganz andere, viel wichtigere Sachen zu thun. Doch muß ich der Wahrheit zu Liebe ſagen, daß der bayeriſche Konſul ſich mehrmals ſeiner Landsleute thätig angenommen und ihre Lage durch ſein Einſchreiten verbeſſert hat. Von den andern Konſuln weiß ich kein ähnliches Beiſpiel, doch will ich deßhalb nicht behaupten, daß ſich kein ſolches ereigne. Einen mehrere deutſche Staaten repräſentirenden Konſul lernen die betreffenden Auswanderer nur dadurch kennen, daß jeder ihm für ſein Viſa zwei Franken von dem Reſte deſſen, was ihm ſeine Landsleute hier gelaſſen, abtragen muß, woraus dann meiſt die Unterhändler drei Franken machen. Das Konſulat iſt dadurch ein Aemtchen geworden, das 5 — 6000 Franken, oft mehr jährlich einträgt. Wenn derjenige, der bei einem Brande ſtiehlt und plündert, verdient, ohne weiteres Urthel in die Flammen geworfen zu werden, ſo ſollte jeder, der einen Auswanderer beſtiehlt, oder auch nur ſich auf ſeine Koſten bereichert, wenigſtens eine kleine Reiſe um den Kiel des Auswandererſchiffes machen müſſen. Ein ſolches Geſetz im Geiſte Dracos ließe ſich vor Gott und der Welt rechtfertigen und verfechten, was auch die Sentimentalität unſerer Zeit dagegen einzuwenden haben möchte.

Durch die Art und Weiſe, wie die Auswanderer auf der Grenze getäuſcht werden, iſt es ſehr oft der Fall, daß ganze Familien, bei denen Alles während der Reiſe aufgegangen iſt, hier angekommen, ſich gezwungen ſehen, was ihnen an Lebensmitteln und Bettzeug fehlt, zu erbetteln, wenn ſie nicht die bezahlte Fracht, oder wenigſtens den größten Theil verlieren wollen. Oft müſſen ſie hier noch Jahr und Tag zurückbleiben, um wieder ſo viel zu erwerben, als nothwendig iſt, die Ueberfahrt zu bezahlen; oft bleiben nur die Mütter und die Kinder hier, während der Vater, in der Hoffnung, die Fracht für ſie bald in Amerika aufgetrieben zu haben, allein abgeht. Es iſt nicht ſelten der Fall, daß ſie hier, indem ſie arbeiten, um ihr Brod zu verdienen, die echt germaniſche Wanderluſt verlieren und ſich getroſt hier anſiedeln. Mitunter ſuchen die Weiber auf andere Weiſe als durch Arbeit Geld zu verdienen, und die Kinder, vernachläſſigt, von der Schule durch die Noth und durch die Unkenntniß der Sprache ausgeſchloſſen, verwildern und treiben ſich auf den Quais herum, um durch kleine Diebſtähle an den ausgeladenen Waaren den Preis der Ueberfahrt mit auftreiben zu helfen. Die franzöſiſche Regierung wurde auf dieſen Umſtand endlich aufmerkſam und verordnete, daß Niemand an der Grenze einen Paß zum Auswandern bekommen ſolle, der nicht eine hinreichende Summe zur Reiſe durch Frankreich und zur Ueberfahrt vorweiſen könne. Die Folgen dieſer Verordnung aber waren nur neue Verwicklungen für die unglücklichen Heimathloſen. Die Mäkler ſelbſt riethen ihnen, das nöthige Geld aufzunehmen, und wieſen ſie an gute Freunde, und ſo zahlten die Auswanderer, je nach der Größe der Familie, oft genug an der Grenze für die Summe von 300, 600 oder 900 Franken,

die ihnen menſchenfreundliche chriſtliche oder jüdiſche Schacherer auf ein paar Stunden vorſtreckten, 30, 40, 50 Franken, und kamen dann nur um ſo hülfloſer in Havre an.

Alles dies erklärt, warum der Deutſche und Deutſchland hier zu Land ſo tief in der Achtung des gemeinen Volks ſtehen. Es war mir ein wahrer Troſt, daß man uns hier im Volke nur Suiſſes nennt und man an die Auswanderer gar nicht dachte, ſo oft ich ſagen mußte, ich ſey ein Deutſcher.

Es gäbe ein Mittel, der Auswanderung ein Ende zu machen; es vorzuſchlagen, würde da, wo es helfen könnte, wohl nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Iſt aber der Sache einmal nicht abzuhelfen, ſo wäre es das Werk eines Menſchenfreundes, eines ſein Volk und ſein Vaterland liebenden Deutſchen, wenn er ſein Kapital — und er wagte nichts dabei — dazu anwendete, dieſe Unglücklichen ſo wohlfeil und ſo ſicher als möglich nach Amerika zu ſchaffen. Vielleicht aber verdient auch dieſer Vorſchlag nur das mitleidige Lächeln Aller, die ſich über dergleichen Kleinigkeiten erhaben fühlen.

Die Braut.

(Fortſetzung.)

Bei Tiſche ſagte Konrad dem Vater mit vieler Wärme, wie groß ſeine Freude über das ſchöne Geſchenk ſey; die Nachbarn, die Freunde wurden eingeladen, es zu beſehen, auch Anna betrat zum erſten Male Konrads Zimmer. Wie neugierig ließ ſie die Augen rechts und links umherſchweifen, als wollte ſie ſich den Platz jedes Buchs merken! Als ſie ſein Sopha ſah, drückte ſie Konrads Mutter unwillkührlich die Hand und ſagte: „o Frau R**“ — „Was, liebe Anna?“ fragte dieſe freundlich. — „Derſelbe Kattun,“ erwiderte das Mädchen, „wie auf meinen Stühlen!“ Frau R** lächelte. Anna ſah nun, da ſie auch die kleinſte Einrichtung betrachtet und ſich verſtohlen und flüchtig auf den Seſſel am Fenſter, vor dem ein aufgeſchlagenes Buch lag, geſetzt hatte, auch das Bild an: ach! es war ein niederſchlagender Anblick, denn wie leuchtend und ſchön ſtand das Falkenmädchen auf ihrer Höhe! Sie warf einen trüben Blick in den Spiegel, auf ihr Kleid von engliſchem geblümten Muſſelin, auf ihren unförmlichen Strohhut, und dann auf das Sammetleibchen und das maleriſche rothe Käppchen des Bildes; ſie kam ſich überaus proſaiſch und unanſehnlich vor und blickte traurig wieder auf das Sopha, das denſelben Ueberzug hatte wie ihre Stühle. — Die ganze kleine Geſchichte ihres Herzens hatte ſich unbemerkt abſpielen können; Niemand, am wenigſten Konrad, hatte darauf geachtet, er war nur in den Anblick des Bildes vertieft.

„Gehen denn die Mädchen in Düſſeldorf ſo gekleidet?“ fragte die alte Mutter gutmüthig. — Der Vater lachte. „Nein,“ ſagte er; „aber eine gewiſſe Unabhängigkeit von der Mode habe ich doch dort zu bemerken geglaubt, und überhaupt ſagen die Eingeweihteren, man ſehe die meiſten der holden Jungfrauen und Engel, die in den Düſſeldorfer Bildern paradiren, auf der Straße herumlaufen, da die Künſtler dort faſt ausſchließlich nach lebenden Modellen malen.“

Bei dieſen Worten ſchoß Konrad das Blut in's Geſicht; aber Niemand bemerkte es als Anna. „Dies Mädchen,“ ſagte ſie, plötzlich aus ihrer Blödigkeit heraustretend, „lebt gewiß nicht, und gerade dieſe augenſcheinliche Unmöglichkeit habe ich an dem Bilde auszuſetzen; wie ſollten dieſe kleinen, weichen Hände und dieſe zarte Figur mit dieſen lebhaften, ja faſt frechen Augen zuſammenkommen? Der liebe Gott bedenkt ſich beſſer.“

Konrad ſah ſie mitleidig und zugleich zornig an. „Freche Augen!“ ſagte er unwillig; „es ſind freilich keine von den ſchwimmenden, himmelblauen, die immer zur Erde ſehen, aber es iſt etwas Prächtiges und zugleich Räthſelhaftes in dieſem Blick, das unwiderſtehlich feſſelt.“ Anna ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Ihr Tadel aber hatte das Lob Konrads nur leidenſchaftlicher gemacht, und ſelbſt der gutmüthige Papa fühlte ſich einigermaßen gekränkt, von ihr das mitgebrachte Kunſtwerk nicht gehörig geehrt zu ſehen; ſie hatte alſo keine Urſache, ſich ihrer Aufrichtigkeit zu freuen.

Es vergingen Tage und Wochen, ſcheinbar in der gewohnten Ordnung, weil in einem wohlgeregelten Haushalte die Ordnung ſchwer verletzt werden kann, und ein Jeder ſo gewohnt iſt, ſein Alltagsgeſicht in die Wohnſtube zu bringen, daß er es eben in die gewöhnlichen Falten legt, ehe er hineintritt; auch dürfen Geſchäftsleute noch weniger als Andere ihr Gefühl Herr ihrer Phyſiognomie werden laſſen; der Contraſt mit den Oel- und Mehlpreiſen ꝛc., in deren Mitte ſie ſich ihren Wirkungskreis erkoren haben, wäre zu lächerlich. Konrad wachte daher mit Aufmerkſamkeit über ſein Geſicht, während er ſein Inneres mächtig bewegt fühlte. Er wollte ſich im Anfang ſchelten, daß das Andenken ſeines Eduards in den Hintergrund trete, aber nachdem er einigemal gerungen hatte, um es in der alten Lebendigkeit hervorzurufen, und es doch nicht ſo rein und Alles verſchlingend erſtand, ließ er ſein Herz gehen wie es wollte. Er konnte ſich ſelbſt nicht begreifen; denn er hatte zwar viel von der heilenden Hand der Zeit und der eines geliebten Freundes gehört, aber nie von der Heilkraft eines Bildes. Je mehr er darüber nachdachte, je mehr fand er ſich in den Gegenſtand verſtrickt; er ertappte ſich darauf, Geſpräche mit dem Falkenmädchen zu führen, in welchen ſie freilich alle ſeine Fragen nur durch ihre ſtumme Schönheit beantwortete, die ihn aber mehr als das Geſchwätz

mit Lebenden feſſelte; bekam er doch von dieſem Mädchen nie eine unpaſſende Antwort, nur immer die Eine, auf Alles paſſende, Alles erſchöpfende aus ihrem ſchönen, rehfarbenen Auge. In unſern Geſprächen mit der Natur ſind wir ja auch die allein Sprechenden; auf die Fragen eines geängſteten Gemüths, eines ungläubigen Herzens, eines überſpannten Verſtandes antwortet ſie uns ſo oft vollkommen befriedigend durch ihre ſpielenden Sommerlüfte, durch ihren Himmel, auf den das Abendroth ſeine Zaubertinten ausgegoſſen hat, durch den Duft ihrer Blumen, das Gezwitſcher ihrer Vögel, kurz, durch den Blick, den wir in ſie hineinwerfen, und der ſich dann immer beſchwichtigend in unſer eigenes Inneres zurücklenkt. Aber ein ſchönes Mädchenantlitz liegt der Seele nicht in ſo ferner Großartigkeit vor, wie die Natur. „Die Sterne, die begehrt man nicht.“ In die Bewunderung der menſchlichen Schönheit miſchen ſich zu leicht menſchliche Wünſche, die ſich durch tauſend unausſprechlich feine Fäſerchen in alle Theile des Körpers und der Seele einſchleichen. So fand ſich Konrad in kurzer Zeit durch und durch von der Sehnſucht nach dem Original ſeines Bildes erfüllt, und wußte keinen Rath und keine Hülfe, als vor dem holden Abgotte ſeiner Sinne; er fühlte zum erſten Mal mit tiefer Scham, wie ſtark ihn das Irdiſche umſtrickte. Bis jezt hatte er nur die reinſte der Leidenſchaften, die brüderliche Liebe, und dann den Schmerz um den Verlorenen gekannt; es war dies ein Gefühl, das ſein Herz immer höher hob, ſeine Seele die Flügel freier regen ließ und alle Kleinlichkeiten der Erde von ihm abhielt; und jezt ging ſein Blick gar nicht höher als zu dem Falkenmädchen, und wie er ſonſt Gott in mancher ſtillen Nacht gebeten hatte: „laß mich täglich beſſer und edler werden,“ wünſchte er jezt „einen Augenblick an ihrer Bruſt zu ruhen.“ Welch ein Abſtand!

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beſchluß.)

Beiſezung Wilhelms IV.

Die erſte Stunde nach Mitternacht hatte ausgeſchlagen, als das allmählich verklingende Orgelſpiel das Ende der Trauerfeier anzeigte und ſämmtliche Anweſende ſich entfernten. Keiner wohl unergriffen von dem, was er geſchaut. Seitdem hat es in unſerer hofmeiſternden Zeit, die von jeder Blume den Schmelz abſtreift, alles Leben zur Nacktheit entkleidet, immer nur Weſentliches, Wirkliches, kalt Vernünftiges fordert und das ſchöne Reich der Phantaſie gern ganz zertrümmern möchte, um auch dieſe lezte Ruine dem Verſtande hinzugeben, es hat in ſo unpoetiſcher Gegenwart keineswegs an Stimmen gefehlt, welche das Begräbnißceremoniell vielfach getadelt, es ein leeres, unnüges, ja unchriſtliches Schaugepränge geſcholten haben. Der Tod eines Monarchen, meinen ſie, ſtelle den Ueberlebenden Mittel zur Verfügung, durch deren geſchickten Gebrauch ein Ideengang geweckt werden könne, tiefer ergreifend und dem Menſchengeſchlechte nüzlicher, als was der prächtigſte Pomp, der künſtlichſte Prunk zu wirken vermöge. Sie ſind des Glaubens, daß Alles, was darauf hinziele, den menſchlichen Stolz zu erniedrigen, die ſterblich Geborenen mit einem Gefühle natürlicher Gleichheit zu durchdringen, ſie zu überzeugen von der Nichtigkeit äußerer Größe, von der Vergänglichkeit ſelbſtgeſchaffener Macht, von jenen demüthigenden Leiden, welche den König wie den Lezten ſeiner Unterthanen treffen, alles Irdiſche auf ſeinen irdiſchen Urſtoff zurückführen und die Hoffnungen des Reichen wie des Armen auf ein höheres, unabhängigeres und glücklicheres Daſeyn hinweiſen, daß ſolches das einzige Wahre und Rechte ſey, was die Grablegung eines Menſchen, und ganz beſonders eines Fürſten charakteriſiren ſolle. Demgemäß halten ſie dafür, daß die äußerſte Einfachheit der Beſtattung eines chriſtlichen Monarchen am Beſten gezieme. Das Achtung Gebietende des Ereigniſſes, die frühere erhabene Stellung des Abgetretenen, das Scheiden eines männlichen Geiſtes, die ungeheuchelte Theilnahme von Millionen, das dankbare Zeugniß einer Nation für die Tugenden eines Fürſten, der ihren Beſchwerden abgeholfen, ihre Wünſche befragt, ihre Freuden getheilt, ihr Glück geliebt, ihren Ruhm gehoben und ihre Liebe gewonnen, dies, ſagen ſie, und dies allein, nicht ein langer Zug öffentlicher Beamten, nicht Regimentsmuſiken, nicht Kronen und Kiſſen, nicht Wappenſchilder, nicht Reiter und Fußvolk, nicht eingeübte Sänger, nicht Grabgeläute und ſtolzer Kanonendonner, der Meilen weit die Kunde vom Begräbniſſe eines Herrſchers umherträgt, ſolle die Feierlichkeit und den Trauerglanz einer fürſtlichen Grablegung bilden und erhöhen. So wahr dies alles vor dem Auge des kalt erwägenden Verſtandes erſcheint, ſoll denn dieſer Verſtand überall den Vortritt haben, Alles ordnen, Alles beherrſchen? Begräbnißfeierlichkeiten datiren ſich aus den früheſten Menſchenaltern. Sie ſind Gebrauch geweſen und ſind noch heimiſch bei Barbaren, wie bei civiliſirten Völkern, je nach Maßgabe ihrer Sitten und ihres religiöſen Glaubens, bei den alten Heiden und bei den neueren Wilden, beim Hindu und Mahomedaner, beim Juden und Chriſten. Handelt der Menſch nur menſchlich, indem er ſeinen Todten die Ehren erweiſt, auf welche das Leben ihnen ein Recht gab, ſo müſſen entweder die Scheidewände der bürgerlichen Rangordnung eingeriſſen werden, oder auch jene Ehren ihre Stufenleiter haben. Mögen indeſſen Philoſophen und Staatsmänner über dieſen Punkt ſtreiten, was mich zu gegenwärtiger Epiſode verlockte, war die Wahrnehmung des tiefen Eindrucks, welchen die eben ſo feierliche, als prachtvolle Grablegung Wilhelms IV. auf alle Anweſenden gemacht zu haben ſchien. Niemand aber vergoß wohl Thränen innigern Schmerzes, als der Bruder, der Herzog von Suſſex, und die Gemahlin, Königin Adelaide. Nachdem Leztere in den Tagen der Krankheit ihres königlichen Gatten und in der Stunde ſeines Todes alle Pflichten der deutſchen Hausfrau ſtreng und treu geübt, war es auch ihr Wunſch, Zeugin ſeines Begräbniſſes zu ſeyn. Hier jedoch drängte ſich die Etikette zwiſchen ihre Perſon und ihren Wunſch, und es bedurfte der vermittelnden Fürſprache der regierenden Königin, das Verlangen der Königin Wittwe zu erfüllen. Nach vielen Schwierigkeiten wurde es ihr vergönnt, von der königlichen Kapelle aus der Feierlichkeit beizuwohnen. Unmittelbar darauf verließ ſie Windſor und erhob ſich nach ihrem Wittwenſize Bushy Park. W. S.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 77 u. Monatsregiſter Juli.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. August 1837.

Stehet nicht geschrieben: Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber —

Lucas.

Algier im Mai 1837.

Ich habe Ihnen in einem frühern Briefe von den Moscheen und dem Gottesdienste der Mahomedaner gesprochen. Erlauben Sie mir nun, daß ich Einiges über den Zustand des Christenthums in einem Lande bemerke, wo vor Jahrhunderten einst das Himmelslicht des Evangeliums, ein Leuchthurm der Civilisation und der Hoffnung, über diese seitdem in die finsterste Barbarei zurückgesunkenen Völker leuchtete, wo Sanct Augustin und die römischen Bischöfe predigten, wo die Vandalen ihre christlichen Tempel in den fernsten Thälern des Atlas bauten. Die Sarazenen, mit dem Koran und dem krummen Säbel in der Hand, vertrieben das Christenthum auf lange Zeit von dem afrikanischen Strande. Die wilden Numidier waren schneller durch Mahomeds verführerische Paradiesbilder und die Säbel seiner Glaubensverkündiger als durch die christlichen Liebesgebote und die Predigten der Bischöfe gewonnen. So vergingen die Jahrhunderte, und alle Versuche frommer Christenhelden, wie Karls V. und des heiligen Ludwig, das Kreuz hier wieder aufzupflanzen an der alten Stätte, scheiterten an dem Fanatismus, an der kriegerischen Wildheit jener tapfern Barbaren. Karl X., als orthodoxer, eifriger Katholik, mochte wohl ähnliche Pläne haben, als er die Expedition gegen Algier befahl, und die Ohrfeige seines Konsuls würde wohl weniger schnell und furchtbar gerächt worden seyn, wäre Hussein Dey ein Kind der alleinseligmachenden Kirche gewesen. Gewiß hätten unter der Regierung Karls X. sich eben so viele Moscheen in Klöster und Collegien, als jezt in Kasernen und Heumagazine metamorphosirt. Es existirt heutiges Tags nur ein einziger christlicher Tempel in Algier. Derselbe war früher eine Moschee und ist ausgezeichnet durch die einfache, großartige Schönheit seines Kuppelbaus. Die Mauren legten eben keine sehr hartnäckige Opposition gegen die Wegnahme eines ihrer schönsten Gebethäuser ein, als sie hörten, wozu es bestimmt sey. Die Eingebornen sehen es gerne, wenn wir auch durch äußere Zeichen kund geben, daß wir an ein höchstes Wesen glauben. Ihnen ist der orthodoxe Christ bei Weitem kein so arger Greuel als der an gar nichts Glaubende.

Die katholische Kirche steht im obern Stadttheile, fast am Ende der Divansstraße. Sie ist nicht so groß als die beiden Moscheen in der Nähe des Hafens, und ihr Aeußeres bietet durchaus keinen so malerischen Anblick dar wie jene. Erst im Innern wird man durch die Schönheit ihres gewölbten Baus überrascht, der bei Weitem imposanter ist als die weiten, niedrigen Säulenhallen der großen Moschee. Dabei sind die Säulen der Kirche, welche die Bögen unterhalb der Kuppel stützen, zwar weniger zahlreich, aber viel schöner und kolossaler. Auf der Nordseite

ſteht der Altar, über ihm ein Muttergottesbild, welches der Pabſt der Algierer Kirche geſchenkt hat, und über dem Muttergottesbilde ſieht man in verſchlungenen arabiſchen Schriftzügen Sprüche aus dem Koran zum Preiſe Allahs. Daß man dieſe leztern Sprüche, die eine gar hübſche Arabeskenverzierung bilden, in einem chriſtlichen Tempel gelaſſen, fällt ein wenig auf, und mancher fromme Chriſt mag darüber der franzöſiſchen Regierung einen Vorwurf machen. Ich ſelbſt weiß kaum, ob ich dieſe franzöſiſche Toleranz verdammen oder vertheidigen ſoll. Wenn es indeſſen überraſchen muß, bei dem Eintritte in ein chriſtliches Gebethaus, ſtatt der Bibelfragmente, ſtatt des Preiſes Gottes in einer chriſtlichen Sprache, dieſe morgenländiſchen Charaktere zu ſchauen, welche Sinnſprüche einer religiöſen Schrift wiedergeben, die von den Prieſtern Jeſu als ein Werk des Satans, als ein Buch der Lüge, als die Irrlehre eines falſchen Propheten verdammt worden, ſo ſöhnt man ſich doch bald mit jenen arabiſchen Glaubensmottos aus, ſobald man ihren Inhalt entziffert. Es iſt der Ruhm des einzigen, wahren Gottes, den ſie enthalten, deſſelben Gottes, der nach dem Glauben der Mahomedaner auch die Rummis (Chriſten) erſchaffen hat und ſeine Sonne über ihre Länder ſcheinen läßt. Sprüche der Demuth und Frömmigkeit aber beflecken nie ein Gotteshaus, in welcher Sprache ſie auch geſchrieben und welchem Buche ſie auch entnommen ſeyn mögen.

Viel befremdender als dieſe innere Ausſchmückung der Kirche ſcheint mir der Gottesdienſt und die aus den ſeltſamſten Elementen zuſammengewürfelte Verſammlung. Die Meſſe iſt faſt rein militäriſch; die Soldaten ſtudiren dafür ein eigenes Exercitium ein. Muntere kriegeriſche Muſik rauſcht durch das Gebäude, während der Prieſter ſeine lateiniſchen Formeln murmelt; der Schlag von zwanzig Trommeln donnert durch die Hallen, ſobald der Sakriſtan mit der Glocke klingelt. Die Soldaten, welche im Vierecke vor dem Altare aufgeſtellt ſind, präſentiren in demſelben Augenblicke auf das Commandowort ihres Offiziers das Gewehr, beugen zugleich das rechte Knie und neigen das Haupt zur Erde, während der donnernde Trommelmarſch ſo lange fortdauert, bis das Vaterunſer gebetet iſt. Dann fallen die Muſikchöre der Regimenter wieder ein, Opernfragmente von Auber und Meyerbeer ſpielend, der Prieſter trägt das Allerheiligſte hinaus und die bunte Menge, die theils betete, theils den Muſiktönen lauſchte, theils nach den andächtigen jungen Spanierinnen hinüberäugelte, ſtrömt wieder plaudernd in den weiten Hallen, wie auf einem Promenadeplatze durcheinander.

Dieſe Gemeinde bietet in der That die wunderlichſten Contraſte dar. Unter dem weiblichen Geſchlechte zeichnen ſich vor allen die ſchönen Mahonerinnen von der Inſel Minorka aus. Bekanntlich haben ſich einige tauſend Familien dieſes baleariſchen Eilandes in Algier angeſiedelt. Ihre Tracht iſt die kaſtilianiſche, und jene lieblichen jungen Weſen nehmen ſich in dem reichen Sonntagsputze mit der ſchwarzſammtnen Mantilla eben ſo anmuthig als feierlich aus. Ihre hohen, üppigen Geſtalten zeigen in ihrer Haltung Würde und Majeſtät, ihre ſchwarzen Augen ſind ſo fromm, ſo ernſt, ſo ſtrenge, daß man einem Nonnenzuge zu begegnen wähnt, wenn ſie in ihrer ſchwarzen Tracht Paar an Paar aus der Kirche ziehen. Welch verſchiedenen Anblick gewähren an ihrer Seite die graziöſen, eleganten Franzöſinnen im Modeputz von Paris! Unter den Männern erſcheinen dieſelben Gegenſätze. Der bigotte alte Spanier macht ſeine Kreuze auf Geſicht und Bruſt, während die Franzoſen, welche längſt das Vaterunſer verlernt haben, unbeweglich daſtehen, ſelbſt jedes äußere Zeichen eines Glaubens verſchmähend, dem ſie kaum noch dem Namen nach angehören.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortſetzung.)

Indeſſen läßt ſich nicht viel gegen eine Leidenſchaft thun, wenn ſie einmal in ihrer ganzen Macht aufgeflammt iſt; wenigſtens war Konrad ſehr bald dieſer Meinung und redete ſich ein, ihr nachzugeben ſey das ſicherſte und zugleich das angenehmſte Mittel. Dabei war es ihm aber ganz unmöglich, den wahren Zuſtand ſeines Herzens irgend Jemanden zu enthüllen, auch ſeinen Eltern nicht; was hätten dieſe von ihm denken ſollen, die ihn immer nur vernünftig, gehalten und ſtreng geſehen hatten? Die Eltern dagegen hatten ſein Herz belauſcht, und ſein Herz hatte gerade den Weg eingeſchlagen, den ſie ihm vorzuzeichnen wünſchten, da ſie mit Gewißheit hofften, dieſe Erregung müſſe ihn irgend einem Mädchen in die Arme führen. Zu gleicher Zeit trauten ſie ſo feſt auf die Sinnesweiſe ihres Sohnes, daß ihnen der Gedanke, er könnte ſein Herz an eine Unwürdige hängen, wenig Kummer machte. Sie thaten daher ganz arglos, als Konrad ihnen den Wunſch äußerte, eine kleine Zerſtreuungsreiſe zu machen. Der Vater holte ein Röllchen Goldſtücke aus dem wohlverſchloſſenen Sekretär, und die Mutter ging, ein Köfferchen mit der nöthigen Wäſche und einem anſtändigen Kleide zu füllen. — Dieſe argloſe Willfährigkeit, ſeinen Wünſchen zuvorzukommen, beſchämte und drückte Konrad; er war auf dem Punkte, ſein ganzes Herz zu öffnen, aber die Scham hielt ihn zurück, und da er früh am andern Morgen fort wollte, nahm er am Abend zärtlichen, aber ſtummen Abſchied.

Mit dem erſten Sonnenſtrahl war er wach; er kleidete ſich ſchnell an, eilte in ſein Zimmer und warf ſich mit einem Liebeswahnſinn, wie er nur Männern möglich iſt, vor dem Bilde nieder, das er nicht küſſen konnte, dem er aber ſo ſüße Worte zuflüſterte, daß jeder Zuhörer hätte glauben müſſen, er ſage ſeiner verlobten Braut das zärtlichſte Lebewohl. Darauf eilte er raſch dem Wagen zu, der ihn an das Ufer des Stromes führte, wo um ſechs Uhr das Dampfſchiff abfuhr. Statt eine vergnügliche Rheinreiſe zu machen, ließ er ſich, den erſten Tag dies Paradies durchfliegend, nach Köln tragen, wo er mit Ungeduld fragte, wann das Dampfſchiff nach Düſſeldorf abgehe. Er mußte bis zum andern Morgen warten; ſeine Bekannten wollte er nicht beſuchen und brachte den Abend damit zu, auf der langen Rheinbrücke ſpazieren zu gehen und ſich durch ein Rheinbad recht gründlich zu kühlen; aber nicht in den Wellen, nicht auf der Brücke verließ ihn das Bild des Falkenmädchens. Die Sonne ſank indeſſen und der Anblick von der Brücke auf die vielen in ihren lezten Strahlen glühenden Kirchen, auf den majeſtätiſchen Strom und auf den jezt in blauen Duft gehüllten Dom, ward mit jedem Augenblick entzückender; endlich ward es Nacht, und er war genöthigt, ſein Wirthshaus aufzuſuchen. Am andern Morgen um ſieben Uhr ſchlugen die Dampfräder das Waſſer, und Konrad war auf dem Wege nach Düſſeldorf, wo er nach zehn Uhr mit einer Haſt an's Land trat, als ſey er nun am Ziel aller ſeiner Wünſche. Man führte ihn in den „Breitenbacher Hof,“ wo man ihm ein Zimmer nach vorne anwies; der Kellner brachte ein Buch, in das er ſeinen Namen einſchreiben mußte, worauf er ſich entkleidete, um eine complete Reinlichkeitstoilette zu machen. Kaum ſtand er ſo entkleidet am Waſchtiſche, als ein junger Mann ungeſtüm hereinſtürzte und ihn mit dem Ausrufe: „alter R**!“ in die Arme ſchloß. Konrad hatte naſſe Hände und wußte nicht, wie er dies Liebeszeichen erwidern ſollte, auch nicht warum, denn der junge Menſch war ihm ganz unbekannt. Nachdem dieſer ſich ſeinen muthmaßlichen Freund einen Augenblick genauer betrachtet hatte, trat er verlegen zurück, denn es war ihm plötzlich auch, als ſähe er einen Fremden.

„Ich glaubte Herrn Eduard R** zu finden,“ ſagte er, „mit dem ich vor drei Jahren ſtudirt habe; aber ich habe mich wohl geirrt, obgleich —“ — Konrad fühlte einen Stich durch ſein Herz, es ward ihm ſchwer, ſich zu faſſen; endlich ſagte er in einem Ton, der ihm alle Sympathien des jungen Mannes auf einmal erſchloß: „Das war mein verſtorbener Bruder.“ — Treuherzig und gerührt drückte dieſer Konrad die Hand und ſagte: „Ich bin der Maler S. von hier, und als ich den Namen R** las, zweifelte ich nicht, den guten Eduard zu ſehen, bedarf alſo keiner weitern Entſchuldigung; erlauben Sie mir indeſſen, auch Ihre Bekanntſchaft fortzuſetzen, und erzählen Sie mir von ihm.“

So war das Gleichgewicht wieder hergeſtellt, und während Konrad ſeine Toilette fortſezte, wurden die beiden jungen Männer leicht bekannt. Nachdem alle Mittheilungen über Eduard gemacht waren, erzählte S., daß Konrad heute zu einem ſehr hübſchen Tage gekommen ſey, da dem alten Direktor Schadow aus Berlin, der ſeit einigen Wochen hier ſey, um ſeinen Sohn, den Düſſeldorfer Direktor, zu beſuchen, von beinahe allen Künſtlern der Akademie ein Feſt gegeben werde, zu dem er ihn hiemit förmlich einlade, da jeder Maler das Recht habe, ein paar Gäſte mitzubringen. Konrad nahm die Einladung dankbar an, und S. verſprach, ihn um ſieben Uhr abzuholen. Darauf fragte Konrad ihn nach dem Maler, der ſein Falkenmädchen gemalt hatte. „Der iſt fleißig und auf gutem Wege,“ erwiderte S. Konrad wollte eine Frage hinzuſetzen nach dem Modell, das zu dem Mädchen geſeſſen habe, aber es war ihm unmöglich, und S. mußte eilen, noch mancherlei Einrichtungen zu dem Feſte zu treffen, das allen Künſtlern hinlänglich zu thun gab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Regen.

Zum Himmel lechzen tauſend Zungen
Nach Labung in der Sonne Brand;
Ein flüſternd Beten iſt erklungen
Durch Wieſe, Wald und Wüſtenſand.

Die Blumen, die am Morgen tranken
Den lezten Tropfen Lebensthau,
Und ſchwerbeladne Halme ſanken
Von Laſt ermattet auf der Au.

Die Sonne ſelbſt nach ird'ſcher Weiſe
Fühlt Durſt, und eh' ſie unterſinkt,
Auf ihrer langen, warmen Reiſe,
Sie Stärkung aus dem Meere trinkt.

Sie trinkt die kühlen, naſſen Düfte
In gierig eingeſognem Zug,
Gereinigt bringen ſie die Lüfte
Ihr dar in ſchnellem Wolkenflug.

Und für die Erd' ein reicher Segen
Bleibt übrig noch von ihrem Herrn,
Und fällt auf ſie herab als Regen,
Stärkt alle Durſt'gen nah und fern.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juli.

Der falſche und der echte Sommer. Ausſichtspunkte.

Noch erfüllt von dem ſüßen Nachklange eines herrlichen Sonnenunterganges, ſitze ich hier in meiner Wohnung. Ich genoß ihn von dem Punkte, der in ſo großer Nähe unſtreitig die reizendſte Ausſicht darbietet. Es iſt die zwiſchen Töplitz und Schönau gelegene Anhöhe über dem jüdiſchen Begräbnißplatze. Zur Ueberſchauung der durch ihr ungemein nettes und freundliches Anſehen das Auge ganz für ſich gewinnenden Stadt kann es kaum einen beſſern Stand geben, als dieſen Hügel. Und auch die Umgegend legt dort für den Beſchauer ihren ganzen köſtlichen Reichthum aus. Der Sommer ſteht in ſeinem lieblichſten Schmucke. Mehr und üppigere Centifolienbäume und Sträucher, als die hieſigen Gärten darbieten, laſſen ſich kaum beiſammendenken. Dazu wird die reine, blaue Luft zu tödtlichem Gifte für die meiſten Krankheiten und zum wohlthätigſten Lebenselemente für alle mit ihnen Behaftete. So waltet denn auch unter dem Schirme dieſes unvergleichlichen Wetters der Segen der hieſigen Heilquellen in wunderbarer Kraft. Jeder Tag vermindert die Zahl der ganz Unbeweglichen und vermehrt die freundlichen Geſichter, welche bei den Ankömmlingen keineswegs die Regel ſind. Allerdings herrſchte eine ungewöhnlich ſchlimme Temperatur noch zu Anfang des zweiten Drittheils des Monats Juni, und ſo blieben eine Zeitlang die Kurgäſte faſt ganz aus. Die größten und ausgezeichnetſten Quartiere harrten von Woche zu Woche, von Tag zu Tag auf Miether. Die Faſanerie zu Zweitz, der Turnaer Garten und alle nahen Verſammlungsorte im Freien hatte die mit Schnee und Regen ewig drohende Luft zu unbehaglichen Einſiedeleien umgeſchaffen. Der Schloßgarten war noch der einzige Ort, wo zuweilen einige Beſucher einander begegneten. Die Straßen und Spaziergänge ſahen wie ausgeſtorben aus. Der Nominalwerth dieſes Scheinſommers war ſo tief geſunken, daß man ſich nicht entblödete, in wattirten Mänteln und Pelzen vor ihm zu erſcheinen. Selbſt die heiligen Rechte der Mode und Gewohnheit ſchienen vom Froſte lädirt zu ſeyn. So iſt mir mehrmals auf der Promenade des Dorfes Schönau und auf dem Wege zum Turnaer Park an hellem Mittage eine Art von Nachtwandler in weißbaumwollener Zipfelmütze vorgekommen. Der Strom der Eleganz, den ſeitdem die blaue, wirkliche Sommerluft herbeiführte, hat indeſſen, nebſt mehreren durch die Verzweiflung der Badegäſte über den ganz winterhaften Frühling entſchuldigten Abnormitäten, auch jene Zipfelmütze längſt hinweggeſchwemmt. Die immer im Wachſen begriffene Badeliſte wird täglich vornehmer, und die Mittagstafeln der guten Gaſthöfe liefern recht erfreuliche Muſterkarten faſhionabler Herren und Damen. In mehreren dieſer Inſtitute reicht die Tafel, trotz der ihr gegebenen größern Ausdehnung, nicht mehr zur Aufnahme aller auf Plätze Anſpruch Machenden hin. Die Verſammlung in dem wunderſchönen fürſtlichen Schloßgarten hat jedoch diesmal noch nicht im Verhältniß zu der Quantität der Anweſenden zugenommen. Ueberhaupt iſt der Beſuch der hieſigen Heilquellen noch nicht von der Bedeutung wie im vorigen Jahr zu jetziger Zeit. Die durch die neuen, ſtattlichen Häuſer ſeitdem ſtark vermehrten Wohnungen in dem reizenden Dorfe Schönau ſind zwar großentheils beſetzt und beſtellt; allein in der Stadt Töplitz wartet noch gar manches, den Bädern ganz nahe gelegene und wohl eingerichtete Quartier auf ſeinen Miether. Wenn auch die Ankunft des Königs von Preußen und der damit erfolgende Zufammenfluß neuer Gäſte dieſem Uebel abhilft, ſo wird dadurch doch für die häufig von Vermiethung ihrer Häuſer in den Sommermonaten lebenden Einwohner die frühere Einbuße nicht gut gemacht. Von den während der letzten Sommer ſehr ſtark benuzten Geſellſchaftswagen zum Beſuche der etwas entfernteren Umgegend ſcheint ebenfalls bis jezt noch nicht der volle Gebrauch gemacht zu werden. — Zu den neuentdeckten ſchönen Ausſichtspunkten gehört einer in der Nähe des Kloſters Oſſeck. Dem neuen Prälaten des Kloſters iſt die Entdeckung dieſes Punktes und die mit manchen Schwierigkeiten verbundene Zugänglichmachung deſſelben zu verdanken. Der Berg wurde daher auch nach ſeinem Namen, die Saleſiushöhe genannt. Die ſchon vor Jahren gefaßte Hoffnung auf Herſtellung der nach Oſſeck führenden, überaus elenden Straße iſt leider noch immer nicht in Erfüllung gegangen. — Eine zwar längſt bekannt geweſene, aber neuerlich bei Weitem nicht genug berückſichtigte Ausſicht befindet ſich in der Nähe des nur eine Stunde von Töplitz entfernten, ſehr anmuthigen Parks zu Krzemuſch. Man gelangt von dieſem aus dahin durch eine aus alten Kiefern und Laubholz beſtehende Waldung. Der Standpunkt führt den Namen: die Teufelsmauer. Dieſer ſchreibt ſich vermuthlich von der wie durch vulkaniſche Ergießungen entſtandenen Schwärze der Felsſtücke her. Das dort unter dem Fuße des Beſchauers ſich ausbreitende weite, tiefe Thal gewährt einen köſtlichen Anblick durch ſein mannichfaches, friſches Grün und eine das Gemüth auf das Süßeſte anſprechende Einſamkeit und Stille. Zwei anſehnliche Mühlengebäude und daneben eine kleine, ſteinerne Kapelle, die einzigen Häuſer in der Nähe, bilden den Mittelpunkt des ſchönen Thals, worein der Milleſchauer Bergrieſe und eine Menge ringsumher gelagerter Anhöhen voll freundlicher Sehnſucht zu blicken ſcheinen. Niemanden wird die Fahrt von Krzemuſch bis hieher gereuen. Der etwas uneben Weg iſt freilich Urſache, daß die gebungenen Roſſelenker deſſen lieber überhoben ſeyn möchten. Krzemuſch gehört zu denjenigen anmuthigen Orten, denen wöchentlich ein paar Tage von Einheimiſchen und Fremden gewidmet werden. Graf Lebebur, der feingebildete Beſitzer, hat neuerlich dem lieblichen Aufenthalte in ſeinem Park durch ein in Krzemuſch und den dahin eingepfarrten Dörfern aufgewachſenes Muſikchor einen neuen Reiz zu geben gewußt. Es beſteht aus ſechzehn bis zwanzig zum Theil noch ganz jungen Burſchen, unter der Direktion eines Lehrers. Die einfache, ſaubere Kleidung, dunkelgrau mit rother Leibbinde und einem weißgrauen Filzhute, ertheilt den friſchen, rothwangigen Knabengeſichtern ein gar einnehmendes Anſehen. Sie ſind bereits recht gut eingeübt im Zuſammenſpielen auf ihren Blasinſtrumenten, und wer weiß, ob nicht hier, bei dem den Böhmen eigenthümlichen Talente für Muſik, in einen oder dem andern der Keim nicht bloß eines ausgezeichneten Inſtrumentalvirtuoſen, ſondern eines muſikaliſchen Geſtirns erſter Größe gehegt wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. August 1837.

— In seinen schlimmsten Tücken
Kann Einer einem den Kopf für ein Phantom verrücken.

Wieland.

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Kaum sah sich Konrad allein, als er seinen Hut ergriff und ausging. Bei jeder jugendlichen Gestalt, die ihm von Weitem begegnete, beschleunigte er seinen Schritt und sah ihr dann, neugieriger, als es im Grunde der Anstand erlaubte, unter den Hut; auch sah er manches schöne Auge, manches schelmische Gesicht, aber nicht sein Falkenmädchen. Die Akademie zu besehen, war heute keine Gelegenheit, da ihr Lokal zum Feste bestimmt war; also schlenderte er im schönen Hofgarten herum und erfreute sich an dem Gesüster der alten Baumwipfel über ihm und der holden Gestalten, die darunter lustwandelnd auf und ab gingen. Das Zusammentreffen mit S., die fremden Umgebungen hatten ihn heute in etwas ruhigere Stimmung versezt; er dachte weniger an das Phantasiebild, das ihn seit den lezten Wochen ausschließlich beschäftigt, als an die freundliche Gegenwart; doch konnte er sich nicht enthalten, den Nachmittag vom Fenster seines Gasthauses aus die vorbeigehenden Mädchen auf's Neue zu betrachten.

Je näher die Stunde des Festes kam, je lebhafter ward das Hin- und Herfahren der Equipagen; meistens leuchteten weiße Frauen und Mädchen mit engen Aermeln und weiten Röcken aus den halbgeschlossenen Wagen hervor; manche warf auch einen Blick nach dem Breitenbacher Hof, aber keine den Blick des Falkenmädchens. Seine Begierde, diese zu finden, hatte sich auf's Neue entflammt, denn wahrscheinlich stand sie in irgend einer Berührung mit der Künstlerwelt, konnte also auch leicht gerade in diesem Augenblick gefunden werden. Am Hause dicht neben an hielt auch ein Wagen, der Schlag wurde geöffnet, Konrad starrte begierig hinunter, es stiegen zwei Frauen ein; die eine hatte ein holdseliges Gesicht, und er sah in höchster Spannung mit zurückgehaltenem Athem hin; aber sie trug keinen Falken, sondern ein prosaisches battistenes Schnupftuch in ihrer Hand; verdrießlich machte er das Fenster zu und eilte S. entgegen, der ihn abzuholen kam.

Im Akademiegebäude war es Nacht, denn die Fenster des Festlokales waren dicht verhängt, um von Anfang an die Magie des Kerzenlichtes zu gewinnen; der große Bildersaal war mit phantastischen Blumengewinden geschmückt; aus den grünen Kränzen streckten fabelhafte Lilien, kolossale Lotosblüthen, Vergißmeinnicht ohne Maß ihre Antlitze heraus und gaben den Dekorationen etwas feenhaftes. Die lange Galerie mit ihren reichen Verzierungen an Gemälden, Goldrahmen, Deckenmalereien und Laubwerk bereitete auf etwas Ungewöhnliches vor; die Hälfte derselben war mit Stuhlreihen besezt, die andere für die Bühne leer gelassen. In der Mitte der ersten Stuhlreihe

war für den König des Festes, den alten Schadow, ein Lehnsessel hingestellt, den der freundliche alte Herr ohne Ziererei einnahm, wie einer, dem schon manche Huldigung gebracht worden ist; er trug seiner schwachen Augen wegen einen grünen Schirm. Nachdem seine Familie rund um ihn Platz genommen hatte, und auch die andern Gäste zur Ruhe gebracht waren, trat hinter einem Vorhange, der den Fond der Bühne deckte, der junge hübsche Maler R...e hervor und gab sich als Leporello, den Diener der Poesie, kund, der von dieser seiner Herrin geschickt worden sey, um dem alten Schadow ihre Grüße zu bringen, da sie wisse, daß er auf einem Besuche bei seinem Sohne sey und ihr dieser Platz besonders zu einem Gruße geeignet scheine; zugleich habe sie die beiden Statuen, den alten Ziethen und den alten Dessauer, ebenfalls nach Düsseldorf beordert, um ihn dort zu begrüßen; diese alten Herren würden sogleich erscheinen; er, Leporello, habe aber auf dem Wege noch einen Luftballon voll windiger Gesellen gesehen, die ebenfalls hieher reisten; er könne nicht sagen, wer die Herren wären und was sie wollten, aber die Zeit werde es wohl zeigen.

Nachdem diese launige Rede beendigt war, erscholl ein prächtiger Trompetenstoß, und hinter dem weggezogenen Vorhang standen Ziethen und der alte Dessauer auf weißen Postamenten, täuschend den Marmor nachahmend. Darauf traten ein Halbdutzend Perrückenkünstler herein, aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV. ungefähr, die erklärten, da sie schon mancherlei von den beiden Statuen des alten Schadow gehört hätten und nun vernähmen, daß dieselben, wie auch der Künstler selbst, in Düsseldorf angelangt wären, möchten sie die Gelegenheit nicht versäumen, beide kennen zu lernen; mit diesen Künstlern waren Boucher, van der Werff und noch einige ärgere gemeint. Sie unterredeten sich einige Zeit recht witzig über ihre Ansprüche an die Kunst und ihre Epochen, und gingen dann zu der Kritik der beiden vorhandenen Statuen über; der eine meinte, er hätte den alten Ziethen lieber im Harnisch, der andere, er hätte den Dessauer lieber nackt dargestellt; dieser hätte ihm die Hand anmuthsvoll aufgehoben, jener ihn in die vierte Position mit gebenkter Fußspitze gestellt, bis der alte Dessauer, dieses Gespräches müde, ohne sich zu bewegen, ruft: „Ziethen!“ — „Durchlaucht!“ antwortete dieser eben so ehrbar. — „Wie kommen wir denn hieher?“ — „Ich weiß es nicht, aber als ich eben im Elysium sechstausend Kavallerieregimenter exerzirte, bekam ich Ordre, mich hieher zu begeben, um dem alten Schadow meine Aufwartung zu machen.“ Dem Dessauer war es ungefähr eben so ergangen. „Aber wo ist denn der alte Mann?“ fragte er endlich. Ziethen wußte darüber keine Auskunft zu geben, als der Diener der Poesie vortrat und sagte, der da im Lehnstuhl mit dem ehrwürdigen Gesichte, der sey es.

Die Perrückenkünstler standen unterdessen im höchsten Erstaunen da, nicht wissend, was ein solches Gespräch zwischen zwei Statuen, denen sie nimmermehr so viel Leben zugetraut hätten, bedeuten sollte. — Der Dessauer frägt nun, wer denn jener andere Mann sey, der dem Alten so ähnele; Leporello erwidert, er sey der Sohn Schadow, der Direktor der Düsseldorfer Akademie. — Die steinernen Herrn fragen, was das für ein Ding sey, sie hätten nie etwas davon gehört. Darauf ward eine hübsche Erklärung gegeben, und zur Versinnlichung ein Zug ihrer Werke vorgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Algier im Mai 1837.

(Fortsetzung.)

Der Hirt dieser seltsamen Heerde ist der Abbé Spitz, ein Elsäßer von Geburt, ein jovialer Lebemann, welcher ganz der republikanischen Partei sich angeschlossen hat und 1793 gewiß nicht, wie so viele seiner Amtsbrüder, exilirt worden wäre. Dieser würdige Prälat hat, wie er mir sagte, noch nie einem Sünder die Absolution verweigert; er nennt sich selbst das lebendige Beispiel der Bibelstelle: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Ich selbst habe den guten Abbé mehr als einmal unter dem Tische liegen sehen, weil er dem spanischen Traubenblut ein Bischen gar zu viel Ehre angethan hatte. Ueberdies ist er sehr empfindsamer Natur, und kann nie die Beichte einer jungen Spanierin anhören, ohne sich sogleich in ihre frommen Augen zu verlieben. Der ehrwürdige Abbé befindet sich in jeder Hinsicht à son aise. Mag er noch so gegen den Mammon predigen, seine eisernen Kisten daheim sind doch, wie Jedermann weiß, von diesem bösen Genius besessen. Er leiht davon auf Zinsen und hilft den Leuten gern gegen doppelte Versicherung aus der Verlegenheit. Ich muß gestehen, so sehr ich den christlichen Glauben ehre und liebe, wenn ich das Bedürfniß gefühlt hätte, in Gemeinschaft zu beten, so hätte ich viel lieber in die Stille der Moscheen mich geflüchtet. Dort zwingt ein ernster Priester im greisen Barte mir stumme Ehrfurcht ab und die reine Andacht der Beter erweckt die meinige. In der Kirche, wo die Feldmusik verführerisch in den weltlichsten Weisen tönt, wo ich einen Priester finde, den ich gestern beim Bankete sah, wo die schönsten Mädchen vor mir knien, an deren Gestalten das lüsterne Auge aller Männer hängt, da kann ich an Alles denken, nur nicht an Gott.

Daß ein Christenthum, wie man es in Algier ausübt sieht, den echten Islambekenner nie zu einer

Glaubensänderung bewegen wird, iſt wohl ſehr begreiflich, ja es wäre für das Heil ſeiner Seele nicht einmal wünſchenswerth, wenn er aus einem fanatiſchen Mahomedaner ein frivoler Chriſt würde. Dennoch hat man zwei Beiſpiele des Uebertritts von Eingebornen erlebt. Dieſelben waren übrigens keineswegs Folge der Ueberzeugung. Die beiden Neophyten ſind mauriſche Frauen, und ihre Bekehrung war von ſo intereſſanten Nebenumſtänden begleitet, daß der Leſer vielleicht nicht ungerne die Details hören wird. Das erſte Beiſpiel, welches ſich unter der Verwaltung des General Voirol ereignete, machte großes Aufſehen und erregte heftige Gährung unter den Eingebornen. Eine verhüllte mauriſche Dame meldete ſich eines Tags bei jenem Interimsgouverneur, entſchleierte ſich vor ihm und erklärte in gebrochenem Franzöſiſch, ihr heißer Wunſch und Wille ſey, Chriſtin zu werden. Der General Voirol, ein verſtändiger und gemäßigter Mann, erkundigte ſich, ob die Dame verheirathet ſey, und als er das Gegentheil erfuhr, ſandte er dieſelbe zu dem Abbé Spitz, welcher ganz entzückt war von der Ausſicht, die erſte Maurin in Algier taufen zu dürfen. Indeſſen hatte der Kadi, ein höchſt ehrenwerther Beamter, der aber mit Fanatismus ſeinem Glauben anhing, von dieſem Vorfalle gehört. Er eilte zu dem Gouverneur und reklamirte die Maurin mit der Behauptung, dieſelbe habe kein Recht, ihren Glauben zu wechſeln. Der General Voirol antwortete mit großer Mäßigung, ihm perſönlich ſey es völlig einerlei, welchem Kultus jene Frau angehören wolle, das Geſetz aber geſtatte jedem, derjenigen Religion zu folgen, die ſein Gewiſſen wähle, folglich könne er nicht zugeben, daß man dem Willen jener Frau Zwang anthue. Der mahomedaniſche Richter verlangte hierauf, die Maurin ſprechen zu dürfen, um ſie durch Worte der Ueberzeugung zum Glauben ihrer Väter zurückzuführen. Der Kadi und der Abbé predigten nun Beide zu gleicher Zeit der armen Maurin in die Ohren. Jeder ſchimpfte wacker auf den andern, ohne ſich dabei beleidigt zu fühlen, denn keiner verſtand des andern Sprache. Die Beredſamkeit des Abbé Spitz hatte inzwiſchen gegen den Kadi zwei mächtige Bundesgenoſſen. Der erſte war der Geſchmack, welchen die Maurin an den europäiſchen Sitten bekommen, der zweite die Hoffnung, einen Franzoſen zum Mann zu bekommen. Alle Donnerworte des Kadi ſcheiterten an zwei ſo mächtigen Klippen. Er räumte das Feld zur großen Zufriedenheit des Abbé, dem bereits der Athem ausging und der ſchon ſtecken zu bleiben anfing. Der Kadi, als er ſah, daß er durch Güte nichts gewinnen konnte, beſchloß nun, gewaltſame Mittel anzuwenden. Er ſchickte ſeine Schiauhs oder Gerichtsdiener ab und ließ jene abtrünnige Mahomedanerin nach dem Saale ſeines Gerichtshofes ſchleppen, wo man ſich eben fertig machte, ihr die Baſtonade zu geben, als die Ankunft eines Adjutanten des Gouverneurs die Vollziehung dieſes tyranniſchen Richterſpruches verhinderte. Die Maurin wurde von einer großen Volksmenge unter der Anführung des Abbé im Triumphe nach der Kirche geführt und hier auf der Stelle getauft. Der erbitterte Kadi begab ſich hierauf zu dem Mufti el-Moleſſi, dem Oberhaupte des mahomedaniſchen Clerus, und Beide beſchloſſen, den Gerichtsſaal der Eingeborenen auf der Stelle zu ſchließen, was unter der mauriſchen Bevölkerung große Gährung hervorbrachte. Der General Voirol, der ſich in ſeinem Rechte fühlte, wußte dieſe fanatiſche Oppoſition bald zu brechen. Er entſetzte den Kadi und den Mufti ihrer Aemter und ernannte dafür andere achtbare Mauren von gemäßigtern Anſichten. Dieſe Geſchichte machte in Algier großes Aufſehen, um ſo mehr, als der damalige Civilintendant Genty de Buſſy Partei für den Kadi gegen den Gouverneur nahm. Die Sache wurde nach Paris berichtet, wo der Miniſter gerechterweiſe für General Voirol ſich entſchied und ſeine Maßregeln billigte. Ich habe die Details dieſes Vorfalls von gut unterrichteten Männern gehört und kann für ihre Wahrheit bürgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Leiſtungen des Vereins zur Beförderung der chriſtlichen Moral.

Der Verein zur Beförderung der chriſtlichen Moral hat vor einiger Zeit eine öffentliche Sitzung gehalten, und der Bericht über die Leiſtungen des Vereins von Carnot iſt kürzlich gedruckt worden. Carnot iſt der Sohn des berühmten Miniſters dieſes Namens, und ein in ſeinen politiſchen Grundſätzen eben ſo feſter und unerſchütterlicher Mann als ſein Vater. Er hat von dieſem ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt, und führt ein unabhängiges Leben. Er hat die Abſicht, das Leben ſeines Vaters zu ſchildern, und hat neulich auch aus den Papieren des ehemaligen republikaniſchen Biſchofs Gregoire, deſſen bedeutende Briefſammlung er beſitzt, Memoiren mit einer Einleitung herausgegeben, welche die darauf folgenden Memoiren faſt entbehrlich macht; denn das Merkwürdigſte daraus hat Carnot in der Einleitung, die auch beſonders abgedruckt worden iſt, zuſammengeſtellt, und überhaupt den alten geiſtlichen Republikaner unparteiiſch geſchildert. In ſeinem dem Vereine der chriſtlichen Moral abgeſtatteten Berichte iſt Folgendes das Merkwürdigſte. Der Berichterſtatter hebt damit an, daß er den im vorjährigen Berichte ausgeſprochenen Wunſch hinſichtlich der Abſchaffung der Todesſtrafe wieder in Erinnerung bringt. Damals waren Bittſchriften in ganz Frankreich umhergeſandt worden; Alle, welche die Hinrichtungen abgeſchafft wünſchten, ſollten die Formulare unterſchreiben; die vielen Suppliken ſollten dann vereint in einer ungeheuern Rolle den geſetzgebenden Kammern eingereicht werden, nach dem Beiſpiel der engliſchen Vereine. Aber die kurz aufeinander folgenden

Versuche gegen das Leben des Königs hatten die Gemüther erschreckt und verwirrt; Manche glaubten, es sey ein unschicklicher Zeitpunkt, die Hinrichtungen abzuschaffen, und nur diejenigen, bei denen ihre Ueberzeugung unerschütterlich fest steht, haben sich, wie der Berichterstatter sich ausdrückt, nicht irre machen lassen. Carnot hofft, die Presse werde sich der Angelegenheit thätiger und lebhafter annehmen, als bisher. Erst wenn die öffentliche Meinung sich deutlich und bestimmt in diesem Sinne ausspricht, werden auch die Gesetzgeber daran denken, die Hinrichtungen ganz aufzuheben. Hat doch die öffentliche Meinung schon die Abschaffung des Staatslotto's bewirkt! Dieses schien in die Sitten Frankreichs wie eingewoben, und die Regierung behauptete eine Zeitlang, die Millionen, die sie von der Lotterie erhebe, könnten nicht leicht durch eine andere Finanzquelle ersezt werden. Endlich sind so viele Stimmen laut geworden, der Verein der christlichen Moral hat durch getrönte Schriften und durch andere Mittel die Ueberzeugung von der Immoralität des Staatslottospiels so allgemein gemacht, daß sie zulezt auch die Staatsmänner durchdrungen hat, und diese keinen Anstand genommen haben, die Abschaffung des verderblichen Lottospiels selbst vorzuschlagen. So viel kann in einem verfassungsmäßig regierten Staate die freie Erörterung wichtiger Fragen und eine freie Presse ausrichten. Denselben Erfolg hofft der Verein der christlichen Moral hinsichtlich der Spielhäuser in Paris, welche großes Unheil stiften. Zwar fehlt es nicht an Einwendungen und an Scheingründen für Beibehaltung der Spielhäuser: wenn man die privilegirten Spielhäuser, über welche die Polizei ein wachsames Auge hat, unterdrückte, heißt es, so würden heimliche Spielsäle geöffnet, und hier noch viel mehr Unfug getrieben werden. Etwas Aehnliches behauptete man von dem Staatslotto. In der That hat man mehrere heimliche Lotterien entdeckt; dieses ist aber Sache der Polizei, dazu ist sie angestellt. Und was das Geld betrifft, welches sich Regierung und Stadt von den Unternehmern der privilegirten Hazardspiele zahlen lassen, so kleben zu viele Thränen der Unglücklichen daran, als daß man nicht gerne darauf Verzicht leisten sollte. Eines der Mitglieder des Vereins hat die Errichtung eines Humanitätsvereins zur Rettung der Verunglückten vorgeschlagen, wie ein solcher zu London besteht. Der Verein beschäftigte sich auch mit der Frage in Betreff der Abschaffung der Duelle. Ein Herr Dutrone hat die Errichtung von Vereinen vorgeschlagen, deren Mitglieder sich anheischig machen würden, nicht allein sich in keinen Zweikampf einzulassen, sondern auch Alles anzuwenden, um ihn bei Andern zu verhindern.

(Der Beschluß folgt.)

Töplitz, Juli.

(Fortsetzung.)

Baulust. Verbesserungen.

Die schon seit mehreren Jahren in Töplitz erwachte Baulust hat immer mehr zugenommen. Besonders steigen in dem von der Stadt durch nichts als eine Inschrift abgesonderten Dorfe Schönau noch fortdauernd Häuser auf. Die großen neuen, zum Theil pallastartigen Steinmassen drohen die zwischen ihnen schüchtern hervorblickenden Hüttchen völlig zu erdrücken. Kein Wunder daher, daß immer mehrere von diesen sich emporraffen und ebenfalls nach etwas aussehen wollen, um den Wohnung suchenden Fremden mit Anstand zurufen zu können: „Auch wir sind Häuser!“ Wie bereits erwähnt wurde, so verzögerte in diesem Jahr der Sommer, sonst jederzeit der beste und wohlfeilste Einheizer, seine Ankunft so lange, daß der Winter recht genug war, seinen feinen, grünen Rock anzuziehen und sich für ihn auszugeben. Das hat wenigstens den Nutzen gehabt, daß man von Seiten der Hausbesitzer in Zukunft besser als seither auf Anlegung von Oefen sehen wird. Noch in der ersten Hälfte des Juni verließen viele Kurgäste ihre Quartiere einzig darum, weil die meisten Wirthe keine Oefen hineingebaut hatten, dem Kalender auf sein ehrliches Gesicht glaubend, daß mit diesem Monate die warme Jahrszeit längst da seyn müsse. Ueberhaupt erwacht der in gar manchem Badeorte noch im tiefen Schlummer liegende Sinn der Quartiervermiether für die Bedürfnisse eines an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnten Kurgastes in Töplitz zusehends. Besonders denkt man in den vielen neuerbauten Häusern auf Hinwegschaffung des alten Mobilienunraths. Zu diesem gehören aber namentlich jene unseligen Holzkanapés, auf denen vormals mancher arme Gichtkranke genöthigt war, von der bei dem Militär längst wieder abgeschafften Lattenstrafe sich einen so deutlichen, als unangenehmen Begriff zu machen. Hie und da leiden aber freilich sogar die modernsten Sopha's ebenfalls an dem häßlichen Uebel der Unbequemlichkeit. In solchen Fällen muß die Mode, zumal in einem Badeorte, durchaus unter die Vormundschaft der Commodität gestellt werden. Lange und breite, wohlgepolsterte Sopha's mit beweglichen Kissen, wie solche vielleicht vor länger als fünfzig Jahren schon üblich waren, sind jedenfalls weit zweckmäßiger und angemessener, als die glanzvollste neueste Absurdität, welche die Modejournale ihnen, kopflos genug, substituirten. Was man Comfort nennt, das sollte in diesem Punkte und in allen ähnlichen bei Möblirung jedes Zimmers überhaupt, und besonders der Zimmer für Kranke, allezeit zunächst berücksichtigt seyn. Eine in den feinen Lebensgebräuchen auferzogene Brittin würde dafür den besten Maßstab an die Hand geben können, dagegen hiezu selbst die allerfeinste Dame französischen Ursprungs am wenigsten sich eignen. Das gerade ist die Stelle, wo die englische Eleganz von der französischen am meisten abweicht. Für den englischen Gentleman hat das Neuerfundene nur dann Reiz, wenn es der Bequemlichkeit gebührend subordinirt wurde, während der Franzose nicht nur aller blendenden Neuheit allein die Herrschaft zugesteht, sondern sich derselben auch selbst unterwirft. Neue Stock- und Regenschirmknöpfe, deren Form nicht gehörig in die Hand fällt, oder dieser sogar wehe thut, folglich als ganz unzweckmäßig sich darstellt, stammen in der Regel aus Frankreich her; wenigstens hat sie gewiß kein Engländer erfunden. — Unbegreiflich ist es, weßhalb bei vielen neuen und ansehnlichen Gebäuden, welche dem Dorfe Schönau ein recht vornehmes, städtisches Ansehen ertheilen, kein mit den dortigen allgemeinen Bedürfnissen im Einklang stehender Gasthof daselbst errichtet wird. Einer alle billigen Forderungen der Badebesucher durch zweckmäßige Einrichtung befriedigenden Speiseanstalt in der Mitte von Schönau ließe sich ein recht günstiger Erfolg verbürgen. Sehr viele, besonders der kränklicheren Badegäste pflegen ihren Speisebedarf in die Wohnung holen zu lassen; die Mehrzahl der guten Gasthöfe liegt aber von dem vorzugsweise mit Badegästen übervölkerten Theile des Dorfes Schönau so weit entfernt, daß dergleichen mit großer Beschwerde verbunden ist. Andere würden gern ihre Mahlzeit in Gesellschaft einnehmen, aber die öffentlichen Mittagstafeln sind ihnen für ihre kränklichen Umstände zu entlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 3. Auguſt 1837.

Deſſen, was die Nationen mit einander gemein haben, iſt im Grunde mehr als deſſen, was ſie ſcheidet, und die Sprache des Herzens wird überall gleich geſprochen und verſtanden.

Chateaubriand.

Algier im Mai 1837.

(Fortſetzung.)

Eine zweite ähnliche Begebenheit ereignete ſich hier zu Ende des Jahrs 1836. Die Details ſind weit geheimniß-vollerer und zarterer Natur. An poſſierlichen Umſtänden fehlte es dabei eben ſo wenig. Ein junger, romantiſch geſinnter franzöſiſcher Offizier von edler Familie wird, wie ſo viele andere Europäer, von der Neugierde geplagt, die Myſterien der mauriſchen Hausgöttinnen zu belauſchen. Er hat jene graziöſen, ſchneeweißen, verhüllten Geſtalten ſo oft auf der Straße wandeln ſehen, und möchte nun neben den feurigen ſchwarzen Augen, welche allein ſichtbar ſind, auch die Lilienſtirne und das griechiſche Näschen ſehen, welche ein weißes Tuch ihm verſteckt. Er verbirgt ſich auf einer Terraſſe, eine Liſt, die ſo viele Andere auch gebrauchen, und erblickt in der Abenddämmerung auf der nächſten Terraſſe die ſchönſte Fee des Orients im reichen Hausgewande, von Gold und Seide ſchimmernd; das liebliche Geſichtchen des fünfzehnjährigen Engels iſt der häßlichen weißen Muſſelinhülle entkleidet. Der liebe-glühende Offizier achtet nur auf ſie und hat keine Augen für die übrigen, eben ſo gekleideten Nymphen, die Schweſtern der jungen Maurin, welche in der Abendkühle ſich ergehen und luſtig auf der Terraſſe ſchäkern. Durch eine zweite Liſt weiß er der Geliebten ſich zu nähern. Er raſirt ſich das ohnehin ſchon ziemlich feine jugendliche Antlitz und begibt ſich in Frauenkleidern mit Madame B...m, einer deutſchen Kaufmannsfrau, welche in den Scherz mit einging und jene mauriſche Familie kannte, in das Nachbarhaus. Die Häuſer der Eingebornen ſind den europäiſchen Damen zugänglich, nur Männern würde ich niemals rathen, in die Wohnungen jener eiferſüchtigen Eheherrn ſich zu verirren. Sowohl der mauriſche Hausherr als ſeine weibliche Familie empfängt ſtets die chriſtliche Beſucherin mit großer Artigkeit und Auszeichnung. Madame B...m und ihre Pſeudoſchweſter wurden ſomit auf das Liebreichſte aufgenommen. Der Jüngling fand auf dieſe Art Gelegenheit, eine Intrigue anzuſpinnen, die Gunſt der Geliebten zu gewinnen und dieſe ſpäter zu entführen. Auch dieſe Begebenheit erregte große Senſation. Der junge Offizier ſegelte mit ſeiner ſchönen Neophytin, die er geheirathet hatte, nach Frankreich. Möge der Fluch eines fanatiſchen Vaters das Glück der Liebenden nicht ſtören!

Im Uebrigen würde man ſich ſehr täuſchen, wenn man glauben wollte, es gebe unter den Mauren ſelbſt keine glücklichen Paare, oder alle Maurinnen würden etwa die eleganten Franzoſen ihren Männern vorziehen. Ich ſelbſt habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, mich von dem häuslichen Glücke und der ehelichen Liebe dieſes

ſanften, gemüthlichen, liebenswürdigen Menſchenſchlages zu überzeugen. Oefters führten mich die Mauren meiner Bekanntſchaft nach ihren Landbeſitzungen. Beim Eintritt in den Garten hörte ich das Freudengeſchrei der Familie über die Rückkehr des Gatten und Vaters, als ob ſie ihn ewig lange nicht mehr geſehen hätten. Nur meine Anweſenheit hinderte die Frauen, ihm um den Hals zu fallen. Noch mächtiger ſpricht für die gegenſeitige Anhänglichkeit dieſes Volkes ihre Trauer, ihr heftiger, unverſtellter Schmerz über die Hingeſchiedenen. Die mauriſchen Kirchhöfe befinden ſind größtentheils vor dem Thore Bab-el-Uad. Es gibt deren viele; ſie ſind meiſtens ſehr klein und die Gräber einfach, was mir wohl gefällt. Die menſchliche Eitelkeit ſollte wenigſtens mit dem Tode aufhören und nicht die modernden Leichen noch mit ihrem glänzenden Tand verhöhnen. Die Juden bauen prächtige Grabbögen von weißem Marmor, die Chriſten hohe Steinmonumente mit lügneriſchen Denkſchriften, die Mauren decken ihre Todten nur mit einigen gemauerten Steinplatten, um die Schakals zu hindern, ihren nächtlichen Schmauß zu halten. Die Liebe merkt ſich inzwiſchen den Ort und die Hinterlaſſenen graben mit ihren Thränen den Todten die Erinnerungsſchrift in den Stein. Ich habe die mauriſchen Wittwen zu jeder Stunde auf den Gräbern ihrer geliebten Todten weinen und den kalten Stein küſſen ſehen. Oft iſt der fahle Mond der einzige Zeuge des Schmerzes dieſer verlaſſenen Liebenden, und ſein bleicher Schimmer geleitet ſie zu den Ruheplätzen der Geliebten. Auch die Juden weihen den Verſtorbenen ihre ſchmerzlichen Erinnerungen. Sie verſammeln ſich auf ihren Begräbnißplätzen einmal jede Woche in großer Zahl und erfüllen die Lüfte mit ihrem Klagegeſchrei; aber ihr Schmerz hat etwas Verzerrtes, Unheimliches und manchmal Lächerliches. Es iſt mehr eine gezierte, äußere Trauer, und ihr widriges Geſchrei erzwingt am Ende einige Thränen. Die Trauer der Mauren um ihre heimgegangenen Lieben iſt unendlich würdiger und edler.

Es gibt auch zwei chriſtliche Kirchhöfe in Algier, welche der Krieg, die Fieber, die Ausſchweifungen und namentlich die Cholera im Sommer 1835 furchtbar bevölkert haben. Der eine dieſer Kirchhöfe liegt eine halbe Stunde von Algier am Fuße des Hügels Budſcharea, hinter dem alten Deygarten, und ſchließt beſonders die neuern Gräber ein. Der andere hat eine unendlich maleriſchere Lage auf dem Abhange eines Hügels, ſehr nahe an der Stadt. Es iſt unmöglich, ſich eine ſchönere, heimlichere, melancholiſchere Stelle zu denken. Gewaltige, hundertjährige Silberpappeln beſchatten in maleriſchen Gruppen die Monumente. Ein Gebirgsbach umrauſcht den Fuß des Hügels, und eine unendlich reiche, wilde Vegetation bietet den Gräbern den freiwilligen Schmuck einer herrlichen Natur.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortſetzung.)

Wieder öffnete ſich, nach einem neuen Trompetenſtuß und unter einem ſchönen Marſch der Vorhang, und als Standartenträger der Schule ſchritt Bendemann voran. Ihm folgten allerlei romantiſche Geſtalten aus den Bildern der jungen Künſtler, Leſſings Huſſitenprediger, Mücke's h. Bonifacius, Ritter in Sammtkoletten, Heilige in langen Gewanden, und — o Wunder! in Mitte dieſes Zuges eine ſchlanke Mädchengeſtalt mit einem Falken auf ihrer Hand, mit dem violettſammtnen Leibchen, dem olivenfarbnen Rock, dem rothen Sammtkäppchen und, was noch mehr iſt, mit denſelben prachtvoll geſchweiften Augen, dem bräunlichen Antlitze und dem ſchön geſchnittenen, etwas zu großen Munde; nur trug ſie den Falken auf einer durch einen Handſchuh bedeckten Hand, und das Halstuch war dichter umgelegt als auf dem Bilde. Der Schritt war frei, die Haltung ſchön, es zitterte ſogar noch ein erhöhter Reiz, der des vollen, friſchen Lebens, zwiſchen den langen Wimpern hervor; es war eine Erſcheinung, ſo wunderbar und reizend, daß ein allgemeines Beifallgemurmel den Saal durchlief. Und Konrad — wie fühlte er ſich in den Himmel gehoben, als er dies Mädchen ſah! Sie lebte, ſie ging vor ihm, ſie ſchritt mit Anmuth vor ihm durch den Saal; dies Auge konnte den Falken verlaſſen und ſich liebend in ſeines verſenken; es war keine Schranke der Unmöglichkeit mehr zwiſchen ihr und ihm aufgeſtellt, denn was lebt, kann gewonnen werden, und Konrad fühlte einen Willen in ſich, ſtark wie Felſen, um dies Mädchen zu gewinnen. Doch mußte er ſchweigen, denn Niemand ſtand ihm Rede; der Zug ging ſeinen Weg und ſtellte ſich endlich im Halbkreiſe vor Schadow auf.

In der Mitte deſſelben ſtand ein grüner, mit Rheinwein gefüllter koloſſaler Römer, der plötzlich das Wort nahm und mit ſeiner Stimme eine Rede zu halten begann. Nach Beendigung der Rede öffnete ſich der Römer und der kleine Maler Lene, der Liebling der Akademie, der ſeine allzukleine Geſtalt durch die Größe ſeines guten Humors und den Scherz, den er ſelbſt mit jener zu treiben liebt, ausgleicht und ein Virtuos im Römermalen iſt, trat daraus hervor und brachte dem Alten ein gefülltes wirkliches Glas, voll des wirklichſten, älteſten Rheinweins. Darauf ſezte ſich der Zug wieder in Bewegung und ging endlich hinaus.

Als er verſchwunden war, kam Schrödters meiſterhafter Don-Quixote, von ihm ſelbſt dargeſtellt, und Hildebrand, der Schöpfer der Kinder Eduards, als Sancho Panſa, in den Saal, und Don-Quixote ſchwur hoch und

theuer, ſeiner Dulcinea von Toboſo keinen beſſern Dienſt leiſten zu können, als wenn er jenes ganze Perrückengeſindel, Boucher und Compagnie, gefangen nehme und ihr zu Füßen lege; es begann nun ein drolliger Kampf, in welchem Don-Quixote ſein langes verroſtetes Schwert gegen die kleinen Galanteriedegen der erſchreckten Schaar ſpielen ließ; Sancho Panſa ſagte unterdeſſen allerlei Drolliges und aß eine Zwiebel. — Endlich iſt der Kampf geendet, und Alles, Don-Quixote, ſeine Gefangenen, Sancho Panſa, Ziethen und Deſſauer verſchwinden.

Nun kommt die Poeſie, von lieblichen Kindern gezogen; es war ein Malerjüngling, auf hohem ſilbernem Triumphwagen, in langem, fließendem Gewande. Auch ſie hielt wieder eine Rede, die gern gehört ward, und einen Zug der alten Maler mit ihren vorzüglichſten Bildern einleitete. Dieſer Zug war wahrhaft impoſant: erſt kamen Giotto und Cimabue mit Engelsgeſtalten aus ihrer Schule; dann kamen Holbein und Albrecht Dürer mit der Braut von Nürnberg, einer beſcheidenen, lieblichen Geſtalt, und Georg von Frundsberg in täuſchender Wahrheit; dann kam Raphael und Marc-Antonio, ſein Kupferſtecher; hinter ihnen die heilige Cäcilia mit ihrer Umgebung, wieder ein erhabenes Weib; dann Michel Angelo mit den Sybillen, Rembrandt mit einem jungen Ritter, der ein Champagnerglas lachend in die Höhe hält, Rubens mit ſeinen Kindern — alle dieſe lebenden Gemälde ſo wahr und in ſo ſchöner Nachahmung drapirt, wie es durchaus nur ſolche Künſtler, wie Düſſeldorf ſich deren rühmen kann, auszuführen im Stande ſind.

Konrad aber war nicht dabei, denn das Falkenmädchen fehlte; doch als die eigentliche Feſtlichkeit zu Ende war, begehrten Viele den ganzen Zug noch einmal zu ſehen, und nun erſchien ſie wieder, in Vendemanns Gefolge, in ihrem ganzen, für Konrad unnachahmlichen Liebreiz. Er verſchlang ſie mit den Augen, er wäre gern zu ihr geſtürzt und hätte ſie gefragt: „Kennſt du mich auch? ich kenne dich!“ aber es war unmöglich, obgleich ihn kein Abgrund, kein Fels, kein Riegel abhielt, nur die Feſſel menſchlicher Sitte, ſtärker als Abgrund, Fels und Riegel.

Die Thüren ſchloſſen ſich, auch ſie war verſchwunden. Es drängte ihn, Jemanden nach ihr zu fragen, aber S. war nicht zu finden, und der war ſein einziger Bekannter; demnach fing er ein anſtändiges Geſpräch mit einem Herrn von mittleren Jahren an, der neben ihm ſtand. „Wie kommt es,“ fragte er einleitungsweiſe, „daß Leſſing mit ſeiner ſchönen, ritterlichen Figur keine thätige Rolle in dieſer allerliebſten Komödie übernommen hat?“ — „O,“ lachte der Herr, „ich glaube, der ließe ſich lieber hängen, als daß er ſich in ein Koſtüm ſteckte; ſehen Sie ihn nur einmal mit ſeinem ernſten Geſichte: ſieht er aus wie ein Schauſpieler?“ — Konrad lachte; „wer war wohl,“ fuhr er fort, „der Mann in dem langen Gewande, der ſo fanatiſch vorſchritt, mit dem Kelche in der Hand, als wollte er ihn ſtatt eines Mauerbrechers gebrauchen, um die Welt einzurennen?“ — „Das war eben Leſſings Huſſitenprediger, der Maler X.“ — „Und wer“ fragte Konrad zögernd, „war die Falkenträgerin, die ihm ziemlich nahe folgte?“ — „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Herr, „es gibt ſo viel junges Volk, das man nicht kennt.“ Indem nahte ſich dem Sprecher ein korpulenter, großer Herr, mit einem bedeutenden Kopfe, und fing ein Geſpräch mit ihm an, das Konrads abſchnitt; es war Immermann.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juli.

(Beſchluß.)

Meerbäder. Theater.

Noch weſentlicher iſt die Abhülfe eines andern, nicht unerheblichen Mangels, welcher man ſo eben entgegenſieht. In dem Dorfe Schönau wohnt noch immer kein Brunnenarzt; jezt iſt aber Dr. Haſe dazu vorgeſchlagen, ein Mann, der bereits eines höchſt ehrenvollen Rufes genießt. Unter anderm gebührt ihm der Ruhm, der Begründer einer Moorbäderanſtalt zu ſeyn. Er beobachtet bei derſelben eine ganz eigenthümliche Methode, indem er dabei zugleich die wirklich wunderthätige Kraft des Töpliger Heilquellwaſſers mit anwendet. Die Erfolge ſind ganz außerordentlich. Mehrere bisher für unheilbar geachtete Krankheiten, beſonders auch die ſtärkſten Knochenauftreibungen und cariöſen Geſchwüre, ſollen dadurch, ſchon nach dem Gebrauche von zehn bis zwölf Bädern, gehoben worden ſeyn. — Wenn die Badegäſte zu Anfang des Juni von der kalten Natur nicht eben verhätſchelt waren, ſo verſäumten ſie um ſo weniger, ſich der Kunſt in die Arme zu werfen. Moriz Römer, ſchon verjährt in Behauptung des fürſtlich Clariſchen Schloßtheaters während der Sommermonate, waltet hier mit ſeiner Schauſpielergeſellſchaft. Raimunds „Verſchwender“ hing bei meiner Ankunft, bereits in ziemlich abgeriſſenem Zuſtande, an den Straßenecken, von wo er Tags zuvor die Menſchen nach der Bühne gerufen hatte. Es muß dem Unternehmer kein leichtes Stück Arbeit ſeyn, Schauſpieler und Zuſchauer wenigſtens ſo weit zu befriedigen, daß dieſes Verhältniß und er ſelbſt dabei mit beſtehen kann. Durch das Bedürfniß der Zuſchauer und alle übrigen Umſtände zunächſt auf leichte Nahrungsmittel hingewieſen, greift er mit Recht hauptſächlich zu den Wiener Poſſen mit Geſang. Dieſe aber und die weder Kopf, noch Magen, oder Herz, wie man ebenfalls das Ding zu nennen pflegt, allzuſehr beſchwerenden ſonſtigen Speiſetafelſtücke erfordern in der Regel eine Menge Perſonen. Wenigſtens einige von dieſen müſſen doch immer das Hervorſtechende, was unter den Namen Talent und Geſchicklichkeit begriffen wird, in einem gewiſſen Grade beſitzen. Aber dergleichen, als ſein Geiſt zu betrachtende Subjekte nehmen die beſchränkte Bühnenkaſſe ſtark in Anſpruch. Wenn

nun auch das Phlegma, oder die Uebrigen, deſto leichter abzuſpeiſen ſind, ſo hat doch jeder und jede von ihnen einen ſogenannten Magen und ein Kleidungsbedürfniß, und ſo koſtet dieſes unentbehrliche im Einzelnen recht wohlfeile Phlegma zuſammen immer noch ſo viel, um dem Entrepreneur den Kopf zuweilen warm zu machen. Daß übrigens der hieſige das eigene Fortkommen mit dem Beſtande des Geſchäfts zu vereinigen verſteht, davon zeugt der Fortgang der Sache und der in der Regel immer mehr oder weniger ſich gleichbleibende Gehalt der Truppe. Diesmal iſt ſie namentlich im Ganzen vorzüglicher, als ich ſie noch geſehen. Ein Stück, welches am 29ſten Juni zum erſten Male hier gegeben wurde, mußte natürlich allgemeine Aufmerkſamkeit erregen; denn die Fabel trieb ſich ganz in dem hieſigen Lokal herum, und wem der Titel zu lang erſchien, der mußte doch geſtehen, daß ſeine große Geſchwätzigkeit für die ſteten, wie für die nur temporären Bewohner von Töplitz die Neugier mächtig weckte. Er hieß: „Die Bekanntſchaft im Thiergarten zu Doppelsburg, die Entführung im Turner Park und die Verlobung auf der obern Bergſchenke.“ Neueſte Wiener Lokalpoſſe mit Geſang in drei Akten von Fr. Hopp; Muſik von Julius Hopp. Zu Empfehlung derſelben war bemerkt, daß ſie in Wien vierzigmal nach einander aufgeführt worden. Es gibt in der Schauſpiel- und Bücherwelt, wie in der Menſchenwelt, Parvenüs, von denen keine Seele begreift, wie ſie es angefangen haben, ſich dem Glücke in den Schooß zu ſetzen. Bei Aufführung dieſer Poſſe fiel einem das ein. Der Anfang ließ viel zu wünſchen übrig; allmählich gewöhnte man ſich indeſſen immer beſſer an die dürftige Verwickelung und die großentheils veralteten Späße. Einige überraſchende Witze und Luſtigkeiten flößten nachgerade ſogar Intereſſe für die ganz hübſch zuſammengerafften Umſtände ein. Ja, man würde noch größeres Gefallen daran gefunden haben, hätte man nicht ſchon ſehr frühzeitig den Ausgang völlig errathen können. Genug, die Poſſe gefiel. Großen Theil an dieſem Gelingen darf allerdings ein Theil der Schauſpieler und Schauſpielerinnen reklamiren, die wirklich ſich auszeichneten. — Der Lektüre iſt, wie gewöhnlich, im Schloßgarten ein Zimmer vergönnt; aber freilich geht es darin bei der Auswahl etwas einſeitig zu. Wer an dem „garſtigen Liede“ der politiſchen Zeitungen keinen Geſchmack findet, für den iſt nicht eben reichlich geſorgt.

Paris, Juli.

(Beſchluß.)

Leiſtungen des Vereins zur Beförderung der chriſtlichen Moral.

Dutrone iſt in England und Belgien herumgereiſt, um, wie es ſcheint, angeſehene Männer um ihre Meinung zu befragen. Allgemein hat man ſeinem Vorſchlage beigeſtimmt und ſich geneigt bewieſen, Theil an den vorgeſchlagenen Vereinen zu nehmen. Es wird nicht geſagt, warum ſie nicht ſchon jetzt in's Leben treten. Die verſchiedenen Comité's, in welche der Verein der chriſtlichen Moral abgetheilt iſt, haben verſchiedene Wirkungskreiſe: eines die Verbeſſerung der Behandlung der Gefangenen, wobei aber wieder, wie in den vorigen Berichten, geklagt wird, daß ſeit 1830 die Gefängniſſe dem Vereine der chriſtlichen Moral nicht mehr ſo zugänglich ſeyen, wie unter der Reſtauration; aber ſicher, fährt Carnot ziemlich ironiſch fort, gehen die ſeitdem emporgekommenen Staatsmänner damit um, die Verbeſſerungen, welche ſie vormals mit uns beſprachen, in's Werk zu ſetzen. Indeſſen iſt dieſes doch wirklich der Fall, und bekanntlich denkt man ernſtlich darauf, das in andern Ländern eingeführte Pönitenziarſyſtem auch in Frankreich zu verſuchen. Es laſſen ſich jedoch bereits angeſehene Stimmen gegen dieſe Verſuche hören. Bei ſo vielen Gefangenen ſey die gänzliche Abſonderung eines jeden nicht wohl möglich, und das völlige Alleinſitzen ſey für einen Franzoſen eine zu harte Strafe, die ihn leicht zur Verzweiflung bringen könnte, anſtatt ihn zu beſſern. Ein anderes Comité betreibt die Aufhebung der Sklaverei in den Kolonien. Nach den Verſicherungen der Miniſter in der jetzigen Seſſion der Kammern wird es einmal, freilich wann? ſeinen Zweck erreichen. Seitdem England die Sklaverei abgeſchafft hat, kann Frankreich, das gleich im Anfang der Revolution Schritte zur gänzlichen Abſchaffung derſelben that, ſie unmöglich lange beibehalten, und die Feſſeln der Schwarzen müſſen fallen, wie die der Weißen längſt gefallen ſind. Der Verein der chriſtlichen Moral wünſcht auch das Elend des Volks zu lindern, und ſucht die Nothleidenden durch Geld und andere Hülfe zu unterſtützen; er iſt aber der Meinung, daß das Volk ſelbſt dazu beitragen müſſe, dem Elende vorzubeugen. Dazu hat es Sparkaſſen, und was noch beſſer iſt, Spar- und Hülfsvereine, wo jeder Arbeiter einen monatlichen kleinen Beitrag liefert, um in Zeiten der Noth, beſonders in Krankheit und im Alter, auf Unterſtützung rechnen zu können. Auf dieſe Verbindungen, deren bekanntlich eine große Menge in Paris beſtehen, und welche neulich bei der Verheirathung des königlichen Prinzen alle einen Beitrag erhalten haben, hält der Verein der chriſtlichen Moral daher auch mehr, als auf Sparkaſſen; denn in dieſe kann der von ſeiner Handarbeit Lebende doch nimmer viel einlegen, oder er muß lange darben, um erſt ſpät ein kleines Vermögen zu erlangen. Bei den Hülfsverbindungen oder den ſogenannten Sociétés de Prévoyance iſt der monatliche Beitrag gering, und doch kann der Beitretende ſicher auf Hülfe in Zeiten der größten Noth rechnen. Es ſcheint, daß in einigen Gegenden Frankreichs weder Sparkaſſen, noch Hülfsverbindungen exiſtiren, weil die arbeitende Claſſe, beſonders Fabrikarbeiter, ihr erſpartes Geld dazu anwenden, ein Stück Landes anzukaufen. Ihr höchſtes Streben iſt dort, Landbeſitzer zu werden. Zwar ſchützt ſie ein ſolcher Beſitz nicht immer gegen Mangel, beſonders bei Mißwachs und Theuerung; aber ein Stück Landes gibt dem Hausvater Selbſtſtändigkeit und Muth; er hat etwas, das ihm zur Bürgſchaft dient, wenn er Geld nöthig hat, und kann ſich daher leichter aus der Noth helfen, als einer, der nichts weiter beſitzt, als was ſich in ſeiner Wohnung vorfindet, oder was er an ſich trägt. Dieſer Wunſch nach Landbeſitz iſt ſeit der Revolution ziemlich allgemein in Frankreich geworden, kann aber nur in kleinen Städten und auf dem Lande befriedigt werden; denn in großen Städten iſt Grund und Boden zu theuer, als daß der Arbeiter mit ſeiner kleinen Erſparniß etwas aufkaufen könnte; daher thut er hier beſſer, wenn er den Hülfsvereinen beitritt, oder ſeinen Sparpfennig in die Sparkaſſe legt. Es iſt ſchon vorgeſchlagen worden, unter den bejahrten Armen, welche in die Armenhäuſer oder ſogenannten Hoſpitien aufgenommen werden wollen, denjenigen, die in ihrem Mannesalter ihre Sparpfennige angelegt haben, den Vorzug zu geben. Dadurch, meint Carnot, würde die Wohlthätigkeit eine ganz neue und beſſere Richtung bekommen.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 4. Auguſt 1837.

— Mit dieſer Lieb' iſt's aus!
Mein Herz war dort nur wie in fremdem Land;
Nun hat's zu Helena ſich heimgewandt,
Um da zu bleiben.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Braut.

(Beſchluß.)

Die Tafeln wurden geordnet, in der Mitte ein Raum gelaſſen für das Chor der Sänger, deren es natürlich genug unter den jugendlichen Malern gab. Konrad ſaß neben S. in der Reihe der Künſtler, die ſich noch keinen andern Namen gemacht hatten, als den, Schüler der Akademie zu ſeyn; neben ihm blieb ein Platz leer, eigentlich zwei, denn S. war im Anfang immerwährend mit Einrichtungen beſchäftigt, und es war nichts weiter mit ihm anzufangen. Als das Mahl ſchon begonnen hatte und der köſtliche Rheinlachs in gehäuften Schüſſeln die Runde machte, ſetzte ſich plötzlich ein ſehr junger Menſch, dem Anſcheine nach faſt noch ein Knabe, neben Konrad. Dieſer hörte eben auf das Lied: „In allen guten Stunden," das, rein geſungen, nie ſeinen Eindruck verfehlt, als der junge Menſch ſich ſetzte; als aber das Lied aus war, wendete er ſich begrüßend zu ihm, und — o Himmel! die Augen der Falkenträgerin leuchteten ihm entgegen! Seine Verwirrung war ſo groß, daß ſie unmöglich dem jungen Menſchen entgehen und dieſer ein kleines Lächeln nicht verbeißen konnte; Konrad wagte noch einen Blick, und ach! — die braunen Locken, das ganze Geſicht ſah ihn an; nur ward es anſtatt vom ſchlanken Mädchenhalſe von einem braunen Knabenhalſe getragen, bei dem in der Nähe ſchon der Anfang eines Adamsapfels ſichtbar ward. Statt des violetten Mieders lag ein Sammtrock auf den kräftigen Formen des Jünglings; die Hand war nicht weiß und weich, ſondern nervig und für ein Mädchen unverhältnißmäßig groß; kurz, der ſchönſte Knabe der Welt ſaß neben ihm, aber die Falkenträgerin nicht, und doch war ſie's. Er ermannte ſich endlich und bot dem jungen Menſchen Cotelettes an, die eben herumgereicht wurden; dieſer fing an wie ein Ausgehungerter zu eſſen; Konrad ſeufzte. — Endlich kam S.; die erſte Frage an ihn war: „Wer iſt mein Nachbar?" — „Kennen Sie ihn nicht wieder?" erwiderte dieſer; „es iſt ja die ſchöne Falkenträgerin." Konrad war ganz niedergeſchlagen. „Aber ein Mann!" war Alles, was er erwidern konnte. „Alle Frauen wurden von jungen Männern dargeſtellt, auch die heilige Cäcilia und die Braut von Nürnberg." — „Wer hat dem Maler zu dem Falkenmädchen geſeſſen, das mein Vater gekauft hat?" fragte Konrad reſolut. — „Immer derſelbe, Ihr ſchöner Nachbar; er hat das ſchönſte Mädchengeſicht, das man ſich denken kann." — „O wie recht hatte Anna!" ſagte Konrad zu ſich ſelbſt; „es iſt in der That etwas in ſeinem Blicke, was bei einer Jungfrau frech heißen würde; — nein, es iſt kein Mädchen, was mich bezaubert hat, es war eine Hexerei!"

Von dem Augenblick an nahm er fröhlichen Theil an dem Feſte und würdigte die launige Anrede des alten Schadow's an ſeine freundlichen Gaſtgeber, in welcher er dem Feſte ſeine gute, ſich mit ſeiner Beſcheidenheit vertragende Bedeutung gab, es nämlich als einen ſinnvollen, anmuthigen Scherz anſah, in den er mit heiterer Laune einging.

Es war ſpät in der Nacht, als Konrad nach Hauſe kam; er erfuhr, daß um zwei Uhr eine Schnellpoſt nach Köln abging. Raſch entſchloſſen nahm er einen Platz darauf und von dort auf dem oberrheiniſchen Dampfſchiffe, ſo daß er wenige Tage nach ſeiner Abreiſe ſchon wieder zu Hauſe war. Unterwegs mag ſich allerhand in ihm zugetragen haben; durch die kurze Phantasmagorie, die eine wahnſinnige Liebe in ihm geſpielt hatte, ward es ihm klar, daß Liebe dennoch das höchſte Lebensglück iſt, daß es reizend iſt, ein Weib zu lieben, das uns mit Leib und Seele angehört. Durch eine ſeltſame Ideenverbindung fiel ihm Annas ſüßer, himmelblauer Blick ein, ihre Güte, ihre Nettigkeit und Ordnungsliebe, die Wünſche ſeiner Eltern und ihre Neigung zu ihm, die er bis jezt nie hatte bemerken wollen. Er dachte plötzlich an ihren Beſuch in ſeinem Zimmer, und zu ſeiner eigenen Ueberraſchung wußte er auf einmal von jeder ihrer Bewegungen während deſſelben Rechenſchaft zu geben. Dieſe Erinnerung ſchlich ſich in ſein Herz, und es war verändert, als er ſich der Heimath nahte. Er ging die zwei Stunden vom Rheine an zu Fuß, denn es war ein lieblicher Weg durch Hügel mit Weinreben, die eben geblüht hatten und die ſchönſte Hoffnung für das Jahr gaben.

Vor der Stadt ſah er den Herrn Schulrath und die Frau Schulräthin mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter ſpazieren fahren, aber Anna war nicht dabei. Dieſe Entdeckung beſchleunigte ſeine Schritte, er eilte vor ihnen, unbemerkt nach Hauſe; in ſeinem Garten fand er leicht eine Stelle des Zauns, die ſich überſpringen ließ, er ging durch einen zweiten Garten und war plötzlich vor Annas Sommerhauſe. — Sie hatte ein rothes Tuch à la Panchon um den Kopf gebunden, den ſie mit ihrer Hand ſtüzte, denn eine heftige Migraine hatte ſie am Ausfahren gehindert; auch war ſie gerne zu Zeiten allein, wenn ſie, wie jezt, etwas zu beweinen hatte. Als ſie Konrad ſah, ſchrie ſie auf; er aber ſtand vor ihr, öffnete ſeine Arme — und ſie ſank an ſein Herz. Dies geſchah den dritten Tag, nachdem des alten Schadow's Feſt in Düſſeldorf gefeiert ward.

Algier im Mai 1837.

(Fortſezung.)

Der Kirchhof Père Lachaiſe bei Paris mit all ſeinen reichen Marmorgräbern und kunſtvoll gepflanzten Cypreſſen ſteht an pittoresker Schönheit unendlich hinter dem Kirchhofe Algiers. Es wird dem Beſucher gar wehmüthig um's Herz, wenn er die Namen dieſer Todten lieſt. Die meiſten waren junge Männer, die in der vollen Kraft des Lebens dem finſterſten Räthſel der Natur erlagen. Viele kühne junge Krieger, Freiwillige aus Frankreichs edelſten Familien, die der Waffenſturm im wilden Afrika aus der fröhlichen Heimath rief, weil die tapfere Seele nach Ruhm und Thaten lechzte, endigten in dem Beduinenlande oft wenige Wochen nach ihrer Ankunft an Fieber und Epidemien ein Daſeyn voll Hoffnungen und häufig ohne Ruhm. Ich erwähne hier eines ganz neuerlichen Todesfalls, welcher vor wenigen Wochen viel Aufſehen machte. d'Arſonville, ein ehemaliger Offizier der Leibgarde Karls X., einer von jenen edlen Legitimiſten, die auch der Gegner achtet, ließ ſich in Algier nieder, nachdem er wegen ſeiner politiſchen Meinungen mannichfache Vexationen von Seiten der gegenwärtigen Regierung erfahren hatte. Er entſchloß ſich zu dieſem Schritte erſt, als er in Frankreich alle Hoffnung einer Reſtauration der vertriebenen Königsfamilie verſchwinden ſah. d'Arſonville, ein ſehr reicher Mann, kaufte hier das ſchöne Landgut „Ferme-modèle," von den Arabern „Hauſch-Huſſan Paſchà" genannt, welches drei Stunden von Algier am Eingange der Ebene von Metidſchad gelegen iſt. Sein einziger ſiebzehnjähriger Sohn von ſeltener körperlicher Schönheit feſſelte die unbegrenzte Liebe des edlen Mannes. Der Sohn ſtarb gegen Ende Aprils an einem Fieber, das ihn ſeit wenigen Tagen befallen, und dem Vater brach ſein Tod das Herz. Er erklärte mit männlicher Faſſung und Ruhe, faſt ohne Thränen, er wolle ſeinem Sohne folgen, lezte ſich zu Bette, und der Gram tödtete ihn wirklich zwei Tage nach ſeines Sohnes Verſcheiden. d'Arſonville war einer der verſtändigſten, uneigennüzigſten Koloniſten, der ſein ungeheures Vermögen ganz der ungewiſſen Zukunft dieſes Landes weihen wollte. Dieſer wahrhaft erſchütternde Todesfall erregte ein Mitgefühl, wie man es ſelten findet.

Doch nun genug von Grab und Tod. In dieſem Lande folgen ſich die Thränen und das Lachen ſo raſch, daß keine Erinnerung lange wurzelt, mag ſie düſter oder fröhlich ſeyn. Dem Leichenbegängniſſe d'Arſonvilles folgte das Philippsfeſt. Dieſer luſtige Tag des erſten Mai machte alle Todten vergeſſen. Ich konnte leider nur den Schluß dieſes hier ſo phantaſtiſch, ſo originell gefeierten Feſtes ſehen, denn ich war kurz zuvor mit der Armee in Belida und machte, um nur den Tag nicht ganz zu

verſäumen, gegen Abend aus dem Lager Duera einen Spazierritt nach der Stadt. Der Gouverneur war mit ſeinem Generalſtabe am erſten Mai in Coleah. Es fehlten ſomit alle hohen Militärbeamten, und der angekündigte Feſtball im Pallaſte des General Damremont konnte nicht ſtattfinden. Wenn gleich der Glanz des Königsfeſtes durch die Abweſenheit des Gouverneurs ſehr geſchmälert wurde, denn auch des Pferderennen unterblieb, ſo verging der Tag doch nicht ohne mannichfache ergötzliche Unterhaltung. Nach dem Gottesdienſte in der Kirche, den Moſcheen und Synagogen, verſammelte ſich faſt die ganze Bevölkerung, Mauren wie Europäer, auf dem großen Platze vor dem ehemaligen Deypallaſte. Auch ſehr viele Araber waren aus der Landſchaft als Zuſchauer herbeigeſtrömt. Das Ringſtechen der afrikaniſchen Miliz, die Wettfahrt der Gondoliers im Hafen, das Klettern, und vor allem die verſchiedenen Nationaltänze in Begleitung ihrer eigenthümlichen Muſik begannen dort. Letztere bildeten die intereſſanteſte Epiſode des Feſtes. Die Mauren, Biskaris, Araber und Neger traten nach einander in ihren feſtlichſten Trachten auf, bildeten einen großen Ring mit einer lärmenden Muſik von Tamburinen, mauriſchen Trommeln und eiſernen Klappern in der Mitte, und tanzten nun mit wilden, grotesken Geſten. Das Schauſpiel war für den Europäer überraſchend und neu. Da ich ſchon früher in dieſen Blättern das Philippsfeſt während meines Aufenthalts in Algier im Jahre 1833 geſchildert habe, ſo unterlaſſe ich, Ihnen die weitern Details dieſes immer in ähnlicher Weiſe ſich wiederholenden Spektakels zu erzählen. Das große militäriſche Kunſtfeuerwerk, welches die Feſtlichkeit endigte, war das ſchönſte dieſer Art, welches ich je geſehen. Die franzöſiſchen Artilleriſten verſtehen ſich meiſterhaft auf ſolche Dinge, und das Pulver wird bei dergleichen Gelegenheiten nicht geſpart. Vor allem magiſch wirkten die griechiſchen Feuer, welche plötzlich weit umher die Nacht durch ihre Purpurſonnen verſcheuchten. Das ungeheure amphitheatraliſche Algier, ſeine Palmen und die zahlloſen pittoresken Zuſchauergruppen von Afrikanern und Europäern, welche auf den Terraſſen eines hohen Hügels ſich gelagert hatten, ſtanden in dieſen Zauberflammen Minutenlang verklärt.

Das Theater gab am Königsfeſte die erſte Vorſtellung von Robert dem Teufel. Robert der Teufel, in Afrika aufgeführt! Das reizte meine Neugierde nicht wenig. Meyerbeers Meiſterwerk machte jedoch im Beduinenlande kein Glück. Es wurde ausgepfiffen, nicht die Oper ſelbſt, aber ihre Darſtellung, die auch unter aller Kritik war. Das Theater in Algier exiſtirt ſeit vier Jahren. Es iſt eine ehemalige Moſchee, deren Beſtimmung zu einem ſolchen Zweck auf die Mahomedaner den übelſten Eindruck machte. Indeſſen kann der Franzoſe ohne Theater kaum leben; man findet ſogar in Budſchia eines, wo nur ein Bataillon ſich befindet. Die Algierer Akteurs bilden eine kleine Truppe, in welcher zwei ſehr niedliche Schauſpielerinnen glänzen. Vaudevilles und kleine Luſtſpiele werden nicht übel gegeben, aber Tragödien von Alexander Dumas und Opern von Roſſini auf dieſem Duodeztheater ſpielen zu ſehen, iſt gar zu lächerlich. Die Aufführung von Meyerbeers Robert war eine Verwegenheit, welche das Auspfeifen mit vollem Rechte verdiente, ſo ſehr ich auch die gar liebliche, reizende Braut des teufliſchen Herzogs der Normandie bemitleidete, deren ſchöne Augen Gnade für das verpfuſchte Stück erflehten. Aber es gibt nichts Tyranniſcheres und Eigenſinnigeres in der Welt, als ein franzöſiſches Parterre. Die flehenden Blicke der ſchönen Sängerin hätten eher den Marmor erweichen können. Das kleinſte Vergehen des Direktors oder eines der Bühnenhelden wird durch Pfeifen und Gepolter ſchrecklich gerächt. Der Schauſpieler ißt überall ein bitteres Brod; aber in dem ärmlichſten Landſtädtchen Europa's iſt er noch glücklicher als hier. Ich würde keinem Schauſpieler rathen, nach den Lorbeeren des Beduinenlandes lüſtern zu werden, wenn er nicht ſchon in Europa gründlich ausgepfiffen worden iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachtlied.

Ich bin ein Kind und freue mich
  Wie in der Chriſttagsnacht,
Denn über mir eröffnet ſich
  Des Himmels ganze Pracht.

Der ganze weite, blaue Raum
  Iſt meines Vaters Haus,
Da breitet ſich der Chriſtnachtsbaum
  Mit tauſend Lichtern aus.

Die Engel zünden ſelbſt ſie an,
  Nachdem ſie mit Geſang
Und Hallelujah kund gethan
  Des Heilands Erdengang.

Wohl leuchtet keinem ird'ſchen Herrn
  Bei der Geburt man gleich:
Dem Heiland leuchtet Stern an Stern
  In ſeinem ganzen Reich.

Ich bin ein Kind und freue mich
  Wie in der Chriſttagsnacht,
Denn über mir eröffnet ſich
  Des Himmels ganze Pracht.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

Cholera. Kunstleistungen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist wieder auf die Cholera gerichtet. Aber seltsam, der entsetzlichen Verheerungen ungeachtet, wovon jede neapolitanische Post die traurige Nachricht bringt — Verheerungen, im Vergleich mit denen ihr bisheriges Auftreten in Italien, etwa mit Ausnahme Brescia's, Kinderspiel genannt werden kann — scheint die Besorgniß bei Weitem nicht so groß zu seyn, als sie im vergangenen Winter war. Hat man sich allmählich an die drohende Attitüde des Uebels gewöhnt, ist man nachgerade müde geworden, sich deßhalb zu quälen, tritt der Fatalismus im Volkscharakter stärker hervor, oder glaubt man immer noch, die heilige Stadt werde von dieser neuen Gottesgeißel verschont bleiben: wie dem auch seyn mag, so viel wir wissen, sind neuerdings keine Anstalten in Rom selbst getroffen worden, und es ist bei den frühern, ganz unzureichenden Vorbereitungen geblieben. Denkt man aber nach über die Lage der Dinge, so kann man sich nicht verhehlen, daß jetzt, wo die Ernte im Gange und die Campagna mit Fiebern schwanger, wo die Hitze in Rom auf 28 Grad gestiegen, die Luft unbeweglich und drückend ist, wo die Spitäler bald mit Kranken, Einheimischen wie Fremden, gefüllt seyn werden, Elend und Verlegenheit gleich groß seyn würden. Doch es liegt nicht im Charakter der Römer und ihrer Regierung, viel in die Zukunft zu schauen und vorzubauen, wo noch einigermaßen zu helfen ist, selbst dann nicht, wenn die Selbsterhaltung ihre Rechte geltend macht. Der Getreidenoth hätte auf die leichteste Weise vorgebeugt werden können, wenn man bei Zeiten darauf geachtet hätte; endlich, als man's that, war nur eine kostspielige, unzulängliche und bei allem dem zu spät kommende Abhülfe möglich, und selbst als man glaubte, nun sey's besser, starben Menschen Hungers in der Campagna, und aus Gebirgsorten, die 20 bis 30 Miglien entfernt liegen, mußte man nach Rom gehen, um Brod zu kaufen. Noch verläßt man sich auf den neuerdings verstärkten Grenzcordon; aber dicht am Cordon sollen verdächtige Fälle vorgekommen seyn, und im überfüllten Lazareth von Livorno starben geflüchtete Neapolitaner.

Die Stadt kann kaum öder seyn, als sie im gegenwärtigen Augenblick ist. Kein Fremder ist geblieben; in Albano und Frascati hingegen ist kaum mehr eine Wohnung zu finden. Das Petersfest, mit seiner Kuppelbeleuchtung, seiner Pontificale und Girandola, zog die letzten Besucher an; nun bleibt Jeder draußen, den keine Pflichten zurückhalten, bis die Septemberregen den Boden erfrischt und die Luft abgekühlt haben werden. Auch die Zahl der fremden Künstler hat sich vermindert: der Eine hat eine weitere Fahrt unternommen, der Andere ist in's Gebirge gezogen, um neue Studien zu sammeln. Von den Bildhauern ist dieser und jener nach Carrara; die meisten aber haben den Meißel zur Hand genommen und führen jetzt diejenigen Werke in Marmor aus, deren Modelle während des Winters entstanden. Tenerani's Pietas, wovon bereits die Rede war, ist unter den Händen der Abbozzatori; mit Wolffs Amazonengruppe wird nächstens dasselbe geschehen. Letzterer hat kürzlich eine Büste Niebuhrs geliefert, welche sein schönes Talent im Fache des Porträts von Neuem in ein helles Licht stellt. Eine Federzeichnung Schnorrs (dieselbe, welche von Ruscheweih gestochen wurde) und die sehr unvollkommene Todtenmaske waren die Hülfsmittel, denen die Erinnerung nachhalf, um vereint ein Werk zu schaffen, in welchem die Züge und der Ausdruck der Physiognomie des großen Geschichtschreibers mit großer Wahrheit und lebendiger Charakteristik aufgefaßt und wiedergegeben sind. Je mehr Klippen ein solches Unternehmen hat, um so freudiger muß man das Verdienst des Künstlers bei dieser sehr glücklichen Arbeit anerkennen.

Im Palazzo di Venezia fand, nach dem Muster von Frankreich, Toskana und Neapel, eine Ausstellung von Werken der hier lebenden Künstler aus den Provinzen der österreichischen Monarchie statt, was seit drei Jahren nicht der Fall gewesen. Eine solche Zusammenstellung hat immer etwas Interessantes, weil sie mehr oder weniger das Erkennen der Richtung im Allgemeinen und des vorherrschenden Charakters möglich macht und erleichtert. Im gegenwärtigen Falle tritt freilich der Umstand ein, daß die größte nationale Verschiedenheit der einzelnen Theile stattfindet, die sich auch in den Leistungen selbst sehr bemerklich machte. Die Landschaften Marko's, eines Ungarn, sind besonderer Beachtung würdig, sowohl ihrer eigenthümlichen Auffassung der Natur, als ihrer Ausführung wegen. Marko ist ein Detailmaler: jedes vermodernde Stück Holz, jedes auf dem Boden wuchernde Blatt macht bei ihm seine Rechte geltend. Die Figuren sind wie in den sorgfältigsten niederländischen Genrebildern. Er muß gründliche und sorgfältige Studien gemacht haben. Ueber dem Einzelnen geht indeß die Gesammtwirkung nicht verloren. Ein paar seiner Bilder haben historischen Charakter; in einzelnen Theilen ist vielleicht etwas Conventionelles, was sich auch vom Colorit sagen läßt; aber das Ganze greift vortrefflich ineinander. Wir finden eine Campagnen-Veduta. Ganz vorne liegt ein dicker, halb abgeschälter Baumstamm, um und an welchem Gras, Moos, Kräuter und Blumen wachsen; auf einem Hügel zur Rechten sieht man eine Heerde, links auf einer sanft steigenden grünen Erhöhung eine Baumgruppe und drei Bäuerinnen, welche Kräuter gesammelt haben; die ältere hat sich ausgeruht und steht wieder auf mit Hülfe einer ihrer Gefährtinnen; sie scheinen sich zur Heimkehr anzuschicken. Im Mittelgrunde blickt man in eine Schlucht hinein, wie die römische Campagna deren so viele und so malerische hat; ein dünner Wasserstreifen schlängelt sich durch dieselbe, und an ihrem Ausgange liegt ein kastellartiges Gebäude, die sogenannte Casa di Pussino. Die blauen Höhen des Monte Gennaro mit den Oertchen auf den vordern Sabiner Hügeln, die schroff und abgeschnitten emporsteigen aus der Ebene, schließen die Aussicht. Ein anderes Bild im strengern historischen Styl stellt den Heiland mit der Samariterin dar. Im Vordergrunde reden sie am Brunnen; die drei Jünger nahen von dem hinten liegenden Orte, links sieht man, zu demselben gehörend, den Porticus eines Tempels. In größern Dimensionen ist eine Gebirgsgegend im Sturme, mit der Aussicht auf einen See. Rechts, wo die schwarzen, vom Winde gepeitschten Wolken sich entladen, führt ein steiniger Weg den Hügel hinan, vorne eilen, vom Gestade kommend, zwei Frauen, ein Obdach zu suchen, das ihnen eine Grotte unter Bäumen zu bieten scheint; hinten Berg mit Kastellen, und Campagna, von der untergehenden Sonne röthlich beleuchtet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. Auguſt 1837.

Au weh! ich bin in tauſend, tauſend Schmerzen
Und tauſend noch! Die Seufzer ſind umſunſt
Heraufgeholt; kein Anſchlag, Liſt, noch Kunſt
Verfängt bei ihr. Wie wann im kühlen Merzen
Der Schnee zergeht durch Kraft der Himmelskerzen
Und netzt das Feld, ſo feuchtet meine Brunſt
Der Zähren Bach. —

Martin Opitz.

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland. *

Proben einer Ueberſetzung von Gottlob Regis.

Praſild und Tisbina.

Novelle.

(1 Buch XII. Geſ.)

Ein Ritter, der Jrold hieß, war verbunden
Mit einer Dam', Tisbina zubenannt,
Die für den Mann ſo heiße Lieb' empfunden,
Als nur Yſeult für Triſtan je empfand.
Auch liebt' er ſie ſo, daß zu allen Stunden
Vom Abend bis zum Morgen unverwandt,
Und von des Tages Grau'n zum Sternenſcheine
Er ſie im Sinn nur hegt', und ſie alleine.

In ihrer Nachbarſchaft wohnt' ein Baron,
Der Edelſte in Babylon geprieſen;
Und dieſer Ruhm gebührt' ihm zweifelsohn',
Da er ſo brav als artig ſich erwieſen.
An Schätzen reich, behielt er nichts davon,
Freigebig ließ er's Jeden mitgenießen;
Bei Feſten hold, im Waffenſpiel verwegen,
Ein zierlicher Galan und kühner Degen.

Praſild hieß der Baron. Nun wurde der
In einen Garten eines Tags geladen,
Worin Tisbina mit noch Andern mehr
Ein ſeltſam fremdes Spiel und Kurzweil hatten.
Dies Spiel war ſo beſtellt, daß ihr ein Herr
Den Kopf legt' in den Schooß, und mußte rathen,
Indem die Hand er hielt auf ſeinen Rücken,
Wer in die Hand ihm ſchlug, ohn' umzublicken.

Praſild ſah ihnen zu mit frohem Muth;
Tisbina lud ihn ein, doch mitzuſchlagen:
Bald kam an jenen Platz er, kurz und gut,
Weil man ſogleich errieth, daß er geſchlagen.
Im Schooß ihr liegend, ſpürt' er ſolche Gluth,
Wie nie zuvor in ſeinen Lebenstagen:
Nur fehlzurathen war all ſein Bemühn,
Weil von dort aufzuſtehn, ihm furchtbar ſchien.

Nachdem nun Spiel und Feſt ſchon lang zu Ende,
Schlief doch die Flamm' in ſeiner Bruſt nicht ein,
Die ihn vielmehr den ganzen Tag lang brennte,
Und Nachts ergriff mit noch weit ſchärf'rer Pein.

* Wir erinnern daran, daß des Grafen Matteo Maria Bojardo verliebter Roland (1486) der Vorläufer war von Arioſt's raſendem Roland (1516).

Ob er ſich hier, ob er ſich dorthin wende,
Nährt' er ſie nur in tauſend Phantaſeyn;
Auch nicht mehr ſchlummern konnt' er, ihm erblaſſen
Die Wangen gar, er weiß ſich nicht zu laſſen.

Weit härter dünkt ihm nun ſein Federpfühl,
Als nimmermehr lebend'ge Felſen däuchten.
Der Sorgen überſchwellendes Gewühl,
Die aus der Bruſt ihm alles Andre ſcheuchten,
Trieb ihn zu ſeufzen Tag und Nacht, ſo ſchwühl,
So ſiedend heiß, daß Wort' es nie erreichten;
Weil man mit Worten nimmer ja die Liebe
Dem, der ſie ſelbſt nicht fühlt und kennt, beſchriebe.

Die flinken Renner ſammt den kühnen Hunden,
Woran er ſonſt ſo viel Gefallen fand,
Sind ihm nun völlig aus dem Sinn entſchwunden:
Anmuthiger Geſellſchaft zugewandt,
Gibt er viel Feſte jezt und Tafelrunden,
Verfertigt Lieder, ſingt und ſpielt galant,
Uebt ſich im Lanzenrennen und Turnier
Auf hohem Roß, in reicher Waffen Zier.

Und war er ſonſt gar freundlich ſchon geweſen,
Ward er es nun wohl hundertmal ſoviel:
Denn immerdar wächst da der Tugend Weſen,
Wo Liebe noch den Mann dazu beſiel;
Auch hab' ich nie erfahren noch geleſen,
Daß Liebe je erſtickt ein gut Gefühl.
Praſild jedoch, als er verliebt ſich fühlte,
Ward gütiger als man für möglich hielte.

Ein Weib wählt' er zur Botin, die, nicht blöde,
Da ſie Tisbinen's Umgang längſt genoß,
Im Ohr ihr liegen mußte früh und ſpäte,
Und die ſo leicht kein Widerſpruch verdroß.
Doch half es wenig ihm, da jene Spröde
Sich allem Mitleid, allem Flehn verſchloß:
Denn immer hat man noch als wahr erfunden,
Daß Sprödigkeit und Schönheit eng verbunden.

Wie oft ſprach ſie zu ihr: o ſchöne Maid,
Nimm deines Glückes Stündlein doch nur wahr,
Da dir ein ſolcher Herr ſein Herze beut,
So hold wie keiner in der Engel Schaar!
Vielleicht noch ſehnſt du dich nach dieſer Zeit,
Denn ewig nicht währt uns das gute Jahr:
Genieß der Freuden, weil ſie blühn und ſproſſen!
Denn das hat man gewiß, was man genoſſen.

Dies Alter der ſo frohen Jugend mag
Man nur verthun in lauter Luſt und Wonnen,
Weil es uns doch in einem Hui hernach
Zerſchmilzt wie weißer Schnee am Strahl der Sonnen.
Wie rother Röslein Farb' an Einem Tag
Dahin ſtirbt, ſo gewonnen, ſo zerronnen,
Flieht auch die Jugend, wie ein Blitz, ein Traum,
Und Niemand hält ſie; denn wo wär' der Zaum?

So drang ſie in Tisbinen oft mit dieſen
Und manchen andern Reden ſtürmiſch ein.
Doch, wie das friſche Veilchen auf den Wieſen
Bei kalter Luft verliert den Farbenſchein,
Wie Eiskryſtalle in der Sonne fließen,
So ging der edle Ritter ſichtlich ein;
Und ſo weit ſchon trieb ihn der ſchwere Kummer,
Daß er nur Ruh noch hofft' im Todesſchlummer.

Kein Feſt, wie ſonſt, mehr gibt der Lebensſatte,
Denn alle Luſt haßt er, haßt ſelber ſich:
Bleich, hager war er worden wie ein Schatte,
Daß er kaum noch dem vorigen Manne glich.
Die einzige Erholung, die er hatte,
War, daß er öfters aus der Stadt ſich ſchlich
Und einſam pflegt' in ein Gehölz zu gehen,
Dem er laut klagte ſeine Liebeswehen.

Nun kam Irold einſt, als der Morgen graute,
In jenen Wald, weil ihn zu jagen freut';
Tisbinen auch hatt' er bei ſich, die Traute,
Und ſo luſtwandelnd hörten Allebeid'
Ein Wehgeſtöhn und bange Klagelaute:
So zärtlich weinte dort Praſild ſein Leid,
So ſanfte Trauerworte ließ er hören,
Daß Stein' aus Mitleid wohl zerſprungen wären.

Hört mich, ihr Wälder und du Blumenflor!
Sprach er; da jene Harte taub mir worden,
Leiht meinem Mißgeſchick ein gütig Ohr!
Du Sonne, die jezt küßt des Tages Pforten,
Du ſcheidend Mondenlicht und Sternenchor,
Nur einmal horcht noch meinen Schmerzensworten,
Weil ich in dieſem lezten Angſtgeſtöhne
Mit bitterm Tod die lange Qual verſöhne.

So werd' ich dieſer Stolzen doch genügen,
Da ihr mein Leben einmal ſo mißfällt,
Zu deren mild erbarmungsreichen Zügen
Natur ein unerbittlich Herz geſellt!
Todt ihren Knecht zu ſehn, macht ihr Vergnügen,
Und tödten will ich mich, weil ihr's gefällt,
Und mich nichts anders mehr erfreuen könnte,
Als wenn vor ihrem Aug' ich Beifall fände.

Doch bleib', um Gott, verborgen die Geſchichte
Von meinem Tod in dieſer Einſamkeit!
Nie hab' ich öffentlich am Tageslichte
Mich drum beklagt; zu bang wär' dies mein Leid.

Wohl zieh' man sie, so gütig von Gesichte,
Noch vor den Menschen arger Grausamkeit.
Und ich lieb' auch die Grausame; vertrieben,
Verschmäht, will ich noch nach dem Tod sie lieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Algier im Mai 1837.

(Beschluß.)

Der große Festball, welchen General Damremont für den Philippstag versprochen hatte, fand, wie schon gesagt, nicht statt. Zwölfhundert Personen sollten dazu eingeladen und aller orientalische Luxus und europäische Geschmack dabei entfaltet werden. Die Kosten waren auf 20,000 Franken berechnet. Daher war es für die Kasse des Gouverneurs ein wahrer Gewinn, daß Abdel-Kaders Reiter gerade auf den Vorposten spukten und ihm einen trefflichen Vorwand gaben, seinen Ball auf den ersten Mai 1838 zu verschieben, wenn der Herr Graf da anders noch in Algier seyn sollte. Inzwischen muß man zu dessen Ehre gestehen, daß er nicht wie Marschall Clauzel seinen Gehalt von 100,000 Franken einstreicht, und durch kleine Bälle, Abendcirkel und Gastmähler dem gesellschaftlichen Leben Algiers einige Bewegung zu geben sucht. In der Regel ist einmal jede Woche Abendgesellschaft, öfters auch ein kleiner Ball im Gouvernementshotel. Dieses wunderschöne maurische Gebäude befindet sich in einer der engsten, finstersten Straßen Algiers, und sein Aeußeres macht eine traurige Figur, wogegen die überaus reiche, geschmackvolle innere Ausstattung die Bewunderung aller Fremden erregt. Nur die Mairie kommt dem Hotel des Gouverneurs an Schönheit, nicht aber an Größe gleich. Der maurische Styl hat etwas höchst Freundliches und Gefälliges, und es ist wirklich Schade, daß man bei den neuen Bauten jene dem Klima dieses Landes so angemessene Bauart völlig verlassen hat. Der innere Hof liegt über dem Erdgeschoß, und in der Regel erheben sich über ihm noch zwei Stockwerke. Galerien, von weißen Marmorsäulen gestützt, gewähren am Tage die angenehmste Kühle, da ihre Bauart den Einfall des Sonnenlichtes abhält. Die Wände dieser Galerien bedeckt im Gouvernementsgebäude eine Art von blauem schimmernden Porzellan. Auf der Terrasse des Hauses ergehen sich die Bewohner in der Abendkühle und im Mondglanze der Nacht. Im innern Hofe wird getanzt, die Galerien sind mit Spieltischen, mit plaudernden Gruppen und Kaffee oder Limonade trinkenden Gästen bedeckt. Bei dem Schimmer der Kronleuchter von oben bietet dieser belebte Galerienhof das interessanteste Schauspiel. Einige Hundert der ersten Offiziere in den knappen Uniformen Europas, vornehme Mauren und Kuroglis, unter welchen bekannte Intriguanten, wie Ben-Omar, Budderbah, Ben-Mustapha Pascha sich auszeichnen, arabische Scheiths im wallenden Burnuß, mit dem Yathaghan an der Seite, Offiziere der Spahis im türkischen Costüme, endlich etwa fünfzig bis sechzig schlichte europäische Civilkleider sind die verschiedenen Bestandtheile dieser Abendgesellschaften. Selten sind mehr als etwa dreißig Damen anwesend. Wie schwer es da wird, eine Tänzerin zu bekommen, kann man sich vorstellen. Eingeborene Damen besuchen diese soirées dansantes niemals, und es sind wohl noch ein paar hundert Jahre fortschreitender Civilisation nöthig, bis der Maure seiner Frau eine Galeppade mit einem eleganten Offizier erlaubt. Bei diesem so höchst fühlbaren Mangel an Damen wendet sich fast die ganze Aufmerksamkeit der Gäste den Spieltischen zu. Auch die Eingebornen zeigen dafür großes Interesse. Die Rolle des Generals Damremont bei seinen Soirée's beschränkt sich fast ganz allein auf die Begrüßung der Ankommenden, mit denen er immer einige verbindliche Worte wechselt. Der General hat eine höchst stattliche, korpulente und martialische Figur, seine Gesichtszüge aber sind ziemlich gemein. Madame Damremont contrastirt gegen ihren stattlichen Gemahl durch ihre große Magerkeit; sie ist eine freundliche, liebenswürdige Dame, ohne im Geringsten schön zu seyn. Man sagt hier allgemein, sie gebe sich sehr viel mit Politik ab, und ihre Meinung soll auf die Angelegenheiten unserer Colonie großen Einfluß haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

(Beschluß.)

Ausstellung österreichischer Künstler. Terlenia's Villa.

Von Koch finden wir Mehreres in seinem bekannten Styl: Apoll unter den Hirten, Bileams Eselin, das Thal bei Grottaferrata, Santo Stefano Rotondo mit erdichteter Umgebung: die Auffassung poetisch, Composition und Linien schön, technische Ausführung und Farbe weniger gelungen, was auch den vorgerückten Jahren dieses wackern Künstlers zuzuschreiben seyn mag. — Marinoni aus Bergamo hatte zwei Landschaften geliefert, italienische Gebirgsgegenden mit Wasser, hohen Bäumen und Felspartien, durch kräftige, gewandte Behandlung und ein warmes Colorit sich vortheilhaft auszeichnend. — Von Flay, einem Tyroler, war eine sehr anmuthige Composition vorhanden: die Mutter Jesu, welche, nachdem ihr göttlicher Sohn in's Grab gelegt worden, von Johannes geleitet und von der jammernden Magdalena gefolgt, in ihre Wohnung zurückkehrt. Ein inniges Gefühl

spricht aus diesem Bilde, eine gewisse Ruhe ist darüber hingegossen; die Zeichnung ist strenge und erinnert etwas an mittelalterliche Formen. Eine in etwas größere Freiheit in den Bewegungen würde vielleicht vortheilhaft gewesen seyn. — Paoletti aus Belluno lieferte die Scene des Schiffbruchs auf dem Comer See aus Grossi's Roman: Marco Visconti; Hellich aus Prag einige von Talent zeugende Zeichnungen; Tunner aus Steiermark eine gute Copie von Raphaels Krönung der Jungfrau aus Perugia. Von den übrigen Arbeiten ist nicht viel zu sagen; bei manchen ist's am besten, sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Es wäre wohl an der Zeit, die neu-italienische Kunst einmal der neu-deutschen gegenüberzustellen. Hoffentlich findet sich nächstens Gelegenheit dazu. So wenig ich mit der Richtung, welche Camuccini und Benvenuti, fremder Anregung folgend und alles Nationale abstreifend, eingeschlagen und mit immer geringerem Glücke und immer mehr überhandnehmender Manier bis auf den heutigen Tag standhaft verfolgt haben, einverstanden seyn kann, eben so wenig mag ich einigen jüngern italienischen Malern Talent und Geschick, dieses selbst in einem höhern Grade, absprechen. Woran es aber beinahe durchgehends fehlt, ist Ernst der Gesinnung, und damit ist's freilich eine schlimme Sache. In der neuen Villa des Bankiers Torlonia, vor Porta Pia, sieht man viele Proben römischer Frescomalerei unserer Tage. Bei weitem das Beste darunter ist der Cyclus aus dem Leben Alexanders des Großen, von Coghetti, einem Lombarden, und die Thaten des Bacchus, von Podesti aus Ancona. Sie sind leicht ausgeführt, graziös und lebendig, voll Heiterkeit und Farbenreiz. Die erstern dürften wohl die bedeutendsten seyn. Unter den übrigen Darstellungen (alle Zimmer sind gemalt) sind einige, an denen man getrost mit geschlossenen Augen vorübergehen kann. Die ganze Villa ist eine seltsame Mißgeburt. Aufwand des kostbarsten Materials, der feinsten Marmorgattungen, antiker Mosaiken, Broncen, reicher Vergoldungen, geht hier Hand in Hand mit dem gröbsten Ungeschmack in Architektur und Anordnung. Während sonst in Italien, dem Clima zu lieb, Alles groß und geräumig ist, die Gemächer hoch und luftig, mit freien Corridors und Terrassen, ist hier ein wahrer Pygmäenpallast aufgebaut worden, ein Kämmerchen neben dem andern, schwerfällig und erdrückend. Selbst das, was wirklich schön ist von Malereien und Verzierungen, verfehlt seine Wirkung in diesen verzwergten Räumen, wo man in den wenigsten Fällen einen günstigen Standpunkt zu dessen Betrachtung gewinnen kann. So fällt nichts in's Auge, als schlechter Geschmack und prahlende Verschwendung, und es sieht aus, als habe ein reicher Mann der Kunst einen Possen spielen wollen. Weil der Besitzer Alexander heißt, ist nicht nur ein Zimmer mit den schon genannten Fresken aus dem Leben des Macedoniers geschmückt, sondern auch auf der Wand eines Nebengebäudes der Thorwaldsensche Triumphzug als Fries gemalt. Der Pferdestall ist im Innern gothisch verziert; wahrscheinlich der erste Versuch dieser Art, nicht blos in Italien, wo die meisten Architekten sich gegen diese Ketzerei des barbarischen Mittelalters eng verbrüdert haben. Vielleicht ist's aber auch nur eine Malice von Seiten eines dieser angeblich klassischen Eiferer, welche die nordischen Formen in den Stall verwies. Ein offenes Amphitheater kann eine ziemliche Zahl von Zuschauern fassen. Der Platz vor dem Hause gewährt einen Blick auf die reizenden Sabinerberge: hier tröstet und erquickt sich reichlich das Auge. Zu gleicher Zeit mit dieser Villa, welche große Summen Geldes kosten muß, läßt Don Alex. Torlonia seinen Pallast in Rom auf's Glänzendste ausbauen, und scheint durch diese Proben, die er von seinem Reichthum gibt, die Meinung bewahrheiten zu wollen, welche sein auf dem Todbette liegender Vater von ihm und von dem Nervus rerum hegte. Dieser nämlich liebte Alexandern, den jüngsten Sohn, am meisten, weil er in ihm allein das Talent zu erkennen glaubte, das von ihm gesammelte Vermögen zusammenzuhalten und zu mehren, was dieser auch ungeachtet seines Aufwandes gethan haben soll, wobei ihm freilich päbstliche Anleihen und neapolitanische Pachtungen nicht wenig geholfen haben mögen. „Mein Sohn," sagte der Alte (welcher sich keineswegs besonders gewählter und feiner Ausdrücke zu bedienen pflegte), „mein Testament ist gemacht. Dein Bruder Marino erhält Bracciano und wird Herzog; für deinen Bruder Carlo habe ich eine Commende gestiftet. Du, Alessandro, wirst weder Herzog noch Malteserritter; aber du bekommst die Bank, und kannst dem Herzog wie dem Commendatore in's Gesicht spucken. Rt.

Räthsel.

Hat Schiller der Glocke gehuldigt
In schön abwechselnden Weisen,
So bin ich auch leicht entschuldigt,
Heut ihre Schwester zu preisen.

Zwar ist sie parteiisch freilich,
Und meist nur Männern gewogen,
Auch ihnen nicht immer gedeihlich,
Denn manchen hat sie betrogen,

Hat manchen verlockt in Gefahren
Mit ihrem rauschenden Tone,
Wie dies viel Mütter erfahren,
Nachweinend gemordetem Sohne.

Doch weiß sie mit edelem Grimme
Manch sicheren Schläfer zu schrecken,
Und ohne Metall in der Stimme
Die faulen Schäfer zu wecken.

Wohl haßt sie lange Betrachtung
Und heißt die Prediger schweigen;
Vermag doch Todesverachtung
In der Brust des Mannes zu zeugen;

Führt ihn in die furchtbaren Sitze,
Wo Bässe des Todes brummen,
Macht durch ihn gräßlicher Blitze
Weithallende Donner verstummen.

Und tief im Herzen gespüret
Hat wohl ein Mann auch die Töne,
Wenn sie, vom Leide gerühret,
Dumpf klagt um die todten Söhne.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 7. Auguſt 1837.

Non in alia re damnosior quam in aedificando.

Sueton:
in Nerone.

Verſailles.

Dem halb vergeſſenen Pallaſte, bei deſſen Erbauung mehr als Ein Nagel am Sarge der alten Monarchie geſchlagen wurde, hat ſich neuerdings die Aufmerkſamkeit wieder zugewendet. Wir bitten, das Folgende als eine Einleitung zu einem Aufſatze zu betrachten, in dem ein anderer Korreſpondent das Muſeum Louis Philippe vorzüglich in hiſtoriſcher Hinſicht beſprechen wird.

* * *

Die große Landſtraße von Paris nach Verſailles läuft Anfangs zwei Lieues weit längs dem rechten Ufer der Seine hin, über welche bei Sèvres eine ſolide ſteinerne Brücke führt. Sie iſt zu beiden Seiten mit bis an den Gipfel behauenen Hainbuchen beſetzt. Die Ausſicht auf die Höhen von Meudon und die Hügel bei Saint Cloud, mit prächtigen Landhäuſern bedeckt, die Getreide- und Gemüſefelder, welche das Ufer des Fluſſes begleiten, gewähren eine angenehme Unterhaltung. Und welche Erinnerungen weckt dieſe kurze Strecke Wegs! Das ſiebzehnte Jahrhundert mit ſeinem große Könige, mit ſeinen großen Feldherrn und Dichtern; das achtzehnte Jahrhundert mit ſeinem gottloſen Regenten, mit ſeinen nivellirenden Philoſophen, Skeptikern, Freigeiſtern, Calembourgs und Orgien ſind dieſe Straße gezogen. Jezt ſieht man ſich vergebens nach allen dieſen Herrlichkeiten und Erbärmlichkeiten um; die Bäume, welche das Alles mit angeſehen haben, ſind ſtumm, ſie geben keine Antwort.

Das Städtchen Sèvres, gerade auf der Hälfte des Wegs gelegen, iſt unbedeutend; ſeine Lage am Abhang eines Hügels und am Eingang eines Thalgrundes bietet indeſſen einen ganz pittoresken Anblick dar. Sehenswerth iſt daſelbſt die königliche Porzellanfabrik, welche für eine der reichſten in Europa gilt. Intereſſant iſt beſonders der große Saal, welcher die Muſter aller der Vaſen, Teller, Service und Statuen enthält, die ſeit der Gründung dieſer Anſtalt daſelbſt verfertigt worden. Oberhalb Sèvres bemerkt man links von der Straße große Steinbrüche, welche zum Theil in weitläuftige Keller umgeſchaffen ſind, von denen der ſogenannte „Königskeller“ der bekannteſte und umfangreichſte iſt; ſeine Räume faſſen über 15,000 Tonnen. Die Diligencen für Verſailles, die ſogenannten Gondoles, haben in Sèvres ein eigenes Bureau, wo man nach Belieben ein- und ausſteigen kann. Wer daher in Sèvres ſeinen Ausflug nach Verſailles unterbricht, um die Porzellanfabrik, den Park von Saint-Cloud oder die Terraſſe von Belle-vue zu beſuchen, findet immer wieder ſchnelle und wohlfeile Gelegenheit, ſeinen Weg nach Verſailles fortzuſetzen.

Verſailles wurde erſt im ſiebzehnten Jahrhundert in der Geſchichte bekannt, als der Cardinal Richelieu König von Frankreich und Ludwig XIII. Scepter- und Kronenträger war. Ludwig XIII. war ein großer Freund vom edlen Waidwerk, wie es alle Könige ſind, deren Miniſter regieren. Er kaufte daher im Jahr 1627 das Gütchen Verſailles und ließ daſelbſt einen kleinen Pavillon für ſeine Jagdvereine erbauen. Es dauerte nicht lange, ſo ließ er ſich dort ein ganzes Haus einrichten, da es ſich nicht wohl ſchickte, daß er, ſpät Abends von ſeinen Parforcejagden heimkehrend, mit den Frachtfuhrleuten in einem und demſelben Wirthshauſe ſchlief. Eine Windmühle und ein Wirthshaus waren der Anfang von Verſailles. Das Haus, welches der König hinzufügte, beſtand aus vier Pavillons, welche durch ein Hauptgebäude mit Arkaden und Galerien unter einander verbunden waren. Das Ganze muß eben nicht prächtig geweſen ſeyn; denn Baſſompierre nennt es verächtlich „das winzige Schlößlein von Verſailles,“ und Saint Simon bezeichnet es als „ein kleines Kartenhaus.“

Im Jahr 1661 beſchloß Ludwig XIV., des Aufenthalts im Schleſſe von Saint Germain überdrüſſig, ſeine Reſidenz nach Verſailles zu verlegen. Der ſtete Anblick der Thürme von der Stiftskirche in Saint Denis, unter welcher ſich die Gruft der Könige von Frankreich befindet, ſtörte den launenhaften Ludwig XIV. und brachte ihn auf den Gedanken, nach Verſailles zu ziehen. Wäre der große König ein Etymolog geweſen, ſo hätte er dieſen Plan ſchwerlich zur Ausführung gebracht, denn der Name Verſailles erinnert nicht weniger als die Thürme von Saint Denis an die Vergänglichkeit irdiſcher Dinge. Verſailles kommt her aus dem Mönchslatein des Mittelalters: Versalia oder Versaliae hieß eine in der dortigen Gegend befindliche Kapelle wegen der Lockerheit des Bodens, deſſen Flugſand jeder Windſtoß aufwühlte und noch heutzutage aufwühlt. Der Name des Orts iſt daher bezeichnend; das barbariſche Latein bei Seite geſezt, bedeutet Versalia etwas Bewegliches, Unbeſtändiges. Die Erfahrung hat dargethan, daß man dem Dinge ſeinen rechten Namen gegeben und daß das Terrain keineswegs geeignet war, einen Königsthron lange zu tragen. Ludwig XIV. hatte daher ſehr Unrecht, Verſailles zu ſeinem neuen Aufenthaltsorte zu wählen. Aber in Paris ſeine Reſidenz aufſchlagen, wollte er um keinen Preis; er haßte dieſe Stadt von Grund ſeines Herzens; er konnte es ihr nicht vergeſſen, daß er am heiligen Dreikönigsabend, während der Unruhen der Fronde, gezwungen war, aus ihr zu flüchten; die Menge der Einwohner, der Lärm einer unehrerbietigen Volksmaſſe ängſtigten ihn, und dann war er ſtets bemüht, das Königthum in einer geheimnißvollen Entfernung zu halten, damit es, gleichwie das Allerheiligſte, dem gemeinen Haufen unzugänglich bliebe. Ludwig XIV. beſaß den Stolz eines Titanen und den Muth eines Therſites; er wäre gern mit den Beinen ſeines großen Feldherrn Condé in den Himmel geklettert, und wenn er gekonnt, hätte er den Olymp wie die Pfalz verheert. So viel in ſeiner Gewalt ſtand, ſpielte er bei ſeinen Lebzeiten einen kleinen Gott, indem er für ſein Geld Dichter, Maler und Hofleute um ſich verſammelte, von welchen ihn die einen Phöbus nannten, die andern ſein Haupt mit einer himmliſchen Strahlenkrone umgaben und die lezten ihm unabläſſig Weihrauch ſtreuten. Leider hatte auch dieſer Halbgott an ſeinem Körper einen verwundbaren Fleck, ein wurmſtichiges menſchliches Zeichen, eine Achillesferſe.

Da er nun nicht ganz und gar Jupiter ſeyn und den ganzen Himmel für ſich in Beſchlag nehmen konnte, ſo mußte er ſich mit Verſailles begnügen. Ein Architekt von einigem Rufe, Levau, wurde beauftragt, das kleine Kartenſchloß Ludwigs XIII. zu erweitern; aber er hatte ſtrengen Befehl, das urſprüngliche Gebäude beizubehalten. Wenn daher das Verſailler Schloß heutzutage einen ſo häßlichen, wunderlichen Anblick gegen die Stadtſeite darbietet, ſo darf man deßwegen nicht den Baumeiſter anklagen. Der Nachfolger des erſten Architekten, der berühmte Manſard, konnte Ludwig XIV. durch keine Vorſtellung von dieſer Idee abbringen, und war daher genöthigt, ſein Genie in der glänzenden Façade gegen den Garten und die Froſchteiche zu bethätigen.

(Die Fortſeyung folgt.)

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortſeyung.)

Viel andre Klagen mehr noch ſtieß er aus,
Der würdige Baron, mit bangem Lallen.
Jezt riß er ſich den blanken Stahl heraus;
Schon hatt' ihn Todesblöſſe ganz befallen:
Nur noch den theuern Namen rief er aus,
Denn auf Tisbinens Namen wollt' er fallen.
Nennt' er nur ſie oft, deß war er gewiß,
Trüg ihn dies holde Wort in's Paradies.

Sie aber hatte ſchon genau verſtanden
Mit ihrem Freund des Ritters Mißgeſchick;
Irold, den ſeine Thränen übermannten,
Hielt vor Erbarmen ſich nicht mehr zurück:
Schon war er mit der Gattin einverſtanden,
Zu ſteuern dem unſeligen Geſchick,
Und ſo verbarg er ſich. Es that Tisbine,
Als wenn ſie dort von Ohngefähr erſchiene.

Als wenn ſie nie gehört, wie er ſie ſchalt,
Und grauſam hat genannt, ſtellt ſie ſich an;
Faſt wie beſtürzt, da ſie im grünen Wald
Ihn liegen ſah, hielt ſie ein wenig an,
Sprach dann zu ihm: Praſild, wenn noch nicht kalt
Die Liebe ward, die du mir kund gethan,
O ſo verlaß mich nicht in höchſten Nöthen,
Aus denen ſonſt mich Niemand kann erretten!

Und wär ich nicht zum Aeußerſten gedrängt
Von Sorgen, die mir Ehr' und Leib gefährden,
Nie hätt' ich ſolch ein Zutraun dir geſchenkt:
Denn mehr beſchämen kann uns nichts auf Erden,
Als den zu bitten, den wir erſt gekränkt.
Du liebteſt mich ſo heiß, und mich bekehrten
Nie deine Bitten zur Geſchmeidigkeit.
Doch will ich dir's vergelten mit der Zeit!

Bei meiner Ehre ſey dir dies verheißen,
Von Stund an zugeſchworen Lieb' und Treu,
Wofern du das thuſt, was ich dir muß heißen.
Nun hör' und laß dir grauſen nicht dabei.
Ein ſchöner Garten, deſſen Zaun von Eiſen,
Liegt drüben über'm Wald der Barbarei;
Da kann hinein man durch vier Thore wandern:
Wach hält am einen Leben, Tod am andern,

Am dritten Armuth, Reichthum ſchirmt das vierte.
Wer eingeht, muß zum Thor gradüber aus.
Im Mittelraum ragt eines Stammes Zierde,
Hoch wie ein Pfeilſchuß, in die Luft hinaus,
Deß Wunderreichthum Niemand glauben würde,
Denn Perlen nur entblühn ihm Strauß auf Strauß;
Den Schätzebaum benennt man dieſe Fichte,
Goldäſte hat ſie und ſmaragdne Früchte.

Von dieſer nun bedarf ich einen Aſt,
Denn ſonſt ſteht ſchweres Unglück mir bevor.
Nun werd' ich ſehn, ob du ſo lieb mich haſt,
Wie du, mein Freund, geſchmeichelt meinem Ohr.
Bringſt du mir aber dieſe goldne Laſt,
Lieb' ich dich mehr, als du mich je zuvor,
Und gebe für der Liebesproben beſte
Mich ganz zum Lohn dir hin, dies glaube feſte. —

Wie ſich Praſild, in ſolcher Sehnſuchtsgier,
Aus langem Tod zur Hoffnung hört beleben,
Sagt er, vor Liebesmuth verzweifacht ſchier,
Ihr unerſchrocken Alles zu im Leben;
Denn eben ſo unfehlbar hätt' er ihr
Mond', Sonn' und Stern' und Himmel hingegeben;
Die ganze Luft und Erd' und Meereswogen,
Hätt' er ohn' Anſtand noch dazu verſprochen.

Und ungeſäumt macht er ſich auf den Weg,
Verläßt, die er ſo liebt, mit Luſt und Grame;
Im Pilgerhut und Mantel zog er weg. —
Wohl merkt ihr, daß Irold und ſeine Dame
Praſilden nur verſchickt nach jenem Fleck —
Meduſens Garten iſt noch heut' der Name —
Damit die lange Zeit ihm, wenn es glückte,
Tisbinen endlich aus den Sinnen rückte.

Und überdies, wenn er auch hin ſich fand,
War dieſe Dirn' Meduſa von der Art —
Sie, die am Baum der Schätze Schildwach ſtand —
Daß, wer ihr ſchönes Antlitz nur gewahrt,
Sofort vergaß, weßhalb er hingerannt;
Und wer ſie grüßet, ihr ſich offenbart,
Sie anrührt, mit ihr ſpricht, bei ihr geſeſſen,
Muß all ſein vorig Leben rein vergeſſen.

So zog er hin, von Hoffnung neu entglommen;
Nur Liebe war des Einſamen Geſpann.
Schon hat ſein Schiff das rothe Meer durchſchwommen,
Durchwandert war er ganz Egypten dann,
Und nun in das Gebirg' von Barka kommen;
Da traf er einen grauen Pilgersmann,
Mit dem er mancherlei Geſpräch gepflogen
Und ihm entdeckt, was ihn dorthin bewogen.

Der Alte ſprach zu ihm: Dein wahres Glück,
Daß wir uns Beide hie zu ſprechen trafen!
Doch laß nur alle Bangigkeit zurück;
Den goldnen Zweig will ich dir ſchon verſchaffen,
Haſt du nur in den Garten das Geſchick
Zu kommen; doch da gibt's noch viel zu ſchaffen:
Am Tod- und Lebensthor darf Niemand fußen,
Nur durch die Armuth kommt man zu Meduſen.

Von dieſem Weib kennſt du nicht die Hiſtorie,
Weil du mir nichts davon verrathen haſt.
Sie iſt es eben, die in ſtolzer Glorie
An jenem Funkelbaum ſchützt jeden Aſt.
Wer ſie nur anſieht, kommt um die Memorie,
Bleibt ſchüchtern ſtehn und wie verrathen faſt:
Doch ſieht ſie ſelbſt ihr Antlitz, dann vergißt ſie
Den Schatz, flieht aus dem Garten, und weg iſt ſie.

Zum Schild bedarfſt du einen Spiegel klar,
Worin die Dam' erblick' ihre Geberden;
Gehſt ohne Waffen, völlig nackt und baar,
Als der einhertritt auf der Armuth Fährten.
Und dieſes Thores Anblick iſt fürwahr
Weit greulicher als irgend was auf Erden,
Weil alle Noth ſich dort zuſammenrottet
Und, was noch ſchlimmer, Jeder wird verſpottet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

Leistungen der Düsseldorfer Akademie. Das Raczinsky'sche Werk.

Nach jeder Abwesenheit von Düsseldorf erfreut man sich auf's Neue der jungen Fortschritte, die das rege Leben und Treiben der Akademie zur Folge hat. Zeichner, Kupferstecher, Maler arbeiten wie die Bienen um die Wette, und was auch hinter dem Vorhange für kleine Kabalen, Kränkungen und Ueberredungen statt haben mögen, das Publikum hat nur Vortheil davon, es hat nur die mehr oder minder gediehenen, sämmtlich aber einem wohlbearbeiteten Boden entsprossenen Blüthen und Früchte des Fleißes und der Begeisterung zu pflücken. Neben der Sonne, der Akademie, hat sich noch ein Mond, der ihre Strahlen auffängt, in der Kupferdruckerei des Herrn Schülchen gebildet. Man druckt in diesem Augenblicke ein Altarblatt nach Schadow, das im Jahr 1826 auf der Ausstellung zu sehen war. Der verkleinerte Maßstab hat der etwas kargen Composition wohlgethan, und die Actionäre der Kunstakademie haben sich in diesem Blatte einer angenehmen Zierde ihrer Mappen zu erfreuen; ferner druckt man Reinecke's Album mit radirten Randzeichnungen der besten dortigen Künstler, die zum Theil sehr gelungen zu nennen sind. Stielke's Tod des Göz zur neuen Ausgabe von Goethe's Werken ist in vollendetem Stahlstiche von Steifensand fertig; Auerbachs Keller zu demselben Werke, nach einer phantasiereichen Zeichnung von Schrödter, wird jezt begonnen; aber das interessanteste Stück, das in diesem Augenblicke das Etablissement aufzuweisen hat, ist die große Hunnenschlacht von Kaulbach, nach einem Carton. Dies Blatt wird dem zweiten Theil des großen Raczinsky'schen Werkes über die Düsseldorfer Schule beigegeben werden. Idee und Composition sind kolossal, wie Dante's Dichtungen. Als die Hunnen und Römer so lange und mit solcher Wuth gegen einander gekämpft hatten, daß die Besten beider Heere gefallen waren, erhoben sich um die Mitternachtsstunde noch einmal die Geister der Erschlagenen, um einander mit neuem Grimm anzufallen. Dieser Augenblick ist gewählt. Den ganzen Vordergrund füllen eben Erstandene oder noch Schlafende, Weiber, Kinder, Krieger in schrecklicher Verwirrung; rechts vom Beschauer erheben sich, zum Theil noch mit geschlossenen Augen, wie eine Säule des Schreckens, die gespenstischen Hunnen in die Lüfte; oben an ihrer Spitze, und schon nach der Mitte zu, strebt der blutige Egel, auf seinem Schilde von Sklaven getragen, nach dem römischen Feldherrn, der an der Spitze einer ähnlichen Säule, die von erstandenen Römern gebildet wird, ermattet, aber edel, von Genien getragen, dem Barbaren entgegensteht. Unter ihnen, und gleichsam den Baldachin des Bildes schließend, ist eine fürchterliche Gruppe von Mord- und Greuelthaten im blutigen Handgemenge. In der Mitte des Bildes bleibt ein weiter, lichter Raum offen, in dem das ferne, ruhige Rom und ein weiter Himmel sichtbar ist. Die Gruppe links im Vordergrunde, von eben im tiefsten Schmerze erwachenden Römerweibern, ist in der Zeichnung unübertrefflich, das ganze Werk erstaunenswerth, so daß es wohl manchem, nach gleicher Höhe strebenden Künstler schlaflose Nächte verursachen könnte; der Stich ist äußerst zart und rein, und wenn es nicht einzeln verkauft wird, so möchte dieses Blatt dem Raczinsky'schen Werke manchen Abnehmer gewinnen. Wie es nun überhaupt mit dem Absatze dieses kolossalen Werkes gehen wird, läßt sich nicht vorher berechnen; die Zeichnung und die Platte der Hunnenschlacht sollen allein 1800 Gulden gekostet haben. Man muß eben reich genug seyn, um alle enormen Auslagen eines so splendid angelegten Unternehmens ohne Hemmung bestreiten zu können, und das Vergnügen, es befördert zu haben, vielleicht mit 10.000 Thalern Schaden bezahlen wollen, um überhaupt darauf einzugehen. Graf Raczinsky's Idee und Wunsch war, die Düsseldorfer Kunstakademie im In- und Auslande bekannt zu machen; daher ist der Text französisch, obgleich es auch an einer deutschen Uebersetzung nicht fehlt. Nun ist es immer mißlich, wenn Dilettanten, auch die wohlmeinendsten und eifrigsten, sich an so große Unternehmungen wagen. Das Leben so vieler Maler interessant zu erzählen, ohne in Klatschereien zu gerathen, ist ohnehin schon schwierig; nun gar die Beurtheilung ihrer Werke, die gerecht, und doch auch den noch Lebenden mundgerecht seyn soll; es läßt sich nicht zweien Herren dienen. Was auf jeden Fall zu loben bleibt, ist die Ausstattung des Werkes, dem eilf zum Theil gelungene Kupferstiche aus der Düsseldorfer Schule, mehrere schön verzierte Initialen von der Frau des Professors Stielke, und endlich über hundert, theils schlechte, theils gute Holzschnitte der vorzüglichern Gemälde beigegeben sind. Die Kupfer sind folgende: 1) Christus und die vier Evangelisten von Hübner; obgleich von Keller gestochen, doch nicht unter die gelungenen Blätter zu rechnen. 2) Der Jeremias von Bendemann, gestochen von Felsing; ein Blatt, das sich überhaupt nicht zum Stiche eignet, weil es groß gesehen werden muß, um einen großen Eindruck zu machen. 3) Nach einer Handzeichnung von Lessing der Tod Friedrichs II. von Hohenstaufen, gezeichnet und gestochen von Keller. Der Kaiser sizt, ganz von vorne gesehen, in der Mitte; rechts vom Sterbenden sizt der Arzt, ein schöner, theilnehmender Kopf; eine Wärterin bespricht sich mit ihm; neben ihm kniet wahrscheinlich Enzio, sein natürlicher Sohn, König von Sardinien, den man im Profile sieht. Links vom Sterbenden steht ein Bischof und ein Chorknabe, ein anderer kniet ganz im Vordergrunde. Das ganze Bild rührt durch Wahrheit und Idealität, der Tod und der Schmerz erscheinen in ihrer erhabensten Gestalt. 4) Die thörigten und die klugen Jungfrauen, von Schadow, nach dem Carton von Keller gestochen; Schadow führt das große Oelbild in diesem Augenblicke aus, daher wird weiter unten davon die Rede seyn. 5) Schadows sehr ähnlicher Kopf, von Hübner gezeichnet. 6) Der Raub des Hylas, nach Sohn, gestochen von Mandel. Hylas, der schöne Sohn des Herakles, wird während der Argonautenfahrt, als er sich baden wollte, von den Nymphen in das Wasser des Flusses Askanios gezogen; drei Nymphen, halb aus dem Wasser hervorragend, und Hylas in der Mitte, bilden die Gruppe, der im Kupferstich gewiß nie volle Gerechtigkeit widerfahren kann; denn Sohn ist ein Virtuose in der Führung des Pinsels, in den weichen Tinten seines idealischen Nackten. 7) Mücke's auf Hellorf, dem Gute des Grafen Spee, in Fresko ausgeführte Demüthigung der bezwungenen Mailänder vor Friedrich I. (Barbarossa), gestochen von Thäter. 8) Stielke's Pilgrime in der Wüste, ein durch Steindruck bekanntes und mit Recht hoch geschätztes Bild. 9) Die fetten Jahre von Weith; eine schöne Mutter unter einem Palmbaume, ein Kind an der Brust, fünf andere mit vollen Fruchtähren, Bienenstöcken und allen Attributen der Fülle um sie herum spielend; gestochen von C. Müller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 8. Auguſt 1837.

— Haſt du wohl auf Kundſchaft dich begeben,
So ſteht das Glück dir bei mit ſeiner Kraft.
Torquato Taſſo.

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortſetzung.)

Doch gegenüber, an der Ausgangsthür,
Siehſt du den Reichthum ſitzen in der Halle;
Zwar ſehr verhaßt, doch hält's ihm Keiner für,
Ihn kümmert's nicht, und er verachtet Alle.
Ein Stück des Zweiges mußt du opfern hier,
Sonſt läßt die Hoheit dich nicht aus der Falle,
Weil neben ihr die Habſucht dort ſich ſpreizt,
Die viel zwar hat, doch ſtets nach Mehrem geizt.

Praſild, des Gartens kundig nun, bedankte
Beim Pilger ſich, der dies ihm aufgethan,
Schritt unaufhaltſam durch die Wüſten, langte
Am ſchönen Hag in dreißig Tagen an,
Und da ihm nun vor gar nichts weiter bangte,
Fand er ſich leicht hin auf der Armuth Bahn;
Denn nie ſperrt man die Thür zu dem Aſyle,
Vielmehr „herein nur!“ rufen immer Viele.

Voll Büſch' und Blumen ſchien im grünen Lichte
Ein Paradies der Garten wunderſam.
Praſild trug einen Spiegel vor'm Geſichte,
Damit er nur nicht wahr Meduſen nahm,
Und traf im Gehn ſo auf ein Haar die Richte,
Daß glücklich er zum goldnen Baume kam.
Die Dam', am Stamm dort lehnend auf dem Hügel,
Erhob das Haupt und ſah ſich in dem Spiegel.

Darob ein groß Erſtaunen ſie befangen,
Weil ſie, was ſie nicht war, zu ſeyn ſich däucht,
Und ihr, ſtatt weiß und roſenrother Wangen,
Ein gräßlich Drachenhaupt der Spiegel zeigt.
Nun ſtand auf Flucht ihr einiges Verlangen,
Und durch die Luft entfloh ſie federleicht.
Kaum hört der edle Ritter ſie entſchlüpfen,
Thät er ſich ungeſäumt die Augen lüpfen,

Stieg auf den Baum ſodann, nachdem entſchwunden
Meduſa war, die arge Zauberin,
Die, vor ſich ſelbſt vom Schauder überwunden,
Die reiche Wurzel feig ihm gab dahin.
Bald war ein hoher Aſt dem Stamm entwunden,
Er ſprang herab mit hochzufriednem Sinn,
Und kam an's Thor, wo Reichthum Wache thut,
Der weder Tugend ſchätzt noch Edelmuth.

Ganz aus Magnet iſt dieſes Thor gegoſſen,
Und thut ſich ohne groß Geräuſch nicht auf;
Die meiſten Male findet man's verſchloſſen:
Mit Trug kommt Mancher hin und viel Geſchnauf.

Zuweilen zwar wird es noch aufgeſtoßen,
Doch dann muß viel Glück ſeyn mit deinem Lauf.
Praſilden damals öffnet' es ſich leichte,
Weil er die Hälfte ſeines Aſtes zeigte.

Er ſäumt nicht länger, eilt ſogleich von hinnen.
— Erwäg', ob er zufrieden war, o Herr! —
Nach Babylon zurück ſtand all ſein Sinnen,
Ein Tag wie hundert dünket ihm nunmehr.
Durch Nubien reiſet er, Zeit zu gewinnen,
Beſchifft mit günſt'gem Wind Arabiens Meer,
Und eilet Tag und Nacht ſo förderſam,
Bis eines Morgens er nach Babel kam.

Da ließ der Dam' er wiſſen im Vertrauen,
Wie ihrem Auftrag er entſprochen voll,
Und daß ſie, um den ſchönen Zweig zu ſchauen,
Nur Ort und Stunde ſelbſt beſtimmen woll';
Ermahnt ſie auch, nun müſſ' er darauf bauen,
Daß ſie ihr Wort ihm halte, wie ſie ſoll,
Und wollte ſie ſich deſſen gar entſagen,
Sey ſie gewiß, ihn in den Tod zu jagen.

Da überfiel, als ſie die Poſt vernommen,
Tisbinen ungeheurer Gram und Pein:
Auf's Lager hin wirft ſie ſich angſtbeklommen,
Zerweint ſich Tag und Nacht die Aeugelein.
Ach weh mir! ſprach ſie, daß zur Welt ich kommen,
Daß in der Wieg' ich nicht geſtorben klein!
Muß jeder Schmerz im Tod doch von uns fallen,
Nur meiner nicht, der einzig iſt von allen.

Denn tödt' ich mich und brech' ihm ſo mein Wort,
Damit wird nicht verborgen mein Vergehen.
Ha, welch ein Thor nun leugnet noch hinfort,
Daß Liebe Alles, Alles kann beſtehen?
Ihr dienen Erd' und Himmel, Süd und Nord;
Verſtand und Muth, von ihr aus muß es gehen.
Praſilden hat Meduſa nicht behalten!
Wer hätt' es je für möglich nur gehalten?

Armer Irold, was wirſt du machen nun,
Wenn du verloren haſt deine Tisbine?
Wiewohl, auf dein Geheiß mußt' ich es thun,
Du ſelber grubeſt unſeres Unglücks Mine.
O Jammer, daß ich ſprach! Konnt' ich nicht ruhn,
Nicht dieſe Zunge mir, die überkühne,
Im Mund verſtocken, nicht das Wort ertödten,
Das ihm verſprach, wovor wir nun erröthen? —

Es hatt' Irold ein jedes Wort vernommen,
Das auf dem Bett die junge Frau geklagt.
Da unvermuthet er hinzugekommen,
Verſtand er alles wohl, was ſie geſagt.
Stillſchweigend hatt' er Platz bei ihr genommen,
Faßt in den Arm, an's Herz ſie; es verſagt
Die Stimm' in der Umarmung ihnen Beiden,
Und meinen, ſo umſchlungen, zu verſcheiden.

Sie ſchienen wie ein Eis im Sonnenbrand,
So füllten ihre Augen ſich mit Zähren;
Ein jeder Laut auf ihren Lippen ſchwand;
Doch endlich ließ Irold die Worte hören:
Das Bitterſte, was je mein Herz empfand,
Iſt, daß mein Unglück deine Ruh muß ſtören,
Da mir das Schickſal nichts kann thun zu Leide,
Das mir verhaßt wär', wenn es dich erfreute.

Nun aber weißt du wohl, mein ſüßes Herz,
Du, deren Scharfſinn jegliches ergründet,
Daß auf der Welt ſo ſchrecklich iſt kein Schmerz,
Als wenn ſich Eiferſucht zur Liebe findet.
Mein Unſtern wollte, daß ich ſelbſt, im Scherz,
Mir dieſer Qualen Fackel angezündet;
Ich trieb allein dich an zu dem Verſprechen,
So laß mein Herz allein auch dafür brechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verſailles.

(Fortſetzung.)

Die Mauerarbeiten begannen im Jahr 1661 und wurden erſt im Jahr 1688 vollendet. Die innere Ausſchmückung wurde den berühmteſten Künſtlern der Zeit anvertraut; Charles Lebrün zeichnete auf den Plafonds die allegoriſche Geſchichte Ludwigs XIV. von ſeiner Majorennität an bis zum Frieden von Nimwegen im Jahr 1678. Coyſevox entwarf die Modelle der zahlreichen Gruppen, welche von den Gebrüdern Kaller, von Aubry und Roger gegoſſen wurden. Girardon führte nach einer Zeichnung Perrault's die berühmte Marmorgruppe der Bäder Apollos aus; Püjet endlich beurkundete die Kraft ſeines Genies im Veſtibul. So wurde das Schloß in 27 Jahren zu Stande gebracht; es koſtete 187,078,537 Franken 13 Sous und 2 Deniers. Davon kamen auf die Hauptarbeiten 112,000,000 Fr., Tiſchlerarbeiten 5,107,576 Fr., Dachbedeckung 1,457,359 Fr., Blei 9,116,151 Fr., Fenſterſcheiben 601,757 Fr., Spiegel 413,262 Fr., Malereien und Vergoldungen 3,352,573 Fr., Bildhauerarbeiten 5,392,110 Fr., Marmorbekleidungen 10,087,004 Fr., Gold- und Silberſtoffe 2,151,316 Fr., Silbergeräthſchaften

6,491,518 Fr., Kryſtalle und Agathe 1,112,138 Fr., Honorare für die Architekten 2,000,000 Fr.

Nachdem das Schloß fertig war, mußte man nothwendig einen Garten haben. André Lenotre entwarf den Plan dazu, welcher raſch ausgeführt ward. Als der Garten mit ſeinen langen Laubgängen, ſeinen zahlreichen Statuen, ſeinen träumeriſchen Bosquets, ſeinen maleriſchen Baumgruppen und ſeinen weiten Baſſins fertig war, fehlte das Waſſer. Wie kann man Waſſer nach Verſailles ſchaffen? Die Künſtler haben Schloß und Garten vollendet, jezt kommt die Reihe an die Ingenieurs. Ludwig XIV. befiehlt ihnen, Waſſer für ſeine Gärten zu ſuchen. Verſailles iſt ein Sandberg, ein dürrer, verbrannter, zerreiblicher Boden, welchen der geringſte Windſtoß aufregt; weit und breit in der Runde keine Quelle. Was liegt daran? Der König will Waſſer in Verſailles haben, um ſeine Faunen zu erfriſchen! Sucht, Archimede, erfindet die Maſchine von Marly! Man verändere den Lauf der Flüſſe, man ſteche Kanäle; Waſſer, Waſſer für die Froſchkönigin, welche vor Durſt ſtirbt, Waſſer für Neptun, welcher ſchwizt wie ein Cyclop, Waſſer für die Drachen, die Sphinxe und übrigen Beſtien, welche im Staub ſchwimmen und ein Sonnenbad nehmen, wie die neapolitaniſchen Lazzaronis. Durch Menſchenopfer bekam Verſailles Waſſer. „Ludwig XIV.," ſagt Saint-Simon in ſeinen Memoiren, „tyranniſirte ſogar die Natur." Der Pariſer Spießbürger, welcher am Philippstage nach Verſailles geht, um die großen und kleinen Waſſer ſpringen zu ſehen, ahnet nicht, welch ungeheure Summe dieſes königliche Vergnügen ſeinen Vätern gekoſtet hat: eine Milliarde Franken und das Leben von mehr denn 15,000 Menſchen. Die Thorheit Ludwigs XIV. ging ſo weit, daß er das Flußbett der Eure, welche nahe bei Chartres fließt, verändern wollte. Mademoiſelle Scudery beſang bei dieſer Gelegenheit den Cyrus, der den Lauf des Euphrat umwendet. Die franzöſiſche Infanterie, welche gerade bei Maintenon lagerte und nach einem eben beendeten Feldzuge einer unter Ludwig XIV. ſeltenen Friedensruhe genoß, wurde zu dieſen babyloniſchen Arbeiten verwendet. Dangeau berichtet, daß im Jahr 1685 beſtändig 35,000 Menſchen und 6000 Pferde Tag und Nacht für die Waſſerwerke von Verſailles arbeiteten. Die Beſchwerden dieſer für die Soldaten ungewohnten Arbeit, die giftigen Dünſte, welche das friſch aufgegrabene Erdreich verbreitete, tödteten mehr Sieger von Rocroi als das Schwert der Kaiſerlichen. Die Hälfte der Menſchen ſtarb in Folge von übermäßigen Anſtrengungen; aber dieſe Inconvenienz, ſagt Madame de Lafayette, ſchien nicht der Beachtung werth, da Frankreich Frieden hatte und keinen Feind zu fürchten brauchte. Madame Maintenon und der Miniſter Louvois verboten bei ſtrenger Strafe, von den Kranken und Todten in der Stadt und im Heere zu ſprechen. Frau von Sévigné zählte ganze Wagen voll Leichen, und ihrer Beſchreibung nach muß es damals in Verſailles an Särgen und Leichenwagen gefehlt haben, wie in Paris zur Zeit der Cholera.

Als Schloß und Garten fertig waren, wollte der König eine Stadt um Schloß und Garten herum haben. Um die Bauten zu beſchleunigen, befahl Ludwig XIV., daß die neuen Häuſer in Verſailles eine gewiſſe Reihe von Jahren ſteuerfrei ſeyn ſollten. Da aber die Vorderſeite ſeines Schloſſes früher aus einfachen Ziegelſteinen gebaut war, ſo fürchtete er, von ſeinen Nachbarn und Unterthanen verdunkelt zu werden, und verbot daher, die neuen Häuſer in Quaderſteinen aufzuführen; es war jedoch erlaubt, die Backſteine mit einem Gipsbewurf zu überſtreichen, der den edlen Stein der nördlichen Façade des königlichen Schloſſes nachahmte. Die neue Stadt erhob ſich binnen kurzer Zeit; bauen hieß damals ſchmeicheln, und wer ſchmeichelt nicht einem mächtigen, angebeteten Könige?

Nachdem Schloß, Garten und Stadt vollendet, mußte man nothwendig ein Landhaus, ein Luſtſchloß haben, und auf Befehl Ludwigs XIV. wurde Trianon gebaut. Der Bau von Trianon war Urſache eines großen Kriegs, welcher dem Alter Ludwigs XIV. den Ruhm und die Eroberungen raubte, womit Condé und Türenne ſeine erſten Regierungsjahre verherrlicht. Eines Tags begleitete Louvois, welcher, nach Colbert, als erſter Miniſter die Oberaufſicht über die königlichen Gebäude führte, den König, der die Arbeiten von Trianon in Augenſchein nehmen wollte. Ludwig XIV. bemerkte, daß ein Fenſter ſchmäler war, als die übrigen, und ſagte es Louvois; dieſer gab es nicht zu und widerſprach dem Könige, der auf ſeiner Meinung beſtand. Des Streitens endlich müde, ließ Ludwig XIV. einen Schiedsrichter, den berühmten Lenotre, herbeirufen; derſelbe maß die Fenſteröffnungen, und es fand ſich, daß der König Recht hatte. Durch den Widerſpruch des Miniſters aufgebracht, behandelte er denſelben, in Gegenwart der Arbeiter, etwas hart. Der hochfahrende Louvois, durch dieſe Demüthigung tief gekränkt, mußte die Wuth in ſeinem Innern verſchließen, bis er ihr bei ſeinen Vertrauten, den beiden Colbert, Villecerf und Saint-Pouange, Tilladet und Nogent, Luft machen konnte: „Ich bin verloren," rief er aus, „wenn ich einen Menſchen nicht zu beſchäftigen weiß, der ſich über Armſeligkeiten ereifert. Nur der Krieg kann ihn von ſeinem Bauweſen abbringen; und bei Gott, er ſoll ihn haben, weil er oder ich ihn brauchen!" Louvois hielt Wort; er verwickelte den König in endloſe, ſchreckliche Kriege, welche Europa mit Verwüſtung erfüllten und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten.

In den lezten Regierungsjahren Ludwigs XIV. verſtummten die fröhlichen Feſte, Turniere und Luſtſpiele im

Schloß von Verſailles. Die reizende Lavallière, die ſchöne Monteſpan und ſo viele andere ſchöne Frauen und Mädchen trauern, die Wittwe Scarron herrſcht; jene Eſther, welche die Vaſthi aus dem Lager des Ahasverus verdrängt, will keine Feſte mehr. Das Schloß von Verſailles wird traurig und einſam wie ein Kloſter; der Pater Letellier und der Pater Lachaiſe ſäuberten mit ihren langen ſchwarzen Roben den Fußboden, welchen die ſeidenen Schleppkleider der königlichen Maitreſſen beſudelt. Der Maintenon zu Gefallen wird das Edikt von Nantes zurückgenommen, gleichwie man ehemals, der Lavallière zu lieb, das Flußbett der Eure hatte verändern wollen. Die Dragonaden koſteten Frankreich noch mehr Blut, als die Waſſerwerke des Verſailler Parks. Der große König drückte endlich die Augen zu, die ſich ſo lange an dem Glanze weltlicher Macht geweidet; er ſtarb, verwünſcht von ſeinem Volke, verlaſſen von ſeinen Freunden und Verwandten; einige Prieſter begleiteten ſeinen Sarg mit Leichengeſängen nach Saint Denis, während die Luft rings umher von dem Jauchzen und Jubeln der Menge erfüllt war.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

(Fortſetzung.)

Das Racznisky'ſche Werk. Leſſing. Bendemann.

10) Die ſchlafenden Prinzen nach Hildebrand; dieſes anziehende, tief in die Seele dringende Bild iſt gänzlich im Stiche verfehlt; der jüngſte Knabe iſt einer Spinne nicht unähnlich, während auf dem Originale die lautere Natur zum Herzen ſpricht; die Stoffe, die meiſterhaft ausgeführt ſind, fließen hier einförmig ineinander. Auch die Lithographie dieſes Gemäldes iſt keineswegs gelungen zu nennen. Möchte ſich zum allgemeinen Beſten ein geſchickter Kupferſtecher daran wagen, um den Genuß dieſes Meiſterſtücks zu vervielfältigen! 11) Die durchaus im Stich verfehlte Aula von Bonn nach Götzenberger; mit dieſem „im Stich verfehlt“ will ich keineswegs ſagen, daß das Original gelungen ſey; aber hier erſcheint es in noch unvortheilhafterer Geſtalt, und man muß den Teufel nicht ſchwärzer machen, als er iſt. — Aus dieſer Darlegung wird es leicht erhellen, daß der Preis von 20 Thlrn. für die Kupferſtiche allein keineswegs zu hoch wäre, und auch aus dem Text läßt ſich doch allerlei Intereſſantes lernen und herausleſen.

Auf der Akademie iſt nicht ſo viel Bedeutendes in dieſem Augenblicke, als z. B. im vorigen Jahr um dieſe Zeit; doch wird ſich aus folgendem Bericht erſehen laſſen, daß ſie keineswegs leer iſt. Leſſing hat drei ziemlich große Landſchaften beinahe vollendet im Atelier ſtehen; eine davon ſtellt einen See, mit ſteilen Bergen und Felſen umgeben, dar; es hat eben geregnet, der Himmel iſt höchſt effektvoll, hinter einer dicken Wolke will eben die Sonne grell hervorbrechen, ſie beſcheint einen ſteilen, mit glänzendem Grün überzogenen Felſen rechts im Vordergrunde, auf dem ein Hüttchen mit kräuſelndem leichten Rauch beweiſt, daß Menſchen dieſe ſchöne Gegend bewohnen; ein anderer heller Sonnenblick fällt in den ruhigen See, deſſen Spiegel mir nicht ſo natürlich ſcheint, als der Reſt der Landſchaft. Die zweite ſtellt eine Waldpartie mit Durchblicken in eine felſenreiche Ferne dar; in einer koloſſalen Eiche im Vordergrunde iſt ein Marienbildchen eingelaſſen, vor dem ein vornehmer Herr in polniſcher Tracht und ſeine jugendliche, aber doch frauenhafte Gattin knien; zwei Pferde, das eine mit einem Männer-, das andere mit einem Frauenſattel, ſtehen ruhig im Vordergrunde. Wie bei allen Leſſingſchen Bildern, kann man ſich auch bei dieſem eine ganze Geſchichte denken, und doch iſt es reine Landſchaft und die Figuren ſind bloß Staffage. Aber das dritte Bild iſt unübertrefflich ſchön. Zwei nicht hohe Felſenabhänge im Vordergrunde laſſen den Durchblick nach einem, auf hohem Hügel gelegenen Kloſtergebäude offen; jenſeits des Kloſters iſt ein Fluß, deſſen anderes Ufer auch bergigt und romantiſch iſt. Den einen der gegenüberliegenden Berge krönt eine Ruine, die verfallen iſt, während das Kloſter noch unverſehrt daſteht; hinter dieſem hohen Flußufer zieht ſich eine reiche Ferne duftig und weit zurück; über dieſer mannichfaltigen Landſchaft erhebt ſich unter Wolken blutigroth am Himmelsſaume der Mond, während die Sonne, die außer dem Bilde, links vom Beſchauer, untergeht, die ganze Landſchaft mit ihren letzten, glühendſten Strahlen erleuchtet. Ganz im Vordergrunde gehen zwei Mönche im Schatten eines Hohlweges dem Kloſter zu. „Gott weiß es,“ ſagte ich zu einem klugen Manne, der mit mir ging, „warum der erzproteſtantiſche Leſſing immer Mönche als Staffage nimmt.“ — „Er will die Vorzeit damit bezeichnen,“ erwiderte mein Begleiter; „ſeine Landſchaften, obgleich die Natur ſich gleich bleibt, haben dennoch einen Charakter der Vergangenheit, in den dieſe poetiſchen Figuren wohl paſſen; wollte man die Gegenwart bezeichnen, müßte man einen Dampfſchornſtein unter grünen Bäumen hervorblicken laſſen.“ Leſſing arbeitet unglaublich ſchnell; er iſt darin faſt allen andern Malern überlegen, die überhaupt ſein hervorſtechendes Talent mit liebenswürdiger Neidloſigkeit anerkennen. Bendemann hat einen Carton in Arbeit für ein Freskogemälde, das er im Hauſe ſeiner Eltern in Berlin ausführen will: die vier freien Künſte, vier ſchöne Frauengeſtalten mit ihren Attributen, ſchöpfen am Brunnen der Poeſie, die, als ein junger Mann dargeſtellt, ihre befruchtenden Waſſer gerne preis gibt; die Figuren ſind lebensgroß. Hübner iſt mit einem großen Hiob ziemlich weit vorgerückt; die Figuren ſind über Lebensgröße. Es thut mir immer leid, wenn ich über Bilder dieſer Art, deren Verdienſte gar nicht zu leugnen ſind, etwas ſagen muß; denn der Gegenſtand iſt zu unangenehm: ein nackter, abgemagerter Mann, eine Geſellſchaft tödtlich langweiliger Freunde, die ſeine Leiden nur vermehren können, das iſt Alles; es iſt ein Leben ohne Jugend und Anmuth, wie in dem ganzen traurigen Buche Hiob; und doch ſind alle Köpfe charakteriſtiſch und alle Figuren rein gezeichnet. Ein „Ecce homo“ von Hübner ſteht fertig da und iſt ſchön; nur leidet er an demſelben Gebrechen, ein trauriger Gegenſtand zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 9. Auguſt 1837.

Jeder Deutſche hat einen natürlichen Widerwillen gegen Verſailles, und ſieht in ihm das Denkmal der Maitreſſenwirthſchaft und des Deſpotismus, welcher leider auch in Deutſchland doppelt verunglückte Nachahmungen gefunden hat, indem auch die unzweckmäßigſten Lagen für die ärmlich zuſammengebetteten neuen Reſidenzen ausgewählt wurden.

....e.
Paris im Jahr 1836.

Verſailles.

(Beſchluß.)

Während der Regentſchaft feierte Verſailles; das Palais-royal erbte den Hof und die Orgien, welche nach dem Tode des großen Königs und der Madame Maintenon nur deſto frecher wieder auflebten. Ludwig XV. gab Verſailles den Glanz des Königthums wieder. Verſailles wurde der Schauplatz zügelloſer Ausſchweifungen. Ludwig XV. hatte ſo viele Maitreſſen, daß er für ſie die petits appartements erfand, welche während ſeiner ganzen Regierungszeit eine ſo große Rolle ſpielten. Er verdoppelte das Schloß von Verſailles, indem er die großen Salons horizontal theilen und überall Boudoirs einrichten ließ. Der Adel, welcher unter Ludwig XIV. Paläſte baute, ließ unter Ludwig XV. petites maisons bauen, um dem Könige zu ſchmeicheln. Die Ausſchweifung nahm fortwährend zu und fand bald das unermeßliche Schloß von Verſailles und Trianon zu enge; unter der Regierung der Dubarry wurden neue Succurſalen eingerichtet, von denen der Hirſchpark am berüchtigtſten geworden iſt.

Endlich wurde der Skandal in Verſailles ſo öffentlich und arg, daß man es nach der Heirath des Dauphin höchſt dringend fand, die junge öſterreichiſche Prinzeſſin von dieſem Orte der Schande zu entfernen. Kleintrianon wurde eingerichtet, wo die Neuvermählten ihre Flitterwochen zubringen ſollten; man baute ihnen einen Schauſpielſaal, aber man vergaß die Kapelle; das Jahrhundert war durchaus unchriſtlich und Voltaire wurde damals als Gott verehrt. Man umgab Kleintrianon mit herrlichen Gärten, welche nach ganz andern Regeln als die von Verſailles angelegt waren. Die Kunſt hatte ſich mit der Zeit geändert. Ihre Schöpfungen unter Ludwig XV. bezeichnen den Deſpotenwillen, welcher das ganze ſiebzehnte Jahrhundert dominirte. Die Tragödien und die Gartenanlagen waren, wie alles Uebrige, derſelben Hierarchie unterworfen, die Parterres von Lenotre waren, gleichwie die Stücke Racines, nach der Schnur gezogen; Literatur und Architektur beugten ſich unter den Geſetzen eines deſpotiſchen Winkelmaßes. Im achtzehnten Jahrhundert dagegen erhielt die königliche Macht bereits an der Philoſophie eine gefährliche Nebenbuhlerin. Voltaire herrſchte über eben ſo viele Unterthanen als Ludwig XVI., und Rouſſeau hatte mehr Gläubige als der Pabſt. Voltaire, der unverſöhnliche Feind aller religiöſen Vorurtheile, Rouſſeau, der begeiſterte Freund der Natur, übten über die Geiſter eine moraliſche Herrſchaft, deren Einfluſſe der Hof zu allererſt unterlag. Die Hofdamen Ludwigs XV. waren durch die Lectüre Emils bewogen worden, ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihrer Schönheit

weſentlich zu ſchaden. Ein Neuerungsfieber hatte ſich der ganzen Geſellſchaft bemächtigt; die Tragödien wurden von dem Drama verdrängt; die franzöſiſche Gartenkunſt Lenotres mußte der engliſchen weichen. Der Garten von Kleintrianon iſt ganz im engliſchen Geſchmacke eingerichtet; verſchwunden ſind die langen, geraden Alleen, die mythologiſchen Statuen, die beſchnittenen Hecken; dafür ſieht man Felſen, Bäche und Baumgruppen, welche nach allen Seiten hin ihre ſchattigen Zweige breiten. Um die Natur noch täuſchender nachzuahmen, erbaute man in dem Garten ein ganzes Dorf, welches man heutzutage noch ſieht: ein Pfarrhaus, einen Kirchthurm, einen herrſchaftlichen Taubenſchlag und hie und da einzelnſtehende Bauernhütten. Eines von dieſen Häuſern enthielt die Schweizerei Marie Antoinettens, welche bekanntlich an idylliſchen Beſchäftigungen große Freude hatte.

Die franzöſiſche Revolution zwang das Königthum, ſeine Reſidenz nach Paris zu verlegen. Während der Republik ſtand das Schloß in Verſailles leer und unbewohnt; das ſouveräne Volk hielt ſeinen Hof im Pariſer Stadthauſe und die damalige exekutive Gewalt, Robespierre, wohnte in keinem Pallaſt, ſondern im dritten Stock eines Privathauſes in der Rue Saint-Honoré. Napoleon ließ Verſailles ganz modern einrichten und ganz neu möbliren; er ſelbſt pflegte in Großtrianon zu wohnen, wo er eine ausgeſuchte Bibliothek von den beſten Werken in allen neuern europäiſchen Sprachen angelegt hatte. Kleintrianon war der Lieblingsaufenthalt Marie Louiſens; hier empfing ſie auch im Jahr 1814 ihren Vater, bei welchem Beſuche ihre Abreiſe nach Wien beſchloſſen wurde. Die Reſtauration, obſchon eine Freundin der alten, zu Grunde gegangenen Monarchie, mochte doch nicht in Verſailles hauſen, eines Theils wegen der beträchtlichen Koſten, die der Aufenthalt des Hofes daſelbſt veranlaßt hätte, andern Theils wegen der entſchieden antiroyaliſtiſchen Geſinnung der Stadteinwohner, welche ſich entweder zum Bonapartismus, oder zum Liberalismus hinneigten.

Die Stadt iſt entſetzlich öde und ſtille; ihre Traurigkeit iſt ſprichwörtlich geworden. Man braucht nur ein einziges Mal ihre todten Straßen und Plätze zu beſuchen, um ſich zu überzeugen, daß das keine Stadt mehr iſt. Das Gras wächst auf dem Schloßplatze; ein Dutzend einſamer Spaziergänger, Gruppen von gemeinen Soldaten, Wagen von Paris kommend und nach Paris fahrend, beleben allein die prächtige Avenue, welche einſt elegante Equipagen und der Glanz des Hofes erfüllten. Verſailles iſt heutiges Tags ſo ziemlich wieder das, was es in den erſten Zeiten ſeines Urſprungs und nach dem Tode Ludwigs XVI. war, nämlich ein Wirthshaus und ein Mauſoleum. Man ſtelle ſich eine Schildkröte vor, welche aus ihrem Schilderhauſe hervorgekrochen iſt. Als die Schildkröte es bewohnte, war das Schilderhaus ohnehin ſchon nicht allzu belebt; wie muß es daher jezt erſt ausſehen, da es ganz leer ſteht? Verſailles iſt ein zu langer und weiter Königsmantel, der weder zur Taille des Kaiſerreichs, noch der Reſtauration paſſen wollte, und keiner Taille mehr paßt; es iſt eine Stadt, welche mit der Garderobe Ludwigs XIV. an den Nagel gehängt iſt. Es mag ſeyn, daß die neue Eiſenbahn von Paris nach Verſailles der Stadt ein regeres Leben leiht und viele Beſucher zuführt; denn der kleinſte Spießbürger kann dann ſchneller nach Verſailles kommen, als der große König mit ſeinen acht Pferden im angeſtrengten Galopp. Wahrſcheinlich wird dieſer neue Zudrang von Fremden den Familien unangenehm ſeyn, welche Verſailles zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, weil ihnen Paris zu theuer oder zu lärmend, aber immer doch noch ſo an's Herz gewachſen iſt, daß ſie nicht gern zu weit davon entfernt wohnen möchten. Man glaube übrigens ja nicht, daß ein Einzelner wohlfeiler in Verſailles lebt; die Lebensmittel in Verſailles und der ganzen Umgegend von Paris ſind eben ſo theuer als in Paris ſelbſt, und die Reſtaurans und Gaſthöfe ſogar noch theurer. Was man etwa an Miethe erſpart, wird durch Fahrkoſten hinlänglich wieder aufgewogen; die einzigen Vortheile, welche der Aufenthalt in Verſailles oder in der Umgegend gewährt, ſind friſchere Luft und beſſeres Trinkwaſſer, namentlich in Ville d'Avray, ein Viertelſtündchen von Verſailles, in einer reizenden Thalſchlucht gelegen, deren Abhänge mit herrlichen Landhäuſern beſät ſind. Der Hof von Verſailles brauchte täglich eine Tonne Trinkwaſſer, welches aus der Quelle in Ville d'Avray geſchöpft wurde.

Das ſind die verſchiedenen Phaſen des Schloſſes von Verſailles von 1627 bis auf die neueſte Zeit. Die gegenwärtige franzöſiſche Regierung hat darin mit unglaublichen Koſten ein Nationalmuſeum angelegt, welches den größten Theil des Schloſſes einnimmt und in Möbeln, Statuen, Bildern, Geräthſchaften und Anordnung die verſchiedenen Epochen der franzöſiſchen Geſchichte darſtellt. Louis Philipp hat in eigener Perſon die Arbeiten dieſes Muſeums beſchleunigt und keine Mühe geſpart, um ſeine Abſichten ſo bald als möglich verwirklicht zu ſehen. Sechs Jahre lang waren mehrere hundert Arbeiter unabläſſig im Schloſſe beſchäftigt und die beiden lezten Ausſtellungen enthielten über 300 Gemälde und Statuen, welche von der Regierung für das Verſailler Muſeum beſtellt waren. Endlich ſah man faſt das ganze Jahr hindurch auf der Chauſſee von Verſailles große Leiterwagen, welche Bettſtellen, Büſten, Statuen, Standuhren, Spiegel, Gemälde, Tapeten, Teppiche u. ſ. w. transportirten. Die feierliche Einweihung des Muſeums hat bekanntlich am 10ten Juni vor einer glänzenden Verſammlung Statt gefunden, und jezt iſt es dem Publikum an gewiſſen Tagen in der Woche geöffnet.

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Die Strafe zahlen muß ich lediglich,
Der wider Willen dich zur Schuld gezogen.
Bei deinen klaren Wangen fleh' ich dich,
Bei aller Liebe, die wir einst gepflogen,
Halt ihm dein Wort fest, unabänderlich!
Sein voller Lohn, er werd' ihm zugewogen
Für alle Müh' und große Fahr und Noth,
In die Prasild sich wagt' auf dein Gebot.

Nur bis ich todt bin, woll' es noch verschieben,
Was länger nicht mehr währt als diesen Tag.
Mag mich das Schicksal wie es will betrüben,
Lebendig nie ertrüg' ich solche Schmach;
Den Trost brauch' ich noch in der Hölle drüben:
Daß ich allein so holde Blume brach.
Doch hör' ich dann noch, daß man dich mir stahl,
Sterb' ich, wenn's möglich ist, zum zweiten Mal.

Wohl länger noch hätt' er so klagen müssen,
Doch großer Schmerz beraubt des Wortes ihn;
Starr, fühllos sank er nieder in die Kissen,
Als wollt' ihm aus der Brust das Herz entfliehn.
Tisbina war nicht minder gramzerrissen,
Vom Angesicht schwand alle Farb' ihr hin;
Doch da sein Auge hing am Blick der Schönen,
Antwortet sie ihm so mit bangem Stöhnen:

So meinst du, undankbar so vielen Proben,
Daß ich dich jemals überleben könnte?
Ist deine Lieb' und Alles denn zerstoben,
Was du so oft mir schwurst in meine Hände:
Daß dich kein Himmel halten könnte droben,
Nicht alle neun, wenn man von mir dich trennte?
Nun willst du gar zur Hölle, willst erblassen,
Und mich in ew'gem Gram auf Erden lassen?

Dein war, dein bin ich noch, mag ich nun leben,
Mag sterben, ewig, ewig bleib ich dein.
Ist Todten fortzulieben nur gegeben,
Schläft dies Gedächtniß nicht auf immer ein,
Soll man nie sagen können noch erleben,
Daß ohn' Irold Tisbina könnte seyn.
Nein! um dein Sterben siehst du mich nicht bänger:
Denn leben mag alsdann auch ich nicht länger.

So lang zu zögern, will ich zugestehn,
Bis ich Prasilden halte mein Versprechen,
Dies bitt're Wort, an dem wir untergehn.
Dann werd' ich selbst vom Leben frei mich sprechen.
Dort drüben werden wir uns wiedersehn,
Und in Ein Grab wird man mich zu dir legen.
So bitt' ich dich, und fleh' nur dies von dir:
Stirb Eines Todes auch vereint mit mir!

Und dies kann ein gelindes Gift verrichten,
Durch Kunst so wohl gemischt, daß ohne Spur
Es unser Leben wird zugleich vernichten,
Wozu die Zeit bestimmt sey bis fünf Uhr.
Bis dahin löf' ich auch all' meine Pflichten
Und jedes Wort, das ich Prasilden schwur;
Dann soll ein sanfter Tod von allem Bösen,
Das thörigt mir verschuldet, uns erlösen. —

So halten jene treuen, leidensvollen
Gefährten sich auf ihren Tod gefaßt.
Sie schmiegen Wang' an Wang', und heißer rollen
Jezt ihre Thränen, als im Anfang fast;
Nicht wissen sie, wie sie sich trennen sollen.
Doch während sie so fest sich noch umfaßt,
Da schickt zuerst Tisbina, todeskühner,
Nach Gift zu einem alten Mediziner,

Der ohne weit're Frag', ohn' umzublicken,
Den Mischtrank, wie man ihn gefordert, gab.
Lang schaut Irold ihn an mit starren Blicken,
Sprach dann: wohlan! kein Rath ist als das Grab,
Die jammervolle Seele zu entstricken:
Da läßt des Schicksals Tücke von mir ab,
Denn Todes Macht muß über Alles siegen.
So soll uns jener stolze Feind erliegen! —

Nachdem er zuversichtlich, ohne Stocken
Den gift'gen Saft zur Hälfte nun geleert,
Reicht' er Tisbinen ihn bang und erschrocken. —
Sein eigner Tod schien keiner Sorg' ihm werth,
Sie aber wagt er nicht hinabzulocken —
Und so, die feuchten Augen abgekehrt,
Bot er den Becher ihr, und sah zur Erde,
Und meint, daß er schon jezt verscheiden werde.

Zwar nicht am Gift verscheiden, nein, vor Schmerz,
Daß zu der Neig' ein andrer Mund sich fände. —
Nun faßt Tisbina, und ihr starrt das Herz,
Den Becher zitternd in die bleichen Hände,
Schmäht Lieb' und Schicksal, die, zu bitterm Scherz,
Beiden bereitet ein so schmählich Ende,
Und leert den Saft, der in der hellen Schaale
Zurückblieb, bis zum Grund mit einem Male.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

(Beſchluß.)

Ateliers der Düſſeldorfer Maler.

Stielke zeichnet nach der fertigen Farbenſkizze eine Flucht der Chriſten aus Syrien; ſie wollten ſich auf Schiffen retten, die aber ſchon vom Lande abgeſtoßen ſind; die Zurückgebliebenen knien, ſtehen und liegen verzweifelnd auf einem Felſenvorſprunge, und ſehen den rudernden Booten nach; vielleicht kommt noch ein Boot, das ſich ihrer erbarmt. Deger malt eine Madonna, die, wenn ſie einen kleinern Kopf hätte, einer ſchönen Frau ähnlicher ſehen würde, als ſie es jetzt thut. Sonderland hat ein paar niedliche Kleinigkeiten in Arbeit: der Abſchied eines jungen Paares und eines Kindes, und das Wiederſehen, aus dem Mittelalter; dann einige ſehr drollige Reiſende, die mit großer Schnelligkeit einem ſchon davon gefahrenen Eilwagen nachlaufen. Mücke hat „Gela und Barbaroſſa in einer Kapelle“ vollendet. Gela ſteht in weißer Nonnentracht, die ſie ſehr reizend kleidet, vor Friedrich, der vor ihr kniet im ganzen königlichen Schmuck, welcher äußerſt ſorgfältig und gut behandelt iſt. Er zeichnet jetzt den Carton zu einem Freskogemälde nach einer Zeichnung von Leſſing: abermals Barbaroſſa, wie er Iconium ſtürmt; eine gewaltige, faſt zu reiche Compoſition. Steinbrück hat eine große „Anbetung der Könige“ eben begonnen; nur die Farbenſkizze iſt ſichtbar, und dieſe iſt mit einem Netze überſpannt, alſo auch halb unſichtbar; außerdem malt er mit ſeiner gewohnten Leichtigkeit Fiſcherkinder, die nach dem Meere blicken. Sohn malt „Romeo und Julie.“ Romeo ſizt auf der Fenſterbrüſtung des Zimmers, worin Julie ſich befindet; dieſe kniet auf einem Kiſſen am Fenſter in ſeiner Umarmung. Sohn hat ſie nicht Shakeſpearisch, vierzehnjährig, ſondern als junges Weib, aber reizend dargeſtellt; „Young Romeo“ iſt zu knochig; auch iſt es ſeinem Geſichte nicht vortheilhaft, daß es ganz gegen das Licht gekehrt iſt. Julie hat ein gelbdamaſtenes Uebergewand, und ein rothes Band durch die Haare geſchlungen. Schadows großes Bild: „die klugen und die thörigten Jungfrauen.“ ſcheint eine ſehr gelungene Compoſition zu werden. Chriſtus tritt, von fünf Heiligen umgeben, in eine Art Halle, worin die Jungfrauen ſeiner geharrt haben; er ſteht in der Mitte des Bildes, mit entblößtem Oberleibe; hinter ihm und den Heiligen iſt blauer Himmel; rechts von ihm ſind die thörigten, links die klugen Jungfrauen; er wendet ſich zu leztern, die ihm, ſieben an der Zahl, vier knieend und drei ſtehend, ihre Lampen entgegenhalten; vier von den thörigten liegen ſchlafend in überaus lieblichen Stellungen, die erloſchenen Lampen theils an der Erde, theils noch nachläſſig von ihnen gehalten. Drei ſind in höchſter Angſt erwacht, und im Begriff, auch die Schweſtern zu wecken. Hildebrand hat ſich nach ſeinen köſtlichen Eduardsfindern noch immer nicht zu einem neuen hiſtoriſchen Bilde entſchließen können; er malt vortreffliche Porträts. In ſeinem Atelier ſteht die Frau des Direktors Schadow in Lebensgröße, in vollkommenſter Aehnlichkeit, und ein Porträt der Prinzeſſin Albrecht von Preußen ganz angelegt; er wird dieſen Sommer, wie es verlautet, nach dem Haag reiſen, um, während der Anweſenheit der Prinzeſſin daſelbſt, das lebensgroße Bild mit den reichſten Umgebungen zu vollenden. — Dies iſt das Innere der Düſſeldorfer Ateliers in ihrem jetzigen Zuſtande; die Ateliers einzelner Maler, die hier noch fehlen, ſind dem Korreſpondenten verſchloſſen geblieben; die wahrſcheinlich noch in dieſem Monat beginnende Ausſtellung wird aber auch das Verborgene an das Licht fördern; vielleicht läßt ſich dann Einiges, was jezt noch im Ei liegt, ſchon beurtheilen.

Mainz, Ende Juli.

Gutenbergs Denkmal.

Unſer Gutenbergs-Denkmal ſteht vollendet da, und man muß es der Commiſſion zum Ruhme nachſagen, daß ſie in der lezten Zeit große und einſichtsvolle Thätigkeit entfaltet hat. Obgleich nun die Statue durch eine Decke vorerſt noch (bis zum 14ten Auguſt) dem Auge des Publikums verhüllt iſt, ſo weiß man doch aus den Ausſagen derer, die ausnahmsweiſe das vollendete Monument bereits geſehen haben, daß daſſelbe einen impoſanten Anblick gewährt, und in der Zukunft eine der erſten Zierden unſerer Stadt bilden wird. Großartig und doch einfach zugleich ſteht das Werk da, ganz angemeſſen der großartigen Erfindung auf der einen, und dem ſchlichten, biederseinfachen, deutſchen Weſen Gutenbergs, unſers unſterblichen Landsmanns, auf der andern Seite. Thorwaldſens Genie, das dieſes Modell geſchaffen, hat ſich hier in ſeiner kühnſten, lebendigſten Schöpfungskraft gezeigt; es iſt unmöglich, ſich in der Art etwas Vollendeteres zu denken. — Was die Feſtlichkeiten anbelangt, welche bei der Inauguration des Monumentes Statt finden, ſo dürften ſie bedeutender werden, als das Feſtprogramm ſie vorzeichnet. Der Enthuſiasmus unter den Bewohnern iſt außerordentlich; es iſt, als ob heute erſt Gutenberg die Erfindung gemacht, und als ob er ſelbſt noch unter uns wandelte. Was die Zeitgenoſſen dem großen Manne verſagten, Anerkennung der großen Wohlthat ſeiner Erfindung, werden die Söhne ſeiner Vaterſtadt den Manen Gutenbergs bei der Inauguration ſeines Denkmals in vollem Maße weihen, auf dem Altar des Dankes, der Verehrung, der Anerkennung, der Liebe. Ja die ganze civiliſirte Welt bringt ihm dieſe entgegen; denn ſeine Erfindung war's, welche der Menſchheit die Feſſeln der Befangenheit, der Finſterniß und der Knechtſchaft abnahm. Das Feſtcomité hat indeſſen große Vorkehrungen getroffen, und zwar ſowohl für die Volksfeſte, als für die ernſte Feier, welche dem Gegenſtand ſo angemeſſen iſt. In lezter Beziehung iſt beſonders die Ausführung des Tedeums von Neukom im Uniſonoſatz von 1200 Stimmen, welche bei der Enthüllung durch die Liedertafel ſtattfindet, ſo wie die Ausführung des Oratoriums von Löwe in Stettin: „Gutenberg.“ mit Text von Gieſebrecht, zu erwähnen. Die Zahl der bei dieſer Feſtlichkeit hier eintreffenden Fremden dürfte außerordentlich werden, da bereits viele hundert Wohnungen in Anſpruch genommen ſind. Die Plätze auf dem eigens für die Enthüllungsceremonie gebauten Amphitheater, ſo wie die Plätze in den Wohnungen auf dem Gutenbergsplatze ſind längſt vergeben, und doch dürfte in dieſen Räumen nicht der zehnte Theil der Schauluſtigen aufzunehmen ſeyn. Auf das Reſultat der Berathung und der öffentlichen Disputation von Seiten einer Anzahl Gelehrter und Buchhändler über das Säkularjahr der Erfindung der Buchdruckerkunſt (welche Berathung am dritten Feſttage ſtatt haben ſoll) iſt man ſehr geſpannt. Aber ſehr leicht dürfte es dabei zu gar keinem Reſultat kommen, da das Jahr 1840 eben ſo viele Verfechter hat, als der andere Zeitpunkt. Jenem kommt freilich der Umſtand noch zu gut, daß man ſeit drei Jahrhunderten annahm, die Erfindung ſey 1440 gemacht worden. Auch dürfte man nicht allgemein den Ausſpruch dieſer Jury anerkennen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 10. Auguſt 1837.

Es iſt immer dieſelbe Welt, die der Betrachtung offen ſteht, die immerfort angeſchaut oder geahnet wird, und es ſind immer dieſelben Menſchen, die im Wahren oder Falſchen leben, im lezten bequemer, als im erſten.

Goethe.

Ueber das Lächerliche.

Von F. L. Bährten.

Es iſt über ein Dutzend Jahre her, daß ein Fremder mich zu ſich in den Gaſthof bitten ließ, der mich dann zu meiner angenehmen Ueberraſchung als Doktor Stephan Schütze aus Weimar begrüßte. Seit geraumer Zeit war ich durch ein literariſches Band an ſein Wohlwollen geknüpft, und mit Bezugnahme auf daſſelbe kam das Geſpräch raſch in den Gang.

Wir geriethen an das Kapitel des Komiſchen und Lächerlichen. Die Philoſophen, bemerkte ich, ſuchen den Grund deſſelben ſo gern in einem Unerwarteten, Ueberraſchenden, während wir die Wirkung oft gerade im Eintreten des Erwarteten, ja Berechneten finden. Mir fällt als Beiſpiel gerade ein, wie wir eines Abends in heiterer Geſellſchaft einen etwas angetrunkenen Genoſſen, der von des Hirſchwirths L. ſechs Schimmeln etwas Uebertriebenes erzählte, durch Verwunderung und Widerſpruch dahin brachten, daß er dieſelbe Sache nach und nach bekräftigend und betheuernd wohl zehnmal wörtlich wieder vorbrachte, was uns großen Spaß machte. Stephan Schütze nickte lächelnd. „Wie würden Sie," ſagte er, „das Lächerliche erklären?" Die Frage kitzelte meine Eitelkeit. Er ſchien mir zuzutrauen, daß ich oft über den Gegenſtand nachgedacht; denn wer hat ohne Forſchungen die Definition von einem philoſophiſchen Problem ohne weiters in Bereitſchaft? „Das Lächerliche," erwiderte ich nach kurzem Bedenken, „finde ich immer da, wo mit einer vermeintlichen Freiheit eine höhere Nöthigung ihr unſchädliches Spiel treibt." — „Fügen Sie noch hinzu," äußerte mit aufgeklärtem Geſicht der Doktor, „daß ein Anſchauender dieſes Spiel wahrnimmt, ſo haben Sie, wie mir dünkt, die Erklärung des Lächerlichen im Weſentlichen gegeben. Haben Sie," fuhr er fort, „meinen „Verſuch über die Theorie des Komiſchen" ſchon geleſen?" Ich mußte es verneinen; ich kannte die Exiſtenz des Buches nicht. Er verſprach mir es zu ſchicken. — Es geſchah ſpäter, und wenn es uns ein inniges Vergnügen und eine tiefe Befriedigung gewährt, unſere Gedanken und Anſichten durch einen reiferen Geiſt im größeren Umfange und weiterer Anwendung beſtätigt zu finden, ſo hatte ich bei der Lectüre des trefflichen, nie in müſſige Spekulationen ſich verlaufenden, ſtets auf tüchtiger Lebensbahn wandelnden Buches dieſen Genuß in reichlichem Maße. Es iſt ſo klar geſchrieben, wie nicht leicht ein philoſophiſches Werk, und ſo tief, wie irgend eines.

Das iſt aber das Loos des Schönen, Wahren, Guten auf der Erde, daß es oft ſelbſt Diejenigen nicht kennen und anerkennen, die es von Gott und Rechts wegen am

beſten würdigen ſollten und könnten. Wo ich Philoſophen oder Aeſthetiker über das „Komiſche“ und „Lächerliche“ las, nirgend fand ich eine Spur, daß ſie dieſelben Wege der Unterſuchung gegangen, die jener Denker eingeſchlagen, oder daß ſie auch nur von deſſen Schrift Notiz genommen, ſie neben andern citirt hätten. Die Meiſten machen die Forſchung auf eigene Rechnung nach der Prädeſtination ihres Syſtems, ſpekuliren um den rechten Punkt allſeitig herum und ſtellen nichts auf, an was man ſich bleibend halten, was man auf den concreten Fall mit Sicherheit und philoſophiſcher Luſt anwenden könnte. Es wirft überhaupt ein ſonderbares Licht auf die philoſophiſche Literatur, wenn man bei dem gutmüthigen Glauben an ein günſtiges, dankbares Aufnehmen des einmal Erforſchten von Seiten der Geiſtesverwandten, der Eingeweihten, an ein tieferes Begründen und Weiterführen der Ideen, bemerkt, daß ſolche geläuterte Ergebniſſe, Reſultate der geiſtigen Erfahrung eines langen Lebens von den Fachmännern wie taubes Geſtein bei Seite liegen gelaſſen werden, während ſie in unergiebigeren Stollen emſig weiter graben.

Es wäre ohne Weiters ſehr beluſtigend, wenn man an manche Erklärungen des „Lächerlichen“ Beiſpiele aus dem Leben prüfend hielte und ſich die Miene gäbe, ſie paſſend zu finden. — Es iſt mit der Theorie des „Komiſchen“ wie mit der des „Schönen.“ Die Sacherklärer haben etwas davon und daran beſtimmt. Wer wird auch ganz die Scheibe fehlen? Aber der Schuß geht doch faſt immer zu hoch oder zu tief, zu weit rechts oder links. — Eine Definition muß auf alle erſinnlichen concreten Fälle paſſen, denn ſie ſoll das Ergebniß einer Forſchung ſeyn, welche nicht etwa aus einem ſpekulativen Raptus entſtanden, ſondern im Verlaufe des geiſtigen Lebens an allen dem Forſcher vorgekommenen verſchiedenartigſten Erſcheinungen vorgenommen worden iſt.

Hat der Geiſt einmal das Problem: „was iſt lächerlich?“ vor ſich genommen, iſt ihm deſſen Löſung zum ſtehenden Intereſſe geworden, ſo kann dieſes wohl ein Leben lang nachhalten; die Idee wird ſich im Verlaufe der Jahre immer mehr abklären. Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, am wenigſten ein Philoſoph; es iſt aber auch leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein eingefleiſchter Syſtematiker in das kindlich-philoſophiſche Himmelreich komme. Der Fachmann ſchenkt ſelten einer ſolchen ſpeziellen Idee, wie die des „Komiſchen“ iſt, ein ſolches Intereſſe, das bei jeder eintretenden oder zufällig imaginirten Lächerlichkeit fragend, prüfend, forſchend in ihm aufträte, die Begegniſſe, Situationen, Aeußerungen examinirte, die Verhältniſſe, Weſentliches und Zufälliges hin und her balancirte, abwäge, bis ſich ein Allgemeines ergäbe, dem ſich nun alle Einzelnfälle ohne Zwang unterſtellten.

Noch eher gelingt es einem philoſophiſchen Dilettanten, das Objective jeden Augenblick mit ſeinem Lieblingsthema zu vergleichen und ſo einen problematiſchen Begriff, wie, z. B. den des „Schönen,“ des „Komiſchen“ ꝛc. in ſich im langen Leben zu höherer Klarheit und Lebendigkeit zu bringen. Bei dem Schulphiloſophen muß ſich das Einzelne dem Syſteme fügen; beim Dilettanten iſt jeder ſolche Begriff und ſein Inhalt ihm eine Welt und ein ganzes Syſtem; ja, daß ich meine Ueberzeugung ausſpreche: die Welt geht auch wirklich in der Totalität jeder Idee ganz auf; die höhern Dinge ſind nicht neben, ſondern in einander, die ganze Welt iſt relativ ſchön, wahr, gut, erhaben, ernſt, lächerlich ꝛc.

Ich ſuche eine alte Schuld an den würdigen Verfaſſer des „Verſuchs über die Theorie des Komiſchen,“ wenigſtens die aufgelaufenen Zinſen davon abzutragen, wenn ich hier einige Reflexionen über dieſen Gegenſtand beibringe. Er ließ es an manchen freundlichen Aufforderungen nicht fehlen, wie er denn noch immer mit Antheil für denſelben erfüllt iſt. Ich ſammelte Andeutungen in mein Tagebuch; aber die Materie iſt ſo reich, daß ich nicht recht in ſie hinein zu greifen wage, aus Furcht, zu weitläufig zu werden. Möchte Gegenwärtiges die Folge haben, daß die Ungerechtigkeit der alten und jungen Philoſophen gegen ihren ebenbürtigen Geiſtesverwandten, ihre Vernachläſſigung deſſelben aufhörte, daß ſie ihn als einen Forſcher anerkennten, der ſeinen ſchwierigen Gegenſtand nahehin zum Abſchluß gebracht hat, ſo daß man nicht wohl nebenum, ſondern nur durch ihn hindurch weiter gehen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortſetzung.)

Irold verhüllt' ſich Haupt und Angeſicht,
Denn nimmer ſehend konnt' er es ertragen,
Daß man ihm nähm' ſein theures Lebenslicht. —
Nun fing Tiebina an erſt wehzuklagen:
Denn ihre Qualen ſterben hier noch nicht;
Nichts ſchien der Tod ihr gegen jene Plagen,
Daß ſie nun zu Praſilden müßte wandern:
Der große Schmerz ging über jeden andern.

Gleichwohl, ihm zu erfüllen ihr Verſprechen,
Begab ſie ſich in's Haus zum Cavalier,
Begehret in's Geheim mit ihm zu ſprechen;
— Es war am Tag und ein Gefolg bei ihr. —

Prasild traut kaum den Ohren, ihr entgegen
Eilt er hinab, empfängt sie an der Thür,
Soviel in seinen Kräften, ehrfurchtsvoll,
Und weiß vor Scham nicht, wo er bleiben soll.

Doch als nun endlich an geheime Stätte
Mit ihr zurückgezogen sich der Mann,
Sucht er beruhigter, mit süßer Rede
Und soviel Anmuth, als er immer kann,
Ihr Antlitz aufzuheitern, das so blöde
In Thränenströmen vor ihm fast zerrann.
Er, der es der Beschämung schuld will geben,
Weiß nicht, wie wenig Zeit ihr bleibt zu leben.

Zulezt beschwor er sie bei jenem Gute,
Das ihr das Theuerste auf Erden wär',
Ihm zu vertraun, was ihr im trüben Muthe
So bang zu Herzen ging und thränenschwer;
Ja, wenn es nöthig, selbst mit seinem Blute
Gelobt' er ihr sich zum Vertheidiger,
Und bat so lang, ihm dies zu offenbaren,
Bis er erfuhr, was er nie möcht' erfahren.

Tisbina sprach: in deiner Hand ist die
Von dir mit soviel Müh' errung'ne Liebe,
Und noch vier Stunden darin seyn wird sie.
Damit an dir ich nicht meineidig bliebe,
Verlier' ich Ehr' und Leben; aber sieh,
Noch mehr! auch ihn, den ich so innig liebe,
Verlier ich mit. Den Weg in's Jenseits find' ich,
Und dir, dem ich so sehr gefiel, verschwind' ich.

Gehört' ich jemals nur mir selber an
Und liebtest du mich so wie du bewiesen,
Sehr schnöde hätt' ich dann an dir gethan,
Wenn ich nicht dir auch viele Lieb' erwiesen.
Das aber konnt' ich nicht, es ging nicht an;
Zwei, weißt du wohl, kann sich kein Herz erkiesen.
Nie hab', o Herr, ich Liebe dir geweiht,
Doch Mitleid mit dir hatt' ich jederzeit.

Und dies Erbarmen war's mit deiner Lage,
Was mich in dieses Elend hat bethört;
Weil mich dein Leid so rührt' an jenem Tage,
Als ich im grünen Wald dir zugehört,
Daß ich nun kosten muß des Todes Plage,
Eh' dieser Tag sich noch zum Abend kehrt. —
Und meldet ihm sodann in weitern Reden,
Wie sich Irold und sie vergiften thäten.

Darob Prasild so tiefes Weh empfand,
Als er vernommen, was die Dame sagte,
Daß er dort sprachlos wie vernichtet stand;
Und wo er schon sein Glück zu hoffen wagte,
Sah er sich stehn am offnen Grabesrand:
Sie, deren Blick ihm Tod und Leben brachte,
An der sein Herze hing mit jedem Zweige,
Sieht er beinah vor Augen schon als Leiche.

Es hat nicht Gott gefallen, sprach der Ritter,
Noch dir, Tisbina, meiner Ehrlichkeit
Dich zu vertrau'n, damit ein Ungewitter
Grausamer Lieb' erschreckte diese Zeit:
Zwei Liebende vermählte wohl schon bitter
Das Grab; bis jezt war dies nicht Neuigkeit:
Nun werden ihrer drei, so will mir scheinen,
Heut Abend in der Hölle sich vereinen.

Kleingläubige! was hielt dich ab, von mir
Dein Wort zurück als Gabe zu verlangen?
Ich mitleidsvoll im Wald belauscht von dir?
Ha, sprich die Wahrheit! sieh, du bist gefangen!
Nicht glaub' ich's, Harte, die du dich, aus Gier
Mich hinzuopfern, an dir selbst vergangen.
Und hätt'st du nur allein verdorben mich,
Daß ich mich nicht noch martern müßt' um dich!

So sehr war meine Liebe dir zuwider,
Grausame, daß du stirbst, mir zu entfliehn?
Gott weiß, und ob ich oft auch stritt dawider,
Ich kann nicht anders thun als für dich glühn.
Warum gabst du im Wald mir Hoffnung wieder,
Wenn dir Gewähr so unerträglich schien?
Wer zwang dich, jenen Antrag mir zu thun,
Der uns das Leben Beiden kostet nun?

Nicht wollt' ich irgend, daß du dich betrübtest:
Nie wollt' ich dies, ich will es auch nicht heut.
Mein ganz Begehren war, daß du mich liebtest;
Nichts And'res schrieb ich dir zu keiner Zeit.
Und wenn du dich mich zu verkennen übtest,
Bin ich dir's zu beweisen gleich bereit:
Denn alle Schwüre lös' ich, die dich binden;
Geh' oder bleibe nun, ganz nach Befinden! —

Auf dieses Wort des edeln Mannes spricht
Tisbina, die zum Mitleid tief Bewegte:
Du hast in Großmuth mich so weit besiegt,
Daß ich allein für dich jezt sterben möchte.
Doch das Geschick verbeut es; Zeit gebricht
Zum Danke selbst: eh' ich in Wort' ihn brächte,
Wär's um mein Bischen Leben schon geschehn;
Doch könnt' ich jezt für dich in's Feuer gehn. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Maltitz. Veith.

Der Tod zweier hier Lebenden, auch dem Auslande durch ihre Werke bekannt, erregte besondere Theilnahme; der eine war der belletristische Schriftsteller, Baron von Maltitz, der andere der Kupferstecher Veith. Ersterer hatte sich in der Satire und im Drama, nicht ohne Beifall, versucht, besonders auch mit einer religiösen Schrift, „Sonnenblicke“ genannt, welche es, dem Vernehmen nach, bis zur sechsten Auflage brachte, Aufsehen gemacht. Seinen „Pfefferkörnern,“ welche an die frühere Weise des verstorbenen Falk, als er noch Satiren schrieb, stark erinnern, fehlten ebenfalls die Leser nicht. Auf die seiner Person näher Stehenden machte sein frühes Dahinscheiden — er hatte das drei-und-vierzigste Jahr noch nicht vollendet — einen um so schmerzlichern Eindruck, da sie sich durch das Wohlwollen seines Herzens an den Mann eng gefesselt fühlten. Zu ihnen gehörte hauptsächlich der greise Dichter Tiedge, den er hochverehrte. Maltitz war es auch, der vor einigen Jahren Tiedgen zum Geburtsfeste eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Gefeierten überreichte, die er zu diesem Zwecke selbst hatte fertigen lassen. Der jetzt fünf-und-achtzig Lebensjahre zählende Dichtergreis soll tief ergriffen gewesen seyn von dem Tode seines Freundes, der nur die Hälfte seiner Lebensjahre erreicht. Maltitzens Grabhügel war bei der Beerdigung von einer großen Zahl innig Theilnehmender umringt. Der durch seine Novellen bekannte Dichter Wachsmann drückte seine Gefühle für den Entschlafenen in gewählten, rührenden Worten aus. An dem Hügel, worein man kurz nachher den Leichnam des Kupferstechers, Professor Veith, versenkte, hielt einer seiner theilnehmendsten Verehrer, der talentvolle Maler Dallery, welcher zur vorjährigen hiesigen Kunstausstellung in einem sprechend ähnlichen Brustbilde Veiths einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert hatte, ebenfalls eine gefühlvolle Rede. Das Leben des Verstorbenen war ein nur selten durch günstigere Umstände unterbrochener Kampf zwischen Kunst und Noth. Nahrungssorgen zwangen ihn schon in den frühesten Jahren zu Arbeiten, die in den Flug seines eifrigen Kunststrebens störend eingriffen. Kleinigkeiten, welche dieses nur hemmen, nie fördern konnten, brachten ihn, weil sie bezahlt wurden, um die köstlichen Stunden, die er seinem Geiste angemessenern, großen Gegenständen so gerne gewidmet hätte. Hiedurch nun entstand in dem wackern Künstler ein immer tieferer, allmählich in trostlose, melancholische Stimmung übergehender Verdruß. Dessenungeachtet gelang es seiner höhern Natur, in den Räumen der Kunst eine sehr ehrenvolle Höhe als Landschaftzeichner und als Kupferstecher zu erklimmen. Besonders werden seine Zeichnungen, voll Geist und Gefühl und dabei von der sorgsamsten, zartesten Ausführung, wie mehrere seiner größern Kupferplatten, ihm ein bleibendes Andenken bei allen Kunstverehrern sichern. Eine höchst traurige Periode kam über ihn, nachdem sein Trübsinn durch immer zunehmendes Augenleiden und die Besorgniß vor völliger Erblindung auf das Höchste gestiegen war. Um diese Zeit war er zuletzt gänzlich verschollen. Als aber längst schon auf seine ungemeine Geschicklichkeit sich nicht mehr rechnen ließ, erschienen plötzlich von Neuem Werke seiner Hand, die, wenn auch vielleicht nicht durchaus den besten seiner frühern sich an die Seite zu stellen vermochten, doch immer noch ein seltenes Verdienst beurkundeten. Auf wahrhaft wundersame Weise raffte späterhin, mitten im düstersten Unmuthe, sein Genius sich wieder empor, und mit der durch den Beifall, der die neuen Erzeugnisse empfing, in seinem Innern aufgegangenen Helle ging das früher immer mehr verdunkelte Licht seiner Augen Hand in Hand. Neuer Lebensmuth führte ihn zu dem ihm in der letzten Zeit ganz fremd gewordenen Kunstfleiße zurück. Trotz der vielen und mannichfachen Bedrängnisse, denen seine Laufbahn sich ausgesezt sah, hat er doch ein Alter von mehr als neun-und-sechzig Jahren erreicht.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, Ende Juli.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn.

Schon mehr als ein Jahr lang reden wir von einer Eisenbahn zwischen Mainz und Frankfurt, und über's Jahr um diese Zeit, befürchte ich, ist sie noch nicht begonnen. Der Grund hievon liegt offenbar darin, daß man gleich von Anfang an uneins war und egoistisch zu Werke ging. Der eine wollte die Bahn auf der rechten, der andere auf der linken Mainseite haben; dieser wollte die Vortheile dem nassauischen, jener dem hessischen Gebiete vindiciren; der wollte darin einen Hebel für das Aufblühen des Handels, jener ein neues Börsenspiel finden u. s. f. Noch heute, obgleich alle Welt sich dafür ausspricht, ist man nicht fest überzeugt, daß die Bahn auf der rechten Mainseite der auf der linken weit vorzuziehen sey. Aber man wird zur Ueberzeugung kommen, nur etwas lange wird es dauern. Unterdessen treiben die Börsenmänner ihr Spiel mit den Aktien. Sie haben dieselben bereits auf 67 pCt. Agio gesteigert, und es ist ihnen nicht bange, dieselben auch auf 100 zu bringen, da sie mit den nöthigen Machinationen von der staatspapiernen Welt her bekannt sind. Haben diese Leute einmal die Sache gehörig ausgebeutet und die Aktien in fremde Hände gebracht, dann werden die Actiencourse schon wieder eine retrograde Bewegung machen. Man hat mit vielem Eifer ausposaunt, welch goldene Früchte die Aktien dieser Eisenbahn tragen müßten; den Zweiflern hat man stets das vorliegende Beispiel der Dividende der Fürth-Nürnberger Bahn entgegengehalten. Allein dieser Zauber wird verschwinden, wenn man einmal weiß, daß diese unsere Bahn vor allen Dingen jährlich ein Kapital von drei Millionen Gulden zu verzinsen, und dazu jährlich eine bedeutende Summe als Unterhaltungskosten aufzubringen hat. Es ist sogar berechnet, daß täglich im Durchschnitt an achthundert Personen auf dieser Bahn reisen müssen, soll sich das Kapital nur mit 5½ pCt. rentiren. So wenig ich nun auf solche präsumtive Rechnungen gebe, so ist doch so viel gewiß, daß die Dividenden nicht so bedeutend ausfallen können, um den Aktien heute schon einen Werth von 100 pCt. Agio zu geben. Daß sie diesen Werth haben, oder bald haben werden, ist Werk der Spekulation, nicht der Ueberlegung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 11. Auguſt 1837.

— Why, she would hang on him,
As if increase of appetite had grown
By what it fed on: and yet —
Frailty, thy name is woman!
Shakespeare.

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortſetzung.)

Praſild war ſo verſenkt in ſeinen Gram,
Da er ſich ſchon ſucht' in den Tod zu faſſen,
Daß er die ſüßen Worte nicht vernahm,
Und außer ſich vor Jammer, wie verlaſſen
Von allem Troſt, nur einen Kuß ihr nahm;
Worauf er ſie, nach ihrem Wunſch, entlaſſen,
Und als er nun ſich los von ihr geriſſen,
Auf's Bett ſank unter heißen Thränengüſſen.

Wie zum Irold Tisbina heimgekehrt,
Fand ſie ihn dort noch mit verhülltem Haupte;
Und er, der von des Ritters Großmuth hört,
Wie er nur einen Kuß der Gattin raubte,
Warf ſich vom Lager nieder an die Erd',
Und knieend bat den Gott er, den er glaubte,
Gen Himmel ſchauend mit gefalt'nen Händen:
Aus ſeines Mitleids reichen Gnadenſpenden.

Doch zu belohnen für ſein beiſpiellos
Hochherzig Handeln den getreuen Ritter.
Doch während er ſich im Gebet ergoß,
Fiel, wie vom Schlaf erſchöpft, Tisbina nieder;
Weil jenes Trankes Kraft, den ſie genoß,
Geſchwinder wirkt' auf ihre zarten Glieder:
Denn ſchneller bringen Tod und alle Schmerzen
Zu ſchwachen Frau'n als harten Männerherzen.

Mit eiſigſtarren Mienen ſieht der Gatte
Die Liebliche zur Erde ſinken hin,
Die vor den Augen einen Schleier hatte,
Und nicht wie todt, nur ſanft zu ſchlummern ſchien.
Auf Gott und Himmel ſchilt der Lebensſatte,
Nennt grauſam ſie, daß ſie ſo martern ihn;
Er ſchilt die Liebe hart, das Schickſal ſchnöde,
Daß es in ſolchen Qualen ihn nicht tödte.

Genug vom Kummer dieſes Hoffnungsloſen:
Wie weh ihm war, denkt ſelbſt, Herr Ritter, nach.
Praſild hatt' im Gemach ſich eingeſchloſſen,
Wo er, erſchöpft von Thränen, alſo ſprach:
Ob wohl ein Herz vom Glück ſo weit verſtoßen,
Wie ich auf Erden war bis dieſen Tag?
Denn wenn ich meiner Dame nach will eilen,
Darf ich nicht lange mehr im Leben weilen.

So wird die Arge jubeln denn einmal,
Die Finſter-Trübe, die wir nennen Liebe!
Frohlocke heut in meiner vollen Qual!
Komm, kühl' in meinem Blut die Mördertriebe!

Doch, dir zum Trutz, frei werd' ich auf einmal:
Kein ſchärfer Gift, das mir zu koſten bliebe,
Hat ſelbſt die Höll', und deiner Tyrannei,
Heimtückiſche, kommt ihre Qual nicht bei! —

Noch unter ſo betrübten Selbſtgeſprächen
Ließ ſich ein Arzt im Hauſe plötzlich ſehn;
Der alte Mann will mit Praſilden ſprechen,
Doch Keiner wagt zu ihm hineinzugehn.
Der Greis verſetzt: ſehr viel iſt dran gelegen
Daß er mich hör', es muß durchaus geſchehn;
Denn außerdem, ſollt ihr nur ſicher wiſſen,
Wird euer Herr heut Abend ſterben müſſen. —

Als er dies hörte, wagt der Kämmerer
Sich, Böſes ahnend, in das Kämmerlein:
Stets einen zweiten Schlüſſel führte er,
Und ging dort nach Belieben aus und ein.
Mit ſanftem Wort gewann er, daß ſein Herr
Dem Alten ſich bequemt Gehör zu leih'n,
Und ob er gleich viel Schwierigkeiten machte,
Zulezt erlaubt, daß er herein ihn brachte.

Der Arzt ſprach: werther Herr, zu jeder Zeit
Biſt du mir lieb und hochverehrt geweſen:
Nun ſchweb' ich ſehr in Sorg' und Bangigkeit,
Du ſeyſt zum Opfer arger Tück' erleſen,
Da Eiferſucht, Lieb' und Empfindlichkeit
Und einer Frau unſtet begehrlich Weſen
— Denn ſelten ſind ſie völlig beim Verſtande —
Jedwedes Aeußerſte zu thun im Stande.

Dies ſag' ich dir, weil heute früh verſtohlen
Man einen gift'gen Trank von mir begehrt.
Ein Zöflein ſollt' ihn für Tisbinen holen;
Und ganz vor Kurzem hab' ich nun gehört,
Daß ſich dies Früchtchen her zu dir geſtohlen,
Worauf ich Alles leichtlich mir erklärt:
Dir gilt's! hab' auf ſie Acht, flieh lieber Jede!
Daß ſie doch Satan All' am Kragen hätte!

Wiewohl für diesmal ſey getroſt: ich hab'
In Wahrheit ihr nichts Giftiges gegeben.
Wenn du es etwa trankeſt, wirſt du knapp
Fünf Stunden ſchlafen, und nichts weiter eben.
O läg' dafür nur dieſe Her' im Grab,
Sammt all den Andern dieſer Welt daneben!
— Den Schlechten mein' ich; denn bei uns, zur Strafe,
Gehn immer hundert Schlecht' auf eine Brave. —

Kaum hat dies Wort Praſildens Ohr erreicht,
Schien Leben in die ſtarre Bruſt zu dringen.
Wie ſich das Veilchen unter Regen beugt,
Wie Roſ' und Lilienblume hängt die Schwingen,
Doch, wenn dann Sonnenglanz die Nebel ſcheucht,
Der Farben Pracht entfaltend neu verjüngen:
So ward auch von der Freudenbotſchaft Jener
Im Herzen froh und von Geſichte ſchöner.

Dem alten Mann dankt er mit Mund und Hand,
Worauf er zu Irolden ſich begeben
Und ihm, den er im Haus verzweifelnd fand,
Von allem, wie's geſchah, Bericht gegeben.
Ermeßt nun ſelbſt, ob der ſein Glück erkannt!
Sie, die ihm theurer war als Blut und Leben,
Bot er nunmehr Praſilden ganz zu eigen,
So großer Huld ſich dankbar zu erzeigen.

Lang widerſtand ihm zwar Praſild hierin;
Doch läßt ſich ſchwer, was man begehrt, verſagen:
Und obwohl Jeder unerbittlich ſchien,
— Wie ſich zwei Edle pflegen zu betragen —
Beharrt' Irold doch feſt auf ſeinem Sinn,
Bis er zulezt, um es euch kurz zu ſagen,
Die holde Frau Praſilden überließ,
Und unverzüglich ſelbſt die Stadt verließ.

Er ſchied, um nimmermehr zurückzukommen
Nach Babylon, bis an der Tage Ziel.
Nachdem Tisbina wieder zu ſich kommen
Und nun vernahm, wie ſich gewandt das Spiel,
Worüber ſie, von großem Schmerz beklommen,
Zwar mehr als einmal wohl in Ohnmacht fiel,
Beſann ſie doch, da ſie des Gatten Wandern
Nicht ändern kann, zulezt ſich eines Andern.

Das Weib iſt weich und zart in jedem Falle,
An Seel' und Leib; nicht lang mit Waffen ficht's;
Wie friſcher Reif nicht harrt, bis auf ihn falle
Der heiße Strahl des hohen Sonnenlichts.
Tisbinen ähnlich ſind wir Alle, Alle!
Ihr lag an keinem langen Streit um — nichts:
Und ſo ergab ſie ſich beim erſten Male,
Und nahm Praſild, den Schönen, zum Gemahle.

Ueber das Lächerliche.

(Fortſetzung.)

Man kann zuerſt an die Conſtituirung des Lächerlichen in der Welt, der Menſchheit, denken, an daſſelbe als Potenz, als Lebensſeite im Allgemeinen, als Idee worunter ich mir gern die Erſcheinung eines Lebendigen in ihrem höchſten Ausdruck als Weltmacht vorſtelle.

Das Leben hat drei Hauptſeiten, 1) die des Ernſtes, des Bedürfniſſes, des Nothwendigen, des Nützlichen, der

Rath und Hülfe ſchaffenden Thätigkeit, der zweckmäßigen Anſtrengung, des hellen Verſtandes ꝛc.; 2) die des Phantaſtiſchen, Poetiſchen, des Höhern, Ueberirdiſchen, Religiöſen, eines feinern, geiſtigen Bedürfniſſes, das ihm von Oben eingeprägt zu ſeyn ſcheint, und nicht durch Verſtand und gemeſſene Thätigkeit, ſondern durch einen geheimnißvollen Zug, durch eine Richtung nach Oben befriedigt werden kann; 3) die Seite der Unzulänglichkeit, der Nachläſſigkeit, Thorheit, Narrheit, Unzweckmäßigkeit, des Irrthums, der Verblendung, der Ungeſchicklichkeit, des Muthwillens, der Schadenfreude, der vergeblichen Anſtrengung, der Verhöhnung, und wie die Minuspole der vorgenannten verſtändig-ernſten und geiſtig-würdigen Thätigkeiten alle heißen mögen. In dieſer leztern Sphäre tritt das Komiſche, das Lächerliche auf, und wir ahnen, daß auf der Welt Alles durch Umſtände und Gelegenheit lächerlich werden oder gemacht werden kann, daß das Lächerliche eine Weltmacht iſt, wie das Vernünftige, das Schöne, das Erhabene.

Die phyſiſche Erſcheinung des Lachens mögen die Phyſiologen erklären; wir reden nur von der Empfindung, die wir nicht zu beſchreiben verſuchen, da ſie Jeder in ſich als ein Bekanntes findet. Wir wiſſen auch nicht, wie die Angſt bange, der Schrecken die Haare ſich ſträuben macht. Das Lachen mag man ſich einſtweilen aus einer angenehm kizelnden Säuerung der Muskeln des Zwerchfells durch die Nerven erklären, die durch ein ſchnelles Pendeliren der Vorſtellung zwiſchen zwei Sphären unterhalten wird.

Weinen kann man nicht ſo plözlich, als lachen, wenn man nicht ſchon dazu geſtimmt iſt. Schmerz, Schrecken, Trauerpoſten, Beleidigungen erregen jenes erſt nach einiger Zeit, wenn der Menſch ſich ſelbſt als ein unſchuldig vom Menſchen oder Geſchick Geplagter, als ein vergeblich nach Heil und Hülfe Ringender, als ein Dulder ꝛc. erſcheint, wenn ein Verluſt ſeinem Gemüth ſich ſo recht als ein Abſchied theurer Güter aus ſeinem Leben darſtellt. Man kann das Weinen wirklich als Gegenſeite des Lachens anſehen, weil auch bei ihm Nothwendigkeit und Freiheit, nur in anderer Art als beim Lächerlichen, in Conflikt gerathen, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß der Menſch im Leben mehr über Andere lacht, als über ſich ſelbſt, aber öfter über ſein eigenes Leid weint, als aus Mitleid über fremdes. Ihr gegenſeitiges Verhalten erſcheint auch einleuchtend bei den Freudenthränen, z. B. beim Anblick eines Kindes, wenn dieſes zugleich drollig als klein-enges Verſtandesweſen, und hülflos, beſorglich als Menſchenkind erſcheint, oder auch ſonſt, wo wir, wenn ſich ein ſchönes Gemüth unter komiſchen Umſtänden offenbart, zugleich lachen und weinen. Mir fällt hier jene Scene ein, wo der alte Tyroler Koch ſeinen Sohn, den jungen Maler, in der hieſigen Karlsſchule aufſuchte, wie dann Beide einander laut heulend umarmten und nun, im Uebermaß der freudigſten Rührung, ſich ſchreiend mit geballten Fäuſten gegenſeitig gewaltig auf dem Rücken trommelten, eine Scene des Wiederſehens, welche die Umſtehenden zu jenem Lachen-Weinen in hohem Grade reizte. Einen ähnlichen Eindruck machte auf mich die Anekdote, daß ein Schullehrer, als er mit ſeinem Collaborator das erſte Mal an den Meeresſtrand trat, von dem Eindruck der hohen See übermannt, ſeinen Reiſegefährten abprügelte. Bei den Kindern ſezt oft das Lachen in Weinen um, wenn ſie ausgelacht werden, das Weinen in Lachen, wenn ſie aus dem flüchtigen Schrecken oder Schmerz ſich faſſen, den Schabernack merken ꝛc.

Die Thiere lachen und weinen nicht, obwohl man von Lachtauben, Krokodillzähren, heulenden Hunden und Hyänen ſpricht, und an Pferden ſchon Zähren bemerkt haben will. Daß ſie Luſt und Wehmuth fühlen, iſt kein Zweifel; zur weinerlichen Stimmung haben ſie aber zu wenig Ueberſchauen ihres Geſchicks im Ganzen, zu wenig Mitleiden mit ſich ſelbſt, ſind zu ſehr an den Moment gefeſſelt, leben zu ſehr in erſter, niederſter Potenz. Vom Lachen haben ſie nur die verwandte Luſt, nicht die Vibration. Hunde haben ein tiefes Gefühl. Tauſend rührende Geſchichten ſind bekannt; ſie ſterben vor Kummer, vor Gram um ihren geliebten Herrn. Neulich umarmte ein Spiz bei meiner Wiederkunft mit ſeinen Füßen die meinen, drückte ſeine Bruſt an meine Wade. Katzen haben Sinn für Komik; junge Katzen fühlen Luſt bei den Foppereien, Ueberliſtungen, Wechſelfällen ꝛc. ihrer Spiele. Es fehlen ihnen nur die Lachmuskeln im Eingeweide.

(Die Fortſezung folgt.)

Miszellen.

Neue Aufklärungen über Descartes und Newton. — Vor Kurzem ſind an verſchiedenen Orten faſt zu gleicher Zeit Aktenſtücke entdeckt worden, welche über die Geſchichte zweier der größten Männer des ſiebzehnten Jahrhunderts neues Licht verbreiten. Couſin fand auf der Bibliothek zu Leiden verſchiedene ungedruckte Briefe des Descartes und auf ihn bezügliche Papiere. Das intereſſanteſte Stück iſt ein Aufſatz des berühmten Huygbens, worin dieſer die Leiſtungen des Descartes als Philoſoph, als Mathematiker und Phyſiker einer ſcharfen Kritik unterwirft, und in lezterer Beziehung namentlich die durch Belege unterſtüzte Behauptung aufſtellt, mehrere ſeiner Entdeckungen ſeyen reine Plagiate geweſen. — Noch intereſſanter iſt der zweite Fund. In England hat man ganz authentiſche Manuſcripte Newtons aufgefunden, welche gedruckt mehrere Bände füllen werden. Robinſon, der beſtändige Sekretär der Edinburger Akademie, hat ſie durchgeſehen, und Brewſter, der Biograph Newtons, ſoll ſie herausgeben. Die Papiere beſtehen erſtens aus einer bedeutenden Briefſammlung; darunter befindet ſich, neben manchem ſehr Intereſſanten, ein eigenhändiger Brief, aus dem unwiderſprechlich

hervorgeht, daß Sir Isaacs Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht nicht so weit ging, als die Bibliographen versichtlich behaupten: es ist ein förmlicher Liebesbrief; zweitens aus einer Reihe von Denkschriften über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände; unter andern befindet sich darunter ein Entwurf zur Reform der Londoner königlichen Societät, welche noch gegenwärtig nach dem veralteten Plan Bacos organisirt ist. Newton war bekanntlich lange Präsident dieser Gesellschaft, und just zu der Zeit, da er sich fruchtlos mit Umgestaltung derselben beschäftigte, organisirte unser großer Landsmann Leibnitz die Berliner Akademie und erfand die Differenzialrechnung, welche Newton schon früher gefunden, aber nicht bekannt gemacht hatte.

Fahrt auf der Eisenbahn zwischen Paris und St. Germain. — Am 31sten Juli wurde die eben fertig gewordene Eisenbahn von Paris nach St. Germain zum ersten Male von etwa hundert Personen in drei Wagen in ihrer ganzen Erstreckung befahren. Sie ist 4¾ Lieues lang; zum Hinweg brauchte man, verschiedenen Aufenthalt mitgerechnet, 35 Minuten, zum Herweg 29 Minuten; auf der geraden Strecke bei Nanterre und Colombes betrug die Geschwindigkeit 13 bis 14 Lieues in der Stunde. Nach dem Maßstabe dieser Probefahrt könnte man in drei Stunden nach Rouen, in zwölf nach Lyon fahren. — Man spreche nicht von der Prosa des Dampfwesens: auf einer Eisenbahn zu fliegen, ist sicher eine reiche Quelle poetischer Sensationen; der Mensch hat sich aber noch nicht genug an diesen Flug gewöhnt, um sie gehörig fixiren und ordnen zu können; das rasche Dahingerissenwerden nimmt noch zu sehr das Gemeingefühl in Anspruch, als daß sich die Phantasie selbst verhören könnte. Vielleicht ist es auch erst den Deutschen vorbehalten, mit dem Netze von Eisenbahnen, das dereinst auch Deutschland bedecken wird, die neue Form einer Dampfpoesie einzufangen. — Schon das dampfende Ungethüm mit seinem ungeheuren gegliederten Schweif an sich vorüberfliegen zu sehen, ist ein großartiger, erhebender Anblick. Man kann sich nicht erwehren, dem rennenden Wesen eigenthümliches Leben, aus- und einziehenden Odem, ein klopfendes Herz, Knochenhebel und wechselsweise anziehende Muskeln zuzuschreiben: jetzt läuft es sachte, lautlos dahin, nur ein leichtes, flatterndes Dampfband mit sich ziehend; auf einmal bläst es dicke Wolken aus den Nüstern, es wiehert laut auf, es stampft den Boden, wie vieler Rosse Hufe, und braust dahin. — Das französische Publikum, das am 31sten Juli herbeigekommen war, des Schauspiels zu genießen, verfehlte nicht, seinen Empfindungen auf seine Weise Luft zu machen. Der Postwagen von Pontoise fuhr eben über eine Brücke, als das Dampfconvoi darunter wegflog; die beiderseitigen Reisenden salutirten sich à la française, und der Postillon, von der Locomotive begeistert, setzte seine Pferde in den schärfsten Galopp. Auf der ganzen Strecke klatschten, wenn die Wagen herbeikamen, die Zuschauer enthusiastisch in die Hände, wie bei einem Theatereffekt, und nur ein paar alte Weiber bekreuzten sich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsetzung.)

Kunstleistungen.

Gar erfreulich ist neuerlich das unverkennbare Ringen der Malerkunst nach dem Ziele, dessen köstliches Resultat aus den Werken der Raphael, Correggio u. s. w. hervorleuchtet. Unter andern nimmt man es auch in vielen der Gemälde wahr, welche dem sächsischen Kunstverein zum Ankauf angetragen werden. Von Lindau und Törmer in Rom sind so eben sehr werthvolle Tableaux im Lokale des Vereins aufgestellt. Eines des erstern hat eine Versammlung neapolitanischer Marinari im Freien zum Gegenstande. Die freundliche Stimmung an einem Festabend spricht jedes Gesicht, jede Bewegung der wohlgruppirten, lebenvollen, durch Mannichfaltigkeit der Individualität besonders anziehenden Versammlung aus. Ihre Beschäftigungen sind Musik und Improvisation. Gleiches südliches Behagen liegt in dem ganzen Thun und Wesen der activen, wie der bloß zuhörenden Theilnehmer. Eine nicht genug zu rühmende Sorgfalt und Nettigkeit in der Ausführung hat Törmer auf die Darstellung eines historischen Ereignisses gewendet. Maria Stuart auf dem Schlosse zu Lochleven steht vor uns, die Feder bereits in der Hand, welche sich offenbar zu Unterzeichnung der ihr angesonnenen Thronentsagung nicht entschließen kann. Man hat nicht hinreichenden Ausdruck in ihrem Gesicht finden wollen; meiner Ansicht nach aber erzeugt eben der grauenvolle Umfang der in ihr vorauszusetzenden peinlichen Gefühle diese Erstarrung und Versteinerung, welche in dem Antlitze vorherrscht. Das Haupt der auf ähnliche Weise versteinerten Niobe des unsterblichen griechischen Bildhauers zeigt nicht die mindeste Störung des Ebenmaßes der hohen Schönheit durch das Uebermaß des Schmerzes. Vermuthlich hat unser talentvoller Maler bei seiner Darstellung auf ein gleichzeitiges Porträt Mariens gefußt, und das Verhältniß der vorgefundenen Gesichtszüge, aus demselben Grunde wie jener Grieche, nicht beeinträchtigen wollen. Deutet doch die Dumpfheit von Mariens offenem, aber mehr dem eigenen Innern als der Außenwelt zugekehrten Auge zur Genüge das Entsetzen der Stimmung an, das eben ihre Seele zu zerreißen droht. Und der Tiefe dieser sich einzig auf das Innere concentrirenden Verzweiflung ist von dem Künstler in einer Dame der Fürstin ein gar sinnvoller Contrast gegenübergestellt, der bittere Schmerz über das Unglück ihrer Gebieterin, ein Schmerz, der zugleich auch nach außen sich verbreitet, und von dem der ganze Körper der reizenden Person sichtbar mit ergriffen ist. Das Ganze spricht noch besonders durch einen wohlthuenden Reiz der Farben und das sehr gelungene Streben an, aus ihnen auch die Eigenthümlichkeit der Gewänderstoffe klar hervorscheinen zu lassen. — Außer noch einem höchst lobenswerthen Gemälde von Lindau und einer großen Zahl anderer, zum Theil köstlicher Schildereien jüngerer Meister lassen vorzüglich mehrere mit aufgestellte Zeichnungen alter Kunstvirtuosen das Auge kaum wieder los. Welch ein Geist, welche Kraft in den auf das Flüchtigste hingeworfenen Skizzen des eminenten Rembrandt! Die Gestalten und Gesichter der Versammlung im Innern einer holländischen Tabagie bestehen bloß aus in größter Eile zusammengeworfenen Linien; aber Alles, was der große Meister gewollt, drücken sie mit einer Schärfe und Bestimmtheit und mit einer so lebenreichen Seele aus, daß gar nichts zu wünschen übrig bleibt. — Zu Leipzig wurde am lezten Johannistage König Antons durch Geschmack und Aehnlichkeit gleich ausgezeichnete, von dem Professor Rietschel bei hiesiger Kunstakademie modellirte Büste, welche ihm hier, in der Nähe der Friedrichstädter Allee, errichtet wurde, ebenfalls in Eisen gegossen, im Johannesthale aufgestellt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. August 1837.

Wenn ich die Meinung eines Andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; — Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Goethe.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Das Lächerliche setzt eine Doppelsphäre von Anschauungen in der Imagination voraus, die der Freiheit und die der Nöthigung, letztere rasch, wohl auch unerwartet hinüberschlagend in jene, einen Blitz der unschädlichen Despotie einschlagend in die Willkühr. Wo das Daseyn, der Bestand des Lebens in's Gedränge, in Gefahr kommt, da wird das Lachen durch Besorgniß und Schrecken unterdrückt; wo die Abhängigkeit, die Schwäche, die Hinfälligkeit des Menschen im Ganzen überschaut wird, da erfolgt Rührung. Bei dem Komischen wird anschaulich, wie eine höhere Gewalt, natürliche oder menschliche, mit der vermeintlich freien Bewegung des Menschen ein augenblickliches heiteres Spiel treibt, sie unterbricht, verspottet, zerstört, durch die angemaßte Willkühr ihre Nöthigung, jedoch unschädlich, durchbrechen läßt.

Die Gäste erwarten eine Lieblingsspeise; man öffnet die Thüre des Saales, die dampfende Schüssel erscheint, der Diener strauchelt vor lauter Sorgsamkeit, stolpert über die Schwelle und fällt mit dem Triumph der Kochkunst zu Boden. Wir lachen über den ungeschickten Träger und über die gefoppten Gäste. Sie selbst lachen wohl auch, daß ihnen in ihrem Wünschen und Streben vom Zufall so mitgespielt worden. Mit dem bloßen Contraste, dem Fehler und Uebelstande, der Unanständigkeit, der Größe ohne Stärke, der Disproportion, der unschicklichen Verbindung, dem Unsinn, der Ungereimtheit, der Auflösung einer Erwartung in Nichts, dem Untergange des Idealen im Realen, der Umkehrung der Welt, dem Umschlagen des Erhabenen in die Bagatelle, und wie das „Lächerliche" noch sonst sacherklärt werden wollte, kommen wir nicht durch; es sind nur Facetten desselben und die Grundform ist wie gar nicht berührt.

Freilich ist bei dem Lächerlichen meistens ein „Contrast," z. B. bei der Anzeige: Ein Kinderhäubchen hat auf dem Kirchplatze gefunden — Superintendent Camerarius. Hier liegt aber der Spaß darin, daß die kleinliche Sorgfalt des Aufhebens und Anzeigens der Amtswürde einen Streich gespielt hat.

Es ist allerdings ein „Uebelstand," wenn ein alter Herr, von einem gewissen Orte in die Gesellschaft zurückkommend, vergessen hat, ein gewisses Kleidungsstück zuzuknöpfen, wenn er etwa noch überdies, den Wink der Dame des Hauses — sie muß bei Jahren seyn, wenn es nicht anstößig werden soll — nicht alsobald versteht und sich geberdet, wie wenn Alles in Ordnung wäre. — Aber dieser Uebelstand ist lächerlich, weil er von der bösen Gewohnheit der Vergeßlichkeit herrührt, einer Nöthigung, die dem alten Herrn hier mitspielte. Auch die Unanständigkeit

wäre nicht das rechte Erklärungswort, denn dieſe müßte activ ſeyn; das Komiſche liegt aber im Gegentheil gerade in der Paſſivität.

Wenn einem ſehr beweglichen jungen Manne, der andere gern genießt, ein Haarbeutel angeheftet wird, mit dem er nun im Zimmer lebhaft geſtikulirend auf und ab ſpaziert, wo iſt hier „Größe ohne Stärke?“ Man ergözt ſich an ſeiner vermeintlich freien, graziöſen Bewegung, während er das Abzeichen des Altfränkiſchen unbewußt, willenlos an ſich tragen muß. Tauſend Foppereien gehen nach dieſer beliebten Melodie.

Finden wir in Fallſtaff „Größe ohne Stärke“ phyſiſch und geiſtig perſonifizirt, und wirken dieſe Gegenſätze komiſch, ſo können wir noch immer nach dem warum? fragen und uns dann ſagen, die Wirkung gehe aus der Anſchauung hervor, wie die Beweglichkeit, zu der ihn ſein lüſtern-liederliches Weſen, ſeine ſchmarotzeriſche Verbindung mit dem Prinzen treibt, ſtets von ſeiner übermäßigen Wohlbeleibtheit genirt wird, ſo daß er ſich aus einem freien Schlemmerleben eben durch Völlerei in ein täglich läſtigeres Phlegma hineinlebt; — und wie andererſeits ein heller Verſtand, eine gewiſſe Genialität der Geſinnung keinen ſittlichen Hintergrund haben, wie ſeine habituirte Sinnlichkeit und große Feigheit ſich immer durch Schmeicheln, Lügen und Prahlen durchzubringen ſuchen, was die lächerlichſten Conflikte von Neigung und Scheu, Willkühr und Aufnöthigung herbeiführt.

Die „Disproportion“ kann zuweilen komiſch wirken. — Wenn ein kleiner Junge einen mächtig großen Hut aufſezt, ſo macht das wenig Spaß. Anders iſt es aber, wenn wir in der Reihe der Confirmanten einen unterſezten Knirps mit ſeines Vaters Nebelſtecher auf dem Kopf erblicken. Hier macht der Gegenſatz der freien Wahl eines wohlpaſſenden Kleidungsſtücks mit der Aufnöthigung eines unpaſſenden, wenn auch aus häuslicher Noth, einen komiſchen Effekt. Oft wirkt ſchon ein Wort, welches eine „Disproportion“ ausſpricht, Lachen; z. B. wenn ich einen Zwergartigen einen Rieſen oder Potsdamer nenne, oder einen, der in den Straßenkoth gefallen, einen Tauſendkünſtler. An derlei verkehrten Bezeichnungen heben ſich die Nöthigungen der Natur, des Zufalls beluſtigend ab.

In unſern heitern Geſprächen kommen tauſend ſolche Bezeichnungen vor, und humoriſtiſche, wohl auch malitiöſe Leute wählen, wenn ſie von Andern, Gegenwärtigen oder Abweſenden, ſprechen, gern ſolche Benennungen, durch welche dieſe als Unfreie, vom Schickſal, von Angehörigen, Obern, von eigenen böſen Lüſten und Gewöhnungen Beherrſchte, Geplagte, Geſoppte erſcheinen. Unſere Sprache iſt voll von Bezeichnungen und Wendungen, die eine ſatiriſche, komiſche Färbung enthalten.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

Havre, den 24ſten Juli.

Der Seemaler Drouin.

Ich erging mich am Fuße der Heve, die maleriſchen Gruppirungen der zerriſſenen Felſen beſchauend, und mich der ſchönen, immer wechſelnden Ausſichten auf das Meer und die Stadt freuend. Nur hier und dort ſah man in der Brandung der allmählig ſteigenden Fluth einen ſchweigſamen Fiſcher ſeinem Fange nachgehen. Die bewegte Welt der Stadt wurde hier, eine Stunde von Havre entfernt, zur Einöde. Bald erregte ein junger Mann am Ufer meine Neugierde. Er ſtand an einer Stelle, wo ſich die Brandung an ein paar großen Felsblöcken mit Geräuſch, und ihr Waſſer oft Mannshoch in die Luft werfend, brach. Mit jeder kommenden Welle ſah ich ihn ſich vorbeugen, als habe er ihr ein Geheimniß anzuvertrauen, und dann, wenn ſie ihn mit ihrem Schaume und ihrem Waſſerguſſe bedeckt hatte, einen Schritt oder ein paar zurückweichen und, als ob ſie ihm Antwort gegeben, etwas auf ein Blatt, das er in der Hand hielt, niederſchreiben. Bei jeder neuen Welle wiederholte ſich dieſes Manöver, und es ſchien beinahe, als ob eines der Mährchen unſerer Voreltern von der Liebe eines Ritters zu einer Meerjungfrau ſich vor mir wiederholte. Bald aber ſah ich die Sache mit proſaiſcherem Auge an, und dann kam es mir vor, als ob mein Ritter der Meernire ein armer Teufel ſey, der den Verſtand verloren habe. Doch auch dazu waren die Bewegungen des Mannes und die ganze Sache zu monoton und dauerte zu lange. Ich ſtieg auf den Meerkies hinab und ſtand bald, ohne bemerkt worden zu ſeyn, hinter meinem Ritter oder Narren. Eine neue Welle, der er wieder ſchweigſam, und ſie mit ſeinen Blicken durchbohrend, zugeſehen hatte, zwang ihn, ein paar Schritte zurückzutreten, und ich ſah dann, als er vor mir ſtand, daß er ſein Blättchen Papier betrachtete und ein ce n'est pas cela! unwillig ausſtoßend, es wegwarf und ein anderes aus ſeiner Taſche herausholte. Ich hob den Liebesbrief an die Meernire auf und fand auf demſelben mit Bleiſtift das Wellenſpiel auf eine höchſt kunſtreiche Weiſe wiedergegeben. Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Maler, der hier die Geheimniſſe des Meers ſtudirte und zu feſſeln ſuchte.

Die Civiliſation legt ſich oft wie eine Scheidewand zwiſchen die Menſchen. In Paris bleibt uns der Zimmernachbar Jahre lang ein Fremder; in einer kleinen Stadt geht's ſchon beſſer, in einem Dorfe ſind alle Bewohner Verwandte, und zwei Menſchen in einer Wüſte würden ſich beim erſten Zuſammentreffen die Hand zum Brudergruße reichen. Wir, der Maler und ich waren am Fuße der

Heve, auf dem Meeresſtrande, den Fels hinter uns, die See vor uns, in einer Art Wüſte, und ſo hatten wir keine beſondere Einleitung nöthig, um Bekanntſchaft zu machen. Ein paar Fragen und Antworten, und das Geſpräch war im beſten Fluſſe. Der junge Maler, er mochte 28 Jahre alt ſeyn, lachte herzlich, als ich ihm geſtand, daß ich durch ſeine auffallende Art, das Wellenſpiel zu beobachten, verleitet, im erſten Augenblicke die Geſundheit ſeines Verſtandes bezweifelt habe, und ſagte mir, Aehnliches ſey ihm von Seiten der Fiſcher und Arbeiter ſchon öfters widerfahren. „Deßwegen," fuhr er fort, „muß ich ſo weit gehen. Oft werde ich für die kleine Reiſe reichlich belohnt, wie eben hier an dieſer Stelle, wo ich ſeit mehreren Tagen eine ganz eigene Brechung der Wellen beobachte, ohne daß es mir gelingen will, das Geheimniß derſelben zu faſſen und zu feſſeln." Und wirklich ſah ich, von ihm darauf aufmerkſam gemacht, daß die Brandung, ſo oft ſie gegen die beiden Felsblöcke fuhr, ſich doppelt brach und, von zwei Seiten zuſammenſchlagend, eine Art Wölbung bildete, wie ich dies bis jezt noch nie bemerkt hatte. Die Croquis des Malers zeigten mir einmal, wie ſchwer es ſeyn mochte, dies Spiel der Natur wieder zu geben, dann aber auch, daß ich mit einem Manne zu thun hatte, der nichts weniger als ein Neuling in der Kunſt war. Nachdem er mich freundlich eingeladen, ihn zu beſuchen, und mir ſeine Adreſſe gegeben, ließ ich ihn allein, um ihn in ſeinen Studien nicht ferner zu ſtören.

Am Abend fragte ich einen meiner Bekannten, der über alle Bilder des Salons von Paris mitzuſprechen hatte, ob er den Maler Drouin kenne, und er antwortete mir, er habe einen peintre en batimens, einen Anſtreicher dieſes Namens früher gekannt, und er habe wirklich gehört, derſelbe beſaſſe ſich damit, Schiffe für die Kapitäns oder Rheder zu malen. Dies kühlte meinen Enthuſiasmus, den die Skizzen und das beſcheidene und doch würdige Weſen des jungen Mannes, der mir einen ziemlich hohen Begriff von ſeinem Kunſtberufe gegeben, in mir hervorgerufen hatten. Dennoch ſuchte ich am andern Tage meinen neuen Bekannten auf.

Ich mußte bis in den dritten Stock eines Hauſes dritten Ranges hinaufſteigen, wo eine ſchlichte junge Frau, die ſchwerlich in der Stadt erzogen worden war, mir die Thüre öffnete und mich in ein reinliches Zimmerchen führte, wo bald der Maler in einem grünen leinenen Kittel erſchien, der ſich nur dadurch von denen, welche die Maler in Paris tragen, unterſchied, daß er nicht mit hundert Farben und Oelflecken bekleckt, ſondern blank und rein war. Nach den erſten Begrüßungen führte mich Drouin in ein anderes Zimmer, wo er ſein jüngſtes Kind, wie er ſagte, aufgeſtellt hatte. Das Kind war ein kleiner Rieſe, der in der Wiege ſchon die Schlangen des Neides und der Eiferſucht zu zerdrücken im Stande ſchien.

Ich geſtehe, daß ich nie und nirgends bis jezt das Meer ſo wiedergegeben ſah, als in dieſem Gemälde des cidevant peintre en batimens. Das Bild war ziemlich groß, das größte, das Drouin bis jezt gemalt hatte, fünf Fuß breit und vier Fuß hoch. Es ſtellte die Sauvetage des vor etwa einem Jahr in der Brandung vor Havre geſtrandeten Dampfſchiffes le Triton dar. Die Farbe der Schiffsgerippe auf den Werften im Vordergrunde iſt etwas hölzern, vielleicht noch zu ſehr in der Art des Anſtreichers; der Meerkies hat denſelben Fehler, er iſt zu natürlich, und der Maler hat überſehen, daß man Bäume malt, ohne Blätter zu malen, und daß man den Meerkies als Ganzes, nicht aber als eine große Menge einzelner Kieſel auffaſſen, daß man ihn malen muß, ohne die einzelnen Steine zu malen. Aber all das ſind Fehler, die ſich mit der Zeit ablegen laſſen, und Drouin wird ſie ablegen, denn in ſeinem Bilde zeigt ſich da, wo das Meer beginnt, ein Leben, eine Wahrheit, ein Studium der Natur, wie ich es nie bis jezt, in keinem Seeſtücke irgend eines Meiſters geſehen habe. Ich ſah oft, wie man es verſucht hatte, das Meer im Sturme wiederzugeben; aber die Wellen waren meiſt wahre Berge, ſchwer und dick. Drouin dagegen hat denſelben ihre ganze Elaſtizität, ihr Spielen, ihre Durchſichtigkeit, ihre unendliche Verſchiedenheit zu laſſen gewußt. Die Wellen tanzen in ſeinem Bilde wie auf dem Meere, und man glaubt, wenn man dies Gemälde anſieht, den Jubel zu hören, in den ſie ausbrechen, ſo oft ſie der Erde nahe treten. Ich denke nicht zu viel zu ſagen, wenn ich prophezeihe, daß Drouin, deſſen Name bis jezt nirgends öffentlich genannt worden, in zehn Jahren der erſte Seemaler Frankreichs ſeyn wird.

Nachdem ich das Bild lange betrachtet und mir Drouin noch ein paar kleinere Landſchaften und Viehſtücke gezeigt hatte, fragte ich ihn, ich weiß nicht gerade weßwegen, ob der peintre en batimens Drouin etwa ſein Vater ſey. Und er antwortete lächelnd: „Ja! wenn Sie ſo wollen; denn er hat mich großgezogen, mich genährt und gepflegt, und mir die Mittel gegeben, ein Maler zu werden, vorausgeſezt, daß mir dies je gelingen ſollte. Aber ſie könnten mich mißverſtehen: der peintre en batimens ſteht vor Ihnen. Ich habe mich und meine Mutter durch Anſtreichen ernährt, und habe gerade dies Metier gewählt, weil ich hoffte, dabei für die Malerei, meine Leidenſchaft ſeit meiner früheſten Jugend, Zeit zu erübrigen." Dann erzählte er mir mit der naivſten Anſpruchloſigkeit, wie er bereits im zwölften Jahr ſeinen Vater verloren, und von da an für eine kranke Mutter und ſich ſelbſt das Brod habe verdienen müſſen. Seine Neigung theilte ſich zwiſchen dem Meere und der Malerei, und ſo wurde er zuerſt Schiffsjunge, blieb drei Jahre auf der See, und zeichnete ſchon damals, ſo gut und ſo ſchlecht es eben gehen wollte, Schiffe, das Meer, Kirchen

und Dörfer, ohne je Unterricht gehabt zu haben. Endlich aber erhielt die Neigung zur Malerei die Oberhand, er verließ das Schiff und ging zu einem Häusermaler, wo er bald (in Rouen) so viel erwarb, um sich und seine Mutter zu ernähren, und noch Zeit fand, im Zeichnen Unterricht zu nehmen. Die Anstreicherei aber war seine einzige Schule in der Malerkunst, und in der Farbenlehre blieb er ganz sein eigener Meister. Seine Bilder tragen die Spuren dieses Selbstunterrichts; denn wie schön sie in der Hauptsache sind, so fehlt ihnen doch, was die Maler in Frankreich le chique nennen. Bald trieb ihn seine Sehnsucht nach dem Meere wieder nach Havre, und hier ging er von Stufe zu Stufe aufwärts: erst noch Weißbinder in Wasserfarbe, dann Ablonierfeier der Schiffe für Kapitäns und Kaufleute, die ihre Kinder — die Schiffe sind ihnen solche, und oft fester an's Herz gewachsen, als die eigentlichen Kinder — abmalen lassen, um sie stets um sich zu haben, endlich Oelmaler, und jezt steht er — ich prophezeihe es ihm, und der Umstand, daß bereits jezt Havrer Liebhaber seine Gemälde ziemlich gut bezahlen, bürgt dafür, wenn man die Havrer nur etwas kennt — in der Vorhalle des Tempels, der dem durch die Natur selbst Eingeweihten die Palme nicht versagen wird. Man wird noch oft von ihm sprechen, wenn er erst die Eisrinde durchbrochen, welche die Provinz in Frankreich um jedes Genie legt, wenn er erst einmal in Paris die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Aktienunternehmungen.

Die auf Aktien unternommene, nicht weit hinter dem Link'schen Bade an der Bautzner Straße befindliche Anlage zur Brauerei vorzüglich guten Bieres zog, auch abgesehen von dem materiellen Interesse daran, schon darum die Aufmerksamkeit der hiesigen Einwohner besonders auf sich, weil der Platz früher ein öffentlicher Lustort, und seiner reizenden Situation und Aussicht wegen unter dem Namen des Waldschlößchens ein Lieblingsaufenthalt für die Freunde entfernterer Spaziergänge gewesen war. Die süße Hoffnung, daß der im Sommer durch seine Schattenkühle wirklich überaus angenehme Ort, nach erfolgter Vollendung und Einrichtung der neu zu erbauenden Anstalt, dem öffentlichen Gebrauche wieder gewidmet werden sollte, lockte im Voraus bei schönem Wetter eine Menge Menschen aus allen Ständen dahin. Mächtigere Phantasien anticipirten dabei bereits die wohlthätigen Genüsse des künftig dort schäumenden köstlichen Gersten- und Hopfensaftes, und freuten sich der wirklich grandios erscheinenden Riesengewölbe, welche den dortigen lockern Sandboden durch ihre gewaltigen Mauern festhalten sollten. Eine fast unerschöpfliche, süssige Seligkeit dämmerte zauberisch vor ihrem Geiste auf. Wenn auch den minder bierphantastischen Naturen keine so kräftigen Schwingen gewachsen waren, so vergnügten sie sich doch ebenfalls an dem recht zweckmäßig erscheinenden Betriebe eines im Ganzen mancherlei wahren und allgemeinen Nutzen verheißenden Unternehmens. Als vor Kurzem ein Theil des Gebäudes der ebenfalls auf Aktien gegründeten Champagnerfabrik in der benachbarten Niederlößnitz das Unglück hatte, tief in seinen sandigen Boden einzusinken, da klammerten sich die Hoffnungen und Wünsche der Freunde des Waldschlößchens mit den Aktionären der dort beabsichtigten Bierbrauerei nur desto fester an die starken Mauern der daselbst bereits errichteten Kellergewölbe an, deren Dauer ihnen wenigstens auf einige tausend Jahre berechnet schien. Welch ein Todesschrecken daher für sie, als am 6ten Juli die Hiobspost durch die Stadt lief, einer dieser felsenfesten Keller sey wirklich zusammengestürzt. Es stand in der That sehr zu besorgen, daß dieser Unfall sehr nachtheilig auf alle dergleichen Entrepriſen einwirken werde, zumal das Mehr, welches zur Herstellung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn über die Anfangs für hinreichend geachtete Summe nöthig geworden, manches Kopfschütteln unter den Aktionären erregt hatte. Ganz Parteilose mußten daher das neue ungünstige Ereigniß schon darum doppelt beklagen, weil durch dasselbe die Aktienspekulationen, welche, wo ihnen nicht bloße Schwindeleien zum Grunde liegen, gewiß immer einen wohlthätigen Einfluß auf die Gewerbe äußern, in Zukunft auf bedeutende Hindernisse stoßen konnten. Zum Glück zeigte sich indessen bei näherer Bekanntschaft mit den Umständen, daß, wenn auch, leider, fünf Arbeiter wirklich verschüttet und von diesen einer getödtet worden, die Ursache der Verschüttung doch keineswegs der Einsturz eines Kellers gewesen. Nur eine Sandwand war auf die Arbeiter herabgerollt. — Mit Ungeduld wird das glückliche Endresultat eines andern Aktienunternehmens von dem hiesigen Publikum ersehnt. Es ist die Einrichtung mehrerer Dampfschiffe, dem Vernehmen nach zunächst zu Lustfahrten auf der Elbe zwischen Dresden und Tetschen bestimmt, und daher zum Besuche der sogenannten sächsischen Schweiz auf dem schnellsten und wohlfeilsten Wege vorzüglich geeignet. Vor Kurzem wurde mit dem einen bereits im Hauptwerke fertigen Fahrzeuge der erste Versuch gemacht, und er soll nach Wunsch ausgefallen seyn.

Geschlechts-Homonyme.

Laudo manentem.
Hor.

Er

Blieb' ich dir, was du mir, so lang' ich lebe, bleibst,
Wenn du mich nicht mit Spott aus meinem Neste treibst,
So lob' ich immer dich, doch schüttelst du die Schwingen,
So wird Entsagung auch der Mannskraft gelingen.

Sie.

Ich bin dein Glück, so lang' ich bleibe, was ich bin,
Hört' ich es auf zu seyn, so gäbst du gern mich hin;
Zwei Herzen sind, nur auf verschiedne Weise, mein,
Und wenn man eins mir nimmt, so hör' ich auf zu seyn.

Es.

Und habt ihr beiden erst für immer euch verloren,
So bin ich beiden wohl schon zum Ersatz erkoren,
Ein Kätzchen oder Buch, Spiel oder Puppendraht,
Ein Schmuck, Mahl, Ideal, doch ach! nur Surrogat!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. Auguſt 1837.

Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.
Horat.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

Lübeck.

Der Tag war nicht lange angebrochen, als ich vor dem noch geſchloſſenen Thore von Lübeck anlangte. Hier hielt ich einige Zeitlang, bis das Thor aufgeſchloſſen wurde. Die ſtille Stadt lag vor mir, und ich glaube, es würde mich nicht gewundert haben, wenn allmählig einzelne mittelalterliche Geſtalten, Reiſige zu Pferd, eine Falkenjagd, oder ſchlichte Bürgersmädchen, zu Heiligenbildern vor der Stadt wallend, um ihre Morgenandacht zu verrichten, aus den ſchweigenden Mauern getreten wären; denn es hat wohl keine Stadt ſo ſehr wie Lübeck die Spuren vergangener Jahrhunderte bewahrt. Die vom Alter gebeugten Thürme des Doms ſtehen wie ein müdes Greiſenpaar neben einander, das von glaſirten Ziegeln gebaute Rath- und Kaufhaus in ſeiner bedeutenden Ausdehnung mahnt lebendig an die Zeiten, da Lübeck das Haupt der Hanſe war, und gerade das Holſtenthor, durch welches ich diesmal einzog, iſt das größte und alterthümlichſte der Stadt und führt über eine unförmlich hochgeſchwungene Brücke mitten durch den Hafen hindurch, welcher ſich langgeſtreckt am Fuße der von Baumgängen gekrönten grünen Wälle hinzieht.

Freilich kann ſich Lübeck, ſo wenig als irgend eine Stadt des Nordens, in der Fülle und dem Reiz der Erſcheinung mit Nürnberg meſſen, das, im Mittelpunkte Deutſchlands gelegen, eine Zeitlang das Herz deutſcher Kunſt und Art, und außerdem durch die Naturgabe des Sandſteins zu weit reicherer Ausbildung derjenigen Kunſt geeignet war, in der das Weſen der mittleren Zeiten ſich gleichſam verkörpert hat. Allein bei aller Sorgfalt, die man in dieſer ſüdlichen Stadt auf die Erhaltung und organiſche Wiederherſtellung der alten Denkmale, zum Theil auch auf die Vermeidung von Störungen verwendet hat, welche durch allzugroße Abweichung von der alten Bauart für den Charakter der Stadt entſtehen müßten, wird ſie doch deßwegen nie den reinen Eindruck der Vorzeit machen, wie Lübeck, weil die Thätigkeit ihrer Bewohner nicht, wie hier, in Stillſtand, ja man muß ſagen in's Rückgehen gerathen iſt.

Es ſoll hiemit den ehrenwerthen Lübeckern kein Vorwurf gemacht werden; ſie haben der Macht der Verhältniſſe, die vorzugsweiſe ungünſtig auch jezt noch auf ihnen laſten, nicht widerſtehen können. Es liegt in Dänemarks Intereſſe, den Wiederaufſchwung des Lübecker Handels möglichſt zu hemmen, und wenn auch manche Maßregeln, die den Handel der Stadt nach Kiel zu ziehen beſtimmt

ſind, um ſo ſchwerer auf den alten Reichsbürgern laſten, als ſie das Andenken ihres Glücks jeden Tag und jede Stunde in ihrer Stadt ſelbſt vor Augen haben, ſo iſt es doch auf der andern Seite dem armen däniſchen Reiche, das in der That in noch härterem Maße von den Schlägen des Schickſals getroffen worden iſt, nicht zu verargen, wenn es nach Möglichkeit ſich ſelbſt wieder empor zu bringen verſucht. Hiegegen läßt ſich weniger einwenden als wider die Zurückſetzung Holſteins gegen die eigentlich däniſchen Lande. Denn die Staaten ſtehen zur Zeit noch im Verhältniſſe des Naturſtandes einander gegenüber, und ihr Recht iſt, wenn es von den Verhüllungen befreit wird, mit welchen es die wechſelnde Mode der Weltpolitik bekleidet, in lezter Inſtanz kein anderes als das Recht des Stärkeren. Schwer leidet Lübeck namentlich dadurch, daß die däniſche Regierung eine Verbindung mit der verſchwiſterten Hanſeſtadt Hamburg, dieſem Hauptſtapelplatze des europäiſchen Continentalhandels, durch eine gute Straße bisher nie zugegeben hat, während ſie Kiel und Altona, alſo auch Hamburg, durch eine Chauſſee und verbeſſerte Poſtanſtalten ſich näher zu bringen bemüht geweſen iſt. Leider könnte auf den heutigen Weg zwiſchen Hamburg und Lübeck, ſo weit er nicht durch das Gebiet dieſer Städte geht, noch Anwendung finden, was vor fünfzig Jahren von ihm erzählt wurde. Damals hieß es, dem Poſtwagen werde aus keinem andern Grunde ein Gensdarm beigegeben, als damit er die durch die fürchterlichen Stöße des Wagens regelmäßig zur äußerſten Verzweiflung getriebenen Reiſenden mit Waffengewalt vom Selbſtmorde abhalte.

Ich weiß übrigens nicht, ob nicht in den Lübeckern ſelbſt ein Element liegt, das ihre Stadt am kräftigen Emporkommen hindert; zu kurz war mein dortiger Aufenthalt, als daß ich mir es anmaßen möchte, über das Weſen der Bewohner raſch abzuurtheilen. Ich wünſchte, daß jeder Reiſende, der, wie dieſes Mal ich, im Fluge wandert, rein und unverfälſcht nur das gäbe, was ſich im Fluge entweder ſelbſt beobachten oder von fremden Beobachtungen mitnehmen läßt, ohne den Anſpruch zu machen, aus ſo vereinzelten Beobachtungen Schlüſſe ziehen und das vom Hörenſagen Erfahrene als ſelbſterlebte Wahrheit bezeugen zu wollen. Doch gibt es Einzelnheiten, die ſo nothwendig durch ein ihnen entſprechendes Ganze bedingt werden, daß man ſie ohne dieſes nicht denken kann, und es gibt Bilder, die ſo ſehr das Gepräge der Aehnlichkeit tragen, daß, wer auch das Urbild nicht kennt, berechtigt zu ſeyn glaubt, ſie für getroffen zu halten. In dieſem Sinne läßt ſich vielleicht aus der immer noch beſtehenden ſtrengen Abtheilung der Packträger des Hafens in verſchiedene Gilden, ſo daß es zum Beiſpiel jezt noch Stockholmsträger, Zuckerträger gibt, d. h. ſolche Leute, welche das ausſchließliche Recht haben, was von jener Stadt oder von dieſer Waare ankommt, an's Land zu tragen, auf eine tief gewurzelte Anhänglichkeit an das der Entwicklung der Zeit in ſeiner alten Form widerſtrebende Zunftweſen ſchließen, welche allein bedeutende Fortſchritte des Wohlſtandes zu hemmen vermag.

(Die Fortſezung folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Beſchluß.)

Nicht jede „unſchickliche Verbindung“ wirkt lächerlich, wie Beattie will, geſchweige denn daß alles Lächerliche auf einer ſolchen beruhte. Tritt Jenes ein, ſo gründet es noch tiefer. Wenn die Südſeeinſulaner dem Weltumſegler Kotzebue in Uniformfräcken und mit Hüten, die ſie von frühern Seefahrern geſchenkt erhalten, übrigens aber nackt entgegenkamen, ſo war das allerdings eine unſchickliche Verbindung lächerlicher Art. Die luſtige Wirkung entſteht durch die zur Anſchauung kommende Neigung der Naturſöhne zum Putz, welche aber hier nicht etwa durch bunte Schürzen, ſondern mißgeleitet durch Kleidungsſtücke befriedigt wurde, die wir Europäer erſt dann anziehen, wenn die Nuditäten zuvor durch andere verhüllt ſind. Alſo auch hier Eludirung einer freien Neigung und Wahl durch gieriges Ergreifen einer ungeeigneten Darbietung.

Der „Unſinn“ iſt nicht immer eine Quelle des Lächerlichen. Der künſtliche, raffinirte Unſinn, der zuweilen in Schriften oder Geſellſchaften als Beluſtigungsmittel aufgetiſcht wird, macht ſelten die bezweckte Wirkung, weil er das Lächerliche provociren will. Der Unſinn muß, wenn er komiſch erſcheinen ſoll, dem Menſchen unwillkührlich entwiſchen, es muß vermeintlicher Sinn, es muß, nach Shakespeare, Methode darin ſeyn. Wenn Einer ſagt: zwei mal zwei iſt ſieben! ſo lachen wir, weil er plappernd fehl rechnet, alſo im allbekannten Einmaleins ſtrauchelt. Wenn Jemand behauptet: das iſt per se, daß es per sibi heißen muß, oder ausruft: Enfin! kein Wort Franzöſiſch mehr! ſo ſehen wir das Herrwerden der Gewohnheit über die Beſinnung. Ein vollkommener Unſinn iſt ein widriger Ernſt und kein heiteres Spiel mehr für uns. Der Unſinn der Irrenhäuſer, der Wahnſinn beluſtigt nicht. Wenn ſich ein Irrer für Gott Vater, den Großen Mogul, Napoleon ꝛc. hält, oder wähnt, er habe einen Tambour im Hirn, ſo erſcheint uns ſein Zuſtand ſo abſolut, ſo bleibend und zwangsvoll, daß von gar keiner relativen Freiheit, oder von Anmaßung einer Willkühr die Rede ſeyn kann. Das tollſte Geſchwäz oder Handeln iſt uns eine bloße phyſiologiſche Erſcheinung, die uns eher mit Grauen als mit Lachen erfüllt. Die beluſtigendſten Leute ſind die Halbnarren,

die Viertels-, Zehntels-, Hundertstelsnarren, die Bruchtheile, zu denen sich selbst der sogenannte vernünftige Mensch zählen muß. Ich kannte einen lustigen jungen Mann, der ein solch unbändiges Verlangen nach Auszeichnung und einem Orden hatte und offen an den Tag legte, daß ich aussprechen mußte, er werde ein Narr werden, wenn er das Bändchen erhalte und wenn er es nicht erhalte.

Die „Auflösung einer Erwartung in Nichts“ wirkt nicht immer beim Lächerlichen mit, weil überhaupt nicht jedesmal eine Erwartung bei derlei Vorgängen stattfindet. Wenn bei einem nächtlichen Streit ein zufällig die Straße Wandelnder mit durchgeprügelt wird, wo wäre hier eine in Nichts aufgelöste Erwartung? Im Gegentheil hat derselbe etwas gar nicht Erwartetes erhalten. Das „Nichts“ ist überhaupt für die Komik ein leeres, todtes Nichts. Umgekehrt beruht das Lächerliche auch nicht nothwendig auf einem „Unerwarteten;“ wie ja von lustigen Vögeln ihr Genossener, als passiver Hanswurst, öfters, ja meistens zu einer lächerlichen Aeußerung oder Handlung mit Berechnung und soppender Schlauheit, also zu einem Erwarteten getrieben wird.

Der „Untergang des Idealen im Realen“ ist mehr tragisch als komisch. Untergang ist wieder kein Spiel, keine relative Freiheit, kein Streit der Willkühr mit dem Zwange. Mit solchen absoluten Worten kann der flüchtige Geist des Komischen und Lächerlichen nicht umschrieben werden, und wer gleich die höchsten Gegensätze in den Mund nimmt, der mag damit zwar die Weltachse beschreiben, aber nicht die leichten, dünnen Balancirstäbchen der Laune, des Humors, der Komik.

Ebenso ist es mit der Definition, das Lächerliche sey eine „Umkehrung der Welt.“ Durch ein spaßhaftes Wort oder Ereigniß wird die Welt noch nicht umgekehrt, und wenn einmal ein Prediger die Perrücke verkehrt aufsezt, so ist's nur die Perrücke und nicht die Welt. Wäre diese es im Ganzen, so hätte aller Spaß ein Ende, der eben nur dadurch möglich ist, daß einzelnes Verkehrte in ihr geschieht. Solche Definitionen lassen ahnen, daß ihr Urheber weder Geduld noch Geschick hatte, die einzelnen Lebenserscheinungen um ihr Allgemeines, das Wirkliche um seine Idee zu befragen, sondern lieber das philosophische Geschäft frischweg am Pulte abzumachen, wobei ihm vielleicht die Bilderbogen der Kinder zur Leitidee dienten. In diesen ist aber eben wegen der plumpen Umkehrung wenig Lächerliches. Es gehört doch etwas mehr Witz dazu, um Lachen zu erregen, als einen Bauern vor den Pflug zu spannen und diesen ein Pferd leiten zu lassen. Ganz anders nehmen sich die bekannten französischen kleinen Darstellungen von eingekleideten Thieren aus, wo z. B. ein galanter Fuchs die Hühnerdamen aus dem Stalle mit Grazie herabhebt, voraussichtlich um sie nachher zu fressen. Hier ist ein vielfaches, ein potenzirtes Komisches. Der Künstler spielt mit den Thieren, als karrikirten Ebenbildern der Menschen, zugleich andeutend auch mit diesen, schon im Allgemeinen, als humoristischer, künstlerischer Aesopus durch die Abspiegelung der Menschen in Thiergestalten, dann noch speciell durch die Lächerlichkeit der Scenen. Der leidtragende Affe mit dem Thränentüchlein erscheint in eine lächerliche Gestalt gezwängt, der heuchlerisch grimassirende Mensch blickt durch ihn hindurch, und die ganze Scene im Trauerhause hat noch überdies eine satirische Beziehung, die dem Doppelspaße plastische Einheit gibt.

Ein „Umschlagen des Erhabenen in die Bagatelle“ läßt sich wohl auch nicht oft beim Lächerlichen nachweisen, nicht einmal immer ein Abfall des Großen in's Kleine. Ob ein Künstler in der natürlichen Magie einen Grenadier in den Reisekoffer steigen läßt und dann statt seiner ein Wickelkind heraushebt, oder umgekehrt jenen statt des Kindes, Beides bewirkt das gleiche Lachen. Wenn ich einen Strohwagen aufhalten will und dafür einen Strohhalm herausziehe, so ist's nicht komischer, als wenn ich an einem Halm zerre und dadurch den Schober auf mich fallen mache. Man mag überhaupt bedenken, wie selten bei lächerlichen Vorgängen ein Erhabenes im Prospekt war, und wie hinwieder „Bagatelle“ den komischen Erfolg in den wenigsten Fällen bezeichnet.

Wir bedürfen zur Erscheinung des Komischen dieser gewaltigen Gegensätze nicht, also auch nicht zu dessen Erklärung. Wenn Hanswurst des Nachts aus dem Fenster seiner Dulcinea sich herabläßt und, statt den Boden mit einem Sprunge zu erreichen, auf einen Ziegenbock rücklings zu sitzen kommt, der mit ihm davon rennt, so lachen die Zuschauer der Puppenkomödie über den Schabernack des Zufalls um so mehr, als Hanswurst und Bock an sich schon nichts weniger als Träger des Erhabenen, sondern komische Personagen sind.

Das Komische, das Lächerliche im allgemeinsten Sinn, ist das zur Anschauung kommende Spiel der Natur mit der Freiheit des Menschen. Bei „Natur“ müssen wir aber an die Sphäre höherer Kräfte und Gewalten überhaupt denken, innerhalb welcher sich der Mensch mit vermeintlicher Freiheit bewegt. Es ist ein Gewahrwerden des heitern Conflikts zwischen Willen und Zwang beim Menschen, der Mangelhaftigkeit seiner Willkühr, der Unzulänglichkeit seines Strebens; es ist das ergötzliche Beobachten seiner von höhern Gewalten eludirten Selbstbestimmung.

Die höhere, den Menschen beherrschende, hänselnde ꝛc. Gewalt tritt nun im Leben auf — bald als ein Geschick, Verhängniß, bald als äußere Natur, bald als Zufall, bald als sittlich-, intellektuell- oder physisch-organische Nöthigung, bald als bürgerliche Ordnung, bald als der neckende Despotismus eines Menschen, als Laune eines

Mephistopheles, eines Schalks. Ja ein loser Vogel kann sich sogar selbst geflissentlich stellen, als wäre er einer Beschränkung seiner freien Bewegung unterworfen, um die Zuschauer, Zuhörer zum Lachen zu reizen, während er sie, als die Gefoppten, im Stillen auslacht.

Möchten denkende Leser nun den aufgestellten und an einigen Beispielen nachgewiesenen Grundbegriff der Erklärung sich im Leben und bei der Lectüre gegenwärtig erhalten und sehen, ob sie in concreten Fällen damit zurecht kommen. Es läßt sich wohl ahnen, daß dies nicht immer alsobald glücken wird; doch ist mir nie ein Lächerliches vorgekommen, das sich der Definition ganz widerstrebend erwiesen hätte. Ich behalte mir vor, ein ander Mal auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

Weltörtend. Die Endormeurs.

Wie sich der echte Mann erst im Unglück recht bewährt, wie da hervortritt, was er eigentlich gilt, so ist's auch mit Staaten und Städten. Lyon ist so ein Mann, ein vielfach und schwer geprüfter, denn seit fünf Jahren sausten in zwei blutigen Insurrektionen die Kanonen- und Kartätschenkugeln um sein uraltes, schon von Römerzeit her ehrwürdiges, aber noch immer frisches Haupt, und nun liegen seit länger denn sechs Monaten die Seinigen in schwerer Angst und Noth. Hunger und Entbehrungen aller Art plagen sie, während ihm über dem Meer ungeheure Summen verloren gehen und seine Fabriken feiern; die sonst so thätigen Webstühle stehen still; seine Magazine sind voll kostbarer Waaren ohne Absatz, es ist selbst wenig Aussicht zu bleibendem Besserwerden, und doch steht der Mann noch aufrecht und sieht auch gar nicht muthlos aus. So Lyon. Es gehört gewiß großer Reichthum, seltene Festigkeit und merkantilische Solidität dazu, in den furchtbaren Umständen nicht zu fallen, die seit einigen Jahren, besonders aber in der neuesten Zeit auf unsere Stadt einstürmen. Die immer wachsende Zahl und Thätigkeit der Seidenfabriken im Ausland und in Frankreich selbst, neuerdings aber die Bankerotte in Nordamerika, mit dem Lyon sehr große Geschäfte machte, sind die furchtbaren Crisen, die vereinigt vielleicht keine Handelsstadt der Welt ohne Zerstörung ihres Wohlstands und Kredits ertrüge; hier wankten und fielen aber nur wenige Häuser. Rechnen Sie zu jenen großen Nachtheilen noch die bedeutenden Opfer, die Lyon länger als sechs Monate für die Erhaltung von dreißigtausend hungernden Arbeitern gebracht hat und noch bringt, die großen Summen, die zu diesem Zweck von den wohlhabenden und reichen Einwohnern der Stadt, ja selbst von der Garnison eingingen, die vom Könige und seiner Familie mehrmals gesendet wurden, und Sie werden vielleicht einige Vorstellung von unserer Lage haben, immer aber noch eine sehr unvollständige, denn Sie müssen wissen, daß jene bedeutenden Unterstützungen in den langen, peinigenden Monaten des langen Winters nur ganz geringe Hülfe gewährten, und daß bei unserer armen Arbeiterklasse eine Noth herrschte, von der man sich in Deutschland keine Vorstellung macht, und die nur in den Fabrikstädten Englands ihres Gleichen haben mag. Der Jammer der hungernden Kinder, die von Mädchen und jungen Frauen fast öffentlich und oft ohne Scheu versuchten Erwerbsmittel, um sich und den Ihrigen Brod und Holz zu verschaffen, zerschnitten einem das Herz. Ich habe in jenen Jammertagen Manches gesehen und gehört, was nie aus meinem Gedächtniß kommen wird, und solche Erinnerungen halten durch das ganze Leben nach.

Dieses Elend erklärt zum Theil Manches, was außerdem schwer zu begreifen wäre, so das Verschwinden einer Menge Kinder, junger Leute und Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren. Von leztern habe ich nach den öffentlichen Anzeigen in den vergangenen sechs Monaten neunzehn gezählt, die nach der Beschreibung alle sehr hübsch gewesen seyn müssen. Der Knaben bis zum fünfzehnten Jahr waren noch mehr. Mehrere von ihnen trieb Hunger und gänzliche Hülflosigkeit ohne Eltern oder für sie sorgende Angehörige zum lezten Weg — in die Rhone; manche Mädchen führte Aehnliches dahin, oder auch Scham vor sich selbst und ihrem Thun und seinen Folgen. Nur Wenige sind weit über Lyon hinaus gekommen. Einige mögen auch den Endormeurs in die Hände gefallen seyn. Sie fragen mich, was sind diese Endormeurs? Wüßte ich's! Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß sie Erwachsene und Kinder durch freundlich gereichte Bonbons, eingemachte Früchte und Getränke zu tiefem Schlaf zu bringen suchen, um sie dann zu berauben und zulezt, die Taschen voll Steine, in den nächsten Fluß zu werfen. Dergleichen Fälle sind seit einem Jahr eine Menge bei uns vorgekommen. Junge hübsche Mädchen und schöne Knaben müssen sich besonders in Acht nehmen, wenn es gleich bei ihnen nicht auf Ausplünderung abgesehen ist. In dieser Beziehung will ich Ihnen nur eine Geschichte erzählen, die sich vor einigen Monaten hier zugetragen hat, und die man Anfangs für eine gut erfundene Historie, für eine Geschichte aus Tausend und Einer Nacht hielt, an deren Wahrheit aber, nach vielen bestätigenden Umständen, nicht mehr zu zweifeln ist, und auch nicht mehr gezweifelt wird, wenn gleich dabei die Hauptsache noch ganz im Dunkeln liegt.

Der kleine P., ein sehr hübscher, kluger Knabe, ungefähr dreizehn Jahre alt, wurde des Nachmittags von der Mutter auf den Markt auf dem Kai Humbert, nahe bei dem Platz du Change, geschickt, um da Kartoffeln zu kaufen. Wie er darum handelt, empfängt er von hinten einen heftigen Schlag auf die Schulter, so daß er fällt. Gleich treten zwei sehr wohlgekleidete Herren zu ihm, bedauern ihn freundlich und halten ihm ein Krystallfläschchen vor, mit dem Zureden, er solle nur daraus trinken, es werde ihm gut auf seinen Schrecken bekommen. Den Knaben freut ein so gütiges Benehmen höchlich, und er trinkt herzhaft das Fläschchen aus. Gleich darauf ergreift ihn unwiderstehlicher Schlaf und völlige Bewußtlosigkeit. Als er wieder erwacht, unbewußt, wie lange er geschlafen, sieht er sich in einem unbekannten Zimmer, auf einem Bett ausgestreckt liegen, seinen obern Körper in eine eiserne Presse gespannt, die ihm Brust und Rücken heftig zusammendrückte; am Oberarm fühlte er einen ähnlichen Mechanismus. Bei ihm saßen die beiden Herren; der eine hielt eine Uhr und gab dabei genau Acht, wie die Arterien des Knaben am Arm und auf der Brust schlugen, der andere schrieb nieder, was jener beobachtete und sagte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 15. Auguſt 1837.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Uhland.

Alpenfrühling. 1837.

Ungeduld.

Längſt erwacht in übler Laune,
Kreis ich um mein Winterneſt,
Ungeduldig ſeh' ich, ſtaune
Nach den Bergen hoch und feſt.
In mir ſchlägt es wie mit Flügeln,
Und zerſprengt mir faſt die Bruſt:
Muß ich lange noch dich zügeln,
Ungeſtüme Wanderluſt?

Bitte.

O ſüßer Friede, komm zu mir
In dieſen holden Tagen!
Wie lange warſt du ſchon von hier,
Wie weit hinweggetragen!
Da geh' ich nun mit fahlem Kranz
Hin unterm Blüthenbaum.
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

Er geht mir nach, er winkt und droht,
Des Kummers Schattenrieſe,
Lang wein' ich ſchon die Augen roth
Um welke Paradieſe.
O hilf mir, daß ich einmal ganz
Abſchüttle dieſen Zaum:
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

So ſchwer mir's auf dem Herzen lag,
Wie könnt' ich's heute klagen?
O ſüßer Seelenfeiertag
Nach langen, öden Tagen!
Es ſpielt die Welt im Kindertanz,
Vom Geſtern weiß ich kaum:
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

Auf dem Gurten bei Bern.

Nach langen Wintertagen,
Wo ich, gebannt in's Haus,
Nur ſandte meine Klagen
Zur todten Flur hinaus,
Wo vorwärts und zurücke
Der Blick nur Wüſten fand —
Kein Nachen, keine Brücke
Zum fernen Frühlingsland;

Kein Laut, als der des Sturmes,
Der durch die Föhren pfeift,
Geläut des nahen Thurmes,
Der Trauertöne ſchleift,
Der Fahnen gelles Aechzen
Auf überſchneitem Dach,
Der Raben heiſres Krächzen —
Ein tauſendſtimmig Ach! —

Von all den ſchweren Träumen
Die mir den Sinn betäubt,
In dieſen lichten Räumen
Fühl' ich mich ausgeſtäubt;
Ausſpreſſen Lenzgefühle,
Von Bergesluft geweckt,
Auf dieſem grünen Pfühle,
Wo ich mich ausgeſtreckt.

Dort unten Wald und Matten,
In friſches Grün getaucht,
Von ſchnellen Wolkenſchatten
Im Fliegen überhaucht;
Die Hügelſtadt, die breite,
Des Münſters grauer Bau;
Beſcheiden lugt zur Seite
Aus Pappeln Elſenau.

Die Aar, die wilde, klare,
Zieht blinkend, wie in Stahl,
Gleich einem Feſtalare
Sich nach das ſchöne Thal.
Ihr Häupter dort, vom Scheitel
Bis an den Fuß ergraut,
Dünkt euch das Alles eitel,
Was ihr da unten ſchaut?

Ihr blickt mit ernſten Mienen
In dieſe Frühlingsruh,
Die Wölkchen fliehn, wie Bienen,
Vergnüglich ab und zu;
Sie möchten euch im Sinnen
Belauſchen, ſtören nicht,
Ein Lächeln abgewinnen
Dem bleichen Angeſicht.

Kein Fremdling mehr in euren
So lang erſehnten Gaun,
Darf ich euch nun, ihr theuren
Bekannten, freudig ſchaun;
Kein trunknes Ueberquillen,
Es iſt ein mildes Licht
Von eurer großen, ſtillen,
Begnügten Zuverſicht.

Frühlingsgelübde.

Der heil'ge Chriſt kam ſchüchtern nur und leiſe,
Von Winterluft ſein Lichtgewand gehoben,
Die Nacht war finſter, dichte Flocken ſtoben,
Doch macht er uns zu gut ſich auf die Reiſe.

Nun kommt er wieder, doch in andrer Weiſe,
Der Frühlingsgott im Blumenkleid, von oben
Und ſchüttet ſeiner ew'gen Güte Proben
Uns in den Schooß, dem Kinde wie dem Greiſe.

Ein frommes Kind, will ich daran mich laben,
Und warm und feſt drück ich mein Herz zuſammen,
In dir begnügt, durch den wir Wonne haben;

Da ſchlagen aus die hellen Opferflammen:
Ja, dieſer klare Strom von Liebesgaben
Er ſoll in meinem Herzen nicht verſchlammen!

Ludwig Seeger.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Ich kann nicht entſcheiden, ob es wahr iſt, was man mir von dem Bierbanne erzählt hat, den noch heutzutage die mit Braugerechtigkeit verſehenen Häuſer ausüben. Es ſoll nämlich jeder Inhaber eines ſolchen Hauſes der Reihe nach das Recht haben, die Stadt allein mit Bier zu verſorgen. Nun kann natürlich nicht geduldet werden, daß, weil ein ſolcher zufällig ein Weber oder Drechsler iſt und von der edlen Kunſt des Brauens nichts verſteht, oder auch ſeines Vortheils wegen nichts verſtehen will, die ganze Bürgerſchaft genöthigt ſey, durch verdorbene Magen die Aerzte zu bereichern; allein es wird für eben ſo gefährlich gehalten, daß der einzelne Berechtigte zu gutes Bier braue, hiedurch die andern im Beſitz der gleichen Gerechtſame befindlichen Bürger ebenfalls ein beſſeres Getränk zu bereiten zwinge und ſomit ihr wohlerworbenes Recht auf's Gröblichſte verletze. Es iſt daher verordnet, daß, wenn ungewöhnlich gutes Bier gebraut werde, der ganze Vorrath deſſelben dem Hoſpital zufalle, daß dagegen, wer ſchlechtes Bier verfertige, daſſelbe ausſchenken dürfe, und nur eine Strafe an das Aerar zu zahlen habe. So kann denn der Fall eintreten, daß in der ganzen Stadt die Hoſpitalalumnen die einzigen Leute ſind, welche ſich's

wohl seyn lassen können, während die wohlhabenden Bürger für ihr Geld nicht im Stande sind, sich einen guten Trunk zu verschaffen. Noch mehr schmeckt nach dem Schalke die Angabe über die Art der Bierprobe, welche dies Verfahren voraussezt. Seit alten Zeiten versammelt sich zu diesem Zweck ein kleines Collegium von Rathsherrn in einem Zimmer des Gemeindehauses, in welchem eine hölzerne Bank in bestimmter Entfernung von der Thüre aufgestellt ist. Diese Bank wird sorgfältig mit dem dicken Braunbiere, wie es in diesen Gegenden getrunken wird, bestrichen; die erwählten Rathsherrn setzen sich darauf, stellen sich alsbald zu gleicher Zeit wieder aufrecht und wandeln nun in gemessenem Tempo gegen die Thüre zu, indem die Bank, vermöge der klebrigen Natur dieses Getränks, querüber an denjenigen Theilen ihres Körpers haftet, mit welchen sie sonst die weichen rathsherrlichen Sessel zu drücken pflegen. Fällt nun die Bank, ehe sie an einen bestimmten Punkt gekommen sind, ab, so ist das Bier zu schlecht, hält sie bis zu einem weiteren Punkte, so ist es probemäßig, löst sie sich aber nicht ab, ehe die Rathsherrn ihren Marsch bis zur Thüre vollendet haben, so ist es unverantwortlich gut und darf nur im Spital getrunken werden.

War mir auch nicht Zeit genug vergönnt gewesen, die öffentlichen Verhältnisse Lübecks gründlich kennen zu lernen, so hatte ich doch Muße genug gefunden, mit manchem seiner Bewohner bekannt und mit seinen öffentlichen und Privatgebäuden zum Theil sogar vertraut zu werden. Wer sollte sich auch nicht an den Bauwerken des Doms und der Marienkirche erfreuen, die zwar an der Außenseite, wie alle Ziegelgebäude, den reichen Schmuck südgothischer Kirchen nicht darbieten können, die aber doch die innere Würde und Erhabenheit dieser Bauart keineswegs verleugnen. Hat man namentlich bei der Marienkirche von den modernen Verunstaltungen der Pfeiler und Wände abgesehen, so kann man ihr Harmonie und Großartigkeit der Verhältnisse durchaus nicht absprechen. Die sogenannte Brief- oder Bilderkapelle an der Südseite dieser Kirche scheint sogar auch in den Verzierungen der gehauenen Steine einen merkwürdigen Ueberrest aus der besten Zeit mitteldeutscher Baukunst zu bilden. Leider war sie zur Zeit meiner Anwesenheit mit Baugerüsten verstellt, welche der genauen Betrachtung und dem reinen Eindruck ihrer eleganten Construktion nachtheilig seyn mußten. Bekannt ist das hinter dem Altar aufgehängte Bild Overbecks, den Einzug Christi in Jerusalem darstellend, dem zwar, wie öfter schon bemerkt worden, der fünfzehnjährige Zeitraum, in welchem der in Lübeck geborne Künstler gelegentlich dieses sein erstes größeres Bild ausarbeitete, angesehen wird, dem aber die tiefe Innigkeit eines einfachen, religiösen Sinnes, die dem Meister so sehr eigen ist, dennoch eine hohe Weihe gibt. Und läßt sich leugnen, daß die Frauengruppe im linken Vorgrunde einen wahrhaft Raphaelschen Geist athmet? Außer diesem Bilde hat Lübeck noch einige Cartons Overbecks aufzuweisen, die in der Bibliothek bewahrt werden: der eine führt uns Tancred und Clorinden nach Tasso in drei verschiedenen Lagen vor, nämlich rechts Clorinden an der Quelle, von Tancred zum ersten Male gesehen, in der Mitte die Taufe des tödtlich verwundeten Mädchens durch den geliebten Helden, von dem sie das ewige Leben lächelnd um den irdischen Tod tauscht, und links den gemeinsamen Zug Beider in's Lager:

„Sie schon entseelt, ihn kaum in sich am Leben,
Und todt in ihr, der er den Tod gegeben.“

Es ist dies die Vorarbeit zu einem der Gemälde des in der Villa Massini in Rom durch Johann Führich und Overbeck ausgeführten Tasso'schen Salons, dem sich der Saal des Ariost und der des Dante, der erstere durch J. Schnorr, der leztere durch Philipp Veit und J. Koch ausgemalt, anreihen. Der größere Carton ist eine Skizze der Vision des heiligen Franziscus von Assisi in der Kapelle der Portiuncula, welche im Jahr 1827 am Giebel dieser Kapelle an der Minoritenkirche Maria degli angeli von Overbeck ausgeführt, und durch die Erdstöße, welche seither das Gewölbe der nach Vignola's Entwurf erbauten Kirche einstürzten, glücklicherweise nicht verlezt worden ist. Von ältern Bildern sind außer dem Todtentanze in einer Kapelle der Nordseite der Marienkirche und dem berühmten Altarschrein in einer Kapelle des Doms, welches von Rumohr dem Hans Hemling zugeschrieben wird, mir keine bekannt geworden.

Keinem Fremden, den die Architektur interessirt, wird auch die übereinstimmende Bauart der zahlreichen Kaufmannshäuser entgehen. Die Façade derselben theilt sich in der Regel in drei Abschnitte: das Rezdechaussee ist sehr hoch und fast ganz durch die großen Fenster durchbrochen; auf ihm ruht ein Stockwerk, das sich als bewohnbares ankündigt, worauf in rechtwinkligen, treppenförmigen Absätzen die zu Speichern bestimmten Giebelstockwerke folgen. Gleich ihnen ist für die Aufstapelung der Waarenvorräthe fast der ganze Raum zur ebenen Erde bestimmt, in dessen einer Vorderecke gewöhnlich nur ein niedriges, entresolartiges Zimmerchen, zu dem eine Treppe führt, gewissermaßen hängt. Nicht selten haben diese Gebäude noch einen großen Hinterflügel für diejenigen Wohngemächer, welche in dem Mittelstocke des Vorhauses keinen Platz fanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Eine wunderliche Geschichte. Selbstmorde.

Lange beklagte sich der Knabe umsonst über die Schmerzen in dieser Spannung, immer sagten ihm die Herren, es werde nicht lange mehr dauern, er solle sich nur beruhigen, es geschehe ihm kein Leid u. s. w. Endlich nahmen sie ihm den eisernen Mechanismus ab, gaben ihm zu essen und führten ihn endlich in ein anderes großes Zimmer in dem sonderbaren Haus. Hier fand Karl, so heißt der kleine P., eine Menge schmaler Betten und darin ganz bleiche, elend aussehende Kinder mit erstorbenen Augen, entsetzlich mager und mit ganz verzogenen, dumm aussehenden Gesichtern. Der Anblick dieser Kinder und ihres Elends, so wie das Entsetzen bei dem Gedanken, ihnen in einiger Zeit zu gleichen, schlossen ihm den Mund, so lange die Herren da blieben. Endlich gingen sie, und nun kamen gleich zwei Knaben ungefähr seines Alters, die noch gut aussahen, und fragten ihn traulich, ob er Lust habe, noch lange in diesem Hause des Unglücks zu bleiben. Karl antwortete ihnen, wie es ihm um's Herz war, und darauf theilten sie ihm ihren Vorsatz mit, zu entkommen, so lange sie noch Kräfte hätten, dabei sey aber keine Zeit zu versäumen; sie forderten ihn auf, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Es läßt sich leicht denken, daß ihm ihr Antrag sehr erwünscht kam. Sie beschlossen, sich den Abend zu stellen, als seyen sie eingeschlafen, punkt eilf aber aufzustehen und zu überlegen, wie das Entkommen möglich zu machen wäre. Kaum hatten sie diese Abrede genommen, so kam man, um die größern und noch kräftigern Kinder in einen ziemlich großen Garten am Hause spazieren zu führen; darum her war eine 10 bis 12' hohe Mauer, ohne Thüre oder andere Oeffnung, durch die ein neugieriger Blick von außen hätte dringen können. Auf diesem Spaziergang bemerkte Karl eine an die Mauer gelehnte Leiter, und hatte gleich den Gedanken, diesen Umstand wo möglich für sein Entkommen zu benutzen. Nach einer Stunde wurden die Knaben schon wieder in ihren Schlafsaal zurückgebracht, mußten sich ausziehen und zu Bett legen. Die drei Verschworenen thaten natürlich kein Auge zu, und mit dem Glockenschlag eilf standen sie auf und schlichen auf den Zehen aus dem Saal. Hier waren sie in einem Corridor, der auf den Garten ging, dessen Bäume sie im schwachen Mondschein gewahren konnten. Alle Thüren und Fenster fanden sie aber verschlossen, und um aus diesem Gewahrsam zu entkommen, drückten sie mit einem zusammengeballten Schnupftuch eine Fensterscheibe ein, nahmen die Glasscherben vorsichtig heraus, zwängten sich dann mühsam hindurch, und mit einem kleinen Sprung gelangten sie in den Garten, ohne daß sie gehört worden waren. Sie eilten natürlich der Mauer zu, fanden aber die Leiter nicht mehr angelehnt, sondern auf der Erde. Nur mit größter Anstrengung konnten sie die drei Knaben wieder aufrichten, und bei dieser Gelegenheit fühlte Karl schon, daß er nicht mehr so viel Kräfte habe, als vorher. Angst und Begierde zu entkommen gaben ihnen Stärke. Endlich konnten sie die Mauer hinaufsteigen, oben aber sahen sie kein anderes Mittel, auf der andern Seite hinabzukommen, als durch einen Sprung; denn sie fühlten sich viel zu schwach, die Leiter nachzuziehen und an der andern Seite wieder anzulehnen. Einige aufgerissene Hände und Beinkleider ungerechnet, kamen sie glücklich hinunter und liefen dann, entzückt über die wieder gewonnene Freiheit, ohne Weiteres fort, ohne sich ferner um einander zu bekümmern. So lief Karl mehrere Stunden lang, bis es um drei Uhr früh hell wurde; da war er bei der Pyramide von Baise, von wo er sich nach Haus fand. Schon am folgenden Tag waren die Behörden von dieser wunderlichen und unbegreiflichen Begebenheit unterrichtet, und der Knabe wurde auf das Genaueste von ihnen ausgefragt; seine Aussage blieb sich aber immer gleich und wich auch nicht in dem geringsten Umstand ab. Karl ist übrigens in der ganzen Nachbarschaft als ein sehr guter, kluger Knabe bekannt; seine Eltern versichern, man habe nie die geringste Lüge von ihm gehört. In seiner Aussage war nichts Gesuchtes, sondern nur der Ausdruck der Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit. Früher war er auch keck und muthig; seine Eltern konnten ihn bei Tag und bei Nacht ausschicken. So ist er aber nicht mehr; denn seit jener Begebenheit mag er auch am Tage nicht mehr allein auf die Straße gehen und sitzt immer zu Haus. An dem Tag, wo der Knabe nicht nach Haus kam, erschien bei seinen Eltern ein Commissionär mit Karls Korb und den eingekauften Kartoffeln, nebst einem anonymen Brief, worin stand: dem Knaben sey ein Unfall begegnet, man solle sich jedoch deßhalb nicht beunruhigen, er werde keine übeln Folgen haben, und es solle für ihn die beste Sorge getragen werden. Während die Eltern in Bestürzung den Brief lasen, entfernte sich der Commissionär wieder. Karl hat auch ausgesagt, während die Herren ihm aus dem Krystallfläschchen zu trinken gegeben, hätten sie ihn nach dem Namen und der Wohnung seiner Eltern gefragt. Nach Karls wiederholter Aussage hat ihm einer der mit ihm entwichenen Knaben, ungefähr seines Alters, gesagt, er sey aus Givors. Die Behörde hat deßhalb viele Nachforschungen angestellt, aber bisher nichts ausfindig machen können. Drei Tage ist Karl in dem unbekannten Hause geblieben. Nun fragt sich's, was für ein sonderbares Haus ist dies? Im Anfang glaubte man, es sey eine orthopädische Anstalt; diese Meinung hat aber keine besondere Wahrscheinlichkeit. Karl scheint in den drei Tagen nur einer einzigen chirurgischen oder medizinischen Operation unterworfen worden zu seyn, der Auscultation, bei der ein Instrument Namens Stethoscop angewendet und an die Körpertheile gelegt wird, deren Zustand man beobachten will. — Der Fälle, wo Mädchen, die sich vertrauend jungen Männern hingaben, von ihren Geliebten auf diese oder jene Art, manchmal auf das Scheußlichste, ja selbst mit ihren Kindern ermordet würden, hatten wir seit Kurzem mehrere. Aber auch aus Hunger und Elend starben einige mit ihren Kleinen; manche erstickten sich mit dem Vater, andere starben allein. So viel ist gewiß, der Tod hat bei unsern jungen Leuten alle seine Schrecken verloren; bei ihnen ist er der rein thierische Uebergang von einem Zustand zum andern, ohne Hoffnung, ohne Glauben, wie ohne Furcht, die Folge eines ganz sinnlichen und materiellen Lebens, ohne alle Beziehung auf ein höheres Seyn. Aber lassen wir das! An diese Dinge kann man in Frankreich nicht denken, ohne durch und durch von Schauder ergriffen und gerüttelt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 16. Auguſt 1837.

Elephas est animal proximum humanis sensibus.
Plinius.

Zur Geſchichte des Elephanten.

Miß Pjeck.

Buffon beginnt ſeine Beſchreibung des Elephanten mit den Worten: „Uns Menſchen nicht gerechnet, iſt der Elephant bei weitem das vornehmſte Geſchöpf dieſer Welt.“ Er erklärt den Elephanten abſolut für das intelligenteſte Thier und beſtätigt damit nur die Anſicht der Alten. In neuerer Zeit hat man dem Koloß dieſen Rang ſtreitig machen wollen; es iſt aber, ſeitdem die Naturgeſchichte der Thiere auf feſten Grundlagen ernſtlich gefördert wird, zur Aufklärung der Frage, ob ihm die von Alters her zugeſchriebene Superiorität wirklich zukommt oder nicht, auffallend wenig geſchehen. Freilich erklärt ſich dies am Ende leicht daraus, daß die meiſten, welche im eigentlichen Vaterlande des Elephanten reiſen, ungeübte oder nach Kurioſitäten lüſterne und unredliche Beobachter waren und ſind, und daß das Thier in unſern Menagerien in ſehr ungünſtige Verhältniſſe verſezt iſt. Jedenfalls aber bleibt er in der allgemeinen Meinung mit dem Affen und dem Hund Competent um die Ehre, der nächſte Geiſtesvetter des Herrn der Schöpfung zu ſeyn.

Es iſt förderlich für den Stolz des Menſchen, daß dieſer Rangſtreit vielleicht nie entſchieden werden wird, denn ſo kann er auf die klügſten Thiere mit gleicher Verachtung herabſehen; andererſeits wäre es ein Hauptſchritt zur beſſern Erkenntniß unſerer eigenen geiſtigen Natur, wenn es uns gelänge, einen ſichern Maaßſtab für die geiſtigen Fähigkeiten der uns zunächſt ſtehenden Thiere zu finden; und demüthigend und ſehr geeignet, unſere himmelſtürmenden Anſprüche herabzuſtimmen, erſcheint der Gedanke, daß es bis jezt keiner Forſchung gelingen wollte, auch nur beſtimmt auszumitteln, ob und in wie fern die Seelenthätigkeiten der höchſten Thiere den unſern commenſurabel ſind.

Der Elephant liefert einen der auffallendſten Beweiſe, wie irrig das Beſtreben war, das innere, geiſtige Erwachtſeyn bei den Thieren von ihrer größern oder geringern organiſchen Aehnlichkeit mit dem Menſchen abhängig zu machen. Die Intelligenz in der Thierreihe nimmt keineswegs von Familie zu Familie in dem Maße ab, in dem ſie ſich organiſch vom Menſchen entfernen; im Gegentheil treten häufig im Schooße einer und derſelben natürlichen Gruppe hinſichtlich der Geiſtesfähigkeiten die bedeutendſten Verſchiedenheiten auf. Die augenfällige körperliche Verwandtſchaft des Menſchen mit dem Affen mahnt ihn beſtändig daran, daß auch er eine, wenn auch die edelſte der zahlloſen Formen iſt, die ſich auf der

Oberfläche dieſes Planeten incarnirt haben; dabei erſchreckt ihn das Zerrbild ſeines Thuns und Treibens, ſeiner Albernheiten, Schwächen und Leidenſchaften, das ihm aus der widrigen Natur des Affen wie aus einem Hohlſpiegel entgegenblickt. Wollen wir uns aber überzeugen, daß dieſer äußern Menſchenähnlichkeit nicht nothwendig eine innere Helle entſpricht, ſo blicken wir auf den Elephanten und die ihm in der Körperlichkeit ſo nahe verwandten Thiere. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem brutalen, unbändigen Rhinoceros, dem ſtumpfen Hippopotamus, dem rohen Schwein, und jenem edlen, gelehrigen Geſchöpfe, dem der Menſch von jeher, vielleicht mit optiſcher Täuſchung, höhere moraliſche Eigenſchaften zuſchrieb, Edelmuth, Dankbarkeit, Selbſtverleugnung, Schamhaftigkeit, und von dem der redneriſche Buffon ſagt, eine menſchliche Seele möchte ihm allerdings ſchon darum abzuſprechen ſeyn, weil es durch Liebkoſung und Schmeichelei nicht verdorben werde.

An unſerer eigenen körperlichen Natur und am Bau des Elephanten zeigt ſich ferner, den beiderſeitig organiſch verwandten Geſchöpfen gegenüber, ſehr deutlich, wie mit der inneren geiſtigen Kraft immer die Entwicklung der ihr zur Aeußerung dienenden Werkzeuge Hand in Hand geht, und wie das eine das andere bedingt. Der Menſch iſt kein Affe, weil er auf zwei Füßen geht und bei ihm die vordern Glieder zum wundervollen Univerſalwerkzeug der Hand geworden ſind; der Affe iſt kein Menſch, weil dieſe äußern Merkmale der prädeſtinirten Eigenſchaft, die wir Vernunft nennen, ihm fehlen. Eines der größten Meiſterſtücke der Natur, ein Werkzeug, das Hand und Arm, Taſtorgan, Geruchsorgan, wohl auch Geſchmacksorgan zugleich iſt, hebt den Elephanten unendlich über alle Thiere, welche der nach dem Total der thieriſchen Bildung ordnende Zoolog dicht neben ihn gruppiren muß. Der Rüſſel bildet eine Kluft zwiſchen dem Elephanten und den andern Gliedern ſeiner Familie, bei welchen der Rüſſel in der mehr oder weniger verlängerten Oberlippe nur angedeutet iſt, gerade wie das os sublime und der entwickelte, frei bewegliche Daumen — die manus parva majori adjutrix, nach Albinus — den Menſchen berechtigt, dem Orang, der mit vier Händen läuft, packt und greift, alle geiſtige Genoſſenſchaft aufzukündigen. Die Kluft zwiſchen Menſch und Affen mag unendlich größer ſeyn als die zwiſchen dem ſorgfältig gepflegten Penſionär der Könige von Siam und dem „arm'd Rhinoceros;“ ſie mag anders als nur geometriſch verſchieden ſeyn: gleichviel, der Unterſchied iſt beiderſeits ein weſentlicher und beweiſt, daß die Natur die geiſtige Kraft in der Thierreihe nicht nach einem ſtetigen Geſetze in dem Grade zunehmen läßt, in dem ſich die Organismen dem menſchlichen nähern, daß ſie nicht an einen thieriſchen Typus ein beſtimmtes allgemeines Maaß von Intelligenz geknüpft, ſondern vielmehr dieſelbe unter die Glieder einer und derſelben Thierfamilie noch viel ungleicher vertheilt hat als unter die Individuen der Menſchenfamilie.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

In einem dieſer Hinterflügel ſtieß mir vor einem Saale ein ſeltſames Zimmerchen auf, das die Laune eines Holländers, der es einſt bewohnt haben mußte, mit abſonderlichen Verzierungen geſchmückt hatte. Die getäfelte Decke enthielt in ihren einzelnen Feldern kleine Vignetten, mit Unterſchriften verſehen, verſinnlichte Sprichwörter, von denen ich folgende ausheb, die mir lebendig das Denken und Thun dieſer wunderlichen Nation vor Augen ſtellten. Hier hieß es unter einem Bildchen, auf welchem ein Mann ſeine Naſe abſchneidet:

Snyt men syn neus af, men schent syn aengesicht.

Ein kluger Spruch, in dieſer Unbeſchränktheit jedoch beſſer für einen Handelsmann als für einen Chriſten paſſend, der ſein Auge ausreißen, ſeine Hand und ſeinen Fuß abhauen ſoll, wenn ſie ihn ärgern. Holland ſcheint aber, noch heutigen Tages jenem erſten Sprichworte getreu, ſich Belgien nicht abſchneiden zu wollen; nach dem Evangelium hätte König Wilhelm es längſt wegwerfen ſollen, denn es hat ihn ſchon mehr als billig geärgert. — Gar bedenklich macht ein anderes Bild in einem andern Felde, darin Jemand den Leuten Brei in den Mund zu ſtreichen bemüht iſt, wozu das Sprichwort kopfſchüttelnd bemerkt:

Hy moet vel briis hebben, die elck den mont sal stoppen.

Freilich, der Regierung ſcheint nachgerade der Brei auszugehen, um den Generalſtaaten den Mund wegen der nutzloſen Rüſtungen gegen Belgien zu ſtopfen. Da muß denn wohl am Ende das ſonſt ſo beſonnene Holland einſehen lernen, daß jene Zeiten vorbei ſind, da es ſich in aller Welt, geſchweige denn in ſeiner nächſten Nähe, mit allem Waidwerkzeuge vollſtändig ausgerüſtet, das koſtbarſte Wildpret erjagte; daß es nun nur noch jenem Manne gleicht, den wir auf dem dritten Täfelchen ſehen, wie er, zwei Kätzlein an Schnüren hinter ſich herführend, einen Stock mit daran hängenden Ratten über die Schulter gelegt, nach Hauſe geht und ſpricht:

Wie jaegt met katten
En vangt maer ratten.

Guter Mynheer, der du einſt dieſes Zimmer malen ließeſt, du hätteſt eine ſolche Auslegung deiner unſchuldigen

Bildchen nie für möglich gehalten, und wohl noch weniger, daß ſie wahr werden könnte. Wohl dir! denn es iſt ein trauriger Genuß, durch die leere Schüſſel an einſt gegeſſene Faſanen erinnert zu werden. — Wie manche Kurioſität ähnlicher Art, wie manches wirklich Intereſſante aus den verſchiedenſten Zeiten mag ſich ſonſt noch hinter dieſen ehrwürdigen Mauern verbergen, was möchten Alles dieſe Wände erzählen können, wenn ſie Lippen hätten, wie ſie dem Sprichworte zufolge Ohren haben.

Dieſes Mal war freilich mein Aufenthalt viel zu kurz, als daß ich die Lücken, die in dem Bilde von Lübeck, gewiß zahlreich genug, für mich noch leer blieben, hätte ausfüllen können. Zwar ging ich an dieſem Tage noch nicht in See, da der Kapitän, um ſeine Papiere in Ordnung gebracht zu ſehen, verweilen mußte; doch nahm den Nachmittag das Schützenfeſt in Anſpruch, das heute vor dem Thore gefeiert wurde. Auf einem grünen Platze zwiſchen alten Bäumen ſchoſſen die Bürger mit ſchweren, alterthümlichen Büchſen nach einem eiſernen Vogel auf einem hohen Maſt. Die Volksmenge war ziemlich zahlreich, jedoch ſchien das Hauptreizmittel für die untere Claſſe in einer Reihe von Tiſchen zu beſtehen, auf welchen gegen einen kleinen Einſatz verſchiedene Gegenſtände, meiſtens in Steingutwaaren beſtehend, verloost wurden. Das Wetter war trübe, vielleicht war es meine Stimmung auch; ich konnte wenigſtens dieſem Feſte keinen recht heitern, lebensvollen und volksthümlichen Eindruck abgewinnen. Bei noch viel ſchlechterem Wetter hatte ich einſt in Nürnberg einer jährlich ſich wiederholenden Feierlichkeit angewohnt, aber dennoch ein weit kräftigeres und farbenvolleres Bild davongetragen.

Es war am Thomastage, an welchem die Heirathslotterie öffentlich gezogen wird. Das iſt nun nicht ſo zu verſtehen, als ob auf herrenhutiſche Weiſe gelooſt würde, wer ſich heirathen ſoll, ſondern alſo: Gegen einen Einſatz haben Leute aus Nürnberg und der Umgegend, junge Burſche und Mädchen, wenn ſie in die Jahre kommen, Ausſicht, ein Heirathsgut zu gewinnen. Der Looſe ſind 40,000, der Gewinnſte 200 zu je 200 bis 400 Gulden. Das Ganze iſt für Bürger und Bauer berechnet, und die Ziehung findet am Nachmittage des genannten Tages Statt. Der Balkon eines Hauſes, welcher das Ende zweier, im ſpitzen Winkel ſich vereinigenden Straßen bildet und mit der Ballonſeite gegen den Joſephsplatz gekehrt iſt, war mit weiß und blauen Tüchern behangen und mit einem Baldachin bedeckt, deſſen Eckpfoſten Straußfedern von denſelben Farben krönten. Unter dieſem Baldachin ſtand das Glücksrad, daran ein blau und weiß gekleideter Knabe, der nach Umdrehung des Rades die gewinnenden Nummern zog. Dieſe Nummern wurden einzeln, wie ſie herauskamen, auf eine ſchwarze, an einen Steck befeſtigte Tafel geſchrieben, dem unten zahlreich verſammelten und von neugieriger Spannung bewegten Volke gezeigt und dabei vom Balkon herab ſowohl die Zahl als Name und Wohnort des beglückten Gewinners ausgerufen. Sobald dieſes geſchehen war, erſcholl ein ſchmetternder Tuſch der in den Nebenfenſtern aufgeſtellten Muſik. Dieſe beſtand im eigentlichen Sinn aus Pauken und Trompeten; die Pauken waren außen vor den Fenſtern angebracht, mit Behängen in den Landesfarben verziert. Die ganze Scene erinnerte auf's Lebhafteſte an jene bekannten Bilder von Turnieren und andern Feſtlichkeiten der Vorzeit, und paßte ſo gut in den alterthümlichen Rahmen der Stadt, daß man über dem Gefühle der innerlichen Befriedigung die Unbill des regnenden Himmels vergeſſen konnte.

Ein Dichter.

Es ſteht ein alter Erkerthurm
Tief an des Neckars Wellen;
Die Fenſterlein von trübem Glas
Ein öd Gemach erhellen.

Und drinnen ſtill ein Schatten ſchwebt
Geſpenſtig auf und nieder:
Der Schatten dort ſchon dreißig Jahr'
Sich zeiget immer wieder.

Da drüben auf dem grünen Strand
Thät mancher Jüngling lauſchen:
Ob ihm erklinge ſanftes Lied —
Hört nur des Waſſers Rauſchen.

Und aus dem trüben Fenſter ſchaut
Ein Auge hohl und irre;
Das ſchöne, tiefe Aug' erloſch
Ach! in des Wahnſinns Wirre.

O welch ein Haupt, ſo kahl, ſo blaß,
So tief gebeugt, das theure!
Sagt an, wer trägt ſo ſchwere Schuld,
Wer that das Ungeheure?

So nenn' es, Diotima, doch!
„Die Liebe, wild zerſtörte.“ —
Hyperion, du weißt es, ſprich!
„Der Ruhm, der heiß begehrte.“

Und weinend weg vom Erkerthurm
Der gute Jüngling ſchreitet,
Und fragt: iſt das ein Dichterloos,
Dem Edelſten bereitet?

Doch wenn der Abend niederſinkt,
Kommt wieder er zu lauſchen:
Ob ihm erklinge ſanftes Lied —
Hört nur des Waſſers Rauſchen.

F. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Ende Juli.

Vorbereitungen auf die Cholera.

Woran denkt man? An die Cholera. Wovon redet und träumt man? Von der Cholera. Wofür sorgt man? Für die Cholera. Sorgen? Das Sorgen ist hier ganz eigener Art. Hat man Betten in gehöriger Menge angeschafft? Sind in den Apotheken diejenigen Arzeneien vorräthig, deren Anwendung, prophylaktisch oder therapeutisch, sich gemeinhin am wirksamsten gezeigt hat? Sind in Betreff des ärztlichen Dienstes hinreichende Vorkehrungen getroffen worden? Hat man möglichst große Reinlichkeit der Wohnungen und Straßen eingeschärft und zu erreichen gesucht? Wir wagen es nicht, diese Fragen zu bejahen. Die Cholera ist für eine italienische Regierung ein Wesen sonderbarer Natur. Von ferne zeigt sie sich, eine riesige Gestalt, von oben bis unten in ein Leichentuch gehüllt; Niemand getraut sich, ihr in's Gesicht zu blicken. Sie marschirt von einem Lande zum andern, jeden Augenblick die Richtung ändernd; öffnete man nur die Augen, so sähe man gleich, daß sie Siebenmeilenstiefeln trägt und auch Luftritte machen kann, wie in neuester Zeit den von Neapel nach Palermo. Immer aber noch beharrt man beim thörichten Glauben, eine winzige Bajonettenlinie an der Grenze könne die grausige Wandergeißel aufhalten, welche, jeden Cordon verspottend, auf Windesflügeln hoch in den Lüften vorüberfährt, und plötzlich auf das sich sicher träumende Land herabschießt. Wäre man nicht daran gewöhnt, in Rom manche Dinge zu sehen, worauf Hamlets Worte über Horatio's Philosophie anzuwenden sind, so müßte man glauben, endlich könne man doch nicht umhin, die Augen zu öffnen. Doch nein, man sperrt die Grenze. Die Krankheit springt über die Grenze und bricht in S. Giovanni und in Coprano aus. Die Orte werden abgesperrt und die Militärlinie in ihrer ganzen Ausdehnung im Gebirge etwas zurückgezogen, weil man findet, eine zureichende Bewachung in diesen unwegsamen Gegenden sey sehr schwer; denn daß diese Bewachung zu etwas gut seyn könne, läßt Niemand sich ausreden, am wenigsten das Landvolk, das sie auf eigene Faust unternehmen oder rebelliren würde, wenn die Regierung etwa nicht wollte; und Niemand scheint der Meinung zu seyn, die 2000 Scudi, welche der Cordon an der neapolitanischen Grenze täglich kosten soll (er besteht seit Ende Septembers vorigen Jahrs), seyen weggeworfen Geld. Zugleich aber beweist die allgemeine Consternation, die in Rom herrscht, wie wenig man diesen kostspieligen Vorsichtsmaßregeln traut. Daß in allen Kirchen das sogenannte vierzigstündige Gebet angeordnet worden, ist gut und löblich. Die übrigen Vorkehrungen aber ängstigen, statt zu beruhigen: sie ängstigen doppelt, weil sie einen Vorgeschmack von dem geben, was bevorsteht, wenn die Krankheit mit Macht in der Hauptstadt ausbricht. Seit mehreren Tagen kann man nicht mehr frei durch die Umgebungen streifen. Will man von Rom nach Albano oder Frascati, so muß man sich einen Gesundheitsschein von der Polizei verschaffen; geht man von Frascati nach Subiaco, nach Paleſtrina, nach Velletri — Gesundheitsscheine. Wie hier gewöhnlich Alles halb geschieht, so werden diese Scheine am Thore oft nicht einmal eingefordert. Hier hat die Polizei, in den kleinen Orten haben die Gouvernatoren vollauf zu thun, diese unschätzbaren Dokumente auszuliefern. Was Wunder, wenn die wenigen zurückgebliebenen Fremden, wenn selbst viele Einwohner entweder schon im Wagen sitzen, oder ihre Reisepässe bereit halten und auf dem Qui vive sind, nach Toskana zu flüchten. Dabei ist während der letzten vierzehn Tage ein falscher Alarm dem andern gefolgt. In jedem Sommer kommen hier Fälle sporadischer Brechruhr vor: die drückend heißen Tage, der empfindliche Temperaturwechsel bei Sonnenuntergang, die Unvorsichtigkeit im Genuß von Früchten veranlassen, die mangelhafte Einrichtung des Medizinalwesens verschlimmert sie. Ein Kutscher verschlingt ein gewaltiges Gericht Schnecken (eine beim hiesigen Volke im Sommer sehr beliebte Speise) und stirbt unter bedenklichen Symptomen: dieser und ein paar ähnliche Erkrankungsfälle verbreiten allgemeinen Schrecken. Im Spital von S. Giacomo am Corso stirbt ein Militär: man behauptet, es sey wirklich die Cholera, stellt Schildwachen aus, sperrt das ganze Gebäude ab. Natürlich versammeln sich Volkshaufen; der Eine schimpft, der Zweite jammert, der Dritte droht, jener meldet einen ähnlichen Todesfall im Spital von S. Spirito, dieser in Trasteverе, ein anderer im Ghetto. Würde dies zum System, wie Manche behaupten (selbst auf die Aerzte soll man eine so unsinnige Maßregel ausdehnen wollen), und wollte man innerhalb der Stadt die Krankheit wie eine orientalische Pest behandeln, so würde bald die Besatzung der Engelsburg nicht hinreichen, und ein Theil Roms könnte sich auf den Hungertod gefaßt machen. Aber die Unmöglichkeit der consequenten Durchführung solcher Maßregeln würde sich nur zu bald zeigen. Rom kann sich nicht absperren. Die Stadt, von der Campagna abgeschnitten, die Campagna ohne die Stadt, beide würden in kürzester Frist verhungern und verdursten. Wie es mit den zahlreichen, namentlich jetzt im größten Elend schmachtenden Armen werden soll, daran scheint noch Niemand ernstlich gedacht zu haben. Die Aerzte sind in großer Besorgniß (oder richtiger, Angst): weniger, wir glauben und hoffen es zu ihrer Ehre, der Krankheit, als der Vorkehrungen und des Pöbels wegen, des unwissenden, rohen, wüsten, leidenschaftlichen, nicht Gesetz, nicht Obrigkeit achtenden, noch fürchtenden Volkes, mit dem man freilich kein leichtes Spiel haben wird. Die allerwenigsten unter den hiesigen Aerzten haben übrigens Gelegenheit gehabt, sich mit der Krankheit bekannt zu machen; ihre Lieblingsmittel, Aderlaß und Eselsmilch, dürften in diesem Falle kaum ausreichen. Mit Rüstungen zur mechanischen Abwehr sich zu versehen, wie sie einmal in einer deutschen Stadt vorgeschrieben waren, hat die gewöhnliche Indolenz sie gehindert. So wird denn die Mehrzahl derselben ungerüstet in den Kampf gehen müssen, geistig, wie körperlich. — Unterdessen ist die Witterung sehr unbeständig, kühl und regnicht für diese Jahrszeit; die Theuerung, durch die Schwierigkeit der Verbindungen veranlaßt, läßt nicht nach, und die Sperre währt fort. Eine neue ist hinzugekommen, die an der lombardisch-venetianischen Grenze, wo man nun auch wieder Quarantäne halten muß. Stellt nun endlich, wie sehr zu befürchten ist, Toskana einen Gesundheitscordon bei Radicofani und Orbetello auf, so ist der Kirchenstaat so wohl verwahrt, daß man weder herein, noch hinaus kann. Das Uebel wird dadurch vermehrt, daß ihrerseits Umbrien und die Marken sich gegen die Hauptstadt verwahren werden. Ob man dann unter den Römern noch so viele Vertheidiger von Cordons und Contumazen finden wird, ob sie nicht, wenn ihre eigene Convenienz und persönlicher Vortheil in's Spiel kommen, eben so eifrige Gegner, wie früher thörichte Vertheidiger eines unhaltbaren und verderblichen Systems werden, muß die Zeit lehren. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 17. Auguſt 1837.

— Um's Zwielicht ſie dem Strande nahn;
Die Felſen, dünkt ſie's, ſchau'n ſie lächelnd an;
Der Hafen ſummt von hundert frohen Stimmen,
Die Feuerzeichen in die Runde glimmen —
Wo nur ein Lämpchen hinter'm Fenſter ſcheint,
Malt Phantaſie hinzu manch theuren Freund.

Byrons Corſar.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

Fahrt von Dalarö nach Stockholm.

Als die dritte Nacht nach unſerer Abfahrt von Travemünde dem Tage Platz machte, begrüßte uns der Leuchtthurm von Landsort, dem wir uns langſam näherten. Auch bei ruhiger See ſieht man immer vorzugsweiſe gern dieſe ſchlanken Thürme, deren Schein in der Nacht wie das Auge eines wachſamen Freundes uns leuchtet und die am Tage mit ihren in der Regel weißgetünchten Mauern, wie die Tücher bewillkommender Lieben am Ufer, dem wohlbehaltenen Seefahrer entgegenwinken. Hier kam ein Lootſe an Bord, der uns in die Bucht von Dalarö führen ſollte; denn hier beginnen die Scheeren, welche die Küſten von Schweden, Norwegen und Finnland umgeben und am Eingange des bothniſchen und finniſchen Meerbuſens beſonders zahlreich ſind. Es ſind Felſenhügel, die als Inſeln aus dem Meere in großer Menge und zum Theil von ziemlicher Größe auftauchen und die Seefahrt in dieſen Gegenden beſonders erſchweren. Denn ſie ſind nichts anderes als die höheren Spitzen des hügeligen Landes, welches, im Weſten als Feſtland ſich erhebend, im Oſten ſich ſenkt, und deſſen kleine Thäler das Meer unter Waſſer geſetzt hat, ohne die höher gelegenen Punkte zu überſchwemmen. Ihr Stoff iſt Urfels, die Form rundlich, und ſie tragen hierin, wie die Oberfläche des Feſtlandes ſelbſt, die Spuren einer früheren gänzlichen Unterjochung durch das naſſe Element. Seit unvordenklichen Zeiten ſchon ſind ſie dieſem über den Kopf gewachſen, allein der Kampf beider, der früher vielleicht auch nicht in gewaltſamerer Weiſe geführt worden iſt, dauert noch immer fort, wie der Umſtand beweiſt, daß dieſe Oſtküſte von Schweden und mit ihr wahrſcheinlich das ganze Küſtenland des baltiſchen Meeres ſich langſam emporhebt. Hiedurch muß nothwendig die Schifffahrt in dieſen Gegenden noch ſchwieriger werden, und wenn ſich auch der Gedanke aufdrängt, daß, wie die Bevölkerung der Erde ſteige, zugleich die Natur dafür ſorge, ihr ein größeres Areal zur Unterlage zu geben, ſo läßt er ſich durch die bisherigen Beobachtungen wenigſtens nicht beweiſen. Die äußerſten dieſer Scheeren gegen das freie Meer zu ſind faſt ganz kahl, nur mit Flechten und Mooſen bekleidet; kaum können in den Spalten einige verkrüppelte Tannen vor den Angriffen der Winde ihr kümmerliches Daſeyn friſten. Allmählig aber, wie ſich die Inſelchen gegenſeitig vor den Winden ſchützen, werden ſie mehr und mehr bewachſen, Tannenholz in größerer Form und Menge, auch grasbewachſene Stellen und kleine

Wohnungen werden auf ihnen ſichtbar. Der Weg nach Stockholm führt mitten durch, und die ſtets wechſelnde Begrenzung der Meeresfläche, welche die einzelnen Scheeren zeichnen, indem ſie für den Beſchauer auf dem ſegelnden Schiffe in immer neuer Weiſe ſich verſchieben, gewährt ein mannichfaltigeres Bild als die gleichförmige Geſtalt derſelben erwarten läßt. Zugleich verſinnlicht die Stille der felſigen Hügel mit ihren dunkelgrünen Bäumen, ihren ſpärlichen Blockhäuſern, anſchaulich den Charakter des Nordens, deſſen Bollwerke ſie ſind. Da ſind keine wohlgebauten Ufer, die dem Ankömmlinge entgegen lachen, kein dumpfer Schall belebter Städte, keine zahlreiche Verſammlung von Schiffen, den ankommenden Genoſſen mit Flaggen begrüßend.

Der Wind hatte ſich faſt ganz gelegt, der Himmel war mit einem einförmigen Grau überzogen, als wir Abends um halb ſieben Uhr langſam in die Bucht von Dalarö einliefen. Ihren Eingang ſchüzt ein kleines Kaſtell, maleriſch auf einer Felſeninſel kauernd; die Bucht ſelbſt wird von tannenbewachſenen Felſenhügeln gebildet, auf welchen an der einen Seite das hölzerne Dorf Dalarö mit ſeinen rothen Häuſern ſich erhebt. In ihr ſelbſt liegt die Lootſeninſel, eine kleine Scheere mit den Wohnungen der Piloten. Nur Ein Schiff, ein norwegiſcher Schooner, lag im Hafen, als wir mit allmählig eingerefften Segeln einzogen und unſere Minerva darauf, beim Ankern im Kreiſe ſich drehend, ihm zur Seite ſtehen blieb.

Die gewöhnliche Bewegung unter dem Schiffsvolk, welche der Landung vorauszugehen pflegt, hatte die Stille, die vorangegangen war, ſchon unterbrochen, als die Zollbeamten an Bord kamen, um die Effekten der Reiſenden zu unterſuchen. Das Zollſyſtem Schwedens iſt darauf berechnet, die inländiſche Induſtrie durch Prohibitionen gewaltſam zu heben; die Küſten des Landes bieten dem Schleichhandel ſichere Eingänge dar, und es iſt daher der Reiſende genöthigt, ſich mehr als einer Viſitation zu unterwerfen, wenn er in einem kleineren Hafen landet, um nach der Hauptſtadt zu gehen. Der Schiffsraum wurde hier verſiegelt, ehe der Kapitän ſeine Fahrt nach Stockholm weiter fortſezte. Der Seeweg von hier bis zur Stadt iſt gefährlich und hält die Schiffe häufig längere Zeit auf. Dies war damals beſonders zu befürchten, da der Wind ſich gelegt hatte, und ſo lag es im Intereſſe des Kapitäns, ſeine Paſſagiere, welche er auf der Fahrt zu verköſtigen hatte, in Dalarö auszuſchiffen, von wo man zu Lande nicht mehr als zwölf Stunden Weges bis nach Stockholm hat. Wir unſerer Seits hatten alle Urſache zufrieden zu ſeyn, daß wir uns in dieſe Anordnung des Kapitäns gefügt hatten, da er bis zu ſeiner Ankunft noch volle drei Tage in den Scheeren zubringen, alſo auf eine Strecke von wenigen Meilen eben ſo viel Zeit verwenden mußte, als wir gebraucht hatten, um den Weg von Lübeck bis zum Landungsort, der hundert und acht Seemeilen beträgt, zurückzulegen; ſelten wird dieſe Fahrt ſchneller als in 73 Stunden — ſo viel hatten wir gebraucht — gemacht.

Ob die Minerva vielleicht auf der weiteren Strecke unbemerkt Privathandelsgeſchäfte treiben wollte, weiß ich nicht. Das aber iſt kein Geheimniß, daß manche Kapitäne der von den deutſchen Oſtſeehäfen nach Schweden ſegelnden Schiffe durch Schleichhandel reich geworden ſind, wenn ſie auch zwiſchendurch ertappt wurden und für den Augenblick bedeutenden Nachtheil erleiden mußten. Die Arten, den Nachſtellungen der Zollbehörde zu entgehen, ſind außer dem nicht immer ſichern Mittel der Beſtechung, äußerſt mannichfaltig. Ich ſagte, der Raum des Schiffes werde an ſeinem erſten Landungsort verſiegelt; das iſt aber kein ſicheres Mittel, die Einführung von Contrebande, ſelbſt für die gleich nachfolgende Zeit unmöglich zu machen. So iſt mir ein Schiff bekannt, deſſen Kapitän dieſe Maßregel mehr als einmal mit Nutzen vereitelt haben mochte, ehe ſein Verfahren entdeckt wurde. Er hatte nämlich den Boden der Koje, in der er ſchlief, zu einer unſichtbaren Fallthüre eingerichtet, mittelſt welcher er, ohne Verlezung der Siegel, aus dem Raume entfernen konnte, was er einſchmuggeln wollte. Dies ging ſo lange, bis er mit ſeinem Steuermann Verdruß bekam, dieſer ihn verrieth, und die Zollwächter den Herrn des Schiffes, in ſeiner Fallthüre ſtehend, auf der That ſelbſt ertappten. Liſtiger noch war ein anderer Kapitän. Er hatte das Hintertheil ſeines Schiffes hohl bauen laſſen, füllte es vor ſeiner Abreiſe in Deutſchland mit werthvollen verbotenen Stoffen an, ließ es dann von außen durch den Zimmermann ſchließen und übertünchen, ſo daß weder an der innern, noch an der äußern Seite des Schiffes irgend eine Beſonderheit im Baue ſichtbar war. Aber auch dieſer Schlupfwinkel blieb nicht verborgen, denn der Scharfſinn der Küſtenbeamten iſt durch vielfache Verſuche der Art auf's Höchſte geſteigert, und ohnedies iſt der Schwede überhaupt ſchlauer Natur, eine Eigenſchaft, welche ſein alter Erbfeind, der Däne, gern als Falſchheit bezeichnet.

(Die Fortſezung folgt.)

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſezung.)

Dieſe Parallele zwiſchen dem Menſchen und dem Elephanten, wobei übrigens, wie ſich von ſelbſt verſteht, der unermeßlichen Prärogative des erſtern nicht das Mindeſte vergeben werden ſoll, muß vorzüglich für diejenigen von

Interesse seyn, welche dem Menschengeschlecht nur ein Alter von wenigen Jahrtausenden beimessen, nach deren Ansicht der Mensch, bis jezt die höchste Blüthe der ewigen Schöpferkraft, erst nach der lezten großen, durch die Spuren einer gewaltigen Fluth bezeichneten Veränderung der Erdoberfläche entstanden und somit kein Zeitgenosse der Thiergeschlechter gewesen ist, welche, von den jezt lebenden wenig, zum Theil gar nicht verschieden, ihre Knochen in den sogenannten tertiären Erdgebilden und im Diluvium zurückgelassen haben. Wir wissen, daß unter den zahlreichen Säugethiergeschlechtern, welche die Wissenschaft aus jenen oberflächlichsten Niederschlägen reconstruirt hat, die Familie der sogenannten Dickhäuter, welcher Elephant, Nashorn, Hippopotamus, Tapir, Schwein angehören, und welcher sich das Pferd nahe anschließt, die bedeutendste Rolle spielt. Diese Familie erscheint in jener Erdperiode als die eigentlich herrschende, und die vornehmsten Glieder derselben sind mehrere Geschlechter mit Elephantenrüsseln. Das eine, das überall vorkommende Mammouth oder der sibirische Elephant, weicht in keinem wesentlichen Merkmal vom jetzigen asiatischen Elephanten ab; mehr dagegen das andere, ein an Arten reiches, gleichfalls sehr weit verbreitetes Geschlecht, das der Mastodonten; es findet sich nirgends mehr lebend auf Erden. Ist es nun wahr, daß die Sonne des Menschengeschlechts erst über den Gräbern jener fossilen Thiergeschlechter aufging, gibt es ferner wirklich keine fossilen Affenknochen, das heißt, sind der Mensch und sein Zerrbild Werke eines und desselben Schöpfungstages: so gab es eine Zeit, wo auf der Spitze der Pyramide der Lebendigen der Elephant stand, als das Geschöpf, in dessen innerer Welt es unstreitig am hellsten geworden war. Nach dieser Vorstellungsweise wäre der Elephant dereinst gewissermaßen gewesen, was der Mensch in höherer Potenz jezt ist: der Schöpfer hätte in einer Zeit, welche für uns eine Urzeit ist, den gemeinen Typus des Dickhäuters zum Gebilde des halbwachen Elephanten veredelt, und einen Schöpfungstag später hätte er das organische Schema des Affen zum Substrat eines noch viel edleren Geschöpfes gewählt, des Menschen, der sich wenigstens für ganz wach hält.

Es thut uns für den Elephanten leid, daß diese Ansicht, nach welcher er in der jetzigen Welt die Rolle eines herabgekommenen Großen spielte, auf so schwachen, rein negativen Grundlagen ruht und jeden Tag mit der Entwickelung der Wissenschaft unwahrscheinlicher wird. Die Ultraradikalen in der Geologie verlieren immer mehr Terrain gegen die gemäßigt Conservativen. Zu einer gewissen Zeit war die Vorstellung ziemlich herrschend, nach welcher die Erde eine Reihe von allgemeinen Umwälzungen durchgemacht und die Natur jedesmal ein frisches Füllhorn voll Keimen der Lebendigen über den neu umgewühlten Boden ausgeschüttet haben sollte, so daß kein leibliches Band unmittelbarer Abstammung die Geschöpfe einer Periode mit denen der vorangehenden und der folgenden verknüpfte. Man wurde zu dieser, an sich gewiß nicht wahrscheinlichen Annahme vorzüglich durch die Betrachtung verführt, daß wir, so weit die Beobachtung in den Jahrhunderten zurückreicht, nie eine Thierspezies in die andere übergehen sahen, und daß die echten fossilen Knochen sich von denen der in der Jetztwelt ihnen am nächsten stehenden Thiere wenigstens *spezifisch*, häufig sogar *generisch* unterscheiden.

Durch die neuesten Resultate geologischer Forschung stellt es sich nun aber als immer wahrscheinlicher dar, daß die Zuckungen, wodurch das Verhältniß des Wassers zum Lande und das Relief des leztern verändert und nach und nach der jetzige Zustand herbeigeführt wurde, ohne Zweifel häufig rasch, aber nur *partiell* erfolgten, so daß die Thierschöpfung wohl zersprengt, in neue Lebensverhältnisse getaucht und dadurch umgewandelt, aber keineswegs ausgerottet werden konnte. Diese Theorie beantwortet die Frage nach dem Grunde des Unterschieds zwischen fossilen und lebenden Thierarten durch Hinweisung auf den nothwendig umwandelnden Einfluß einer ungezählten Reihe von Jahrtausenden, gegen welche der Zeitraum der Menschengeschichte als ein Punkt erscheint. Sie macht als modificirende Momente den Temperaturwechsel geltend, welchen offenbar die Erdoberfläche im Ganzen erlitten, und die veränderten Lebensbedingungen, in welche die Geschöpfe bei rascheren oder langsameren Umwandlungen ihrer Wohnsitze versezt wurden; sie benuzt endlich als Vergleichungspunkt die Geschichte der vom Menschen dienstbar gemachten Thiere, welche zeigt, daß seine zähmende, Futter, Licht und Wärme nach Willkühr steigernde oder mindernde Hand manchen Thierarten stehende, vom häufig ganz verwischten Urtypus bedeutend abweichende Charaktere aufgedrückt hat. Diesem nach wären im Ablauf der ungeheuern geologischen Perioden manche Geschlechter ausgestorben, aber die Hauptmasse hätte sich durch unmittelbare Fortpflanzung bis auf den heutigen Tag erhalten, und die jetzigen Arten erschienen den entsprechenden fossilen gegenüber durch Einflüsse umgewandelt, für deren Dauer und Umfang wir gar keinen Maßstab haben. So wäre unser jetziger Elephant wahrscheinlich der Abkömmling des Rüsselthiers, dessen Elfenbein sich überall, besonders gut aber im eisigen Boden Sibiriens erhalten hat; und wenn das Mammouth noch plumpere Glieder, noch gewaltigere Stoßzähne hatte, so erinnern wir uns, daß wir nach wenigen Jahrhunderten nicht mehr die blonden Riesen des Tacitus sind, und daß unsere Barone die Waffen ihrer Ahnen, welche das heilige Grab erobern halfen, nicht mehr zu tragen vermögen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortſetzung.)

Kindererverderbniß. Dufavel.

Lobenswerth iſt die Bemühung, Manches zu beſſern und wenigſtens ein weniger verworfenes Geſchlecht zu erziehen. Dazu gehören die Kleinkinderſchulen, die bei der Maſſe unſerer Handwerker und ihrem häuslichen Leben von großem Nutzen ſind. Könnte man doch die Kleinen gar aus dem Bereich ihrer Eltern bringen! denn zerſtörend wirkt faſt Alles, was ſie bei ihnen ſehen und hören. Die meiſten unſerer Kinder ſind ſchon im achten Jahr keine Kinder mehr; denn ſie haben da bereits Erfahrungen in Worten und Werken, die ſie für die Société reif machen, in der ſie künftig leben ſollen. In dieſen Kindertöpfen gehen Gedanken um, von denen die Kleinen anderer Länder Gottlob! noch keinen Begriff haben. Davon nur Ein bezeichnendes Beiſpiel. Mehrmals war es vorgekommen, daß hübſche Frauen und Mädchen auf der Straße plötzlich in Brand geriethen; auf die Rückſeite ihrer Kleider war Schwefelſäure gegoſſen worden, wodurch dieſe ſich ſchnell verzehrten, oft in Stücken abfielen, und dadurch die armen Frauen und Mädchen in große Angſt und Verlegenheit verſetzten. Lange bemühte ſich die Polizei vergebens, die Thäter ausfindig zu machen; ſie dachte immer an erwachſene Leute, und ließ ſich nicht träumen, auf die kleinen Straßenbuben Acht zu haben. Die Fälle wurden indeſſen immer häufiger und ſkandalöſer; endlich ertappten die Gendarmen einen kleinen Buben von ſieben Jahren auf der That, wie er, hinter eine Hausthüre verſteckt, mit einer kleinen Spritze Schwefelſäure auf ein vorübergehendes Frauenzimmer goß und ihr Kleid damit gleich in Brand ſetzte. Im Polizeiverhör ſuchte er ſich nicht etwa mit gewöhnlichem Knabenmuthwillen auszureden, ſondern ſagte unter andern, es ſey gar luſtig anzuſehen, wenn ſie ſich mit ihren Händen zu bedecken ſuchten, aber ſchnell zurückführen, wenn ſie ſich verbrennten; überdies ſey dies ein offenbarer Vortheil für die Seidenfabrik, denn ſie brennten nur Damen mit Seidenkleidern. Auch Verwundungen der armen Mädchen, die Abends ausgehen müſſen, kommen häufig vor; glücklich die, denen nur Stücke von ihren Kleidern abgeſchnitten werden.

Wenden wir uns von dieſem traurigen, verfaulten Zuſtand unſers geſellſchaftlichen Lebens weg zu einer Begebenheit, die unſerer Bevölkerung Ehre macht, und wobei ſich der franzöſiſche Charakter von ſeiner ſchönſten Seite zeigte. Ich meine die bekannte Geſchichte des Brunnengräbers Dufavel, der in einem Brunnen 63 Fuß tief verſchüttet und nach vierzehn Tagen, vorzüglich durch den aufopfernden Eifer der Sapeurs der Beſatzung, auf faſt wunderbare Weiſe lebend zu Tage gefördert wurde. Da dieſer Unfall ſo gut ausging, ſo war er in mehrerer Beziehung ein Glücksfall zu nennen: der Verunglückte gewann durch die für ihn gemachte Kollekte einige tauſend Franken, wozu auch der Eigenthümer des Brunnens anſehnlich beitrug. Durch die eifrige, muthvolle und ganz uneigennützige Thätigkeit der Sapeurs hatte auch das Militär Gelegenheit, ſich dem Volk und beſonders den Arbeitern freundlich zu zeigen und ſeine frühere Stellung gegen ſie vergeſſen zu machen. Die Behörden konnten bei dieſer Veranlaſſung ihren Eifer für das Wohl der Geringern bethätigen. Der Verlauf der Sache iſt wohl im Allgemeinen allen Leſern aus den Tagesblättern bekannt. Indeſſen hat ſich Dufavels Arzt die Geſchichte ſeiner vierzehn unterirdiſchen Tage von ihm erzählen laſſen, hat ſie größtentheils mit ſeinen eigenen Worten niedergeſchrieben und zum Vortheil des Verunglückten herausgegeben. Ich gebe daraus einiges Bezeichnende. Als er durch den Erdfall in der Brunnentiefe verſchüttet war, bemerkte er, daß ſein Benot, d. h. der Korb, in dem ſich die Brunnengräber hinablaſſen und in dem ſie wieder hinaufgezogen werden, noch in der Nähe ſey. „Damals war mein Käfig ungefähr noch ſieben Fuß hoch, wurde aber vom dritten Tage der Verſchüttung an durch den herunterfallenden Sand und durch die ſich ſenkenden Bretter immer niedriger und enger. Meine Kameraden glaubten mich zu retten, wenn ſie nur tüchtig an dem Seil zögen, und dachten nicht, daß ſie mir gerade dadurch ſichern Untergang bereiteten. So wie ſie zogen, hob ſich der Korb bis zu den Brettern, die den Erdfall zurückhielten, und da ſie immer mehr zogen, ſo drängten ſie dadurch den Korb ſtark gegen dieſe Bretter, hoben und verrückten ſie, ſo daß gleich eine Menge Erde und Steine auf mich fielen; glücklicherweiſe war ihre Anſtrengung vergebens, denn dazu hätte wohl die Kraft von mehr als zwanzig Ochſen gehört. Meine Leute glaubten mich alſo verloren und zogen für's Erſte nicht mehr an dem Seil; ich aber fürchtete mit Recht, ſie würden von Neuem anfangen; ich zog alſo das Seil an und rollte es eben in den Korb zuſammen, als ſie von Neuem anzogen. Da war keine Zeit zu verlieren; ich ſchnitt alſo ſchnell das Seil mit meinem Taſchenmeſſer ab, und nun ging es leicht hinauf, der Korb aber blieb bei mir.“ — In dieſem Umſtand liegt die Urſache, warum ſo ſchnell und auf einem Nebenweg an Dufavels Befreiung gegangen wurde; denn als die Arbeiter das friſch abgeſchnittene Seil (coupe franc) erblickten, erſahen ſie daraus, daß Dufavel noch lebe, und errietben ganz richtig die Urſache, warum er es abgeſchnitten hatte; ſie gingen alſo gleich wieder an das Rettungswerk, und zwar durch Grabung eines Schachts neben dem Brunnen, ſetzten auch die Behörden ſogleich von dem Unfall in Kenntniß. — „Nach und nach, beſonders ſeitdem man die Arbeit in dem Nebenſchacht begonnen hatte, fiel immer mehr Sand herunter, wohl ein Kubikmeter. Da er mir zwiſchen die Beine fiel, ſo hinderte er noch mehr ihre Bewegung; ich mußte ihn alſo mit den Händen unter mich arbeiten; dadurch aber kam ich immer höher hinauf gegen die ſchützenden Bretter, ich konnte nicht mehr ſtehen, ſondern mußte mich niederkauern, denn ich fürchtete immer, ſie durch das Anſtoßen des Kopfs zu verrücken. Mein rechtes Bein war untergeſchlagen, das linke aber neben dem Korb ausgeſtreckt, der Fuß in einer Oeffnung zwiſchen zwei Brettern, mein rechtes Knie war unter der linken Kniekehle, der Körper gebeugt, die linke Schulter gegen zwei Bretter gedrückt und der Kopf gegen die linke Schulter geneigt. Meine Arme hingegen waren faſt frei und ich konnte ſie zur Hälfte ausſtrecken. Mit dem Kopf rührte ich an die obern Bretter, mein wunderbares Schutzgewölbe; darum her waren glücklicherweiſe noch viele Stücke von zerbrochenen Brettern, aber noch ſtark genug, um das Gewölbe feſt- und den Sand zurückzuhalten, der mich in den vierzehn Tagen gewiß erſtickt hätte. Durch das Strohloch, das ſich bis hinauf in S Form zog, kam mir Luft und Fleiſchbrühe in kleinen Flaſchen zu. Durch daſſelbe konnte ich auch mit den Leuten ſprechen, die oben Mund oder Ohr an die Oeffnung legten. Ich hatte großen Hunger, aber noch ſtärkern Durſt. Das Tageslicht konnte ich nicht durch die Oeffnung gewahren, da ſie ſchief und gewunden ging; nur von zehn Uhr des Morgens bis um zwei Uhr war mir's, als ſehe ich in der Oeffnung einen ſchwachen Schimmer.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. Auguſt 1837.

All the probabilities point to the conclusion, that the creation of man is to be placed in some part of the supracretaceous period; but in what part, is to be determined by further and cautious research.

J. Phillips.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſetzung.)

Wenn ſich bis jezt im emſig durchſuchten Boden von Europa wirklich kein foſſiler Menſchenknochen gefunden hat — und auch hierüber läßt ſich noch ſtreiten — ſo beweist dies höchſtens, daß zur Zeit, da die Knochen der Elephanten, Nashörner, Ochſen, Hirſche u. ſ. w. in unſern Lehmlagern, die der Bären und Hyänen in unſern Kalkhöhlen begraben wurden, dieſe Landſtriche von Menſchen nicht bewohnt waren. Nichts berechtigt uns, dieſen Schluß auf die ungeheuren, noch unerforſchten Länderſtrecken auszudehnen, namentlich auf die tropiſchen Länder der alten Welt, wo nach manchen Umſtänden in einer Zeit, zu welcher die älteſten Erinnerungen kaum hinaufreichen, ein Haupttummelplaz unſeres Geſchlechtes war. Erſt mit der Kreide tritt eine der jezigen Schöpfung ganz unähnliche, völlig fremde Welt auf; in der Kreide und unter ihr ſind namentlich Reſte von Landſäugethieren äußerſt ſelten; aber über derſelben und gleich in den älteſten der tertiären Gebilde treten in Menge Thiere und Pflanzen auf, welche den heutigen ganz analog ſind, und die Wiſſenſchaft auf ihrem jezigen Standpunkt hat durchaus keinen Grund, die Annahme, daß der Menſch ihr Zeitgenoſſe geweſen ſey, zum voraus zu beſeitigen. Auf die uns im höchſten Grade intereſſirende Frage nach dem geologiſchen Datum des Urſprungs des Menſchengeſchlechts hat die Geologie keine beſtimmte, ja kaum eine negative Antwort: ſie kann es nur höchſt wahrſcheinlich machen, daß der Menſch mit den meiſten Familien von Landſäugethieren erſt nach der durch den mächtigen Niederſchlag der Kreide ausgezeichneten Periode in's Daſeyn gerufen worden iſt; ſie hat aber nicht den mindeſten Anhaltspunkt, um zu beſtimmen, wo in dieſer neueſten Weltära die geologiſche und die hiſtoriſche Zeit ſich berühren, daß heißt, wann auf der Bühne dieſes Planeten im erſten Menſchen der erſte „denkende Schauſpieler“ aufgetreten iſt. Manche Gründe, deren Entwicklung hier nicht in unſerer Abſicht liegt, weiſen übrigens auf ein ungleich höheres Alter des Menſchengeſchlechts hin, als ihm ſelbſt die ausſchweifendſten Chronologien alter hiſtoriſcher Völker zuſchreiben. Die Menſchheit als Ganzes theilt die Entwicklung und das Geſchick des Individuums. Der Menſch erinnert ſich weder ſeiner Geburt noch ſeiner erſten Lebensjahre, die früheſten Erinnerungen gleichen einem verlöſchten Gemälde, auf dem nur einzelne Bilder und Gruppen in beſtimmtem Umriß und Kolorit ſtehen geblieben ſind, und ein Tagebuch führt das Mädchen ſelten vor dem vierzehnten, der Knabe ſelten vor dem ſechzehnten Jahr: ſo auch die Menſchheit; nur mit dem Unterſchied, daß ſie, ein

Findelkind, gar nicht weiß, wann ihr Name in das Buch der Schöpfung geschrieben wurde, daß sie kein Bewußtseyn davon hat, in welchem Verhältniß der von ihrem Ursprung bis zu ihren ersten Kindheitsbildern verflossene Zeitraum zu ihrem spätern Lebenslauf steht, daß sie sich gar keine Vorstellung davon machen kann, welche Altersstufe in ihrer Existenz die paar Jahrtausende bezeichnen, seit welchen sie ihre Thaten beschreibt, ihre Könige besingt und über sich selbst philosophirt, daß sie nicht weiß, ob sie Kind, Mann oder Greis ist, „wohin sie kommt, noch wohin sie geht.“

Wir wollten hier gelegentlich angeben, was die Naturwissenschaft auf ihrem neuesten Standpunkte über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen weiß. Man sieht daraus, daß der Mensch gar wohl ein Zeitgenosse des Mammouths und seiner Verwandten seyn konnte. Die Wissenschaft ist es gewärtig, daß früh oder spät in irgend einem Gliede der über der Kreide gelagerten tertiären Schichten Menschenknochen und Werke seiner Hand entdeckt werden. Ein einziger unzweifelhafter Fund dieser Art müßte auf einmal die bisherigen Begriffe vom verhältnißmäßig sehr neuen Ursprung des Menschengeschlechts berichtigen; es reichte hin, daß das unbedeutendste Produkt der Menschenhand, ein Stück bearbeiteten Metalls, ein Topfscherben, in einem jezt tief im Lande und bedeutend über dem Meeresspiegel gelegenen Meeresgebilde oder in einem entschieden sehr alten Süßwassergebilde gefunden würde.

Wie dem sey, bis jezt ist die Geschichte des Elephanten und mancher andern Thiergeschlechter in den Urkunden der Erde weit älter als die des Menschen. Während der antediluvianische Elephant, der nach dem Bisherigen nicht nothwendig auch ein präadamatischer war, dem wissenschaftlichen Auge nur als eine einzelne Chiffre in einem riesigen, halb entzifferten Hieroglyphentext erscheint, ist er für die menschliche Habsucht bei weitem das interessanteste Thier der Vorwelt. Seine uralten Gräber am nördlichen Abhang der alten Welt werden um desselben kostbaren Stoffes willen geplündert, wegen dessen der Mensch seit den ältesten historischen Zeiten mit dem lebenden Geschlechte im Kriege liegt. Unglaublich ist die Masse von Elfenbein, welche sich, dem des lebenden Thiers ganz gleich, im ewig gefrorenen Boden Sibiriens vollkommen erhalten hat und seit Jahrhunderten gegraben und ausgeführt wird. Geschichtlich ist das Mammouth besonders dadurch interessant, daß die zahllosen riesenhaften, über ganz Europa zerstreuten Knochen und Zähne dieses Thiers es waren, die zuerst der in den seltsamsten Vorurtheilen befangenen Naturforschung über Manches die Augen öffneten. Man ersieht dabei, wie jung die Begriffe sind, auf deren Grundlage sich unsere ganze Kenntniß vom Zusammenhang der fossilen Thierwelt mit der jetzigen so rasch und schön aufgebaut hat und ferner ausbauen wird; denn noch sind es kaum hundert Jahre, daß Daubenton die Behauptung wagte, die sogenannten Mammouthshörner seyen echtes Elfenbein, und das Mammouth selbst sey nichts als ein Elephant. Unser Landsmann J. G. Gmelin bekräftigte dies aus eigener Anschauung auf seiner sibirischen Reise. Buffon glaubte nicht daran, so lange er die riesenhaften Mammouthsgebeine nur mit dem achthalb Fuß hohen, indessen ausgewachsenen Skelett eines im Versailler Park gestorbenen, im ungünstigen Klima verkrüppelten Elephanten verglich; er überzeugte sich, nachdem er sich vergewissert, daß jezt noch der Elephant nicht selten vierzehn Fuß hoch, also, da sich die Massen verhalten wie die Kubikzahlen der Höhe, mehrere Male größer wird als sein Exemplar; daß es noch jezt 9 Fuß lange Stoßzähne gibt, welche 150 Pfund und mehr wiegen, und daß sich im Alter des Thiers das Verhältniß der Knochen ändert, daß sie namentlich sehr plump und massiv, und damit denen des Mammouths sehr ähnlich werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsezung.)

Hiedurch ließ sich der Ueberlistete nicht abschrecken; er verfiel auf ein Mittel, von dem ich nicht weiß, ob es entdeckt worden ist. In Lübeck nämlich ließ er eine Anzahl blecherner Kapseln verfertigen, welche mit Seidenstoffen gefüllt, zugelöthet und außen tief an den Seiten des Schiffskiels befestigt wurden. Mit solchen Waaren versehen, laufen die Schiffe keck bis in den Hafen von Stockholm und wissen dort während der Zeit ihres Aufenthalts geschickt die Augenblicke zu stehlen, in welchen sie unbemerkt ihre Waaren an's Land bringen können. Dies geschieht nicht selten am hellen Tage. Seidenzeuge einer gewissen Gattung, deren Einfuhr zu Hebung der inländischen Fabriken strenge verboten ist, die aber in der Hauptstadt sehr gesucht und von den Kaufleuten in den Gewölben ihrer Hinterhäuser heimlich verkauft werden, bilden einen bedeutenden und sehr einträglichen Zweig dieses Schleichhandels. Um nun solche an's Land zu bringen, bedient man sich anderer, unverfänglicher Gegenstände, die ausgehöhlt und mit diesen Stoffen gefüllt werden, wie dies z. B. mit Brodlaiben geschehen ist, welche die Matrosen offen unter dem Arme in die Stadt trugen, ohne daß man irgend einen Argwohn gegen sie zu fassen Veranlassung hatte. Es ist natürlich, daß

die häufigen Hausdurchſuchungen, welche ein ſolches Syſtem nothwendig macht, und die Unbequemlichkeit, bei jeder Spazierfahrt aus den Thoren der Hauptſtadt auf dem Rückwege einer Viſitation ausgeſezt zu ſeyn, manches böſe Blut machen; doch iſt wenigſtens das zu loben, daß ein Zollbeamter, der Jemand am Körper viſitirt, eine ſehr bedeutende Privatgeldſtrafe an den Durchſuchten zu entrichten hat, wenn er nichts Verbotenes findet.

Wir hatten gottlob von dieſen Beläſtigungen wenig zu leiden; noch vor den Zöllnern verließen wir das Schiff und erwiderten beim Ausſteigen aus dem Boote herzlich den Gruß und Händedruck des Matroſen, der uns freudig zurief: „willkommen auf ſchwediſchem Boden!“ In Daläro beſtellten wir im Gaſtgeberehof (gästgifveregard) ein Abendeſſen, das wir mit um ſo größerer Luſt genoſſen, als des Kapitäns Küche nicht die beſte geweſen war. Zuerſt kam vortrefflicher Dorſch, dann ſtatt der Suppe, die gewöhnlich als zweites oder auch als leztes Gericht aufgeſtellt wird, Eierbier in kleinen Täßchen, endlich eine Art winziger dünner Pfannkuchen mit Zucker, Plätten genannt. Franzöſiſchen Wein hatten wir vom Schiffe noch mitgenommen, und ſelbſt Muſik fehlte nicht. Die Gaſtwirthin, eine Demoiſelle, wie man dieſe Einrichtung wohl in Paris findet, erſchien nach einiger Zeit in ſtädtiſchem Putze, ſezte ſich mit der Guitarre zu uns, und gleich das erſte Lied, das ſie in klagender Melodie und in einer Reihe von Verſen uns hören ließ, war beſonders dazu geeignet, uns auch geiſtig in die Eigenthümlichkeit des Landes einzuführen, denn es handelte von Fridhiof und Ingeborg.

Noch in derſelben Nacht fuhren wir fünf Paſſagiere, je zwei und drei auf einem zweiſpännigen Wagen, nach Stockholm. Dieſe Wagen ſind ſehr klein, mit vier niedrigen Rädern, nur von Latten und Brettern gebaut und die Sitze ohne Federn oder ſonſtige elaſtiſche Vermittlung an dem niedrigen Rande befeſtigt. Die Pferde werden nicht mit Strängen angeſpannt, ſondern es ſind für die beiden Pferde vier Deichſeln da, ſo daß jedes in einer beſondern Gabel läuft und durch dieſe, die am Kummet befeſtigt wird, zieht; oder es finden ſich doch wenigſtens drei Deichſel, von denen die mittlere gemeinſchaftliche auch wohl vorne geſpalten iſt. Wenn man allein reiſt, ſo pflegt man einen einſpännigen zweirädrigen Karren von ähnlicher Bauart zu benutzen, welche häufiger ſind, als die vierräderigen Wagen. Uebrigens werden dieſe Fuhrwerke von den Reiſenden der höhern Stände im Lande ſelbſt wenig benuzt, indem dieſe in der Regel einen eigenen Wagen oder ein Kabriolet nebſt Pferdegeſchirr mitnehmen, und auf den Stationen nur das Geſpann wechſeln. Es gibt nämlich hier zu Lande keine Kutſcher, mit denen man, wie anderswo, für eine größere Strecke akkordiren könnte; Alles reiſt auf die angegebene Weiſe mit Extrapoſt, und die Vorliebe hiefür geht ſo weit, daß der einzige Poſtwagencours für Reiſende, der im Jahr 1835 zwiſchen Gothenburg und Stockholm ging, wie ich hörte, wieder eingeſtellt werden ſollte, weil er nicht rentirte, obgleich dieſe beiden Städte die bedeutendſten des Reiches ſind.

Auf den Stationen findet man, wenn ſie an Hauptſtraßen gelegen ſind, eine gewiſſe Anzahl von Pferden, die nach der Frequenz des Weges größer oder geringer iſt, für den Dienſt der Reiſenden bereit. Dieſe Pferde werden von den Beſitzern der umliegenden Bauerhöfe, welche der Reihe nach poſtpflichtig ſind, auf die Station geliefert, und heißen Hallpferde. Sind ſie ſchon in Beſchlag genommen, ſo macht ſich der mit Beſorgung des Geſpanns für die Reiſenden beauftragte ſogenannte Hallmann zu Fuß auf den Weg, um Reſervepferde von demjenigen Bauerhofe zu holen, der, nach Verbrauch der Hallpferde, ſo zu ſagen im zweiten Aufgebote, an der Reihe iſt. Da dieſe Höfe oft mehrere Stunden weit entfernt ſind, ſo kann man in den Fall kommen, auf die Ankunft der Pferde ſehr lange warten zu müſſen. Um dieſes zu vermeiden, ſchickt man in der Regel einen ſogenannten Vorboten voraus, welcher fährt oder reitet, und für den man die Taxe eines Pferdes bezahlt. Dieſer beſtellt die nöthige Anzahl von Pferden auf der nächſten Station und ſchickt ſogleich einen weiteren Vorboten ab, damit der Hallmann für den Fall des Mangels in der Zwiſchenzeit Reſervepferde herbeiſchaffen könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Livorno, Juli.

Entſtehung und Ausbildung der Stadt.

Wo im fünfzehnten Jahrhundert einige ärmliche Wohnungen um einen kleinen Hafen am Mittelmeer lagen, welchen die Florentiner im Juni 1421 von Genua gekauft hatten, und der in den ſpätern Zeiten der Republik durch ein Fort beſchüzt wurde, entſtand unter den Mediziſchen Herrſchern eine Stadt, welche beſtimmt ſchien, dem toskaniſchen Handel das geſunkene, ja gleichſam untergegangene Piſa zu erſezen, und mit Genua und Venedig zu wetteifern. Es war namentlich der Großherzog Ferdinand I., der beſte der Mediei, welche Toskana beherrſchten, unter welchem Livorno ſich zu einer bedeutenden Stadt erhob und ſich als ſolche geſtaltete. Eine Menge Privilegien und Freiheiten wurden gewährt, um Kaufleute und Kapitalien anzulocken: es gelang, und Livorno ward der vornehmſte Stapelplaz Italiens, ſowohl für die Verbindungen mit der Levante, als für jene mit den weſtlichen Ländern und Meeren. In ihrem Aeußern konnte und kann die Stadt ihren modernen Urſprung nicht verleugnen. Es gibt faſt keine Stadt in Italien, ſie mag für die Jezwelt noch ſo unbedeutend, ſie mag abgelegen ſeyn von den Straßen, welche der Verkehr

gegenwärtig eingeſchlagen hat, worin man nicht eine einigermaßen hiſtoriſche Färbung, wie eine nationale oder richtiger municipale Phyſiognomie fände; aber in Livorno iſt's anders. Weder Stadt noch Einwohner erinnern an die übrigen Landestheile des Großherzogthums. Erſtere iſt geräumig, ziemlich regelmäßig, die Straßen breit und offen, die Häuſer zum Theil ganz ſtattlich, aber eben ſo ſehr franzöſiſch, wie italieniſch; keine Kirchen, keine Klöſter, keine Paläſte, keine Denkmäler — wenn wir das des Großherzogs Ferdinand am Hafen ausnehmen — welche den Blick auf ſich ziehen; keine Poeſie, keine bildende Kunſt, kein Mittelalter; nur der italieniſche Himmel erinnert daran, daß man ſich noch in Italien befindet; die Einwohnerſchaft aus den heterogenſten Beſtandtheilen zuſammengeſezt, und, wenigſtens ihrer urſprünglichen Bildung nach, dem Auslande eben ſo ſehr angehörend, als Italien, wenn auch in der Folge immer mehr anſäßig und ſtabil; dem toskaniſchen Nationalcharakter ganz fremd, faſt ausſchließlich aus Handel- und Gewerbtreibenden beſtehend, und auf dieſe Art im lebendigen Contraſt mit Florenz, Piſa, Siena, Piſtoja, wo der alte Landesadel, großentheils geſunken, wenn auch immer noch zahlreich und keineswegs ohne Mittel, aber meiſt unthätig und nicht ſelten an den von den Vätern ererbten Kapitalien mehr denn an den Zinſen zehrend, einen ſo anſehnlichen Theil der Bevölkerung ausmacht. Die Verſchiedenheit offenbart ſich in der Lebensweiſe, in den geſelligen Verhältniſſen und Zuſtänden. Wir ſind zwar eben ſo wenig geneigt, das gegenwärtige italieniſche Geſellſchaftsweſen, in ſeinen äußern, wie in ſeinen innern Erſcheinungen, für etwas Muſterhaftes zu halten, als wir ihm überhaupt ein ehrwürdiges Alter zuſprechen können. Es iſt ein Kind der thränenreichſten, elendeſten und in ihrem Elend und ihrer Verſunkenheit ſich gefallenden und vergötterten Zeiten Italiens; ein Baſtard des Fremdenthums und des Bodenſatzes ſpätmittelalterlicher, halbverſtandener Inſtitutionen, in neue Moden karikirter Jahrhunderte gewickelt, an den ſteifen Höfen gleich machtloſer, wie eitler inländiſcher, ihres Urſprungs vergeſſener Fürſten und die Ruthe bandhabender ſpaniſcher Vicekönige aufgewachſen; ergraut, aber nicht vernünftig geworden, noch ehrbar; zu guter Lezt noch durch die Feuer- und Waſſerproben moderner Revolutionen gegangen, die ihm wohl das Wenige, was ihm noch von wirklich nationalem Weſen anklebte, nehmen konnten, nicht aber ſeine mit Allongeperrücken behängte Frivolität, ſeinen erlogenen Ernſt, ſein läppiſches Spielen mit höheren Ideen. Der Verluſt oder vielmehr das Nichtdaſeyn eines ſolchen Undings wäre alſo keineswegs ſehr zu beklagen; nur müßte etwas vorhanden ſeyn, was man an die Stelle hätte ſezen können. Dazu iſt aber der von allen Orten Italiens am wenigſten geeignete unſer Livorno, wo Rechentafel und Courszettel der Codex und das Wörterbuch der Cruſca ſind, und kein anderes Intereſſe aufkommen und ſich Bahn brechen kann, als das merkantiliſche.

(Die Fortſezung folgt.)

Lyon, Juli.

(Fortſezung.)

D u f a v e l.

Auf die Frage, wie er ſo genau habe wiſſen können, ob es Tag oder Nacht ſey, antwortete Dufavel: „Dazu diente mir eine Fliege, die in meinem Käfig mit mir eingeſchloſſen war, und zwar eine ziemlich große, die ſtark ſummte. Am erſten Tag hörte ich ſie um meinen Kopf fliegen; als ich ſie nicht mehr hörte, glaubte ich, es ſey Nacht. Als man ſpäter oben nach meiner Angabe die Oeffnung gefunden hatte, durch die leichter mit mir geſprochen werden konnte — es war Sonnabends um zwei Uhr früh — hörte ich meine Fliege noch nicht, ſondern erſt einige Stunden ſpäter; ich fragte, welche Zeit es ſey, und aus der Antwort erſah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Alle folgenden Tage erhob ſich meine Fliege bei Sonnenaufgang, ſezte ſich auf meinen Kopf, auf die Hände oder auf meinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln. Wenn ſie ſatt war, ſummte ſie nicht mehr und ſezte ſich wo anders hin, kam aber nach einiger Zeit wieder. Abends hörte ich ſie nie, wußte aber, daß ſie ſich auf meine Victualien ſezte; denn wenn ich dieſe berührte, flog ſie auf. Wie oft habe ich zu ihr geſagt: ach, glückliche Fliege, wäre ich doch wie du! wie bald wollte ich durch mein Luftloch ſchlüpfen! Die Geſellſchaft dieſes Thierchens war für mich ein großer Troſt. — Manchmal hatte ich furchtbaren Hunger, und dann aß ich die Korkſtöpſel meiner kleinen Flaſchen. Manchmal war mir recht ſchlecht zu Muth und ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe; es ging aber immer bald wieder vorüber. Als die Sapeurs ungefähr zehn Fuß tief mit ihrem Schacht gekommen waren, hörte ich durch die Erdwand jeden Hieb und freute mich herzlich darüber; denn ich wußte, dies ſey die einzige Art, mich zu retten. Den Tag vor meiner Befreiung hörte ich ſie deutlich in dem Schacht ſprechen; ſie fragten mich und ich konnte ihnen antworten, ich hörte ſogar den Sand fallen, den ſie wegſchafften; einmal wendete ich mit Mühe den Kopf und ſah ihr Licht ſchwach durch die Wand ſchimmern. Nun zweifelte ich nicht mehr an meiner Rettung, und ein großer Stein fiel mir vom Herzen. Als ſie ganz durchgedrungen waren, ſagte der Genielieutenant zu mir, ich ſolle mich umdrehen und ihn anſehen, damit er genau meine Stellung erkenne; als ſie hernach die zwei Bretter durchſchnitten hatten, an die ich mich mit dem Rücken lehnte, packten ſie mich unter den Armen und ich hielt mich an ihnen feſt, und ſo kam ich mit zwei Rucken in den Gang, wo mich die braven Sapeurs ſogleich niederlegten und mit ihren Ueberröcken bedeckten; ſo ſchlief ich einen Augenblick ein, und als ich erwachte, ſah ich mich ganz gerettet.“ — Man ſollte meinen, Dufavel habe ſich hierauf ſo vielen Eifers und ſo großer Theilnahme würdig gezeigt. Leider iſt dem nicht ſo, wir haben an ihm einen gemeinen und undankbaren Menſchen kennen gelernt. Nicht zufrieden, durch ſeine Kataſtrophe einige Tauſend Franken gewonnen zu haben, ging er hierauf in alle nur etwas anſehnliche Häuſer, ließ ſich wie eine Merkwürdigkeit ſehen, erwartete dafür ein Geſchenk, und nachdem er auf dieſe Weiſe eine anſehnliche Summe zuſammengebracht hatte, fing er mit dem Eigenthümer des Grundſtücks, der den Brunnen hatte graben laſſen, und der ſchon ein Bedeutendes zu der Kollekte für Dufavel beigetragen, einen Proceß an und forderte eine große Summe Schadenerſaz für ausgeſtandene Angſt und entgangene Arbeit. Da es natürlich mit dieſer Spekulation nichts wurde, ſo legte ſich der Menſch auf's Schimpfen über die Behörden, die ſich ſo freundlich und thätig für ihn gezeigt hatten. Später ging er wieder an's Brunnengraben, und da ereignete ſich gleich der traurige Fall, daß einer ſeiner Arbeiter, ein durchaus redlicher und geſchäzter Mann, in einem Brunnen nicht nur verſchüttet, ſondern auch getödtet wurde.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. August 1837.

Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und fuhr bergan wie bergunter.

Goethe.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Diese Einrichtung ist in Schweden und Norwegen mit geringen Abweichungen die nämliche; in beiden Ländern gewährt sie in der That eine größere Sicherheit und Bequemlichkeit, als man von ihrer Einfachheit erwarten mag, wenn man an das complicirte Postwesen anderer Staaten gewöhnt ist. Hiezu tragen wesentlich die in Tabellenform nach der Verschiedenheit der zu bestellenden Pferde eingerichteten Bücher bei, in welche der Reisende selbst seinen Namen, seine Route, die Zahl des in Anspruch genommenen Gespanns und Art des Fuhrwerks einzutragen hat und auch Bemerkungen anderer Art beifügen kann. Mehr noch ist aber der Persönlichkeit des schwedischen Landvolks zuzuschreiben, das im innern Lande äußerst einfach, redlich und gefällig ist, und diese Verpflichtung, die es als etwas von den Voreltern Ererbtes für natürlich halten muß, auch nicht mit beträchtlichem Schaden auszuüben hat, da das Postgeld, welches dem Besitzer der Pferde zukommt, so gering es ist, doch bei der Wohlfeilheit der Bedürfnisse in Schweden diese Dienstleistung nach einem richtigen Mittelpreiße zu bezahlen scheint. Die Taxe für das Pferd ist auf die Meile, welche in Schweden nicht ganz, in Norwegen aber volle anderthalb deutsche Meilen beträgt, in ersterem Lande ungefähr 24 Kreuzer rheinisch; in lezterem, wo alles theurer ist, beträgt sie mehr. Für das Fuhrwerk, wie es oben beschrieben worden, zahlt man die lächerliche Kleinigkeit von einem halben Kreuzer auf die Meile; der Hallmann bekommt für seine Mühe auch nicht viel mehr, nämlich zwei Schilling Reichsgeld für das Pferd. Trinkgelder zu fordern, ist der Bursche, welcher sein Pferd auf die nächste Station begleitet, nicht berechtigt; auch geben die Schweden in der Regel keines und sind nicht wenig ungehalten darüber, daß die fremden Reisenden die dienstwilligen und freundlichen Bauern gerne mit einigen Schillingen erfreuen, die oft mit einer rührenden Genügsamkeit und lauten Aeußerungen des Dankes angenommen werden. Uebrigens geht der Begleiter des Reisenden, der Landessitte gemäß, nicht sowohl deßwegen mit, um den Wagen zu lenken, da Jedermann selbst fährt, als um nach Vollendung der Reise sein Pferd von der nächsten Station wieder nach Hause zu nehmen. Es kommt daher zuweilen vor, wenn der Eigenthümer das Pferd auf andere Art wieder erhalten kann, daß man dem Reisenden gar Niemanden mitgibt, oder es ist ein Mädchen, das die Rolle übernimmt; gewöhnlich sind es Knaben, oft ganz kleine Kinder, obgleich

dies Alles, ſtreng genommen, den beſtehenden Verordnungen zuwider iſt.

Mir, als einem Amateur-whip, behagte dieſe Weiſe ſehr wohl; ich übernahm ſogleich bei der Abfahrt von Dalarö die Führung des einen Wagens und ließ, mit der Art der kleinen ſchwediſchen Pferde ſchon früher bekannt, ſie in munterem Trabe bergauf, bergab in die dämmerhelle Nacht hinaus laufen. Das Land iſt hier, wie mit wenigen Ausnahmen in ganz Schweden, hügelig, die Wege vortrefflich, von der Natur ſelbſt durch den abgewaſchenen Granit mit einer harten und gleichen Unterlage verſehen, und die kleinen Roſſe laufen, ohne zu ſtolpern, die Abhänge in geſtrecktem Trott hinunter. Denn Sperrwerkzeuge kennt man nicht, und ſie ſind es von Jugend auf gewöhnt, ſich auf der Höhe der Hügel von ſelbſt in raſchere Bewegung zu ſetzen, um dem nachrollenden Fuhrwerke zu enteilen, wobei ſie von den Inländern nicht einmal ſtärker angehalten werden. Im hohen Sommer iſt es hier kaum ein Verluſt für den ſchauluſtigen Reiſenden, bei Nacht zu fahren; denn um dieſe Jahrezeit dauert die Nacht in der Gegend von Stockholm nur ein paar Stunden, und auch dieſe ſind ſelbſt beim Neumonde nie ganz dunkel. In dieſer Nacht ſahen wir um halb ein Uhr den Tag ſchon anbrechen, und in Stockholm verlockte uns dieſes ungewohnte Verhältniß der Tages- und Nachthelle, unſere Ausflüge bis gegen Mitternacht hin auszudehnen. Doch war die Kälte gegen Morgen empfindlich, und in den Thälern lag ein weißer Nebel, der bis zur Täuſchung Waſſerſpiegel nachahmte, in die man, wenn der Weg gerade darauf zuführte, hineinzufahren ſich ſcheuen konnte. Tannengehölz und Kornfelder wechſelten mit Wieſen und Weihern; Gehöfte und Weiler mehrten ſich, je näher wir der Hauptſtadt kamen; der Weg wurde belebt von Bauern, die in mancherlei Fuhrwerken der Stadt ihre Bedürfniſſe zuführten; an der Straße ſtanden hin und wieder hohe Maſten mit grünen Zweigen und hängenden, mit bunten Bändern verzierten Reifen geſchmückt — Johannisbäume; denn St. Johannistag iſt im ganzen Norden ein Tag der Volksfröhlichkeit, und die Sitte der Johannisfeuer hat ſich hier lebendig erhalten. Die höhern Stände pflegen ſelbſt auf Booten in's Meer hinauszufahren, um dort in der Nacht Waſſerfeuerwerke abzubrennen. — Es war noch nicht acht Uhr, als wir am Thore von Stockholm anlangten.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſetzung.)

Allbekannt iſt der am Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte Fund eines im Eiſe der Lena eingefrorenen ganzen Mammouths mit Haut und Fleiſch. Bereits ältere Reiſende als Gmelin erzählen von einem Volksglauben der Oſtiaken und anderer ſibiriſchen Stämme, nach welchem man nicht ſelten Mammouthsknochen mit Fleiſch und Blut finde. Gmelin auf ſeinem Standpunkte behandelt dies natürlich als Fabel und als ſpäter hinzugedichtetes Beiwerk der alten Sage, nach welcher das räthſelhafte Rieſenthier unter der Erde leben und jedem, der es erblickte, den Tod bringen ſollte. Nach jenem merkwürdigen Funde aber ſieht man leicht, daß hier eine wirkliche Anſchauung zu Grunde lag, aus welcher umgekehrt die Sage auf's Natürlichſte hervorging. Fälle, wie jener an der Lena, mußten längſt theils im Eis, theils in dem zu beträchtlicher Tiefe beſtändig gefrorenen Boden beobachtet worden ſeyn. Man ſieht hieraus, wie vorſichtig man in der Kritik eines Volksglaubens ſeyn muß, wenn es ſich von ſinnlichen Gegenſtänden handelt.

Bekanntlich laſſen die meiſten foſſilen Knochen von Landſäugethieren darauf ſchließen, daß zu der Zeit, wo die nördliche Halbkugel der Erde eines dem der jetzigen Tropen ähnlichen Klimas genoß, die Thiergeſchlechter die ihnen analogen, jetzt lebenden an Körpergröße zum Theil ſehr bedeutend übertrafen. Nimmt man nun an, daß die Exiſtenz des Menſchen zu den Zeiten hinaufreicht, wo gewaltige Katzen und Hyänen in den Höhlen unſerer Kalkgebirge ihr Weſen trieben und Elephantenheerden an den Ufern der Ströme weideten, ſo macht es der Phantaſie viel zu ſchaffen, ob da vielleicht der üppigeren, plumperen Thier- und Pflanzenſchöpfung auch ein rieſigerer, derberer, hochwüchſigerer Menſchenſtamm entſprochen habe. Man hat Augenblicke, wo einem die faſt allen Völkern gemeinſamen Sagen von Rieſen und Rieſenvölkern wie die letzten verklingenden Laute einer uralten Ueberlieferung vorkommen, und wo man einen ungeſchlachten Polyphem auf einem Mammouth oder Maſtodon einhertraben ſieht. Wie dem aber ſey, ſoviel iſt gewiß, daß der Elephant ſeit den älteſten hiſtoriſchen Zeiten in ſeinem jetzigen Vaterlande vom Menſchen gejagt und gezähmt, und um ſeiner trefflichen Dienſte willen hochgeſchätzt, ja verehrt wird.

Aber gleich in der Weiſe, wie ſich dieſes hoch ſtehende Thier dem Menſchen hingibt und nicht hingibt, unterſcheidet es ſich höchſt auffallend von allen andern. Manche haben ſich uns mit ihrem ganzen Stamme als erbliche Knechte unterworfen, wie der Stier, das Pferd, der Hund; manche ſträuben ſich auf's Hartnäckigſte gegen alle Verſuche der zähmenden Hand, und ihr Seelenleben zeigt keine Seite, der unſere Liſt beikommen könnte; bei andern unterwirft ſich nur das Individuum und iſt nur entweder in zarter Jugend oder durch den härteſten Zwang zu dieſem und jenem abzurichten; noch andere pflanzen ſich zwar in der Gefangenſchaft fort, aber durch den Rapport

mit der menſchlichen Intelligenz ſcheint ihr Inneres vielmehr zu verdumpfen als ſich aufzuhellen. Der Elephant iſt das einzige Säugethier, das ſich, gefangen, faſt im erſten Augenblicke reſignirt, in hohem Grade zähmbar iſt, ſich an den Menſchen anſchließt, in den mannichfachſten Verkehr mit ihm tritt, ſich aber dabei niemals in der Gefangenſchaft fortpflanzt und es hartnäckig verſchmäht, ſeinen Stamm in die Leibeigenſchaft hinzugeben. Sein Geſchlecht gleicht dem Volke des freien Germaniens, dem klugen, herrſchſüchtigen Römer gegenüber: der einzelne Deutſche konnte es bei widrigem Kriegsglück nicht vermeiden, im Triumph aufgeführt zu werden, oder im Cirkus mit dem Sklavenſchwerte zu fechten; er fügte ſich in das Unvermeidliche und trug noch in Feſſeln den Kopf hoch; auch vermiethete er wohl, nach der uralten Sitte der Heeresfolge, ſein Schwert an den Beherrſcher der Welt, aber das Volk ſelbſt ſchmiegte ſich nie unter das Joch deſſelben.

Allem nach kann ſich allerdings kein Thier an Intelligenz mit dem Elephanten meſſen, und wir haben ſchon oben angeführt, in wie fern er ſchon durch ſeine Organiſation hiezu beſtimmt ſcheint. Ruft man ſich aber alle die Geſchichten von ſeiner Geſchicklichkeit, Klugheit, Großmuth, Uneigennützigkeit zurück, ſo fragt man ſich doch, ob nicht juſt der merkwürdige Contraſt zwiſchen der Anſtelligkeit des Thiers und ſeiner ſchwerfälligen Körpermaſſe die Phantaſie beſtochen und Uebertreibung veranlaßt hat. Wie wir weiter unten ſehen werden, ſcheint wenigſtens das, was von ſeiner Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit erzählt wird, großer Einſchränkung unterworfen. Es müßte für die Geſchichte unſerer eigenen Seele von Wichtigkeit werden, wenn es beſſer als bisher gelänge, das Maaß und die Qualität der Seelenkräfte dieſes Thiers zu ermitteln. Freilich müßte es zu dieſem Behuf in ſeinem Vaterlande, und auch dort nicht bloß in der Gefangenſchaft beobachtet werden; in unſern Menagerien und in unſerem Klima iſt das Thier in zu ungünſtige Verhältniſſe verſetzt, als daß nicht unſer Urtheil Täuſchungen deſto mehr unterworfen ſeyn ſollte, je höher es wirklich ſteht. Man weiß, mit welch ſcheinbarer Umſicht der Elephant Laſten ſchiebt, zieht, ſich ſelbſt auf den Rücken ladet, Knoten löst, Schlöſſer öffnet, ſich mit Zweigen die Fliegen abwehrt und dergleichen. Nach Plinius konnte einer griechiſch die Worte ſchreiben: „das habe ich ſelbſt geſchrieben,“ und Aelian ſah einen, der lateiniſch ſchrieb, wobei man ihm freilich die Hand, das heißt den Rüſſel führte; „dejectis autem et intentis oculis erat cum scriberet; doctos et literarum gnaros animantis oculos esse dixisses,“ das heißt, er ſah dabei aus wie ein Profeſſor, der ſich ja auch meiſt den Rüſſel führen läßt und mit fremdem Kalbe pflügt. Die Erfindung des Marſchall Lobau, um Emeuten zu dämpfen, iſt bei ihm althergebrachter Brauch: er bedient ſich des Rüſſels als Spritze, um ſeine Necker und Widerſacher mit Waſſer zu begießen. Bei dieſen und unzähligen andern Aeußerungen des Thieres ſehen wir wohl, daß eine gewiſſe innere Freiheit und Beweglichkeit der freien Bewegung ſeines eigenthümlichen, complicirten Sinnorgans, des wunderbaren Schlaucharms mit dem Handrudiment an der Spitze, entſprechen muß; aber über das Maß und die Art jener ſind wir noch ganz im Dunkeln. Noch unſicherer iſt unſer Urtheil bei den moraliſchen Eigenſchaften, die man dem Thier zuſchreibt, und wenn auch wirklich jener Elephant, wie Plinius erzählt, bei Nacht emſig ſeine Tanzlektion wiederholte, um der Peitſche zu entgehen, ſo wiſſen wir rein nicht, in wie weit dabei ſeine Ideenaſſociationen mit denen eines menſchlichen Hiſtrio etwas gemein hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Beſchluß.)

Syſteme der Waſſervertheilung.

Die Brunnengräberei führt mich auf einen Gegenſtand, den ich ſchon früher einmal in dieſen Blättern beſprochen habe, weil er für unſere Stadt große Wichtigkeit hat, nicht bloß phyſiſche und diätetiſche, ſondern auch ſittliche; ich meine die Herbeiſchaffung hinlänglichen Waſſers. Die Sache iſt zwar noch nicht ganz im Reinen, aber doch ſeit zwei Jahren einen guten Schritt weiter gediehen. Die dazu niedergeſetzte Commiſſion diskutirte lange über das Princip, ob eine Vertheilung des Waſſers in die Häuſer ohne Anlegung öffentlicher Brunnen, oder letztere hauptſächlich zu berückſichtigen ſeyen, ohne jene ganz auszuſchließen. Die Frage iſt nicht bloß für uns wichtig, ſondern auch für Paris, ja für alle großen europäiſchen Städte, denen es, wie uns, an Waſſer fehlt. Unſere Commiſſion theilte ſich in zwei faſt gleiche Hälften. Die Partei der Vertheilung des Waſſers in die Häuſer ſagte: „Der Vortheil, den wir bei Herbeiſchaffung des nöthigen Waſſers beabſichtigen, beſteht nicht bloß darin, den Einwohnern, zumal den unbemittelten, reines, geſundes Waſſer zum Trinken zu geben, ſondern ihnen auch Waſſer genug zu verſchaffen, um ihre Wohnungen und ihren Körper reinlicher zu erhalten, als dies bisher der Fall war. Der Fabrikarbeiter ſoll überdies ſeine koſtbare Zeit nicht damit verlieren, daß er Waſſer weit her holt und da bei der großen Concurrenz ſtundenlang wartet, bis der dünne und ungleiche Waſſerſtrahl ſein kleines Gefäß gefüllt hat. Beiden Bedürfniſſen wird aber durch öffentliche Brunnen nicht abgeholfen; denn immer bleibt die Mühe und der Zeitverluſt, den Weg zum Brunnen zu machen und das Waſſer über die Straße und dann mehrere ſteile, dunkle Treppen hinauf zu tragen. Dies ſcheut man, und darum ſind die unbemittelten Einwohner ſo unreinlich geworden

und gefallen ſich in einem Schmutz ihrer Wohnungen und ihres Körpers, von dem man anderwärts kaum einen Begriff hat. Um Waſſer zu holen, müßte immer für längere oder kürzere Zeit die Arbeit unterbrochen oder verlaſſen werden; dies will man vermeiden, darum entbehrt man lieber das Waſſer und verſinkt immer tiefer in den Schmutz, – ja man gewinnt ihn endlich ſogar lieb. Nur durch die Leichtigkeit, ſich ohne Mühe und Zeitverluſt hinreichendes, gutes Waſſer zu verſchaffen, läßt ſich hoffen, der Unreinlichkeit zu ſteuern und ſie nach und nach den Leuten abzugewöhnen. England, das in jeder materiellen Hinſicht, in allen Fragen der politiſchen Oekonomie ſo weit vorgeeilt iſt, hat dies ſchon längſt eingeſehen; darum herrſcht als entſchiedenes Zeiterſparungsmittel in den großen Fabrikſtädten, in London, Mancheſter, Liverpool, Edinburg ꝛc., die Waſſervertheilung in die Häuſer vor.“ Auf dieſe ſehr ſcheinbaren Gründe erwiderte die Brunnenpartei: „England und die engliſchen Fabrikſtädte für Frankreich und Lyon als Beiſpiel und Muſter aufzuſtellen, ſcheine ihr aus mehreren Gründen unrichtig, da die dort gebräuchlichen emphyteutiſchen Miethen, die große Zerſtückelung des Grundeigenthums, die Niedrigkeit der Häuſer und die daraus hervorgehende große Ausdehnung der Städte, das Nichtbeſtehen des ſtädtiſchen Octroy und die Anlegung der Küchen in den Souterrains öffentliche Brunnen unthunlich, die Waſſervertheilung in den Häuſern hingegen paſſender und anwendbarer machen. Eine große Schwierigkeit jener Waſſervertheilung ſey bei uns die große Höhe der ſteinernen Häuſer, das Mißliche, Waſſerröhren ſo hoch zu führen, ſie im Winter vor dem Gefrieren und Zerſplayen zu bewahren u. ſ. w.“ Jene erſte Partei hatte zwei, letztere aber drei Stimmen, die zwar als Hauptſache öffentliche Brunnen wollten, die Vertheilung des Waſſers in Privathäuſer aber nicht ausſchließen, ſondern nur jedem Hauseigenthümer freiſtellen. Das Conſeil municipal hat ſich nun vorerſt über die Annahme eines dieſer Syſteme zu entſcheiden.

Livorno, Juli.

(Fortſetzung.)

Geiſt der Bevölkerung. Handel.

Wir glauben ſteif und feſt, ein Livorneſe hat keinen rechten Begriff von dem, was Geſellſchaft bedeutet. Er denkt aber auch nicht daran, er bedarf ihrer nicht. Nachdem er den Tag im Comptoir oder Magazin zugebracht, geht er, wenn's eben ſchönes Wetter iſt, auf eine Stunde nach der ſchattenloſen Ardenza, dem gewöhnlichen Spaziergange, und wünſcht ſich, wenn er's nicht hat, ein Landhaus am Montenero, um es im Sommer an Fremde vermiethen zu können, oder er beſucht das Theater, es mag gut oder ſchlecht ſeyn. Letzteres iſt das gewöhnlichere. Man muß nicht etwa glauben, ein ſolches Leben komme ihm monoton vor: wenn die Geſchäfte ſteriren, ſo iſt alles Uebrige ihm gleichgültig. So iſt es mit der Majorität, dem Mittelſtande, beſchaffen, und von einem höhern Stande iſt kaum die Rede. Wer nicht zu kaufen oder zu verkaufen hat, bleibt ſelten hier. Was könnte ihn auch anziehen, in einer Stadt zu verweilen, wo die Wohlhabenden, oder die, welche es geweſen ſind oder es noch werden wollen, vertrocknet und verſteinert ſind bei Zinsrechnungen, und der Pöbel brutal und gefährlich, wie er es noch zuletzt im Jahr 1834 bewieſen. Der letztere verleugnet auch noch jetzt nicht ſeinen Urſprung aus dem Auswurf aller Länder, zur Zeit, als Livorno eine Freiſtatt war für Alles, was ſich irgendwo mit dem Geſetz in Widerſpruch begeben, und noch einige per fas aut nefas gerettete Scudi in der Taſche hatte. Aus manchen Gegenden lief man nach der Türkei und erkannte Mahomet für den wahren Propheten an; Vielen war's bequemer, nach Livorno zu gehen und den Merkur anzubeten. Einer alten Einrichtung gemäß, die gewiß ihren guten Grund hatte, iſt kein Livorneſe zum Laſtträgerdienſt im Hafen zuläſſig; Bergamasken haben dies Privilegium. Freilich werden dieſe im Durchſchnitt zu den kräftigſten Leuten Italiens gezählt; aber bildet man ſich etwa ein, livorneſiſche Schultern ſeyen gar ſo ſchwach, oder iſt man vielleicht geneigt, einen Maßſtab für die Moralität des Volkes darin zu erkennen?

Doch genug von dieſen geſellſchaftlichen Verhältniſſen der Stadt. Wir wollen nun die merkantiliſchen näher betrachten. Nicht verkannt werden kann die glückliche Lage, im Mittelpunkt der Küſtenſtriche, gleich bequem für den Binnenhandel vermöge der vortrefflichen, mit jedem Jahr ſich mehrenden Kunſtſtraßen, welche das ſchöne und geſegnete Toskana durchſchneiden, und durch das im Vergleich mit manchen andern italieniſchen Staaten liberale und fördernde Syſtem der großherzoglichen Regierung, wie für die Verbindungen mit der Levante, mit den Barbaresken, mit Spanien, Frankreich und England. Im achtzehnten Jahrhundert wurde Livorno ein Freihafen und dadurch ein rieſiges Entrepot; die bürgerliche und religiöſe Freiheit, deren man hier genoß, wirkte mächtig. Gerne möchte man bei Erwähnung der Gründe, welche die Bevölkerung mehrten, der ſogenannten Livornina nicht zu gedenken haben, welche den fremden Schuft und Bankerottirer ſchützte und die Stadt mit Geſindel füllte; ein Flecken, der erſt in neuern Zeiten verwiſcht worden iſt. — Die große Maſſe des italieniſchen Handels hatte ſich nach Livorno gezogen; dann aber machte ſich, der immer zunehmenden Volksmenge ungeachtet, eine Abnahme bemerkbar, die, langſam fortſchreitend, vor wenigen Jahren ſo drohend geworden war, daß man nothwendig auf Abhülfe ſinnen mußte. Den Hauptgrund legt man den Gebühren zur Laſt, welche durch die Regierung eingeführt worden waren, und faktiſch die Privilegien eines Freihafens großentheils aufhoben oder vernichteten. Dieſe Gebühren waren das Ein Procent von der Einfuhr und die Entrepotabgabe, beide zuſammen mindeſtens drei Procent des Werthes der Waaren betragend. Genua war der Handelsplatz, der am meiſten beim Sinken Livorno's gewann, und, von den verſtändigen Maßregeln der ſardiniſchen Regierung unterſtützt und gehoben, allmählig ſeine alte Suprematie wieder errang und geltend machte. Längſt vom Daſeyn des Uebels überzeugt, war die toskaniſche Regierung auf Mittel bedacht, ihm zu wehren. Es iſt zu bedauern, daß dies nicht eher geſchah, als da die Handelswege großentheils ſchon eine andere Richtung genommen hatten, und die merkantile Thätigkeit ein Schatten der frühern geworden war. Im Sommer 1834 wurden alle und jede, auf dem Handel laſtende Abgaben aufgehoben, und Livorno wieder ein Freihafen im vollen Sinne des Wortes. Der Verkehr hat ſeitdem zugenommen; wenn es nicht in dem Grade geſchah, den man erwartet hatte, ſo darf man nicht vergeſſen, daß in ſolchen Fällen die Reſultate unmöglich augenblickliche ſeyn können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 21. Auguſt 1837.

O Phantaſie! erhelle
Der jungen Pfade Spur,
Und jede Blumenſtelle
Der väterlichen Flur.
Matthiſſon.

Der Blättler.

Novelle in Hexametern, von H. Kurz.

Friede brachte der Abend, die lezten Schläge des Donners
Rollten den fliehenden Wolken nach an den Bergen hinunter,
Herrlich dampfte die Flur, die erfriſchten, ſaftigen Blätter
Tropften demanten im Schein der ſiegreich ſcheidenden Sonne,
Und die ſeelenvergnügte, die unermüdliche Lerche
Schaukelte hoch ſich im Netz ihrer Triller, und ließ es ſich wohl ſeyn.
Da ging ich noch luſtwandelnd hinaus, ein beweglicher Knabe,
Mich am erquickenden Duft, am Grün der Wieſen zu laben;
Mein Buchdrucker, der wandelnde Kinderfreund, war mir zur Seite,
(Gerne vertraut' man mich ihm), der willkommene Mährchenerzähler;
Denn viel Städte hatt' er geſehn und die Sitten der Menſchen,
Viel auch erlebt Seltſames im wechſelnden Schwunz der Geſchicke.
Alſo ſchlenderten wir den ſchmalen, gewundenen Pfad hin,
Der, von Hecken begrenzt, ſanft gegen das Freie hinaufſteigt,
Ringelgäßchen genannt von den fleißigen Bürgern der Reichsſtadt,
Die er durch Obſtbaumgüter zu Wieſen führet und Aeckern.
Auch begegnet' uns Mancher, ſein Tagwerk ſorglich beſchließend,
Denn die Früchte trugen ſie nun in Körben nach Hauſe,
Die der haſtige Wind muthwillig vom Baume geſchüttelt;
Und mir reizten die Aepfel mit lieblichem Dufte den Gaumen,
Der, vom Gewitterregen entlockt, herzſtärkend herandrang.
Doch ich lauſchte der Sängerin, die aus blaulicher Höhe
Unaufhörlich zu uns in Freuden plauderte. Seitwärts
Blinkte ſilbern der Fluß im grünen Grunde des Blachfelds,
Und mit goldenem Haupt uns entgegen ſtrahlten die Berge.

So im Innern befriedigt, verloren in Horchen und Schauen,
Traf mich plötzlich ein Ton, der, ungewöhnlich dem Ohre,
Hinter dem Hage, der Lerche Geſang unterbrechend, hervorkam,
Für die Flöte zu ſcharf, doch zu weich für die Kehle des Vogels,
Langausklingend und dann ſüßſchmetternd in Sprüngen verſchmolzen.
Und ich fragte den Alten erſtaunt: Freund, ſagt mir, was iſt das?
Lächelnd nickt' und verſetzte darauf der Treffliche: Das iſt
Nationalmuſik: es bläst ein Burſch auf dem Blatte —
Doch indem er noch ſpricht, da feſſelt ein ſeltſamer Anblick
Mir die Augen und zwingt den Fuß im Boden zu wurzeln.

Eben bog ich, den Schritt voraus, um die äußerſte Ecke,
Wo das Gäßchen in's Freie ſich mündet, da ſizt eine greiſe
Geiſterhafte Geſtalt auf einer ſteinernen Ruhbank,
Selber ein Stein, ohne Regung, mit weithinſtarrenden Augen,
Endlich die Hand zur Wimper erhebend, als gält' es, den Schatten
Einer Thräne hinwegzuwiſchen. Ich wandte mich ſprachlos,
Schüchtern zu meinem Begleiter herum, der zog mich zurücke,
Flüſterte: Seltſam trifft ſich's! da iſt das Kupfer zum Texte!
Dieſer lauſchende Greis im blauen, zerriſſenen Kittel
Steht mit jener Muſik in ſonderbarer Verbindung;
Wer errieth ſein Leid, wenn er blaſen hört auf dem Baumblatt?
Bleiben wir ſtehen, gedeckt vom Haag, daß er uns nicht vernehme,
Und ich erzähle die wunderſame Geſchichte vom Blättler.—

Alſo hielten wir ſtill, ich blickte ſcheu durch die Zweige
Auf die Erſcheinung, die immer verſunken noch lauſchte dem Liede,
Während der Wind mit den ſpärlichen weißen Locken ſein Spiel trieb.
Und mit gedämpftem Tone ſofort begann mein Rhapſode:

Ungefähr ſechzig Jahre ſind's, daß der rüſtige Peter
In die Fremde ging und unter die ruſſiſchen Fahnen.
Der war nun von der ſämmtlichen ausgelaſſenen Jugend
Unſerer guten Stadt der flinkſte, verwegenſte Burſche,
Stets bei tollen Streichen voran, dazu von den Mädchen
Gerne geſehen; denn hübſch, das war er, galant in Manieren,
Und auf dem Blatte wußt' er die tüchtigſten Weiſen zu ſpielen;
Darum war er geſucht und gefällig beim Tanz auf dem Raſen,
Und hat als Tanzmuſikant wie manchen Walzer geblättelt.
Doch auf einmal verlor er den fröhlichen Muth und die Ruhe,
Hielt ſich allein, hing den Kopf: — es war ihm zu wohl in der Heimath,
Und ſo lief er hinaus und nahm Handgeld bei den Ruſſen.
Damals brach der Türkenkrieg aus, viel banges Gerede
Ging im Reich umher von den Naſenabſchneidern und Heiden;
Sorg' und Leid war bei uns um den Naſeweiß, und wenn am Sonntag
Von der Kanzel es hieß im alten Kirchengebete:
„Uns vor dem Türken bewahr!“ da gedachte man oft an den Peter.
Und er hatt' es auch nöthig, fürwahr! denn wenige Monden
Stand er im Feld, hatt' auch in zwei oder drei Affairen
Ritterlich ſich gehalten, wie'n Landsknecht; aber mit Einem
Kam's zur ernſtlichen Schlacht: die ſichelförmigen Säbel
Mähten die Kreuz und Quer, da ward mein Peter gefangen.
Jezt konnt' er ſagen von Glück, wenn's nicht um Ohren und Naſe,
Nicht um den Hals ihm ging, oder wenn er nicht zugeſtuzt wurde
Ländlich ſittlich, den türkiſchen Frauen Geſellſchaft zu leiſten.
Doch es erging ihm noch mild: er fiel in die Hand eines Baſſen,
Dem gefiel der ſchlank- und derbgegliederte Burſche,
Und er beſchloß, ihn nach Haus auf ſeine Güter zu ſenden,
Allwo ihm auch der Friede, der alle Gefangenen freiſprach,
Nimmer zu Statten kam, denn er war ausdauernd und tüchtig,
Auch zu der rauheren Arbeit geſchickt; ſo ward er verheimlicht.

(Die Fortſezung folgt.)

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſezung.)

Der Elephant hat ſich zwar in ſeiner jetzigen tropiſchen Heimath überall vor dem eindringenden Menſchen zurückgezogen; er iſt übrigens immer noch eines der zahlreichſten Geſchlechter unter den größern Landthieren. Dies erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß er kaum irgend ein Thier zu fürchten hat und nur lokal vom Menſchen decimirt wird. Ja in der natürlichen Racenverſchiedenheit unſers Geſchlechts ſcheint vornehmlich der Grund zu liegen, warum er, allen Zeugniſſen nach, in Afrika noch häufiger iſt als in Aſien. Der ſtumpfe Aethiopier iſt ihm weit weniger gewachſen als der altciviliſirte, wenn auch ſtehengebliebene Hindous und Malaye. Seit er in Afrika nicht mehr gejagt wird, um dem römiſchen Volk im Cirkus zur Ergözung zu dienen, hat er dort nur Tod durch Hinterliſt, nicht Gefangenſchaft zu fürchten, und ſo ſcheut er den Menſchen weit weniger, und ſeine Rudel ſtürmen über die Negerdörfer weg und machen wie die Windsbraut Alles dem Boden gleich.

In Afrika iſt der Elephant jezt nur ein jagdbares Thier. Der Neger iſt gerade klug genug, um dem Koloß auf ſeinem Pfade Gruben zu graben, und dem Erſchlagenen die Stoßzähne auszubrechen und den Schwanz abzuſchneiden. Lezterer mit ſeinen ſtachligten Haaren wird von den Eingebornen als Schmuck und Amulet hochgeſchäzt; jene ſind eines der drei Güter, welche die Fremden von jeher an den Küſten des im Innern verzauberten Welttheils abholten: Gold, Elfenbein und Sklaven. In Vorder- und Hinterindien iſt die Kunſt, das edle Thier zu jagen, zu zähmen und zu pflegen, uralt. Dort iſt er das vornehmſte Hausthier, der Stolz der Herrſcher und die Freude des Volks. Dort iſt er, nach ſeiner Färbung und ſeinen Fähigkeiten, Halbgott, Krieger, Hofſchauſpieler

oder Lastträger. Auf Alexanders Zuge gegen Indien lernte ihn zuerst Aristoteles kennen, jener Universalkopf, in dessen Schriften so vieles niedergelegt ist, was wir seitdem mit Mühe wieder lernen mußten. So zeigt sich auch seine Beschreibung des Elephanten, an welcher das vorige skeptische Jahrhundert viel gemäkelt und von vorne herein verworfen hat, immer mehr als eine fast durchaus wahre und naturgetreue. — Rom erschreckte seine Ungestalt zum erstenmale im Triumph, den Curius Dentatus über König Pyrrhus feierte. Nachdem er dem römischen Volke sehr zweideutige Kriegsdienste geleistet, wurde er ein tapferer Gladiator, der in der Arena Löwen, Tigern, Stieren und Sklavenhorden die Spitze bot. Schon Pompejus und Julius Cäsar gaben dem Volke den Kampf von ein paar Dutzend Elephanten gegen Thiere und Menschen zum Besten; aber diese Incunabeln der circensischen Kunst waren wahre Armseligkeiten gegen die Effekte, welche die tollen Imperatoren mit Hunderten von wilden und zahmen Elephanten hervorbrachten, und verhielten sich zu diesen wie Gretrys Oper zu Robert dem Teufel. — Bei uns in der neuesten Zeit war er bisher nur ein Riese, der sich für Geld sehen läßt; seit aber die dramatische Kunst immer drastischer wird und mehr und mehr, wenn auch nicht formell, doch materiell den Charakter der Spiele annimmt, welche einst der römische Pöbel, nach dem Brode, als höchstes Gut verlangte, wird er nachgerade ein wandernder, Gastrollen gebender Mime, vorläufig im Gefolge eines Thespiskarrens, bis ihn die Huld eines kunstliebenden Monarchen in die stehende Kunstgesellschaft aufnimmt und ihm eine lebenslängliche Pension aussezt.

Die berühmteste Schauspielerin mit einem Rüssel ist bis jezt Miß Dieck. Der Elephant hat allerdings bedeutenden Kunstberuf, aber die Leistungen dieser furchtbaren Miß zeigen nur zu deutlich, wie gefährlich es ist, die dramatischen Talente dieser sonst so interessanten Familie ohne die größte Vorsicht in Anspruch zu nehmen. Wenn ein menschlicher Schauspieler einen Contrakt bricht und davonläuft, so sezt er nur die Zungen eines kunstliebenden Publikums in Bewegung und wird nur durch Zeitungsartikel verfolgt; wenn eine Miß Dieck entkommt, so bringt sie eine ganze entsezte Bevölkerung auf die Beine und man rückt ihr mit Kanonen nach. Eine menschliche Actrice bereitet ihrem Direktor die herbsten Seelenleiden; aber Miß Dieck schlägt ihm mit ihren elfenbeinernen Zähnen gar den Schädel ein.

Nach Cuvier wächst der Elephant etwa bis in's fünf-und-zwanzigste Jahr, und die asiatische Art wird 12—14 Fuß hoch. Miß Dieck maß nur 10½ Fuß, war aber, nach dem Zustand ihres Skelets zu schließen, vollkommen ausgewachsen. Ihrer Lebensgeschichte nach mochte sie etwa 35 Jahre alt seyn, keineswegs 125, wie ihr Eigenthümer auf seinen Anschlagzetteln kund that, wahrscheinlich um an Mademoiselle Mars zu erinnern. Nach übereinstimmenden Zeugnissen kann indessen der Elephant in der Gefangenschaft 120—130 Jahre leben, und er mag in der Freiheit leicht zwei Jahrhunderte voll machen. Sein Rüssel faßt 150 Pfund Wasser und er kann es zehn Fuß hoch in die Höhe werfen. Er leistet ausgewachsen so viel als sechs Pferde, er trägt ohne Beschwerde 3—4000 Pfund und ladet sich zwei bis drei Centner selbst mit dem Rüssel auf. Er galoppirt nie, kann aber so rasch traben, daß ihn ein Pferd in angestrengtem Galopp nicht einholt; er kann achttausend und mehr Pfund schwer werden und seine Masse ist dann der von fünfzig Menschen gleich. Die zarte Miß Dieck war indessen nur 4000 Pfund schwer; sie wog damit aber doch die ganze Körpermasse einer ziemlichen Schauspielerbande auf, und der Geist wiegt beiderseitig nichts. Aus diesen Angaben geht zur Genüge hervor, welch furchtbare Gewalt ein solcher Koloß ausüben muß, wenn er sich, wild geworden, mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes bewegt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Juliusfeier.

Zum siebenten Male ist das Andenken der berühmten Julitage gefeiert worden, aber nicht wie die vorigen Male. Ueberhaupt hält man sich in Paris nicht lange an eine Norm, sondern ändert sein Vergnügen nach Belieben. So hat denn auch diese Jahresfeier jedesmal ein besonderes Aussehen. Indessen klagt man schon jezt über den Mangel an nationalem Charakter bei diesem wichtigen Feste. Man feiert den Sieg des Volkes über die Willkühr des Hofes der ältern Bourbonen; wo ist aber eine politische Idee bei den Lustbarkeiten, warum fehlen die Obrigkeit, die Volksdeputirten, der Stadtrath? Der König wohnte zwar einigen öffentlichen Vergnügungen bei, und zwar mit seiner ganzen Familie; das thut er aber auch bei andern Festen. Bereits hat man die Nothwendigkeit eingesehen, die drei Festtage auf zwei zu reduziren; ein Tag wäre schon hinreichend, wenn sich das Trauerfest mit dem Siegesfest vereinigen ließe. Da dies aber nicht angeht, so wird man, so lange das Andenken der Julitage gefeiert wird, die Festlichkeiten auf zwei Tage vertheilen, den ersten der Trauer wegen der Gefallenen, den zweiten der Freude über den errungenen Sieg der verfassungsmäßigen Freiheit widmen müssen. Diesmal bedurfte es um so weniger drei ganzer Tage, da erst kürzlich mehrere Feste gefeiert worden sind und das Volk der öffentlichen Lustbarkeiten genug gehabt hat, die im Grunde ihm mehr schaden als nützen; denn während es müßig umherstreicht, um Alles mit anzuschauen, bleiben Werkstätten und Fabriken leer, der Gewinnst hört auf, und keine Obrigkeit entschädigt die arbeitenden Classen für den Verlust ihres Taglohns. Man hätte glauben sollen, diesmal werde das Volk minder begierig seyn, den Lustbarkeiten beizuwohnen, da es kürzlich deren so viele genossen; aber das Volk und

auch diejenigen, die sich höher dünken als dasselbe, gleichen sich überall: sie machen gern Alles mit und finden sich emsig ein, wo man sich belustigen kann, ohne daß es etwas kostet. Sogar das Andenken an die Unglücksfälle auf dem Marsfelde hatte den Zudrang der Menge nicht im Geringsten vermindert. So vergeßlich ist man besonders in Paris, wo die Eindrücke zu schnell aufeinander folgen, als daß sie lange haften könnten. Ganz Paris schien sich Sonnabends zu dem Feuerwerke begeben zu haben, so voll war es auf den Quais und den Brücken, im Tuileriengarten, kurz an allen Orten, wo es möglich war, etwas vom Feuerwerk zu sehen. Dies Feuerwerk war der Hauptpunkt des Festes, oder eigentlich der Schlußstein, und auf dasselbe hatte man daher viel Sorgfalt und Kosten verwendet, mehr als man sonst zu thun pflegt, wiewohl eine solche Augenlust stets sehr kostspielig ist. In den Champs élysées ging es gerade so her, wie vor einigen Wochen. Von einem Schifferstechen ist viel Aufhebens in den Zeitungen gemacht worden, und wenn man den ungeheuern Zulauf der Menschen dabei gesehen hat, so muß man wirklich glauben, daß es eine wichtige Begebenheit war; dergleichen Preisrennen haben jedoch jährlich auf der Seine statt, wo nicht in der Stadt selbst, doch in den benachbarten Gemeinden. Diesmal war das Stechen der Bootsleute nur nach einem größern Maßstabe angelegt, das Schauspiel hatte in Paris selbst statt, Boote und Schiffer waren festlicher geschmückt, als sonst, und die königliche Familie und eine ungeheure Menschenmasse wohnten demselben bei. Beim Anblick so vieler tausend Menschen, welche auf den Quais und den Brücken dem Flusse zu einer stattlichen Einfassung dienten, mußte man bedauern, daß die Seine ein so unbedeutender Fluß ist und nur Boote tragen kann. Zu Rouen würde sich ein Schifferstechen schon besser ausnehmen; aber zu Rouen fehlte die zahllose schaulustige Volksmenge. Das eiserne Denkmal, welches zum Andenken an die drei Julitage auf dem Platze der ehemaligen Bastille errichtet werden soll und, wie es scheint, sehr langsam vorschreitet, war von der Vollendung noch zu weit entfernt, als daß man daran hätte denken können, dasselbe in diesen Tagen einzuweihen. Woher aber das langsame Fortrücken kommt, wird nicht gesagt. Vermuthlich ist man im Gießen eiserner Kunstwerke noch nicht bewandert genug; denn auch mit der Thurmspitze der Kathedralkirche zu Rouen, die ebenfalls aus eisernen Aufsätzen bestehen soll, und woran nun schon seit zehn Jahren gearbeitet wird, geht es sehr langsam. Es werden viele gemeine Arbeiten in Gußeisen unternommen und zu Stande gebracht; aber der eisernen Kunstwerke hat man hier fast noch keine. Ein anderes Denkmal war fertig, und man erwartete, daß es an den Julitagen werde enthüllt werden; es ward aber nichts daraus. Die ministeriellen Zeitungen vertuschten die Sache, indem sie behaupteten, es liege an gewissen Arrangements administratifs, daß das Giebelfeld des Pantheons diesmal noch nicht könne aufgedeckt werden; aber in einem der Preßfreiheit genießenden Staate lassen sich die Vorgänge so nicht bemänteln, und es kam bald heraus, daß die Regierung mit der großen Davidschen Skulptur unzufrieden sey, und es nicht für gut finde, dieselbe aufdecken zu lassen. Man fragte nun, weßhalb denn die Regierung mit der Arbeit eines Künstlers, der wie David längst sein Künstlertalent bewährt hat, unzufrieden sey? und nun mußte man eingestehen, daß die Mißbilligung nicht die Ausführung, das Technische und Artistische betreffe, sondern die Wahl des dargestellten Gegenstandes, die Repräsentanten des Nationalruhms, die großentheils aus der Geschichte der drei Julitage gewählt sind, worunter sich mithin auch sogenannte Gamins de Paris befinden. Diesen am Giebel des Pantheons das Unsterblichkeitsdiplom zu ertheilen, fand man erst dann bedenklich, als man bereits die große Davidsche Arbeit in den Zeitungen hoch erhoben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Livorno, Juli.

(Beschluß.)

Reformen.

Die längst nothwendige Regulirung der Münzen und Gewichte, welche ein namentlich für den Fremden nicht zu entwirrendes Chaos darboten, und die jetzt mit dem im ganzen Großherzogthum üblichen System auf gleichen Fuß gesetzt sind, folgte. Eine sehr wünschenswerthe neue Institution ist die Discontobank, die gegenwärtig in's Leben tritt, und auf ein wirkliches Kapital von zwei Millionen toskanischer Liren (à 6⅔ Silbergroschen) in zweitausend Actien basirt ist. — War auch der Handel gesunken, am materiellen Wohlstande ließ sich dies nicht bemerken. Im Gegentheil, die Bevölkerung und, wie man behauptet, auch das Kapitalvermögen, weniger in imposanten Massen, als unter Viele vertheilt, nahmen bedeutend zu. Man schreibt letzteres wohl mit Recht der größern Bedächtigkeit in den Spekulationen und einer wohlverstandenen Oekonomie zu, die auch den kleinern Gewinn zu nutzen versteht. — Aus einer beschränkten Hafenfestung war Livorno eine große Stadt geworden. Unter Peter Leopold, dem unvergeßlichen Wohlthäter Toskana's, wurden die Vorstädte begonnen, die überfluthende Menschenmenge aufzunehmen. Im Jahr 1836 zählten diese über 55,000 Einwohner, eben so viel, worunter 5000 Israeliten und 200 unirte Griechen, die eigentliche Stadt. Seit 1818 hat die ganze Bevölkerung um etwa 20,000 Individuen zugenommen, ein selten vorkommendes Verhältniß. Bis auf unsere Tage waren die Vorstädte ausgeschlossen von den Privilegien des Freihafens; diese waren auf den Kreis der Stadt beschränkt, an deren Thoren und Mauern sich die Douanenlinie befand, welche Livorno merkantilisch vom Großherzogthum trennte. Die Uebelstände, welche dadurch entstanden, und bei der unaufhörlichen und nothwendigen Verbindung der beiden, auf diese Weise geschiedenen Theile der Einwohnerschaft, so wie bei dem dabei stattfindenden lebhaften Schleichhandel unvermeidlich waren, veranlaßten endlich, gleichfalls im Jahr 1834, eine durchgreifende Veränderung. Die Vorstädte wurden als integrirender Theil der Stadt und also im Genusse der Privilegien derselben erklärt, dagegen der diese letztere betreffenden Consumtionstaxe mit unterworfen. Die Douanenlinie wurde zurückgezogen. Lange Berathungen und Verhandlungen gingen voraus, ehe man sich über die neuen Grenzen einigte, wobei die täglich zunehmende Bevölkerung in Anschlag zu bringen war; dann beschloß man, den ganzen Raum mit Mauern einzuschließen. Diese sind im gegenwärtigen Augenblick schon weit vorgeschritten. Ob diese letztere Maßregel eine weise ist, und ob man ein so kostspieliges, und in unsern, allen Stadtmauern gefährlichen Tagen beinahe unerhörtes Abgrenzungsmittel nicht durch ein anderes, gleich zweckmäßiges hätte ersetzen können, mag dahingestellt bleiben. Wie groß übrigens die Baulust oder das Baubedürfniß in Livorno ist, geht aus dem Umstande hervor, daß in den letzten vierzig Jahren ein Kapital von etwa achtzig Millionen Lire auf neue Bauten verwendet worden ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 22. Auguſt 1837.

— Young and beautous,
Brought up as best becomes a gentlewoman:
Her only fault — and that is faults enough —
Is, that she is intolerably curst,
And shrewd, and froward.

Shakespeare.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſetzung.)

Alle Reiſebeſchreiber, ſo wie alle Perſonen, welche Elephanten in Indien und bei uns gewartet haben, bezeugen, daß das Thier äußerſt launiſch ſey. Sie ſchließen ſich leicht an ihre Wärter an; aber nicht Jeder behagt ihnen als Führer oder Cornak, und die Menageriebeſitzer bei uns müſſen, wenn der Cornak getödtet oder verwundet iſt, dem Elephanten oft mehrere Competenten um das Amt vorſtellen, bis er ſich dazu bequemt, einen anzunehmen; es ſind dies echt königliche Launen. Wir erinnern hier an das Geſchichtchen, das den Weg durch alle Fibeln gemacht hat, vom Elephanten, der im Zorn ſeinen Cornak getödtet, aber, als deſſen Weib in Verzweiflung ihre Kinder dem Thier vor die Füße geworfen, das älteſte mit dem Rüſſel ſich auf den Rücken geſezt und es zu ſeinem Cornak erwählt. In Indien hat jeder Elephant ſeinen eigenen Cornak, der auf ſeinem Halſe reitet und ihn mit einem zu beiden Seiten mit ſpitzen Eiſen verſehenen Stabe lenkt. Die eine dieſer Spitzen iſt lang und ſehr ſcharf; ſie iſt dazu beſtimmt, wenn das Thier unbändig würde, ihm zwiſchen Kopf und Hals eingeſtoßen zu werden, um durch Verletzung des Rückenmarks ſchnell den Tod deſſelben herbeizuführen; meiſt aber wird in ſolchem Falle der Führer das Opfer. Dergleichen ereignet ſich in Indien ſehr häufig; ſchwerlich gibt es einen bejahrten Elephanten, der nicht mehrere Führer um's Leben gebracht hat; da dieſe aber faſt immer den unterſten Caſten angehören, ſo macht man nichts daraus.

Zuweilen, meiſtens aber im Frühjahr, werden ſie mürriſch, toll, und reißen nicht ſelten aus. In Indien werden ſie in ſolchem Falle bekanntlich mit zahmen Elephanten gejagt und von dieſen ſelbſt in den Nothſtall gebracht. Wir in Europa aber haben dieſes Hülfsmittel nicht, und die erſt ſeit dem Jahr 1814, eben mit jener Miß Djeck aufgekommene Neuerung, nach welcher man die Elephanten zu Fuß wandern läßt, ſtatt ſie im Menageriekaſten zu führen, iſt daher ſehr gefährlich. Lezteres Transportmittel war allerdings koſtſpielig, und der Elephant trug ſo ſeinem Herrn höchſtens 2000 Gulden jährlich ein; als man auf die Idee kam, die Thiere ihrer eigenen Beine ſich bedienen zu laſſen, ſteigerte ſich der Ertrag auf mehr als das Doppelte, aber es entſtanden auch zahlreiche Unglücksfälle daraus. Bekanntlich mußten in ſiebzehn Jahren zwei Elephanten in Genf umgebracht werden. Der 1820 getödtete hatte einen Cornak und einen Bauer, der ihm auf ſeiner nächtlichen Reiſe in die Schweiz bei Stuttgart in den Weg gekommen, umgebracht. Miß Djeck hat von 1814 bis zu ihrem Tod dreizehn

Perſonen mehr oder weniger ſchwer verwundet und drei Cornaks getödtet.

Wir geben im Folgenden einen Abriß vom Leben, den Thaten und dem tragiſchen Ende dieſes dramatiſchen Elephantenweibchens, das in ſeiner kurzen Laufbahn mehr Männer ruinirt hat, als je eine menſchliche Prima Donna.

In einem der weiten Reisfelder in den Niederungen des Ganges hielt die Mutter dieſes merkwürdigen Elephantenmädchens ihr Wochenbette. Beide geriethen, als lezteres noch ſehr jung und kaum fünf Fuß hoch war, in die Gefangenſchaft. Die Mutter kam in den Beſitz eines Elephantenjägers und ward zum Anlocken und Einfangen männlicher Elephanten abgerichtet; das Mädchen dagegen wurde nach Europa gebracht, wo es im Jahr 1806 mit der Nachricht von der Schlacht bei Jena in England ankam. Sie war damals etwa vier Jahre alt. Nachdem ſie zwei Jahre in der Atkinſchen Menagerie zugebracht, trat ſie im Kaſten eine Rundfahrt durch England an. Ihre Führer hielten ſich dabei überzeugt, es gebe kein folgſameres, verſtändigeres und gelehrigeres weibliches Weſen; ſie hatten ſelbſt einen Augenblick den Gedanken, Miß Dieck wieder nach Indien zu führen und ſie als Directrice an die Spitze einer Erziehungsanſtalt für junge Elephantinnen zu ſtellen, pour leur former l'esprit et le coeur, wie der franzöſiſche Kunſtausdruck iſt. Dies gaben ſie aber auf, als 1814 der Continent für Colonialwaaren und Engländer zugänglich ward. Sie verloren keine Zeit, mit ihr nach Bordeaux zu gehen, und glaubten ſie in dieſem Lande der Freiheit aus ihrem Käfig entlaſſen und frei herumführen zu dürfen.

Miß Dieck war, wie ſchon geſagt, der erſte auf dieſe Weiſe in Europa reiſende Elephant, und dieſe Veränderung erſchien als Epoche machend für ihre ſittliche Weiſe, für ihre Ideen und Anſichten des eigenen Lebens und der Menſchen. Sie hätte weniger klug ſeyn müſſen, als ſie war, um nicht einzuſehen, daß ſie außer dem Käfig mit ihrer phyſiſchen Kraft Gebieterin über ihre menſchliche Umgebung war und mit ihren ſogenannten Herren machen konnte, was ſie wollte. Sie bethätigte auch bald dieſen Uebergang durch kleine Stöße, die ſie ihnen in Augenblicken übler Mädchenlaune beibrachte, und nicht lange, ſo verwundete ſie ernſtlich ihren alten Cornak, der ſie ſeit 1806 bediente. Dies war ein deutlicher Fingerzeig für die Beſitzer, daß das Thier mehrere Diener haben müſſe, damit, wenn es ſich gegen den einen entrüſtete, die andern ihm zu Hülfe kommen könnten. Seitdem beobachten alle Führer freier Elephanten dieſe Regel, und mit großem Rechte; denn wenn das Thier nur Einen Menſchen hat, an den es gewöhnt iſt, und es dieſen im Zorn mißhandelt, ſo kann es ausbrechend unſäglichen Schaden ſtiften.

Ihre eigentliche Ausbildung als Schauſpielerin erhielt die junge Indianerin erſt in Frankreich. Sie machte die erfreulichſten Fortſchritte, und das unter uns geltende Axiom, daß das weibliche Geſchlecht ungleich mehr natürliche Anlage zur Schauſpielkunſt hat als das männliche, ſcheint ſich auch hier beſtätigt zu haben. Sie reiste dabei ſechs Jahre in Frankreich von Stadt zu Stadt. Erziehung, Unterricht und Reiſen im civiliſirteſten Lande Europas, wie kann es da fehlen! Sie mochte ſich indeſſen doch zuweilen bei ihrem Metier langweilen; denn ſie theilte hie und da unwillig einen Fächerſchlag an ihre Lehrmeiſter oder Mitſpieler aus, das heißt ſie zerbrach Arme mit dem Rüſſel und Rippen und Schädel mit dem Stoßzahn. — Auf einem Ausflug in's nördliche Deutſchland war ihre Laune ziemlich ſchlecht. In Berlin gefiel es ihr gar nicht, wozu die weite Reiſe, das unfreundliche Klima und der Staub beigetragen haben mögen. Ueberdies ſagten ihr die Studenten unangenehme Dinge, tuſchirten ſie an Rüſſel und Zähnen u. dergl., und ſie ſtieß einmal einen ihrer Cornaks ſo mit dem Zahn, daß er für todt weggetragen wurde. Ihr Ruf in Berlin war nun nicht mehr fein, und die Geſellſchaft hielt für gut, abzuziehen und nach Frankreich zurückzukehren, wo man dergleichen nicht ſo genau nimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Blättler.

(Fortſetzung.)

Nun war der Peter ein Sklav: was ihm einſt zu Hauſe nicht anſtand,
Lehrten ihn jezt die Türken, nicht immer mit tröſtlichem Zuſpruch,
Karrenziehen und Mähen und Jäten und Graben und Hacken.
Weil er auch ſah, ſo ſteh' es einmal und ſey nicht zu ändern,
Bot er geduldig den breiten Rücken den Schlägen des Schickſals,
Und war fleißig vom frühen Morgen bis ſpät an den Abend;
Doch wenn die Wächter gelegentlich ihn aus den Augen verloren,
Saß er betrübt im Mais und gedachte der ſchwäbiſchen Knödel.
So nun ruht er einſt aus mit kummervollem Gemüthe,
Trocknete ſich den Schweiß, der ihm reichlich floß von der Stirne,
Seufzte zuweilen und ſog begierig die Kühle des Abends.
In den Bäumen flüſterte leiſe der Wind, und auf einmal
Wirft er ihm neckiſch ein Blatt in die müden Hände herunter.
Er, im Gemüth betroffen, beſieht's, als wär' es ein Landsmann,

Und die heimiſchen Weiſen, die Tänze, die Jugendgenoſſen
Führt er vor ſeine Seele zurück mit ſtürzenden Thränen:
So allein! in der Fremde! mißhandelt! — Doch mitten im Jammer
Fällt es ihm ein, zu ſehn, ob die morgenländiſchen Blätter
Auch muſikaliſch ſey'n; er ſezt das Blatt an die Lippen
Und beginnt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ —
Aber das Blättchen erklang, man konnt' es nicht ſchöner verlangen!
Süß, durchdringend, als wär' es im Herzen von Schwaben gewachſen!
Und der Peter, der ſpielte ſein Lied voll ſtaunender Freude,
Führt' es getroſt hinaus mit zierlichen Trillern und Schnörkeln,
Und handhabte ſein Inſtrument mit aller Gewandtheit.
Da kam eben ſein Herr, der Türk', in den Garten gegangen,
Am anmuthigen Abend ein wenig ſich noch zu verlüſten;
Und er vernahm fremdartige Töne, ſo wie ſie noch niemals
In der ganzen türk'ſchen Muſik ihm zu Ohren gekommen,
Ging dem Laute nach, doch wie er den Sklaven erblickte,
Der dem gewöhnlichſten Blatt ſo ſüße Weiſen entlockte,
Stand er erſtarrt, dann gebärdet' er ſich und ſchrie wie beſeſſen:
Allah iſt groß! und ſchleuderte hoch in die Lüfte den Turban,
Tanzte mit feurigen Augen umher und fliegendem Kaftan,
Zog den erſchrockenen Peter am Kleid, und mit ſeligem Lachen:
Chriſt, ſprach er, muſicire doch fort! muſicire mir wieder!
Das läßt Peter ſich nicht zum zweiten Male gebieten,
Blättelt mit Macht, als müßte die ganze Türkei ihn vernehmen,
Wie's in den Kopf ihm kommt, durch einander, geiſtlich und weltlich.
Jetzo rennt das Geſinde herbei, und der Herr und die Knechte
Jubiliren und ſpringen, als wären ſie ſämmtlich betrunken,
Geben die Hände ſich und umtanzen den blättelnden Peter.

Nun war ſein Glück gemacht; aus dem Pfluge der niedrigſten Knechtſchaft
Ward er jezt ausgeſchirrt und gehüllt in köſtliche Kleider;
Ruhige Tage genoß er im Schatten des weiten Pallaſtes,
Durft' auf behaglichen Kiſſen die ſchmeichelnden Stunden verdehnen,
Und nahm Speiſ' und Trank nach ſeines Herzens Gelüſte;
Aber des Abends, wenn mit ſeinen Gäſten der Baſſa
Feſtlich tafelte, ſaß mein Peter auf fürſtlichem Teppich
Mit verſchlungenen Beinen, und blättelte, jenem vergleichbar,
Der mit dem goldenen Horn die Sarazenen beherte;
Denn ſo wie er begann, vergaßen die Türken zu ſchmauſen,
Riſſen die Augen auf und riefen: Großer Prophete!
Regten die Glieder im Takt und machten närriſche Sprünge.
So ging ein Jahr herum; der Peter, geehrt und geprieſen,
Blies die herrlichſte Tafelmuſik vom Blatt, ohne Noten,
War wie ein Kaiſer bedient, ein eigener Blattlieferante
Mußt' ihn täglich vom Baume mit friſchen Blättern verſorgen,
Und die Türken, die horchten und bankettirten in Freuden.
Da berief ihn ſein Herr und ſprach mit gnädigen Worten:
Chriſt! ein Jahr haſt du uns mit deinem Zauber ergözet;
Deß ſind wir gnädig gewillt, uns erkenntlich dir zu bezeigen:
Bitt' eine Gnade dir aus! was es ſey, es ſoll dir gewährt ſeyn.
Sag', was begehreſt du? — Mein Peter bedachte ſich nicht lang,
Kreuzte die Arm' auf der Bruſt und ſprach: Ich bitt' um die Freiheit! —
Fiel dir nichts Anderes ein? — mit gerunzelter Stirn' rief's der Baſſa;
Aber du haſt mein Wort, ich muß dir die Bitte gewähren.
Chriſt, du biſt frei, und kannſt gehn, wohin die Winde dich führen;
Aber hör' an, was ich dir zu deinem Nutzen erbiete:
Diene mir noch ein Jahr, und ich will dich reichlich belohnen. —
Peter neigte das Haupt, es war ihm ein Vorſchlag zur Güte,
Widerſpruch ſchien ihm gefährlich, und lockend war die Belohnung.
Alſo blieb er in's andere Jahr und harrte mit Sehnſucht
Auf den lezten Tag und die Wiederkehr in die Heimath.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Auguſt.

Struve's Bericht über ſeine Beobachtungen der Doppelſterne.

Der Akademiker und Aſtronom der Dorpater Sternwarte, Staatsrath Struve, legte in dieſen Tagen dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts einen umſtändlichen Bericht über ſeine an der Sternwarte jener Univerſität ſeit drei-und-zwanzig Jahren ununterbrochen fortgeſezten Beobachtungen der Doppelſterne vor, aus welchem Bericht ich Ihnen hier, da er noch nirgends durch Ueberſezung zur auswärtigen Kunde kam, und die Erſcheinung von Struve's großem Werk über dieſe Himmelsſyſteme ſich noch längere Zeit verzögern kann, das Weſentlichſte und Intereſſanteſte mittheile. „Was,“ heißt es im Eingang, „vermittelſt Ihrer Verwendung in den lezten Jahren durch die großmüthige Liberalität unſers Monarchen für die Aſtronomie in Rußland geſchehen, bewundern dankbar die Zeitgenoſſen, und ſie bekennen ſtaunend, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaften nichts Gleiches aufzuweiſen habe. Für die Aſtronomie iſt jezt in Rußland eine ſchöne Morgenröthe aufgegangen; möchte ſie uns die Verkünderin eines nahen, hellen Tages werden! Die Erfüllung dieſer frohen Hoffnung hängt unterdeſſen nicht ſo ſehr von der immer

bereitwilligen Freigebigkeit des Kaisers, als vielmehr davon ab, daß die der Wissenschaft verliehenen Hülfsmittel eine würdige Anwendung finden. Auf die empfehlende Vorstellung Ewr. Excellenz ist mir die künftige Direction der neuen, zum Centralpunkt astronomischer Thätigkeit in Rußland bestimmten Sternwarte vertraut. Nicht ohne Anwandlung von Furcht denke ich daran, daß ich bald werde genöthigt seyn, Dorpats Observatorium und den Kreis des Wirkens zu verlassen, dem ich fünfundzwanzig Jahre widmete. — Es ist Ihnen bekannt, daß die Beobachtung der Doppelsterne seit einer Reihe von Jahren ein Hauptgegenstand der astronomischen Thätigkeit an der Dorpatschen Sternwarte gewesen ist. Diese Arbeit habe ich jezt beendet. Die vor zwölf Jahren vermittelst des Fraunhoferschen Refractors von mir begonnene und seitdem unausgesezt fortgesezte Reihe von Beobachtungen stelle ich jezt hier als ein vollendetes Ganze dar. Sie bilden die Grundlage zu einem großen Werke, für dessen Herausgabe ich der Akademie unendlich verpflichtet bin. — Als ich im Jahr 1813 in mein gegenwärtiges Amt am Dorpatschen Observatorium trat, fand ich dort, mit Ausnahme von zweien, nur sehr unzulängliche und mangelhafte astronomische Instrumente vor. Jene beiden bestanden in einem achtfüßigen Dollondschen Passageinstrument und in einem fünffüßigen Troutonschen Teleskop. Mit so unvollkommenen Hülfsmitteln begann ich meine Arbeiten, und das größte dieser Instrumente in den Meridian segend, richtete ich gleich meine Beobachtungen auf die Doppelsterne, und war sehr erfreut, ohne große Schwierigkeiten einige der am weitesten vom Horizonte abstehenden mit ihren Begleitern wahrzunehmen, wodurch ich mich von der Güte des Teleskops überzeugte und mich in meinem Entschlusse bestärkte, die Beobachtung der Doppelsterne zu verfolgen, die, so viel mir bekannt war, damals noch keinen Astronomen beschäftigte. Mit der Ankunft des Fraunhoferschen Refractors im Jahr 1824 in Dorpat, nebst vielen andern trefflichen Instrumenten, konnte ich meine Beobachtungen nach einem viel umfassenderen Plane und auf einer sicherern Basis denn zuvor anstellen. Im Besiz besagten Refractors (der den durch ihn wahrgenommenen Gegenstand 1700mal vergrößert), beschloß ich, zur Erweiterung der allgemeinen Kenntniß von den Doppelsternen, eine Musterung aller Fixsterne überhaupt durch sein Feld anzustellen. Ich umfaßte damit einen Raum von fast zwei Dritttheilen der ganzen Himmelskugel. So führte ich innerhalb $2^1/_2$ Jahren durch das Feld des Refractors alle Sterne der ersten acht Größen, und sammelte ihrer in diesem Zeitraum an 120.000, unter welchen sich 3112 Doppelsterne befanden, welche ich nach wiederholten Beobachtungen wirklich als solche erkannte, bei denen mithin jede optische Täuschung wegfällt. In der Folge vermehrte ich ihre Zahl noch durch neunzig neuentdeckte. Ein großes und schwieriges Geschäft nahm dreiundzwanzig Jahre lang meine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch: es war die micrometrische Messung der Doppelsterne, um dadurch ihre gegenseitige Entfernung, ihre Lage und Richtung zu unserm Sonnensystem in einer oder mehreren Epochen zu finden, vornämlich aber, um die optischen von den physischen Doppelsternen streng zu scheiden. Elf Jahre vom angegebenen Zeitraum arbeitete ich, wie oben gesagt, mit sehr unvollkommenen Instrumenten, zwölf Jahre aber mit dem Fraunhoferschen Refractor. Von der oben angegebenen Zahl von 3112 Doppelsternen waren nur 2710 Gegenstand meiner Messung. Wollte ich jedem derselben eine nur dreitägige Beobachtung widmen, so hätte ich mehr denn 8000 micrometrische Messungen nöthig gehabt.“

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, August.

(Fortsezung.)

Das Pantheon.

Man muß mit Befremden fragen, wie es zugeht, daß der Künstler zwei Jahre lang an der Skulptur des großen Giebelfeldes gearbeitet hat, ohne daß sich irgend Jemand von der Regierung, welche doch die Arbeit bestellt und den Künstler dafür belohnt, darum bekümmert hat, was denn David da Großes darstellen wolle, und wie er sein Thema ausführe. Entweder hat man ihm völlig freie Hand gelassen, oder man hat ihm das Thema gegeben. Im lezten Fall hat man sich nicht zu beklagen, wenn der Künstler das Verlangte dargestellt hat, und im entgegengesezten Fall war es ein großes Versehen, nicht einmal die Skizze zu betrachten, da es hier ein öffentliches Gebäude galt, und die Regierung für die an demselben angebrachten Darstellungen verantwortlich ist. Ueber alles dieses ist schon viel Gerede in den Zeitungen gewesen, und in der That ist die Sache nicht unwichtig; denn das große Basrelief hat viel gekostet, ist vielleicht ein Meisterstück, und soll nun doch zu nichts dienen! Was soll denn aber aus dem Giebelfelde werden? denn daß der Künstler den darin dargestellten demokratischen Gedanken mildern könnte, ist nicht denkbar, obschon einige Tagesblätter vorschlagen, etwas nicht so ganz Demagogisches anzubringen und neben dem derben Demos etwas Aristokratisches einzuführen. Ich glaube, der Künstler würde sehr verlegen werden, wenn man ihm einen ähnlichen Auftrag gäbe; vermuthlich wird er sich auf keinen Fall dazu verstehen, sein Gebilde zu verunstalten. David hat dazu einen viel zu festen Charakter und zu viel Unabhängigkeit. Entweder muß also das Giebelfeld bleiben, wie es ist, oder es muß ganz abgenommen und dann mit neuen und schweren Kosten ein anderes aufgestellt werden, wofern man es nicht lieber ganz bleiben lassen will. Ueber dem armen Pantheon waltet ein unseliges Gestirn. Mit Recht, sagen die andächtigen Ultra's; denn warum hat man das Gotteshaus in einen heidnischen Tempel verwandelt? So viel ist gewiß, daß das Pantheon zu keiner festen Bestimmung gelangen kann. Dem Namen nach soll es alle Götter oder Helden einschließen, und es ist nichts darin! Es sollte so viel umfassen, und es bleibt leer! Ein halb ministerielles Blatt meint, man habe übel gethan, die kirchliche Bestimmung des Gebäudes in eine weltliche umzuwandeln; allein zu einer so großen, geräumigen Kirche gehört ein zahlreicher Clerus und ein kostspieliger Cultus. Wo soll aber Beides in jezigen Zeiten herkommen, zumal es in dem Stadtrevier, wo das Pantheon steht, nicht an Kirchen fehlt! Indessen ist es eben so wahr, daß auch ein Pantheon ein Ueberfluß ist; denn was soll man damit machen? Die Idee der Revolutionsregierung war, die Bildsäulen berühmter Männer des Vaterlandes hier aufzustellen und auch ihre Asche beizusetzen. Sie hatte den Anfang damit gemacht, indem sie Voltaire's und Rousseau's Gebeine in die Grüfte des Pantheons bringen ließ; dann aber wurde dieselbe Ehre Mirabeau und sogar dem abscheulichen Marat zu Theil. Lezterer wurde zwar bald wieder herausgeworfen; dies hat aber gezeigt, daß es eine bedenkliche Sache ist, in Revolutionszeiten Jemand sogleich nach seinem Tode in's Pantheon zu versetzen; denn der heute gefeierte Held wird vielleicht morgen verabscheut.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 23. Auguſt 1837.

If fortune brag of two she lov'd and hated,
One of them we behold.
Shakespeare.

Der Blättler.

(Beſchluß.)

Als nun das Jahr verſtrichen, da trat er mit Bitten zum Baſſa;
Chriſt, noch ein Jährchen! ſprach dieſer: ich will es dir fürſtlich belohnen.
Und ſo hieß es im dritten, im vierten, ſo hieß es im fünften,
Immer: nur noch ein Jahr! und der Peter konnt' es nicht weigern.
Jetzo hatt' er bereits ſechs Jahr bei den Türken geblättelt,
Seine Walzer verlernt und lauter Trübſal geblaſen,
Da erblickt' er ein chriſtliches Schiff im Hafen vor Anker.
Nun riß der lezte Faden ihm ab, er ſtampfte den Boden,
Und verfluchte ſein Loos, verfluchte den türkiſchen Kunſtſinn.
Wie es nun Abend wird, ſo verſammeln die Türken ſich wieder,
Und begehren ein munteres Lied. Ja, dachte der Peter,
Munteres Lied! Ihr habt gut reden, ich dien' euch mit Liedern
In die ſechs Jahre ſchon, das erſt' als Sklave, die andern
Als Freiwill'ger, um Gotteslohn, den vergelt' euch der Teufel!
Wär' ich nur fort! doch es fehlt mir an Geld, um nach Hauſe zu kommen.
Und das Schiff liegt parat! O du lieber Auguſtin! — Plözlich
Fällt ihm das Klaglied ein, das luſtige, lange vergeſſne,
Das er ſo oft beim Tanze den lachenden Paaren geblaſen,
Und er nimmt das Blatt vor den Mund, halb knirſchend, halb lachend,
Bläst: O du lieber Auguſtin! — Und wahrlich, er hatte
Keinen ſchlechten Patron in ſeinen Nöthen gerufen!
Denn der Heil'ge verſezt' in ſolchen Taumel die Türken,
Daß ſie ärger als je ſich gebärdeten; wirr durch einander
Flogen ſie und umarmten ſich heftig und warfen einander
Ueber den Haufen und roſſten ſich auf mit tollem Gejauchze;
Und der Blättler, es ſehend, rief immer dem Auguſtin lauter,
Bis, erſchöpft vom Tanz, und vom Weine betäubt, den ſie alle
Wider des Propheten Gebot unmäßig genoſſen,
Auch der lezte der Heiden wie todt auf den Boden dahin ſank.
Als er den Heiligen ſpürt, da nimmt er nicht Zeit ſich zum Denken,
Klettert über die Schläfer hinweg, und fort iſt der Peter!
Draußen ſieht er ſich um: es führt der Weg ihn zur Freiheit
Gar zu bequem am Schazgewölbe des Baſſen vorüber,
Und er mag's nicht verſchmäh'n: zum Angedenken und Lohne,
Den er ja redlich verdient, auf ſackt er von Gold und Juwelen,
Was ein rüſtiger Mann ſich mag zumuthen. Im Mondſchein
Eilig gelangt er zum Strand, und ruft, und iſt auf dem Schiffe,
Kommt mit dem Kapitän überein und ſegelt von dannen.

Glücklich erreicht er die Heimath, er kommt, und Alle mit Staunen
Sehen auf ihn und rufen: der Peter iſt wieder gekommen!
Jezt erzählt er zu Haus, wie wunderbar's ihm ergangen,
Scheert ſich den Bart, ſieht ſich um, nimmt ein Weib, ihm konnt' es nicht fehlen,
Kauft ſich Güter und ſiedelt ſich an, ein geachteter Bürger,
Und man nennt' ihn hinfort den reichen TürkentromPeter.

Aber vernimm nunmehr, wie traurig das Blatt ſich gewendet!
Peter ſaß jezt warm und war auch im vergnüglichen Leben
Sich und andern zu gut, 's ging mancher Thaler im Rauch auf!
Doch ſein Weib war ſein Haupt und hielt das Seine zu Rathe.
Lange haust' er ſo und ward alt in mäßigem Wohlſtand,
Da erkrankte die Frau und ging in's ewige Leben.
Bitterlich weint' er um ſie, und nun, ſein Alter in Ruhe
Hinzubringen gemeint, vertheilt' er die Habe den Kindern,
Mit dem einz'gen Beding, ihn wechſelsweiſ' zu ernähren;
Aber die, wie ſie nun ſich ſeb'n im ſüßen Beſitze,
Schließen die Herzen zu und verweigern dem Alten die Atzung;
Denn er ſey ein Verſchwender, durch den ſie um Vieles gekommen.
Wie ihm nun ſey, ſie handeln nicht recht! denn er iſt ja ihr Vater,
Und von ihm nur kommt, was ſie haben und was ſie genießen.
Alſo ſezt' ihn der Rath, er konnt' ihr Beginnen nicht hindern,
In das Waiſenhaus ein, den Greis vor dem Hunger zu ſchützen.
Kümmerlich geht er einher, gern wandelt er einſam im Freien,
Und am Abend, wenn noch ein fröhlicher Burſch auf dem Blatt bläst,
Sizt er draußen betrübt und gedenkt der vergangenen Zeiten.

Alſo ſprach der Erzähler, es waren die Töne verklungen.
Thränen im Auge, ſchlüpft' ich, und Mitleid im Herzen, zum Greiſe,
Der auf dem Steine ſaß, als lauſcht' er der Weiſe noch immer,
Regungslos, und drückt' in die abgemagerten Hände
Den ſonntäglichen Groſchen, beſtimmt für den Bücherverleiher,
Dem ich leſebegierig ſonſt zuwandte die Baarſchaft —
Denn ich hatte ja heut im lebendigſten Buche geblättert.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſezung.)

So kam denn Miß Djeck 1829 nach Paris. Die Herrn Franconi ſchäzten ſich glücklich, ihr ein Engagement in ihrem Cirkus anbieten zu können, und wie der alte Taglioni die Pedalpoeſie ſeiner zephyriſchen Tochter in Muſik ſezt, ſo ward ganz eigens für Beine und Rüſſel der Miß Djeck „der König von Siam“ geſchrieben, in welchem Stücke ſie Sr. Majeſtät auf's effektvollſte und rührendſte das Leben rettet. Die damaligen franzöſiſchen Zeitungen haben berichtet, welch ungeheures Glück das Stück machte, und wie Vornehm und Gering, alle Dandys, Badauds, Gamins und Griſetten ſich zum roi de Siam drängten. So gewann Franconi ungeheuer mit dem Stücke, in dem die Hauptactrice immer ihre gute Laune behielt, immer mit gleicher Kunſt und Fertigkeit ſpielte, obgleich ihr damals nicht wenig zugemuthet wurde. Hätte man ſie nach der Urſache dieſer guten Laune fragen können, ſo wäre gewiß ihre Antwort geweſen: „es iſt für ein Mädchenherz ſo ſüß, bewundert zu werden! was thut man nicht dafür!“

Nachdem endlich der Succeß der Pantomime erſchöpft war, ging die große Schauſpielerin, gleich den Mitgliedern der Pariſer italieniſchen Oper, nach England und begeiſterte John Bull, der ſie vor mehreren Jahren nur als alberne Rieſin bewundert hatte, mit ihrem durchdachten Spiel. Aber ein ſchlimmer Streich, den ſie zu Morphet ſpielte, brachte ſie um das Kleinod ihrer Zähne und um ihre engliſche Kundſchaft. Sie verwundete den einen Führer, richtete den zweiten ſo zu, daß er an Auszehrung ſtarb, und erſchlug wenige Stunden darauf den dritten auf der Stelle, indem ſie ihm die Hauzähne in den Kopf bohrte. Man beſchloß ſofort, ihr dieſe furchtbaren Waffen abzunehmen. Dies war leichter geſagt als gethan; denn wer wollte der Zahnarzt ſeyn? Es gelang aber doch, indem man die Miß durch narkotiſche Mittel in tiefen Schlaf brachte, und ſeitdem wurde die Operation jährlich, auch halbjährlich wiederholt. Man ſuchte damals, um dieſe fatale Geſchichte in Vergeſſenheit zu bringen, durch die Zeitungen einen kleinen Roman zu verbreiten: gefällige Hände ſind ja immer bereit, die kleinen Schwächen einer beliebten Prima Donna mit einem Schleier zu bedecken. Es hieß, ſie ſey eben dazu gekommen, wie ein Menageriewagen auf der Straße umgeworfen worden und dabei ein Tiger und ein Löwe entſprungen ſeyen; die Heldin habe ſofort jenen erſchlagen, dieſen aber gefangen genommen und ſeinem Herrn zurückgebracht. Der ſchöne Zug that nicht die beabſichtigte Wirkung: ſie wurde aus England fortgeſchickt und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Sie hatte

eine lange, gefahrvolle Fahrt, und die Geſellſchaft, bei welcher ſie verſichert worden, gab ihre 10,000 Franken bereits verloren; aber über ein Kleines befreite ſie den König von Siam auf allen Bühnen der Vereinigten Staaten.

Im Jahr 1832 ſehen wir ſie wieder zu Paris zur Zeit der Cholera, weßhalb ſie ſchlechte Geſchäfte machte. Von hier an verfolgen wir ihre Kreuz- und Querfahrten und Heldenthaten nicht weiter, und führen nur ein Beiſpiel an, wie ſie zuweilen aus der Rolle fiel und nicht wartete, bis man hinter den Couliſſen war, um ihre Mitſpieler zu mißhandeln. Die luſtige Perſon der Truppe pflegte ſich einen Riemen um den Leib zu legen, an welchem ihn der Elephant mit dem Rüſſel packte, ihn hoch emporhielt und ſo ein paar Mal im Ring herumtrabte; aber eines Tags, zu Troyes in der Champagne, ſchleuderte ihn die Miß, mitten in dieſer Leiſtung, an die Wand des Cirkus, daß er ein paar Rippen brach. Es war, als wüßte ſie recht gut, daß, wenn es ihr an einem Ort nicht mehr gefiel und ſie ſich Bewegung machen und reiſen wollte, ſie nur einen ihrer Leute zu mißhandeln oder zu tödten brauchte.

Zu Anfang dieſes Jahrs ſah ſich der Eigenthümer auf dem linken Rheinufer ganz allein mit ihr, weil er bei ihrem ſchlechten Rufe Niemanden mehr dazu vermögen konnte, ſich dem Schickſal ſo vieler Cornaks auszuſetzen. Er merkte, daß er im Frühjahr, wo ſie immer noch wilder wurde, ſie werde ſicher verwahren oder umbringen laſſen müſſen; ſie hatte ihm ſchon mehrere Male den Gehorſam verſagt, er wußte aus Erfahrung, daß ſie gewöhnlich damit anfing, wenn ſie ihrer Cornaks ſich entledigen wollte, und ſo eilte er, nach Genf zu kommen, in deſſen Feſtungsgräben ſie im Nothfall ſicher verwahrt werden konnte. Auch die Inſtruktionen des Mannes, der den Elephanten führte, welcher im Jahr 1820 zu Genf umgebracht wurde, lauteten dahin, er habe um jeden Preis die Monate Mai, Juni und den Anfang Julis zu Genf, Bern, Solothurn oder Baſel zuzubringen, weil alle dieſe Städte noch befeſtigt ſind.

Zu Genf angelangt, ließ ſie zuerſt ihre üble Laune an einem jungen Genfer aus, den ſie mit ihrem Rüſſel umwand und gewiß erdrückt haben würde, wenn ihm nicht der Cornak beigeſprungen wäre. Dieſer erklärte jezt der Polizei, er könne nicht mehr für Unglück ſtehen und trage darauf an, Miß Dieck in einen Feſtungsgraben zu ſperren. Der Cornak erhielt ſofort die Commiſſion, die Miß bei Tagesanbruch dorthin zu führen. Da ſie ſchon einigemal ihren Wunſch, wieder zu reiſen, zu erkennen gegeben hatte, ſo hatte es keine Schwierigkeit, und als der Cornak zu ihr ſagte: come! come! (denn die Miß verſtand nur Engliſch) ſo folgte ſie ihm ohne Bedenken aus ihrer Hütte durch die Straßen zum Thor hinaus in den Feſtungsgraben; denn ſie ahnete nicht, daß dieſer Graben bald ihr Grab werden würde. Vorher aber ſollte ſie noch einige Monate in freierem und behaglicherem Zuſtand leben, als irgendwo ſeit ihrer Gefangennehmung in Indien; denn nun ſchloß ſie keine enge, dunkle Hütte mehr ein, frei konnte ſie ſich in ihrem langen, breiten, raſengrünen Graben ergehen, und laufen und ſcherzen, wie junge Mädchen pflegen. Des Nachts, oder wenn ſie übler Laune war und die Einſamkeit ſuchte, ging ſie in die Bretterhütte, die eigens für ſie an der Mauer gebaut worden war. Um ihr Entkommen zu verhüten, hatte man in ihrem Graben oben und unten zwei kleinere quer über gezogen, die ihr zwar mißfielen, weil ſie dadurch am Fortgehen und Entkommen gehindert wurde, aber ſonſt nicht hinderlich waren. Im Anfang wollte ſie es manchmal erzwingen, hinüber zu kommen, kugelte aber immer hinein, wo man dann die Leichtigkeit bewundern mußte, mit der ſich dieſe ungeheure, ſcheinbar ſo unbehülfliche Maſſe wieder aufhalf, mit dem Rüſſel außerhalb des Grabens ſich feſthielt und dann auf den Knieen wieder an der innern Wand hinaufrutſchte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Das Pantheon.

Man hat ſeitdem, beſonders in den lezten Jahren, ſehr ernſthafte Betrachtungen über den Gebrauch eines Pantheons angeſtellt. Daß es ein Ehrenort für die Ueberbleibſel und die Bildſäulen der Männer ſeyn ſolle, welche ſich um's Vaterland hoch verdient gemacht haben, darüber iſt man wohl einverſtanden, aber das wie iſt es, was große Schwierigkeiten und Zwieſpalt erregt. Erſtlich, wer ſoll den Verſtorbenen die Ehre der Aufnahme in's Pantheon zuerkennen? Der Hof kann es nicht; denn ſonſt würde bald Hofgunſt ſämmtliche Höflinge hineinbringen, von denen die Meiſten kurz nach ihrem Tode rein vergeſſen ſeyn werden; und wenn der Verſtorbene ſich den Anmaßungen der Macht widerſezt hätte, ſo würde er ſicherlich niemals in's Pantheon kommen. Man hat vorgeſchlagen, den geſezgebenden Kammern, beſonders den Volksrepräſentanten, das Recht zuzuerkennen, Jemand in's Pantheon aufzunehmen; aber in den Volksverſammlungen gibt es Parteien; ſoll es nun von einigen Stimmen mehr oder weniger abhängen, ob der Name eines Mannes in's Buch der Unſterblichkeit des Pantheons eingeſchrieben werden müſſe oder nicht? das heißt, ob ihn die Nation als einen um ſie wohlverdienten Mann anerkennen und verehren müſſe oder nicht? In Frankreich beſonders iſt es eine mißliche Sache um den Ruhm. Voltaire und Rouſſeau, welchen die Ehre der Beiſetzung im Pantheon feierlich zuerkannt worden iſt, werden von einer Partei als die Urheber der Revolution und als die Verkünder ſchlechter

Lehren verschrien, und wirklich hat die Geistlichkeit, während sie unter der Restauration im Pantheon schaltete, die Gebeine der beiden berühmten Schriftsteller bei Seite geschoben, so daß sie erst nach der Julirevolution 1830 wieder hervorgezogen werden konnten. Bei solchen Bedenklichkeiten ist es also nicht zu verwundern, daß das Pantheon leer bleibt, und daß man nicht recht weiß, was man mit dem erhabenen Gebäude, dessen schöne Kuppel sich stolz auf einer Anhöhe des linken Seineufers erhebt, machen soll. Dazu kommt nun noch, daß während der Restauration der Maler Gros, in der festen Ueberzeugung, die Dinge werden bleiben, wie sie damals waren, die Kuppel mit Heiligen, und sogar mit den Figuren der damaligen Regenten bemalt hat. Wie paßt dieß nun zu dem Davidschen demokratischen oder demagogischen Giebelfelde? Die Kuppel ist politisch-religiös, das Giebelfeld rein politisch, und das Gebäude hat gar keine Bedeutung, aber den Staat bereits ungeheuer viel gekostet. Am besten wäre es, es zu großen Staatsversammlungen zu benutzen. Zur Feier des Andenkens der Julitage wäre es vortrefflich, wie es auch wirklich schon einmal dazu gedient hat. Aber eben diese Versammlungen mit den Reden scheint man an jenen Tagen vermeiden und dem Feste bloß den Anstrich einer Volksbelustigung, ohne politischen Charakter, geben zu wollen. Somit bleibt die künftige Bestimmung des Pantheons noch immer zweifelhaft. Uebrigens hat es in den Parteiblättern nicht an Witzen und Witzeleien über die Bedeutungslosigkeit der lezten Julifeier gefehlt. Ein radikales Blatt macht die Bemerkung, die drei losgelassenen Luftballons seyen ein recht passendes Sinnbild für die drei leeren, leicht vorüberziehenden Tage gewesen. Dagegen zählt die legitimistische Zeitschrift la Mode in einem Schreiben an die Herzogin von Orleans alle berühmten Männer auf, die sie nicht werde zu sehen bekommen, als da sind Chateaubriand, Vicomte de Marcellus, Vicomte de Conny, Vicomte Walsh, und wie die Herren alle heißen. Obschon la Mode mit dem Prädikat berühmt selbst freigebig umgeht, so ist doch, glaube ich, nur Einer wahrhaft berühmt, Chateaubriand, und nur von diesem kann die Herzogin bedauern, daß sie ihn nicht am Hofe sieht; denn was die Uebrigen betrifft, so kann sie sich über ihr Nichterscheinen trösten, und hat wahrlich Ersaz genug dafür. Die merkwürdigen Männer sind glücklicherweise nicht so selten, und da sie bei Hofe leicht zugelassen und sogar gesucht werden, wenn sie auch keine Vicomtes sind, so kann die Herzogin deren genug zu Gesicht bekommen.

Dg.

St. Petersburg, August.

(Fortsezung.)

Struve's Bericht über seine Beobachtungen der Doppelsterne.

„Die Beobachtungen an vielen dieser Sterne mußten wegen ihrer oft veränderten Lage und Richtung jährlich wiederholt werden. Bei einigen, deren Bewegung äußerst schnell vor sich geht, können diese Beobachtungen schon nach einigen Monaten, bei andern, wo sie sehr langsam ist, erst im Laufe von Jahrhunderten verglichen werden. Der Stern ε im Schlangenträger ist 54mal, ξ im großen Bären 58mal und γ in der Jungfrau 46mal von mir gemessen worden. Die Zahl aller an den Doppelsternen bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrs vollzogenen micrometrischen Messungen stieg bis auf 11,050. Nimmt man nun an, daß in unserm nördlichen Clima nur etwa 120 Nächte zu Beobachtungen am Himmel taugen, unter welchen aber vielleicht nur 80 sind, wo micrometrische Messungen vermittelst sehr stark vergrößernder Gläser können angestellt werden, so sieht man, welche Masse von Arbeiten auf mir lastete, und wie sehr ich alle meine Kräfte anstrengen mußte, um sie in der angegebenen zwölfjährigen Frist zu beendigen. Doch jezt sehe ich mit innigem Vergnügen auf meine vollendete Arbeit, der Vorsehung dankend, daß sie mir die gehörige Stärke des Geistes und Körpers dazu verlieh und mir das Gesicht unverlezt erhielt. — Schon Sir W. Herschel theilte die ihm bekannten Doppelsterne in den Grenzen von 52″ Entfernung in vier Classen. Ihre gegenwärtige Masse aber zwang mich, acht Classen derselben anzunehmen. In die erste schloß ich die Sterne ein, bei welchen die gegenseitige Entfernung nur den Bruch einer Sekunde beträgt; die lezte umfaßt alle diejenigen, bei welchen die Entfernung zwischen 24″ und 32″ beträgt. In diese Classifikation sind von mir alle Sterne nach derjenigen Ordnung eingetragen, in der sie durch den Meridian gehen. Zur Grundlage unserer heutigen Berechnungen und Messungen, an den Fixsternen überhaupt, wie an den Doppelsternen besonders, dienen die von Sir W. Herschel vor 55 und noch bis vor 35 Jahren angestellten. Sie bilden das Fundament unserer heutigen Kenntniß in diesem Gebiet der Astronomie, die sich mit jedem Jahr erweitert und vervollkommnet. Bei einer größern Vervollkommnung der Photometrie der Fixsterne, wozu bereits Steinheils Bemühungen und Erfindungen, so wie die einer baldigen Beendigung entgegengehenden Karten der Berliner Akademie über den Fixsternhimmel den Grund gelegt haben, wird die Astronomie aus der Vergleichung der Zahl der Sterne und ihrer Lichtstärke nach den verschiedenen bestehenden Ordnungen noch wichtige Resultate ableiten können. Sie wird dann finden, daß bei manchen Sternen die merkwürdige Erscheinung vom Wechsel der Lichtstärke häufig wahrgenommen wird, und wird im Stande seyn, ihr gründlicher denn bisher nachzuforschen. Die wahrscheinliche Erklärung dieser Veränderlichkeit, die sich meistens periodisch zeigt, ist in der Umdrehung des Sterns um seine Achse zu suchen, in Folge welcher er sich uns bald in einem hellern, bald in schwächerem Lichte zeigt. Bei meinen Messungen richtete ich auf diesen Lichtwechsel der Doppelsterne meine vorzüglichste Aufmerksamkeit und suchte sie möglichst genau zu bestimmen. Der Umstand, daß hier zwei so nahe vereinte Sonnen sehr oft ganz gleiche Lichtstärke besizen, erleichtert bei den Doppelsternen die Ermittelung der Lichtveränderung, weil in einem solchen Fall wechselsweise bald völlige Gleichheit, bald eine bedeutende Verschiedenheit im Lichte zwischen beiden stattfinden kann. Ich habe 28 Doppelsterne gefunden, von welchen man mit Entschiedenheit, oder doch mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten darf, daß in ihnen eine wesentliche Lichtveränderung vorgeht. Noch zeigte ich in meinem lezten Sternverzeichnisse 45 weitere Doppelsterne an, bei welchen man einen Lichtwechsel vermuthen kann. So hat denn in der neuesten Zeit die Kenntniß von den ihr Licht verändernden Sternen eine wesentliche Bereicherung erhalten. Ungleich wichtiger ist aber dies, daß wir von diesem Lichtwechsel auf die Umdrehung dieser Sonnen um ihre Achsen schließen dürfen, wodurch diese Sonnensysteme dem unsrigen im Wesentlichen gleichgestellt werden.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Donnerstag, den 24. Auguſt 1837.

Greift nur hinein in's volle Menſchenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.

Goethe.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

I.

Hitze, Staub und üble Gerüche machen Paris zu einem unerquicklichen Sommeraufenthalt und verſcheuchen im Juli und Auguſt einen anſehnlichen Theil ſeiner Bevölkerung. Kaum iſt die Kammerſeſſion geſchloſſen, ſo ſchicken ſich Pairs und Deputirte an, auf ihre Landgüter und in ihre Departements zu reiſen. Der Hof reſidirt in Neuilly, die Diplomatie begibt ſich in die Bäder, die Fremden ziehen nach Italien und der Schweiz, und die reichen Einheimiſchen ſuchen die ſchattige Kühle ihrer Villen auf. Bei dieſer allgemeinen Auswanderung iſt es ja auch wohl den Berichterſtattern erlaubt, dem Stadtgewühle zu entfliehen und ſich in der freien Natur etwas umzuſehen. Von Herzen gern willigte ich in den Vorſchlag eines mir befreundeten Franzoſen, mit ihm einen Abſtecher an's Meer zu machen, zumal ſeit zwei Jahren, wo zahlreiche Dampfſchiffe den untern Lauf der Seine befahren, dieſer Ausflug ein wahrer Spaß iſt, und man von Paris nach Havre binnen 20 Stunden um den ſpottwohlfeilen Preis von 15 Franken gelangen kann.

Am achtzehnten Juli belegten wir unſere Plätze in der Diligence nach Maiſons Laffitte, wo das Dampfſchiff nach Rouen abgeht. Obſchon ſich hier ſeit Kurzem zwei neue Aktiengeſellſchaften gebildet haben, deren Dampfböte unmittelbar zwiſchen Paris und Rouen verkehren, ſo thut man doch beſſer, zu Lande bis nach Maiſons zu fahren und ſich dort einzuſchiffen. Einmal ſind die Pariſer Dampfſchiffe, welche am Quai d'Orſay halten, kleiner, unbequemer und langſamer; die Stadt Rouen z. B. legt nur vier, die Stadt Paris dagegen ſechs Meilen in einer Stunde zurück; ferner macht die Seine von Paris nach Maiſons ſolche Schlangenwindungen, daß die fünf Meilen zu Lande zu Waſſer auf 25 gebracht werden und die Fahrt dahin mit dem Dampfſchiff ſechs Stunden, die mit der Diligence nur anderthalb Stunden dauert, wodurch die in Maiſons ankernden Dampfbote vor den Pariſern am Quai d'Orſay einen bedeutenden Vorſprung gewinnen. Der Sitz der Generalagentſchaft für die erſteren, welche mit den Paketboten nach Havre, Hamburg, Rotterdam, London, Neuyork u. ſ. w. Verzweigungen haben, iſt in der Rue Rivoli Nr. 4, wo ſich auch das Bureau der Accélérées nach Saint-Germain befindet. Man beſtellte uns auf den folgenden Morgen um ſieben Uhr in den Hof der Meſſagerien, wo ich eine halbe Stunde vor der anberaumten Zeit mich einzufinden nicht ermangelte.

Die Abfahrt einer franzöſiſchen Diligence hat für mich immer einen eigenthümlichen Reiz; ich pflege bisweilen aus reiner Liebhaberei den Poſthof von Laffitte und

Caillard zu beſuchen, um mich als ruhiger Beobachter an dem wunderlichen Schauſpiel zu ergötzen, welches derſelbe beſonders in den Morgen- und Abendſtunden darbietet. Das iſt ein ewiges haſtiges Rennen und Laufen, ein Lärm zum toll werden, eine wahre Pantoffeln- und Pelzſtiefelnemeute. Man geht, man kommt, man drängt, man ſtößt, man umarmt, man küßt und fragt ſich in bunter Verwirrung durch einander. Dieſer erklärt, die Gäule ſeyen doch allzu magere, armſelige Klepper; jener befürchtet, ſie werden durchgehen; der Eine erkundigt ſich, wo man das Frühſtück einnehme, der Andere, um welche Zeit man ankomme; alle zappeln vor Ungeduld, der Conducteur ſchreit, die Pferde ſtampfen, der Poſtillon flucht und die Damen erheben ihre Fiſtelſtimmen, um ſich zu beklagen, daß man eine ihrer unzähligen Schachteln quetſche. Endlich ſind alle Vorbereitungen getroffen; das Gepäck iſt unter Dach oder vielmehr unter Leder gebracht, und es handelt ſich nur noch darum, die Reiſenden einzupacken. Der Angeſtellte kommt mit der Liſte aus ſeinem Bureau hervor, um die darauf verzeichneten Paſſagiere einzeln bei ihren Namen aufzurufen: aber dieſer Appel geht ſelten ohne einige Intermezzo's ab. Bald ſtreitet man ſich um einen Eckplatz, indem man die Autorität des Regiſters ableugnet, wo bekanntlich jeder Reiſende nach der Nummer ſeines Platzes eingeſchrieben iſt; bald führt man Krieg gegen ein Feder- oder Luftkiſſen, welches die Hälfte der Sitzbank einzunehmen droht; bald verwünſcht man einen Korb, welcher die Füße beläſtigt u. ſ. w. Die erbaulichſten Streitigkeiten ſind übrigens die häufigen Hundediſpute; als wir im Begriff waren, einzuſteigen, erlebten wir folgende Probe davon.

Nr. 2, ein ſtattliches Individuum mit einem ſorgfältig gewichsten Schnurrbart: „Das geht ein für alle Male nicht an, er kann unmöglich mit in den Wagen.“ — Nr. 5: „Aber . . .“ — Nr. 2: „Kein aber; die Diligence iſt nicht für die Hunde da.“ — Nr. 5: „Aber ich begreife wahrlich nicht, da Platz genug vorhanden iſt;“ ſeinen Hund ſtreichelnd: „ici tout beau, Mylord!“ Bei dieſen Worten ſtreckte ein blondes Inſulanergeſicht ſeinen Kopf zum Fenſter des Coupé heraus und fragte in barſchem Tone und mit fremdartigem Accent: „Was gibt's? Will man was von mir?“ — Nr. 5: „Um Vergebung, mein Herr, ich redete nicht mit Ihnen, ſondern mit meinem Hunde.“ Der Engländer lehnt ſich unmuthig in ſeine Wagenecke zurück und murmelt einige Worte in ſeiner Landesſprache. Nr. 2: „Zum lezten Mal bitte ich, den Hund aus dem Wagen zu laſſen. Conducteur, bedeuten Sie doch den Herrn!“ — Nr. 5 mit bewegter Stimme und flehender Miene: „Aber ſeyn Sie doch menſchlich! nicht einmal die Damen haben etwas dagegen.“ — Nr. 2: „Was thut das hier zur Sache, da es mich einmal genirt?“ (Die Damen verziehen die Geſichter.) — Nr. 5 halblaut: „Grobian!“ — Nr. 2 in demſelben Tone: „Gimpel!“ — Nr. 6 ein Commis-Voyageur: „Meine Herrn und Damen, ich mache einen Vorſchlag zur Güte: wie wäre es, wenn wir das Hündchen in den Koffer unter der Bank einſperrten?“ (alle umſtehenden Zuſchauer lachen). Nr. 5 zornig: „Was miſchen Sie ſich drein? Das geht Sie nichts an!“ — Nr. 6: „Wie? das geht mich nichts an? Das Vieh iſt ja ſo ausgehungert, daß es vor dem erſten Relais meine Waden angehen kann.“ (Alle lachen.) — Der Conducteur: „Allons, allons, Messieurs! Tummeln wir uns ein wenig; der Wagenſchlag kann nicht ewig offen bleiben.“ — Nr. 5: „Da es denn doch einmal Flegel in der Welt gibt, will ich lieber mit Mylord auf die Imperiale ſteigen als mit Dickköpfen zu thun zu haben.“ — Nr. 2: „Was ſagen Sie?“ — Nr. 5: „Ich ſage, ich will oben hinauf.“ (Er klettert die Leiter hinan, indem er mit dem Stricke ſeinen Hund hinter ſich herzieht, der die Zunge weit zum Halſe herausſtreckt.) — Nr. 2: „Conducteur, aufgepaßt, daß jene beiden Herrn nicht die Pfoten brechen!“ (Gelächter.) Eine weibliche Stimme in der Rotonde: „Der Pudel iſt da oben gut genug; nicht wahr, Nachbarin?“ — Die Nachbarin, eine Amme: „Es iſt nichts deſtoweniger ärgerlich, wenn man mit Vieh in einem und demſelben Wagen reiſen muß.“

(Die Fortſeyung folgt.)

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Beſchluß.)

In den ſchönen warmen Frühlingstagen zogen in den Nachmittags- und Abendſtunden viel tauſend Menſchen zum Thor hinaus nach dem Elephantengraben, der an einem der ſchönſten und beſuchteſten Spaziergänge lag, und freuten ſich, das kluge Thier im Freien ſich ergehen, bewegen und mit Behaglichkeit leben zu ſehen. Beſonders für die Kinder war dies ein großes Feſt; ja ſelbſt die kleinſten hüpften beim Anblick des wunderlichen Thiers auf den Armen ihrer Mütter, ſtreckten die Arme nach ihm aus und weinten, daß man nicht mit ihnen hinunter in den Graben ging. Die größern Kinder kauften von den eigends da aufgeſtellten Höckerinnen Orangen, Aepfel, Zucker und kleine Kuchen, um Miß Djeck damit zu werfen, die ſich dies gar wohl gefallen ließ, in ihrem Graben hin und her ging und die Leckereien geſchickt aufſuchte. Wenn ſie recht guter Laune war, lief ſie auch wohl und machte eine Art Sprünge. Durch ſie wurden die Genfer Gamins ganz ausgelaſſen. Einer glitt, der aufgeſtellten Gensdarmen ungeachtet, an der Mauer hinunter, um bei dem

Elephanten in der Nähe zu ſeyn. Dies wäre ihm aber faſt ſchlecht bekommen, denn Miß Djeck nahm ihn gleich beim Fittig und rieb ihn wie einen Lappen an der Mauer hin und her, worüber dem Buben Hören und Sehen und ſelbſt das Schreien verging. Glücklicherweiſe ließ ſie es bei dieſem Wiſcher bewenden, und der Bube entkam bald darauf wieder aus dem Graben. Seitdem waren die Straßenbuben der Elephantin abgeneigt und warfen ſie mit Steinen, faulen Aepfeln und dergleichen. — Täglich ſezte ihr der Cornak mehrmals Futter und Waſſer hin, machte ſich aber ſchnell wieder aus dem Staub, denn er traute der Mamſell gar nicht mehr.

So ging es drei Monate. Die Genfer hatten ihre Miß Djeck ſehr lieb gewonnen und betrachteten ſie, wie die Berner ihre Bären, als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer Feſtungswerke. Es war ſchon die Rede davon, eine Collekte zu machen, um der Indianerin Gaſtfreundſchaft bei uns angedeihen zu laſſen, ſie von ihrem Eigenthümer zu kaufen, ihr für den Winter ein kleines Haus in dem Graben zu bauen, ihr einen Cornak zu halten und ſie ſtandesgemäß zu unterhalten. Da hieß es auf einmal, ſie werde nächſtens erſchoſſen, denn ihr Eigenthümer getraue ſich nicht, ſie zurückzunehmen, Niemand wolle ſie wegen ihres weltbekannten böſen Sinns kaufen, die Genfer Collekte ſey nicht zu Stande gekommen, dagegen habe ſie ein ausgezeichneter hieſiger Anatom und Wundarzt vom Eigenthümer erſtanden; er wolle ſie ſeziren und das Skelett werde das naturhiſtoriſche Muſeum in Bern übernehmen. Alles war unwillig über dieſe Precedur, man glaubte aber deren Ausführung nicht ſo nahe. Da hörte man früh zu ungewöhnlicher Zeit mehrere ſtarke Büchſenſchüſſe und ſpäter einen Kanonenſchuß fallen; dann war es ſtill. Eine Stunde ſpäter wußte Jedermann den Zuſammenhang. Der Anatom hatte darauf beſtanden, Miß Djeck, ſein Eigenthum, tödten zu laſſen. Nur ungern hatte die Polizeibehörde zugegeben, was ſie nicht hindern konnte. Büchſenſchüſſe konnten die Elephantin nicht tödten, ſie war nur wie bittend davon auf die Knie geſunken; ſo hatte man ſie denn mit einer Kanonenkugel durch's Herz geſchoſſen.

Der erwähnte Anatom, Franz Mayor, hat ſich veranlaßt geſehen, ſich öffentlich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, als hätte er aus roher Sezierluſt die Indianerin um's Leben gebracht oder wenigſtens die unglückliche, freilich nicht ſchuldloſe Actrice unnöthig leiden laſſen. Wir geben aus ſeinem Schreiben die mehrfach intereſſante Beſchreibung der mit Miß Djeck vorgenommenen Exekution.

„Von den ſeit 1814 nach Europa gebrachten und frei auf der Straße geführten Elephanten iſt keiner eines natürlichen Todes geſtorben, und zwar ſind alle mit Kanonen erſchoſſen worden, mit Ausnahme eines einzigen in der Croßſchen Menagerie in London, den man mit 61 Flintenſchüſſen fällte. Dem von 1820 in Genf ſuchte man Gift beizubringen, aber vergeblich, und man mußte auch zur Kanone ſeine Zuflucht nehmen. Bei dem in Venedig mußte man zum ſelben Mittel greifen, nachdem er viele Musketenſalven ausgehalten. Bei Miß Djeck bat man mich, das Thier nicht mit einer Kanonenkugel zu tödten und auch das Gift nicht zu verſuchen, damit ſein lezter Herr doch das Fleiſch benützen könnte; ich ſah mich alſo nach einem andern Mittel um, es raſch zu tödten und es dabei ſo wenig als möglich leiden zu laſſen. Die Kugelbüchſe ſchien mir die geeignetſte Waffe hiezu. Man weiß aus Erfahrung, daß eine eiſerne Kugel tiefer eindringt als eine Bleikugel; die ſechs erſten Male ließ ich daher auch mit eiſernen Kugeln ſchießen, und alle gingen durch die Knochen. Die drei auf höchſtens dreißig Schritte abgeſchoſſenen Bleikugeln drangen dagegen nur durch die Haut und höchſtens einen Zoll tief in die Knochen.

„Der verwundbarſte Fleck am ganz eigenthümlich gebildeten Elephantenſchädel, das heißt die Stelle, wo die Knochenmaſſe über dem Gehirn am ſchwächſten iſt, liegt in der Nähe der Schläfe. Dieſen Punkt nun hatte ich zweien unſerer fertigſten Büchſenſchützen bezeichnet, und die erſte, auf das ruhig ſtehende Thier abgeſchoſſene Kugel traf auch ihr Ziel ſo genau, als hätte man ſie mit der Hand hingelegt. Sie zerſplitterte das innerſte Knochenblatt, hinter welchem das Gehirn liegt, und blieb darin ſtecken; ein paar Körner Pulver mehr, ſo wäre das Thier auf der Stelle todt niedergeſtürzt. Die andern eiſernen Kugeln ſchlugen alle dicht bei der erſten ein, aber keine drang bis in's Gehirn. Bei den Probeſchüſſen war aber die Kugel auf dreißig Schritte durch vier Zoll Tannenholz, eine zwei Linien dicke Eiſenplatte und einen Zoll Eichenholz durchgefahren. — Ich hätte, ſagt man, auf das Herz zielen laſſen ſollen. Aber an den Seiten iſt die Haut anderthalb Zoll dick, das Zellgewebe darunter ſchlaff, und ſomit ginge hier die Kugel gar nicht gut durch.

„Was die Schmerzen betrifft, welche das Thier gelitten, ſo weiß jeder Soldat, der ſchon Kugeln bekommen, daß man oft die Verwundung gar nicht merkte, wenn nicht das warme Blut herabliefe, und wenn nicht etwa ein zerſchmetterter Knochen ein Glied lähmt; kurz ein Schuß aus einem Feuergewehr macht unempfindlich, und der Schmerz ſtellt ſich erſt nach ein paar Stunden mit der Geſchwulſt und der Entzündung ein. Miß Djeck hat alſo ſicher nicht viel zu leiden gehabt. Es hieß, ſie habe ſich, um Gnade flehend, auf die Knie geworfen. Dies iſt eben eine poetiſche Fiction: die Erſchütterung der eiſernen Kugeln brachte ſie auf den Boden, und was die Bleikugeln betrifft, ſo machte ſie ſich aus ihnen ſchwerlich mehr, als aus eben ſo vielen Peitſchenhieben. Anderthalb Stunden nach dem erſten Büchſenſchuß, da jezt der Schmerz ſich einſtellen konnte, entſchloß ich mich zur Kanone, und das Thier ſtürzte ſogleich zuſammen: die

Kugel hatte das Herz durchgeschlagen; hätte sich aber das Thier beim Zielen im Mindesten gerührt, so wäre es nicht so gut abgelaufen.

„Hätte man das Thier am Leben lassen können? Die Eigenthümer von Elephanten erklären selbst, in Europa müsse einer drei Cornaks haben; Miß Djeck hatte nur noch einen, und dieser fürchtete sich vor ihr. Im Stadtgraben konnte man sie immerhin fortleben lassen; aber ihr Unterhalt und ein Diener, den sie noch dazu erst annehmen mußte, wären jährlich auf 3000 Francs zu stehen gekommen, und die Mehrzahl wird eine solche Ausgabe gewiß für nicht gerechtfertigt erklären. Es war zu fürchten, daß der Führer, allein mit dem Thier, es einmal irgendwo auf der Reise sich selbst überlassen mußte, und kam es dann in's Freie, so war es nicht so leicht auf die Seite zu schaffen. — Ich gebe den Behörden allen Ernstes zu bedenken, ob es gerathen ist, Elephanten bei uns frei herumführen zu lassen, und wenn man es zugibt, so sollten wenigstens die Eigenthümer gehalten seyn, überall ein Buch vorzuweisen, in welchem über das Benehmen des Thiers an jedem Ort urkundliches Zeugniß ausgestellt wäre.“

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, August.

(Beschluß.)

Struve's Bericht über seine Beobachtungen der Doppelsterne.

„So wie man bei den Doppelsternen einen verschiedenen Lichtgrad bemerkt, nimmt man auch eine Verschiedenheit der Farben an ihnen wahr. Schon W. Herschel richtete auf diesen Gegenstand seine ganze Aufmerksamkeit. Auch ich bin bemüht gewesen, bei jeder meiner Beobachtungen die Farbe der einzelnen Sterne anzugeben, wenn der Begleiter des Hauptsterns nicht einen zu schwachen Lichtschimmer hatte, so daß die Farbe nicht zu erkennen war. Eine sorgfältige Erforschung der hellen Doppelsterne zeigt, daß nächst der reinen weißen alle Farben des Prisma gefunden werden. Gewöhnlich nähert sich der Hauptstern, wenn er nicht weißer Farbe ist, dem röthlichen Rande des Prisma, sein Begleiter aber spielt in's Blaue. Jedoch ist dies kein absolutes Gesetz, das keine Ausnahmen zuließe. Im Gegentheil findet sich häufig, daß beide Sterne von ganz gleicher Farbe sind. Bei Sternen von einer Farbe sind die von weißer die häufigsten. Eine große Farbenverschiedenheit pflegt bei den Doppelsternen mit einem Wechsel in der Lichtstärke verbunden zu seyn. — Unter den in meinem Verzeichnisse angegebenen Doppelsternen befinden sich 68, wo drei Sonnen, und zwei, wo vier Sonnen mit einander in der engsten Verbindung stehen. In meinem obgedachten, noch unter der Presse befindlichen Werke suchte ich darzuthun, daß mehrere von diesen vielfach zusammengesetzte Sternensysteme bilden, wo drei oder mehrere Sonnen, die durch das Gesetz der Attraction mit einander verbunden sind, sich um einen gemeinschaftlichen Centralpunkt bewegen müssen; so fände also des großen Newtons Gesetz nicht allein Anwendung auf die ganze Physik unsers Systems, sondern es herrschte mit derselben Unbeschränktheit über das ganze unendliche Weltall. Von einigen Doppelsternen sind die gegenseitigen Umlaufszeiten schon mit ziemlicher Genauigkeit und übereinstimmend mit den Angaben mehrerer Astronomen bestimmt. Von den bis jezt bekannten beschreibt den kürzesten Weg das Doppelgestirn γ im Jungfraukranz in 45 Jahren, und den längsten γ in der Jungfrau in 513 Jahren. Es darf angenommen werden, daß es Doppelsterne von noch kürzerer Umlaufszeit als γ im Kranze gibt. Man gewahrt mehrere Doppelsterne in noch größerer Nähe bei einander, als genanntes Paar. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung bei diesen Sternensystemen, daß sich vier Sonnen um Sonnen in einer weit kürzern Zeit drehen, als der Planet Uranus seinen Umlauf um unsern Centralkörper vollendet. Wir dürfen daraus schließen, daß entweder diese Sonnen näher bei einander stehen, als Uranus bei unserer Sonne, oder daß die gegenseitige Masse zweier so schnell sich umdrehender Sonnen weit bedeutender als die Masse unserer Sonne seyn muß. Viele Sterne, die von frühern Astronomen als einfache erkannt wurden, zeigen sich jezt als wirkliche Doppelsterne; andere wurden in frühern Zeiten als Doppelsterne erkannt, welche man jezt bei vervollkommneten Instrumenten als drei verbundene Sterne wahrnimmt; so habe ich in meinem Sternverzeichniß von 1827 fünfzehn solcher angegeben, die Herschel für Doppelsterne ausgab, die ich aber als drei innig mit einander verbundene Sonnen erkannte. Dieser Irrthum bei Herschel konnte sehr leicht dadurch veranlaßt werden, daß der Hauptstern im Moment seiner Beobachtung von seinem Nebensterne verdeckt wurde, wie er dies später auch wirklich bei einigen andern wahrgenommen hat. — Ich schließe meinen Bericht mit nachstehender Bemerkung. Auf dem Felde der Astronomie bleiben noch viele Früchte zu sammeln; darum hege ich die Hoffnung, daß ich unter Ihrem Schutze im Stande seyn werde, für die Fortschritte der Astronomie fortzuwirken, vorzüglich was die Systeme der vielfach mit einander durch Attraction vereinten Sterne betrifft. In Pulkowa winkt mir dazu die schönste Gelegenheit; dort werden sich meinen Beobachtungen noch unweit vollkommenere Instrumente darbieten, als die gegenwärtig zu meiner Disposition stehenden. Mit mir vereint für Einen Zweck werden eifrige Kollegen arbeiten.“

Die Arbeiten an dem hiesigen Centralobservatorium auf dem Berge Pulkowa, zwischen der Residenz und Zarskoje-Selo gelegen, gehen, wie der neueste Bericht des Ministers an den Kaiser darthut, ununterbrochen fort. Im Jahr 1836 beliefen sich die Gesammtausgaben für die Bauten, für Verfertigung der Instrumente und für die Unterhaltung der Baucommission auf 370,746 Rubel Banco. Die äußern Arbeiten an den zur Sternwarte gehörigen Hauptgebäuden sind nunmehr vollendet, und man ist jezt mit dem Ausbau der innern Theile beschäftigt. Den Bau leitet der Architekt Brüslow, Bruder des bekannten Malers dieses Namens. Die astronomischen Instrumente werden zu gleicher Zeit in München von Ertel und Utzschneider, in Hamburg von Repsold, in Wien von Pistl verfertigt. Aus München sind einige der Hauptinstrumente hier eingetroffen, aus Altona der Keselsche Chronometer. Nächstdem hat Admiral Greigh, Präsident der Commission, welche die präparatorischen technischen wie wissenschaftlichen Arbeiten an der Sternwarte leitet, von dem englischen Astronomen South drei Chronometer erhalten, die er der Commission zur Musterung und Auswahl übergeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 25. Auguſt 1837.

Die keuſche Lieb' iſt dieſes Lebens Sonne,
So unſer Herz erquickt mit Freud' und Wonne;
Der rothe Mund iſt ihr Altar, der Kuß
Das Opfer, ſo man ihr verehren muß.

Martin Opitz.

Das Mühmchen.

Idylle in zwei Epiſteln.

1.

Mein artiges kleines Mühmchen,
Ich hab' an dich eine Bitt': —
Du gabſt mir die ſüßeſten Blümchen
Von deinen Lippen mit.

Die wollt' ich treulich bewahren
Zu deinem Gedächtniß, Kind;
Sie aber ſind fortgefahren,
Ich weiß nicht, wohin ſie ſind.

Die Küſſe ſind loſe Vögel
Und rechte Taugenichtgut,
Haben keine Lebensregel,
Und flatterhaften Muth.

Es iſt eine Pein mit den Wonnen,
Die man von den Küſſen hat:
Wie gewonnen, ſo zerronnen,
Man wird davon nicht ſatt.

Weil du nun ſo beſchlagen
In Küche, Keller und Haus,
Will ich dich etwas fragen,
Du aber lach' mich nicht aus!

Mein Mann zwar, haſt du geſprochen
Mit trotzigem Angeſicht,
Soll einſt nicht reden in's Kochen,
Denn er verſteht es nicht!

Du mußt mich nicht anſchnalzen,
In Demuth frag' ich dich ja:
Kann man ſie nicht einſalzen,
Oder einpökeln etwa?

Doch ſcheint es mir, daß nicht tauge
Das Salz zu deinem Kuß;
Er hat für mich nur Lauge,
Wann ich ihn entbehren muß.

Wie wär's, wenn du dem Gerichte
Auf ſüße Art beikämſt,
Und die eingemachten Früchte
Dabei zum Muſter nähmſt?

O wende dein Dichten und Trachten
Auf dieſe neue Kunſt,
Und laß mich nicht verſchmachten
In meiner Lippen Brunſt!

Gelingt's, dann ſende mir welche
Treufleißig in die Stadt,
Geſchöpft aus dem ſüßen Kelche,
Der mir ſo gemundet hat.

Doch die du mir willſt auftiſchen,
Die würze mit aller Kraft,
Denn die friſchen, Kind, die friſchen
Sind gar nicht dauerhaft!

2.

Mein Lorchen, was ſchreibſt du mir ſeltſame Mähren!
Was muß nur im heitern Köpfchen dir gähren?

Nun wollen beſcheidene Küſſe dich reuen?
Du mußt vor der würdigen Mutter dich ſcheuen?

Die heimliche Liebe, du mußt ſie verdammen?
Und frevelhaft nennſt du die edelſten Flammen? —

Setz' du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Daß du kannſt drin leſen, wie ſo treu ich es mein'!

Und trübe nicht ſeine lautere Schrift
Durch der Grillen und Zweifel entſtellendes Gift!

Und blicke nicht ſcheu nach den rauchigten Bildern,
Die die Ahnen ſo ſtreng und verbieteriſch ſchildern!

Jetzt ſehen ſie ſtarr von den Wänden herunter,
Doch einſt ſchlug auch ihnen der Puls voll und munter.

Zwar, als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.

Doch denke, bevor er zur Braut ſie genommen,
Iſt er oft auch heimlich zu ihr gekommen.

Und wie er zum erſten Mal ſie geküßt,
Hat Urgroßmutter davon nichts gewußt.

Dann auch der Vater — der hat ſeiner Lieben
Gar manch ein verſtohlenes Briefchen geſchrieben.

Jetzt ſchilt ſie die Mädchen und züchtigt die Knaben,
Doch wird ſie nicht Alles vergeſſen haben.

Ja, wollt' ich dir all die Amuren berichten,
Es gäb' eine Leiter Familiengeſchichten;

Gäb' eine familiengeſchichtliche Leiter
Bis zu Adam und Eva hinauf und ſo weiter.

Und jegliche würde beginnen: Es war —
Nun ſag', wie heißt's weiter? Es war 'mal ein Paar! —
Es war 'mal ein Pärchen, die waren verliebt,
Und haben ſich fleißig im Küſſen geübt.

Und dieſe familiengeſchichtliche Leiter
Reicht auch in die künftigſte Ferne noch weiter.

Und Sproſſen auf Sproſſen noch kommen hinzu;
Sie machen es alle wie ich und wie du.

Dann hängen wir auch bei den Alten da droben,
Und Enkel und Enkelin werden geloben:

Feſt will ich und treu wie der Ahnherr ſeyn!
Und ich, wie die Ahne, ſo züchtig und rein!

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Ein beurlaubter Huſar auf der Imperiale, der ruhig ſeine Thonpfeife ſchmaucht, begrüßt Nr. 5 und ſeinen Hund: „Bon jour, la compagnie! Heda, Kamerad Pudel! halt mir die Füße warm und friß meine Sporen nicht auf!“ — Auf einmal ſchlägt es ein Viertel auf Sieben. Der Conducteur ruft dem Schwager zu: „en route!“ Dieſer läßt ſein Klik Klak, Klik Klak erſchallen, und dazu fällt der Endchor ein: „Adieu, mon chou! — Nimm dich vor Erkältung in Acht, Lieber! — Adieu, Alter! — Setze deine Schlafmütze ordentlich! — Glückliche Reiſe! — Adieu, pauvre bijou! — Alſo nächſten Sonntag! — Mille choses aimables de ma part! — Gib mir bald Nachricht! — Je n'y manquerai pas! — Adieu, mon lapin! — Adieu, ma poule! — Adieu, ma petite chatte! — Klik Klak, Hopp Hopp! —

In vollem Galopp gings durch die Straßen von Paris, durch die elyſäiſchen Felder, zur Barrière de l'Etoile hinaus, und nach anderthalb Stunden waren wir in dem fünf Lieues entfernten Maiſons abgeſtiegen, wo das Dampfſchiff Theodor ſofort unſere Bagage und die aus etwa fünfzig Perſonen beſtehende Reiſegeſellſchaft auf ſein Verdeck nahm, mit der Glocke zur Abfahrt läutete, ſeine Taue losmachte, ſeine Maſchinen in Bewegung ſetzte und wie ein feuriger Fiſch mit ſeinen eiſernen Floßfedern den Strom hinabzugleiten anfing. Der Leſer habe keine Angſt, daß wir ihn mit einem lyriſchen Erguß, mit einem Anruf der Manen des großen, unſterblichen James Watt behelligen; wir gehören nicht zu der Zahl der Reiſenden, welche ihre Gelehrſamkeit und Beleſenheit überall als Wappen aushängen, an der Table d'Hote von Völkerkunde ſprechen und beim Deſſert eine Vorleſung über den

geſchloſſenen Handelsſtaat halten. Wer nur einigermaßen in der Welt herumgekommen iſt, kennt ja jenen ſtatiſtiſch-geographiſchen Muſterreiter, der uns an der Mittagstafel bei jedem Mundvoll, wir mögen ihn nun anhören wollen oder nicht, einige Partikularitäten über Braunſchweig, Göttingen, Nordhauſen, Merſeburg, Mannheim, Mainz oder Straßburg hinunterzuſchlucken gibt und die deutſche Geſchichte vom Standpunkte des Biers, der Würſte, des Schnapſes, der Salmen und der Gänſeleberpaſteten behandelt. Suchen wir es daher nicht weitläufig zu begründen, wie es zugeht, daß jene ſchwimmende Kolonie von Franzoſen, Engländern, Deutſchen, Kiſten, Kiſſen und Kaſten, welche man Dampfſchiff nennt, mittelſt zweier Räder mit Schaufeln aus dickem Eiſenblech ſich ſo pfeilſchnell fortbewegt und einen prächtigen Schweif von Kohlendampf hinter ſich herzieht. Heutzutage weiß Jedermann, wie ein Dampfſchiff beſchaffen, und es wäre höchſt überflüſſig, den Leſer mit den techniſchen Details der innern Einrichtung zu ermüden. Aber folgende Notizen aus der Geſchichte der Dampfſchifffahrt in Frankreich dürften nicht unintereſſant ſeyn.

In der Fabrik franzöſiſcher Caſchemirſhawls des Herrn Hindenlang, deſſen Erzeugniſſe auf der lezten Pariſer Induſtrieausſtellung ſo allgemeine Bewunderung erregten, befand ſich ein obſcurer, unwiſſender Arbeiter, der die Aufſicht über eine Dampfmaſchine führte, vermittelſt welcher jene koſtbaren Steffe erzeugt wurden. Indem er ſo Tag und Nacht bei ſeiner Maſchine ſaß, wurde er allmählig mit ihren Cylindern, Kolben, Hähnen, Ventilen, kurz mit ihrem ganzen myſteriöſen Räderwerk völlig vertraut. Das durch ſcharfe Beobachtung in ihm entwickelte Talent zur Mechanik brachte ihn ohne gründliches Wiſſen ſo weit, daß er die ſeither bekannten Mittel verwarf und ſich in ſeiner Phantaſie ein eigenes ökonomiſcheres, einfacheres Syſtem ſchuf. Ein in der Nähe wohnender Fabrikbeſizer hatte ſchon oft die Einſicht dieſes Arbeiters rühmen hören und zog ihn eines Tags wegen ſeiner in Unordnung gerathenen Dampfmaſchine zu Rath. Der Arbeiter begab ſich an Ort und Stelle, erkannte gleich auf den erſten Blick, wodurch die Funktionen der Maſchine gelähmt waren, und ſprach bei dieſer Gelegenheit ſein Bedauern darüber aus, daß die Maſchinenbauer ihre Werke ſo ſehr complicirten, was natürlich häufig Unfälle hervorrufen müßte. Das einfache, faßliche Raiſonnement und die verſtändigen Aeußerungen dieſes Arbeiters fielen dem Eigenthümer der beſchädigten Maſchine auf, ſo daß er den Tadler fragte, ob er ſich getraue, eine einfachere zu bauen. Der Arbeiter bejahte dreiſt die Frage und machte ſich ſogar anheiſchig, ſie um das halbe Geld herzuſtellen; denn da die Maſchine nach ſeinem Syſteme nur halb ſo viel Kohlen und Menſchenhände erfordere als jene, ſo könne ſie auch nur den halben Koſtenaufwand veranlaſſen. Aber dieſer halbe Koſtenaufwand betrug immer noch 15,000 Franken, und wo hätte der arme Teufel ſo viel Kredit gefunden, um ſein Genie bethätigen zu können? Der Fabrikherr ſtreckte die Summe vor; es war zufällig derſelbe, welcher nach den Juliordonnanzen ſeine Ateliers ſchloß und ſein Heer von Arbeitern auf die Straßen der Hauptſtadt jagte, indem er ihnen ſagte: allez demander du pain à Charles X. Dieſer Mann iſt Theodor Parquin, und der arme Ouvrier, welcher weder leſen noch ſchreiben konnte, und dürftig und unbekannt lebte, heißt Cavé. Er iſt jezt reich und berühmt und Direktor der Pariſer Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, den 18ten Auguſt.

Gutenbergs-Feſt.

Unvergeßlich in der Erinnerung unſerer Stadt werden die Tage des 14ten, 15ten und 16ten Auguſts bleiben. Wir ſahen in dieſen Tagen ein Feſt, großartig und würdevoll, wie kein anderes vorher, ein wahres Nationalfeſt, beſſer vielleicht ein europäiſches Feſt der Civiliſation und der Bildung genannt. Wir haben Gutenberg die Ehrenſchuld abgetragen, und haben dieſen Moment in ſeiner ganzen Bedeutung gewürdigt, denn es iſt ein weltgeſchichtlicher. Wer darf auf den Dank des civiliſirten Europa's Anſpruch machen, wenn es Gutenberg nicht darf? Was wäre unſere Wiſſenſchaft, unſere Kunſt, unſere ſittliche und religiöſe Bildung, was wäre unſer Handel, unſer ganzes Seyn und Wirken ohne Gutenberg? Das Programm war an die Gebildeten Europa's, vorzüglich aber an Deutſchland gerichtet, in herzlichen, eindringlichen, brüderlichen Worten, und die Worte haben gehörigen Wiederhall gefunden. Von allen Seiten war man herbeigeſtrömt, Gelehrte, Buchhändler, Buchdrucker, Schriftgießer, Freunde der Bildung, des Fortſchritts, der Menſchheit. Die entfernteren Städte ſandten Deputationen, die nähern ſandten Theilnehmer in großer Zahl, und nie hat unſere Stadt ſo viele Gäſte aufgenommen, als bei dieſem Feſte. Der Empfang dieſer Gäſte von Seiten unſerer Bewohner, beſonders des Feſtcomité's, war herzlich in ſeltenem Maße. In dieſen Begrüßungsſcenen, die man als eine Vorfeier betrachten kann, lag mehr, als conventionelle Bewillkommung. Deutſche Gaſtlichkeit, deutſcher Biederſinn, deutſche Herzlichkeit gaben uns dieſen Gruß an die Nachbarn ein, die da kamen, um ein Feſt mit uns zu theilen, das wir, die Landsleute Gutenbergs, die auf dem geweihten Boden ſeiner Jugendträume und ſeiner männlichen Thätigkeit wohnen, der gebildeten Welt veranſtaltet hatten. — Was unſere Stadt für dieſes Gutenbergsfeſt gethan hat, die Opfer, die ſie brachte, die Thätigkeit, die ſie entfaltete, verdient alle Anerkennung. Vorzugsweiſe aber verdienen die Anordnungen auf dem Platze „Gutenberg,“ wo ſelbſt das Monument ſich befindet, alles Lob. Hier hatten

sich Sinnigkeit und Geschmack vereinigt, um ein großartiges Ganzes in's Werk zu setzen. Dieser Platz bildet einen sehr großen, kreisförmigen Raum, in dessen Mitte das Monument sich befindet. Die hintere Hälfte des Raums war mit Bäumen umzogen, schön ausgeschmückt, und im Hintergrunde mit einer Balustrade für die Musik und die Sänger versehen. Dieser Halbkreis war für die große Volksmenge bestimmt, und er nahm etwa 10,000 Personen auf. Die vordere Hälfte des Raums war mit einem ungeheuren Amphitheater und einer Arena bebaut, die beide auf grandiose Weise mit Fahnen und Embleme, mit Festons und Blumenguirlanden geziert und bestimmt waren, theils die höhern Classen der Gesellschaft gegen ein Eintrittsgeld, theils die unzähligen Fremden unentgeldlich aufzunehmen. Dieser Raum hat wohl ebenfalls 10 — 15,000 Menschen gefaßt und ihnen eine Bequemlichkeit verschafft, wie man sie selten bei derartigen Volksfesten findet. Das neue Theater im Vordergrunde war ebenfalls schön verziert und der Altan desselben für die hiesigen und auswärtigen Notabilitäten und fürstlichen Personen bestimmt. Das Ganze gewährte einen unvergleichlich schönen, äußerst malerischen Anblick. Die Festlichkeiten des ersten Tages begannen mit den großen Festzügen der Buchhändler, Buchdrucker und Schriftgießer, begleitet von den fremden Deputationen und den hiesigen städtischen Notabilitäten. Sie wurden von trefflicher Musik begleitet, und bewegten sich durch mehrere bedeutenden Straßen nach dem Dome. In demselben hielt der Bischof Dr. Kaiser ein feierliches Pontificalamt, nachdem die Züge gedachter Corporationen im Hauptschiffe der Kirche ihre Plätze eingenommen hatten; die Stühle der rechten Seite im hohen Chor waren zur Aufnahme der Fremden bestimmt; links und im Angesichte des Hochaltars saßen die Deputationen und die übrigen Behörden, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten. Der Gottesdienst war ein äußerst feierlicher. Nach dem Hochamt bewegten sich die Züge feierlichst zum Monumente. Alsbald begann zur Einleitung das wunderbar ergreifende und erhebende „Tedeum“ von Neukom, von dem Componisten selbst dirigirt, vorgetragen von 1200 Sängern und unterstützt von einer verhältnißmäßigen Anzahl von Instrumenten. Eine heilige Begeisterung ergriff Alles bei diesem seraphischen Tedeum: man glaubte sich auf den Fittigen dieser himmlischen Töne emporgetragen, man glaubte Gutenberg, den Wohlthäter der Menschheit, in Himmelsglorie zu schauen. Unbeschreiblich war der Eindruck dieses Gesangs. Nach demselben betrat der Präsident der Gutenbergscommission die Rednerbühne und sprach geistvolle und ergreifende Worte zu der ungeheuern Versammlung. Er setzte mit hinreißender Beredsamkeit die Bedeutung der Erfindung, die Bedeutung des Festes und die welthistorische Sendung Gutenbergs auseinander. Nach dieser Rede ließ der Präsident auf ein gegebenes Zeichen das Denkmal enthüllen. Wer beschreibt diesen unvergleichlichen Moment der Enthüllung des Thorwaldsenschen Werkes? Eine dünne, durchsichtige Hülle fällt, und mit dieser glauben wir vier Jahrhunderte weichen zu sehen, und an der Grenzscheide zu stehen, wo die Nacht flieht und der Tag heraufdämmert. Das kühne, tiefsinnige Bild Gutenbergs tritt uns aus der Dämmerung entgegen, ernst und kräftig, mild und majestätisch, das Werk des Heils in der einen Hand, in der andern das geheiligte Werkzeug, mit dem er seine außerordentliche Sendung vollbrachte. Plötzlich tritt uns die ganze Zukunft der Erfindung Gutenbergs entgegen; wir sehen den Gedanken frei gegeben, die Fesseln gebrochen und die Nacht völlig geschwunden.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juli.

Der Kreuzberg.

Auf dem Höhenzuge, welcher südlich von unserer Stadt gegen dieselbe scharf abfällt, sind einzelne Punkte, die bei den Verschönerungsplanen Berlins mehr Beachtung verdient hätten, als geschehen ist. In einem ganz flachen Lande muß man jede Höhe nutzen. Unsere Vorväter pflanzten dort Wein hin. Der Name „Weinberg“ spukt auch jetzt noch dort, wo man bis vor Kurzem nur Sand- und Lehmgruben sah. Ein erstes Etablissement war eine Bürgertabagie, der „büsire Keller“ genannt; aber geflissentlich vermeidend, was dem Orte allein Reiz verlieh, die Aussicht von der Höhe herab über die Stadt, hat man Wirthshaus und Wirthsgarten am Fuß des Berges angelegt. Auf dem Templower Berge, dem westlichsten und höchsten Punkte, ward, nachdem er 1813 unter Karl Johann von Schweden in eine Citadelle umgeformt worden, das schöne gothische Kriegsdenkmal aufgerichtet, und der Hügel tauschte seinen bisherigen Namen mit dem des Kreuzberges. Dies hätte eine Anregung werden können, diese hohen Punkte mit in die Stadt zu ziehen. Geschah es nicht von Obrigkeits wegen (der Plan einer Verbindung durch Anlagen mit dem Thiergarten ist wohl noch nicht ganz aufgegeben), so lag für die Wohlhabenden die Aufgabe so nahe, ihre Lusthäuser und Villen auf die anarenzenden Höhen zu verlegen. Hier war ein Feld zum Schaffen. Die reinste Luft, gesunder Boden, eine freie Umsicht, zunächst zu den Füßen lachende, fruchtbare Felder, und jenseits derselben, in mäßiger Entfernung, die ganze große Stadt Berlin, am Abend ein weites Lichtermeer. Aber die Gegend war noch nicht fashionable, die Reichen nesteten sich lieber ein in den versteckten Räumen der Thiergartenstraße, wo man den Aufwand von Architektur, den sie in den letzten zwanzig Jahren dort hingesetzt, aufsuchen muß. Die Architektur mußte sich hier bequemen nach den gegebenen Verhältnissen; dort auf der Höhe hätte sie in einer Reihe von Pallästen der Stadt Schönheitsgesetze vorschreiben können. Statt des Reichthums bemächtigte sich die spekulative Industrie der schönen Plätze. Von der verunglückten Poudrettenfabrik des bekannten Legitimisten Fauche Borel schweige ich. Sie ist zwar verkommen gleich ihrem Entrepreneur, aber eine andere Fabrik hat die Baulichkeiten geerbt, und der Rauch dampft aus gewaltigen Sodasteinen an einer Stelle, wo eine reizende Villa, ein stolzes Schloß, von Terrassen und Gärten umgeben, die Residenz begrüßen müßte. Um den Kreuzberg selbst haben die Gebrüder Gericke ihre Bretter- und Glasbuden und Rutschbahnen angelegt, die unter dem pomphaften Namen Tivoli eine traurige Berühmtheit in der Geschichte unserer Kaffeehausscultur erworben haben. Das schöne Denkmal ward durch die Nachbarschaft des blühenden Tivoli noch isolirter als zuvor; dieses selbst aber ward so bedeutungslos angelegt, daß die Aussicht auf Berlin zu seinen Füßen zur Nebensache wurde. Jetzt vermodern die Bretter, die Glasscheiben zerbrechen und die kleinen, aus festern Stoffen, und doch Fabrikwaare, am Abhang des Berges angelegten Sommerwohnungen, die, zum Theil mit angenehmer Lage, bestehen bleiben, verschließen die Hoffnung, daß nach einem großartigen Plane dereinst hier architektonische Anlagen zu Stande kommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. Auguſt 1837.

— Sur l'abime immense
Tous ces mondes flottants gravitent en silence,
Et nous même avec eux emportes par leur cours,
Vers un port inconnu nous avancons toujours.
Lamartine.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte *

Von

Dr. Nürnberger.

Der wichtigſte Gegenſtand, über welchen wir unſere Leſer diesmal zu unterhalten haben, iſt eine Abhandlung über die eigene progreſſive Bewegung unſeres ganzen Sonnenſyſtems im Weltenraume, hergeleitet aus den eigenen Bewegungen der Fixſterne, welche Argelaender, Profeſſor der Aſtronomie zu Helſingfors (jezt einem Rufe nach Bonn folgend), unlängſt der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften eingereicht hat, und für welche ihm der große aſtronomiſche Preis von 6000 Rubeln zuerkannt worden iſt.

Die Leſer erinnern ſich zunächſt, daß dem großen Sonnenkörper gleich den ihn umringenden Planeten eine Umdrehungsbewegung beiwohnt, der zu Folge er in etwa 25½ Tagen um ſeine Axe rotirt. Da die Exiſtenz dieſer lezteren drehenden Bewegung durch Beobachtung der Sonnenflecke, an welchen man jene Bewegung ganz augenſcheinlich wahrnimmt, außer allen Zweifel geſezt iſt, ſo mußte man freilich auch die hier näher zu betrachtende progreſſive Bewegung von vorne herein annehmen. Denn die Urſache der Rotation kann nur in einem urſprünglichen Anſtoße oder einer Anziehung geſucht werden, deren Richtung zwar nicht durch den Mittelpunkt der Sonne ging, demſelben aber, da er im Raume nicht feſt iſt, doch zugleich jene fortſchreitende Bewegung beibrachte, bei welcher die Sonne nothwendig ihre ganze Umgebung von Planeten, Monden und Cometen mit ſich fortzieht. Ich weiß zwar wohl, daß es der Einbildungskraft zuerſt ſchwer wird, ſich die Sonne ſo vorzuſtellen, wie ſie von ihren Trabanten umkreiſt wird und ſich mit dieſen doch zugleich im Raume fortbewegen ſoll, ohne daß eine Bewegung die andere beeinträchtigte. Allein wenn man ein in Bewegung geſeztes Modell vom Planetenſyſtem in die Hand nimmt und damit im Zimmer umher geht, ſo kann dies leztere auch ohne Störung jener erſteren Bewegung geſchehen, und es erfolgt dabei ganz das nämliche wie bei der wirklichen doppelten Bewegung des Sonnenſyſtems. Außerdem ſprach aber für die progreſſive Bewegung der Sonne im Weltenraume und, wie wir gleich hinzuſetzen, dafür, daß dieſe Bewegung zugleich um einen andern, höhern Centralkörper erfolge, der Umſtand, daß eine abſolute Ruhe im Weltenraume nicht denkbar iſt, und daß die Erhaltung der darin ſchwebenden Geſtirne nur von

* Vergl. den vorlezten dieſer Berichte in Nr. 150 ff. unſerer Blätter.

der Combination des oben erwähnten urſprünglichen Impulſes mit der Centralkraft abhängt. Auf den Grund dieſer und ähnlicher Betrachtungen hatten ſich die Aſtronomen auch ſchon ſeit längerer Zeit bemüht, ſowohl die Größe als auch die Richtung dieſer fortſchreitenden Bewegung der Sonne und ihres ganzen Syſtems näher zu beſtimmen; allein ſie waren darüber zu keinem genügenden Reſultate gelangt. Jedoch glaubte der ältere Herſchel aus ſeinen Beobachtungen folgern zu dürfen, daß wir bei dieſer Bewegung auf die Mitte des Sternbildes Herkules losrücken. War dem wirklich ſo, ſo mußten uns die Fixſterne in dieſer Gegend des Himmels bei unſerm allmähligen Näherkommen weiter auseinander zu rücken-, die rückwärts gelegenen aber, von denen wir uns alſo entfernten, näher zuſammenzutreten ſcheinen. Nun kommen aber den Fixſternen, wie ſich die Leſer aus meinen früheren Vorträgen erinnern, zugleich eigene wirkliche Bewegungen, von verſchiedener Größe und in verſchiedener Richtung zu; und es handelte ſich alſo, wenn das Fortrücken unſeres Sonnenſyſtems im Weltenraume auch augenſcheinlich bewieſen werden ſollte, darum, die leztere wirkliche Bewegung der Fixſterne von der obigen bloß ſcheinbaren zu trennen. Dieſe Aufgabe nun iſt es, welche Argelaeder mittelſt einer ſtreng durchgeführten, höchſt mühevollen Rechnung, die, in Bezug auf jene Bewegungen, überall theoretiſch ſondert, was die Beobachtung natürlich nur vereinigt zeigen kann, jezt ſo glänzend gelöst hat. Es ſind dabei gegen 400 Fixſterne, deren Eigenbewegung bereits hinreichend genau bekannt iſt, zu Grunde gelegt worden; aus jeder dieſer Einzelnrechnungen aber folgt daſſelbe Reſultat des Fortrückens der Sonne. Zugleich iſt der Ort, wohin dieſe Bewegung gegenwärtig gerichtet iſt, mit einer Sicherheit beſtimmt, die nur einen wahrſcheinlichen Fehler von drei Graden übrig läßt. Dieſer Punkt hat etwa 260° gerade Aufſteigung und 31° nördliche Abweichung und liegt wirklich im Sternbilde des Herkules, alſo da, wo ihn angeführtermaßen ſchon Herſchel vermuthet hatte, eine Uebereinſtimmung, welche noch mehr Vertrauen zu dem gewonnenen Reſultat erwecken muß. Zugleich hat ſich ergeben, daß unſere Sonne zu den ſchneller fortrückenden Fixſternen gehört und daß ſich ihre Bewegung zur Durchſchnittsbewegung der unterſuchten 400 Sternen etwa = 3:2 verhält. Die intereſſanteſte Folge hievon wird nun die ſeyn, daß ſich unſere Sonne mit ihrem ganzen Planetenſyſteme, und alſo auch unſere Erde, nach einer hinreichenden Anzahl von Jahrtauſenden an einem ganz andern Orte des Himmels befinden muß als jezt. * Andere Sterne werden dann über dem Haupte anderer Geſchlechter dahin ziehen; und der vermeinten Ewigkeit des Ortes, welcher dieſe Geſtirne den Namen Fixſterne verdanken, wird eine vervollkommnete Aſtronomie eine beſtimmte Anzahl von Jahrtauſenden ſubſtituiren.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Vergl. die unten vorkommenden Betrachtungen über die Wärme des Erdkörpers mit Bezug auf die Region des Weltenraumes, wo ſich die Erde, in Folge jener progreſſiven Bewegung des ganzen Syſtems, eben befindet.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Cavé hat das erſte Dampfſchiff, welches er erbaute, nach dem Namen ſeines Wohlthäters „Théodore“ benannt; es iſt ganz aus Eiſen conſtruirt, um beim Auffahren auf die ſeichten Stellen der Seine plötzliche Zertrümmerung zu verhüten, und wird von einer doppelt wirkenden Maſchine getrieben, d. h. es hat zwei Cylinder, welche wechſelsweiſe wie zwei Kanonen auf ihren Lafetten ſpielen. Dieſe Maſchine mit hohem Druck und von vierzig Pferdekraft hat außer dem Vortheil einer äußerſt gleichförmigen Bewegung auch noch den, daß ſie viel weniger Raum wegnimmt, weil ſie ungleich weniger Kohlen bedarf, zwei Dinge, welche bei Dampfſchiffen ſehr weſentlich ſind; die Engländer haben dieſe Cavé'ſchen Maſchinen bereits bei ſich zu Lande eingeführt. Obſchon die Maſchine des Theodor hohen Druck hat, gegen welche Einrichtung man immer noch mißtrauiſch iſt, weil es der Zufall wollte, daß auf einigen der erſten Dampfſchiffe mit hohem Druck Unglücksfälle ſich ereigneten, ſo vereint dieſelbe dabei doch Feſtigkeit, Dauerhaftigkeit und völlige Sicherheit. Die Dampfſchiffe verunglücken bekanntlich meiſtens durch das Zerſpringen des Keſſels, und Cavé's Keſſel, welche zu fünf oder ſechs Atmoſphären geheizt werden, halten die Probe von ſechzig Atmoſphären aus. Dies iſt die erſte Garantie; aber es iſt noch nicht Alles. Jeder Reiſende weiß heutzutage, daß der Keſſel eines Dampfſchiffes zuvor immer gehörig probirt wird, ob er hinlängliche Feſtigkeit und Größe habe; aber er hat auch geleſen oder gehört, daß wenn derſelbe nicht fortwährend mit Waſſer geſpeist wird und das Niveau des Waſſers, welches ſtets im Keſſel erhalten werden muß, durch irgend eine Urſache fällt, die Scheidewand unter den Oefen trocken und glühend werden kann; wenn alsdann das Schwanken des Schiffs das Waſſer von den Seitenwänden nach der erhizten Seite hinüber wirft, ſo zerplazt das weißglühende Metall in einem Nu und der Keſſel ſpringt. Bei den Cavé'ſchen Maſchinen iſt dies Alles vorausgeſehen. Zunächſt ſchüzt eine ſehr einfache, ſinnreiche Prozedur den Keſſel fortwährend gegen Waſſermangel, und wenn ja einmal das Niveau fiele,

wenn ſelbſt der Keſſel ganz waſſerleer würde, ſo wäre dennoch keine Gefahr vorhanden; die glühenden Scheidewände würden ſich von ſelbſt ablöſen, der im Keſſel zurückgebliebene Dampf würde durch tauſend Oeffnungen in's Freie entweichen und das Dampfboot plötzlich ſtille ſtehen. Das iſt das größte Unglück, das ſich zutragen kann.

Es erforderte großen Muth, eine regelmäßige Dampfſchifffahrt zwiſchen Paris und Rouen einzurichten; es iſt dies der erſte Schritt zur Auflöſung des großen Problems, Paris zu einem Seehafen zu machen. Dieſer Rieſengedanke zeigt ſich jezt nicht mehr wie früher unter lächerlichen, ſondern unter ſehr ernſthaften Auſpicien. Vor der Erfahrung iſt alles Chimäre, nur wenn Thatſachen das Gegentheil beweiſen, hat man nichts mehr dagegen. Ein großes Dampfſchiff, eben ſo lang als ein Handelsdreimaſter, ſchafft die Paſſagiere von Maiſons nach Rouen in zwölf, oft in neun Stunden. Es braucht wenig Waſſer, nur achtzehn Zoll; eine Handelsbrigg geht wenigſtens acht Fuß tief, und dieſer Unterſchied iſt ſehr beträchtlich. Aber dieſe geringe Eintauchung von achtzehn Zoll iſt nur bei ſeichtem Waſſerſtande und an wenigen Stellen des Fluſſes unumgänglich nothwendig. Man kann das Strombett erweitern, ausgraben. Was hindert ferner, die ſchwierigſten Krümmungen der Seine durch Kanäle abzuſchneiden und von Paris nach Maiſons eine große, breite Waſſerſtraße zu graben? Hat man in unſerer Zeit nicht ſchon manches Unglaubliche ausgeführt? Das Genie ahnt den innern Zuſammenhang der Dinge, und als der erſte Konſul Bonaparte die Quais und den Hafen von Rouen und Havre beſuchte, ließ er im Geſpräche mit dem Magiſtrat eine jener denkwürdigen Aeußerungen fallen, welche die Gegenwart niederſchreibt und die Zukunft bewahrheitet: „Paris, Rouen und Havre bilden nur eine einzige Stadt, deren Hauptſtraße die Seine iſt.“

Auf jene Zeit mögen ſich nun die Meſſagerien gefaßt halten. Eine Reiſe zu Waſſer iſt ſo bequem und angenehm; man lieſt, man geht ſpazieren, man ſchläft, man ſingt, man plaudert, man ſpielt Karten oder Domino, man malt, man ißt, man trinkt, man raucht und macht ſechs Lieues in einer Stunde. Von Erſchöpfung, von Rippenſtößen, vom Umſpannen, von Staub, von Ungleichheit der Wagenſpur, vom Zuſammendrücken der Knie, von weinenden, ſaugenden oder gar noch ſchlimmere Dinge verrichtenden Kindern, von Köpfen, die auf unſern Schultern ausruhen, von gezwungenen, langweiligen Nachbarſchaften — von dem Allen iſt auf dem Dampfſchiff keine Rede; da iſt ein doppeltes, weites Panorama, auf beiden Seiten von Wäldern, Wieſen, Hügeln, Felſen, alten Schlöſſern, Kathedralen und Landhäuſern begrenzt — wie kann die langweilige, einfältige Dilligence ſich mit all dieſem meſſen? Daher iſt ſie auch in Angſt und Beſorgniß gerathen und ſehr höflich, faſt liebenswürdig geworden; ſie hat die Reiſenden und die Waarenballen auf dieſelbe Stufe erhoben und begegnet beiden faſt mit gleicher Hochachtung. Dabei greift ſie die gefährliche Konkurrenz auf alle nur erdenkliche Weiſe an; ſie verleumdet und verſpottet ihre Nebenbuhlerin; wenn es ſeyn muß, leugnet ſie ſogar ihre Exiſtenz. Sie bezahlt Cabrioletkutſcher und Kondukteurs, welche das Gerücht ausſprengen müſſen, das Dampfſchiff ſey auf ſeiner lezten Fahrt geſcheitert und die ganze Entrepriſe in's Waſſer gefallen. Aber was würde erſt aus den Dilligencen werden, wenn der Eigenthümer des Theodor folgendes Projekt zur Ausführung brächte? Nachdem er die Seine in ihrem Laufe von Paris an ſorgfältig unterſucht, hat er der franzöſiſchen Regierung vorgeſchlagen, er wolle den Fluß überall und jederzeit bis zu vier Fuß ſchiffbar machen, wenn man ihm als Schadloshaltung für ſo bedeutende Auslagen ein ſechsjähriges Privilegium für den Transport aller Reiſenden zwiſchen Paris und Rouen bewilligen wolle. In dieſem Falle erbietet er ſich auch, den gegenwärtigen Preis der Ueberfahrt von zwölf und neun Franken auf acht und ſechs Franken für den Kopf herabzuſetzen. Der Preis von zwölf Franken ſcheint den Pariſern noch zu hoch, obſchon er nur etwa die Hälfte von dem beträgt, was ein Platz im Coupé einer Diligence koſtet. Der Tarif für die Dampfſchifffahrten wird in der Regel falſch beurtheilt, weil die Mittel der Fortſchaffung gleichſam unſichtbar ſind. Die Maſchine eines Dampfſchiffes aber, wie z. B. die Normandie, von 120 Pferdekraft, koſtet 150 — 200,000 Franken; ſie verbrennt ſtündlich 600 bis 800 Kilogramm Kohlen, wobei ſie etwa 3500 Kilogramm Waſſer verdunſtet. Zu dem Kapital der Maſchine rechne man noch, was das Schiff zu bauen koſtet, berechne ferner die Intereſſen dieſer beiden Kapitalien, die ungeheure Ausgabe für Brennmaterial, die tägliche Unterhaltung des Maſchinenwerks, die Waſſerzölle, den Tagelohn der armen Einheizer, den Sold des Kapitäns, der Matroſen und Piloten, ſo wird man finden, daß der Preis von zwölf Franken für die Perſon immer noch verhältnißmäßig niedrig iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortſetzung.)

Der neue Kirchhof. Schleichermachers Denkmal.

Nur Ein Platz auf dieſer Höhe iſt ihrer würdig. Vor mehreren Jahren war der neue Kirchhof, der ſich auf der Seite der Haſenheide an die Hügelreihe lehnt, noch wenig

beachtet. Und doch, wenn Kleines mit Großem verglichen werden darf, erinnert seine Lage an den des Père la Chaise in Paris. Man übersieht von seinen Höhen die weite Stadt, deren Bewohner hier ihre lezte Ruhestatt finden, aber eine weit freundlichere als dort in dem Meere von kolossalen Steinmonumenten, die kaum der Vegetation dürftigen Platz gönnen. Es ist jezt ein grüner Garten, so anmuthig, wie wenige um unsere Stadt, in der reinsten Luft, mit der weitesten Aussicht, und in wenigen Jahren wird sich über dem Rosenhain ein Wald von Akazien und wohlgepflegten Laubbäumen wölben. Dieser stille Garten prangte neulich an einem schönen Juliabend in allen Reizen des erschlossenen Blumenflors, und ein wolkenloser Horizont beleuchtete die erhebende Feier, zu der ein kleiner, erwählter Kreis sich versammelt hatte. Schleiermachers Denkmal ward enthüllt. Der Kreis war nur klein, weil man die Sache, einen störenden Andrang fürchtend, gar nicht bekannt gemacht hatte; aber wer dabei gewesen, versichert, eine unbeschreibliche Weihe habe auf dem Moment geruht, und nicht Einer sey, ohne tief von der Bedeutung der Feier ergriffen zu werden, fortgegangen. Das Denkmal selbst, auf dem höchsten Punkte des Kirchhofs und die erste Zierde desselben, ist aber auch in der That des großen Lehrers würdig, eben so durch die sinnige Auffassung, als durch die künstlerische Vollendung. Auf drei Granitstufen aus den schlesischen Brüchen ruht der Cippus, ein großer Block von schlesischem Marmor. Schleiermacher war bekanntlich ein Schlesier. Auf Felsenstufen fußt der Mann, und fest und vaterländisch war sein Wesen; aber sein klarer und feiner Geist ließ sich nur durch den edelsten Stoff ausdrücken, sein Kopf, in einem Basreliefkreis, ist von cararischem Marmor. Diese Büste ist ein Meisterwerk Rauchs. Es gibt kein Porträt, welches so voll, kühn und fein, so ideal und doch in allen Details getroffen, Schleiermachers Gesicht wiedergibt. Der Ort, wo das Denkmal seinen Platz fand, ist dieselbe Stelle, an der Schleiermacher vor einigen Jahren die viel besprochene und verschieden ausgelegte Rede am Grabe seines geliebten Sohnes hielt. Marheinecke sprach diesmal dem Vater das Gedächtnißwort. Jenem Umstand und der Lage der Gräber ist leider der einzige Mißstand zuzuschreiben, daß Schleiermacher sein Gesicht von der Stadt, wo er so groß gewirkt, ab und der Kirchhofsmauer zuwendet: wenn auch gen Morgen, ein Schleiermacher darf nicht Berlin den Rücken drehen und sein großes Auge auf eine wüste Mauer fallen lassen. Dem Uebelstande dürfte vielleicht noch abgeholfen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, den 18ten August.

(Beschluß.)

Gutenbergs-Fest.

Nach diesem unvergeßlichen Moment wurde von der ganzen Volksmenge nach der Melodie „God save the king“ ein Lied gesungen, von welchem ich hier nur die beiden ersten Strophen hersetze:

Heil dir, Moguntia,
Juble, der Tag ist da,
Längst schon ersehnt!
Wo dankbar eine Welt
Sich zu dem Fest gesellt,
Das den Gefeierten
Ruhmvoll bekrönt.

Seht ihn mit Ehrfurcht an,
Gutenberg ist der Mann,
Der ewig lebt!
Würdig der Huldigung,
Denn zu dem höchsten Schwung
Brach er dem Geist die Bahn,
Die ihn erhebt.

Während dieser Enthüllungsceremonien war die Presse, die auch die Züge begleitet hatte, ganz nahe am Denkmal beständig thätig. Es wurden Impromptüs gesezt und gedruckt und unter das Publikum vertheilt. — Nach der Enthüllungsfeier fanden große Festmahle statt, und Abends wurde Dr. Löwe's Oratorium „Gutenberg“ im Theater vor einer großen Volksmenge, unter Leitung des Componisten, vorgetragen. So endete dieser erste Tag, der schönste, den Mainz je gesehen.

Die Volksfeste am 15ten und 16ten August anlangend, so kann ich bei deren Schilderung kurz seyn. Imposant war vor allen Dingen das Fischerstechen auf dem Rheine. Unzählig war die Menschenmasse, die dabei die beiden Ufer des Rheins und den Rhein selbst auf geschmückten größern und kleinern Schiffen erfüllte. Die Fest- und Admiralschiffe gewährten einen imposanten Anblick. Auf ein gegebenes Signal ruderten die Kämpfer und Preisbewerber nach dem Orte ihrer Bestimmung. Ungewöhnliche Kühnheit und Gewandtheit ward bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt. Der Preise waren viele und ansehnliche, und jedem Sieger und Preisgewinner jubelte noch als Zugabe der Volksbeifall entgegen. Es war bereits Abend, als die Menschenmenge nach der Stadt zurückkehrte, und bald darauf bewegten sich die langen Reihen der Fackelzüge durch die Straßen und umkreisten endlich das Monument, wo neuer Jubel und neue Lieder ertönten. Dabei waren sehr viele Häuser geschmackvoll erleuchtet, an andern prangten anziehende Transparente, in den meisten wohnte die Freude in Privatcirkeln. Gegen eilf Uhr begannen die Festbälle, die einen seltenen Glanz entwickelten. — Am Morgen des 16ten August fand die im Programm verzeichnete, öffentliche Disputation in Betreff der Frage der Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst statt. Eine zahlreiche Versammlung fand sich ein, bestehend aus Gelehrten, Buchhändlern, Druckherrn und Schriftgießern, auch einige berühmte Literaten waren anwesend. Die Discussion bot sehr interessante Momente dar. Das endliche Resultat derselben bestand darin, daß, ohne Präjudiz auf das mit Bestimmtheit noch zu ergründende Ergebniß gelehrter Forschungen über die Epoche der großen Erfindung, wovon es sich hier handelte, von einer großen Majorität der Anwesenden beschlossen wurde, daß in ganz Deutschland die Säcularfeier am Johannistage 1840 zu begehen sey. Diese Diskussion endete mit mehreren Lebehochs für Gutenberg, für Thorwaldsen, für die Stadt Mainz, für den Präsidenten der Gutenbergscommission u. s. w. Befriedigt und befreundet schied man. — Noch fanden an diesem Tage große Militärconcerte auf der „neuen Anlage“ statt, und Abends wurde als Festoper Webers „Oberon“ vortrefflich gegeben. Es sangen darin Haitzinger aus Karlsruhe und Mad. Pirscher aus Mannheim. Das Theater war überfüllt, nicht so am Vorabend des Festes, wo man den Birch-Pfeifferschen „Gutenberg“ zum Besten gab, eine Wahl, die, obgleich scheinbar passend, wegen der Geringhaltigkeit des Stücks großen Tadel verdient.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 28. Auguſt 1837.

Du aber, du haſt aus den Bürgern Athens Kleinſtädter zu machen getrachtet.

Ariſtophanes.
Die Ritter.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Die Einrichtung der Dampfböte, welche die Seine befahren, iſt ſo ziemlich dieſelbe wie auf den rheiniſchen: beim Steuerruder ſind die erſten, auf dem Vordertheil die zweiten Plätze; über die erſten wird, wenn die Sonne ſcheint, ein Zelt von blau und weißem, mit rothen Borten beſetztem Zwillig ausgeſpannt; nur auf dem zweiten Platze iſt das Rauchen geſtattet. Die Kajüte des Vordertheils gleicht völlig einem Eſtaminet; die des erſten Ranges dagegen zeichnet ſich durch geſchmackvolle Eleganz aus. An dieſe leztere ſtößt gewöhnlich noch ein kleiner, mit Spiegeln und Divans verſehener Salon, der ausſchließlich für Damen beſtimmt iſt. In der Mitte des Fahrzeugs zu beiden Seiten der Dampfmaſchine befinden ſich Küche und Vorrathskammer, welche in der Regel ſchlecht beſtellt ſind.

Für den Pariſer iſt die Dampfſchiffahrt etwas ganz Neues, und ich hatte meine große Freude daran, ihn auf dieſer Reiſe zu beobachten. Kaum iſt er auf dem Verdeck, ſo rennt er nach ſeinen Siebenſachen, die unter einem Haufen von Schachteln, Nachtſäcken, Körben, Koffern und Jagdtaſchen liegen; er reißt Alles durcheinander, ſucht ſeine Effekten Stück für Stück zuſammen, nimmt ſie aus der Nähe des Rauchfangs weg, legt ſie in den Schatten und bringt ſie ſo gut als möglich in Sicherheit; während der Fahrt betrachtet er ſie zehnmal von Neuem, packt ſie um, kurz, behandelt ſie mit wahrhaft väterlicher Fürſorge. In dieſem Punkte iſt der Pariſer ärger als der ärgſte deutſche Spießbürger oder Hompelmann; er hängt ganz von ſeinem Geräck ab; das wird gewiß Jeder bemerkt haben, der nur einmal mit einer franzöſiſchen Diligence gefahren iſt. Er verpaßt die Zeit des Mittageſſens, um auf die Imperiale zu klettern und ſich zu überzeugen, ob ſein Nachtſack noch dieſelbe topographiſche Lage hat, wie auf der vorhergehenden Station. Aus dieſem Umſtande erkläre ich mir auch ſeine Begeiſterung für die Dampfſchiffahrt: auf dem Paketboot kann er alle fünf Minuten ſich mit Muße nach ſeinem Koffer umſehen und im Nothfalle eigenhändig verbieten, daß das Seehundsfell nicht abgeſcheuert wird. Wenn er dieſe allgemeine Sorge für die Effekten hinter ſich hat, bindet er ſeinen Steck und Regenſchirm in einen Bund zuſammen und legt ſie der Länge nach auf eine leere Bank, ſo daß ſie Jeden hindern, der ſich etwa dahin ſezt. Da er ferner eine Blouſe und einen Mantel mitgenommen hat, ſo zieht er erſt den Staubkittel über den Rock an und hängt dann den Mantel darüber; indem er aber zwei Minuten nach dieſer Operation merkt, daß er erſticken würde, nimmt er den Mantel wieder ab, zieht die Blouſe wieder aus und iſt nun ganz unglücklich, denn er weiß nicht, wo und wie

er beides unterbringen soll, da die Matrosen unterdeß über die Bagage aller Reisenden eine betheerte Leinwand ausgebreitet haben, welche man in der Kunstsprache sonderbarerweise „Prälat“ nennt. In Verzweiflung rennt der Pariser von einem Ende des Verdecks zum andern, legt seine beiden ausgezogenen Kleidungsstücke bald hier, bald dorthin, kurz, er stellt damit eine schreckliche Pein aus, bis er am Ende ein großes Bündel daraus macht, welches er der größeren Sicherheit halber beständig unterm Arm trägt. Dann wirft er voller Selbstzufriedenheit einen lezten Blick auf seine Umgebungen und steigt in die Kajüte hinab, um zu frühstücken.

Während man unten deckt und der Pariser sein Déjeuner bestellt, hat das Dampfboot sich schon eine gute Strecke von Maisons entfernt, über welche Oertlichkeit wir dem Leser doch einige kurze Notizen schuldig sind. Maisons an der Seine oder Maisons Laffitte liegt bereits im Departement der Seine und Oise, welche leztere sich unterhalb Pontoise mit der ersteren vereinigt. Das alte Schloß, einst Eigenthum des Präsidenten von Maisons, des Oberintendanten der Finanzen, wurde im Jahr 1650 von François Mansard, dem berühmten Architekten des Versailler Schlosses, erbaut und bietet einen imposanten Anblick dar. Es ist auf einer kleinen Anhöhe am linken Ufer der Seine gelegen, mit schönen Zugängen versehen und mit einem Graben umgeben. Hinter dem Schloß dehnt sich ein weitläufiger Park aus, an welchen der schöne ummauerte Wald von Saint-Germain stößt, und von der vordern Gartenterrasse genießt man einer herrlichen Aussicht auf das Seinethal. Das Schloß gelangte aus dem Besitz des Präsidenten in den des Grafen von Artois (Karl X.); Ludwig XVI. liebte vorzugsweise diesen stillen, ländlichen Aufenthalt, wo ihm das dumpfe und beängstigende Getöse einer beginnenden Revolution nicht immer in den Ohren summte und er seiner Liebhaberei für schöne getriebene Schlosserarbeiten alter Meister volle Befriedigung verschaffen konnte. In den neunziger Jahren gehörte Maisons der französischen Nation, welche es dem Marschall Lannes verkaufte. Das alte, einsame Schloß ward nun auf einmal Zeuge der stürmischen Orgien der napoleonischen Glückssoldaten, welche der Säbel zu Fürsten und Herzögen gemacht hatte; die aristokratischen Plafonds ertönten von den donnernden Refrains der plebejischen Marsaillaise, und unter lautem Jubel feierte man hier die Geburt des Königs von Rom, des einzigen schwachen Sprößlings einer neuen Dynastie, welche in Schönbrunn an der Schwindsucht gestorben ist. Von der Wittwe des Herzogs von Montebello kam Maisons an Jacques Laffitte, welcher während der Restauration das Schloß zu einem Asyl für die Coryphäen der Oppositionspartei umschuf. Manuel, Béranger und ihr ganzer Anhang waren Standgäste in Maisons, wozu auch damals Thiers gezählt wurde. Gegenwärtig ist der Park von Spekulanten zerschlagen und stückweise versteigert worden; die dadurch beabsichtigte Gründung einer neuen Kolonie hat jedoch bis jezt nicht recht gedeihen wollen und die Ansiedlung scheint ganz in's Stocken gerathen. Laffitte ist noch immer Besitzer des Schlosses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Um die Astronomie bei Beobachtungen von so außerordentlicher Feinheit zu unterstützen, wie die Erlangung der von uns vorgetragenen Resultate über die Fortrückung unseres Sonnensystems im Weltenraume erheischt, bedarf es natürlich auch einer immer steigenden Vervollkommnung der Fernröhren. Hierzu aber eröffnen sich durch die Littrow-Plößl'schen Dialpten und durch Dawe's achromatische Oculare die glänzendsten Aussichten. Was die ersteren betrifft, so erinnern sich die Leser, daß die Aufhebung der Abweichungen, welche aus der Kugelgestalt der Gläser entspringen, gleichwie der Farbenzerstreuung bei den darnach so genannten achromatischen Fernröhren bisher durch Zusammensetzung der Objective aus einer Concav-concav-Linse von Flintglas bewirkt wurde, in deren beide Höhlungen man Conver-conver-Linsen von Crownglas einsezte. Da diese Flintgläser aber bei einer solchen Construktion für einigermaßen große Instrumente auch ziemlich groß und theuer waren, ja Tausende kosteten, so versuchte der Wiener Astronom Littrow, ob man nicht mit kleineren Flintgläsern zu dem nämlichen Zwecke gelangen könne, wenn man dieselben nicht mehr, wie bisher, hart an das Crownglas füge, sondern in einiger Entfernung (Trennung, Dialysis, woher der Name) von der Crownglaslinse aufstelle. Nach dieser Idee verfertigte sodann der Wiener Optiker Plößl die sogenannten dialytischen Fernröhren (Dialyten), von denen in unsern Blättern schon einmal die Rede gewesen ist; und mit dem größten, bisher aus der Werkstatt dieses Künstlers hervorgegangenen solchen Dialyten ist jezt die k. k. Sternwarte zu Wien durch die Munificenz des Erzherzogs Ludwig beschenkt worden. Dieser Dialyt hat 48 Linien Oeffnung (Durchmesser des Objectivs) und 45 Zoll Brennweite oder Länge (welche beide Größen sich nur um die geringe Brennweite des Oculars unterscheiden). Da die besten achromatischen Fernröhren von der oben beschriebenen früheren Einrichtung bei einer solchen Oeffnung 60 Zoll Länge haben, so wird diese Länge also durch Littrows Dialysis auf $^3/_4$ der früheren Größe

herabgebracht, was natürlich für die bequemere Handhabung des Instruments einen außerordentlichen Vortheil abgibt. Dieser bedeutenden Verkürzung ohnerachtet aber, ist dieser Dialyt einem in der älteren Art ausgezeichneten und viel größeren Achromaten Frauenhofers von 49½ Linien Oeffnung und 61,7 Zoll Brennweite nicht nur gleich, sondern überlegen. Dies schöne Littrow-Plößl'sche Instrument ruht auf einem so solid als elegant gebauten, unmittelbar auf dem Boden stehenden Pyramidalstativ von Mahagoni, und erhält durch ein zweckmäßig eingerichtetes Triebwerk eine sehr sanfte horizontale und vertikale Bewegung. Bei seiner Anwendung auf den Himmel bewies es sich sowohl an Lichtstärke als an scharfer Begrenzung der Objecte durchaus vorzüglicher als der erwähnte Frauenhofer'sche Refractor; seiner kleinen Oeffnung ohnerachtet, verträgt es stärkere Vergrößerungen, und seine Bilder der Sterne sind entschiedener, gerundeter und schärfer begrenzt. So zeigte es z. B. den Satelliten des Polarsterns immer, wogegen der Frauenhofer denselben nur auf Augenblicke gewahr werden ließ; die Sonnenflecke erschienen im Dialyten durchaus bestimmter; die gerade eintretende größte Lichtphase des Mars war viel auffallender u. s. w. Trotz dieser Vorzüge ist ein solches Instrument viel wohlfeiler als ein gewöhnlicher Refractor und wird vielleicht in weniger Zeit um die Hälfte des Geldes gegeben werden können, welches man für diese bezahlen mußte. Mit der Leichtigkeit der Anschaffung guter Fernröhren wächst aber gewiß auch die Anzahl der Himmelsbeobachter, und das Geheimniß der Sterne wird mehr und mehr aufgelöst werden, je mehr und je geschärftere Blicke sich darum bemühen.

Indem sich aber solchergestalt die Objective der Fernröhren einer neuen, vollkommeneren Einrichtung erfreuen, hat man andernseits auch auf zweckmäßigere Gestaltung der Oculare gedacht. Bisher nämlich bestand die Achromasie (Fähigkeit, reine, von farbigen Rändern freie Bilder der betrachteten Objecte zu geben) dieser lezteren mehr dem Namen als der That nach, und man hatte, wie vollkommene Objective angewendet wurden, wegen der nicht gleich sorgfältigen Construction der Oculare doch nicht nur farbige Ränder, sondern auch Verschiebungen der Gestalt zu befürchten. Duwe, ein verdienstvoller Berliner Optiker und Mechaniker, versuchte es daher, auch Oculare aus Crown- und Flintglas zusammenzusetzen, d. h. also, auf sie dasselbe Verfahren anzuwenden, dessen man sich zur Vermeidung der Farbenzerstreuung und der Abweichungen wegen der Kugelgestalt für die Objective mit so großem Erfolge bedient hat; und er hat dergleichen Oculare für den großen Refractor der königl. Sternwarte zu Berlin (ebenfalls ein Werk Frauenhofers), gleichwie für das Instrument der dortigen bekannten Astronomen Beer und Mädler, der Autoren der in unsern Blättern so viel besprochenen neuen Mondkarte, geliefert, welche ein fast doppelt so großes Gesichtsfeld * zulassen als die bisher angewendeten Oculare von gleichen Vergrößerungen. Das ganze Bild, und nicht etwa bloß die Mitte desselben, zeigt sich dadurch in ungewöhnlicher Reinheit und Nettigkeit; und Mädler, von dem uns Berichte über diesen Gegenstand vorliegen und der als competent betrachtet werden darf, versichert, gleich in der ersten Nacht der Beobachtung mit einem solchen Duwe'schen achromatischen Ocular zahlreiche Gegenstände auf der Mondoberfläche wahrgenommen zu haben, welche vorher nie von ihm bemerkt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Man versteht unter „Gesichtsfeld" den Raum, welchen das Auge auf Einmal übersieht, besonders wenn es Gegenstände durch dioptrische Werkzeuge betrachtet, bei denen das Gesichtsfeld, da auf allen Seiten der Augenare nur gleich viel übersehen werden kann, einen Kreis bildet. Durch Anwendung mehrerer oder anderer Augengläser kann das Gesichtsfeld vergrößert werden.

Moden.

Die Vegetation der Moden blüht und reift gerade in den umgekehrten Jahreszeiten wie die Früchte der Erde. Wenn das Leben der Gewächse im Winterfrost sich zurückzieht und schlummert, so wirft dagegen der heiße Sonnenstrahl lähmend oder doch retardirend auf jene Welt von Formen, die im Lauf der Cultur aus dem Keime des paradiesischen Feigenblatts hervorgegangen ist. Sie gedeihen vorzugsweise bei Kerzenlicht, und die Pariser Opern und die Bäue und Cirkel der vornehmen Welt sind die eigentlichen Treibhäuser der seidenen und mousselinenen Früchte, deren Samen auf alle Blumenbeete Europa's getragen wird, wo er wohl oder übel, und nur zu oft in Bastarden aufgeht. Im Sommer stockt dieser ganze Reproductionsproceß, schon darum, weil die vornehmen Gärtner und Blumisten in Bädern, Landhäusern und Postkaleschen die Welt sich selbst überlassen. Quand Auguste buvait la Pologne était ivre, und wenn die Pariserin auf dem Lande Eselsmilch trinkt, ist die schönere Hälfte des fashionablen Menschengeschlechts ein paar Monate lang ungewöhnlich vernünftig. Die Pariserin ist mit ihrem Flor von Kamisolen, Schlafröcken, Peignoirs, Roben, Hauben und Hüten, wie sie der Nachtrieb des Frühjahrs brachte, auf's Land gegangen. Dort ruht sie im feinsoder breitgestreiften Mousselinfluthe von ihren legislativen Arbeiten aus, und dazu trägt sie, pour faire négligé, wie es sich beim Landaufenthalt für den ganzen Tag schickt, das allerliebste, tief in den Nacken gesetzte Häubchen, und die seidene, schottisch-grüne, thuya-grüne oder egyptisch-braune Schürze, und an den Füßen hat sie pantoufles habillées von zeisiggrünem oder sapphirblauem Marrokin mit einer Bandeinfassung von abstechender Farbe. Denn man muß wissen, daß gegenwärtig die entschiedenen, ehrlichen Farben in Allem mit Erfolg gegen die schon so lange herrschenden zweideutigen Schattirungen ankämpfen, aber eben wegen ihrer Ehrlichkeit und Freimüthigkeit es schwerlich weit bringen werden. — Die Mode hält also ihren Sommerschlaf, und wir, die wir es nur mit den größern Zügen ihrer Geschichte zu thun haben,

mochten uns nicht dabei aufhalten, von den wesenlosen midsummernight's dreams der Pariser Sonntierinnen zu erzählen.

Das Bezeichnende der gegenwärtigen Periode ist, daß eine Lebensfrage der weiblichen Tracht so lange nicht zur Entscheidung kommen will, nämlich die definitive Constitution der Ermel; sie ist immer noch so schwankend wie die Grundgesetze der pyrenäischen Halbinsel. Der seit dem vorigen Winter wüthende Kampf zwischen dem weiten und dem knappen Ermel hätte sich billig vor Eintritt der schönen Jahreszeit entscheiden sollen. Die Lebenskraft des Sommers ist natürlich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, und so herrscht denn seit vielen Monaten die bedenklichste, vielleicht beispiellose Anarchie; Formen zu Hunderten, deren jede sich für legitim ausgibt, laufen um, und wenn dem Unfug nicht bald durch die Thronbesteigung eines rechtmäßigen Ermels gesteuert wird, so dürften am Ende gar in Germania superior oder inferior der Schöpfungstrieb und Emancipationsideen erwachen. Gottlob! der September höchstens wird Ordnung stiften; aber in welcherlei Gestalt das neue Idol sich incarniren wird, das weiß noch kein Sterblicher. Allermittelst herrscht der sogenannte gute Geschmack, der mystische Geheimerath der Mode, welcher die besten Rathschläge gibt, die am seltensten befolgt werden, ein alter Ueberall und Nirgends, der Alles drunter und drüber gehen läßt. Hier sieht man eine Dame mit vorwurfsfreier oberer Extremität, mit gut abfallender Schulter, rundem, richtig angesetztem Arm; sie trägt geradezu den radikalen geraden, knappen, bis an's Handgelenk einfältig verlaufenden Ermel, zum scandalösen Beweis, daß das, was noch vor Jahresfrist ein Scandal war, jetzt keiner mehr ist, nämlich das Bestreben, körperliche Vorzüge geltend zu machen. Eine andere hängt fest an den romantischen, Uebelstände deckenden und alte Ansprüche vertheidigenden Ermeln à la badelière oder à la jardinière, welche in den weiten Reactionsermel à la duchesse übergehen, und Niemand ist bis jetzt berechtigt, sie aus ihren Verschanzungen zu treiben. Die dritte hält sich an die Form à la Françoise de Foix: eine Reihe ungleicher Bouillons über einander, mit Krausen dazwischen; sie trägt auf beiden Achseln Wasser und glaubt vor dem neuen Souverän jedenfalls bald gerechtfertigt zu erscheinen. Hiemit sind nicht einmal die Hauptgruppen der unendlich mannichfaltigen Formen bezeichnet: da ist der der ganzen Länge nach offene, halbweite, an drei Stellen mit Knöpfen zusammengehaltene Ermel, der den knappanliegenden Unterermel durchblicken läßt; da ist der quinquecentistische, an Schulter und Oberarm knappe, dann sich rasch erweiternde und bis zur Hand glockenförmig niederfallende Ermel; da sind die mittelalterlichen manches à la Clotilde, kopirt nach den langen, geraden Figuren der Blanchen und Evadelinen, welche in den Kreuzgängen der Klöster mit gefalteten Händen auf ihren Grabsteinen liegen; ferner die platten Ermel mit dreifacher breiter Krause über dem Ellbogen, die halbweiten mit doppeltem Ueberhang auf der Schulter, die oben mit knappen Bouillons eingeschnürten, unten weiten u. s. f. u. s. f. Kurz, wenn man an die schöne, gleichförmige Organisation der vorigen Periode unter der Herrschaft des großen Ermels denkt, glaubt man sich aus einem gut uniformirten Heere in einen buntscheckigen Lanzknechthaufen versetzt. Aber wie gesagt, es wäre ohne Beispiel in der Geschichte, wenn die neue Ordonnanz noch lange auf sich warten ließe. Und wenn sie erscheint, wohl dann denen, welche sich ihr fügen können, ohne körperliche Vorzüge unter den Scheffel, oder Mängel aufstellen zu müssen! wohl auch den nur Eiteln und Gedankenlosen, welche sich in das Aergste fügen und nur wissen wollen, woran sie sind!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

v. Witzleben. Franz Horn.

In dem Kriegsminister General v. Witzleben verliert unsere Armee abermals einen thätigen Zeugen aus dem großen Befreiungskriege. Die Zahl derer, die in den höhern Kreisen damals mitgewirkt und erkannt haben, daß nicht Taktik und Subordination allein, sondern ein Nationalwille und eine Begeisterung für Freiheit nöthig war, um das möglich zu machen, was 1813 geschehen ist, wird immer kleiner. Dürfen wir uns auch der Hoffnung überlassen, daß diejenigen niemals dauernd an's Ruder kommen werden, welche, Principien aus vermoderten Grüften mit neuer Logik überfirnissend, das leugnen, so ist es in diesem Augenblick doch von großer Wichtigkeit, wenn noch alte, ehrenwerthe Augenzeugen, die selbst noch den Fluch des alten Regimes gefühlt und selbst zum jüngern Geschlechte gehörten, als es die Fesseln zerbrach, unserer heutigen jungen Generation ernst in's Auge blicken, und sie dann und wann erinnern mögen an eine Wirklichkeit, die man gern von beiden Seiten jetzt wegleugnete. Als Mensch, Militär und Minister hinterläßt Herr v. Witzleben den Ruf der strengsten Rechtlichkeit und eines Pflichteifers, der sich nicht allein nach unten, sondern auch nach oben durch keine Rücksichten zurückschrecken ließ. In diesem Maße, Wahrheiten auszusprechen, auch wo man sie nicht gern hört, gehörte er einer ministeriellen Heroenzeit an, die mehrere Generation durch in Preußen blühte. Daß nach großen Anstrengungen Erschöpfung eintritt, und ein Heroenalter nicht ewig dauert, liegt in den Naturgesetzen.

Von anderm Stoffe, aber auch aus einer abgelaufenen Zeit, ist ein anderer Todter, den der Tod als Wohlthäter für ihn anforderte. Dr. Franz Horn starb nach einem schmerzvollen Krankenlager. Eigentlich war sein ganzes Leben ein solches. Die, welche vor einer Reihe von Jahren den Dichter mit sehr bittern Invectiven verfolgten, und ihn systematisch als Dichter todt zu schlagen suchten, haben wohl nicht bedacht, daß sie es mit einem durchaus kranken Manne zu thun hatten, für den fast jede Nacht ein schlafloses Schmerzenslager war, der, nervös gelähmt, kaum selbst schreiben und, wo sein Geist zum Produciren sich frei machte, nur seiner Gattin in die Feder diktiren konnte. Er gehörte zur ehedem nicht geringen Zahl der deutschen Dichter, welche, aus dem Leben allmählich ganz abscheidend, sich in einer Welt von Stimmungen begraben. Wenn diese Stimmungen mit denen um sie der nicht stimmen, ist die gegenseitige Trennung bald ausgesprochen. Einzelne seiner novellistischen Dichtungen verdienten wohl in der Erinnerung zu bleiben, z. B. sein Roman: „die Dichter.“ Die Dichter von damals sind zwar nicht die heutigen; doch ist viel Wahrheit in diesem psychologischen Sittenbilde. Es ist kein unwichtiger Zug in Horns Leben, daß er, der in streng sittlicher Gesinnung dichtete, urtheilte und lebte, doch fern von der ascetischen Strenge der modernen Frommen, der Heiterkeit und dem Vergnügen keineswegs abgestorben war. In seiner abgeschlossenen Gefühlswelt construirte er sich freilich die Erscheinungen anders, als sie uns erscheinen, und bemerkte da Brücken und Verbindungen, wo wir nur Risse sehen. Der bewundernde Kreis von Freundinnen, der ihn umgab, verhüllte ihm die Mißlänge, wo sie doch aus der disharmonischen Außenwelt bisweilen herüberdrangen in seine Welt voll Liebe und Erbauung. (Die Korrespondenz folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 29. Auguſt 1837.

— Plures soles simul cernuntur, nec supra ipsum, nec infra, sed ex obliquo. Trinos soles antiqui saepius videre.

Plinius.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Wird man künftig dieſe Duwe'ſchen Oculare mit den Littrow-Plößl'ſchen dialytiſchen Objectiven verbinden, ſo gelingt es, um bei der eben erwähnten Mondoberfläche ſtehen zu bleiben, durch dieſe Verbindung auch wohl noch, die wahre Natur der räthſelhaften Rillen und ſymmetriſchen Reihen von Grübchen auf jenem Geſtirn aufzuklären, über welche wir in unſern frühern Vorträgen ſo ausführlich geſprochen haben. Die a priori freilich längſt bejahend beantwortete Frage über die Bewohntheit des Mondes durch intelligente Weſen dürfte dann auch a posteriori entſchieden werden; und die Aſtronomie hätte einen Triumph errungen, gegen welchen ihre früheren Entdeckungen in der Topographie des Himmels kaum in Anſchlag kämen. Denn, wie wichtig alle übrigen Belehrungen über die phyſiſche Beſchaffenheit der andern Weltkörper unſeres Syſtems erſcheinen mögen, ſo erhält ihre Betrachtung den wahren, den höchſten Reiz doch nur erſt durch die ſinnliche Gewißheit ihrer gleichzeitigen Bewohntheit von genießenden und denkenden Weſen; und es knüpfen ſich an dieſe ſinnliche Beſtätigung einer an und für ſich allerdings unabweisbaren Annahme Beziehungen von einem ſolchen Intereſſe, daß nichts die Vergleichung damit auszuhalten im Stande iſt.

In das Gebiet der aſtronomiſch-phyſikaliſchen Phänomene, über welche wir unſere Leſer zu unterhalten haben, gehört auch die Erſcheinung zweier prächtigen Nebenſonnen, die am 11ten Juni d. J. Abends zwiſchen ſechs und ſieben Uhr zu Breslau beobachtet worden ſind und über welche uns ein Bericht des dortigen verdienſtvollen Aſtronomen v. Boguslawsky vorliegt. Dieſe Nebenſonnen erſchienen zu beiden Seiten der wirklichen Sonne in gleicher Höhe mit dieſer, bald beide zugleich, bald die eine oder die andere allein; ganz beſonders hell und wirklich blendend war zu Zeiten die weſtliche. Im Anfange zeigte ſich bloß die öſtliche; die Mitte ihres nur ſchwachen Schimmers fand ſich etwas über 22 Grad vom Mittelpunkte der wahren Sonne abſtehend. Nach ſechs Uhr aber erſchien, anſcheinend im nämlichen Abſtande, auch die zweite, weſtliche Nebenſonne, und bald wurde dieſe mit der erſteren durch einen Halbkreis von Strahlen verbunden, welche von der Sonne auszugehen ſchienen und ſtreifige Wolken zum Hintergrunde hatten. Um ſechs Uhr 10 Minuten ward dieſe weſtliche Sonne von einer kleinen, dunkeln Wolke verdeckt, aus welcher ſie aber bald in ſo glühender Farbenpracht und ſo blendendem Glanze wieder hervortrat, daß man ſelbſt ihr in der Oder abgeſpiegeltes Bild kaum mit bloßen Augen betrachten konnte. Dann

verblich sie allmählig und verschwand endlich bald nach der östlichen gänzlich.

Dieser schönen Erscheinung der Nebensonnen erwähnen fast alle bedeutenden Naturforscher älterer und neuerer Zeit. Aristoteles spricht davon im dritten Buche der Meteorologica; Plinius (H. N. II. 31.) führt alle im römischen Reiche beobachteten Nebensonnen, mit Benennung der Consuln an, unter denen sie gesehen worden. In der neuern Zeit finde ich besonders zweier, überaus prächtiger Nebensonnen erwähnt, welche der Jesuit Scheiner, der bekannte Entdecker der Sonnenflecke, am 20sten März 1629 zu Rom beobachtete und welche Descartes im zehnten Buche seiner Meteorologie unter dem Namen des „römischen Phänomens“ * beschreibt. Hevel, der Danziger Astronom, spricht in seinen Werken gar von sieben Nebensonnen, welche am 20sten Februar 1661 zu Danzig auf einmal erschienen sind. Im höheren Norden aber sind die Nebensonnen eine fast tägliche Erscheinung; in Sibirien besonders werden sie, nach den einstimmigen Zeugnissen aller Reisenden, überaus häufig beobachtet, und an der Hudsonsbay sollen sie oft mit der wirklichen Sonne aufgehen und dieselbe den ganzen Tag begleiten.

Dieser Umstand, daß die Nebensonnen besonders oft in höheren Breiten vorkommen und sich auch bei uns meistens nur in der kälteren Jahreszeit zeigen, begünstigt die zuerst von Huygens, dem englischen Zeitgenossen Newtons, gegebene und noch jezt allgemein giltige Theorie dieses Phänomens, der zu Folge dasselbe von kleinen, in der Luft hängenden Eisnadeln herrührt, welche eine solche Brechung und Reflexion der Sonnenstrahlen verursachen. Der wichtige Einwurf, daß wir, wie im vorliegenden Falle, auch im Sommer öfters Nebensonnen beobachten, wird in dieser Theorie dahin beantwortet, daß in den ungemein hohen Regionen, wo sich die Nebensonnen bilden, zu allen Jahreszeiten und in allen Climaten dergleichen Eisnadeln vorkommen können, und daß dieselben verdunstet seyn werden, ehe sie die tieferen Schichten der Atmosphäre erreichen. Wirklich sind aber auch, bei niedrigerer Temperatur, nach Verschwinden von Nebensonnen, zuweilen solche aus der Luft herabfallende Eisnadeln beobachtet worden; und wie gekünstelt also die Huygenssche Erklärung erscheint, so sprechen doch die unmittelbarsten Erfahrungen selbst für dieselbe. Denjenigen der Leser endlich, denen um eine gründliche mathematische Erklärung des Vorgangs, welche ich hier nicht geben kann, zu thun seyn sollte, weiß ich keine bessere Auseinandersetzung, als den Artikel „Hof“ in der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Lexikon zu bezeichnen, den der verewigte Brandes verfaßt hat und welcher nichts zu wünschen übrig lassen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ich erinnere mich, vom „römischen Phänomen“ als einer bekannten Sache und ohne weitere Erklärung zuweilen in italienischen Schriftstellern gelesen zu haben. Die Leser haben nun hier diese Erklärung.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Ich glaube schwerlich, daß der Anblick von Maisons-Laffitte unserm Pariser diese Erinnerungen erweckt; erstlich beschäftigt ihn seine Bagage zu sehr, und dann, was gehen ihn Maisons und Laffitte an? Maisons ist ein großer Park, wo man sich ein Stück Land kaufen, ein Haus bauen und als Anachoret leben kann, und Laffitte ist ein Bankier, welcher der Rue d'Artois seinen Namen gegeben hat; das sind lauter alte, bekannte Geschichten. Aber der Pariser bemerkt eben so wenig den grandiosen Herrensitz von Herblay und die alten Klosterruinen von Conflans-Sainte-Honorine, dessen Prior, einem uralten Privilegium zu Folge, einen Tag vor und einen Tag nach Himmelfahrt König der Provinz war, und dem binnen dieser 48 Stunden jeder Einwohner des Orts eine Pinte Wein bringen mußte. Als wir da vorüber fuhren, wußte der Pariser gerade nicht, was er mit seinem Mantel anfangen solle. Wenn die Schiffsmannschaft den Schloot umlegt, um unter der Brücke von Poissy durchzufahren, ißt er gerade ein Beefsteak; der Undankbare hätte wohl einen flüchtigen Blick auf Poissy werfen können, welches seine Hauptstadt mit Hämmeln versieht. Die Gründung dieser kleinen Stadt von 2000 Seelen datirt sich aus einem sehr hohen Alterthum. Schon im neunten Jahrhundert muß es ein ansehnlicher Ort gewesen seyn, weil Karl der Kahle daselbst im Jahr 868 eine Reichsversammlung hielt. König Robert, Sohn Hugo Capets, der im Jahr 997 auf den Thron stieg, hatte einen Landsitz zu Poissy, und Constance, seine Gemahlin, deren böser Charakter ihm so viel Kummer verursachte, wohnte eben daselbst in einem andern Landhause. Im Schlosse von Poissy wurde der heilige Ludwig geboren, welcher in vertrauten Briefen an seine Freunde „Ludwig von Poissy“ zu unterzeichnen pflegte, wofür er folgenden naiven Grund angab: „Ich mache es wie die römischen Kaiser, welche sich nach den Orten, wo sie Siege errungen hatten, benennen ließen; zu Poissy aber habe ich den gefährlichsten Widersacher überwunden, weil ich dort durch die Taufe der Gewalt des Bösen entronnen bin.“ — Ludwig IX. hat auch die lange steinerne Brücke bei Poissy bauen lassen, welche noch heutzutage existirt. Die Stadt selbst gewährt einen traurigen Anblick; sie ist schlecht

gepflastert, unregelmäßig gebaut und sehr unreinlich, welches leztere übrigens nicht zu verwundern ist, weil daselbst dreimal in der Woche Viehmarkt gehalten wird. Merkwürdig zu Poissy ist ein großer, im Jahr 1790 gepflanzter Freiheitsbaum, welcher jezt das Gefängniß beschattet; ein trauriger Umstand, welcher an die Pariser Bastille und an Genua erinnert. Am erstgenannten Orte gab es bekanntlich einen sogenannten Thurm der Freiheit, und über dem Eingang des genuesischen Staatsgefängnisses liest man: libertas!

Rasch gleitet das Dampfschiff vorüber an Vilaines, Medan, Vernouillet, Verneuil, dessen auf einer waldumkränzten Anhöhe sich erhebendes Schloß der Madame Morfontaine, der Tochter des ermordeten Lepelletier von Saint-Fargeau gehört. Nach einer starken Krümmung des Flusses sehen wir Triel, den ehemaligen Landsiz der Prinzessin von Conti, Vaux, berühmt durch seine frühreifen Zwergerbsen, und das romantisch liegende Städtchen Meulan, ein lachendes Amphitheater am rechten Ufer der Seine, über welche hier eine prächtige Brücke führt. Es ist ein Städtchen von etwa 2000 Einwohnern, welche starken Leder- und Tuchhandel treiben, auch viel Mehl und Gyps bereiten. Meulan gegenüber liegt eine kleine Insel, Ile-Belle genannt, auf welcher der Abbé Bignon, der Bibliothekar Ludwigs XV., Mahomets Paradies auf Erden angelegt hatte; es war nicht sehr kanonisch, aber allerliebst. Ludwig XV., berichtet die Geschichte, verschmähte keineswegs, die Houris dieser Insel zu besuchen; eines Tags wollte er sogar das Paradies umtaufen und die Insel Ile aux Belles nennen. — Es dauert nicht lange, so gelangt man nach Mantes, dessen zwei Stiftskirchthürme man in einer Entfernung von neun Meilen wie zwei schwarze Stifte am Horizont erblickt. Es ist eine kleine Stadt mit einer Bevölkerung von etwa 4200 Seelen und mit dem Beinamen „die Hübsche.“ Eine schöne Brücke, das Meisterstück Perronnets, welcher auch die Brücke von Neuilly und den Pont de la Concorde in Paris erbaut hat, vereinigt Mantes mit dem auf dem rechten Seineufer befindlichen Flecken Limay, dessen in einen Felsen ausgehauene Einsiedelei Saint-Sauveur jedes Jahr am 6ten August zahlreiche Wallfahrer und eine große Volksmenge herbeilockt. Die Straßen von Mantes sind äußerst sauber und reinlich, luftig und mit niedlichen Brunnen geziert. Der Ursprung der Stadt ist sehr alt; einige französische Geschichtschreiber behaupten, sie sey von den Druiden gegründet worden. Sie war ehemals befestigt, und noch gegenwärtig bemerkt man in ihren Ringmauern alte Thürme und Bastionen, welche der Alles zerstörenden Zeit Trotz geboten haben. Hieher machte der Enkel des Pelzhändlers von Falaise seinen Kirchgang mit 10,000 Lanzen, welche in Wachskerzen versteckt waren, die er dem König von Frankreich versprochen hatte. Wilhelm der Eroberer verbrannte Mantes im Jahr 1087. Kein Mensch ist auf eine jämmerlichere Weise umgekommen, als dieser Stifter einer fünfhundert Jahre über England herrschenden Dynastie und Bastard einer normännischen Bäuerin, in welche sich Robert der Teufel verliebte, als sie ihren Rock im Bache wusch. Aus Barmherzigkeit von Mantes nach Rouen geschafft, hatte er nur zwei Priester und einen seiner Diener zur Pflege bei sich; ein Magenabscess verursachte ihm die heftigsten Schmerzen. Er war noch nicht todt, als sein Diener ihn bereits im Stich gelassen hatte, um den zurückgebliebenen Jagdhund nachzuholen. Als der Diener mit dem Hunde seines Herrn ankam, hatte der König bereits seinen Geist aufgegeben, und von seinen beiden Aerzten, d. h. von den zwei ihn begleitenden Priestern war bloß noch Gonthard, Abt von Jumièges, bei ihm geblieben; der andere, Guilbert, Bischof von Lisieux, hatte sich davongemacht. — „Warum hast du den König, deinen Herrn allein gelassen?“ fragte Gonthard den Diener. „War er denn noch nicht gestorben?“ erwiderte der Leibeigene. — „Nein, Undankbarer; statt nach dem vergessenen Hunde zu laufen, hättest du bei mir bleiben und Hülfe leisten sollen.“ — „Er roch so übel, daß ich ihn nicht mehr für lebendig hielt, und ein lebender Hund ist am Ende immer noch mehr werth als ein todter König.“ Das alte Schloß von Mantes, worin Philipp August gestorben und Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. zu verschiedenen Zeiten gewohnt haben, ist im Jahr 1721 auf Befehl seines lezten Eigenthümers, des Herzogs von Orleans, niedergerissen und zerstört worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Das legitimistische Journal la Mode vergleicht die hier besprochene Krisis mit dem Geschick der Julirevolution, zur Bestätigung des Satzes, daß auch im Reich der Moden die Revolutionen denen, welche sie machen, selten zu gut kommen, und diesen Gedanken auffassend, glauben wir den allgemeinen Ermeltypus der bevorstehenden Periode ziemlich sicher voraussagen zu können. Der gute alte, fromme, gegen Jedermann gütige weite Ermel ist nach langer, friedlicher Regierung vom engen Ermel des Throns beraubt worden, freilich nicht im Juli, sondern, nach dem oben angegebenen Naturgesez, im Herzen des Winters, aber auch, wie man die Hand umdreht. Die engen Ermel, denen der längst vorbereitete Streich gelungen war, hatten indessen noch gar nicht Zeit gehabt, sich zu besinnen, wie sie des Siegs froh werden wollten, da kamen auf einmal, man weiß nicht recht woher, halbweite Ermel, wie die Retter Frankreichs, nachdem der Kampf vorüber war. Diese sagten erst leise, dann immer lauter, den weiten Ermeln sey schon Recht geschehen.

aber mit den engen ſey es auch nichts, mit ihnen compromittire man ſich, mit ihnen genire man andere reſpektable Perſonen noch mehr als ſich; ein Mittelding dagegen, wie ſie, müſſe Jedermann gerecht werden. Nach dieſer Analogie wäre die Reſtauration des Ballonermels à l'imbécille in ſehr weitem Felde; auch der enge, antike, demagogiſche Ermel à la Lafayette könnte ſich nicht halten, und die meiſte Ausſicht, der Regent der nächſten Zukunft zu werden, hätte ein Ermel à la Louis Philippe, der weiter iſt, als er ausſieht.

In England hat der Tod Wilhelms IV. die ganze vornehme Welt in Boy und Flor gehüllt.

Hung be the heavens with black, yield day to night!

Die Damen ließen ſich wohl gerne den bunten Schmetterlingsſtaub von den Flügeln ſtreifen; ſie wiſſen, daß auch die Maske des Trauermantels auf eine Weile ihre Verdienſte und Vortheile hat. Die hohen Geſtalten mit den edlen, blühenden Geſichtern und den ſtolzen Augen nehmen ſich in der ernſten Faſſung von ſchwarzem Gewand, von Gagat und Diamanten gar zu gut aus. Nach der engliſchen Sitte wird bekanntlich jedesmal der Anzug der dem ſogenannten Drawing-room der Königin anwohnenden Damen in der Hofzeitung, dem Courtcircular, umſtändlich beſchrieben. Der Hofceſtümbeſchreiber weiß ſonſt ſeinem Gemälde durch die Schilderung des mannichfachen Farbenſpiels der Gewänder den größten Effekt zu geben; aber bei dem erſten Drawing-room, das Königin Victoria im lezten Monat gab, fiel es, den Umſtänden gemäß, auf's Trübſeligſte langweilig aus. Die einzigen, auf dem kohlſchwarzen Grunde aufgeſezten Lichter waren der melancholiſche Schimmer des Gagats und das geiſterhafte Licht des Diamanten, und die Hauptunterſchiede zwiſchen den Figuren beſtanden darin, daß bei der einen das Unterkleid von Atlas, bei der andern von gros de Naples war, daß die eine die Toque von Krepp, die andere ſchwarze Federn auf dem Kopfe trug. Wir heben aus der unabſehbaren Reihe einige Anzüge aus, um einen Begriff von dieſer offiziellen Muſterung zu geben. — Ihre Majeſtät. — Schwarzes Kreppkleid, reich mit Gagat geſtickt, über ſchwarzer Seide; Schleppe von ſchwarzem Krepp über ſchwarzer Seide, geſchmackvoll mit Gagatblumen geſtickt. Kopfputz: Federn, Gagatſchmuck und Kreppſchleier. J. Maj. trug die Inſignien des Hoſenbands, Band und Diamantſtern. — Verwittwete Herzogin von Richmond. — Hofkleid von ſchwarzem Krepp, glänzend mit Gagat geſtickt, über einem reichen ſchwarzen atlaßnen Unterkleid; Schleppe von reichem ſchwarzem pou de soie, mit ſchwarzem Krepp überzogen und geſchmackvoll mit einem Rouleau aufgeputzt. Kopfputz: eine elegante Toque von ſchwarzem Krepp mit Gagat, langer Kreppſchleier. — Marchſin von Aleſbury. — Schwarzes Kreppkleid, zu beiden Seiten elegant mit Krepp und Gagat verziert, über einem reichen Unterkleid von gros de Naples; der Leib des Kleides à la Christine, die Ermel ſehr hübſch mit Gagat und Krepproſetten verziert; Schleppe von reichem ſchwarzem pou de soie, mit Krepp überzogen und elegant mit Gagat verziert. Kopfputz: ſchwarze Federn und Diamanten, Kreppſchleier. — Dieſes Lied wird bei einem Halbhundert Damen abgeſungen, und hat ohne Zweifel eben ſo viele Glückliche gemacht. — Die Eitelkeit im Trauerkleide weiß nicht, wie trefflich das einzige Geſchmeide, das eine Hoftrauer zuläßt, zu dieſem Dienſte paßt, wie laut es die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge prediat. Gagat iſt Kohle, Diamant iſt Kohle: jener iſt der Reſt einer untergegangenen Schöpfung, und der zauberiſche Lichtträger der Tiefe geht in Rauch auf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortſezung.)

Fanatismus. Chemiſche Feuerzeuge. Concerte.

Von einem Studenten der Theologie, welcher ſeine Wirthin und deren Tochter erſtochen, werden Ihren Leſern die Zeitungen ſchon gemeldet haben. Ihr Korreſpondent kann Ihnen zur Zeit nicht viel mehr mittheilen, als daß es mit dem Stiche, nicht aber mit dem Erſtechen ſeine Richtigkeit hat. Auch beſtätigt es ſich leider, daß eine Raſerei des Fanatismus ihn angetrieben hat. Er wollte ſie bekehren. Die gute Berliner Bürgerin wußte aber nicht, wie ſie dazu kam, und begriff nicht, was für ein Recht er dazu habe. Er ſezte ihr nun einen lezten Termin, von ihrer Gottloſigkeit abzulaſſen, und erklärte ihr darauf mit dem Meſſer in der Hand, dieſer ſey verſtrichen, und er ihr Richter und Retter. Ueber die Sache, wie über mehrere, die in daſſelbe Fach ſchlagen, herrſcht übrigens noch ein converſationelles Dunkel; ſo z. B. auch über einige hier geweſene Baptiſtenprediger aus dem Orient, die wirklich im Rummelsburger See bei Stralau einige namhafte Männer aus der Stadt zum zweiten Male getauft haben ſollen. Denn nach ihren Anſichten iſt nicht allein nur die Wiedertaufe in erwachſenen Jahren, ſondern nur eine, die in einem wirklichen Fluſſe oder Fußſee vorgenommen wird, von echter Wirkſamkeit. Wer den Rummelsburger See kennt, trefflich zu Waſſerpartien und zum Baden, und eine Berliner Studentenwohnung und Studentenwirthin, dem werden beide Begebenheiten ſo wunderbar vorkommen, daß das Wunder an das unglaublich Lächerliche ſtreift. — Ein mit Gütern beladener Frachtwagen, beſonders Spielzeug, fährt von hier aus nach den preußiſchen Städten. Auf einem Berge vor Tasdorf, einer nächſten Station von hier, ſtehen die Gäule plözlich ſtill, denn es regt und bewegt ſich hinter ihnen in der todten Maſſe, die ſie ziehen, und als die Kärner ſich umkehren, kniſtert und praſſelt es ihnen ſchon entgegen, ein prachtvolles Feuerwerk. Kaum gelingt es ihnen, die Pferde loszumachen, als der große Feuerregen ſich ſchon bergab zurückwälzt. Alle Verſuche zu retten ſind umſonſt, Wagen und Ladung verzehrt ſich in ihrem eigenen Feuer. Es ſoll ein Werth von 60,000 Thalern verbrannt ſeyn. Nicht ganz ſo dunkel als bei den vorhin genannten Fällen iſt, was dieſe innere Gluth angeſchürt hat. Es ſind nämlich chemiſche Feuerzeuge, und namentlich ſolche, die ſich durch Reiben entzünden, darunter verpackt geweſen. Deren Verſendung iſt, wenigſtens mit der Poſt, verboten. Dennoch ſchwebt noch ein Dunkel über der Sache, denn der Verſender will, wenn er auch die Thatſache der Verſendung zugibt, doch in Abrede ſtellen, daß ſeine Reibeſchwämme ohne äußern Anlaß in ſolche zerſtörende Wuth gegen die Galanteriewaaren gerathen können.

An muſikaliſchen Feſten zu milden Zwecken iſt ein wahrer Regen in dieſen lezten Tagen geweſen, und ein ſilberner auf Verbrannte und Ueberſchwemmte geregnet. Ein großes geiſtliches Concert, vom Grafen Brühl in der Garniſonskirche veranſtaltet, hat für die Ueberſchwemmten in der Kaufebner Niederung noch nachträglich nicht unbedeutende Hülfe geſpendet. Doch iſt die Noth dort noch immer groß. Einen noch größern und unerwartet bedeutenden Ertrag haben die Muſici. Gebrüder Reichardt durch ein Concert zum Beſten ihrer Landsleute in dem abgebrannten Schleiz erzielt. Die Beſucher ſpendeten mit vollen Händen, weit über den Preis, und doch waren die weiten Räume des ſchönſten öffentlichen Gartens um Berlin ſo überfüllt, daß buchſtäblich an manchen Stellen kein Apfel zur Erde konnte, und ſelbſt die ſchönen Beſucherinnen ſtehend zuhören mußten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. Auguſt 1837.

Parisien, que ta lumière
Languit sous des brouillards épais!
Et sur les plus simples objets
Quelle stupidité plenière.

Gresset.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Wenn man Mantes hinter ſich hat, bemerkt man auf dem Dampfſchiff ſchon lange Geſichter und Anſtalten zum Gähnen. Die Langeweile beginnt ſich am Bord einzuſtellen. Dieſe Untugend iſt in der That eine Erbſünde, eine Peſtbeule der Dampfſchiffe. Ein franzöſiſcher Touriſt ſagt mit Recht: „Das Dampfſchiff verräth ſeinen engliſchen Urſprung; es iſt mürriſch, ſteif, ſchweigſam und hat den Spleen. Nirgends eine Spur von Einheit und Einigkeit; die ganze Reiſegeſellſchaft hat ſich in lauter kleine Coterien geſpalten; nirgends ein Zuſammenhalten, eine redſelige Laune; Jeder knöpft ſeine Ideen bis an's Kinn zu.“ Es läßt ſich nicht leugnen, das ſteife, ungelenke, ungeſellige Benehmen Altenglands hat ſich über Gebühr auf den Dampfſchiffen des Continents eingeſchlichen. Der Pariſer ennuyirt ſich aus dieſem und noch andern Gründen am ärgſten. Man bedenke, jezt ſieht er beinahe vier Stunden lang Waſſer, die Seine, die Seine, und immer und ewig die Seine! Was liegt ihm an dem wechſelnden, göttlichen Schauſpiel, welches ſich zu beiden Ufern vor ſeinen Blicken aufrollt? Der Pariſer hatte ſich auf etwas viel Schöneres, Reizenderes geſpizt; auf einem Sonntagsausflug nach Saint-Cloud und Nanterre hat er ohngefähr daſſelbe geſehen. Gütiger Gott, was ſoll er bis zum Mittageſſen anfangen? womit ſoll er ſich die Zeit bis nach Rouen vertreiben? — „Um welche Zeit ſind wir in Rouen, Conducteur — ich wollte ſagen Kapitän? Hält das Dampfſchiff nicht einmal unterwegs an? Könnte man nicht irgendwo an's Land ſteigen?“ — „Allerdings; aber wir müſſen erſt an der Schleuſe von Pont de l'Arche ſeyn.“ — „Ach, richtig, Pont de l'Arche, ich erinnere mich; Pont de l'Arche iſt mir bekannt: das iſt eine Stadt mit einer Brücke von einem einzigen Bogen, der ſich majeſtätiſch über die Seine hinüber wölbt.“ — „Eine Brücke mit einem einzigen Bogen über die Seine? ſie hat ihrer wohl zwanzig.“ — „Vraiment? Tiens! tiens! Wann laufen wir denn in die Schleuſe ein?“ — „Heute Abend gegen ſechs Uhr, bald ſieben Uhr.“ — „Nicht früher?“ — „Es kann auch wohl ſieben Uhr werden.“ — „Merci!“

Da der Pariſer ſieht, daß der Kapitän ihn ſtehen läßt, kauft er dem Cook am Bord eine Cigarre ab und zündet ſie an, indem er tief ſeufzt. Dann betrachtet er lange unverwandten Blicks einen Mann, der auf dem Hintertheile des Dampfſchiffes ſteht und die Hände auf ein kupfernes Rad gelegt hat, welches er bald links, bald rechts dreht. Sicher peinigt es unſern Pariſer ſehr, zu erfahren, was der Mann macht; er brauchte ſich nur bei ihm darnach zu erkundigen, aber dafür wird er ſich

ſchönſtens bedanken; wie ſtände es da mit ſeiner Würde? Während er in Nachdenken verſunken den Piloten betrachtet, kommt ein Matroſe und bedeutet ihn, auf dem Hinterverdeck dürfe man der Damen wegen nicht rauchen. Ganz verdrießlich begibt er ſich nun in die Nähe der Maſchine und ſieht maſchinenmäßig dem Herauf- und Heruntergehen der Kolben zu. Wenn zufällig einige gutmüthige Perſonen in ſeine Nähe kämen und einander den kunſtreichen Mechanismus erklärten, den er ſpielen ſieht, ohne das Mindeſte davon zu begreifen, ſo würde er begierig zuhören; denn am Ende hat der Pariſer ſo wenig Abſcheu vor Belehrung, als ein anderer; aber aus eigenem Antriebe einen Fremden zu bitten, ihm die Einrichtung einer Dampfmaſchine aus einander zu ſetzen, dazu kann er ſich nicht verſtehen; er würde bis über die Ohren roth werden.

Doch es iſt Zeit einzulenken. Zwei Stunden unterhalb Mantes ſieht man Roſny und ſein weitläufiges, von Backſteinen erbautes, mit breiten, tiefen Gräben umgürtetes, mitten in einen von der Seine beſpülten Park geſetztes Schloß, welches noch ganz neu war, als Anna, die Tochter Hugos, Grafen von Meulan, es im Jahr 1529 dem Jean von Bethune als Mitgift zubrachte. Dreißig Jahre nachher verkündeten die Glocken und Kanonen des Schloſſes den Bauern des Dorfes, daß dem Herrn von Bethune ein Erbe geboren ſey. Als der Knabe herangewachſen war, fand er in der Welt einen König, welcher ihn zu ſeinem Diener, zu ſeinem Freund, zu ſeinem Gefährten in Glück und Unglück, zu ſeinem Schatzmeiſter, zum Großmeiſter des Arſenals, zum Gouverneur der Baſtille, kurz zu Allem machte, was er wollte. Heinrich IV. und Sully ſind in der Geſchichte zwei ebenſo unzertrennliche Namen, als Caſtor und Pollux, Oreſt und Pylades; jedoch iſt der Ruf des unbeſcholtenen Finanzminiſters weniger begründet, als der ſeines großen königlichen Gönners. Wir leſen in Tallement de Reour, daß Sully kleine Summen des Staatsſchatzes auf kurze Zeit und gegen große Zinſen auslieh, womit er ſich etliche und zwanzig Schlöſſer kaufte, die man noch heutzutage nebſt allen ihren Dependenzien im Schauſpielſaal des Herrenſitzes von Villebon in Fresko abgemalt ſehen kann. Aber weſſen Eigenthum iſt gegenwärtig die ſchöne Domäne von Villebon, welche von der Marquiſe von Aubeſpine, der Enkelin Sullys, mit ſo gewiſſenhafter Sorgfalt bis zu ihrem Tode bewahrt wurde? Wer ſpreizt ſich jezt in dem weiten gothiſchen Saal, wo die alte Marquiſe beſtändig auf einem hohen Armſtuhl unter einem reichen Baldachin thronte, umgeben von ihren fünfzig Bedienten in goldſtrotzender Livree, welche alle Tage für ſie und ihren Pfarrer eine Tafel mit zwanzig Couverts deckten, deren Deſſert die Dorfarmen aufaßen? Wer beſizt jezt das Schlafzimmer Heinrichs IV., das Bett des Bearners, ſeine Lehnſtühle, ſeine venetianiſchen Spiegel, ſeine ſchildpattenen, mit Gold eingelegten Möbeln und ſeine prächtige Rüſtung, welche er in der Schlacht von Ivry trug? Ein Kind von ſechzehn Jahren, der Enkel eines reichen Amſterdamer Kaufmanns. Und die Sullys, welche nach dem Tode des ſparſamen Miniſters zwei-und-zwanzig Rittergüter erbten, wo ſind ſie hingekommen? In's Hoſpital von Nogent-le-Rotrou, wo die ehemals der Leibeigenſchaft ihres Urahns unterworfene Gemeinde ſie aus Barmherzigkeit ernährt. Welch ein Umſchwung der Dinge!

(Der Beſchluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Für die Aufklärung der Kometographie iſt in dieſen Tagen ein wichtiger Schritt geſchehen, wobei ſich zugleich der nothwendige Zuſammenhang der Wiſſenſchaften, namentlich der Aſtronomie und Philologie, zu ihrer gegenſeitigen Unterſtützung, wieder recht deutlich ergeben hat. Da der Gegenſtand in öffentlichen Blättern vielfach beſprochen worden iſt, ſo ſind wir unſern Leſern um ſo mehr eine Aufklärung darüber ſchuldig. Der Komet nämlich, welcher im Jahr 710 nach Erbauung Roms, 44 vor Chriſti Geburt, kurz nach Cäſars Ermordung zu Rom erſchien, ſieben Tage lang äußerſt glänzend gegen Norden geſehen wurde und den Leſern als „Julium sidus“ aus der Alten bekannt iſt, * ſezte bisher die Aſtronomie in Verlegenheit. Denn die Spiele, während welcher ſich der Komet ſehen ließ, und die Cäſar Octavianus, zu Ehren ſeines Oheims, am Feſte der Venus Genitrix feierte, fanden nach den alten Kalendern zu Ausgange des Monats September Statt. Die einzigen eigentlich aſtronomiſchen Berichte, die man aus jener Zeit beſizt, nämlich die der Chineſen, ſetzen dagegen die Kometenerſcheinung des gedachten Jahres 44 vor Chriſtus in die Monate Mai und Juni. Man mußte alſo, zur Erklärung dieſes Widerſpruchs in jenem Jahre die Erſcheinung

* Man hat ihn fälſchlich für einen und denſelben mit dem bekannten Halley'ſchen gehalten, der den Leſern von ſeiner lezten Erſcheinung im Jahre 1835 her erinnerlich iſt, und der, wie ſie ſich ebenfalls erinnern, eine Umlaufszeit von 75 bis 76 Jahren hat und demgemäß 1759, 1682 u. ſ. w. beobachtet worden iſt. Der Irrthum, den ich ſonſt nirgends aufgeklärt finde, ſcheint daher entſtanden zu ſeyn, weil Halley einem andern zwei Jahre früher, alſo 1680 erſchienenen Kometen von ſehr fürchterlichem Anſehen eine Periode von 575 Jahren beimißt und ihn darum mit dem zwei Jahr vor Cäſars Tode (46 vor Chriſtus) erſchienenen Kometen für identiſch erklärt.

zweier Kometen, eines von den Chineſen in den Monaten Mai und Juni und des zu Rom angeblich im September geſehenen annehmen. Von dieſer bedenklichen Hypotheſe, wie ſich der uns über dieſen Gegenſtand vorliegende Bericht ausdrückt, wird die Sternkunde durch eine Beweisführung befreit, welche der Rektor Weber zu Bremen in einer Gelegenheitsſchrift: De ludorum statorum et vice anniversaria redeuntium apud Romanos ordine (Bremen, Heyſe) niedergelegt hat, und worin er aus bisher unbeachteten Daten der Briefe des Cicero darthut, daß Auguſtus ſeine in jenem Jahre gehaltenen Spiele keineswegs, wie es in ſpäteren Jahren der Fall geweſen, im September, ſondern kurz nach ſeiner Rückkehr aus Apolonia, im Monat Mai angeſtellt hat, woraus folgt, daß der römiſche und der chineſiſche Komet allerdings identiſch geweſen, und die chineſiſche Aſtronomie alſo diesmal vollkommen Recht gehabt hat.

Da auf dieſe Veranlaſſung zugleich viel von der chineſiſchen Aſtronomie und dem angeblichen hohen Alter der Wiſſenſchaft bei dieſem merkwürdigen Volke die Rede geweſen iſt, ſo ſchmeichle ich mir, daß einige Notizen darüber nicht unwillkommen ſeyn werden, zumal da ich dieſelben einem ſeltneren Werke, den „Observations mathématiques, astronomiques etc. tirées des anciens livres Chinois, des Jeſuiten Souciet (Paris 1729) entnehme, in welchem Buche ſich eine, vom Jeſuiten Gaubel verfaßte Geſchichte der chineſiſchen Aſtronomie findet. Ich muß zuvörderſt bemerken, daß man das Alter und die Ausbildung der Aſtronomie bei den Chineſen doch zu hoch angeſchlagen hat. In den erſten Jahrhunderten der chineſiſchen Geſchichte und bis zum Jahre 1122 vor Chriſtus herab iſt nur von Beobachtung einer einzigen Finſterniß die Rede, und dieſe Beobachtung findet ſich in dem Werke Chou-king, welches die Baſis der chineſiſchen Geſchichte und Geſetzgebung bildet. Die Reihe von 36 Finſterniſſen, deren Beobachtungen Confucius im Buche Chun-tſieou mittheilt, fängt erſt mit dem Jahre 721 vor Chriſtus an und geht bis 480; allein die Chaldäer beobachteten damals mit großem Fleiße, und es bleibt mindeſtens zweifelhaft, ob Confucius dieſe chaldäiſchen Beobachtungen nicht benuzt habe.

Eine ziemlich allgemein verbreitete Tradition ſagt zwar, daß Fo-hi oder Fou-hi, der angebliche Stifter des chineſiſchen Reichs, ſeinen Unterthanen zugleich die Kenntniß der Geſtirne beigebracht habe; allein etwas Beſtimmtes läßt ſich darüber nicht angeben. Man weiß nur, daß die Chineſen ſchon 2000 vor Chriſtus das Sonnenjahr von 365¼ Tag gekannt und ihr Jahr immer von einem Winterſolſtiz bis zum andern gezählt haben. Dagegen geht aus den chineſiſchen Schriftſtellern unzweifelhaft hervor, daß gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften in China faſt völlig vernachläſſigt wurden, daß man die Finſterniſſe nicht mehr beobachtete, noch, wie ſonſt, dem Kaiſer Rechnung darüber ablegte, daß man den „mathematiſchen Thurm“ zu Peking kaum mehr beſtieg u. ſ. w. Ja der Kaiſer Tſin-chi-hoang ließ, 246 vor Chriſtus, faſt alle chineſiſchen Bücher, zumal die aſtronomiſchen, verbrennen, womit die Praxis der Wiſſenſchaft ganz aufhörte. Erſt der Kaiſer Linou-yang (etwa 50 Jahre nachher) zeigte wieder Vorliebe für dieſelbe, und errichtete ein „Tribunal der Mathematik;“ kurz vor Chriſtus aber finden wir zwei chineſiſche Aſtronomen, Sſe-ma-tſien und Linou-hin, deren Kenntniſſe indeß ziemlich unvollkommen erſcheinen. Im Jahr 99 nach Chriſtus ließ der Kaiſer Hoti ein großes Inſtrument von Kupfer verfertigen, um die Bewegung der Geſtirne, welche man auf die Ekliptik zu beziehen anfing, zu beobachten. Im Jahr 206 nach Chriſtus erwähnen die chineſiſchen Aſtronomen Linou-hong und Tſay-yong zuerſt der Mondsungleichheiten, und zeigen, daß das Sonnenjahr nicht volle 365¼ Tag enthält; da aber die Ptolemäiſche Aſtronomie damals im Orient bekannt zu werden anfing, ſo darf man wiederum annehmen, daß ſich ihre Lehren auch nach China verbreitet hatten. Indeß machte die Wiſſenſchaft ſeitdem wirklich entſchiedene Fortſchritte im „himmliſchen Reiche,“ und unter dem Kaiſer Hoey-Tſong (1101 nach Chriſtus) ward ein aſtronomiſches Werk verfaßt, in welchem unter andern von den Eigenſchaften des Magnets deutlich gehandelt iſt.* Keiner der chineſiſchen Aſtronomen dieſer Zeit darf aber mit Co-heou-king verglichen werden, der um 1280 zu Peking einen Gnomon errichten ließ, die Schiefe der Ekliptik, die Länge des Sonnenjahrs, die geographiſche Lage von Peking u. ſ. w. genau beſtimmte, und zuerſt die ſphäriſche Trigonometrie anwendete. Er brachte die Wiſſenſchaft auf eine Stufe, auf welcher ſie ſich bis zur Ankunft der jeſuitiſchen Miſſionäre erhielt, deren Kenntniſſe dem chineſiſchen Gouvernement ſo ſehr zuſagten, daß ſich daſſelbe zur Annahme der europäiſchen Aſtronomie entſchloß. Wenn leztere alſo, um die hier in Rede ſtehende Frage ſchließlich mit einem Worte zu entſcheiden, den Chineſen allerdings einige nüzliche frühere Beobachtungen, wie z. B. die Kometenbeobachtungen ꝛc., verdankt, welche uns zu dieſer Digreſſion die Veranlaſſung gegeben hat, ſo iſt China umgekehrt den Europäern unzweifelhaft die Ausbildung ſeiner Sternkunde zur heutigen Form ſchuldig.

(Die Fortſezung folgt ſpäter.)

---

* Es ſcheint nicht, daß der Magnet vor 1206 in Europa im Gebrauche geweſen. Wilhelm Gilbert (Tractatus de magnete S. 4) ſagt ausdrücklich, daß derſelbe damals von China nach Europa gebracht worden. Gleichwohl erwähnt der franzöſiſche Poet Guyot de Provins ſchon um 1180 eines Inſtruments, welches er „Marinette“ nennt, was von den franzöſiſchen Piloten gebraucht werde, und, nach der Beſchreibung, eine Magnetnadel geweſen ſeyn kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beſchluß.)

Das Bad Freienwalde. Falkenberg und die Anlagen des Majors v. Jena.

Merkwürdig iſt, daß, ungeachtet der ſchlimmen Entrée dieſes Jahrs, welche den Badeorten wenig Zuſpruch verhieß, dieſe ſammt und ſonders überfüllt ſind, nicht allein unſere Oſtſeebäder, die noch im Juni faſt leer waren, ſondern auch die kleinen Brunnenbäder in unſerer Nähe. So feiert das Städtchen Freienwalde, ſeit es jüngſt ſein hundertjähriges Jubiläum gefeiert, und dabei, ſo ſchien es, ſeinen gewiſſen Untergang, denn die Badegäſte hatten es ſeit Jahren faſt verlaſſen, in dieſem Jahr eine nie erlebte Frequenz. Möglich, daß die feierliche Weihe die Aufmerkſamkeit wieder auf den mit Unrecht vergeſſenen Ort gelenkt hat. Es iſt aber auch ein anderer Umſtand, der ſeiner neuen Blüthe günſtig iſt und Dauer verſpricht. Das Bad war nämlich eine königliche Stiftung und wurde bis vor Kurzem fiscaliſch verwaltet, ein Verhältniß, das zur Proſperität eines Vergnügungsortes nie erſprießlich war. Jetzt hat der Magiſtrat das Bad an ſich gekauft, und die Vorzüge einer Privatverwaltung in eigenem Intereſſe haben ſich ſogleich gezeigt. Freienwalde liegt im Oderthale, eine Gegend, deren Anmuth ſelbſt in Berlin noch nicht genug bekannt und gewürdigt iſt. Die für die Mark nicht unbedeutende Hügelkette, welche den fruchtbaren Oderbruch umſchließt, hat Punkte mit Ausſichten, denen nur der Ruf fehlt, daß ſie nicht weiter aufgeſucht werden, als die kleine Strecke von ſieben Meilen, welche Berlin von Freienwalde trennt. Zwei kleine Meilen davon entfernt liegt noch anmuthiger ein anderes Bad, Neuſtadt Eberswalde, welches mit Freienwalde rivaliſirt, und in dieſem Jahr ebenfalls ſtark beſucht iſt. Zwiſchen beiden Orten liegt das Dorf Falkenberg, welches den vollſtändigen Charakter eines reizenden Gebirgsdorfes trägt, und über demſelben eine Höhe, der Paſchenberg, der die weiten Wieſengründe des Oderbruches beherrſcht. Hier könnte der Märker vergeſſen, daß ſein Vaterland eine Sandwüſte genannt wird. Anerkennungswerth iſt aber beſonders die Bemühung eines Gutsbeſitzers, des Major v. Jena, welcher zum Beſten des Publikums und mit voller Uneigennützigkeit die Gegend zu einem Park umgeſchaffen hat, der ohne alle Beläſtigung von Führern, Wegweiſern und Erlaubnißkarten jedem Beſuchenden offen ſteht. Ein ſtundenlanger Bergweg ſchlängelt ſich von ſeinem Gute Köthen bis nach dem Paſchenberge, mit Ausſichten auf tiefe, duftige Waldſchluchten, Waſſerfälle und Künſte, und eine reiche Natur in Gründen und Höhen, wo die Kunſt nichts gethan hat, den urſprünglichen Charakter zu verwiſchen, ſondern nur ihrer Leitung gefolgt iſt, um die Hinderniſſe hinwegzuräumen. Solche humane Bemühungen, die ſo grell contraſtiren ebenſowohl gegen die gewöhnliche Apathie anderer großen Gutsbeſitzer, die wohl um einen Schwein- und Schafſtall Naturwunder vernichten, als gegen den illiberalen Eigenſinn der engliſchen Gentry, die ihre Naturſchönheiten zwar pflegt, aber mit hohen Mauern umgibt, damit kein Fremder ſie genieße, verdienen öffentliche Würdigung und Anerkennung. Ihr Blatt liegt unter andern im Geſellſchaftshauſe auf dem Paſchenberge zur Lektüre für das Publikum aus. Möge der geehrte Beſitzer und Stifter hier den Dank für den Genuß, den er dem Schreiber dieſes gewährt, entgegen nehmen, und Andere aus meinem Beiſpiel, der ich ein Vierteljahrhundert in Berlin war und erſt vergangene Woche dieſen ſeltenen Punkt mit Entzücken ſah, einen Beleg zum alten Satz, daß das Schöne, was wir in der Ferne ſuchen, uns oft ſo nahe liegt. Hätte es vor hundert und zweihundert Jahren mehr ſolche Gutsbeſitzer wie den Major von Jena gegeben, ſo wäre unſere Mark Brandenburg freilich noch kein Paradies, aber es ſähe minder wüſt darin aus. Wo jetzt die Bäche in weiten Sandſchollen verſiegt ſind, prangten herrliche Eichenwälder, und wo der Wind die Sandhügel abdacht, kaum dem Hederich und der Quecke Raum gönnend, grünten liebliche Weinberge.

Die Frequenz der Bäder ſcheint auch die neuen Poſteinrichtungen begünſtigt zu haben. Die Perſonenwagen, von deren Errichtung ich Ihnen neulich ſchrieb, ſind dermaßen benutzt, daß man ſich oft vierzehn Tage vor dem Abgange muß einſchreiben laſſen. Dennoch ſind auch die ordinären und Schnellpoſten nach denſelben Orten ſo beſetzt, daß letzteren in der Regel noch mehrere Beiwagen zugegeben werden müſſen. Ein argumentum ad hominem, daß Eiſenbahnen an der Zeit ſind. Aber ad hominem braucht das nicht mehr bewieſen zu werden. Es ſind andere Mächte, als die humanen, die ſich die Ohren verſtopfen.

Räthſel.

Stentors volle Heldenſtimme,
Durch die Heere Troja's brauſend,
Gilch, ſo zeugt Homer, der Stimme
Von Neuntauſend bis Zehntauſend.

Aber deine ſtarke Stimme,
Stolze Heldin, die ich meine,
Uebertrifft in ihrem Grimme
Hunderttauſend im Vereine.

Ihr iſt manches Blut gefloſſen,
Demuth fordern ihre Normen;
Ihr Geſchütz iſt jetzt gegoſſen,
Aber nicht in Kugelformen.

Es beſteht aus Hieroglyphen,
Drin Gedanken ſind gegraben,
Die im Menſchengeiſt einſt ſchliefen,
Doch ſich längſt ermuntert haben.

Ihre Donner ſtürzen Throne,
Zwingherrn treffen ihre Bolze;
Zeugen — die Napoleone,
Zeuge war Tarquin der Stolze.

Hege deine gute Stimme,
Heldin, wolleſt ſie nicht ſchonen,
Ueberdön' in edlem Grimme
Ketten, Trommeln und Kanonen!

Laß die ſtarke Stimme dröhnen,
Bis den ſcheelen Spießgeſellen,
Die der Menſchheit Recht verhöhnen,
Ihre dicken Ohren gellen!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 31. Auguſt 1837.

So lebſt du denn durch ungemeßne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Goethe.

Johann Gutenberg.

1. Sein Werk.

Ein einſam Licht in frommer Weiſen Klauſe
Verbarg ſein göttlich Leben der Gedanken;
Mocht' auch ein Schimmer in der Menge wanken,
Die Nacht verſchlang ihn und das Kampfgebrauſe.

Da kameſt du, und wie mit Sturmgeſauſe
Brach plötzlich, ſonnengleich, der Geiſt die Schranken,
Die durſt'gen Völker, lichtumfluthet, tranken,
In Hütten glänzt' es wie im Königshauſe.

Vermählt nun ſind die Zeiten, ſind die Zonen,
Der Funken, kaum dem Denkerhaupt entſprungen,
Durchblizt elektriſch ferne Millionen.

Gewalt'ger brauſt der Kampf der Geiſtermächte,
Und ob das Uebel mit voran gedrungen,
Im Wechſelleben reifen die Geſchlechte.

2. Sein Schickſal.

Ein großer Mann ſteht unſichtbar im Bunde
Mit ew'gen Mächten; doch ihm bringen Qualen
Erdgeiſter, die vom Höllenfeuer ſtahlen.
Sie ſchlugen bald auch dir die ſchwere Wunde.

Ich hörte Wahrheit aus der Fabel Munde:
Du ſchriebſt mit deinem Blut die Initialen
Des erſten Drucks — der Druckerkunſt! Bezahlen
Mit Heil und Habe mußteſt du die Kunde.

Doch ob dir Argliſt Glück und Güter raubte,
Gern hätte mehr dir eitler Wahn entriſſen:
Den Kranz des ew'gen Ruhms auf deinem Haupte.

Noch ſtreitet wider Wahrheit und Gewiſſen
Harlem, auch Straßburg, das umſonſt dich neidet,
Glorreiches Mainz, in echten Glanz gekleidet!

Adolf Peters.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Während der Reſtauration war Rosny der Landſitz der Herzogin von Berry, welche hier im Jahr 1820 ein Krankenhaus für die Armen geſtiftet hat, deſſen Kapelle in einem marmornen Sarkophag das Herz des von Louvel ermordeten Herzogs von Berry enthält. Ein halbes Stündchen hinter Rosny folgt Rolleboiſe. Auf einer Anhöhe über dieſem Dorf erhebt ſich ein alter Thurm, den eines Tags 50,000 Engländer vertheidigten, und von wo aus ſie die ganze Gegend umher und die Seine beherrſchten. Nach einer langen, hartnäckigen Belagerung vertrieb Bertrand Dugueſclin mit 10,000 Bürgern aus Rouen die Engländer aus dieſem wichtigen Poſten, indem er eine Mine ſpringen ließ. Als er einige Zeit darauf in die Gefangenſchaft der Engländer fiel, ſpannen die Frauen in der Bretagne ſein Löſegeld zuſammen, und in Hütten und Schlöſſern hörte man den Refrain:

Filez, femmes de la Bretagne,
Filez vos quenouilles de lin,
Pour rendre à la France et à l'Espagne,
Messire Bertrand Dugueſclin.

Von Rolleboiſe an beſchreibt die Seine einen mächtigen Bogen, in deſſen Mitte Roche-Guyon liegt, ein alter Flecken aus dem neunten Jahrhundert, welcher ſeinen Namen von dem ſteilen Felſen erhalten, worauf von den Franken das erſte feſte Schloß gebaut wurde, um die Seine gegen die Einfälle der ſchrecklichen Normannen zu ſchließen. Wenn man der Chronik Glauben beimeſſen will, ſo wurde hier im Jahr 885 eines ihrer Heere, das Rouen und die ganze Umgegend geplündert hatte, aufgehalten. Ein gewiſſer Siegfried befehligte ſie. Es waren ihrer 40,000 kühne Seeräuber, mit 700 Barken, welche ſie jedesmal auf den Rücken nahmen und über's Feld trugen, wenn der Fluß eine zu große Krümmung machte. Die Flotte, erzählt Abbon in ſeinem Epos über die Belagerung von Paris, nahm auf der Seine eine Strecke von zwei Meilen ein. Da die verwegenen Abenteurer ſahen, daß Roche-Guyon für ſie zu gut befeſtigt war, ſtiegen ſie endlich in der Nacht an's Land, trugen ihre ausgehöhlten Baumſtämme bis dahin, wo heutzutage Mericourt liegt und ſchifften dann ohne Hinderniß bis nach Paris. Die einzigen bemerkenswerthen Ueberreſte des Schloſſes von Roche-Guyon, welche Zeit, Krieg und Friede verſchont haben, ſind eine ziemlich hoch in den Felſen gehauene Kapelle und ein mit einer doppelten Mauer umgebener Thurm, der majeſtätiſch auf dem höchſten Gipfel des Felſens in die Lüfte emporſteigt, die ganze Gegend beherrſcht und mit dem alten, tiefer unten liegenden neuen Schloſſe durch eine lange, in das Geſtein gehauene Treppe zuſammenhängt. Dieſes Schloß war in ſpätern Zeiten der Herrenſitz der La Rochefoucaulds, welche es vielfach vergrößerten und verſchönerten, ſo daß es ein Aggregat von alten und neueren Gebäuden geworden iſt. Es liegt dicht am Felſen, bietet vollkommen den Anblick eines alten engliſchen Manours, hat eine unregelmäßige Form, viele für die Architekten intereſſante Details, geräumige Pferdeſtälle, einen unermeßlichen, in den Felſen gearbeiteten, 2200 Tonnen Waſſer faſſenden Behälter, einen großen Park, ſchöne Früchte- und Gemüſegärten und eine hübſche Promenade, die mit vielen Koſten auf dem ſonſt nackten, dürren Felſen angelegt iſt. Von dem alten Thurm ganz auf der Höhe hat man eine der herrlichſten Ausſichten. Im Schloſſe zeigt man ein Zimmer, worin Heinrich IV. geſchlafen; die Bettſtellen, die Vorhänge, die Fußdecke, welche dem Könige gedient, ſind noch gut erhalten; man ſieht ferner ein Originalminiaturbild des Monarchen, den Lehnſtuhl, worin er auszuruhen pflegte, und einen andern, nicht minder reichen und berühmten Armſtuhl, auf welchen Ludwig XIV. ſich einen Augenblick niederzulaſſen geruht hatte.

Bei Giverny, einem Dorfe am Zuſammenfluß der Epte und Seine, welches nur Eine Straße bildet und ſich über eine Stunde weit längs des rechten Ufers hinzieht, verlaſſen wir das Departement der Seine und Oiſe, und betreten das Departement der Eure, welche weiter unten in die Seine einmündet. Nach einigen Minuten ſind wir bei Vernon angelangt, einer durch ihre herrliche Lage ausgezeichneten Landſtadt von etwa 6000 Einwohnern, die in winkligten Gaſſen und hölzernen Häuſern leben. Im Mittelalter war Vernon befeſtigt und galt, ſo lange das Pulver noch nicht erfunden war, für unüberwindlich. Es iſt das Vaterland Richards, welcher Wilhelm den Eroberer auf ſeinem Zuge nach England begleitete, und deſſen Familie Walter Scott eine der reizendſten Heldinnen ſeiner Romane entlehnt hat.

Von Vernon an bis nach Klein Andelys wird die Fahrt immer reizender; nie ſchließt ſich das Thal von beiden Seiten; rechts ſieht man faſt beſtändig weiße Kreidefelſen, die abwechſelnde hübſche Effekte hervorbringen; links breitet ſich ein ſchönes Hügelland aus mit maleriſchen Thälern, mit fruchtbaren Ackerfeldern und Wieſen; herrlich bewaldete Höhen begrenzen den Horizont. Die Seine bleibt auch hier noch immer ihrem galliſchen Charakter getreu, ſtets wechſelnd, bald links, bald rechts ausweichend, hie und da Stücke vom Ufer losreißend und das Land überſchwemmend. Da wo ſie eine ähnliche, eben ſo weite Ausbiegung macht, wie bei Roche-Guyon, liegt das Städtchen Andelys, wo Antoine von Bourbon, der

Vater König Heinrichs IV. ſtarb. Dicht hinter Andelys befindet ſich der kleine Flecken Villiers, wo im Jahr 1594 der berühmte franzöſiſche Maler Nicolas Pouſſin das Licht der Welt erblickte. Unmittelbar über Klein-Andelys erheben ſich auf einem ſteilen, abſchüſſigen Felſen die Ruinen des alten Schloſſes Gaillard, welches ſonſt die Stadt und den Fluß beherrſchte. Richard Löwenherz gründete es bei ſeiner Rückkehr aus Paläſtina und pflegte es ſein „geliebtes Kind“ zu nennen. Der Bau dieſer Feſtung ging nur langſam von Statten; Richard hatte mit den verſchiedenſten Hinderniſſen zu kämpfen, erſtlich mit den Anmaßungen des Biſchofs von Rouen, den er für das Terrain entſchädigen mußte, und dann mit den religiöſen Vorurtheilen ſeiner Zeit. Die Chronik der Stadt Rouen berichtet, daß es auf Schloß Gaillard zweimal Blut vom Himmel herab geregnet habe, was im ganzen Lande einen ſolchen Schrecken verbreitet, daß Niemand mehr daran habe arbeiten wollen. Richard ließ ſich jedoch durch dieſe böſen Anzeichen nicht abſchrecken, und er erlebte wirklich die Freude, ſeine Lieblingsfeſtung vollendet zu ſehen; ſie hatte ſiebzehn Thürme und acht Fuß dicke Mauern. Ludwig XIII. ließ ſie zerſtören, und während der Reſtauration erbaute man aus ihren Trümmern mehrere Klöſter in der Umgegend. Was jezt noch von Schloß Gaillard übrig iſt, bildet eine wunderſchöne Ruine, welche wir auf unſerer Rückfahrt beſtiegen. In den Kaſematten, welche niedrig und in einen weißen, kreidehaltigen, mit ſchwarzen Feuerſteinen durchſezten Stein ausgehauen ſind, haben wir folgende Namensinſchriften gefunden: Roſſini. J. B. Byron. Sir Walter Scott, Bart. 17. Januar 1827. Daneben: J. Fenimore Cooper; und etwas weiter unten: Odilon-Barrot.

Poſe vorüber, wo viele Schiffer wohnen und das Dampfſchiff ſeinen Piloten wechſelt, ziehen zwei romantiſche, mit ſchönen Buchenwäldern bewachſene Bergkegel die Blicke auf ſich; und es dauert nicht lange, ſo öffnet ſich vor uns das ſchöne Thal von Anfreville, welches die Andelle bewäſſert. Einen der Bergkegel am Eingang des Thals nennt man allgemein „den Hügel der beiden Liebenden,“ und es geht davon im Lande eine Sage, welche ich den Leſern das nächſte Mal erzählen will.

Ed. K.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Robert Owens Vortrag.

Als die Zeitungen vorige Woche ankündigten, Robert Owen ſey in Paris angekommen und werde am folgenden Sonntag ſeine Lehre von der Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in dem großen Saale des Hôtel de ville vortragen, ward meine Aufmerkſamkeit außerordentlich geſpannt auf das öffentliche Auftreten eines Mannes, welcher durch ſeine Bemühungen, die in Geſellſchaft vereinigten Menſchen glücklicher zu machen, ſich ſeit zwanzig Jahren ſo großen Ruhm erworben, und in zwei Welttheilen vor einer unzähligen Menge von Zuhörern geſprochen hat, um ihnen ſeine Ueberzeugung mitzutheilen. Schon das Herumwandeln des Mannes in der Abſicht, ſeine Lehre mündlich vorzutragen, würde Aufmerkſamkeit verdienen; denn wenn ein Mann, das leichte Mittel der Preſſe verſchmähend, es vorzieht, von einem Welttheil zum andern zu gehen, um ſich mündlich mit den Völkern zu verſtändigen, ſo muß man vorausſezen, daß dieſer Mann auf ſeine Ueberredungsgabe rechnet, und hofft, mit beſſerem Erfolg unmittelbar auf ihren Geiſt zu wirken, kurz, daß er ein großer Redner iſt, und daher mit Reden mehr ausrichtet, als Andere mit Schreiben. Auch hatte ich nicht vergeſſen, was über ſeine Arbeitsgemeinde zu New-Lanark bekannt geworden iſt, ſo wie über die von ihm neu eingerichtete, vormals würtembergiſche Kolonie zu New-Harmony in den Vereinigten Staaten. Der Mann kam mir alſo beinahe wie ein Stifter eines Staates, wie ein Geſezgeber des Alterthums vor. Ich brannte vor Begierde, ihn, über welchen ſich ſogar die Staatsmänner im engliſchen Parlament entzweit hatten, perſönlich kennen zu lernen; es mußte doch etwas Großes an dem Manne ſeyn, deſſen Anſichten und Plane der jezigen Welt ſo wichtig geſchienen, daß die engliſchen Geſezgeber dieſelben zum Gegenſtand ihrer Erörterungen gemacht hatten. Die Verſammlung war präzis auf zwei Uhr Nachmittags angeſagt worden. Um dieſe Stunde fanden ſich auch eine Menge Herren und Damen ein. Die Thüre war aber noch verſchloſſen. Es hieß, Owen habe ſich zu ſpät gemeldet, um den Saal zu bekommen. Andere ſagten, ſie haben ihn ruhig im Tuilleriengarten ſpazieren gehen ſehen. Erſt um drei Uhr ging der Saal auf, und nun erſchien auch ſogleich Robert Owen, ein ältlicher, etwas grämlich ausſehender Mann, deſſen gefurchtem Antlize man es anſieht, daß er viel muß erfahren, empfunden und gelitten haben. Er hielt eine Papierrolle in der Hand, und neben ihm ſtand ein gewandter franzöſiſcher Redner, welcher der Verſammlung ankündigte, Jemand, der Owens zu haltende Rede in einer Ueberſezung habe vortragen ſollen, ſey nicht erſchienen; er, der Redner, wolle alſo als Dolmetſcher dienen und die einzelnen Sätze, welche Owen engliſch vortrage, den Zuhörern franzöſiſch wiedergeben. Ich dachte mir, ſo etwa müſſen ſonſt manche Miſſionspredigten gehalten worden ſeyn. Owen begann nun ſeine Rede, wobei ſogleich die Rolle, welche er in den Händen hielt, etwas zu thun hatte. Er ſprach nämlich ſo: da er die Rolle in der Hand halte, könne er nicht anders denken, als er halte ſie; es hänge nicht von ſeinem Willen ab, zu glauben, er halte ſie nicht; nun ſey aber die ganze menſchliche Geſellſchaft auf den großen Irrthum gegründet, man könne anders denken, anders empfinden, als man wirklich thue. Der Menſch ſey das Werk der Umſtände, des Zufalls; ſein Wollen, ſein Glaube, ſein Empfinden ſtehe nicht in ſeiner Macht. Wenn in dem jezigen Zuſtand der Geſellſchaft eine Ehe geſchloſſen werde, ſo verſprechen die beiden Eheleute, einander ewig zu lieben, da ſie doch nicht vier-und-zwanzig Stunden lang für ihre Empfindung gut ſtehen können. (Hier entſtand Murren unter den Zuhörern.) Ueberhaupt, fuhr der Redner fort, ſeyen alle Einrichtungen der jezigen Geſellſchaft dem großen Zweck derſelben, aus den Menſchen rationelle Weſen zu ſchaffen, geradeswegs zuwider. Unterdeſſen hatte Owen allerlei kleine

Dinge ausgekramt, welche in Papier gewickelt waren, und welche die Neugierde der anwesenden Franzosen außerordentlich reizten. Es sollten Sinnbilder seyn, um den Zuhörern das, was er sagte, anschaulich zu machen. Bei rohem Volke, wie dasjenige, zu welchem Owen zuweilen in England und Amerika gesprochen, mag solche Allegorie ihren Nutzen gehabt haben; aber hier vor den gebildeten Zuhörern schien die Sache kindisch und läppisch. Eines dieser Sinnbilder war ein Maß, welches die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen vorstellen sollte; dann hatte er ein ganz kleines Maß, wodurch das Zahlenverhältnis des Hofes zum Reiche versinnlicht wurde; dann wieder andere Stücke, um die Geistlichkeit, den Richterstand, die Adeligen, das Heer, den Kaufmannsstand anzudeuten. Dabei gab er immer das Zahlenverhältnis an, wahrscheinlich, wie es sich in England gestaltet; denn in der Statistik Frankreichs ist Owen wohl schwerlich bewandert; auch macht hier der Adel keinen besondern Stand aus. Er sagte, in einem wohleingerichteten Staate, wie er ihn ausgedacht, würden alle die Stände, welche stets verzehren und nichts hervorbringen, ganz wegfallen. Zu diesen verzehrenden Classen rechnete er Geistlichkeit, Richter, Krieger, Handelsleute und Bankiers; der Adel sollte bloß umgestaltet werden und, wie es scheint, nicht ganz wegfallen. Mit der Erziehung der Jugend müsse eine gänzliche Reform vorgehen, da man bisher nur schlechte Eigenschaften bei den Kindern hervorgebracht habe, statt der guten, und die Natur doch gar nichts Böses schaffe, sondern lauter Gutes. Der Redner gerieth nun etwas in Eifer, rief: my friends! und sprach von dem Glücke, welches der umgestalteten Gesellschaft zu Theil werden solle; nichts als Vergnügen und Freude werde sie genießen. Jeder werde die möglich größte Summe von Reichthum produciren, und man werde nicht mehr, wie jetzt, das grelle Schauspiel von Ländern vor Augen haben, welche, wie England und die Vereinigten Staaten, den größten Reichthum und den ergiebigsten Boden besitzen, und dessenungeachtet das schrecklichste Elend in ihrem Schooße bergen. Hiemit beschloß Owen seine Rede, über welche die Zuhörer nicht wenig erstaunt waren; denn wie er die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts bewerkstelligen wolle, hatten sie aus seiner Rede, oder eigentlich aus seinen Aphorismen nicht erfahren. Den Franzosen ist aber mit einigen allgemeinen Sätzen nicht gedient; sie wollen klare Einsicht bekommen, wenn sie sich die Mühe nehmen, sich zu einer Versammlung zu begeben, wo man ihnen etwas vorzutragen hat. Es fehlte daher auch nicht an Männern, welche zu reden verlangten; besonders that sich ein Herr Brucker, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Michel Raymond, hervor; er wünschte in seinem und mehrerer Zuhörer Namen zu erfahren, worin der Plan der Arbeitsanstalt oder Arbeitsgemeinde bestehe, in welcher jedermännigliche so viel Glückseligkeit zu Theil werden solle; Robert Owen erwiderte durch den Dolmetscher, Details habe er nicht mittheilen wollen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zu ermüden; so viel könne er sagen, daß in dieser Gemeinde Jedermann durch seine Arbeit reich werde und nur zwei bis drei Stunden am Tage zu arbeiten brauche. Brucker erwiderte, auf die Dauer der Arbeit komme es nicht so sehr an, als auf die Einrichtung; dies sey das Wichtigste, und gerade dies wünsche die Versammlung zu erfahren. Hierauf hatte Robert Owen nichts zu erwidern. Brucker wurde ungeduldig, fragte weiter, bekam aber keine Antwort. Dagegen ließ Owen einen lithographirten Plan seiner Anstalt umhergeben; das Gebäude soll schöner werden, als der prächtigste aller bisherigen Paläste, und in der That nahm sich das Ganze recht stattlich aus. Aber ein so aufgeklärtes Publikum läßt sich mit einem Plane nicht abfertigen. Ein anderer Redner verlangte gehört zu werden und sagte, wenn er Owen recht verstanden habe, so lasse sich seine Lehre auf zwei Hauptsätze zurückführen, nämlich: der Mensch sey das Spiel des Zufalls, sein Wollen und Treiben hänge ganz von den Umständen ab; zweitens, in einer wohleingerichteten Gemeinde könne der einzelne Mensch nicht zur Verantwortung gezogen, folglich auch seiner Verachten wegen nicht bestraft werden (dies hatte Owen in der That behauptet); denn wenn er fehle, so sey dies der Gesellschaft zuzuschreiben, nicht ihm; mithin könne nur die gesammte Gesellschaft oder Gemeinde verantwortlich seyn. Diese doppelte Lehre nun, fuhr der Redner fort, scheine ihm der Fatalismus in seiner größten Gestalt zu seyn, und folglich eine höchst unmoralische Tendenz zu haben. Ein Theil der Zuhörer stimmte ihm bei; ein anderer widersprach; mehrere Personen verlangten gehört zu werden; es entstand ein Wirrwarr, während dessen Owen ganz gleichgültig blieb; zuletzt kündigte sein Dolmetscher an, die Sitzung sey geschlossen, und so gingen wir auseinander, und waren nicht viel klüger als zuvor. Etwas so Elendes wie diesen Vortrag hatte ich doch seit langer Zeit nicht gehört, und ich zweifelte beinahe, ob dies derselbe Owen sey, von dessen großartigen Planen so viel gesprochen und geschrieben worden, oder ob nicht irgend ein dreister, unwissender Mensch seinen Namen mißbraucht habe, um das Pariser Publikum zum Besten zu haben. Owen hat sicher die besten Ansichten; aber er muß ein gewaltiger Träumer seyn, wenn er sich einbildet, die menschliche Gesellschaft bedürfe einer gänzlichen Umwälzung, und er, der wandernde Schottländer, könne dieselbe in Ländern bewirken, deren Sitten, Einrichtungen und Verfassung ihm kaum bekannt sind. Man hat ihn in den hiesigen Tagesblättern mit vieler Nachsicht behandelt, wie denn überhaupt ein Mann, welcher es sich zum Zwecke macht, das Schicksal der arbeitenden Classen zu verbessern, immer achtungswerth bleibt; nur sollte er sich zuvor von der Möglichkeit, seine Reformen durchzusetzen, überzeugen; daran scheint aber Owen bisher nicht gedacht zu haben. Wenn er nicht einmal in Amerika, wo er beinahe ein leeres Feld vor sich hatte, sein Gebäude mit Erfolg aufrichten konnte, wie kann er hoffen, größern Erfolg in Europa zu haben, wo das Herkömmliche und Altgebräuchliche ihm so mächtige Hindernisse in den Weg stellt? Welcher gebildete Pariser wird sich von seinen Vorspiegelungen hinsichtlich des Wohnens in schönen Palästen und dreistündiger Arbeit und ewigen Vergnügens täuschen lassen? So etwas könnte den Armen einleuchten; aber diese besuchen die Versammlungen nicht, wo Owen seine Vorträge hält, und ein Almosen wäre ihnen wahrscheinlich lieber, als der Pallast, wozu der erste Stein noch nicht gelegt ist, und das herrliche Leben, das ihnen irgend einmal zu Theil werden könnte.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 207.

Die öffentliche Meinung.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 70 u. Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 1. September 1837.

Mächtiger rühret
Wald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Sich bald im Strauch.
Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Goethe.

Alpenfrühling. 1837.

(ſ. Nr. 190.)

Frühlingsarbeit.

Hüten aus dem Wieſengrunde,
Recht wie aus der Luft herab,
Kommt in früher Morgenſtunde
Hergerannt ein junger Knab,
Zieht ein tauſendfarbig Eden
Hintennach an Aetherfäden.

Blau und röthlich angeglommen,
Wie man Morgenwolken ſieht,
Kommt das Frühlingsheer geſchwommen,
Das beſchwingt zu Felde zieht;
Hoch voran der Götterknabe
Mit dem güldnen Zauberſtabe.

Ueber Ströme ſezt er munter,
Daß ſie thauen ſeinem Hauch,
Steigt in jede Schluft hinunter,
Bückt ſich über jeden Strauch,
Und beſprüzt von grünen Flammen,
Zittert Wald und Flur zuſammen.

Aus den klaren Lüften regnen
Grüße heimlich ausgetauſcht,
Wie wenn Lippen ſich begegnen,
Und verliebtes Schäkern rauſcht;
Wellen tanzen, klingen, ſpringen,
Die wie Pärlein ſich verſchlingen.

Farbenſchmelz aus vollen Händen
Streut er aus in ſeinem Lauf,
Klettert an den Rebenwänden
Ueber Stock und Stein hinauf;
Und mit Freudenthränen regen
Sich die Reben ihm entgegen.

Hinter ihm mit buntem Flitter
Liegt beſchneit der lange Weg;
Ueber Zäune, über Gitter
Sezt er raſchen Sprungs hinweg;
Wie ſein Athem drüber wehte,
Stehn im Grün die Gartenbeete.

Heimlich konnt' ich ihn belauſchen
Unter'm Baume, wo ich lag:
Durch die Wipfel ging ein Rauſchen,
Wie von leiſem Flügelſchlag;
Vielgeſchäftig in den Zweigen
Hatt' er hin und herzuſteigen.

Wie er Jegliches beſchickte,
Hab' ich lang ihm zugeſehn,
Bis er mir herunternickte,
An mein' Arbeit auch zu gehn.
Und ſo hab' ich meiner Lieben
Auf dem Knie dies Lied geſchrieben.

Am Murtenſee.

Die Berge glühn, es glühn die Wolkenſchwäne;
Des Tages Auge, ſchön im lezten Prangen
Erglänzt, wie über freuderothen Wangen
Ein großer Tropfen, ein lichte Thräne.

Das Ufergrün, die krauſe Wogenmähne
Durchzittern Funken, bunte Sonnenſchlangen,
Forellen ſpringen, ſchäkern unbefangen
Um wohlbekannte Gäſte, leichte Kähne.

So fein, ſo ſtill, ſo lau und klar und eben,
So war mir nie, ſo wohl im ſanften Leide;
Und in des Traumes Hand dahingegeben,

Hat mir der Genius zur Augenweide
Den See, die Berge, dieſes Ruheleben
Gemalt noch ſchöner auf der Dichtung Seide.

Ruhe.

Tief im grünen Graſe liegen,
Ueber mir die goldne Höh —
Ach ich fühl' in mir ſich wiegen,
Hold ſich küſſen Luſt und Weh.

Bräutlich nah iſt mir die Erde,
Daß ihr Herz an meinem bebt;
Auf mein Aug' mit Huldgeberde
Blau der Himmel niederſchwebt.

Und es glänzen Erd' und Sonne
In der Seele offnem See:
Irdiſch wird des Himmels Wonne,
Himmliſch wird der Erde Weh.

Andacht im Gebirge.

Vom grünen Walde heimgegangen,
Komm ich grünen Muthes,
Von kühler Bergesluft umfangen,
Erfriſchten Blutes.
Wie iſt das Herz ſo ſtill, ſo voll
Von wunderſüßem Klang,
Der aus der tiefen Waldnacht quoll
Die Morgenluft entlang.

Und auf die Kniee ſink' ich nieder
An der Waldesecke,
Ein ſelig Beten find' ich wieder:
O blaue Decke!
Du hoher Dom, erklingend leis,
Ihr Blumenſterne fromm,
Anbetend Schweigen rings im Kreis,
Ein himmliſcher Willkomm!

O ſanfte Luſt, entzücktes Sehnen,
Gruß aus lichter Ferne,
Du willſt das Herz in's Ew'ge dehnen,
Das bräche gerne!
Denn Menſchenwonne, göttlich reich,
Ein heilig, ſelig Leid,
Erdrücket faſt und hebt zugleich
Den Geiſt im Erdenkleid.

Noch ſehr die Berge Gottes ſtehen,
Wie in alten Tagen;
Auf Bergen geht Gebetes Wehen
Und will uns tragen
Hinauf zum heitern Gotteszelt,
Wo ſich's ſo ſelig ruht:
Du Geiſt der Freuden, Geiſt der Welt,
Nimm uns in deine Hut!

Ludwig Seeger.

Die nobleu Paſſionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Das Spiel.

Die Leidenſchaft des Spiels, welche unter den mannichfachſten Formen ſeit den älteſten Zeiten den Völkern des Erdrundes bekannt iſt, hat ſchon allen denen, welche in irgend einer Weiſe ſich gegen die Menge ausſprechen, einen reichhaltigen Stoff gegeben, ohne daß alle Dichter, Geſchichtſchreiber, Geſetzkundige, Weltweiſe, Aerzte und Gottesgelehrte denſelben gänzlich erſchöpft hätten; weßhalb auch wir nicht fürchten müſſen, nur Veraltetes hier zu wiederholen, indem wir das Spiel in den Kreis unſerer Betrachtungen ziehen. Doch maßen wir uns keineswegs an, den Gegenſtand vollkommen darzuſtellen, und wenn wir auch etwas weit ausholen, ſo geſchieht dies nur, um unſere perſönliche Anſicht davon in ein helleres Licht zu ſetzen, was, manchen Leſern gegenüber, nicht ganz und gar überflüſſig ſcheinen dürfte, weil viele von ihnen durch die Leidenſchaft des Spiels, oder doch durch eine

überwiegende Neigung dazu beherrscht werden, ohne sich von ihrem Treiben Rechenschaft geben zu können, und wiederum andere, glücklicher denn die ersten, kaum wissen, was Spielen ist, obschon sie an jedem Abend oder Nachmittag ihre friedsame Partie machen.

Die Lust am Spiel mag zuvörderst aus dem Trieb nach fröhlicher Zerstreuung entsprungen seyn, der auch dem Thiere inwohnt, das, wenn es sich gesättigt und behaglich fühlt, scherzt und spielt, wie auch Kinder thun; der in den Jahren vorgerücktere Mensch aber findet seine Aufmerksamkeit nicht genugsam in Anspruch genommen, wenn die Zerstreuung ihm nicht ein Ziel darbietet, das ihn durch irgend etwas Anziehendes fesselt, und wie von selbst schreitet hier der Reiz des Gewinnens und des Gewinnes ein, so daß zwei mächtige Hebel des gesellschaftlichen Lebens hier zugleich in's Gefecht geführt werden: der Trieb, einen Sieg zu erringen, und die Habsucht, wobei denn naturlicherweise die eine Schale um so höher steigt, je tiefer die andere sinkt.

Die Spiele unserer Zeit haben im Allgemeinen, bis auf wenige Ausnahmen, den Geldgewinnst zum Hauptzweck, und werden eben dadurch so gefährlich, weil ein leidenschaftlicher Spieler einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld und Zeit, den zwei kostbarsten Besitzthümern des äußern Lebens, dabei macht. Das sonstige sittliche und leibliche Verderben, das denjenigen bedroht, der sich dem Spiel allzusehr hingibt, brauchen wir kaum zu erwähnen; denn es ist bekannt, daß der Spieler von Gewerb gar zu leicht auch dem Laster anheimfällt, vor allem dem Trunk, sey es im Uebermuth des Gewinnes, sey es in der Verzweiflung des Verlustes, jedenfalls aber im wüsten Taumel eines alles Höheren entkleideten Daseyns, und dann den niedrigsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit, schon deßhalb, weil ihm keine Zeit bleibt, die er auf die Galanterie verwende. Ueber die Einwirkung des Spiels an und für sich auf die Gesundheit haben die größten Aerzte nur eine Meinung. — Doch ist dies alles vorzüglich auf die Hazardspiele zu beziehen, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Nach unserm Sprachgebrauch ist die Eintheilung aller Spiele eine dreifache: wir kennen Gesellschaftsspiele, die man auch erlaubte nennt, verbotene oder Hazardspiele, und Wetten, die eigentlich nur ein ausgedehnterer Begriff aller Spiele überhaupt sind, da jegliches von ihnen sich auf eine Wette gründet, sobald der zum Voraus bestimmte Erfolg den Gewinn und den Verlust entscheidet. Die Grenze zwischen den erlaubten und verbotenen Spielen ist in verschiedenen Ländern verschiedentlich gezogen, ungefähr da, wo bei den mannichfachen Arten Zufall und Geschicklichkeit mit gleichem Einfluß entscheiden, wobei es nicht möglich ist, auf dem Gebiet der Uebergänge, namentlich bei den Kartenspielen, ganz logisch zu verfahren. Das Freigeben der Commerzspiele ist ein Zugeständniß, welches auch die in dieser Hinsicht strengsten Gesetzgebungen einer Neigung machen mußten, die sie als gefährlich erkennen, ohne daß sie ihr jeden Ausweg versperren dürfen, versperren können; aber dem Mißbrauch dieser erlaubten Spiele haben sie nur insofern vorbeugen können, als sie jede Spielschuld außer dem Gesetz erklärten. Ueber die Hazardspiele hegen die Regierungen verschiedene Ansichten; einige versuchen, durch Errichtung öffentlicher Banken die Leidenschaft unter Aufsicht zu stellen und Nutzen davon zu ziehen, andere, sie durch ein unbedingtes Verbot unter Androhung strenger Strafen zu unterdrücken.

Unter den erlaubten Spielen stehen zwei oben an, die für edel gelten: das Schachspiel, welches nur des Gewinnens halber (oder, wie man sagt, um der Ehre willen) gespielt zu werden pflegt, weil es so kunstreich an und für sich ist, daß es keines andern Reizes bedarf, und das Billard, bei dem ebenfalls der Sieg mehr erfreut, als der Gewinnst. Die Kreuzfahrer haben das Schachspiel aus dem Morgenland in ihre Heimath gebracht, wo es nun seit so vielen Jahrhunderten ein bleibendes Bürgerrecht behauptet, und vielleicht behaupten wird, so lange Europa nicht in jene Barbarei versinkt, die ihm, wie Manche prophezeihen, bevorstehen soll; doch auch dann wäre noch die Frage, ob dies Spiel nicht den Verfall aller Blüthen des Geistes überlebte, wie im Orient. Das Schachspiel ist eine Erholung tiefer Geister und starker Gemüther; als Conradin und sein Freund beim Schachbrett saßen, hatten sie mehr Aufmerksamkeit für ihr Spiel, als für den ihnen angekündigten Tod durch Henkershand. Die Engländer pflegen es um Geld zu spielen und Anlaß zu starken Wetten davon zu nehmen; vor Kurzem haben die Schachklubbs von London und Paris durch Korrespondenz eine berühmte Partie gespielt, die zu bedeutenden Wetten führte. Im Ganzen jedoch ist das Schach zu ernst für ein gewöhnliches Spiel, und kann deßhalb nicht jenen lieb werden, die eine leichte, flüchtige Erholung suchen, wie sie die wechselnden Launen des Zufalls bieten, der hier gar keinen Einfluß übt. — Die übrigen Brettspiele, als Damenspiel, Trictrac und Zwickmühle, haben gar nichts vom Geist des Schachspiels in sich, und gelten für langweilig. — Das Billard erfordert körperliche Gewandtheit, die sich ohne besondere Kraftanstrengung offenbart; der Geist bleibt dabei nicht ganz unbeschäftigt, weil eine gewisse Berechnung nothwendig wird, die Aufmerksamkeit ist stets gefesselt, und auch der Zufall hat dabei sein bescheiden Theil. Es gibt zwei Hauptarten, dies Spiel zu spielen: die englische Weise, nach der man mit ängstlicher Berechnung so viele Vortheile als möglich zu erringen sucht, und die noble, nach der man, ebenfalls zwar mit dem Vorsatz, zu gewinnen, sich bemüht, auf eine elegante und wagliche

Art zu spielen, und stets darauf bedacht ist, auch den Gegner wieder zum Stoß kommen zu lassen.

An das Billard reiht sich das Kegelspiel, das, so allgemein es auch immerhin sey, dennoch als ein altvaterländisches Vergnügen und als körperliche Uebung den höhern Ständen zu empfehlen ist, die es auch in den gesegnetsten Gegenden Deutschlands mit Eifer treiben, während in andern nur Bürger und Bauern sich noch damit befassen. In frühern Zeiten wurde das Kegeln zu den Hazardspielen gerechnet; so verbot Carl IV. von Frankreich im Jahr 1323 mehrere Spiele, darunter neben den Würfeln auch die Kegel genannt werden, bei vierzig Sols Parisis Strafe, weil „diese Spiele von Waffenübungen abhielten.“ Auch die Ordonnanz von Orleans (i. J. 1560) verbietet durch den Artikel 101 alles Krimpenspiel (brélans), Würfeln und Kegeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Dampfschifffahrt. Sommer.

Ein Hauptwallfahrtsort für unsere Spaziergänger war seit einiger Zeit das ehemalige Jagdschloß Uebigau an der Elbe. Sie wollten die erste Fahrt des in der dortigen Maschinenfabrik gebauten Dampfschiffs mit ansehen. Schon sehr lange war in Dresden die Anwendung der Dampfschifffahrt auf dem Elbstrom von Zeit zu Zeit zur Sprache gekommen. Bereits vor mehreren Jahrzehnten hat ein Engländer Namens Humphrys um ein Privilegium auf die Einführung derselben angesucht; aber einestheils mögen wohl damals die Innungsgerechtsame der Elbschiffer, anderntheils die bald nachher eingetretenen kriegerischen Umstände der Sache in den Weg getreten seyn. Später hatte ein gewisser Knab den Plan, ein Dampfboot, wenn ich nicht irre, zunächst für gesellschaftliche Lustpartien auf der Elbe zu erbauen; allein auch das kam nicht zu Stande. Unter mehreren andern Projekten gelangte nur ein einziges durch den vor einigen Jahren verstorbenen Begründer der hiesigen Zuckerraffinerie, Calberla, zur Ausführung. Drei Jahre benuzte es der, allen Freunden des industriellen Fortschreitens gewiß noch lange in dankbarem Andenken bleibende Mann zum Waarentransport zwischen Hamburg und Dresden. Neuerlich, wo sein einziger Sohn ganz in die väterlichen Fußstapfen getreten, ist die Fahrt dieses Dampfschiffes eingestellt worden, weil solches die Kosten nicht hinreichend deckte. Allein die vielen, so reizend am Elbstrom gelegenen Naturpunkte, hauptsächlich zwischen Dresden und Tetschen in Böhmen, mußten wohl den früher schon gehegten Wunsch, die Dampfschifffahrt zum Besuche dieser Punkte angewendet zu sehen, immer wieder auffrischen. So bildete sich denn, unter Leitung des mit den neuesten Leistungen der Technik innigst vertrauten Lehrers der Mathematik am hiesigen technischen Institute, Professors Schubert, zu diesem Zwecke die Aktiengesellschaft, welche das neue Dampfschiff in das Leben gerufen hat. Schon während des Baues wuchs die Ungeduld auch der Nichtaktionäre; als endlich Alles fertig erschien, vermehrte jeder Tag die Zahl der auf die Abfahrt des mit der Königskrone und dem Namen „Königin Maria“ geschmückten Fahrzeugs höchst begierigen Stadtbewohner. Aber ihre lange Promenade bis Uebigau war mehrmals fruchtlos gewesen, so daß bereits hie und da Zweifel an dem Gelingen laut wurden. Interessen waren die mancherlei in der Eigenthümlichkeit des Elbbettes liegenden Schwierigkeiten und Hindernisse, von denen das Unternehmen bedroht war, allgemein bekannt, und man vermuthete, daß nur ein öffentlicher Versuch werde bedenklich gefunden werden. Und so mochte es auch gewesen seyn; ohne Zweifel wollte man das wohlgestaltete, allem Ansehen nach überaus rüstige Kind nicht einem, vielleicht durch irgend einen besondern, gar nicht vorauszusehenden Zufall hervorgerufenen Straucheln vor fremden Augen aussetzen, und daher die Probe gewissermaßen hinter dem Rücken der städtischen Neugier, d. h. zu einer Zeit machen, wo die Abfahrt nicht vermuthet wurde. Nach öfterer, völlig gelungener Wiederholung derselben unternahm man endlich am 30sten Juli eine Fahrt nach der fünf Stunden von hier entfernten Stadt Meißen, welcher ein Theil der Aktionäre beiwohnte. Sie ging vollkommen befriedigend in einer Zeit von 1¾ Stunden von statten. Die Rückfahrt war nicht minder günstig, nur bot der eben stark angeschwollene Strom, gegen den es nun ging, einen sehr mächtigen Widerstand, so daß man 4½ Stunden brauchte. Seitdem wurde die Fahrt öfters wiederholt, und man hofft nun recht bald auf dem neuen, anmuthigen Wege der mit Recht von Einheimischen und Fremden so gern besuchten Plätze, der „Bastei,“ des Ottewalder und tiefen Grundes, des Königsteins, Schandaus, Tetschens u. s. w. sich erfreuen zu können. Zu einem zweiten Dampfschiffe soll bereits alles Erforderliche fertig, ja schon der Anfang eines dritten gemacht seyn. Es ist zu hoffen, daß auch künftig, bei niedrigem Wasserstande, die Kunst den Hindernissen gewachsen seyn werde, welche die Natur durch die Eigenthümlichkeit des Elbstroms ihr in den Weg legte. Denn sollte im Falle zu kleinen Wassers die Unterbrechung der Dampfschifffahrt zu lange dauern, so würde der Ertrag den von dem Unternehmen gehegten Erwartungen wenigstens nicht vollständig entsprechen. Nach nunmehr erfolgter Befriedigung der allgemeinen Neugier nehmen natürlich die täglichen Wallfahrten nach Uebigau wieder beträchtlich ab. Außer der Hauptsache hatten sie früher noch einen großen Nebenreiz an dem würzigen Dufte der Linden, mit denen das Gebiet allenthalben besezt ist. Der aus einem sehr winterlichen Lenze hervorgegangene treffliche Sommer hat die Lindenblüthe diesmal überaus üppig und kraftvoll entfaltet und ihrem Dufte eine ungewöhnlich lange Dauer verliehen. Mehrere Wochen war an jedem Morgen und Abend die Luft, sogar mitten in den Steinmassen der Stadt, von dem Wohlgeruche ihrer mit schönen alten Lindenbäumen so reich gesegneten Umgebung erfüllt. — Die besondere Schönheit des jetzigen Sommers, welche alle unsere Hotels und Gasthöfe mit Fremden überfüllt, hat auch einen außerordentlichen Einfluß auf das Flußbaden. Schon im vorigen Jahr war es zur eigentlichen Mode geworden, und die Elbschiffer bemächtigten sich dieses, aus langem Schlafe neu ins das Leben getretenen Industriezweiges. Wohl an achtzig Badehäuschen liegen am Elbstrom unter der Brühlschen Terrasse und weiterhin, außer den gemeinschaftlichen Elbbadeplätzen, und doch sind alle diese Häuschen an schönen Tagen dergestalt besezt, daß die Badelustigen gar oft stundenlang warten müssen, obschon nebenher auch der Prießnitzbach ungleich stärker als sonst zum Baden benuzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 2. September 1837.

Quoique à l'Opéra les sens soient agréablement frappés par l'éclat et la magnificence, cependant, comme l'esprit n'y trouve rien qui le touche ni qui l'attache, on tombe bientôt dans l'ennui et dans une lassitude inévitable.

Saint-Évremont.

Der goldene Schuh.

Ein Feenmährchen.

Zur ewig denkwürdigen Zeit, als die verbündeten Monarchen in Paris ihren Einzug hielten, befand ich mich in der unmittelbaren Nähe eines bedeutenden und einflußreichen Mannes, deſſen Name, jezt verklungen, damals vielfach genannt wurde, und der mich in einer ehrenvollen Wirkſamkeit erhielt. Ihm danke ich es, daß ich jene Zeit in lebendiger Nähe geſchaut, und daß die großen Intereſſen der merkwürdigſten Periode des Jahrhunderts ebenfalls ihren Weg durch den kleinen, unberühmten Raum meiner Hirnſchale nahmen. Die Gedanken, die Bilder, die Empfindungen, die ſie auf dieſem Durchzuge hinterließ, genügen, um Leben und Bewegung ſelbſt in die thatenloſen und düſtern Jahre des ſpäteſten Alters zu bringen. Wer Großes erlebt, kann fürder nie klein denken.

Es war am Abend unſers Einzugs, als die große Oper ein feſtliches Ballet zum Willkomm uns darbot. Alles, was Paris an Glanz, Sinnengenuß und Pracht in ſich ſchloß, entfaltete ſich, um an jenem Abend eine begeiſterte Menge mit dem Taumel entzückender Harmonien zu überſchütten. Den Saal erfüllte der Glanz der Lichter und Diamanten. Jede Loge war ein prächtiger kleiner Salon, gefüllt mit den erſten Schönheiten und den glänzendſten Namen der Zeit, ein funkelndes, blendendes Gemiſch von Ordensſternen und wallenden Straußfedern. Das waren die Blumen, die aus ſo vielen Gräbern jenſeits des Rheins erblüht, das die Sterne, die aus den Nebeln kalter, einſamer Schlachtfelder emporgeſtiegen waren. Frankreich vermählte ſich der Legitimität, und der Brautſchmuck blizte im Saale der großen Oper. Man gab das Ballet Alexander und Campaspe von Veſtris. Gewiß ein recht langweiliger Steff für ein Ballet, aber an dieſem Abend dachte Niemand daran, ihn langweilig zu finden, an dieſem Abende war das Schauſpiel dieſſeits der Lampen, nicht jenſeits. Es war einer der ſeltenen Fälle, wo das große Spiel der Zeit das kleine der Bühne gänzlich zu Boden drückt. Niemand im Saale hatte Zeit, an Alexanders griechiſchen Mantel zu denken, und obgleich das Herz in keiner Bruſt ruhig klopfte, ſo ſchlug doch keines für die Compoſitionen des großen Veſtris. Es wurde getanzt, weiter weiß ich ſelbſt nichts zu ſagen. Einige wollten ſogar bemerkt haben, daß ſehr gut getanzt wurde. Es kann ſeyn, ich liebe den Tanz überhaupt nicht leidenſchaftlich, und jenen kalten, mit Allegorien überladenen Tanz der Kaiſerzeit konnte ich nun vollends gar nicht ausſtehen. Es war damals, als hätten die Beine eines hübſchen Mädchens urplözlich Verſtand bekommen, und von dem Moment hörte ihre poetiſche Tollheit, ihr graziöſer Wahnſinn, auf; ſie tanzten verſtändig und mit

voller Ueberlegung. Der Tanz aber ſoll eigentlich ein Wandeln eines Mondſüchtigen ſeyn, nur poetiſch geordnet, ein unbewußter magiſcher Zuſtand, der den Körper auf den Wellen des Stroms einer unbekannten Melodie dahinreißt. Es muß eine ewige, unzerſtörbare Jugendlichkeit im Tanz liegen, man muß lächeln können und ſtaunen zugleich über ſeine Tollheit und Unſchuld, wie man ſich über das lachende Auge eines Kindes freut und verwundert, das bei ſeiner hellen Klarheit ſo viel übermüthigen Muthwillen kündet. Es war jammerſchade, daß die hübſchen kleinen Füße der Mademoiſelle Bigottini Geſchichte ſtudirt hatten. Was in aller Welt hat die große Zehe einer Tänzerin mit Alexanders Zug nach Indien zu thun? Und das verwünſchte Koſtüm, die griechiſchen Haarknoten von fünf Zoll Länge, die dem armen Kinde den Kopf in den Nacken zogen, die albernen Diademe und die noch alberneren rothen und blauen Draperien, in die die Helden wie Säuglinge eingewickelt erſchienen: es war zum Erbarmen! Und hunderttauſend Lampen waren angezündet worden, um ſo viel Armſeligkeit zu beleuchten; aber wie geſagt, das eigentliche Schauſpiel war dieſſeits der Lampen.

Ich dachte, als ich fünf Stunden an meinen Platz geſchmiedet geſeſſen hatte, wie es im Hamlet heißt: „ich wollte es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei," ſo ſehr war ich zuletzt ermüdet und abgeſpannt. Ich ſaß, in meine Logenecke gedrückt, und ließ den Strom der Melodien an meinem Ohr vorüber rauſchen und ſchloß mein Auge dem Glanz der Lichter. Eine geraume Zeit mochte ſo vergangen ſeyn, als mich das wilde, eigenthümliche Geräuſch, das tauſend klatſchende Hände verurſachen, aus meinen Träumen erweckte. Ich blickte zur Bühne und bemerkte nur noch den Zipfel des roſenrothen Gazegewandes einer Tänzerin, die eben hinter den Couliſſen verſchwand. Der Beifall galt ihr; bald darauf fiel der Vorhang. Ich blieb ruhig ſitzen und wartete, bis das Haus ſich leerte; trotz dieſer Vorſicht traf ich draußen auf dicht gefüllte Gänge und Treppen, die jeden Verſuch, ſich ſchnell in's Freie durchzuarbeiten, als eine Unmöglichkeit erſcheinen ließen. Der Unmuth übermannte mich. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt und ſah dieſe aus weiter Entfernung mir zuwinken. In der Eile nahm ich meinen Weg in einen Seitencorridor und bemerkte zu ſpät, daß dieſer, anſtatt auf die Straße zu münden, in das Innere des ungeheuren Gebäudes führte. Was war zu thun? In dieſes Labyrinth einmal hineingeworfen, mußte ich es kein kleines Mißgeſchick nennen, daß die einzelnen Lampen, die im Verlöſchen begriffen waren, endlich ganz verſchwanden und einer tiefen Finſterniß Platz machten. Ich wollte umkehren, aber auch hinter mir war es Nacht geworden. Einige Sekunden vergingen, ohne daß ich wußte, was ich thun ſollte, und ich lehnte unentſchloſſen an der Mauer des Ganges.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Spiel.

(Fortſetzung.)

Keines beſſern Anſehens ſcheinen in Deutſchland vor Zeiten die Kegel genoſſen zu haben, denn wir wiſſen durch Weſtenrieder, daß die Kegelbahnen in München unter Aufſicht des Scharfrichters ſtanden, bis endlich dieſe Voigtey durch eine jährliche Entſchädigung von Seiten des Magiſtrats abgelöst wurde. — Zu häufiges Kegeln gibt leicht dem Körper eine gemeine Haltung. — Das Ballſpiel iſt in Deutſchland ganz abgekommen; in frühern Zeiten war es das, was jetzt das Billard iſt, und wurde in öffentlichen Häuſern geſpielt, wobei von Marqueurs oder Marqueurs das Zählen und das Aufheben der Bälle beſorgt ward, die, nach Art der antiken Bälle, mit Leder überzogen, mit Luft gefüllt waren. — Der Ballon, der gewöhnliche Spielball und der Federball gehören jetzt den unſchuldigen Spielen an.

Eine Hauptrolle in den Spielen unſerer Zeit, wo nicht die erſte, iſt den Karten angewieſen. Sie ſcheinen zuerſt im Morgenlande behufs der Wahrſagung erfunden und durch Zigeuner nach Europa gebracht worden zu ſeyn. Nach Deutſchland ſind ſie aus Italien gekommen und bald ſo heimiſch geworden, daß die wälſchen Benennungen ſich alsbald in deutſche wandelten, und ſtatt der Schwerter, Stäbe, Becher und Schilder auf den bunten Blättern ſich Eicheln, Schellen, Herz und Laub (Grün) zeigten. Das älteſte deutſche Spiel ſoll „Lanzknecht" geweſen ſeyn; doch wiſſen wir nicht genau zu ſagen, ob es daſſelbe war, das wir unter dieſem Namen kennen.

Der große Verbrauch der Karten rief ſchon im vierzehnten Jahrhundert den Kartendruck, den Vorläufer des Bücherdrucks, in's Leben; die Kartenmacher hießen Briefmaler, Briefdrucker, ſo wie noch heutzutag in Oberöſterreich das Landvolk unter Brief auch ein einzelnes gedrucktes Blatt oder ein Heiligenbild verſteht. Jedenfalls iſt der Kartendruck älter als der Zeitpunkt, in den ſogar jetzt noch die Franzoſen die Erfindung ſelbſt der Karten überhaupt verſetzen, indem ſie behaupten, die erſten Karten hätten gedient, die Melancholie ihres Karls VI. zu zerſtreuen; doch ſind die neueren Benennungen der Farben: Coeur, Carreau, Pique und Treffe (beim Volke: Herz, Eckſtein, Schippen und Kreuz), ſo wie die Verwandlung des Obern (des großen Wenzel) in eine Dame von franzöſiſcher Erfindung aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. — Die deutſche Karte iſt in vielen Gegenden jetzt gar nicht mehr üblich, in andern nur noch unter dem Landvolke.

Die Spiele, zu welchen die Karten verwendet werden, ſind von ſo mannichfacher Art und ſo verſchiedenartigen Benennungen, daß es ſchier nicht möglich iſt, ſie alle zu

kennen und zu nennen; in der Geſellſchaft beſtimmt die Mode diejenigen unter ihnen, welche vorzugsweiſe geſpielt werden, während in den niedern Ständen hierin weniger Wechſel Statt findet. — Der allgemeine Charakter der erlaubten Kartenſpiele beſteht darin, daß der Zufall zwar dem Spieler die Blätter zutheilt, dieſer aber in den meiſten Fällen durch eigene Berechnung die Partie ausführen muß, ſein Glück entweder benutzend oder die Ungunſt des Zufalls durch Geſchicklichkeit in etwas verbeſſernd, nur daß nicht etwa dieſe Verbeſſerung ſich zu dem erſtrecke, was der Franzoſe ſo höflich „corriger la fortune“ nennt. Eine aus dem Kartenſpiel hervorgegangene Erfindung ſcheint das Domino zu ſeyn, eine friedliche Zerſtreuung ſtiller Leute, die Nachmittags ihre Partie um eine Taſſe Kaffee und ein Schnäpschen zu machen lieben. — Das Spielen in Geſellſchaften hat irgendwer für ein Eingeſtändniß erklärt, daß die Leute nicht im Stande wären, ſich gegenſeitig aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Etwas Wahres ſcheint an dieſer Behauptung zu ſeyn, und zweifelsohne ſteht es einem Manne von Bildung nicht ſehr wohl an, wenn er ſeine Muße ausſchließlich auf ein Vergnügen verwendet, welches ſo eintönig iſt, daß es nicht einmal die kleinſte Leidenſchaft aufregt und die Einbildungskraft nicht im Geringſten beſchäftigt; doch gehört es zur Erziehung des Weltmanns, ſich auf die üblichen Spiele zu verſtehen und ſie im Nothfall mit Anſtand und Geſchicklichkeit zu treiben.

Eine ganz andere Bewandtniß als mit den Geſellſchaftsſpielen hat es mit den *Hazardſpielen*, in denen ſich alles das, was das Spiel Anziehendes und Gefährliches in ſich hegt, vollkommen vereinigt findet; vor allem iſt es das neckiſche Walten des Zufalls, das unſere Phantaſie zu den abenteuerlichſten Berechnungen hinreißt, ſo daß wir, ehe wir uns deſſen verſehen, in den Strudel hineingezogen, alsbald nur noch willenloſe Werkzeuge der Leidenſchaft ſind. Vorzüglich ſind es muthige, an keckes Wagniß gewöhnte Männer, die gar zu gern mit dem unergründlichen Zufall in die Schranken treten; und hier wird das Hazardſpiel zur noblen Paſſion, ſobald der Spieler, ohne ſeine oder der Seinigen irdiſche Wohlfahrt zu gefährden, nichts wagt, als gerade nur ſein Gold, und nichts im Grunde verliert, als juſt nur eine Zeit, die er doch zu nichts Beſſerem angewendet hätte, als ſie zu verſplittern. Er verliere noch ſo viel, daheim iſt dennoch ſein Tiſch gedeckt und ſein Stammgut bleibt ſeinem Nachfolger unverſehrt, wie er ſelbſt es von ſeinem Vorfahren überkommen. Wehe aber dem, zu welchem ſich Sorge und Angſt an den Spieltiſch ſetzen und den die Vorwürfe des Gewiſſens unabweisbar von dannen geleiten; denn während er ſeine Pflichten ſo freventlich verletzt, untergraben die Gemüthsbewegungen ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte, ſelbſt wenn er, was jedoch ein ſeltener Fall iſt, nicht auch nebenbei andern Ausſchweifungen ſich hingibt. Dieſen Gefahren entgeht nur der, welcher über Gewinn und Verluſt erhaben ſteht, woher es auch kommt, daß Spieler gewöhnlich ſich den Anſchein geben wollen, als ſey ihnen das Spiel nur eine noble Paſſion, indem ſie, den äußern Anſtand behauptend, Ruhe und Gleichgültigkeit heucheln. — Wie ſehr das ungeeignete Spiel den Menſchen entwürdige, zeigt unter andern auch der Umſtand, daß ſchon ſo Viele nicht den Muth hatten, die Folgen ihrer leidenſchaftlichen Handlungsweiſe zu tragen, und in ihrer grundloſen Entſittlichung das feigſte aller Verbrechen verübten, das nie gerechtfertigt werden kann, wenn auch hie und da entſchuldigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Königin Victoria und die Pfennigſchreiber.

Zu demſelben Pariageſchlecht in der Literatur wie unſere Roman- und Memoirenüberſetzer gehören die engliſchen Penny-a-liner's, jene armen Teufel, welche die Londoner Zeitungen mit Berichten über die Tagesbegebenheiten verſorgen und für die gedruckte Zeile einen Groſchen rheiniſch erhalten. Für ſie iſt der Beinbruch eines Gentleman ein Glücksfall, und ein Dienſtabl bringt ihnen je nach ſeinem Belang mehr oder weniger Schillinge ein. Die guten unter ihnen beſitzen die Kunſt, Alles, was im täglichen Leben Erſchreckliches, Aergerliches, Rührendes, Lächerliches, Offizielles ſich ereignet, in künſtlichem Lichte effektvoll hervorzuheben, und ihr ſchwunghafter Styl gleicht einer Maſchine, die mit jedem Umlauf des Rads einen blanken Pfennig prägt. Seit einem Monat, wo die große Angelegenheit der Parlamentswahlen die Spalten der Journale mit real intelligence, wie der Engländer ſagt, überfüllte, hatten dieſe Leute unwillkommene Ferien, und manches prächtige Unglück machte ihnen auf ihren langen Spaziergängen vergeblich den Mund wäſſerig. Kaum aber iſt das Verhältniß zwiſchen Tories und Liberalen ermittelt, ſo ſind ſie heißhungrig bemüht, ihre Verluſte hereinzubringen. Königin Victoria verſpricht ihnen ein guter Engel zu werden: die erhabenen Tugenden, die liebenswürdigen Launen, die großen und kleinen offiziellen Handlungen der königlichen Jungfrau ſind baares Geld für ſie. So wurde vor einigen Tagen in Hydepark ein neues Thor mit einiger Feierlichkeit eröffnet und von der Königin zuerſt befahren. Wir geben den betreffenden Bericht des Londoner Couriers, als Probe vom Styl und der Kunſtfertigkeit der Penny-a-liner's.

„Es war ruchbar geworden, daß die Königin der am geſtrigen Tage erfolgten Oeffnung des in Hydepark, dicht neben dem in den Garten von Kenſington führenden Eingang, an der Bayswaterſeite neu eingerichteten Thors in Perſon anwohnen werde, und ſo fand ſich lange vor fünf Uhr, zu welcher Stunde die Eröffnungsfeierlichkeit ſtattfinden ſollte, eine große Menge wohlgekleideter Perſonen an Ort und Stelle ein und beſetzte die Straße, auf welcher Ihre Majeſtät erwartet wurde. Um fünf Uhr kam die Muſikbande der königlichen Artilleriecompagnie, deren Generalkapitän Se. Hoheit der Herzog von Suſſex iſt, aus Finsbury an und ſtellte ſich innerhalb des Thors zur rechten Hand auf. Etwa zehn Minuten ſpäter langte der Herzog von Suſſex, in Begleitung von Lord John Churchill und Maſter Stephenſon, im eigenen Wagen an und nahm Platz in der glänzenden,

dicht am Thore errichteten Tribüne, woselbst Se. Hoheit der Ankunft der Königin harrten. Ein Regenschauer, der sich jezt ergoß, ließ befürchten, daß die Feierlichkeit verschoben werden dürfte, aber etwa zwanzig Minuten vor sechs Uhr kam die Meldung, Ihre Majestät stehe im Begriff, in Buckinghampalace in den Wagen zu steigen. Präcis zehn Minuten vor sechs Uhr fuhr die Königin in einem vierspännigen offenen Landau mit zwei Vorreitern in Hydepark ein. Zur Seite der Königin befanden sich im Wagen die Herzogin von Kent und Lady Jenkinson. Der königliche Wagen umfuhr den Zirkel und hielt unter dem lauten Jubelruf der versammelten Menge vor dem Thore, das den Namen Victoriathor erhalten soll. Der Herzog von Sussex, begleitet von Master Stephenson, verfügte sich sofort an den Wagenschlag und unterhielt sich mehrere Minuten lang mit Ihrer Majestät, während die Musik die Nationalhymne spielte. Se. königliche Hoheit traten sodann vor das Thor an der Westseite und riefen laut: „Oeffnet das Victoriathor!“ worauf die Thorflügel sich aufthaten und die königlichen Wagen durchfuhren, hinter ihnen alle andern Equipagen, unter welchen wir die der Grafen von Westmoreland und Harrington, der Lords Burghersh und Dinorden, der Lady Gardner u. s. w. bemerkten. Nachdem die Wagenreihe durch war, stellte sich der Herzog von Sussex mitten auf die zum Thore führende Straße und forderte die Versammlung auf, mit ihm zu Ehren Ihrer Majestät ein dreimaliges Lebehoch auszubringen, welcher Aufforderung unverzüglich unter dem Verruf Sr. königlichen Hoheit dreimal drei so begeisterte Lebehoch folgten, als wir uns jemals gehört zu haben erinnern. Ihre Majestät fuhr nun die Bayswaterstraße hinab, durch das Cumberlandsthor wieder in Hydepark herein, um die Statue des Achilles herum, wieder durch den Zirkel und noch einmal zum Victoriathore hinaus, woselbst sie zum zweiten Male mit den unzweideutigsten Beweisen von Anhänglichkeit und Loyalität empfangen wurde, während die Bande wieder „God save the Queen“ erschallen ließ. Ihre Majestät, wir freuen uns, es sagen zu dürfen, sah sehr gut und äußerst munter aus, und schien am Vorgang großes Gefallen zu finden. Der Herzog von Sussex sah sehr gut aus. Auf der Rückfahrt um Rotten-row regnete es so stark, daß Ihre Majestät den Wagen zu bedecken befahl, worauf die höchsten Herrschaften in den neuen Pallast zurückkehrten.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Das Vogelschießen.

Die uralte große Woche, das Dresdener Vogelschießen, ist überstanden. Vormals wurden die Reize der Vogelwiese so ziemlich der Mittelklasse, den Proletariern, der Jugend und dem Kindesalter überlassen. Zwar nahm von jeher das gesammte Fürstenhaus an dem Schießen nach dem an außerordentlich hoher Stange mit ausgespreizten Fittigen am Himmel schwebenden, bunten Vogel Theil. Personen ersten Ranges solaten natürlich dem Beispiele, und der Schütze aus dem Gewerbsstande konnte sich an den fürstlichen und andern glänzenden Namen ergötzen, die, der Reihenfolge nach, neben dem seinigen als Mitschießende durch eine offizielle Stentorstimme proklamirt wurden. Aber die persönliche Theilnahme der Fürstenfamilie hatte schon seit undenklicher Zeit aufgehört. Namens derselben erschien in ziemlichem Pomp ein mit dem Schießen beauftragter Kammerherr mit fürstlicher Equipage auf der Wiese. Seine Ankunft wie seine Abfahrt wurde allezeit durch Losbrennen von Kanonen bezeichnet. Auch ein großer Theil der übrigen vornehmen Mitglieder der Schießgesellschaft betrat vielleicht die Vogelwiese mit keinem Fuß, sondern überließ es Mandatarien, den Schuß zu thun. Seit König Anton ist der Antheil des regierenden Hauses wieder ein persönlicher geworden. Obgleich natürlich die Mitglieder desselben ihren Schuß in der Regel noch dem Kammerherrn austragen, so ist es doch auch schon vorgekommen, daß solche ihn selbst übernahmen. Wenn auch noch immer die Hauptelemente des Vogelschießens aus der Mittelklasse und den untern Ständen bestehen, so nehmen doch in Folge dieser Veränderung auch die obern mehr als früher daran Theil. Dieses geht schon aus der merklichen Verfeinerung der gebotenen Genüsse hervor. Allerdings fand auch früher in vielen, zur Zeit der Vogelwiese dort etablirten Zelten die gute Küche mehr oder weniger Berücksichtigung; aber die meisten übrigen Verkaufslokale waren nur für äußerst frugale Gemüther und Gaumen eingerichtet. Bratwurst hieß die prädominirende Ambrosia der Dresdener Vogelwiese, Kirschwein ihr beliebtester Nektar, und lezterer war nicht selten ein gar fades und wässeriges Weinchen, das zwar wenig sich eignete, den Kopf aus seinem Gleichgewicht zu bringen, aber dafür Magen und Gaumen in desto schmählichere Verzweiflung stürzte. Diese, die bekanntlich stets das größte Unglück in der Wahl ihrer Hülfsmittel hat, mag dann oft ihr Heil in den an hölzernen Spießen allenthalben feil gebotenen, sauern Gurken gesucht haben, welche ebenfalls zu den Wahrzeichen der Dresdener Vogelwiese gehören. In der neuesten Zeit ist das allmählich Alles anders geworden. Zwar hat die strengste Frugalität noch keineswegs ihre bescheidenen Tempelchen eingebüßt, und Bratwürste, saure Gurken und besonders auch Pfefferkuchen behaupten immer noch den bedeutendsten Einfluß auf eine gewaltige Majorität. Daneben aber sind so viel Restaurants überall aufgeschossen, daß die elegante Welt vor tausenderlei culinarischen Wohlgerüchen gar nicht zum Entschluß kommen kann, wo sie ein glänzendes Souper einnehmen soll. Daß unter so veränderten Conjunkturen die Conditoreien, von denen jezt beinahe jede Stadt wimmelt, mit allen ihren kalten und warmen Erfrischungen und dem Eise nicht zurückgeblieben sind, bedarf keiner Erwähnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Nach Lucchese.

Mit Argusaugen pfleg' ich meine Kleinen,
Die meiner Sorgfalt gern ihr anvertrauet,
Und meiner Thränen reiche Früchte schauet,
Die ich ob meinen Zöglingen muß weinen.

Ach! diese lachen unter meinen Thränen,
Mit denen ich den Boden ringsum netze
Und sie mit voller Thränenfluth ergötze,
Womit ich stille selbst ihr schmachtend Sehnen.

Doch droht den Lieblichen ein schnell Verderben,
Der Himmel lacht selbst ihnen oft zu lange,
Dann schauen sie nach meinen Thränen bange,
Und müssen, ist mein Busen öde, sterben.

J. G. M.

Beilage: Verlagsanzeige von Ludw. Schumann in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Le[illegible].

Montag, den 4. September 1837.

Alea —
Non contenta bonis, animum quoque perfida mergit,
Furca, furax, infamis, iners, furiosa, ruina.
Petron.

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben erwähnt, daß nicht überall die Gesetzgebungen in gleichem Sinn sich über Hazardspiele aussprechen. In England gibt es kein Verbot dagegen, in Oesterreich sind sie ohne Ausnahme verwehrt, bei schwerer Geldbuße, von der jedoch der Angeber, wenn er am Spiel theilgenommen, nicht allein frei ist, sondern noch dazu eine Belohnung erhält. In Frankreich hatte bisher die Regierung den Grundsatz, ein Uebel, das sie nicht zu unterdrücken vermochte, möglichst unschädlich zu machen, und nebenbei die Leidenschaft zu besteuern; jezt haben andere Doctrinen den Sieg erhalten, und die Sylvesternacht wird zugleich mit dem Jahr 1837 auch die öffentlichen Spiele schließen. — Es ist vielleicht möglich, daß dieses Gesetz in späterer Folgezeit gute Früchte trage, doch für die nächste Zukunft scheinen die Nachtheile überwiegend. Eine Menge von Leuten, welche, theils arm, theils durch Ausschweifungen verarmt, jedenfalls aber durchaus bankrutt, bisher durch das Spiel entweder als Angestellte der Bank, oder durch eigene, die Schranken des geschriebenen Gesetzes noch zur Noth einhaltende Betriebsamkeit sich durchbrachten, werden schwerlich allesammt als ehrenwerthe Arbeiter den Neujahrsmorgen von 1838 begrüßen, und mithin wird eine neue Legion von hungrigen, also erfinderischen und entschlossenen Gesellen sich den Schaaren der übrigen Gauner in der Hauptstadt anschließen, und nebenbei die Bevölkerung der Bagno's und Zuchthäuser vermehren helfen; die Polizei wird sich eines Stelldicheins beraubt sehen, wohin, wie das Wild zur Salzlecke, diejenigen zogen, welche sie sonst kaum zu finden gewußt hätte; und endlich wird die öffentliche Sittlichkeit auch in Hinsicht des Spieles selbst nur verlieren; denn statt der Opfer, welche bisher dem beaufsichtigten, gewissermaßen ehrlichen Spiele fielen, wird das heimliche mit noch mehr Gefährde deren eine weit größere Anzahl verschlingen, und namentlich die unerfahrne Jugend zu verlocken desto günstigere Gelegenheit finden. Glich doch das heimliche Spiel sogar bisher der Hydra, der für einen abgeschlagenen Kopf gleich zwei neue wuchsen! wie wird es nun erst werden? — Diese Uebelstände werden neue Früchte jener übelangewendeten Menschlichkeit seyn, die in Frankreich schon seit Jahren mit dem Raub des Schoffottes die Galeeren bereichert, und die, so lange Mord und andere todeswürdige Verbrechen noch tagtäglich vorkommen, die Stirne hat, zu sagen: la peine capitale n'est plus dans nos moeurs!

Das Hazardspiel in Bädern ist jedenfalls minder gefährlich, als in großen Städten, weil die Gäste gewöhnlich

ſich höchſtens in eine augenblickliche Verlegenheit ſetzen können, da ihr Credit und ihre baaren Mittel ihnen nicht ſo zur Hand ſind, und die Leidenſchaft, welche ſie zu weit hätte führen können, Zeit gewinnt zu verrauchen.

Der Spiele, welche an der Bank zu Baden-Baden geſpielt werden, ſind zwei: Rouge-et-Noir, und die Roulette; ſo auch in Wiesbaden. Ob in andern Bädern noch Pharao geſpielt wird, iſt uns unbekannt; doch glauben wir es vor ungefähr zwanzig Jahren in Aachen geſehen zu haben. Rouge-et-Noir (auch Trente-et-un und Trente-et-Quarante genannt) iſt ein Kartenſpiel, und der Banquier hat dabei den Vortheil, der ihm bei jedem Hazardſpiele blüht: die Bank ſteht ohne Leidenſchaft den Leidenſchaften der Pointeurs gegenüber, und hat nebenbei noch eine bedeutende Chance des Spiels ſelbſt für ſich. Die Karte beſteht aus mehreren vollſtändigen Spielen von 52 Blättern, die alle untereinander gemiſcht werden. Das Zählen geſchieht, ohne Rückſicht auf Farben oder ſonſtige Bedeutung, ſo, daß jedes Bild für zehn Points gilt, und die übrigen Blätter je nach ihren Augen. — Um alle Verwirrung möglichſt zu verhüten, iſt bei öffentlichen Banken die Tafel ſelbſt in Felder abgetheilt, auf welche der Spieler nur zu ſetzen braucht, um ſeine Meinung auszudrücken, auf was er halten will: auf Schwarz oder Roth, für oder gegen die Farbe, welch letzteres ſagen will, daß er wette, die Farbe der zuerſt aufgeſchlagenen Karte der bevorſtehenden Tour werde gewinnen oder aber verlieren. Sobald das Spiel gemacht iſt (nämlich nachdem die Spieler geſetzt haben), legt der Tailleur die Karten nacheinander um, bis er mindeſtens einunddreißig zählt, worauf er ebenſo eine zweite Reihe ſchlägt; von dieſen Reihen gilt die erſte für Schwarz, die zweite für Roth, und der Tailleur ſagt allemal nur das Schickſal dieſer letztern an, ob ſie gewinnt oder verliert, wobei er zugleich angibt, ob die Farbe gewinnt oder verliert. Gewonnen hat diejenige Reihe, deren Points zunächſt an dreißig bleiben; daher der Name Trente-et-un. Die Benennung Trente-et-Quarante kommt daher, weil der Zähler dreißig überſchreiten muß, und nicht über vierzig hinauskann, indem die höchſte Karte nur zehn Augen gilt. Der Gewinn iſt immer dem Einſatz gleich, der ſich mithin dadurch verdoppelt; der geringſte Einſatz in Baden iſt eine halbe Krone, der höchſte 6000 franzöſiſche Francs. Die Chance für die Bank iſt, wenn beide Reihen 31 zeigen, wo dann die Einſätze ſtehen bleiben, und in der nächſten Tour der gewinnende Theil nur ſein eigenes Geld zurück erhält; ſobald die Reihen auf einer andern Zahl gleichſtehen, wird die Tour als gar nicht aufgelegt betrachtet, und das Spiel geht weiter, nachdem der Galerie Zeit gelaſſen worden, ihre Sätze nach Belieben zurückzuziehen oder zu ändern. Nach einem doppelten 31 kann der Pointeur der Bank auch die Hälfte des Einſatzes vor dem neuen Umſchlagen anbieten, was gewöhnlich angenommen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

Endlich dämmerte ein Lichtſchein, ein entferntes Geräuſch wurde wach, und ich ſah zuerſt an der Mauer, in gigantiſchen Umriſſen, die Schatten zweier Geſtalten herankommen, denen ein Diener mit einer Laterne zur Seite ſchritt. Mein Entſchluß war bald gefaßt, ich wollte ſie ruhig erwarten und mich ihnen anſchließen. Demnach drückte ich mich in einen etwas zurücktretenden Winkel eines Treppenabſatzes, und harrte geduldig. Die Heranſchreitenden waren in einem eifrigen Geſpräch begriffen, die weibliche Stimme, die der männlichen anfangs mit einiger Lebhaftigkeit antwortete, verſtummte allmählig, und jene ſprach allein, wie es ſchien in Vorwürfe und Verwünſchungen ausbrechend. Sie kamen näher, und ich konnte ſie jezt deutlich in's Auge faſſen: es war ein ältlicher Mann, der ein junges Mädchen mehr am Arme mit ſich zerrte als führte. Sie gingen an mir vorüber, und ich hörte die Worte des Alten: „Wirſt du mir nun glauben, daß die Fee Mollacat an Allem Schuld iſt? Bemerkteſt du nicht ihren goldenen Schuh an den Füßen der verhaßten Springerin? Und kann es anders ſeyn? Sie, die früher wie eine Krähe hüpfte, tanzte heute wie eine Sylphide! O man ſoll mir nicht weiß machen, daß das ohne Zauberkünſte möglich iſt! Aber, bei meiner Ehre, ich will die Nichtswürdige verfolgen, nicht früher will ich ruhen, als bis der goldene Schuh wieder in meinem Beſitze iſt! Ich will — ich will —“

Damit verhallten die Worte im Corridor. Ich trat aus dem Verſteck, um der Laterne zu folgen; nebenbei beſchäftigten und reizten mich die Aeußerungen, die ich eben gehört. Es war mir neu, mitten im modernen Paris von einer Fee und von Zauberkräften zu hören. Wären dieſelben Worte einige Minuten früher auf den Brettern ausgeſprochen worden, ſo hätten ſie gar keine Wirkung hervorgebracht, aber hier im einſamen Gange, aus dem Munde eines alten, ärmlich gekleideten Mannes, zu einem Mädchen ausgeſprochen, das hinter ihrem vorgehaltenen Tuche in lautes Schluchzen ausbrach, hier machten ſie eine bewundernswürdige Wirkung. Ich faßte mir die Geſtalt des Mannes näher ins Auge: ſie war ſehr zuſammengefallen; ein kleines dürftiges Mäntelchen, ein Regenſchirm, ein geknickter grauer Hut und Schuhe mit großen Schnallen machten die ganze Ausſtattung des

ſonderbaren Individuums aus, das ſo vertraut von Feen und Zauberkünſten ſprach. Die junge Schöne an ſeinem Arm verſteckte unter einem eilig übergeworfenen ſeidenen Kapuchon die Reſte ihres Theaterkoſtüms. Der Diener trug unter dem Arm einen Geigenkaſten, woraus ich ſchloß, daß der Alte im Orcheſter ſeinen Platz behauptet habe, während die Tochter oder die Frau auf den Brettern figurirte.

Meine Neugier war einmal erwacht. Ich folgte dem Paare durch immer enger werdende Gaſſen, ohne daran zu denken, daß es mir ſchwer ſeyn würde, in der ungeheuern, mir gänzlich fremden Stadt den Rückweg in meinen Gaſthof zu finden. Wirklich hätte ich mich, ohne die beſondere Artigkeit des alten Mannes, auch bald in der peinlichſten Verlegenheit befunden, denn mein wanderndes Pärchen war eben Willens, im engen Thorweg eines Hauſes zu verſchwinden und mich im Dunkeln zurückzulaſſen, als zum Glück der Alte noch einen Blick rückwärts warf und mich gewahr ward. Mit der Zuvorkommenheit eines Franzoſen trat er zu mir und ſagte: „Mein Herr, ich merke an Ihrem Anzug und Ihrem Weſen, daß Sie fremd in Paris ſind; Sie gehören wohl zum Heere unſerer Gäſte, die geſtern in die Stadt eingezogen; Sie wollen vielleicht in Ihre Wohnung und haben ſich verirrt. Erlauben Sie, daß ich die Honneurs meines Stadtviertels mache, und Ihnen die Laterne und den Diener anbiete, der Sie nach Ihren Inſtruktionen ſicher nach Hauſe begleiten ſoll, oder erzeigen Sie mir die Ehre, in mein Zimmer zu kommen und der Gaſt bei einem ſpärlichen, aber gern gegebenen Abendbrode zu ſeyn. Durch letzteres würden Sie mich ſehr verbinden.“

Der alte Herr mit den ſilbernen Schuhſchnallen mochte in meinem Geſichte leſen, daß der eben gethane Vorſchlag gar ſehr nach meinem Sinne war; er gab daher dem Diener den Wink, eine kleine Stiege, die ſich links im Thorweg zeigte, hinaufzuleuchten, und ſagte, halb zu der Dame gewendet: „Monſieur erzeigt uns die Ehre; geh, Babet, und ſetze das obere Zimmer geſchwind etwas in Stand.“ Wir gelangten durch ein kleines Vorgemach in ein Kabinet, das ſich uns in keiner geringen Unordnung zeigte. Mademoiſelle Babet befand ſich eben im Kampfe mit einigen widerſpenſtigen alten Möbeln, die entweder aus ihren Ecken nicht herauswollten, oder, einmal hervorgebracht, das Gleichgewicht verloren, und umſtürzend ihre morſchen Beine gen Himmel kehrten. Eine Maſſe von Büchern, Violinfuteralen, Blechkäſtchen und Flaſchen deckte den Boden und die Tiſche. Endlich war ein freies Plätzchen ausfindig gemacht und wir ließen uns bei dem Reſt einer Wachskerze nieder. Der alte Franzoſe befand ſich bald in ſeiner vollen Gemüthlichkeit; augenſcheinlich war es ihm lieb, einen jener merkwürdigen Fremden, die das Geſpräch des Tages waren, bei ſich zu ſehen, und er zeigte mir, daß er nicht der Mann ſey, eine ſo treffliche Gelegenheit, ſich über allerlei wichtige Dinge genau zu unterrichten, vorbeigehen zu laſſen. Ich mußte ihm nun nothgedrungen Rede ſtehen, obgleich es mein Wunſch war, den Gegenſtand meiner Neugierde, und der mich eigentlich hieher geführt, zur Sprache zu bringen. Die Verſuche, dahin einzulenken, blieben vergebens; der Alte ſchien alle Feen der Welt vergeſſen zu haben, und nur für Feldherrn, Schlachten und politiſche Projekte Sinn zu äußern. Darüber verging eine Stunde, und ich mußte an den Rückweg denken. Jetzt nahm ich meinen Muth zuſammen; ich wollte nicht umſonſt in dieſes Abenteuer mich verwickelt haben, und geſtand dem Alten offenherzig, daß ich ihn belauſcht, wie er von Feen und goldenen Schuhen geſprochen. Er ſah mich an mit einem beſondern Lächeln, und Babet, die uns gegenüber ſaß, wurde roth. „Verzeihen Sie meine Neugier,“ rief ich; „ſie könnte indiscret erſcheinen, und deßhalb verzichte ich darauf, ſie zu befriedigen, obgleich mich dieſe Ueberwindung viel koſtet; denn Ihre Worte, beſter Herr, haben, ich weiß nicht wie viele Vorſtellungen aus meiner Kindheit in meiner Seele neu geweckt, und mir ahnet, daß es mit dem goldenen Schuh eine höchſt ſeltſame Bewandtniß hat.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Wie Sterne in der Altmühl.

Wie traurig ſchimmert, düſterhelle,
Das Spiegelbild aus flücht'ger Welle!
Und deut' ich ſeine ſtumme Sprache,
So heißt ſie tiefe Todtenklage.
Du lächelſt nicht, du weinſt, o Stern,
Im Widerſchein aus Himmelsfern'!

Und Stern an Stern, und Well' an Welle,
Wie bleich ach! flimmernd, thränenhelle!
So glänzt auf jeder Well' im Herzen
Ein ſüßes Bild in Sehnſuchtſchmerzen,
So wie der Stern die Fluth durchbricht
Im zitternden, gebrochnen Licht.

Emma v. Rindorf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Das Pflaſter. Das unterirdiſche Paris.

Man thäte wahrlich der Pariſer Obrigkeit Unrecht, wenn man ihr den Vorwurf machte, daß ſie nicht genug für die

Verschönerung und bessere Einrichtung der Stadt thue; denn von allen Seiten sieht man Haufen von Arbeitern in voller Thätigkeit, und zwar schon seit Anfang des Frühjahrs; man merkt es der Obrigkeit nicht an, daß die Feste bei der Vermählung des Herzogs von Orleans sie so viel gekostet haben; man sollte glauben, die Stadt habe gar keine Schulden und die Kassen seyen voll. Freilich kommt beständig viel hinein, besonders jezt, da Paris voll von Fremden ist, welche für die Abwesenheit der reisenden Pariser Familien entschädigen. Erstlich hat man eine gänzliche Umwälzung, eine wahre Revolution im Straßenpflaster unternommen; nach vielen Jahrhunderten ist man erst in dem jetzigen hier zur Ueberzeugung gelangt, daß es zweckmäßiger ist, ein in der Mitte etwas erhöhtes Pflaster mit den Rinnsteinen zur Seite anzulegen, als eine einzige Rinne mitten durch die Straße zu ziehen und von den Häusern das Pflaster gegen diese Rinne hinzuneigen. Gerade von dieser fehlerhaften Einrichtung des Straßenpflasters rührte der ungeheure Schmuz der Pariser Gassen her; auch künftig wird es unmöglich seyn, die nicht breiten Straßen rein zu halten, aber des Schmuzes wird doch weit weniger werden. Da die Unterhaltung des Pflasters eine sehr kostspielige Sache ist, so hat man auch hier auf Verbesserungen gedacht. So wird in den am meisten befahrenen Gassen jezt ein doppeltes Pflaster angelegt, und zwar eines über dem andern. Das untere besteht aus alten Steinen und muß dem obern und bessern als Grundlage dienen, es am Weichen und Einsinken verhindern. Dadurch erspart man sich die Mühe und Kosten des oftmaligen Ausbesserns, wenn auch die erste Anlage kostspieliger ist. Zweitens werden die Pflastersteine jezt auch vermittelst eines Mörtels mit einander verbunden und gleichsam eingemauert, statt wie sonst bloß in Sand eingerammt zu werden. Diese allgemeine Pflasterverbesserung geht natürlich langsam vor sich; denn es gibt der Straßen zweitausend in Paris, und mehrere sind eine halbe Meile lang; daher ist es schon ein großes Unternehmen, eine einzige dieser Straßen nach dem neuen Plane ganz umzugestalten. Man geht auch nur dann an's Werk, wenn durch die Anlegung von Kloaken und Wasserleitungen das Aufheben des Pflasters nöthig wird, und es dann auf Eines hinausläuft, ob man es wieder wie ehemals einrichtet, oder anders anlegt. Die Kloaken werden bis in die entfernten Vorstädte fortgesezt. Ein wahres Labyrinth müssen diese Leitungen bilden, welche jedoch sämmtlich, wenigstens in ihren Hauptarmen, auf die Seine hinauslaufen, und dennoch das Wasser dieses Flusses nicht verderben, wie die chemischen Untersuchungen dargethan haben sollen. So wird also jezt das unterirdische Paris in allen Richtungen von dreierlei Leitungen durchkreuzt, von den Wasserleitungen, den Kloaken und den Gasröhren, die sich auf beiden Seineufern schon sehr weit erstrecken und zur Beleuchtung eines großen Theils der Stadt dienen. Dazu kommen noch auf dem linken Seineufer die unterirdischen Gänge der alten Steinbrüche, welche ehemals außerhalb der Stadt sich befanden, und seitdem diese sich auch nach dieser Seite weit ausgebreitet hat, überbaut worden sind, so daß nur noch das Ende derselben sich in's Feld hinaus erstreckt. Diese unterirdischen Gänge sind unter dem Namen Katakomben bekannt, da ein Theil derselben, der Eingang nämlich, dazu gebraucht worden, die Gebeine der in den ehemaligen Stadtkirchhöfen Begrabenen aufzubewahren, wie man auch eben noch damit beschäftigt ist, die aus einem ehemaligen Leichenhofe gezogenen Gebeine dort niederzulegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, August.

(Fortsezung.)

Das Vogelschießen.

Diesmal war die Wiese mit ihren leinwandenen und breiternen Palästen und Hüttchen, Verkaufs- und Glücksbuden aller Gattung, mit ihren Bratwurstküchen, Gurkenfässern, Kuchentischen und Obstbörden, Kegelbahnen in Lebensgröße und in Miniatur, Guckkasten und Bänkelsängern, Bildern, russischen und vaterländischen Schaukeln, Ringelrennen, Wahrsagern, Riemenstechern und Taschenspielern, wilden und zahmen Bestien, Riesen, Zwergen, Bereitern und Akrobaten, vielleicht noch reichlicher als in der Regel assortirt. — Wenn man auch auf jeden der Tage des Dresdener Vogelschießens den alten, bekannten Pentameter mit Recht anwenden kann:

„Immer ist's Sonntag, es dreht stets sich am Herde der Spieß,"

so hat doch der Sonntag, mit welchem dieses Volksfest allezeit beginnt, gewisse besondere Vorzüge vor seinen sechs Milchbrüdern, den übrigen Tagen. Eine Menge wackerer Bürger, die durch Gewerbe, Bedürfniß oder sonstige Verhältnisse an den Werkeltagen abgehalten werden, dem Volksfeste beizuwohnen, machen es sich gewissermaßen zur Pflicht, an diesem Sonntage die Vogelwiese mit der ganzen Familie zu besuchen. Die jüngsten Mitglieder pflegen so gut wie die ältesten dazugezogen zu werden, und zwar die erstern oft im eigentlichsten Sinne. Kinderwagen in Menge sind mit ältern Kindern oder Dienstmädchen bespannt. Im Fall der auf dem langen Wege erfolgten Ermüdung der Kutscher und Pferd in Einer Person Vertretenden übernehmen nicht selten Vater oder Mutter selbst die Funktion eines Vorspannpferdes. Diese Wagen pflegen meist auf dem Rasen der Wiese unter freiem Himmel ausgeladen zu werden. Die heitern Gesichter verkünden, daß es dem ganzen Hause gelungen ist, die Beschwerden der arbeitsvollen Wochentage und die dumpfe Schwüle der Stubenluft zu vergessen. Die Bemittelteren suchen ihre Genüsse im Bier- oder Weingelt, und noch weniger in ihren Ausgaben beschränkte Familien dieser Art thun dasselbe wohl gar in der vornehmen Anstalt eines vielbesuchten Restaurants. Wenn nun der also hingebrachte Sonntagsnachmittag ohne allen Unfall abgelaufen ist, so überdauert sein höchst einfaches Vergnügen in der häuslichen Erinnerung oft lange das Vogelschießen, dessen Besuch bei diesen genügsamen Menschen sich auf jenen einzigen Nachmittag beschränkte. Noch länger währt die Nachfreude, wenn den Kleinen vielleicht der Stern leuchtete, bei einem Carousel oder an einer Glücksbude thätig seyn oder sich auf einer Schaukel vergnügen, oder gar als Zuschauer in einem Circus sich befinden zu dürfen. Eine zweite Hauptklasse, welcher ebenfalls großentheils vom ganzen Vogelschießfeste kein Tag als der Sonntag zugänglich ist, sind die Einwohner der benachbarten Dörfer. Gewöhnlich stellen sie sich in großer Anzahl ein. Offenbar geben sie der Lustbarkeit durch ihre Gegenwart einen interessanteren, vollständigeren Charakter, sogar wenn man es nicht besonders in Anschlag bringen will, daß aus den neuen, buntseidenen Kopftüchern der jungen Mädchen mitunter nicht bloß recht hübsche, sondern auch recht artige, frische Gesichter hervorlauschen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 5. September 1837.

I will be sworn 'tis true: travellers ne'er did lie,
Though fools at home condemn them.

Shakespeare.

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

„Sie ſollen meine Geſchichte erfahren," ſagte der Alte. „Ich kann Ihnen, mein Herr, nun einmal nichts abſchlagen: danken Sie dies Ihrer ſo glücklichen Geſichtsbildung. Ja ich glaube, daß die kleine arabiſche Fee ſelbſt Ihnen ihren zweiten goldenen Schuh nicht verweigern würde, wenn Sie darum bäten." — „Eine arabiſche Fee?" rief ich voll Verwunderung; „doch nicht eine aus Tauſend und Einer Nacht?"

„Wohl möglich," entgegnete mein Wirth mit gravitätiſcher Miene. „Doch kommen wir auf die Geſchichte ſelbſt. Der goldene Schuh der kleinen arabiſchen Fee Mollacat beſitzt die Eigenſchaft, diejenigen, welche ihn an den Fuß bringen, was nicht vielen gelingen möchte, da die Fee einen ſehr kleinen Fuß hatte, zu den geſchickteſten Tänzerinnen zu machen, und wenn ſie auch früher nicht einen Fuß vor den andern zu ſetzen verſtanden, ohne zu ſtraucheln. Mädchen, die den Gang von Dorfgänſen hatten, gewannen durch den Schuh die Grazie und die himmliſche Leichtigkeit einer Pſyche. Es war, als wenn der Fuß, an dem die goldene Bekleidung haftete, ganz vom Geſetz der Schwere — nebenbei geſagt, mein Herr, ein elendes, albernes Geſetz für die Tänzer der großen Oper — erlöst wäre, und als wenn er dem ganzen Körper Schwingen anſetzte, ſo flog, flatterte und ſchwang ſich die Glückliche, die den Schuh der Fee Mollacat am Fuße hatte. Ach! das Alles weiß ich nur von Hörenſagen, denn Babet, meine Tochter, für die ich das Zaubergeſchenk beſtimmte, Babet iſt auf eine nichtswürdige Weiſe darum gekommen. Aber ich mache die Sache anhängig! ja, ich mache ſie anhängig! die Mademoiſelle, die heute ſo ſchön tanzte und gewöhnlich ſo ganz trübſelig hüpft, ſie ſoll heraus mit dem geſtohlenen Schuh, und ſollte ich auch ganz Paris aufwiegeln, und ſollten die Zeitungen auch darüber ihre Spalten mit Spöttereien über den alten Paul Delys füllen, der nach dem Schuh einer Operntänzerin fahndet, vorgebend, es ſey der Pantoffel einer arabiſchen Fee!" Mein ehrlicher Violinſpieler war ganz außer ſich ſelbſt geſetzt, und es koſtete Mühe, ihn in ſo weit wieder zu beruhigen, daß er den ſchon angeknüpften Faden ſeiner Erzählung wieder aufnahm.

„So wiſſen Sie denn, mein Herr, daß ich einen Bruder hatte, der mit der ſiegreichen Armee nach Rußland ging, zwar von dort wieder heimkehrte, aber vor Kurzem hier in dieſem Stübchen in meinen Armen ſtarb. Er war ein wilder, feuriger Burſche, ein wenig Abkühlung hätte ihm nicht geſchadet, aber das ruſſiſche Eis war doch zu ſtark für ſeinen Magen; er überlebte die Portion

nicht, die man ihm dort beigebracht. Ich ſaß an ſeinem Lager, ich ſpielte ihm die alten Melodien vor, die auf eine ſo rührende Weiſe die Hoffnungen und Wünſche jedes braven Franzoſen ausſprechen, und als ich einſt ſo recht aus der Seele herausgeſpielt hatte, rief er: „Halt ein, Paul! dieſes, wie vieles andere, iſt nicht mehr. Bald werden ſich die Knaben am Ufer der Seine Mährchen erzählen, die nicht viel wahrſcheinlicher klingen als die kleine Geſchichte, die ich dir jezt erzählen will.“ — „Ach!“ rief ich verdrießlich, „es iſt jezt auch Zeit, Geſchichten zu erzählen! Geh, Claude, ich hätte dich nicht für ſo leichtſinnig gehalten, daß du in den lezten Stunden, die wir noch miteinander verleben, ein Weibergewäſch beginnſt.“ — „Wie du willſt,“ ſagte er und legte ſich ruhig auf ſein Kiſſen zurück; „aber es hätte ſeyn können, daß dich meine Geſchichte zum reichen Manne gemacht, denn ſie iſt kein Mährchen, obgleich ſie den Anſchein davon hat.“

„Meine Neugier erwachte jezt, mir fiel ein, daß er mir von ſeinen Reiſen etwas zu vertrauen haben könne; ich legte die Geige weg und ſaß als ein geduldiger Zuhörer an ſeinem Bette. Er ließ ſich auch nicht lange bitten. Vorerſt holte er aus einem verſteckten Plätzchen ſeines Koffers ein Ding hervor, das in viele Papierhüllen gewickelt lag, und das, als es endlich aus dieſen erlöst war, ſich als ein kleiner Frauenzimmerſchuh von der niedlichſten Form und, wie es ſchien, von ſehr dünnem, vergoldetem Leder gearbeitet, auswies. Er gab es mir in die Hand, und nachdem er ſich einige Minuten an meinem Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Gegenſtand ergözt hatte, hob er an: „Den Schuh habe ich von einem Ruſſen, den ich im Lazareth kennen lernte, den ich verpflegte, und der, als er ſtarb, mir zum Angedenken dieſes Kleinod, das er ſehr hoch hielt, verehrte. Er fügte dieſem Geſchenk die wahrhafte Erzählung bei, auf welche Weiſe er in deſſen Beſiz gekommen, und dieſen Bericht will ich dir jezt wiederholen, damit du ſiehſt, welche Bewandtniß es mit dem Schuh hat.“

Hier hielt mein alter Erzähler inne und ſezte dann nach einer Weile hinzu. „Um alle Verworrenheit in meinen Vorträgen zu vermeiden, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich die Erzählung des Ruſſen mit ſeinen eigenen Worten wiedergebe, wie mein Bruder ſie mir damals mittheilte. Der Ruſſe ſpricht alſo.“

„Ich war Page bei der Kaiſerin Catharina und befand mich gerade zu der Zeit in ihrer Nähe, als die Monarchin ihren Zug nach Taurien antrat. Dieſe merkwürdige Reiſe hat ſich auf immer in's Gedächtniß aller derjenigen eingeprägt, die ſo glücklich waren, daran Theil zu nehmen. Der Glanz, die Pracht, die an's Wunderbare ſtreifende Art zu reiſen, der Zuſammenfluß einer ungeheuren Menſchenmenge, die Vereinigung ſo vieler Fürſten, das bunte Gemälde der verſchiedenſten Trachten und Gebräuche, der blendende Schimmer ewig wiederkehrender Feſte, der Reichthum der Paläſte und Städte, und in der Mitte dieſer prunkenden Umgebung eine Kaiſerin, die der Stolz und das Wunder ihrer Zeit war, dieſes Alles mußte einen unauslöſchlichen Eindruck auf eine Seele machen, die, wie damals die meinige, eben die erſten friſchen Eindrücke in ſich aufnahm. Was die Blicke von ganz Europa auf ſich lenkte, konnte es auf einen feurigen, genußſüchtigen Knaben wohl anders als betäubend, alle Sinne in Allarm bringend wirken? Ich hatte alle Hände voll zu thun, die Pflichten meines kleinen Amtes über den Schwärmereien meines ſchwindelnden Kopfes nicht zu verſäumen. Aber ich habe nicht von mir zu ſprechen, noch weniger iſt es meine Sache, dieſen Triumphzug der nordiſchen Semiramis zu ſchildern; das Abenteuer, dem ich meine ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden habe, bildet nur eine äußerſt kleine Epiſode in dieſem ſo reichen, ſchimmernden Gedichte. Es iſt folgendes.“

(Die Fortſezung folgt.)

Das Spiel.

(Fortſezung.)

Die Roulette trägt einen ganz andern Charakter als Rouge-et-Noir, das gegen dieſelbe als ein ſolides Spiel erſcheint; denn ſie erregt die Leidenſchaft in weit höherem Grade, weil ſie dem Gewinnenden die lockendſten Vortheile darbietet, und hat nebenbei viel bedeutendere Chancen für die Bank. — Die Roulette beſteht aus einer beweglichen Scheibe, die von 38 rothen und ſchwarzen Feldern mit erhöhten Seitenſchranken am Rande eingefaßt, auf jeglichem eine Nummer von 1—36, doch nicht in arithmetiſcher Reihenfolge, eine einfache und eine doppelte Null zeigt. Die rollende Elfenbeinkugel, welche in entgegengeſezter Richtung ſich auf dem erhöhten Rande der gedrehten Scheibe bewegt, fällt endlich hinein, ſobald die urſprüngliche Stärke des Anſtoßes nach und nach ſich minderte, ſtolpert über die Facetten und bleibt endlich, ohne daß das Ergebniß ſich nur im Geringſten voraus berechnen ließe, auf einer Nummer liegen. Der Spieltiſch zeigt 36 Nummern in drei Colonnen; die Zahlen laufen arithmetiſch von der Rechten zur Linken durch die von den Colonnen gebildeten zwölf Zeilen; über den Colonnen ſtehen auf zwei Feldern die Nullen; zu beiden Seiten unten ſind drei ähnliche Felder angebracht, mit den Bezeichnungen: 12p. — 12m. — 12d., was heißt: das erſte — zweite — dritte Dutzend. Die zwei großen Felder an jeder Seite ſind für Roth, Schwarz, Gerade

und Ungerade, Manque und Passe, welch leztere die Eintheilung der Zahlen in die erste und zweite Hälfte von 1—18 und von 19—36 bedeuten. Eine beſezte Nummer bringt, gewinnend, den Einſatz ſechs-und-dreißfach zurück, indem die Bank noch fünf-und-dreißig Mal ſeinen Betrag daraufzahlt; und ſo immer weniger nach Verhältniß der durch ein und daſſelbe Stück beſezten Nummern, von denen auf einmal zwei beſezt ſind, wenn der Einſatz auf dem Strich zwiſchen ihnen (à cheval) ſteht, drei, wenn am Anfang oder Ende der Zeilen auf dem Strich, ſechs, wenn zugleich auf dem ſenkrechten am Rande und dem wagerechten zwiſchen zwei Zeilen, vier, wo innen ſich die Linien kreuzen; zwölf Zahlen laſſen ſich mit einem Stück auf gedoppelte Art beſetzen, entweder auf der Colonne, wo der beginnenden Ziffer immer wieder die dritte der arithmetiſchen Reihe folgt, oder auf den oben erwähnten kleinen Seitenfeldern; dieſe bringen den dreifachen Satz zurück und den verdoppelten endlich die einfachen Chancen der Farben, der Eintheilung der Nummern in zwei gleiche Hälften oder in Gerad und Ungerad. Mit dieſem ganzen Syſtem hängen, zum Vortheil der Bank, die Nullen nur ſehr locker zuſammen, denn ſie ſind nicht in den Colonnen begriffen, was alſo der Bank, ſtatt der ſcheinbaren Chancen von Fünf-und-dreißig bis zu Zwei gegen Eins, noch zwei andere, wenn auch nicht überall ſo ausgedehnte gewährt: ſie tragen zwar die beiden Farben, aber wiederum nur, um die Chancen von Eins gegen Eins zu Gunſten der Bank zu ändern, denn beim Erſcheinen der Null behält die gewinnende Farbe nur den eigenen Satz, während die verlierende denſelben dennoch einbüßt; auf dieſelbe Weiſe gehören ſie auch Pair und Impair, Manque und Paſſe an, und durch ein und denſelben Satz ſind ſie nur mit den Nummern der erſten Zeile zu verbinden. — Aus dieſem Allem iſt leicht zu ermeſſen, welch ungemeinen mathematiſchen Vortheil die Bank vor der Galerie voraus hat; und dennoch lehrt die Erfahrung, daß ſie deren weit größere noch von der erhizten Einbildungskraft der Spieler zieht, die zu verwirren die lebhafte Bewegung dieſes Spiels nicht wenig beiträgt. — Der niedrigſte Satz auf der Badener Roulette iſt eine Viertelskrone, die für voll angenommen wird, trotz des Verrufs, der höchſte auf eine Nummer ſechs Louisdor, auf eine einfache Chance 4000 franzöſiſche Franks.

Das Spielen an einer öffentlichen Bank ſcheint einem hochſtehenden Manne von guten Sitten ſo zu ſagen nur im Vorübergehen geſtattet zu ſeyn, iſt aber jedenfalls beſſer, als wenn er ſich anderwärts des Spieles halber in ſchlechte Geſellſchaft mengt, wo die ausartende Leidenſchaft ſo oft ihn in zu nahe Berührung mit der niederträchtigſten Gemeinheit bringt, während das öffentliche Spiel die Galerie keineswegs untereinander zu verbrüdern pflegt; doch iſt auch wiederum durchaus nicht zu leugnen, daß durch lang andauerndes öffentliches Spiel ein Mann von hoher Stellung ſich in der allgemeinen Meinung herunterſezt, und ſomit der Würdigkeit ſeines Standes Vieles vergibt. Am beſten mag es für einen ſolchen ſeyn, wenn er die Zerſtreuungen, welche das Spiel gewährt, nur in angemeſſener Geſellſchaft genießt, unter Leuten, denen Gewinn oder Verluſt ſo wenig wahren Nuzen oder Schaden bringt, als ihm ſelbſt. Eine ähnliche Meinung vom öffentlichen Spiel ſcheint auch Auguſt der Starke gehegt zu haben. Zu Venedig trat er bei einem Feſt maskirt an die Bank und ſezte einen Thaler. „Für den Bedienten,“ ſagte ſchnöde der Bankier, worauf der Prinz: „Va banque!“ Da man den Satz zu halten zauderte, zeigte er einige Kleinode unter dem Domino, und die Karte fiel zu ſeinen Gunſten. Der erſchrockene Bankier bot ihm nun den Gewinnſt, den Auguſt mit einer Handbewegung zurückwies, worauf er, ſich entlarvend, ausrief: „Für den Bedienten!“ und den Rücken wandte. Bei alledem liegt dennoch ein nicht ganz unhaltbarer Gedanke in dem Verfahren des Londoner toryſtiſchen Spielklubs, der, um Feindſchaften unter den Mitgliedern zu verhüten, den Grundſatz ausſprach, daß dieſe nie gegen ſich untereinander, ſondern allein gegen eine Bank ſpielen ſollten, woraus denn Crockfords berüchtigte Anſtalt ſich bildete. Beſſer wäre es freilich geweſen, wenn Ihre Herrlichkeiten übereingekommen wären, mit einer angemeſſenen Beſchränkung der Sätze zu ſpielen. Uebrigens finden wir es ganz natürlich, daß ein Hazardſpiel beſſer gefällt, als ein gewöhnliches, und ſchelten nicht unbedingt diejenigen, welche ihrer Neigung dazu einigermaßen nachgeben.

Unter den Hazardſpielen, welche wir geſellſchaftliche nennen möchten, weil der Vortheil des Bankhaltens dabei wechſelt, ſind die bei uns gebräuchlichſten: das Würfeln, und von Kartenſpielen: Lanzknecht (Lansquenet), Halb-Zwölf (Once-et demi), Ein-und-zwanzig (Vingt-et-un), Häufeln, und das ſeltenſte: Pharao.

Das Würfeln iſt das älteſte Glücksſpiel der Deutſchen, und es ſcheint von uns zu den ſlaviſchen Stämmen gekommen zu ſeyn, wenn wir dem alten Hajek glauben wollen. Die Griechen und Römer waren leidenſchaftliche Würfler, und wie ſehr von jeher dies Spiel den Deutſchen geläufig war, geht daraus hervor, daß ſie, als verſtände ſich das von ſelbſt, der geometriſchen Figur des Cubus den Namen des Würfels gaben. Schon Tacitus erwähnt der ungemeſſenen Spielſucht der alten Germanen, und wie ſie ſtets getreulich zahlten, was ſie verloren, Geld und Gut, Haus und Hof, endlich ſich ſelbſt; dieſe Ehrfurcht vor dem eigenen, im Spiel gegebenen Wort beſteht noch, und daraus entſprungene Verbindlichkeiten heißen vorzugsweiſe Ehrenſchulden.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsezung.)

Kunstausstellung.

Die jährliche Ausstellung der Werke der bildenden Kunst hat vor acht Tagen begonnen. Das gedruckte Verzeichniß derselben führt 516 Nummern auf. Zu recht vielen einheimischen Künstlern gesellen sich auch Beiträge des Auslandes. Zu den wichtigsten der leztern gehört B. Nehrs aus München Carton zu dessen Gemälde am dortigen Isarthore, den „Einzug Kaiser Ludwigs des Bayern nach der Schlacht von Ampfing“ darstellend. Die Zeichnung ist gleich ansprechend durch ihre schöne Einfachheit und eine gediegene Individualisirung der hervorgehobenen, geschichtlichen Hauptcharaktere, wie durch die lebensvolle Anordnung der Composition. Gewöhnlich werden die, historischen Scenen gewidmeten, kleineren Oelgemälde von Renzsch, Lehrer bei hiesiger Kunstakademie, durch eine mit rühmenswerther Sorgfalt und Nettigkeit behandelte Ausarbeitung, wie durch das Zarte der ihnen zu Grunde liegenden Idee und eine besondere Anmuth der Gestalten empfohlen. Seinem diesmaligen Beitrage sind diese großen Vorzüge in hohem Grade eigen. Schillers Thekla, wie sie dem schwedischen Hauptmanne, der ihr die Nachricht vom Untergange des Geliebten brachte, den Ring gibt, ist ein herrliches Wesen voll Liebe und Schmerz. — Der allerdings an Motiven für die bildende Kunst unerschöpfliche erste Theil von Goethe's Faust ist von Gustav Schlick zu Leipzig zu zwei Darstellungen benuzt worden. Die eine hat Gretchen unter den Andächtigen in der Kirche zum Gegenstande, die, erschüttert durch ihr vom bösen Geiste aufgeregtes Gewissen, das Bewußtseyn verliert. Das kleine Oelgemälde hat besonders im Einzelnen manches Verdienst. Nur wünschte man, daß selbst die Ohnmacht nicht so ganz zerstörend auf die Reize des gefallenen Engels eingewirkt hätte, wie es hier geschehen. Und wenn der böse Geist hinter Gretchen keineswegs wie ein guter aussieht, so ist das allerdings sehr zu loben, aber würde nicht der Künstler noch etwas mehr haben thun können, wenn er durch irgend etwas anerkannt Diabolisches ihm gleichsam den Stempel hölliſchen Ursprungs aufgedrückt hätte? Die zweite Schilderung dieses Künstlers betrifft den Moment, wo Faust von dem Entschlusse, den Giftbecher zu leeren, zurückgekommen ist. Auch in diesem Werke läßt gerade wieder die Hauptfigur mehr als das Uebrige zu wünschen übrig, weil sie in einem unerfreulichen Dunkel fast ganz verloren geht. Desto sinnvoller ist das aus der Natur der Scene selbst hervorgehende Dunkel in einem andern dem Faust entlehnten kleinen Oelgemälde von Carus benuzt worden. Wir sehen Faust, wie er mit seinem Famulus Wagner nach Sonnenuntergang vom Lustwandeln im Freien zur Stadt heimkehrt. Diese liegt vor uns. Die schon eingebrochene, durch den warmen Ton des Abendroths nur wenig gemilderte Schwärze der beginnenden Nacht ist mit hinreißender Naturwahrheit wiedergegeben. Die beiden Geführten kehren uns den Rücken. Jedoch von dem auch durch die Größe der Gestalt vor dem Andern herausgehobenen Faust erblickt man das edle Profil des nach dem Famulus gekehrten Antlizes. Wagners Gesicht hingegen ist dem Beschauer ganz entzogen, dafür aber diesem des Famulus aufgehobene, über den ihnen zugelaufenen schwarzen Pudel mächtig demonstrirende Rechte zum Besten gegeben worden. Der tiefere Sinn, welchen Carus allen seinen Kunstprodukten unterzulegen strebt, tritt aus diesem Gemälde trotz dem darauf ruhenden Dunkel so klar und vollständig hervor, daß der Eindruck davon unbeschreiblich ist, und Auge und Seele sich wie an eine süßmelancholische Naturansicht daran gefesselt fühlen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsezung.)

Die Katakomben. Plaisance.

Sonderbar ist es, daß seit vielen Jahren Niemanden mehr die Erlaubniß ertheilt wird, die Katakomben zu besuchen. Man glaubte Anfangs, es geschehe aus Besorgniß, die Leute möchten sich in dem unterirdischen Labyrinthe verirren und darin umkommen; aber nicht einmal den Eingang, der wegen der künstlichen Anordnung merkwürdig ist, läßt man die Leute betreten. Es heißt, unter der Restauration habe der Erzbischof ein Aergerniß daran genommen, daß man die Todtenknochen zu Säulen und Kapitälen aufgebaut habe, und daher veranstaltet, daß dieses künftighin nicht mehr zur Schau dienen solle. Durch seinen Einfluß soll bis jezt noch das Verbot bestehen; allein da die Knochen nun einmal sich als Säulen erheben, so sieht man nicht ein, warum man sie nicht sehen lassen soll; oder wenn dieses als ein Skandal betrachtet wird, so wäre es ja ein Leichtes, die Säulen abzutragen und alles Uebrige zu lassen, wie es war. Mit dem Besuchen der unterirdischen Gänge, welche sich weit unter den Häusern und Straßen des linken Seineufers erstrecken, ist aber augenscheinlich einige Gefahr verbunden, indem hier zuweilen Erdfälle vorkommen, wodurch ein Gang verrammelt und also denjenigen, welche darin vorgedrungen sind, der Rückweg versperrt werden kann. Auf jenem Seineufer sind daher die Bewohner nicht ganz ruhig über das Schicksal ihrer Häuser, weil dieselben einmal durch Einsinken in die alten Gänge verschwinden könnten. Nun besizt die Obrigkeit freilich sehr genaue Pläne über die Richtung der unterirdischen Gänge und weiß, unter welche Straßen und Häuser sie sich erstrecken. Sie läßt auch die Gänge von Zeit zu Zeit durch Bergwerksinspektoren untersuchen und überall Stüzen anbringen, wo das obere Erdreich einzusinken droht; wer kann aber dafür stehen, daß nicht einmal ein Haus an einer Stelle verschwindet, die von den Inspektoren übersehen worden ist? Indessen hat man doch bis jezt von keinem solchen Unglücke gehört. Nicht weit vom Eingange der Katakomben ist in den lezten Jahren ziemlich viel gebaut worden, und westlich von denselben ist ein großes Dorf Namens Plaisance entstanden, das meist aus kleinen, den Pariſern zugehörigen Lusthäusern besteht. Jeder wohlhabende Pariſer Bürger, besonders aus dem Kaufmannsstande, will sein Sommerhaus haben, wo er die schöne Jahrszeit hindurch den Sonntag zubringen und zur Erholung etwas Gärtnerei treiben kann, daher es denn jezt nach allen Richtungen hin ganze Dörfer von solchen niedlichen Häusern gibt, in denen nichts fehlt, als gerade das Ländliche, was die Leute suchen. Sind einmal einige solcher Häuser beisammen, so kommen Traiteurs und Weinwirthe und beginnen ihr Treiben. Das Pariſer Volk steht nicht lange an, die neuen Anlagen am Sonntag zu besuchen, die Schenken sorgen für Tanz und für gute oder schlechte Bewirthung, und dann entsteht oft am Sonntag ein solcher Lärm in diesen Dörfern, daß es in Paris bei weitem nicht so arg ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. September 1837.

„Möchtsch nit umme Chrüzer mache?“ — „Sel isch jez eithue,“
Denkt der Michel, „gspielt isch gspielt,“ und seit: „Es isch eithue!“
Und so gehts vom Chrüzer bis endli zu der Dublone.

Hebel.
Der Carfunkel.

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Auch die alte Sitte, Würfel in der Tasche stets mit sich zu führen, ist noch nicht ganz unter uns erstorben und hat sich vorzüglich bei Fuhrleuten und Hausknechten erhalten; dabei fehlt selten unseres Landes der Becher mit den Würfeln auf einem Zechtisch, weil die Wirthe nichts lieber sehen, als wenn die Gäste „Wein heraus würfeln,“ wie der Kunstausdruck heißt, und weil sie auch bei sonstigen Würfelspielen mehr Vortheil finden, denn die Gäste trinken mehr dabei als bei den Karten. — Die gewöhnlichen Methoden des Würfelspiels sind so ziemlich allgemein bekannt. Fast durch alle können hitzige Spieler außerordentlich weit geführt werden, auch bei einem Anfangs ganz geringen Satz, z. B. wenn die aufgelegte Bank nur aus drei Kreuzern besteht, die, bei zehn bis zwanzig guten Würfen des Bankiers, alsbald zu Kronenthalern und Goldstücken anwachsen können, indem der zehnte glückliche Wurf, wenn fortwährend die ganze Masse gehalten worden, die ausgesezte Summe zu tausend und vier-und-zwanzigfachem Werth erheben muß, woraus dann folgt, daß der sich so steigernde Gewinnst der drei Kreuzer beim zwanzigsten Eintreffen über 52,000 Gulden betragen würde. Nun sind freilich zwanzig Glückswürfe hintereinander eine zwar nicht unerhörte, aber doch seltene Sache, und Spieler, von denen eine so geringfügige Bank aufgelegt wird, versteigen im Verlauf des Spiels sich höchstens zu Sätzen von einigen Thalern; will man sich aber überzeugen, wie weit dieses Spiel führen könne, so kommt es nicht auf die absolute Summe an, sondern auf deren relativen Werth; denn so wie der Groschen des armen Würflers beim fünften Glückswurf zu 1 fl. 36 kr. anwächst, wird das Goldstück des reicheren zu zwei-und-dreißig Stücken, was wir hier anschaulich zu machen uns bemühten, weil auch bei noch andern Hazardspielen, vor allem beim Lanzknecht, dasselbe Verhältniß eintritt, und vor dem fünften Gewinne des Bankiers die Pointeurs selten aufhören, nach der Reihe die ganze Masse zu halten, worauf sie dann anzufangen pflegen, geringere Sätze zu wagen.

Unter den Kartenspielen ist wenigstens der Name des Lanzknechtes der älteste, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es auch wohl noch dasselbe Spiel sey, welches um das Jahr 1392 schon den Franzosen bekannt war, die sich die deutsche Benennung mundrecht machten, indem sie dieselbe in Lansquenet verwandelten; denn es hat in seiner Einfachheit eine unverkennbare Analogie mit dem uralten Würfeln auf „gut stehen sie,“ vor allem aber dadurch, daß die Bank dabei eben so gehalten wird und in derselben Art weiter geht. — Im achtzehnten Jahrhundert

war Lansquenet das vornehme Spiel am franzöſiſchen Hof, und unter Ludwig XIV. auch noch ein anderes, Baſſette genannt, deſſen Regeln verloren ſcheinen, ſeit dieſer König in einem Anfall übler Laune, nachdem er viel darin verloren, es gänzlich verbot, wie er denn überhaupt kein nobler Spieler war. — Nicht ganz ſo einfach als der alte Lanzknecht ſind die bekannten Spiele Halbzwölf und das verwandte Ein-und-zwanzig. — Viel älter als dieſe, von der urſprünglichen Einfachheit ſich entfernenden Spiele iſt Pharao, das einige Aehnlichkeit mit dem Lanzknecht hat; aber der Pointeur iſt nicht genöthigt, auf die Karten zu halten, welche ihm der Zufall durch die Hand des Bankiers zuweiſt, ſondern er hat ein ſogenanntes „Buch“ vor ſich, nämlich die dreizehn Blätter vom Aß bis hinauf zum König, ſo daß er die Karte wählen kann, auf die er ſetzen will, wobei auch unter der Galerie keine Reihenfolge herrſcht, außer daß der den Vorzug vor den andern behauptet, der „va banque!“ ruft, denn der Bankier iſt nur mit dem aufliegenden Betrag gegen die Pointeurs verantwortlich, und nicht darüber. Die Entſcheidung iſt ganz einfach, je nachdem die Karte beim Aufſchlagen rechts oder links fällt, und Pharao war deßhalb ehemals auch das Spiel an öffentlichen Banken, gab aber dem Betrug zu ſehr Raum, ſobald der gewinnende Spieler nicht alſogleich ſein Geld einzog, ſondern durch verſchiedenes Biegen der Karte andeutete, daß er den verdoppelten, vervierfachten Satz immer noch halte. Späterhin malte man die „Bücher“ auf die Tafel, was aber auch ſeine Mißſtände hatte, ſo daß das um vieles ſicherere Rouge-et-Noir in Aufnahme kam, wobei weder die Galerie noch die Bank leicht betrügen können. Man muß ſich ſehr hüten, unter Unbekannten Pharao zu ſpielen, da es viele Glücksritter gibt, die mit dem Volteſchlagen meiſterlich umzugehen wiſſen.

Beſonders ſind es die Hazardſpiele, auf welche falſche Spieler gern ſich legen; und falſche Spieler gab es von jeher in allen Ständen, ſo daß auch unſere Tage unter andern von einem ſolchen wiſſen, welcher der ſtolzeſten Ariſtokratie Europas angehört. — Die Unannehmlichkeiten, in welche die Geſellſchaft von Glücksrittern, und vorzüglich das Spielen mit ihnen, einen wohlerzogenen Mann verwickelt, ſind meiſtentheils der Art, daß der Geldverluſt dabei noch der erträglichſte ſcheint. — Doch wie immer auch der Mann, dem Andrang der Leidenſchaft willenlos erliegend, durch übermäßiges Spielen und die damit verbundenen Ausſchweifungen in ſchlechter Geſellſchaft ſeinen Namen entwürdige, noch bleibt ihm übrig, um vieles tiefer zu ſinken, ſo lange er nicht mit den Juden in die Schranken trat und mit Schmuel und Mauſchel in die Wette auf das Fallen und Steigen des Courſes ſpekulirte, wie ſich Frankreichs neue Geldariſtokratie muß vorwerfen laſſen, und wie es auch in Deutſchland nicht ganz unerhört iſt, trotz Nadaſty's edlem Beiſpiel, der, als Finanzminiſter auf die Höhe des Geldmarktes geſtellt, mit adligem Stolze an der niedrigen Verſuchung vorüberging, ohne ſie nur als eine ſolche anzuerkennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

Wir waren in der Krimm angelangt. Man weiß, daß die Kaiſerin ſich daſelbſt längere Zeit aufhielt und ein glänzendes Hoflager um ſich verſammelte. Der ehemals dort reſidirende Paſcha war flüchtig geworden, hatte jedoch ſeine Schätze und ſeinen Harem mitgenommen. In ſeinen ausgeplünderten Pallaſt ſchlichen wir Pagen uns oft, in der Hoffnung, das gute Glück werde uns hie und da noch Einiges von zurückgebliebenen oder verſteckten Koſtbarkeiten in die Hände ſpielen. So geſchah es auch. Einer meiner Kameraden und ich wachten eine Nacht hindurch im Pallaſte, wohl verborgen hinter einem breiten Teppiche, der als Thürvorhang diente. Unſere Begier nach Abenteuern war noch nicht lange auf die Geduldsprobe geſezt worden, als wir in unſerer Nähe ein Geräuſch vernahmen, deſſen Urſprung und Ort des Entſtehens uns nicht ſogleich deutlich werden wollte. Mein Gefährte warf ſich auf den Boden nieder, mit dem Ohr an die Vertäfelung gedrückt; doch das dumpfe Tönen ſchien nicht aus der Erde zu kommen. Ich meinerſeits war in der Nachforſchung glücklicher. Die mit türkiſchen Arabesken und buntem Schnitzwerk belegte Wand zur Seite war offenbar hohl, denn ich vernahm das Raſſeln und Scharren von menſchlichen Schritten, die ſich im innern Raum der Niſche, in welcher wir uns befanden, heranbewegten. Die Vorſicht gebot uns die größte Stille; wir hielten den Athem an und hörten jezt, wie leiſe ein Schlüſſel in ein Schloß geſchoben wurde, und bald darauf die Töne eines zurückweichenden Riegels. Eine Thür mitten in der Vertäfelung öffnete ſich und die Spitze eines weißen Mouſſelinturbans wurde ſichtbar, bald darauf das bleiche, mit einem langen, ſchwarzen Bart beſchattete Geſicht eines Muſelmanns. Er blickte rings um und wurde uns nicht gewahr, denn außerdem daß wir uns völlig lautlos verhielten, warf auch das Mondlicht, das durch die obern zertrümmerten Fenſter einfiel, einen ſcharfen Lichtſtrahl auf die Thüre, während es den übrigen Theil der Niſche in den ſchwärzeſten Schatten tauchte. Der Türke trat jezt hervor und zog hinter ſich faſt mit Gewalt ein in Schleier gehülltes Weib, das ſich ängſtlich an ihren Begleiter

ſchmiegte und mit ihm Worte wechſelte, die, hätten wir auch die Sprache verſtanden, doch für uns verloren geweſen wären, denn ſie wurden mit zitternder und durch den Schleier gedämpfter Stimme vorgebracht. Unter ihrem Arm bemerkten wir ein reich mit Gold ausgelegtes Käſtchen. Aha! dachte ich bei mir ſelbſt, das iſt eine fette Ratte, die zu entſchlüpfen gedenkt, aber man muß ihr den Ausgang ſperren. Die Blicke, die mein Kamerad mir zuwarf, zeigten mir, daß er eben derſelben Meinung war; die Vorſicht erforderte nur, daß wir abwarteten, ob noch mehr Verſteckte im Hinterhalte waren, oder ob der Alte mit dem Mädchen ſich allein befand. Im lezten Falle wollten wir mit dieſen beiden ſchon fertig werden.

Es vergingen einige Minuten und es ließ ſich aus dem offen gebliebenen Gange kein weiteres Geräuſch vernehmen; unſere Flüchtlinge indeſſen waren eben Willens, über den hellerleuchteten Vorplaz der äußern Halle zu ſchlüpfen, als wir plözlich hervorbrachen und ihnen in den Rücken fielen. Der Schreck der Armen war nicht gering. Ohne Zweifel glaubten ſie es mit mehr als mit zweien zu thun zu haben, wenigſtens gab der Alte ſogleich jeden Gedanken an Vertheidigung auf und warf ſich mit ſeiner Dame uns zu Füßen, indem er um ſein Leben bat. Jezt war es an uns, die Helden dieſes glorreichen Unternehmens zu ſpielen. Ich entwaffnete den Alten und band ihm die Hände mit der Schärpe meiner Uniform, während deſſen reichte mein Gefährte der Schönen den Arm und führte ſie trotz ihrer Thränen und rührenden Klagen aus dem Pallaſt hinaus der Stadt zu. Ich folgte mit dem Schmuckkäſtchen und dem gefeſſelten Alten. Es war in den erſten Morgenſtunden, als unſer kleiner Zug vor dem Pallaſt des Fürſten Potemkin anlangte.

Dieſem Herrn waren Stückchen der Art außerordentlich willkommen. Wir konnten alſo auf eine gute Aufnahme zählen, und dieſe ward uns auch. Anfangs überlegten wir, ob es auch unſere Pflicht ſey, das Schmuckkäſtchen in den Beſiz des Fürſten zu liefern; ich geſtehe, daß wir in Verſuchung kamen, es zu behalten; doch unſere Ehrlichkeit oder Klugheit ſiegte: Schmuck, Mädchen und der Alte wanderten in die Hände des allmächtigen Günſtlings. „Elende!“ rief dieſer den beiden Gefangenen zu, „geſtehet es nur, ihr habt entfliehen und noch dazu dieſe Koſtbarkeiten ihrem rechtmäßigen Beſizer entziehen wollen?“ — „Wozu leugnen?“ ſagte der Alte mit kaltem Gleichmuth. „Ja, wir wollten entfliehen. Wir erkennen nur Einen rechtmäßigen Herrn über uns, und das iſt der, den eure Grauſamkeit und Habgier aus ſeinem Beſiz vertrieben. Mit ihm uns zu vereinigen, war unſere Abſicht.“ — „Ich lobe deine Aufrichtigkeit,“ ſagte der Fürſt mit Lächeln; „wahrſcheinlich wird ſie dich auch antreiben, zu bekennen, ob dieſe junge Schöne deine Tochter oder dein Weib iſt.“ — „Meine Tochter,“ erwiderte der Alte. „Ich flehe dich an, ſie mit Achtung zu behandeln.“ — „Viel gefordert, alter Graubart; doch weis ich eine Perle von ſolchem Werthe zu ſchäzen. Sie bleibt in meinem Beſize. Dich werde ich von meinen Leuten über die Grenze ſchaffen laſſen; du kannſt froh ſeyn, mit dieſer Züchtigung davon zu kommen.

Dieſe Worte machten auf den bedrängten Vater den ſchrecklichſten Eindruck. Er warf ſich dem Machthaber zu Füßen und beſchwor ihn in den rührendſten Ausdrücken um die Freiheit der Tochter. „Wenn du Schäze willſt,“ beſchloß er ſeine Rede, „ſo kann ich dir noch das Doppelte von dem anbieten, was das Käſtchen einſchließt.“ Der Fürſt hörte dies Verſprechen mit gleichgültiger Miene an, und die Angſt des Alten wuchs. „Wohlan!“ rief er, „ich beſize noch mehr, als bloße Koſtbarkeiten: ein magiſches Kunſtwerk iſt mein Eigenthum. Keine Gewalt der Erde hätte dieſes Bekenntniß meinen Lippen entriſſen, wenn nicht die Hoffnung, mein Kind zu retten, die Anhänglichkeit aufwöge, die ich zu dieſem Ringe habe.“ — „Ein Ring?“ rief der Fürſt mit Spott. „Und das nennſt du deinen höchſten Preis?“ — „Er iſt's. Betrachte ihn genau, o Fürſt. So wie er deinem Auge erſcheint, iſt es ein gewöhnlicher goldener Reif mit einem rothen Steine; du wirſt vergebens zu errathen ſuchen, was dieſer Stein in ſeiner geheimnißvollen Höhlung enthält. Dies dir zu eröffnen, bin ich ſofort bereit, wenn du mir zuvor dein fürſtliches Wort gibſt, nur einen von dieſen beiden Gegenſtänden dir anzueignen, entweder das Mädchen, oder den Ring.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Raſche Vergrößerung der Stadt.

Am ſtärkſten iſt nach der Nordſeite von Paris hin, am Fuße des Montmartre, gebaut worden. Hier iſt aus dem ſogenannten Batignoles, das ſonſt nur aus einigen Schenken beſtand, nicht ſowohl ein Dorf, als vielmehr eine Stadt entſtanden, die ſich immerfort vergrößert und bereits 20,000 Seelen enthalten ſoll; vielleicht übertreibt man die Sache zur Hälfte; aber ſo viel iſt gewiß, daß Batignoles ſich ſchnell und ſtark bevölkert. Es gibt hier Bauunternehmer, welche den Familien, die ſich zu Batignoles einmiethen wollen, für den nächſten Termin ein Häuschen zu bauen verſprechen, wie es die Leute zu haben wünſchen. Tables d'hôte von achtzig bis hundert Perſonen werden dort gehalten, der Schenkwirthe iſt eine unzählige Menge, Erziehungshäuſer und gewiß auch ein Theater vermißt man daſelbſt nicht; denn

dies fehlt in keinem der an Paris ſtoßenden Dörfer. Vermuthlich werden nicht viele Jahre vergehen, ehe dieſes raſch anwachſende Dorf mit zu Paris gezogen wird. Was ſo viele Leute am Sonntag außerhalb Paris zieht, iſt, daß ſie dort das Hauptgetränke des Landes, den Wein, wohlfeiler haben, als in Paris, wo er an der Barrière ſtark beſteuert wird, wogegen die umliegenden Orte ſich vermittelſt einer jährlichen Summe mit den Steuereinnehmern abfinden. Die Stadt Paris, das heißt die Stadtobrigkeit, ſtrebt daher immer darnach, ihr Netz über die nahen Dörfer auszubreiten, oder mit andern Worten, die Stadtmauern bis jenſeits derſelben zu erweitern, um die Orte in ihren Bereich zu ziehen. Da nun Batignolles hart an die Stadt ſtößt, ſo wird es ein Leichtes ſeyn, Paris mit dieſem ergiebigen Dorfe zu vergrößern; auch ſoll man bereits mit dieſem Plane umgehen. Vielleicht rückt dann einmal der ganze Montmartre in die Stadt ein; denn auch dieſer wird ſtark bevölkert, und das Bauen geht dort mit ſolchem Eifer vor ſich, daß man ſogar auf den Gypsbrüchen Häuſer anlegt, und nur zuweilen von einer wachſamen Polizei daran verhindert wird. Was beſonders den Verkehr der Paris zunächſt liegenden Dörfer mit der Hauptſtadt befördert, ſind die Omnibus, welche von frühem Morgen bis in die Nacht hinein von den Dörfern zur Stadt fahren und umgekehrt. Manche Leute, welche täglich in der Stadt zu thun haben, wohnen daher in dieſen Dörfern, wo Miethe und Lebensmittel um $^1/_5$ oder $^1/_6$ wohlfeiler ſind, und werden durch dieſe Erſparniß in Stand geſetzt, auch die täglichen Fuhren zu beſtreiten. Iſt einmal eine Eiſenbahn nach Verſailles und nach St. Germain in vollem Gange, ſo laſſen ſich die Leute vielleicht in dieſen Städten nieder und kommen täglich ihrer Verrichtungen halber zur Hauptſtadt. Wer vermag im Voraus die bedeutenden Folgen zu berechnen, welche die Eiſenbahnen für eine Stadt wie Paris haben werden? In den entfernten Provinzen iſt man ſchon bange, daß die Lebensmittel dadurch vertheuert werden, weil ſie alsdann leicht zur Hauptſtadt gebracht werden können; aber alsdann werden die Preiſe wegen der ſtarken Concurrenz auch in der Hauptſtadt ſinken müſſen, und die Provinzen werden dann auch Alles wohlfeiler aus der Hauptſtadt erhalten; die Preiſe werden ſich dadurch dem Gleichgewichte nähern, und wahrſcheinlich wird eine ähnliche Ausgleichung in der Lebensart, den Sitten und Gebräuchen damit Hand in Hand gehen. Dg.

Dresden, Auguſt.

(Beſchluß.)

Kunſtausſtellung.

Hiebei gedenke ich der ausgeſtellten koloſſalen Büſte dieſes Künſtlers, des Hofraths Dr. Carus. Sie iſt weißer Marmor, von der Hand des berühmten franzöſiſchen Bildners David, ein überaus ſchön vollendetes Werk. Auch in Hinſicht auf Aehnlichkeit leiſtet dieſes Kunſtwerk jeder Forderung Genüge, ein Umſtand, der bei koloſſalen Porträts, die unter minder kunſtreichem Meißel nur allzuleicht zur Leerheit ſich hinneigen, beſondere Anerkennung verdienen möchte. — Auch die einheimiſche Skulptur erfreut ſich diesmal wieder vorzüglich ausgezeichneter Werke in zweien vom Profeſſor Rietſchel für die Aula der Univerſität Leipzig geſchaffenen Basreliefs zu dem Cyklus, die Culturgeſchichte darſtellend, gehörig. Das erſte, aus der Zeit, bis zu welcher die Geſchichte nicht hinaufreicht, ſtellt Sternkunde, Ackerbau, Viehzucht, das zweite Volksredner, Kunſt, Philoſophie, ſo einleuchtend als in den trefflichſten Formen dar. — Beſonders erfreulich iſt bei der jetzigen Ausſtellung die Wahrnehmung, daß ein friſcherer, lebendigerer Geiſt durch ihr Ganzes geht, und weit mehr Künſtler als ſonſt ihre Phantaſie auf hiſtoriſche und poetiſche Sujets gerichtet haben. Ein Theil der dieſer Richtung angehörigen Leiſtungen verdient unbedingtes Lob; aber ſogar die mangelhafteren dieſer Claſſe dürfen auf eine dankbare Aufnahme rechnen, weil ihre Urheber ein ſchönes Beſtreben, einen Sinn zu erkennen geben, dem, wenn ihm die nöthige Kraft und Stetigkeit beiwohnt, die Anfangs unbezwinglich erſcheinenden Hinderniſſe nicht ſelten ſpäterhin dennoch weichen. Der Raum verbietet, ſich über die vielen, zum Theil vorzüglich gelungenen Werke dieſer Art im Detail auszuſprechen. — An Genrebildern, zum Theil ebenfalls in die poetiſche Region hinüberſtreifend, findet ſich wenigſtens Einiges ſehr Vorzügliche. Unter dem Namen des „glücklichen und zufriedenen Pächters“ hat de Corne aus Brüſſel eine Fülle von Lebensluſt und Behagen in der Perſon eines bejahrten Mannes überaus glücklich dargelegt. Das treffliche Tableau von Lindau, Marinari am Meeresſtrande, deſſen bereits in meiner lezten Notiz gedacht wurde, dürfte, dem Gedanken und der Ausführung nach, vielleicht von allen zur Ausſtellung erſchienenen Genreſtücken den erſten Preis verdienen. Aber auch ein anderes Produkt dieſes wackern Künſtlers, das ich damals nicht erwähnte, ſeine „Jäger vor einer Oſteria in der römiſchen Campagna,“ verdient beſondere Aufmerkſamkeit. Die ineinander verbiſſenen Hunde ſind die wüthenden Helden der höchſt modernen Tragödie, welche vorzüglich auch das Gute hat, daß ſie Luſt und Lachen erregt, wenn auch nicht unter der vor dem Wirthshauſe am Tiſche ſitzenden Gruppe von Gäſten, die durch die tragiſchen Helden in ihrer Behaglichkeit gewaltig geſtört werden. Der von Niemann in Oel gemalte Knabe an der Wiege eines jüngern Kindes, bemüht, durch Wegfangen einer auf dem Deckbette ſitzenden Schmetterlinge dem Wiegenkinde die Fortdauer des Schlafs zu ſichern, gehört zu den ſo hübſch gedachten, als ausgearbeiteten Genregemälden, von denen beſonders auch Wendlers Tyroler Teppichverkäufer in einer Schenke zu rühmen iſt. — Der Landſchaftmalerei verdankt man wieder recht viel Bedeutendes. In die ſehr große Landſchaft von Profeſſor Dahl, die Meerenge zwiſchen Schweden und Dänemark, mit dem Schloſſe Kronburg, verſenkt ſich jedes Auge mit Wohlgefallen. Gelungene Arbeiten in Kupfer- und Stahlſtich, ſo wie in der Lithographie ſind wenigſtens nicht ganz ausgeblieben. An guten Porträts gewährt die Ausſtellung, außer einigen von anerkannt vorzüglichen Künſtlern in dieſem Fache, nur eine geringe Ausbeute. Um ſo größere Auszeichnung verdient aber auch eines, ein ſehr kleines, und zwar auf den erſten Wurf vollendetes und mit dem Meiſterſtempel bezeichnetes Bruſtbild in Oel von Profeſſor Begas in Berlin. Es ſtellt den Profeſſor Vogel von Vogelſtein dar. Ein köſtliches Bild! Die ganze Seele des Dargeſtellten ſpricht aus dem Auge und aus allen Geſichtszügen. — Die mit der Kunſtausſtellung, nach zweijähriger Pauſe, in dieſem Jahr wieder vereinigte Expoſition gewerblicher Gegenſtände hat heute zum erſten Male ſtattgefunden. Ich behalte mir vor, derſelben nächſtens zu gedenken.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 7. September 1837.

Ein lebend Puppenſpiel! Nun will ich glauben,
Daß es Cinbörner gibt, daß in Arabien
Ein Baum des Phönix Thron iſt.

Shakespeare.

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

Die Neugier des Fürſten war erwacht, zu erfahren, was in dem magiſchen Ringe enthalten ſey, er gab darum das geforderte Verſprechen und ließ den Alten in ein Kabinet treten, wohin er ihm mit zweien ſeiner Vertrauten folgte. Sie blieben ziemlich lange darin, und wir andern, die wir im Saale warteten, erſchöpften uns in Vermuthungen, was wohl der wunderbare Ring enthalten möchte. „Ganz gewiß," ſagte der Eine, „ertheilt er ſeinem Beſitzer die Gabe, alle Schätze der Welt in ſeinen Beſitz zu bekommen." — „Nicht doch!" rief der Andere, „es wird der Ring des Salomo ſeyn, der das Reich der Geiſter an die Befehle ſeines Trägers kettet." Ein Dritter behauptete, der geheimnißvolle Reif bringe die Gabe der Unſichtbarkeit Jedem, der ihn am Finger trage. Es wurden noch andere, viel phantaſtiſchere Muthmaßungen aufgeſtellt, als die Thür des Kabinets ſich öffnete und der Fürſt wieder in den Saal trat. Auf ſeinem Antlitz glänzte Heiterkeit, der Ring des Alten zierte ſeinen Zeigefinger. „Du haſt gewonnen Spiel!" rief er dem Türken zu, „führe deine Tochter in Ruhe von dannen. Ich kann allenfalls wieder ein ſo hübſches Mädchen, aber nie einen ſo koſtbaren Ring in meinen Beſitz bekommen. Ich bin mit deinem Geſchenke zufrieden."

Der Alte entfernte ſich eilig mit ſeiner Tochter, gleichſam als fürchtete er, aus der Höhle des Löwen bei längerem Aufenthalt doch nicht mit heiler Haut zu entkommen. Er warf beim Herausgehen auf mich und meinen Kameraden einen Zornblick, der uns deutlich ſagte, daß er uns für die Urheber ſeines Unglücks anſehe und als ſolche verwünſche.

Es verging jezt eine geraume Zeit, ohne daß wir etwas von dem Ringe und ſeinen Kräften erfuhren; der Fürſt ſchien ſelbſt ihn vergeſſen zu haben; doch das war nicht der Fall, er wartete nur auf eine paſſende Gelegenheit, die Kaiſerin, ſeine Gebieterin, mit den artigen Zauberkünſten zu überraſchen, deren Herr er jezt war.

Es fand ſich hiezu ein günſtiger Augenblick. Die Kaiſerin pflegte mit ihrer nächſten Umgebung des Abends, wenn die Feſte und Audienzen beendet waren, ein paar zwangloſe Stunden in heiterer Unterhaltung zuzubringen. Hier war die Politik verbannt und der Scherz wählte ſich frei ſeine Gegenſtände. Man gab unter anderm Charaden auf und erzählte Mährchen. Der Fürſt erſchien eines Abends beſonders ſchweigſam, die andern Herrn machten ihm Vorwürfe, und er beantwortete dieſe mit einem geheimnißvollen Lächeln. Nach einer Pauſe ſagte er: „Was gilt die Wette, meine Herrn, daß ich nicht ſo ungeſchickt

bin, wie ich aussehe? Es kommt nur auf den Befehl unserer Gebieterin an, und ich mache Ihnen die seltsamsten Kunststücke vor, die Sie sich je haben träumen lassen."

Die Kaiserin nahm ihn beim Wort und der Fürst verlangte eine glattpolirte Marmorplatte. Man brachte ihm einige Tische, doch er hatte immer an der Politur des Marmors etwas auszusetzen, endlich ward ein kleiner Spiegeltisch hinreichend gut zum Zwecke befunden. Die Gesellschaft gruppirte sich herum und Jedem ward ein kleines Vergrößerungsglas in die Hand gegeben. Diese Anstalten erweckten die Neugier, aber wie hoch ward diese gespannt, als der Fürst jezt seinen Ring hervorholte, dreimal leise mit dem rothen Steine auf die Marmorplatte klopfte und nun die Gläser auf diese Stelle zu richten bat. Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens erhob sich. Man sah eine Figur erscheinen, für das bloße Auge von der Größe eines Stecknadelknopfes, die, als Tänzerin gekleidet, aus dem Steine schlüpfte und sofort anfing, der Gesellschaft ein Solo vorzutanzen, so kunstgemäß und so graziös, wie kein Glied der hohen Gesellschaft es jemals in seinem Leben geschaut. Die Freude und das Staunen wuchsen mit jeder Sekunde; unermüdlich folgten die Gläser den Bewegungen der Kleinen, und jede Stellung, jeder gewagte Entrechat, jeder wirbelnde Umschwung und jede graziöse Pironette wurden mit rauschendem Beifall begrüßt. Sah man die kleine Gestalt mit bloßem Auge, so entgingen dem groben Organ die Zartheit der überirdischen Reize, die Kostbarkeit der Kleidung und die weiche Geschmeidigkeit der Bewegungen; mit dem Glase jedoch betrachtet, gewann die Fee die Größe einer einen halben Zoll hohen Puppe, und erst dann war man im Stande, die Kunst ihres Tanzes und Anzuges zu würdigen. Die Toilette, die diese kleine Schöne gemacht, gehörte unleugbar zu den etwas leichtfertigen Tänzercostüms, oder es war vielmehr eine ganz eigenthümliche Tracht, die in dem Lande Tschinnistan oder sonst wo Mode seyn mochte. Ein kurzes Röckchen von blendend weißem Mousselin umschloß, von einem breiten goldenen Reif gehalten, die feine Taille und reichte bis zu den Knien, die Beine waren ohne Bekleidung, nur an den Knöcheln saßen kleine goldene Reife, ähnlich dem großen Reife um die Taille, und die niedlichen Füße umschlossen goldene Schuhe. Das Haar war in einen vollen Knoten zusammengeschürzt und ein unendlich kleines Rosenknöspchen streckte seine rothe Flamme aus den schwarzen Locken. Gewiß, man konnte nichts Reizenderes sehen. Dabei war der Teint der Kleinen keineswegs weiß und roth, sondern zeigte jene helle Broncefarbe, die den orientalischen Schönheiten eigen ist und die nur mit sehr wenig Roth tingirt erscheint. In den Händen schwang sie kleine Castagnetten, die wie ein leises Mückengeschwirre klangen, wenn man recht hinhorchte. Sie tanzte Anfangs eine seriöse Menuet, die dem Publikum unendlich vielen Spaß machte, dann ging sie zu den leidenschaftlichen Tänzen über, und zulezte tobte sie in einem bacchantischen Tanze auf der Tischplatte hin und her, so daß die Gläser Mühe hatten, ihr zu folgen. Endlich hielt sie stille, machte eine Verbeugung und gab damit zu erkennen, daß der Tanz beendet sey. Die Zuschauer, voll Entzücken, wußten nicht, wie sie ihre Dankbarkeit einer Künstlerin zu erkennen geben sollten, die durch ihre Körperbeschaffenheit ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und ihren Verehrern aufgebaut hatte. Es war sogar ungewiß, ob die Liebe, Verehrung und Bewunderung, die sich rund um sie her in den riesigen Physiognomien malte, auch verständlich bis zu ihrem Auge drangen. Ein zu lautes Beifallgeklatsche hätte nothwendig durch die Erschütterung die kleine Dame zu Boden geworfen. Zufällig entdeckte einer der Gäste ein Mittel, sich der Schönen erkenntlich zu beweisen; er zog eine Tabatiere hervor, deren Deckel ein Spiegel bildete, und diesen vor ihr aufstellend, hatte er die Freude zu bemerken, daß sich die Kleine dieses Spiegels wie einer Psyche bediente, sich davor stellte und ihren Anzug in Ordnung brachte. Dies gab eine Scene, die von Neuem lauten Beifall hervorrief. Wie bedauerte man, daß man ihr nicht helfen konnte; allein welche Hände und Finger hätten dazu gehört, um hier Kammerfrauendienste zu versehen? — Als endlich die Dame wieder in ihren Ring geschlüpft war, forderte die Kaiserin den Fürsten auf, zu erzählen, welche Bewandniß es mit dem Allen habe. Der Fürst gehorchte dem Befehle.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Spiel.

(Fortsezung.)

Wenn wir bisher unter den Spielen einige benannten, welche unter gegebenen Bedingungen und Verhältnissen als **erlaubt** zu erklären sind, so trifft unser Blick nun auf eine Classe, in der sich welche finden, die wir schier unbedingt empfehlen müssen, nämlich diejenigen unter den Wetten, welche sich auf ritterliche Uebungen gründen, während jede andere Wette nur als ein gewöhnliches Hazardspiel zu betrachten seyn dürfte. Die **edlen** Wetten nimmt sogar bei uns das Gesetz in Schutz, denn nachdem es z. B. im badischen Landrecht erklärt hat, daß keine Klage auf Zahlung einer Spielschuld oder einer Wette Statt habe, sagt es: „Spiele zur Waffenübung, als Wettrennen zu Fuß oder zu Pferd, Wettfahren, Ballspiel und andere gleichartige Spiele, wobei es auf Gewandtheit und Leibesübung ankommt, sind von jenem Verbot ausgenommen. Das Gericht darf jedoch auch hier die Klage verwerfen, wenn die Summe übertrieben erscheint." So

wie das Reiten die vornehmſte ritterliche Uebung iſt, ſo gibt es auch zu gar vielen Wetten von Bedeutung Anlaß, wie zu Gewaltsritten, deren wir im Abſchnitt von der Reitkunſt ein Paar erwähnt haben, und denen wir noch eine große Anzahl hätten hinzufügen können, wenn wir nicht gefürchtet hätten, zu weitläufig zu werden; hier führen wir nur als Beiſpiel einen Deutſchen, den Rittmeiſter von Schenkendorf an, der ſich in allerneueſter Zeit durch einige glücklich ausgeführte Wettritte bekannt gemacht hat. Die Reitwetten beſtehen gewöhnlich darin, daß Einer ſich verpflichtet, irgend eine Aufgabe zu Roß auszuführen, ſelten aber in einem eigentlichen Wettrennen, wobei zwei oder mehrere einander zu überholen trachten, gleich den Jockei's auf der Rennbahn. — Anders wird es jedoch mit den Schießwetten gehalten, wobei gewöhnlich alle Wettenden mitſchießen, manchmal aber auch nur Einer eine Aufgabe durchführt, indem er z. B. mit der Piſtole die Punkte aus einer Karte ſchießt. So waren zwei Brüder, die, jeder ein Fauſtrohr und einen Thaler in den Händen, ſich, ſo oft es galt, einander auf zehn Schritt gegenüber ſtellten und auf ein gegebenes Zeichen à tempo ſich gegenſeitig die Geldſtücke aus der erhobenen Linken ſchoſſen; und wir ſelbſt haben ſchon mehr als einen Burſchen geſehen, der mit der größten Zuverſicht ſeinem Herrn ein Geldſtück als Ziel für die Piſtolenkugel hinhielt. Einem Juden, der in Folge einer Wette gleichfalls den Thaler hielt, wurde die Fingerſpitze zerſchmettert, wobei er, ehe er des Schmerzes gedachte, voller Freuden ausrief: „Ich hab' gewonnen!“ — Das Wettſchießen mit der Pürſchbüchſe findet häufig nach Beendigung einer Hirſchjagd Statt, wenn nicht etwa die Herrn beim Eſſen zu fleißig und tief in den Becher ſahen, und nun ſtatt der Büchſe zu den Würfeln greifen.

Die gewöhnlichen Wettſpiele finden ſich am häufigſten in England, denn die Britten wetten auf alles Mögliche, oder ſogar noch auf das Unmögliche, am meiſten aber bei öffentlichen Wettrennen, bei Hahnenkämpfen und dergleichen mehr. Wetteten doch einſt Fox und Sheridan, indem ſie Piccadilly hinabgingen, wer die meiſten Katzen am Fenſter, jeder auf ſeiner Seite, ſehen würde! Der pfiffige Sheridan hatte die beſonnte Seite gewählt und gewann. Oft erhalten ſolche Wetten einen ganz großartigen Anſtrich, wenn z. B. in Folge derſelben und um ſie zur Entſcheidung bringen zu können, Reiſen bis in die fernſten Länder unternommen werden; doch häufiger noch iſt bloß ihre Sonderbarkeit auffallend, und das Halten auf die ſtrengſte Regelmäßigkeit, ſo daß wir ganz geneigt ſind, an das berüchtigte „Halt, das iſt gegen unſere Wette!“ der zwei Gentlemen zu glauben, das ſie riefen, als ein Schiffer dem mit den Wogen ringenden Mann zu Hülfe kam, für und gegen deſſen Entkommen ſie gewettet hatten; denn wie in ihren Geſetzen, nehmen die Engländer auch in den Regeln der Spiele Alles wörtlich; wenn der Jockei die Kappe, den Sporn oder die Reitpeitſche verliert, kann er den Preis des gewonnenen Vorſprunges einbüßen, und wer im Schachſpiel eine Figur anrührt, muß ſie auch ziehen.

Unſere Vorfahren pflegten nicht ſo häufig als wir bei ritterlichen Uebungen Mann gegen Mann zu wetten; aber das Bezahlen der Leggelder bei großen Schießen iſt ebenfalls ein Wettvertrag, und dieſe Schießen waren auch oft mit andern Uebungen verbunden, wie jenes zu Augsburg im Jahr 1470, von dem wir leſen, daß der Münchner Herzog Chriſtoph dabei im Laufen ein Kleinod gewonnen, „einen Ring um vier Gulden,“ und einen gleichen im Springen. Bei demſelben Schießen gab's noch andere Luſtbarkeiten: ein Pferderennen, bei dem Herzog Wolfgang von München den erſten Preis, eilf Gulden werth, gewann, und den zweiten ſogar mit zwei Pferden; ferner „ein Abentheur,“ nämlich einen Glückshafen, darin das Beſte 40 fl. werth war, ein großes Kegelſchieben von 6 fl., und zur Augenweide der Schützen ein Wettrennen der „gemeinen Frauen“ um ein Stück Barchent, bei dem ein fahrendes Fräulein von München den Preis gewann. Bei Turnieren und Stechen wurde kein Leggeld bezahlt, und bei manchen Rennen nicht einmal ein Dank ausgeſetzt, ſo daß die Herren nur um der Ehre willen einander aus dem Sattel warfen; doch kamen auch dabei hin und wieder Wetten vor, welche Einzelne miteinander eingingen. — In England ſcheint das Wetten bei ritterlichen Uebungen ebenfalls ziemlich alt, und zu Shakespeare's Zeit ganz gewöhnlich geweſen zu ſeyn, da Slender in den luſtigen Weibern von Windſor ſagt: „Ich habe neulich braune und blaue Male davongetragen, als ich mit dem Fechtmeiſter auf Dolch und Degen in drei Gängen um ein Gericht Zwetſchgen ſpielte.“ — In unſerer Zeit iſt eine gewiſſe Bequemlichkeit übrigens der vorherrſchende Charakterzug, und die meiſten Leute lieben es, den Erfolg ihrer Spiele und Wetten ohne eigene körperliche Anſtrengung herbeikommen zu ſehen. Manche nennen dieſe Trägheit eine türkiſche, aber mit großem Unrecht, denn der Prophet hat die weiſe Vorſicht geübt, den Gläubigen alle Hazardſpiele zu verbieten, und ihre Spiele ſind, außer dem Schach, nur ritterliche Uebungen, wie das Dſcheridwerfen.

Kriminalklage.

Die Wunden wieder bluten,
Wenn ſich der Mörder naht,
Der ſie ſo tief geſchlagen,
Zu klagen an die That.

Auch Herzenswunden bluten,
Wenn ſich der Mörder zeigt,
Aus alten Narben wieder,
Wo ihn der Blick erreicht.

Beim Ton bekannter Stimme,
Und wär' er noch so leis,
Strömt aus der tiefen Quelle
Das Herzblut roth und heiß.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Erste Aufführung der italienischen Oper Ildegonda.

Der Regel nach schließt die hiesige italienische Oper ihren jährlichen Cursus früher als das Parlament, ziehen die geworbenen Sänger und Sängerinnen, oft mit Ruhm, bisweilen mit Gold beladen, aus London fort, während die Mitglieder des Ober- und Unterhauses, bisweilen gelobt, oft getadelt, noch unter der Last ihrer unbezahlten Arbeiten schmachten. Dieses Jahr hingegen hat sich das Blatt gewendet, die Parlamentsglieder sind ausgeflogen, während die Sänger und Sängerinnen noch ihre Contraktsketten schleppten. Wäre es nicht gewagt, Parlament und Oper neben einander zu stellen, die Bühne des Ernstes neben die Bühne des Scherzes, die Redner und Gesetzgeber neben die Sänger und Tänzer, so ließe sich behaupten, daß die Oper, obschon ihre Dauer, des spätern Endes ungeachtet, in Folge des spätern Anfangs eine kürzere gewesen ist als die des Parlaments, doch bedeutend mehr geleistet habe als dieses. Im Hause der italienischen Oper hat es nicht an mannichfaltiger Unterhaltung, aber im Hause der Lords und der Gemeinen hat es gar sehr an Resultaten gemangelt, und sollen daher beide mit Censur entlassen werden, so muß Laporte die bessere empfangen; das ist sein Ruhm. Ehe London seine italienischen Sangvögel verliert, ein paar Worte über die neueste Oper Ildegonda. Die Heldin ist die Tochter des Gouverneurs von Mailand, Ildebrando, und hat im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt gethan, was viele Mädchen seit Erschaffung der Welt gethan haben und bis zum jüngsten Tage thun werden: anders über Herz und Hand verfügt, als ihr Herr Vater. Ihr Vater will, sie soll heirathen, und zwar den edeln Rogiero, einen Patrizier, einen Helden Mailands. Sie aber hat in's Geheim Herz und Hand einem jungen Kreuzfahrer verlobt, Namens Rizzardo, von welchem es im Textbuche heißt, er sey ein junger Herr, der hoch stehe in der Gunst des Volkes und in Waffenruhm. Was das Ende solchen Anfanges seyn muß, ist leicht abzusehen. Rizzardo wirbt bei Ildebrando um Ildegonda's Hand. Er wird hochmüthig abgewiesen, Ildegonda in ein Kloster gebracht. Und das sollen die Liebenden sich gefallen lassen? Nimmermehr; also entführt Rizzardo seine Ildegonda. Und das soll Ildebrando und Rogiero überraschen? Nimmermehr; also lauern Beide mit ihren Mannen den Fliehenden auf und verlegen ihnen den Weg. Und Rizzardo soll nicht kämpfen für seine Freiheit, für seine Liebe? Nimmermehr; also schrecklicher Kampf Vieler gegen Einen. Und Rizzardo fällt? Nein, er fällt nicht, wird nicht einmal verwundet; aber Ildegonda wird es, obgleich sie nicht mitkämpft, und ihr Blut entwaffnet den Zorn des Vaters. Rizzardo wird bloß gefangen genommen und von seinem edeln Nebenbuhler als Klosterräuber der heiligen Inquisition überliefert, um bei erster bester Gelegenheit lebendig verbrannt zu werden. Und das soll Ildegonda nicht zu verhindern suchen? Nimmermehr; also tritt sie unter das Volk, redet zum Volke, fordert das Volk auf, in ihrem Geliebten seinen Liebling zu retten. Und das Volk soll taube Ohren und müßige Hände haben? Nimmermehr; das souveräne Volk revoltirt, Schuster, Schneider und Leinweber ergreifen die Waffen, die Grobschmiede geben den Ausschlag, Rizzardo wird vom Feuertode befreit und Ildegonda sinkt ihm in die Arme. Diesen Unsinn hat Signor Marliani in Musik gesetzt. Mit dem Unsinne der Dichtung hat freilich der Werth der Composition nichts zu thun; gleich sinnloses Zeug ist zu herrlichen Opern verarbeitet worden. Auch genügt ja am Ende die glückliche Auffassung eines einzigen ergreifenden Momentes, wie in Fidelio oder la Somnambula, eine Oper zu begründen, da das Süjet einer Oper, in Vergleich mit dem eines regelrechten Drama, doch eigentlich wenig mehr ist, als ein Skelett, dem der Componist das Fleisch gibt. Was aber Marliani in Ildegonda, seiner ersten in England aufgeführten Oper, gegeben hat, charakterisirt weder ihn als originell, noch seinen Styl als eigenthümlich. Er ist unstreitig ein Nachahmer, und das nicht einmal der Meister ersten, sondern der Genossen zweiten und dritten Ranges, sey es, daß er jene nicht versteht oder daß er nur diesen sich ebenbürtig fühlt. Ein großer Theil seiner Musik ist, was ich roh nennen möchte; sein Orchester und seine Chöre versteht er nicht mit den Hauptstimmen in Einklang zu halten, und weil er seyn will, was er nicht ist, originell, verdirbt dieses unnütze Bestreben manchen frischen, etwas versprechenden Gedanken. Dem allen ungeachtet ist weder Marliani ein schlechter Tonsetzer, noch Ildegonda eine schlechte Oper. Er hat sie für vier der vollendetsten Künstler unserer Zeit geschrieben, Ildegonda für die Grisi, Ildebrando für Lablache, Rizzardo für Rubini und Rogiero für Tamburini. Wenn aber dies ihn verlockt, es sollte vielleicht heißen, gezwungen haben mag, den tours de force dieser vier Meisterkehlen jede Aufmerksamkeit zu schenken und dadurch das Ganze steif und naturwidrig zu gestalten, so ist es auch eben so wahr, daß er ein sorgfältiges Studium jener vier ausgezeichneten Talente bewiesen, und wo sie zusammenwirken, wie das in London geschah, seiner Oper eine unausbleibliche Wirkung gesichert hat; und daß selbst bei der vorwaltenden Beschränkung Melodie und Harmonie zwei- oder dreimal gewaltsam durchbrechen, scheint für Marliani's Fähigkeit zu zeugen, bei größerer Freiheit Besseres zu leisten. — Nachdem ich gesagt, von wem die vier Hauptrollen dargestellt wurden, versteht sich das Wie ungesagt. Im Gesang wie im Spiel stand die Grisi nie höher. Ihr Spiel war Verzuckung, war Raserei, und doch Wahrheit, keine Uebertreibung. Sie berührte die äußerste Grenze des Mitgefühls, ohne sie je zu verletzen. Was sie sang, gehörte ihr so eigenthümlich, als habe sie es selbst componirt, und hat sie es etwa, so gebührte ihr mit doppeltem Rechte der Löwenantheil, den sie am Beifall der Anwesenden empfing. Rubini folgte zunächst; allerdings gab er nur, was er immer gibt; doch das ist das Eigene seiner Gaben, daß sie stets ein neues Geschenk sind. Tamburini war, was er gewöhnlich ist, der echte, bescheidene Künstler, der Alles wohl macht und weniger an sich, als an das Allgemeine denkt, in dieser Hinsicht ein wahres Meteor von Künstlerehrlichkeit. Lablache war minder beschäftigt, als die Mehrheit der Zuschauer es wünschte, die Mehrheit, die ihn nie genug sehen kann. Und ruhig ergötzte er sie und sich mit den Kräften, welche Natur und Kunst ihm verliehen. Die Chöre thaten das nicht; sie waren, was sie in hiesiger italienischen Oper meist ohne Ausnahme sind, erbärmlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 8. September 1837.

And what's his reason? — I am a Jew!
Shakespeare.

Klagen eines Juden. *

(Der ſächſiſchen Deputirtenkammer vom Jahr 1837 gewidmet.)

1.

Heimweh.

Als ich aus deutſchem Lande ging,
Da hab' ich's kaum gefühlt,
Wie ſehr ich an den Auen hing,
Wo ich als Kind geſpielt.

Es haftete ein goldner Schein
Am fernen Inſelland,
Bis daß ich weit vom lieben Rhein
Auf hohem Meere ſtand.

Geſchieden von dem Elternhaus
Und manchem theuern Mann,
Hört' ich das laute Sturmgebraus
Wie Klage um mich an.

Ich meinte, Alles riefe mir:
O kehre ſchnell zurück!
In fremdem Land erblühet dir
Doch nie dein wahres Glück.

Was biſt du ſonder deutſchen Sang,
Was, fehlt der deutſche Freund?
Da ward es mir ſo herzensbang,
Daß ich beinah geweint.

Und wie mir's auf dem Meere war,
So iſt es mir noch heut';
Vier Wochen ſind mir wie ein Jahr,
So lang wird mir die Zeit.

Ich bin und bleib dem Vaterland
In liebefeſter Haft,
Mich bindet ein Verlobungsband
Mit magiſchſtarker Kraft.

Ich bin und bleib' ein Bräutigam,
Der ſtets von Liebe glüht,
Wenn ihn auch ſelbſt und ſeinen Stamm
Die Braut verhöhnend flieht.

2.

Orient und Occident.

Was iſt für mich der Orient?
Ein altehrwürd'ges Grab,
Zu dem ich gern, wär mir's vergönnt,
Zög mit dem Pilgerſtab.

* London, Anfangs Juli, 1837.

Ich ſuchte dorten jede Spur,
Wo einſt ein Seher ſtand;
Doch reicht' ich auch von dorten nur
Dem Vaterland die Hand.

Fänd' Palmen ich und Eichen da,
Ging ich zur Eiche hin,
Und glaubte mich dem Lande nah,
Wo ich geboren bin.

Die ihr mich ſchlechtweg Jude nennt,
Ihr kennt den Juden ſchlecht;
Drum ſprecht mir nicht vom Orient,
Sprech' ich von meinem Recht.

3.

Haltloſigkeiten.

Ihr ſolltet nicht mit Spinngeweben
Mein Recht mir vorenthalten.
Citirt mir friſchgeſundes Leben,
Doch nicht die obſoleten Alten.

Was kümmern mich die Albernheiten,
Die ein Rabbine hat erfunden?
Längſt haben ſie die beſſern Zeiten
Verbeſſernd überwunden.

4.

Beſchränkung.

Iſt das die Freiheit, die ihr lehrt,
Ihr hochgelahrten Leute? —
Ich fühlte mich durch euch entehrt,
Drum floh ich in die Weite.

Ich könnte ſonſt ſo gut wie ihr
Jetzt ſtehen am Katheder;
Indem ich's ſchreibe, fließt es mir
Wie Blut in meine Feder.

5.

Indifferentismus.

Ich kann nichts mehr als klagen;
O klagten doch nur Alle,
Die in demſelben Falle,
Dann könnt' ich's leichter tragen.

Doch Viele gleichen Steinen,
Sie fühlen keine Bande;
Ich denke dran mit Schande,
Daß man ſie nennt die Meinen.

6.

Hoffnung.

Gleich wie der Vogel in des Winters Trübe
Sich ſehnet nach des Frühlings Grün,
So ſchau' ich aus der Gegenwart mit Liebe
Nach einer beſſern Zukunft hin.

Wenn dann verrinnt das Eis der Seelen
Im goldnen Freiheitsſonnenſtrahl,
Wenn dann aus tauſend Menſchenkehlen
Ein frohes Lied erklingt zumal,

Und mich kein Gott wird dann erwecken,
Ruh' ich in Grabeseinſamkeit,
Dann wollt, o Enkel, Roſen ſtecken,
Wo meine Aſche liegt zerſtreut.

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

„Mechmet Ali-Ben Juſſuf," hob der Fürſt an, „Beherrſcher der Gläubigen und unumſchränkter Beſitzer des Erbes des Propheten, verfiel gegen das Ende ſeines thatenreichen Lebens in eine tiefe Melancholie, die zu zerſtreuen die geſchickteſten Aerzte ſeiner Umgebung vergebens ihre Kräfte anſtrengten. Der Sitz des Uebels war der Ueberdruß, der ſich ſo oft großer Seelen bemächtigt, die, von den Erfahrungen gebeugt und von den Genüſſen überſättigt, welche achtzig Jahre, auf dem Gipfel der höchſten Macht verlebt, ihnen zugeführt haben, das Ende aller Erſcheinungen mit Sehnſucht herbei wünſchen. Vergebens waren die Anſtrengungen der Veſſire, neue Beluſtigungen zu entdecken, vergebens die Anregungen ehrgeiziger Feldherrn, die Ruhmſucht des alten Helden durch die Vorſpiegelung neuer Eroberungen zu reizen; Mechmet Ali verachtete die Eitelkeit der Welt; er durchſchaute die Beweggründe ſeiner Miniſter, und der Erfolg war, daß er ſich nur noch feſter in die innern Gemächer ſeines Pallaſtes einſchloß, wo Niemanden der Zutritt geſtattet wurde, als einem ehrwürdigen Derwiſch, der im Rufe großer Kenntniſſe und der reinſten Frömmigkeit ſtand. Dieſer Edle, bekümmert durch den Zuſtand ſeines Herrn, ſann Tag und Nacht auf Mittel, wie er Heilung ſchaffen möchte. Trotz ſeines vom Weltgeräuſch abgezogenen Lebens, beſaß er doch hinlänglich Erfahrung, um zu prüfen, welcher der menſchlichen Leidenſchaften Stärke genug inwohne, um das Herz aus einer gefährlichen Apathie, worin

es verſunken, zu reißen. Er erkannte der Liebe den Preis zu. Allein der Sultan ſah längſt die größten Schönheiten um ſich verſammelt, ohne daß ihre Reize im Stande geweſen wären, ſeinen Gram zu zerſtreuen; der Derwiſch ſchloß daraus, daß nur eine überirdiſche Schönheit zum Zweck führen könne; mit Einem Wort, er nahm ſich vor, ſeinen Herrn mit einer Fee bekannt zu machen und dieſe ihm zur Gefährtin zu geben. Derwiſche wählen ihren Umgang ganz nach Belieben, und der unſrige hatte den nicht übeln Einfall gehabt, ſich unter den reizendſten und mächtigſten Feen einzubürgern. Nach einer kurzen Prüfung entſchied er, daß die Fee Mollacat ganz geeignet ſey, ein müdes Herz, das achtzig Jahre durchkältet hatten, von Neuem in Flammen zu ſetzen. Die ſchöne, mitleidige Fee ging in die Plane des Derwiſch ein, ſie beſuchte den Sultan und wurde im Verlauf weniger Monden ſeine zärtlichſte Freundin. Die günſtigſte Umwandlung ging jezt mit dem Beherrſcher der Gläubigen vor; er war dem Leben wieder geſchenkt, die ominöſen Falten des Grams verloren ſich von ſeiner Stirne, und die Thüren ſeiner Gemächer waren wieder geöffnet dem Zudrang der Günſtlinge. Aber ach! der gute Derwiſch mit allen ſeinen Bekanntſchaften und Mitteln konnte dennoch nicht das Leben ſelbſt verlängern, dem er einen ſo entzückenden Reiz verliehen. Der Sultan fühlte mit Schrecken das Ende ſeiner Tage herannahen. Der Tod, früher ſo herbeigewünſcht, erſchien ihm jezt als der erbittertſte ſeiner Feinde. Vor allem drängte ihn ein ſchrecklicher Gedanke: mit der Liebe war auch die Eiferſucht in ſeinem Herzen neu erwacht; die Vorſtellung, daß die Fee Mollacat nach ſeinem Tode ihren Beſitz einem Andern ſchenken könnte, wurde ihm zur Marter, und er ſann, um ſich vor dieſem Unglück zu ſchützen, eine Liſt aus, die ihm nicht viel Ehre macht. Er überredete nämlich in einer vertrauten Stunde die Fee, ſich in die Geſtalt zu verwandeln, in der wir ſie eben geſehen, und ſich alsdann in den magiſchen Talisman eines Ringes einſchließen zu laſſen, bloß aus Liebe zu ihm, wie er verſicherte, damit er ſie dann am Finger immer bei ſich tragen und zu jeder Minute ihres Anblicks genießen könnte. Die Fee ließ ſich überreden und ſchlüpfte in ihren Kerker, den ihr Geliebter dann an den Finger ſteckte. Was ſich vorausſehen ließ, geſchah; der Sultan ſtarb und die Fee war nun eine Gefangene. In der That ein hämiſcher Streich, den die eiferſüchtige Laune eines Graukopfs ihr geſpielt. Der fromme Derwiſch errieth den Zuſammenhang der Sache, allein er konnte mit all ſeiner Kunſt nur theilweiſe den Bann löſen, in den ſich die Fee ſo unvorſichtig begeben. Er fand das Mittel, ſie aus dem Ringe heraustreten zu laſſen, allein ihr die menſchliche Größe wieder zu verſchaffen, vermochte er nicht. Nur einmal des Monats, eine Stunde lang in der Nacht, erlauben es die magiſchen Charaktere des Ringes, daß die Fee in ihrer natürlichen Geſtalt erſcheint. Aber welch ärmlicher Erſatz für ein Leben in ſo trauriger Knechtſchaft iſt eine einzige freie Stunde im Monat! Nach dem Tode des Derwiſch gelangte der Ring in Hände von Leuten, die um ſein Geheimniß nicht wußten, bis endlich ein gelehrter arabiſcher Arzt im Dienſte des vertriebenen Paſcha dieſelbſt ihn in Beſitz bekam und ihn ſogleich für denſelben erkannte, von dem er Kunde erhalten. Er machte mir vor einigen Tagen mit dieſem ſeltenen Kleinod ein Geſchenk, und ich wage wiederum, es Eurer Majeſtät zu Füßen zu legen, als der rechtmäßigen Herrſcherin über Geiſter und Menſchen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

Ein engliſcher Philoſoph definirte den Menſchen als das Thier, das Handel treibt, ein franzöſiſcher als das Thier, das ſeine Speiſen kocht. Man dringt noch ungleich tiefer in ſein Weſen ein, wenn man ihn als das Geſchöpf bezeichnet, das ſich kleidet. Der Thierwelt hat der Schöpfer ein für allemal die Toilette gemacht und es ihr nur überlaſſen, Pelz und Gefieder zu ordnen, zu kämmen, zu reinigen; der innerlich beweglichen, biegſamen, vielſeitigen Natur des Menſchen hat er Freiheit gegeben, ſich ein künſtliches Kleid zu wählen. Der Geiſt und das ganze Weſen eines Volks, eines Stamms reflektirt ſich äußerlich kaum in etwas Anderem deutlicher, als im Ganzen der Tracht und ihren Modifikationen, und die im Lauf der Jahrhunderte an den Nagel gehängte Garderobe der europäiſchen Menſchheit iſt ein höchſt anziehendes hiſtoriſches Muſeum. Es iſt, antiquariſch wie poetiſch, durchaus noch nicht gehörig ausgebeutet, und die Romanſchreiber der neueſten Zeit haben ja meiſt nur Maskenanzüge für modernſte Figuren daraus genommen. Wirft man einen Blick rückwärts auf die ſich ablöſenden, charakteriſtiſchen Männergeſtalten, wie ſie von der Geſchichte mehr oder minder treu aufrehalten ſind, ſo kann man mit Sicherheit behaupten, daß man ſich kaum je geſchmackloſer, ſteifer und armſeliger zugleich gekleidet hat als gegenwärtig. Um nicht weiter zurückzugehen als zu den nobeln Bildern eines Rubens und Van Dyk: der fallende Kragen am freien Hals, das knappe Wamms mit dem phantaſtiſch ausgeweiteten Ermel, die ſtattliche Beinkleidung, wie anmuthig und bequem ſchloſſen ſie ſich aneinander! wie maleriſch ſtreng zeichnete dieſe Tracht die Geſtalt des ſchlichten Mannes oder des Soldaten, und wie natürlich fügte ſie ſich doch dem reichſten Schmuck und der phantaſtiſchen Laune des Vornehmen! Und noch das Coſtüm des vorigen Jahrhunderts — ſo abgeſchmackt es uns jezt vorkommt, war es nicht wenigſtens lebendiger, beredtſamer, als das unſrige? In den wallenden Jabots und Manſchetten, im Blumenflor der Weſte und der Fülle der Rockſchöße war doch Farbenſpiel, Schatten und Licht, Draperie und Bewegung, und der Mann konnte im ſtraffen Strumpf ein tüchtiges Bein weiſen, und der Fuß im derben Schuh wurde von der blitzenden Schnalle gehoben. Jezt aber, wie knapp, eng, dürftig, kaum zureichend das Nothwendige, und das Ueberflüſſige wie armſelig und ungeſchickt! Ein

ſtreng nach der Mode gekleideter Tagesmenſch erinnert ſtark an den Platoniſchen Menſchen des Diogenes. Der Charakter des Coſtüms der drei Epochen, welche wir hier zunächſt in's Auge gefaßt, ſpricht ſich wohl am deutlichſten in der Kopfbedeckung aus. Der ſchlaffe Spitzhut des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts mit der nickenden Feder iſt der eigentlich poetiſche Filz, eine geometriſche Figur nur andeutend, ſchmiegſam, vielgeſtaltig, mit ſeinen Brüchen und Falten alle Affekte und durch die Richtung ſeiner Spitze alle Temperamente bezeichnend. Schon ſteifer, ſtarrer erſcheint der Triangel über Friſur und Haarbeutel; doch auch er war noch wunderſam beredt, je nachdem die vordere Hauptkante herüber und hinüber, auf oder abwärts rotirte, oder ſich in der Ebene des Horizonts drehte. Aber der alberne Cylinder, den wir auf dem Kopfe tragen, iſt rundum derſelbe, geiſtlos, ein Bild der Langeweile, und wenn er ſich beim Hebräer in den Nacken, beim Sauſewind auf's Ohr und beim Lichtſcheuen in die Stirne gerückt hat, iſt er mit ſeiner Charakteriſtik ſo ziemlich zu Ende.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Königin im Opernhauſe.

Am Abend der erſten Vorſtellung der Ildegonde verbreitete ſich das Gerücht, Königin Victoria werde das Haus mit ihrer Gegenwart ſchmücken. Daran war nichts Unglaubliches. Wie ehemals das Haus des Königs Theater hieß, ſo heißt es jetzt Ihrer Majeſtät Theater. Daß es dieſen Namen empfangen hat auf ausdrücklichen Befehl der regierenden Königin, hat Laporte wiederholt und zerknirſcht von Dank bekannt gemacht. Folgere jedoch hieraus Niemand eine Vorliebe der Königin für die italieniſche Oper. Das Haus hat, wie geſagt, jahrelang des Königs Theater geheißen, und der König es nicht einmal durch Bezahlung einer eigenen Loge unterſtützt. Aber was that Königin Victoria? Unmittelbar nach ihrer Thronbeſteigung miethete ſie die Loge für ſich, die bisher ihre Mutter, die Herzogin von Kent, innegehabt, und deutete dadurch den Vorſatz an, dem Unternehmer für ſein Theater etwas mehr als ihren Namen zu geben. Sie hat, namentlich in der letzten Zeit, den Vorſtellungen ſo oft beigewohnt, daß ihr Geſchmack an der italieniſchen Oper keinem Zweifel unterliegt, und weil ſie dagegen die engliſchen Theater völlig unbeſucht gelaſſen, iſt ihr bereits öffentlich inſinuirt worden, daß es theils Pflicht des Regenten, ſeine Gunſtbezeugungen gleichmäßig zu ſpenden, theils die engliſche Bühne ihrer königlichen Gegenwart keineswegs ganz unwerth ſey. Das Publikum ſetzte voraus, ſie werde die erſte Aufführung der Ildegonde nicht verſäumen, ſah ſich indeſſen getäuſcht, indem von den üblichen Empfangsvorbereitungen, von aufgezogener Wache und dergleichen, nichts zu ſehen war. Wie aber, wenn ſie incognito kommen wollte? Die Stunde des Anfangs war gekommen, aber ſcheinbar keine Königin. Ihre Loge füllte ſich; die Herzogin von Kent trat ein; doch ſie, nach der alle Blicke ſchauten, die Königin fehlte. Sey es indeſſen, daß Perſonen im Parterre waren, die um das Geheimniß der königlichen Loge wußten und denen das Geheimniß auf der Zunge brannte, oder daß ſcharfe Augen und ſcharfe Gläſer dort unabläſſig Muſterung gehalten, gegen das Ende des erſten Aktes lief ein Murmeln durch das Haus: die Königin iſt doch da, und ſo wie der Vorhang gefallen war, ſtand das ganze Parterre auf und riefen hundert Stimmen: Heil der Königin! Die in der königlichen Loge Anweſenden geriethen in Bewegung, aber keine Königin zeigte ſich. Und wieder und wieder rief das Publikum: Heil der Königin! Da endlich erhob ſich Jemand in der Ecke der Loge und ſchob den rothen Vorhang zurück; es war die Königin. Sie dankte dem Jubelgruße und ihr Dank vermehrte ihn tauſendfach. Jetzt näherte ſich ihr die Herzogin von Kent, reichte ihr die Hand und führte ſie vor in die Mitte der Loge. Das Orcheſter ſpielte: die Königin ſegne Gott. Geſungen wurde das veränderte Nationallied nicht, und erſt nachdem die Königin viele Male ſich verbeugt, erlaubte die Verſammlung den Anfang des zweiten Aktes. Etikettemenſchen waren außer ſich über den ſchlechten Takt des Publikums, das die Königin mit halber Gewalt ihrem Incognito entzogen, und beſchuldigten zugleich den armen Laporte, daß er in mißverſtandener Loyalität, um das Publikum von der Anweſenheit der Königin zu benachrichtigen, ungewaſchene Handwerksburſchen im Parterre angeſtellt, das erſte Geſchrei zu erheben. Laporte widerſprach auf das Beſtimmteſte, erwähnte, daß es der Befehl Ihrer Majeſtät geweſen ſey, von ihrer Ankunft keine Kenntniß genommen zu ſehen, betheuerte, daß es ihm nie habe einfallen können, dem hohen Willen entgegen zu handeln, und er verdient präſumtiven Glauben. Ungewaſchene Handwerksburſche die Tonangeber im Parterre des italieniſchen Opernhauſes! Nein, die Unwahrheit liegt auf der Hand; dies kann nur von denen beſtritten werden, die nie im dortigen Parterre geſeſſen haben. Die äußere Eleganz der Geſellſchaft iſt freilich nicht mehr die vergangener Jahre. Die Herren dürfen in Stiefeln und ſchwarzen Halsbinden, die Damen in baumwollenen Strümpfen erſcheinen; aber Handwerksburſche, die der Thürſteher paſſiren laſſen ſollte, müßten ſich vorher wenigſtens rein gewaſchen haben, und ſelbſt dann hätten ſie bei etwaigem Verſuche, den Ton anzugeben, ſchlechte Ausſicht auf glücklichen Erfolg. Auf der andern Seite werde zwar eingeräumt, daß das Publikum durch ſchweigſames Eingehen auf den deutlichen Wunſch der Königin einen guten Takt bewieſen hätte, und daß ſein Geſchrei vielleicht mehr das Verlangen der Neugier, als ein Ausdruck der Loyalität war. Daß jedoch die Königin weder die Neugier, noch die Taktloſigkeit übel aufgenommen, zeigte ſich nicht bloß in ihrem freundlichen Danke, während die Ueberraſchung ihr Stirne und Wange röthete, ſondern auch in der Art, wie ſie das Theater verließ. Es ſchien beim Schluſſe der Oper, als ob die Königin das Fallen des Vorhangs nicht abgewartet habe. Ihr Platz und der ganze Vordergrund der Loge waren leer. Da, wie der Vermuthen, trat die Königin an die Brüſtung der Loge, ſie allein und ſchon den ſchwarzſeidenen Mantel umgeſchlagen. Ihre Verbeugungen und das Lächeln um ihre Lippen ſagten: ich gehe und wünſche euch Allen eine gute Nacht, und gleichſam als Dolmetſcher der elektriſirten Menge antwortete eine laute Stimme von der Galerie herab: gute Nacht, Königin!

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. September 1837.

Der Leviathan hat einen starken Hals, und ist seine Lust, wo er etwas verderbet. — Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken, und wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da. — Er macht, daß das tiefe Meer siedet wie ein Topf, und rührt es in einander, wie man eine Salbe menget.

Hiob.

Die grosse Wasserschlange.

Von Zeit zu Zeit wiederholt sich neuerdings die Kunde von einem riesenhaften Wasserthiere, das durch seinen schrecklichen Anblick auf hoher See oder da und dort an den Küsten Schiffsmannschaften in Schrecken gesezt. So oft ein Fall der Art bekannt wurde, stimmten die Augenzeugen darin überein, daß sie dem räthselhaften Thiere Kopf und Hals einer Schlange zuschrieben und es auch immer eine Schlange nannten. Man glaubte lange nicht an die Existenz eines solchen Amphibiums, das nach manchen Berichten nicht selten die größten Wallfische an Länge übertreffen müßte; Viele zweifeln wohl noch jezt daran. Der Gegenstand verdient übrigens allgemeine Aufmerksamkeit, und es läßt sich ihm mannichfaches Interesse abgewinnen. Namentlich möchte es der Mühe werth seyn, das, was das Alterthum und das Mittelalter von riesenhaften schlangenähnlichen Thieren zu erzählen weiß, zusammenzustellen. Manche Erfahrungen der neuesten Zeit müssen die Wissenschaft in Beurtheilung alter, wenn auch noch so wunderbarer und unwahrscheinlicher Ueberlieferungen sehr vorsichtig machen; seit es sich erwiesen hat, daß manchen, längst für fabelhaft erklärten Erzählungen der Alten wirkliche, wenn auch im Einzelnen verfälschte Naturanschauung zu Grunde liegt, ist die Naturforschung sehr geneigt, den Prozeß aller solchen Fabeln zu revidiren. So bringt einem die hin und wieder auftauchende große Wasserschlange die Drachen und Lindwürmer einer längst vergangenen Zeit in's Gedächtniß. Im Folgenden kann natürlich dieser Gegenstand nicht erschöpft, sondern nur das Merkwürdigste und Auffallendste angedeutet werden.

Wir gehen zuerst rasch die Fälle durch, wo in der neuern Zeit die große Wasserschlange beobachtet worden ist. — Der neueste Fall gehört diesem Jahre an. Wie sich die meisten Leser erinnern, haben die öffentlichen Blätter im Laufe dieses Sommers berichtet, daß die große Schlange am Bord des Paketboots le Havre in der Gegend der Azoren erblickt worden sey; die Mannschaft konnte übrigens nur den geringelten Körper des Ungeheuers sehen, und ihrer ungefähren Schätzung nach mußte es mehrere Male so lang gewesen seyn als das Schiff. — Die nächste bekannt gewordene Beobachtung ist vom August 1817. Hier erfährt man schon weit mehr: die Angaben sind in neun, in aller Form abgefaßten Protokollen niedergelegt; denn eben so oft zeigte sich die Seeschlange in der Bai von Gloucester beim Cap Anna, dreißig Meilen von Boston. Die Aussagen sind allerdings nicht übereinstimmend und können es der Natur der Sache nach nicht seyn; aus allen zusammen aber ergibt sich ein Thier mit einem Schlangenkörper, etwa fünf-und-siebzig Fuß

lang, das ſich ausnehmend raſch durch das Waſſer bewegte; es war dunkelbraun von Farbe und ſein Kopf hatte die Größe eines Pferdekopfs. — Das große Aufſehen, das dieſer Fall machte, hatte zur Folge, daß nun auch frühere Beobachtungen derſelben Art von glaubwürdigen Perſonen veröffentlicht wurden. So erfuhr man, daß im Jahr 1815 ein ähnliches Ungeheuer bei Warrens-cove an der Küſte der Vereinigten Staaten geſehen worden war, ferner, daß ſich ein anderes dreißig Jahre lang häufig in der Bucht von Penobscot hatte blicken laſſen.

Im Jahr 1808 zeigte ſich ein Thier dieſer Art bei den Hebriden; der Brief, welchen der Geiſtliche Donald Mac-Lean, der damals ſelbſt von der Schlange verfolgt worden war, im Jahr 1817 an die engliſche Wernerische naturforſchende Geſellſchaft richtete, iſt das intereſſanteſte Aktenſtück über dieſen Gegenſtand. Auch hier ſehen wir wieder ein Waſſerreptil ungefähr von der oben angegebenen Größe, während es nach andern Angaben ungleich größer wäre. Im Briefe wird unter anderm die Ausſage eines Schiffers angeführt: er ſah den Kopf der Schlange gerade über ſeiner Barke und betheuert, er ſey ſo groß geweſen wie ein kleines Fahrzeug und die Augen wie Teller. Hat hier, wie häufig, die Furcht die Gegenſtände in's Große gemalt? Der Briefſteller ſcheint indeſſen dieſes Zeugniß keineswegs zu verwerfen; er fügt hinzu, zur nämlichen Zeit habe die Erſcheinung des Ungeheuers der Bemannung von dreizehn Fiſcherbooten ſolches Entſetzen eingejagt, daß ſie ſich eilends in die nächſte Bucht geflüchtet. Mac-Lean konnte übrigens dergleichen Ausſagen am beſten würdigen. Sein Zuſammentreffen mit dem Ungeheuer verdient mit ſeinen eigenen Worten erzählt zu werden. — „Es ſtieß mir auf im Juni 1808 am Ufer der Inſel Coll. Ich fuhr in einem Nachen ſpazieren, da gewahrte ich etwa eine halbe Meile weit weg einen Gegenſtand, der mir auffiel; er erſchien mir beim erſten Anblick wie ein kleiner Felſen. Ich wußte aber, daß ſich in dieſer Gegend kein Felſen befand, und betrachtete daher das Ding näher. Es erhob ſich beträchtlich über die Waſſerfläche; nicht lange, ſo ſah ich es ſich langſam bewegen, und gleich darauf unterſchied ich auch ein Auge. Beſtürzt über die auffallende Geſtalt und die ungeheure Größe des Thiers, ſteuerte ich mein Fahrzeug ſo, daß ich nicht zu weit vom Ufer abkam, da ſahen wir das Ungeheuer plötzlich gegen uns zu untertauchen. Ueberzeugt, von ihm verfolgt zu werden, ruderten wir aus Leibeskräften. Eben da wir auf einen Felſen geſprungen waren und an demſelben ſo hoch als möglich hinaufkletterten, ſahen wir es ſchnell auf dem Waſſerſpiegel gegen das Hintertheil unſeres Fahrzeugs einherfahren. Ein paar Klafter davon mochte ihm das Waſſer zu ſeicht werden, da erhob es ſein entſetzliches Haupt, machte eine Wendung und arbeitete ſich ſichtbar mit Mühe aus der kleinen Bucht hinaus. Wir gewahrten es noch eine halbe Meile weit. Sein Kopf war ſehr groß, eirund und ſaß auf einem Halſe, ſchlanker als der übrige Körper. Seine Schultern, wenn ich ſo ſagen darf, hatten keine Floßen, und der Körper verſchmälerte ſich gegen den Schwanz zu, deſſen Form ſich nicht wohl unterſcheiden ließ, weil es ihn fortwährend unter Waſſer hielt. Es mochte ſiebzig bis achtzig Fuß lang ſeyn. Es ſchwamm langſamer, ſo oft es den Kopf außerhalb des Waſſers hatte, und wenn es ihn erhob, ſo ſpähte es ſichtbar in die Ferne."

(Die Fortſetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Worten ſchloß der Fürſt ſeinen Bericht, für den er Dank und Bewunderung einerntete. Die Monarchin war mit dem Ringe des arabiſchen Arztes höchlich zufrieden. Durch die Anhörung der Geſchichte der Fee war der Wunſch, ſie zu ſehen, neu erwacht, und die Tänzerin mußte wiederum ihr kryſtallenes Häuschen verlaſſen. Die Damen beklagten ſie als ein unglückliches Opfer der Eiferſucht eines Deſpoten, die Männer fanden, ohne es laut einzugeſtehen, die Manier des Sultans, ſich der Treue ſeiner Geliebten zu verſichern, gar nicht übel erdacht; denn wer hätte wohl den Muth gehabt, mit einer Schönen von der Größe eines Stecknadelknopfs ein Verhältniß anzuknüpfen?

Einige Abende hindurch beluſtigte jezt die Fee den kleinen Cirkel am Hofe. Die Fee konnte der Liebhaberei für den Tanz volle Genüge thun. Sie tanzte nacheinander die kunſtvollſten Sarabanden, Polonaiſen, Bolero's, Menuets, und legte in jede dieſer Weiſen beſondern Zauber. Einſt ſaß die Kaiſerin am Spieltiſch, und es kam ihr in den Sinn, einem Neuangekommenen die kleine Künſtlerin zu zeigen. Ohne zu bedenken, daß die mit grünem Tuch bezogene Fläche für die Fee zum Tanze nicht taugte, öffnete ſie den magiſchen Ring und rief ſie hervor. O Himmel, für ein ſo zartes Geſchöpf bildeten die Fäden und Faſern des Tuchs einen undurchdringlichen Wald! Vergebens arbeitete die Kleine mit Händen und Füßen, um ſich durchzuwinden; ſie ſank endlich erſchöpft nieder und verlor einen Schuh. Man brachte ſie wieder in den Ring, wo ſie mehr todt als lebend anlangte. Eben ſollte die Kapſel wieder geſchloſſen werden, als einer der Anweſenden, der das ſchärfſte Vergrößerungsglas hatte, bemerkte, daß der Schuh fehlte. Sogleich wurden Nachforſchungen angeſtellt, man durchſuchte auf das Genauſte die ganze

grüne Fläche des Tiſches — umſonſt, kein Schuh war zu finden. Aber welch ein kleines goldenes Pünktchen mußte dieſer Schuh auch ſeyn! wie war es möglich, ihn in den Klüften, Abgründen und Wäldern des Tuchs zu entdecken! Es war ein Suchen, als gälte es eine Krone zu finden, jeder der Herrn, jede der Damen wollte zuerſt ausrufen: Gefunden! da iſt der Schuh! Die Fußbekleidung der kleinen Cendrillon konnte nicht mehr Aufruhr erregen. Alles umſonſt, dieſes unentbehrliche Stück in der Toilette einer Tänzerin war und blieb verloren. Die Geſellſchaft mußte ſich zufrieden geben und die Unterhaltung ging auf andere Gegenſtände über.

Ich hatte in der Nacht nach dieſem Vorfall im Vorzimmer der Monarchin die Wache. Von dem verſchwundenen Schuh war nichts zu meinen Ohren gelangt. Wie ich nun ſo ſtehe und aus dem Fenſter in die dunkle Nacht ſchaue, blizt es mir plötzlich ſeitwärts in's Auge. Ich wende mich, und ſiehe da, auf einem der vom Abend noch aufgeſchlagenen Spieltiſche liegt ein kleiner Schuh vom feinſten Leder, über und über vergoldet, wie es ſcheint einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren gehörend. Ei, denke ich bei mir ſelbſt, die Kammerfrauen und Hoffräulein hätten auch andere Plätze finden können, um ſich ihrer Toilette zu entledigen, ſtatt dieſelbe auf Tiſchen und Stühlen hier zu verſtreuen. Zur Strafe jener Leichtfertigen will ich den Schuh zu mir ſtecken. Eben habe ich den Monolog geendet und ſchiebe mit Behaglichkeit den Raub in meine enge Taſche, als die Thür des Schlafgemachs der Kaiſerin ſich öffnet und ein fremdartiges, allerliebſtes Weib mit bekümmerter Miene hereinblickt. Ich weiß ſogleich, daß ich die Fee Mollacat vor mir habe, und hätte ich ſie auch nicht an ihrer reizenden Geſtalt, an der rührenden Schönheit ihres Antlitzes erkannt, der eine goldene Pantoffel, den ſie anhatte, mußte mir ſagen, daß ſie die Beſitzerin des andern war, der in meiner Taſche ruhte. Zugleich fiel mir ein, nach der Erzählung des Fürſten, daß die Fee eine Stunde im Monat ihre gewöhnliche Geſtalt annehme; es war gewiß, daß dieſe Stunde jezt eingetreten und daß ich der Glückliche war, der ſie außer dem Zauberbann zu ſehen bekam. Gleichwohl ſtellte ich mich völlig unbefangen und von nichts wiſſend. Ich ließ ſie fragen und bitten und blieb taub gegen ihre melodiſchen Klagen, aus keiner andern Urſache, als um ſie zu zwingen, mir im nächſten Monat ein ähnliches Rendezvous zu ſchenken. Aber meine Grauſamkeit iſt beſtraft worden, ich habe das göttliche Zauberkind nicht wieder geſehen. Sie verſchwand, als der Ablauf ihrer Stunde nahe war, und mir blieb der Schuh.

(Der Beſchluß folgt.)

Moden.

(Beſchluß.)

Seit fünfzehn und mehr Jahren iſt die männliche Tracht auf höchſt auffallende Weiſe in einen wahren Zauberkreis gebannt, und ſie laſtet wie ein Alp auf dem faſhionabeln Theil des ſtärkern Geſchlechts. Es hat nicht an Verſuchen gefehlt, den Bann zu brechen, aber Alle nagten vergeblich an der Spize des Pentagramms, und ſeit langen Jahren beſchränken ſich die Neuerungen darauf, daß die Klappen der Röcke drei Finger ſchmäler oder breiter, die Taille zwei Zoll höher oder niedriger, die Schöße höchſtens um ſechs Zoll weiter oder enger werden. Der Hauptſchnitt in Allem bleibt derſelbe; nur im Detail wird gewälzt, und zwar ſo, daß in regelmäßigem Wechſel nach zwei, drei Jahren dieſelben Formen zurückkehren. Darin mag eine Manifeſtation des Siegs der allgemeinen Vernunft erblicken, wer da will; es gibt aber Leute, welche allen Ernſtes einen indirekten Beweis für die Unfruchtbarkeit der Julirevolution darin ſehen, daß der Pariſer mit der Staatsreligion nicht auch das Coſtüm der Reſtauration abgeſtreift hat. Wie dem ſey, hofft auf keine Erleichterung, ihr, die der haltende Steg unten, der ſtraff ſpannende Hoſenträger oben, in der Mitte des Leibs der zwängende Weſtengurt, um den Hals die eleganten Folterſtricke battiſtener oder ſeidener Schleifen, am Fuß der ſpaniſche Stiefel, der blank gewichſte Schraubſtock mit drei Zoll langen Abſätzen, jeden Augenblick daran erinnern, daß ihr gut gekleidet ſeyd! Harret aus, bis das Alter der Vernunft mit „dem ſchwindenden Bein, dem zunehmenden Bauch“ euch von ſelbſt den Gürtel lockert und dem Rande des Beinkleids erlaubt, frei den Knöchel zu umſpielen. Für jezt aber bewundert das Bild des Normalmenſchen des Augenblicks, wie ich es mit Worten herzeichne, womit man hiebei am Ende ſo weit reicht als mit lithographiſcher Kreide. Es ſoll mich freuen, wenn das Bild recht Vielen als Spiegel dienen kann.

Der Frack hat breite, unten abgerundete Schöße, die auf der Hüfte allmählich ſchief herablaufen; der Kragen ziemlich niedrig, der Umſchlag weit auf die Bruſt zurückgelegt; die Farbe immer die nämliche, bronzefarb oder braun, nachgerade auch blau; goldene, ciſelirte Knöpfe. Der Ueberrock iſt immer ausnehmend eng, leicht, kurz, mit Einem Reihen Knöpfe, niedrigem Kragen, vorne umgeſchlagen; die Weſte von brochirtem Piqué läßt die Bruſt frei und iſt unten rund geſchnitten, ſehr kurz, mit breitem, viereckigem Umſchlag, und ſchließt nur mit dem lezten Knopf am Leib an. Auch die Beinkleider ſind immer dieſelben, ſehr eng anliegend, mit einem Ausſchnitt am Stiefel, oder aber mit einem kamaſchenartigen Vorſprung. Je ſtrenger man die Beine an Knie und Knöchel einzwängt, deſto mehr nähert man ſich dem Ideal von Eleganz. Ein ſolches Muſterbein gleicht dem Wunder des Haſpels in der Glasflaſche: man kann ſich nicht erklären, wie der Fuß ſammt Stiefel mit drei Zoll langem Abſatze durch den engen Kanal der Beinkleider mit feſtgenähten Stegen durchkam. Dazu kommt das Hemd mit unzerſtörlichen Falten, dem battiſtenen Jabot und der Manſchette, die ſich über den eng am Fauſtgelenk ſchließenden Ermel zurücklegt; ferner das Halstuch aus geſtücktem hellem Battiſt oder Seide, mit künſtlicher Nachläſſigkeit in Knoten geſchlungen. Die langen Haare ſind nach hinten gekämmt und in Locken geſchlagen; darauf ſizt der Hut mit aufgebogenen Rändern und nach oben ſich kaum erweiternden Kopf. Am wenigſten zu vergeſſen ſind aber die ganz knappen weißen Handſchuhe mit

einem ſanften Stich in's Roſenrothe oder Strohgelbe, soupçonnés de rose ou paille, wie der Franzoſe unnachahmlich ſagt. Dies Alles zuſammen bildet eine Tracht, die, wenn ſie an ſich hübſch und gefällig oder bequem wäre, wenn ſie für unſer Klima paßte, wenn man darin frei ſich bewegen, ſitzen, gehen, laufen könnte, am Ende nicht ſo übel kleidete. Freilich iſt ſie gut genug dazu, ſich in die Ecke einer Diligence oder eines Dampfwagens zu drücken, oder in einem überfüllten Parterre, vor welchem eine geſeierte Sängerin gaſtirt, ſich klein zu machen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Cockings Fallſchirmverſuch.

Es muß zu den Zeichen der Zeit gehören, daß, während ſelbſt eine Londoner Bevölkerung ſich endlich an Allem ſatt ſieht, ſolches doch ungewöhnlich lange mit dem Aufſteigen von Luftballons nicht geſchehen zu wollen ſchien. Ehe noch der eigenthümliche Schauplatz dieſer halsbrecheriſchen Unternehmungen, der hieſige Vauxhallgarten, für den laufenden Sommer geöffnet wurde, flogen die Luftſchifffahrer von andern öffentlichen Beluſtigungsorten wöchentlich zu halben und ganzen Dutzenden auf, und obgleich es mit dem Geſchmacke der Londoner Welt bereits dahin gekommen war, daß leere Ballons keine Anziehungskraft mehr hatten, ſondern, ſollte eine erkleckliche Einnahme bewirkt werden, Menſchen enthalten mußten, lebendige Menſchen, Herren und Damen, am liebſten letztere, ſo war es doch in der That merkwürdig, welch ungeheure Zauberkraft dieſer Reiz auszuüben pflegte. Eine und zwei engliſche Meilen von dem Punkte entfernt, wo der Ballon gefüllt wurde, ſah man mehrere Stunden vor der zum Aufſtiege beſtimmten Zeit Tauſende jedes Alters, jedes Geſchlechtes und jedes Standes, zu Roß und zu Wagen, zu Fuß und auf Krücken dem erſehnten Ziele zuſtrömen, und ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, wenn der Zufall mich in einen ſolchen Strom warf, ich neugierig fragte, was es denn ſo Sehenswerthes gebe, und eine gefällige Seele keuchend antwortete: ein Ballon! über dieſe Schauwuth philoſophiſche Betrachtungen anzuſtellen und darüber den Ballon zu vergeſſen. Sobald Vauxhall ſeine Thore aufthat, nahmen auch hier wieder die Luftreiſen im Cyklus der Schauſtellungen einen eminenten Platz ein, und weil die Eigenthümer von Vauxhall die größten Ballons aufſteigen ließen, fanden ſich daſelbſt folgerecht die meiſten Zuſchauer ein. An Aufſteigeluſtigen aber, unter dem Schutze des im letzten November von hier nach Weilburg geflogenen Green, fehlte es ſo wenig, daß die zu erlegenden Preiſe erhöht wurden. Damen hatten à Perſon zehn Guineen ſtatt der frühern acht, Herren zwanzig Guineen ſtatt der frühern ſechzehn zu bezahlen. Und da die Preſſe es ſich angelegen ſeyn ließ, die Namen der Aufgeſtiegenen zu verkünden, und die Druckerſchwärze in ſolchem Fall, wenn ſie manierlich verfährt, keineswegs als ein ſchwarzes, häßliches Ding, ſondern als liebe Schmeichlerin erſcheint, ſo lag hierin auch eben nichts, die kühnen Damen und Herren zu ſchrecken. Ein paar Unglücksfälle hätten das vielleicht bewirkt, aber die Auffahrten liefen alle glücklich ab, und ſprach man den auffahrluſtigen Damen von Madame Green, die, eine geübte Luftſchifferin, vor Jahresfriſt einen lebensgefährlichen Fall that, ſo hieß es, daran ſey der Unſtern, wenn nicht die Ungeſchicklichkeit ihres Begleiters, des Herzogs von Braunſchweig, Schuld geweſen. Nach und nach that indeſſen das Alltägliche, was kein Unglücksfall thun wollte. Das Unternehmen verlor den Reiz der Neuheit, und die Beſitzer von Vauxhall fühlten zuerſt, daß die erſchlaffte Anziehungskraft der Ballons einer Auffriſchung bedürfe. Demgemäß nahmen ſie dankbar das Erbieten eines Herrn Cocking an, ſich in einem Fallſchirm an den großen Naſſau-Ballon zu hängen — dieſer ſo genannt wegen ſeines Flugs nach Weilburg — von demſelben mindeſtens achttauſend Fuß oder fünfviertel engliſche Meilen ſich in die Lüfte heben zu laſſen und dann auf eigenes Riſiko herabzukommen. Das Aufſehen, welches die Ankündigung des Wagniſſes erregte, ſicherte der Spekulation klingenden Gewinn. Tag und Stunde wurden anberaumt, Tauſende zahlten männiglich eine halbe Krone Eintrittsgeld und andere Tauſende ſtationirten ſich in der Nähe des Gartens koſtenfrei. Wenn es in der Ankündigung hieß, daß Cockings Unternehmen ein völlig neues, ein noch nie dageweſenes ſey, ſo durfte das nicht wörtlich verſtanden werden, obſchon es unter den Engländern, die neuerlich ſogar die Erfindung des Schießpulvers ſich angemaßt, und in den niederen Claſſen keinen Begriff davon haben, daß irgend etwas anderswo als in England oder von einem andern als einem engliſchen Kopfe ausgeklügelt werden könne, an Starkgläubigen nicht im Mindeſten fehlte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 210.

Gießkanne.

Räthſel in Diſtichen.

1. nach Schiller.

Ein Springbrunnen, er ſteigt in die Höh' ſechsfüßig und ſtattlich,
Aber im Fall geht ihm einer der Füße zu Grund.

2.

In der Rede beliebt und verhaßt im Arme, verhaßt auch
In der Rede, ſobald ich ſie verſtümmle, bin ich.

3.

Ohr, ich ziere dich nicht, und Arm, ich ziere dich auch nicht,
Wird doch die Thiernatur kund an euch beiden durch mich.

4.

Ich bin an Laſttiers Bruſt und Stirne beliebt; an dem Redner
Mehr als das dritte verhaßt, und an der Sprache ſogar.

5.

Unter dem Gürtel erwünſcht und mit manchem Zwange befördert,
Bei den Beſoldungen zwar häufig, doch nimmer geſucht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. September 1837.

— 'shrew me,
If I would lose it for a revenue
Of any king's in Europe!
Shakespeare.
Cymbeline.

Der goldene Schuh.

(Beſchluß.)

Bald darauf trat die Kaiſerin ihre Rückreiſe an. Wichtige Gegenſtände aller Art nahmen jezt die Aufmerkſamkeit in Anſpruch; der magiſche Ring und die Fee waren vergeſſen. Zulezt gelangte der Ring, ſo viel ich erfahren konnte, in die Schatzkammer zu Petersburg, wo er wohl noch liegt, unter andern angehäuften Pretioſen verſchiedener Gattung. Ich zweifle, daß Jemand noch um die Geſchichte dieſes Ringes weiß. Mein goldener Schuh jedoch brachte mir, ſtatt Vermögen und Reichthümer, Schmach und Kummer. Ich hatte ſeine Zaubergabe entdeckt und ſchenkte ihn einem Mädchen, das ich liebte, und die durch den Schuh die erſte Tänzerin der Hauptſtadt wurde. Die Undankbare! ſie plünderte mich, ſammelte ungeheure Schätze und ergriff nachher die Flucht. Zum Glück rettete ich vorher den Schuh. Er diente noch hie und da, um einer eiteln Schönen glänzende Triumphe zu erwerben, endlich aber ſchlug mir das Gewiſſen. Das Unrecht, das ich an der ſchönen Fee Mollacat begangen, war mir in ſeiner ganzen Stärke gegenwärtig, ich konnte das Bild nicht wieder los werden, wie ſie in jener Nacht mit Thränen im Auge mich um ihren Schuh bat; ich beſchloß, dieſes Pfand meiner erſten und ſeltſamen Liebe bis an meinen Tod mit mir herumzutragen und es nie wieder durch Gefälligkeit für niedere Geſchöpfe entweihen zu laſſen. Ich habe mein Gelöbniß gehalten — hier iſt der Schuh. Jezt, da ich das Ziel meiner Tage vor Augen habe, will ich ihn in keinen andern Händen wiſſen als in den deinigen, mein Freund. Nimm ihn und mache damit, was du willſt; die arme Fee wird ihn wohl nie wieder ſehen. Vielleicht iſt ſie auch ſchon aus ihrer Gefangenſchaft erlöst und fragt alſo nicht viel nach dieſem Stückchen vergoldeten Leders.

„So, mein Herr, erzählte der ruſſiſche Offizier, und auf dieſe Weiſe ging ſein Schatz in den Beſitz meines Bruders über. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, wie ich ihn wiederum vom guten Claude empfing. Das Ende der Geſchichte laſſen Sie mich kurz hinzufügen. Es iſt ziemlich gleichgültig für Sie und ſehr ärgerlich für mich. Der Schuh wurde mir geſtohlen, geſtohlen, mein Herr, von jener nichtswürdigen Perſon, die heute das ganze Theater in Bewunderung ſezte. Wollen Sie mir glauben, daß dieſes Geſchöpf eigentlich gar nicht zu tanzen verſteht, daß ſie in ihrem Leben nichts begriffen hat von der reizenden Kunſt, die Boileau ſo treffend „das anmuthige Spiel mit dem Gleichgewicht“ nennt? O es iſt fürchterlich! Für Babet, für mein Kind war der Triumph dieſes Abends beſtimmt — ſo aber mußte die Falſche ſich in's

Vertrauen meines Kindes zu ſtehlen und ihm das Geheimniß mit dem Schuh zu entlocken. Am Abend, als Babet ihn anlegen wollte, war er fort. Ja, mein Herr, wenn ich auch, troz der Verſicherungen eines ſterbenden Bruders, die Geſchichte mit dem Schuh der Fee Mollacat für ein Mährchen gehalten hätte, der heutige Abend wäre völlig genügend, mich von der Wahrheit alles deſſen, was ich Ihnen eben zu erzählen die Ehre hatte, zu überzeugen. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich nicht alles Recht zur gerichtlichen Klage habe? Mein Schuh, mein goldener Schuh muß wieder in meinen Beſiz!“

Ich ſtimmte in ſeinen gerechten Schmerze über den Verluſt eines ſo unſchäzbaren Kleinods mit ein. Die ſchöne Babet that ihr Möglichſtes, den Vater wieder zu beruhigen. Ueber dieſen Verſuchen ward es ſpät. Meine Neugierde war befriedigt und ich glaubte mich jezt entfernen zu können. Der Alte nahm einen rührenden Abſchied von mir. „Seyn Sie verſichert,“ ſagte er mir, „bin ich wieder im Beſiz meines Schazes, ſo ſollen Ihnen die öffentlichen Blätter davon Kunde geben. Die Sache iſt von zu großer Wichtigkeit, als daß das öffentliche Intereſſe ihr fehlen ſollte.“ — Ich habe weiter nichts vom Schuh der Fee Mollacat erfahren, und wiſſen möchte ich wohl, in weſſen Beſiz er jezt iſt? –

Die groſse Waſſerſchlange.

(Fortſezung.)

Es iſt auffallend, daß in keinem der bisher angeführten Fälle aus dem gegenwärtigen Jahrhundert eines Punktes Erwähnung geſchieht, der in faſt allen Berichten aus dem ſechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert als das eigentliche Wahrzeichen der großen Waſſerſchlange erſcheint: wir meinen die Mähne derſelben. So beſchreibt ein Kapitän in einem Briefe aus Bergen vom 21ſten Februar 1751 die Schlange, die ihm aufgeſtoßen, folgendermaßen: „Ihr Kopf, der ſich über die höchſten Wogen erhob, glich einem Pferdekopf; er war grau, das Maul ſehr dunkelfarbig, die Augen ſchwarz, und an ihrem Halſe flatterte eine lange Mähne. Außer dem Kopf konnten wir ſieben bis acht Windungen des Körpers unterſcheiden; ſie waren ausnehmend groß und ſtanden je ein Klafter auseinander. Man verlangte einen authentiſchen Bericht dieſes Abenteuers; ich habe denſelben niedergeſchrieben und übergeben mit den Unterſchriften zweier Augenzeugen, welche bereit ſind, meine Ausſagen eidlich zu bekräftigen.“ — Dieſe Mähne iſt es ohne Zweifel, aus der Paul Egede Ohren oder Flügel macht, wenn er die auf ſeiner zweiten Reiſe nach Grönland geſehene Seeſchlange beſchreibt: „Am 6ten Juli gewahrten wir ein fürchterliches Ungeheuer, das ſich ſo hoch auf den Wellen aufrichtete, daß ſein Kopf an das Segel unſeres großen Maſts reichte. Statt der Schwimmfloßen hatte es große hängende Ohren gleich Flügeln; der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt und lief aus wie ein Schlangenleib.“ — Olaus Magnus, Biſchof von Upſala, in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, erwähnt ausdrücklich dieſer Mähne, wo er als Augenzeuge eine, nach ihm, zweihundert Fuß lange, zwanzig Fuß im Umfang meſſende Schlange beſchreibt. „Dieſe Schlange hat eine zwei Fuß lange Mähne; ſie iſt mit Schuppen bedeckt und ihre Augen leuchten wie zwei Flammen. Zuweilen greift ſie ein Schiff an, wobei ſie ihr Vordertheil wie einen Maſt aufrichtet und die Matroſen auf dem Oberlauf packt.“

Dieſelben Merkmale des Thiers finden ſich in andern ältern Berichten angegeben, die wir hier nicht anführen, ſie treten aber auch in den ſcandinaviſchen Gedichten auf. Nach ihnen hat die Waſſerſchlange einen Pferdekopf, eine weiße Mähne, ſchwarze Wangen und iſt ſechshundert Fuß lang; ſie ſoll ſich plözlich aufrichten wie der Maſt des größten Schiffes, und ihr furchtbares Geziſche ſoll lauten wie das Brüllen des Sturms. Hier iſt allerdings poetiſche Uebertreibung, aber wir vermögen nicht anzugeben, wo und in wie weit ſich die Dichtung von der Naturwahrheit entfernt. In Betreff des intereſſanten Merkmals der Mähne muß hier noch der Beſchreibung erwähnt werden, welche Albertus Magnus von der großen indiſchen Schlange entwirft. „Avicenna,“ ſagt er, „ſah eine, deren Hals, der ganzen Länge nach, mit langen, dicken Haaren beſezt war, gleich einer Pferdemähne; et visus est unus ab Avicenna, in cujus collo secundum latitudinem colli erant pili descendentes longi et grossi ad modum jubarum equi.“

Im Folgenden ſtellen wir nun einige der Hauptfälle zuſammen, wo im Mittelalter und im Alterthum ſchlangenartige Ungeheuer und Drachen auftreten. Zuerſt ſey des rhodiſchen Drachen erwähnt, durch welchen Deodat von Gozon ſein Glück machte, und der Schiller den Stoff zu ſeiner bekannten Romanze gegeben hat. Das Ganze iſt wohl zu voreilig als eine Fabel behandelt worden, wenn auch der Mailänder und Johanniter Boſius (im ſechzehnten Jahrhundert) in ſeiner Geſchichte des Ordens des heil. Johann von Jeruſalem der einzige Gewährsmann iſt. Nach ihm verheerte im Jahr 1345 ein Ungeheuer die Inſel Rhodus und ward endlich vom tapfern Ritter Gozon, einem Gaſcogner, auf die von Schiller erzählte Weiſe erlegt. Der Ritter kam durch dieſe That in großes Anſehen und ward vier Jahre darauf nach dem Tod Elions de Villeneuve einſtimmig zum Großmeiſter gewählt. Boſius gibt dem Leib des Drachen die Größe eines Pferdes oder Ochſen;

der Hals war ſehr lang, ſchuppigt und endete in einen Schlangenkopf; die Ohren waren wie die eines Mauleſels und ſehr lang; an den Seiten ſtanden zwei Flügel; er hatte ſehr große, feuerſprühende Augen; hinſichtlich des Schwanzes und der übrigen Glieder glich er völlig einem Krokodille und war mit vier Tatzen verſehen, auf denen er ſich pfeilſchnell bewegte. Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, wie oben ſchon bemerkt, daß in dieſem und allen ähnlichen Fällen, wo den Drachen lange Ohren und Flügel zugeſchrieben werden, dieſe Organe von der Phantaſie aus der langen Mähne des Thiers gebildet wurden. Von den Tatzen ſoll weiter unten die Rede ſeyn.

Zunächſt iſt das fabelhafte Thier aufzuführen, das in den romanhaften Erzählungen von Alexanders Zug nach Indien vorkommt, der ſogenannte Odontotyrannus. Sämmtliche Romane des Mittelalters über Alexander den Großen haben ihre gemeinſchaftliche Quelle im griechiſchen Text des Pſeudo-Calliſthenes, und ſo ſagen ſie alle über den Odontotyrannus, deſſen übrigens auch mehrere byzantiniſche Schriftſteller erwähnen, daſſelbe aus. Er iſt nach ihnen ein im Ganges und an ſeinen Ufern lebendes Amphibion von ganz unglaublicher Größe; ſo ſoll er, nach Palladius, einen ganzen Elephanten verſchlingen können. So übertrieben dies nun iſt, ſo erſcheint es am Ende doch nur als eine hyperboliſche Andeutung der Weiſe, wie die größten Schlangen wirklich große Landthiere, ſelbſt Pferde und Büffel verſchlingen: ſie würgen dieſelben ganz hinunter, nachdem ſie mit ihren gewaltigen Körperringen dem Thier die Knochen zerbrochen und es zu einem länglichten, unförmlichen Klumpen geknetet haben. — Nach Gregor von Tours kam im ſechsten Jahrhundert zu Rom bei einer Ueberſchwemmung der Tiber eine große Schlange zu Tag, die er mit einem ſtarken Balken vergleicht: in modum trabis validae. Er bedient ſich dabei des Worts draco, das im Lateiniſchen urſprünglich nichts als eine große Schlange bedeutet.

Aus dem eigentlichen Alterthum ferner berichtet Sueton, Auguſt habe bei den Comitien, das heißt offiziell bekannt gemacht, daß in Hetrurien eine fünf-und-ſiebzig Fuß lange Schlange gefunden worden ſey. Nach Dio Caſſius ſah man, gleichfalls unter Auguſt, in demſelben Lande eine fünf-und-achtzig Fuß lange Schlange, welche große Verheerungen anrichtete und vom Blitz erſchlagen wurde. Aber das berühmteſte Ungeheuer dieſer Art im Alterthum iſt die Schlange, mit welcher das römiſche Heer bei Carthago am Ufer des Fluſſes Bagrada im zweiten Conſulat des Regulus, im Jahr 498 der Stadt (256 vor Chriſtus) zu thun hatte. Sie maß hundert und zwanzig Fuß und richtete große Verheerungen im Heere an. Regulus ſah ſich genöthigt, ſie mit Balliſten und Catapulten zu beſchießen, bis endlich ein ungeheurer Stein ſie zerſchmetterte. Der Feldherr ſchickte als Wahrzeichen die Haut des Ungeheuers nach Rom; man hing ſie daſelbſt in einem Tempel auf, und ſie blieb daſelbſt bis zum numantiniſchen Krieg. Ihr Aas aber verpeſtete die Luft dergeſtalt, daß das Heer aufbrechen mußte. Es gibt nicht leicht ein hiſtoriſches Faktum, das ſo viele Geſchichtſchreiber zu Gewährsmännern hat und mit ſo vieler Umſtändlichkeit erzählt wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Victor Hugo's innern Stimmen.

Roſe und Grab.

Zur Roſe ſprach das Grab gewendet:
Sag', was du mit den Thränen thuſt,
Die täglich dir der Morgen ſendet,
O Blume du der Lieb' und Luſt?
Zum Grabe ſprach die Roſe wieder:
Sag', wie du Alles das beſtellt,
Was da von Stund' zu Stunde nieder
In deine offnen Schlünde fällt?

Die Thränen, ſprach die Roſe weiter,
O dunkle, jammervolle Gruft,
Verwandle ich im Schatten heiter
In Honiggold und ſüßen Duft.
Du Aermſte, klang des Grabes Rede,
Die Seelen alle, die mir ſtumm
Sich nahen, wandl' ich freudig jede
In Engel für den Himmel um.

Die Liebe.

Ein Spiegel iſt zuerſt die Liebe,
Vor dem ihr Mädchen gerne ſteht,
Und drin mit wohlgefäll'gem Triebe
Euch träumend oder froh beſeht.

Wenn ſich das Herz der Tugend einigt,
Wird ſie ein Feuerſtrahl alsdann,
Der euch von allem Böſen reinigt,
Der fromm und glücklich machen kann.

Doch jezt ein falſcher Tritt, ein Wanken:
Zum Strudel wird ſie, der euch faßt;
Umſonſt, an's Ufer ſich zu ranken!
Die Woge reißt euch fort mit Haſt.

Die Lieb' iſt reizend, rein und ſterblich:
Bedenkt es Mädchen, wenn ſie winkt;
So lockt der Strom das Kind verderblich,
Es naht und badet und verſinkt.

Drärler-Manfred.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Cockings Fallschirmversuch.

Es ist bekannt, daß bereits Blanchard Fallschirme an seine Ballons hing, um, wenn diesen eine Widerwärtigkeit begegnete, sich mittelst jener zu retten, daß er bei einer seiner berühmtesten Auffahrten aus der höchsten Höhe, die er je erreicht, einen Hund in einem an einem Fallschirme befestigten Korbe niederließ, und daß derselbe zu Blanchards großer und seiner eigenen, vermuthlich nicht minder großen Freude wohlbehalten auf Terra firma ankam. Gleich bekannt ist, daß geraume Zeit später der Franzose Garnerin zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten Frankreichs in eigener Person glückliche Fallschirmversuche anstellte, und nur bei dem einzigen, den er in England machte, beinahe sein Leben verloren hätte. Nachdem er hier eine brillante Auffahrt gehalten, kündigte er bei der zweiten die Absicht an, seinen Ballon den Lüften preiszugeben und mit dem Fallschirm zurückzukehren. Die Auffahrt war wieder ausgezeichnet schön, und sobald er eine Höhe erstiegen hatte, in welcher er den schärfsten Augen der zahllos versammelten Zuschauer noch sichtbar zu seyn glaubte und es auch wirklich war, verließ er den Ballon und sank mit dem Fallschirme herab. Mehrere Sekunden lang geschah dies senkrecht und so pfeilschnell, daß den Zuschauenden der Athem stockte. Niemand zweifelte, daß Garnerin in seinem fürchterlichen Sturze den Tod finden müsse. Plötzlich jedoch verminderte sich die Schnelligkeit, und die Zuschauer würden wieder Athem und Hoffnung geschöpft haben, wenn nicht der Fallschirm zu schwingen angefangen und bisweilen so stark geschwungen hätte, daß die Gondel, in welcher der Luftsegler saß, mit dem eigentlichen Fallschirme eine horizontale Linie bildete. Garnerin behauptete jedoch seinen Sitz, bis er, in offenem Felde auffallend, von der Heftigkeit des Stoßes der Besinnung beraubt und mehrfach verwundet wurde. Er selbst entdeckte später, was ihn dem Verderben so nahe gebracht. Sein Fallschirm hatte die Gestalt eines großen Regenschirms, und vom Luftdruck war einer der innern Stäbe zerbrochen. Cocking befand sich damals unter den Zuschauern. Mit dem Theoretischen der Luftschifffahrt vertraut, machte er sich mit Garnerin und der Construction seines Fallschirms bekannt, und glaubte zu entdecken, daß, so lange die Ausdehnung auf dem unzuverlässigen Luftdruck von unten beruhe, die Gefahr des Umschlagens unvermeidlich, und außerdem, wenn ein Stab bräche oder ein Strick sich verwickelte, ein beträchtliches Hin- und Herschwingen, und sodann ein halsbrecherischer Sturz die natürliche Folge seyn müsse. Durch andere Aeronauten und sonstige Kunstverständige in dieser Ansicht bestärkt, ging er von der Theorie zur Praxis über, fertigte einen Fallschirm nach dem, dem frühern Principe völlig entgegengesetzten, stellte damit kleine Versuche an und fand seine Erfindung probat. L'appétit vient en mangeant: was Spielerei und Zeitvertreib gewesen war, wurde nach und nach Cockings ausschließende Beschäftigung, und lange Zeit trug er sich mit dem Wunsche, die Richtigkeit seiner Theorie durch ein Niederlassen aus recht namhafter Höhe schlagend zu erweisen. Die Erfüllung dieses Wunsches hing jedoch von zwei, lange vergebens gesuchten Erfordernissen ab: das erste war ein Ballon, der Kraft genug habe, ein angehängtes Gewicht von mindestens fünfhundert Pfund zu der beabsichtigten Höhe zu tragen, und das zweite ein Luftschiffer, muthig genug, seinen Ballon plötzlich eines solchen Gewichts zu entledigen. Das Letztere war die schwierigere Aufgabe. Man weiß, daß zwei oder drei ausgeworfene Hände voll Sand einen Ballon rasch höher steigen machen; das Leeren von zwei oder drei Sandsäcken, jeder vierzehn Pfund haltend, hat einen Ballon mit Blitzesschnelle acht- bis zwölfhundert Fuß hoch getrieben; nun denke man sich die Wirkung der plötzlichen Entladung von fünfhundert Pfund und darüber in einer ohnedies schon die Brust beklemmenden Höhe. Indessen beide Requisiten fanden sich, das erste in dem großen Nassau-Ballon, das zweite in der Person des verwegenen Green, dem ein Freund sich zum Begleiter anbot. Sobald das Detail des Unternehmens verlautete, erhoben sich mehrere Stimmen gegen dessen Ausführbarkeit, insofern es nämlich Cockings neues Princip praktisch feststellen sollte. Cocking widersprach, vertheidigte seine Theorie, berief sich auf seine Versuche, und der Streit trug wahrscheinlich nicht wenig bei, die Masse der Neugierigen zu vergrößern. Cocking und sein Fallschirm waren natürlich der Hauptreiz. Letzterer hatte die Gestalt eines umgekehrten, sehr abgestumpften Kegels und hielt im Umfang einhundert-und-sieben, im Durchmesser vier-und-dreißig Fuß. Das Gestell bestand aus drei Reihen Reifen, der oberste von Blockzinn, die zwei andern von schwachem Kupfer. Verbunden waren sie mittelst Stäben, ungefähr nach Art der Fischbeinstäbe eines aufgespannten Regenschirms, und den Ueberzug bildeten ein-und-zwanzig Gehren feiner, starker Leinwand, jede fünfzehn Fuß lang. An die Reifen befestigte Seile trugen einen Weidenkorb, der nur eben für eine Person Raum hatte, und auf dessen Boden, um die etwaige Heftigkeit des Aufstoßens zu mindern, ein ganzer Sack voll mit Luft gefüllter Blasen lag. Ein durch den Ring unterhalb des Ballonschiffchens gezogenes Seil — derselbe Ring, um welchen während der Füllung des Ballons die zurückhaltenden Stricke geschlungen zu werden pflegen — befestigte den Fallschirm an den Ballon, und die Entfernung zwischen dem Schiffchen und dem Korbe mochte vierzig bis fünfzig Fuß betragen. Anfangs war es ungewiß, wer das Seil ablösen solle, ob Green oder Cocking. Aus Gründen jedoch, die sich von selbst ergeben, schlug Green das Ansinnen ab, und Cocking, dessen Sache es ja war, den geeigneten Moment zu wählen, erklärte sich einverstanden. Das Neue des Schauspiels, der ungeheure Ballon in seinen lichten Farben, der angehängte Fallschirm, bunt bemalt mit Behängen von Lorbeer- und Eichenlaub, vermischt mit den brittischen Emblemen, der Rose, der Distel und dem Kleeblatt, im Schiffchen des Ballons die wohlgemutheten Luftsegler, Fahnen schwenkend, im Korbe des Fallschirms der, die Freude seines Herzens in der Heiterkeit seines Gesichts bekundende Cocking, und dabei die Gefahr des Unternehmens, die Jeder fühlen, und die Ungewißheit des Ausgangs, der sich bald entscheiden mußte: Alles das steigerte das Interesse des Augenblicks, in welchem der Ballon mit dem Fallschirm langsam zu steigen begann. Und wahrhaft majestätisch erhob er sich; die Schwere des Fallschirms schien dem Ballon alles Schwanken zu verbieten, und kein Lüftchen bewegte ihn. Ungefähr zehn Minuten war das Ganze sichtbar geblieben, als der Ballon schneller und schneller, doch immer fast ganz senkrecht, emporstieg, bis Wolken ihn den Augen der Zuschauer entzogen; dennoch fuhren fast Alle fort, dem entschwundenen nachzublicken.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 12. September 1837.

Das Korn wächst dort in langen goldnen Auen
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Schiller.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, den 22ſten Auguſt 1837.

Handel, Ackerbau und Viehzucht.

Caen war vor Zeiten eine der blühendſten Handelsſtädte der Normandie. Die Orne, die früher den größern Handelsſchiffen erlaubte, bis in den Hafen von Caen vorzudringen, und die jezt nur mittlern Schiffen bis dorthin zu fahren geſtattet und ſelbſt dieſe Fahrt vielen Zufällen und Hinderniſſen unterwirft, iſt eine der Urſachen des allmähligen Abnehmens des Handels von Caen. Deßwegen ſchlagen die Bürger ſeit einem Jahrhunderte ſchon ein Kanalſyſtem für die Orne vor, und es iſt auffallend, daß es bis jezt nur ſelten zu einem bald wieder aufgegebenen Verſuche gekommen iſt. Die Haupturſache des Abnehmens des Handels von Caen liegt aber ſicher tiefer als in den Hinderniſſen, die der Fluß bietet. Seit Caen nicht mehr eine der Hauptſtädte einer unabhängigen Provinz iſt, ſeit die Aufhebung des Edikts von Nantes die Mehrzahl der Kaufleute und Fabrikanten von dort wegtrieb, und ſeit insbeſondere Havre gegründet wurde, mußte nothwendig ſich der Handel von Caen zurückziehen, und ein Kanal bis zum Meere würde nur wenig ändern.

Die nach der Revolution des Jahrs 1830 eingetretene größere Thätigkeit ſcheint eine Zeitlang dem Handel von Caen mehr Leben gegeben zu haben, denn während 1825 nur 769 Schiffe in den Hafen eingelaufen waren, ſtieg dieſe Zahl 1832 auf 868 franzöſiſche und 73 ausländiſche, 1833 auf 919 franzöſiſche und 100 fremde Schiffe; dann aber trat wieder der alte Normalzuſtand ein und man ſieht einer noch größeren Verminderung entgegen. Wie aber der Handel abnimmt, ſo nehmen Ackerbau und Viehzucht in der Umgegend von Caen und überhaupt in der ganzen untern Normandie immer mehr zu. In den Thälern der Touque, Dive und Aure ſind die ſchönſten Wieſen in ganz Frankreich, und das Hornvieh dieſer Gegenden iſt weit und breit berühmt; die Käſe von Mignat, Livardt und Pont l'Evêque, und die Butter von Iſigny gehören zu den Leckerbiſſen der Hauptſtadt. In dem kalkhaltigen Boden von Liſieux, Falaiſe, Bayeux und Caen wächst ſchönes Korn im Ueberfluß, und in den weſtlichen, gebirgigen Theilen von Falaiſe, im Arondiſſement von Vire, wo früher nur Heidekorn, Roggen, Gerſte und Hafer ſparſam wuchs, findet man jezt die ſchönſten künſtlichen Wieſen, die üppigſten Kornfelder, und nur ſelten ein unbenuztes Stück Land. In der ganzen Provinz aber blüht die Obſtzucht und beſonders die Cidre- und Branntweinproduktion.

Der Apfelbaum, der zur Zeit, wo die Könige von Navarra meiſt in der Normandie wohnten, von Spanien

eingeführt worden zu seyn scheint (wenigstens ist das Wort Cidre das spanische Cidra), ist der Brodbaum der Normandie, und es ist ganz germanisch, wenn der Normanne von diesem Baume mit einer kindlichen Verehrung, mit einer Art Pietas spricht und mit Bernardin de St. Pierre sagt: „l'arbre de mon pays.“ Ich habe in den Annalen der Société d'agriculture et commerce eine förmliche Lobrede auf diesen Baum gelesen, in der sich auf rührende Weise die Gemüthlichkeit des Normannen ausspricht, die sich bei ihm wie bei dem Deutschen auf die Natur überträgt. Daß er im Frühlings- und Sommer-, im Herbst- und Winterkleide eine Zierde des Landes ist, begreift sich leicht, daß aber seine Frucht Haus, Hof und Herd, den Keller, den Speicher und die Küche füllt, daß sie Menschen und Vieh speist und tränkt und endlich selbst zum Dünger wird, daß sie, mit einem Worte, Alles in Allem ist, sieht man wohl nur in der Normandie. Die Aepfel, die nicht als solche verzehrt oder ausgeführt werden, preßt man und gewinnt daraus den Cidre, den Wein der Normandie. Der Cidre ist wohlschmeckend und erfrischend, in Menge getrunken, berauschend, und zwar tückischer als der Wein. Was nicht zum Cidre taugt, wird zu Branntwein gebrannt oder zu Essig verwendet. Das ausgepreßte Fleisch der Aepfel, dient als Futter für das Vieh; die Treſter (le marc) vom Brennen werden, mit vegetabilischer Erde vermischt, zu einem vorzüglichen Dünger für dürres Land; auch trocknet man in den Gegenden, wo das Holz selten ist, die Treſter und braucht diese Masse im nächsten Jahre wie Torf zum Heizen. Es erklärt sich somit leicht die Pietät des Normannen für den Arbre de son pays, selbst wenn er nicht in der Frühlingsblüthe dem ganzen Lande, er wächst überall in Menge, den schönsten Feiertagsschmuck gäbe, in dem ich je ein Land die junge Sonne und „das Mädchen aus der Fremde“ begrüßen sah.

Die Société d'agriculture et de commerce von Caen, die bereits 1761 errichtet, dann durch die Revolution aufgelöst und 1801 wieder hergestellt wurde, trägt nicht wenig dazu bei, den blühenden Zustand des Ackerbaus zu vermehren. Sie ist die Ursache, daß der Lammas, das englische Korn (blé anglais, chicot rouge, blé rouge), das schneller reift, viel ergiebiger ist, weniger Zeitaufwand und Pflege als gewöhnliches Korn bei der Bebauung erfordert, die Grenzen der Provinz überschritten hat und sich mehr und mehr in ganz Frankreich verbreitet. Seine Einführung in der Normandie ist eine interessante Geschichte. Ein seiner Meinungen wegen ausgewanderter Engländer, Weatheroſt, der sich in Caen ansiedelte, ließ sich Saatkorn aus England kommen. Unter der Ernte fand er im nächsten Jahre zwei Halme Lammas, und diese zwei Halme waren der Adam und die Eva der jezt in fast ganz Frankreich verbreiteten unzähligen Nachkommenschaft, die dem gewöhnlichen Korngeschlechte den Untergang droht. Und diese zwei Halme wurden erst im Jahre 1797 eingeschernt. Wenn Frankreich Millionen durch den Krieg gegen England verloren hat, so haben vielleicht schon diese beiden Saatkörner, die der Zufall und ein vor der englischen Aristokratie Fliehender aus seinem Vaterlande überführte, den ganzen Schaden hinlänglich ersezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die groſse Wasserschlange.

(Fortsetzung.)

Philoſtorgus spricht von acht- und -sechzig Fuß langen Schlangenhäuten, die er in Rom gesehen. — Diodor erzählt, im Nil sey eine fünf-und-vierzig Fuß lange Schlange gefangen und lebendig dem Ptolemäus Philadelphus nach Alexandrien gesandt worden. — Strabo erzählt dem Agatharchides (1½ Jahrhundert vor Christus) Manches von großen Schlangen nach und beruft sich auch auf Poſidonius, der in Syrien eine hundert Fuß lange Schlange gesehen habe, die so dick gewesen sey, daß zwei Reiter zu beiden Seiten des Körpers sich nicht sehen konnten. Strabo berichtet ferner aus den Schriften des Oneſicrates, der Alexandern nach Indien begleitet, daß man irgendwo in Indien zwei Schlangen von hundert zwanzig und von zweihundert zehn Fuß lebendig gehalten, die man Alexandern gerne hätte sehen lassen. Erwähnen wir endlich noch der fünfhundert Fuß langen Schlange, welche nach Maximus Tyrius, einem Philoſophen des zweiten christlichen Jahrhunderts, Alexandern in Indien gezeigt worden seyn soll, so sehen wir die morgenländische Sage ungefähr auf demselben Punkt, wie die scandinavische, welche ihre Wasserschlange sechshundert Fuß lang seyn läßt.

Sezt man voraus, daß allen diesen Geschichten, von der kürzlich gesehenen sogenannten Wasserschlange an, eine wirkliche, wenn auch durch Furcht oder Wundersucht verfälschte Anschauung zu Grunde liegt, und sucht man sich von der Natur dieser Ungeheuer einigermaßen Rechenschaft zu geben, so kann es einem von vorne herein nicht einfallen, alle oben angeführten auf ein und dieselbe Thierart zu beziehen.

In den wenigsten der Fälle aus dem Alterthum und den mittlern Zeiten ist bei den beobachteten Thieren ein charakteriſtisches Merkmal angegeben, und die Wissenschaft ist daher nicht im Stande, auch nur ungefähr zu bestimmen, welchen der jezt bekannten Geschlechter sie angehört haben mögen, oder ob man sie für ausgestorben halten soll. Was die im Umfang des alten römischen Reichs auf dem Lande oder in Flüſſen beobachteten großen,

ſchlangenähnlichen Thiere betrifft, ſo möchte kaum zu zweifeln ſeyn, daß es wirkliche Schlangen waren, das heißt Reptilien ohne alle Extremitäten; denn da vierfüßige Reptilien, namentlich das Krokodil, ſo gut bekannt waren, ſo wäre gewiß das auffallende und entſcheidende Merkmal bewegender Glieder bei jenen gigantiſchen, ſtets als Schlangen, serpentes, bezeichneten Geſchöpfen nicht immer unerwähnt geblieben. Allerdings gibt es in weiter Erſtreckung um das Becken des mittelländiſchen Meers jezt keine Schlangen von ſehr bedeutender Größe mehr; man weiß aber, daß auch andere Thiere, welche jezt auf heißere Länder beſchränkt ſind, ehemals viel weiter nordwärts verbreitet waren; ſo fand ſich der Löwe noch lange in den hiſtoriſchen Zeiten im nördlichen Griechenland.

Was ſoll man aber von dem großen Seethiere denken, das ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert hin und wieder die Schiffer mit Entſezen erfüllt? Die Merkmale, welche ihm die oben angeführten Ausſagen übereinſtimmend beilegen, namentlich der eiförmige Kopf und der lange ſchlangenförmige Hals, ſchließen jeden Gedanken an einen eigentlichen Fiſch oder an ein Meerſäugethier von den Familien des Wallfiſches oder der Pholen vorweg aus. Es muß ein Reptil ſeyn, das heißt ein kaltblütiges, mit Schuppen bekleidetes Thier, das durch Lungen athmet und daher von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Waſſers herauf muß, um die Luft in ſeinen Lungen zu erneuern. Nun kennen wir aber kein Thier aus den Familien der Schlangen und Eidechſen, das fortwährend das Waſſer bewohnte. Die Schlangen ſind vorzugsweiſe Landthiere, und die Waſſerbewohner unter den Eidechſen kommen wenigſtens von Zeit zu Zeit an's Land und bewegen ſich auf demſelben, wenn auch ſchwerfällig. Wir finden auch wirklich in den ältern Berichten über ſogenannte Meerſchlangen Andeutungen, daß ſie auf dem Lande geſehen worden. So ſagt Olaus Magnus von der oben erwähnten ungeheuern Schlange, die er geſehen haben will, ausdrücklich, ſie habe in den Felſen in der Umgegend von Bergen gehaust, habe unter den Viehheerden Verheerungen angerichtet, ſich aber auch von Krabben genährt. Hundert Jahre ſpäter ſpricht Nicolaus Gramius, Prediger zu Londen in Norwegen, von einer großen Waſſerſchlange, die am 6ten Januar 1656 aus dem Fluß in's Meer gewandert ſey. „Man ſah ſie einherkommen wie einen großen Schiffsmaſt, und Alles unterwegs niederreißen, ſogar Hütten und Bäume. Ihr Gezisch oder vielmehr Geheul erfüllte Alles mit Entſezen. Ihr Kopf war ſo groß wie eine Tonne, und der damit im Verhältniß ſtehende Körper ragte ſehr weit aus dem Waſſer hervor.“

Die große Schlange müßte indeſſen, auch wenn ſie gelegentlich auf's Land kommen könnte, Allem nach ein wahres Seethier ſeyn. Die Naturgeſchichte der jetzigen Welt kannte nun aber bis jezt weder eine Schlange noch eine Eidechſe als eigentliche Meeresbewohner. Dagegen haben uns in neueſter Zeit die großen Entdeckungen in der foſſilen Welt mit mehreren Eidechſengeſchlechtern bekannt gemacht, welche ohne allen Zweifel echte Seethiere waren. Ihre Skelette kommen häufig im obern Flözgebirge vor, ſind aber in neuern Formationen bis jezt nirgends entdeckt worden. Hieher gehören die Ichthyoſauren und Pleſioſauren, deren merkwürdiger Bau in dieſen Blättern ſchon öfters beſprochen worden iſt, ferner das ſogenannte große Thier von Maeſtricht oder der Moſaſaurus. Dieſe Thiere, welche zum Theil eine ſehr bedeutende Größe erreichten, zeigen im Allgemeinen den Eidechſentypus, unterſcheiden ſich aber von allen jezt bekannten Eidechſen dadurch, daß ihre vier Glieder nicht in geſchiedene Zehen auslaufen, nicht zum Gehen beſtimmt waren, ſondern in platte, ſtarke Ruder, gleich denen der Wallfiſche, verſchmolzen ſind. Die Natur der Schichten, in denen ihre Knochen eingeſchloſſen ſind, und der mit ihnen begrabenen Thiere läßt keinen Zweifel übrig, daß dieſe Ungeheuer wirklich Seethiere waren, und wenn ſie je an's Land kamen, ſich nur äußerſt ſchwerfällig bewegen konnten, etwa nach Art des Wallroſſes.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Das Verſailler Muſeum.

Seitdem Ludwig Philipp das Verſailler Schloß ſo prächtig wieder hergeſtellt und zu einem Muſeum umgeſchaffen hat, wandern alle Stände, Reiche und Arme, zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen nach Verſailles, um die Herrlichkeiten anzuſtaunen, von denen in Zeitungen und in Familienkreiſen ſo viel geſprochen wird. An den Tagen, an welchen das Schloß für Jedermann offen ſteht, ſieht die große Landſtraße zwiſchen Paris und Verſailles wie der Weg zu einem Jahrmarkt aus. Alles mögliche Fuhrwerk wird gebraucht; von außen und von innen ſind die Wagen mit wandernden Schauluſtigen beladen, welche hinfahren oder zurückkommen. Die alten, mit einem armſeligen Gaule beſpannten ſogenannten Kukuks, welche ſeit der Einführung der halbſtündlich abfahrenden Diligencen beinahe ganz in Verfall gerathen waren, leben wieder auf, da die Diligencen bei weitem nicht hinreichen, um die vielen Menſchen nach Verſailles zu führen, und ſie haben ſo gut als das Verſailler Schloß Ludwig Philipp ihre Reſtauration zu danken. Es iſt ſehr zu bedauern, daß bisher keines der beiden Eiſenbahnprojekte zur Ausführung gekommen iſt. Beide Unternehmungen hätten im erſten Jahr einen großen Theil ihrer Auslagen wieder hereingebracht und die Pariſer ſehr viele Zeit erſpart; denn jezt geht doch ein ganzer Tag mit dem Beſuch des Schloſſes hin, wenn man auch nur flüchtig durchgehen und keinen Theil genau betrachten will, da die Hin- und Herreiſe fünf bis

sechs Stunden Zeit nimmt. Der Zulauf wird nicht so stark bleiben, als er jezt ist, und haben sich die Pariser einmal satt gesehen, so werden künftig nur noch die Fremden und etwa an Sonntagen auch die Pariser den Weg nach Versailles befahren. — Zu Versailles verliert sich die größte Volksmenge bald in den großartigen Anlagen des sogenannten großen Königs, welcher dem Lande ungeheure Lasten, aber dafür doch etwas Grandioses hinterlassen hat; denn eine grandiose Anlage hat Schloß und Stadt. Leztere breitet sich unterhalb des Schlosses zu beiden Seiten der Pariser Landstraße so weit aus, als ob der Raum, der um Paris so karg zugemessen wird, hier nichts gekostet habe, und dann hat auch das Schloß und der dahinter liegende Park eine Ausdehnung, daß sie nur dann etwas belebt scheinen, wenn sich ein bedeutender Theil der Pariser Bevölkerung hinbegibt; Versailles selbst hat nicht Bewohner genug dazu. Daher scheint Versailles in seinem gewöhnlichen Zustande öde, den Parisern kommt es traurig vor, und nur Engländer und Rentiers ziehen den Aufenthalt daselbst dem in Paris vor. Jezt strömen alle Ankommende sogleich dem Schlosse zu und machen sich eine Bahn durch den Schwarm dienstfertiger Leute, welche von Paris ihre Industrie hieher verpflanzt haben. Eines Wegweisers bedarf es nicht; man braucht nur dem Zuge zu folgen, und in dem Schlosse ist, so lange wenigstens der starke Zulauf dauert, für die Durchwanderer ein gewisser Plan vorgeschrieben; man muß nämlich mit dem Erdgeschosse beginnen, und nachdem man dieses durchwandert, das heißt, nachdem man ungefähr ein Dutzend Säle voll von Gemälden betrachtet hat, gelangt man aus dem sogenannten Avanticorps zu einem Vestibüle, welches mit dem ungeheuern Gebäude zur Rechten in Verbindung steht. Hier steigt man vermittelst einer neuangelegten Treppe, die jedoch mehr denen der jezigen bürgerlichen Häuser, als den alten Treppen der königlichen Schlösser ähnlich sieht, folglich auf Ersparung des Raums berechnet ist, nicht nur in das erste Stockwerk, sondern auch in das zweite hinauf. Dieses diente sonst nur zu Wohnungen, und ist in Vergleich mit dem prächtigen untern Stockwerke nicht hoch. Während in den schönen Sälen des Erdgeschosses große Porträts der Connetables, Reichsmarschälle, Generale und Admirale zu sehen sind, nebst Belagerungen und Schlachten, wobei man an nichts denkt, als an Helden und Kriegsruhm, so herrscht im obersten Stockwerke eine liebenswürdige Mannichfaltigkeit von Porträts aller Art, besonders kleinern, die hier zu hunderten sich aneinander drängen, aber doch mit bewundernswürdiger Symmetrie angebracht sind. Diese Symmetrie herrscht in allen Theilen des Schlosses; überall sind die Malereien auf's Geschmackvollste vertheilt und bedecken die Wand, sind sogar an derselben befestigt und machen gleichsam die Bekleidung derselben aus. Man hat es Anfangs sonderbar gefunden, daß die Kunstwerke hier als Tapeten dienen müssen; allein die Art, wie es geschieht, rechtfertigt den Anordner, welcher bekanntlich der König selbst ist. Nur entsteht bisweilen durch das Befestigen und Einrahmen der Gemälde an der Wand die Unbequemlichkeit, daß der Firniß das durch die gegenüberstehenden Fenster eindringende Tageslicht wiederspiegelt, so daß man die Malerei fast nicht sieht.

(Die Fortsezung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Cockings Fallschirmversuch.

Mit jeder Sekunde wurde Cockings Niedersteigen erwartet, und erst als mit der erschöpften Geduld die Vermuthung aufkam, es werde ihm unmöglich gewesen seyn, seinem Vorsaz gemäß in der Nähe von Vauxhall herabzukommen, zerstäubte die versammelte Menge. Nicht lange jedoch, so verbreitete sich die Botschaft, daß Cocking sein Wagniß mit dem Leben bezahlt habe. In der Entfernung weniger Meilen von London war er auf ein Feld niedergestürzt, völlig besinnungslos und schwer verlezt, hatte noch einige Male die Hand erhoben und war dann verschieden. Noch weit mehr Aufsehen als die Ankündigung des Unternehmens machte das unglückliche Ende desselben. Mehrere Tage lang sprach London von nichts Anderem, und Greens Bericht — denn Green und sein Freund hatten ihre Aufgabe glücklich gelöst und waren wohlbehalten auf die Erde zurückgekehrt — wurde ungeduldig erwartet. Folgendes dürfte die Hauptsache seyn. Nachdem der Ballon, der um halb acht Uhr Abends seine Auffahrt begonnen, die Höhe von fünftausend Fuß, und diese nur mittelst Entladung einer bedeutenden Quantität Ballaste, und selbst dann wider Erwarten langsam erreicht hatte, bemerkte Green seinem unter ihm schwebenden Gefährten, daß, wenn er noch bei Tageslicht sich niederlassen wolle, es unmöglich seyn werde, die gewünschten achttausend Fuß zu erreichen, fragte ihn aber zugleich, ob er nicht vielleicht vorziehe, zu ihm hinauf in das Schiffchen zu kommen; denn für den Fall, daß Cocking aus irgend einem Grunde entweder in seinem Korbe sich nicht sicher fühlen, oder gegen das Niederlassen in demselben Bedenken tragen würde, war Anstalt getroffen, ihn aufzuwinden. Allein Cocking lehnte das Anerbieten ab, wünschte seinen Freunden gute Nacht, löste das Seil, und wenig fehlte, so wären auch Green und sein Begleiter Opfer des Unternehmens geworden. Ein pfeilschnelles Aufschießen des Ballons im Momente nach Abtrennung des Fallschirms richtig voraussehend, hatte Green zwei Maßregeln getroffen, sich und seinen Begleiter vor der Gefahr des Erstickens im Gas des Ballons zu schüzen. Zuvörderst hatte er die Klappe, durch welche lezteres entlassen wird, von achtzehn Zoll im Durchmesser bis auf fünfundzwanzig erweitert, und dann zwei mit atmosphärischer Luft gefüllte Säcke eingenommen. Während nun Cocking das Seil ablöste, legten jene sich flach in die Gondel nieder, nahmen die Röhren der Luftsäcke in den Mund, hielten sich an den Stricken fest, und Green machte sich außerdem fertig, die Klappe zu öffnen. Sobald ein heftiger Stoß sie von der erfolgten Trennung überzeugt, zog Green die Klappe auf; aber so stark war der Druck der äußern Luft auf den blizschnell emporschießenden Ballon, daß beide Luftsegler in dichte Gaswolken eingehüllt wurden, sie ohne den Vorrath von Lebensluft unfehlbar erstickt wären und ihre Augen alle Sehkraft verloren. Vier oder fünf Minuten mochte diese Finsterniß gedauert haben, ehe ihre Augen wieder erstarkten. Ihr erster Blick fiel auf das Barometer: sie waren mehr als 23,000 Fuß über der Erde und bereits wieder in pfeilschnellem Sinken. Also mag der Himmel wissen, wie hoch sie eigentlich gewesen sind. Bei der über Cocking gehaltenen Leichenschau ergab sich, daß er in seinem Korbe zur Erde gekommen, aber die Reifen des Fallschirms zerbrochen waren. Da dies natürlich nichts gegen die Richtigkeit des Princips, sondern nur die Fehlerhaftigkeit der Ausführung beweist, wer hält die Wette, daß nächstens ein Anderer sein Leben auf gleichen Versuch sezt? W. G.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. September 1837.

Sey ruhig! es war nur gedacht.
So fahre hin die garſtige Brut!

Goethe.

Die groſse Waſſerſchlange.

(Beſchluß.)

Hat es nun in einer frühern Zeit unſtreitig gigantiſche Meereidechſen gegeben, ſo könnte es auch Meerſchlangen gegeben haben, und es könnte dergleichen noch geben. Der Umſtand, daß das Geſchlecht des großen Waſſerthiers, von dem hier die Rede iſt, überhaupt nicht zahlreich ſcheint, wohl auch ſeine Lebensart, erklärten hinreichend, warum es ſo ſelten beobachtet worden iſt, und das Entſetzen, welches das Thier verbreitet, wenn es ſich blicken läßt, machte es ſehr begreiflich, warum man es bisher nicht recht in's Auge gefaßt hat, ſo daß es wenigſtens noch halb dem Fabelreich angehört.

Die oben von uns mitgetheilten Notizen über das Erſcheinen des großen Waſſerthiers in den lezten Jahrhunderten ſind der vor wenigen Jahren erſchienenen Zuſammenſtellung eines Engländers entnommen. Dieſer ſagt nun, in Norwegen ſey die große Schlange gar wohl bekannt, man mache ſich dort über die Zweifel der Ausländer luſtig, nicht ſelten ſey das Thier todt an's Land getrieben worden, ohne daß man viel daraus gemacht; nur wenn etwa das Aas die Luft verpeſtet, ſey die Sache den Eingebornen länger im Gedächtniß geblieben; ſo führe Pontoppidan mehrere Beiſpiele der Art an. Er weiß nun aber ſelbſt einen neuerlichen Fall der Art zu erzählen, der ſich 1808, wenige Monate nach dem oben erwähnten Abenteuer des Pfarrers Donald Mac-Lean, und zwar nicht weit davon, nämlich bei den Orkaden ereignet. Er ſagt: „Die auf Stronza, einer der Orkaden, an den Strand geworfene Waſſerſchlange maß fünf-und-fünfzig Fuß in der Länge und etwa zehn im Umfang. Eine Art borſtiger Mähne erſtreckte ſich von da an, wo der Körper unter dem Hals dicker wurde, bis drei Fuß vom Schwanz. Dieſe Haare leuchteten im Dunkeln, wenn ſie feucht waren. Das Thier hatte vier Fuß lange Floßen, welche ſo ziemlich ausſahen wie ein gerupfter Gänſeflügel. Dieſes Ungeheuer wurde von vielen Perſonen betrachtet, und in einem von den Friedensrichtern beglaubigten Bericht, ſo wie auch von Gelehrten, namentlich von Dr. Barclay, beſchrieben. Sir Everard Hume erklärte es für einen Haifiſch von der größten Art; aber die ſchottiſchen Naturforſcher theilten dieſe Anſicht nicht.“ — Müßte man nun nicht vorausſetzen, daß die engliſchen Zoologen in dieſem Thier keineswegs die famoſe Waſſerſchlange, ſondern definitiv ein bekanntes Seethier erkannt haben, ſo könnte man in Verſuchung gerathen, bei den erwähnten großen Floſſen oder Rudern an die Meereidechſen der Vorwelt zu denken, und in dem an den Orkaden geſtrandeten Ungeheuer einen Verwandten der uralten, ſeit Jahrtauſenden

für ausgeſtorben gehaltenen Pleſioſauren und Ichthyoſauren zu erblicken.

Es iſt allerdings von vorne herein, aus organiſchen Gründen und nach aller Analogie nicht wahrſcheinlich, daß eine wahre Schlange, das heißt ein Thier ohne alle Steuerwerkzeuge, auf offener See lebt. Nach den Berichten, die man oben geleſen, erſcheint das räthſelhafte Seeungethüm wie das rieſige Geſpenſt eines Pleſioſaurus der Vorwelt, und man fragt ſich unwillkührlich: wie, wenn dieſe Ungeheuer wirklich in unſere Welt hereinragten? wie, wenn ihre ſeit dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften gar nicht geahnte Exiſtenz einerſeits die Waſſerſchlange, anderſeits die alte, in ihren mannichfaltigen Zügen bei den verſchiedenen Völkern ziemlich übereinſtimmende Sage vom Drachen erklärte? Die foſſilen Knochen des Pleſioſaurus zeigen uns ein Thier, bei welchem ein Eidechſenkopf mit Krokodilzähnen und weit geſpaltenem Rachen auf einem ungeheuren, ganz unverhältnißmäßig langen Halſe ſaß, der dem Leib einer Schlange glich. Dieſer Hals übertrifft an Zahl der Wirbel — man zählt ihrer etliche und dreißig — ſogar den des Schwans. Dem Hals ſchloß ſich ein im Verhältniß kleiner Rumpf mit vier langen, kräftigen Rudern und einem mäßigen Schwanz an. Denkt man ſich dieſes ſonderbare Thier mit emporgerektem Hals auf den Wellen einherrudernd, ſo bekommt man ein Bild, das die Senſationen und Uebertreibungen der entſezten Schiffsmannſchaften hinlänglich erklärt. Man denke ſich das Thier auf den Strand gekrochen, in Sumpf und Moor verſteckt: mit offenem Rachen, den langen Hals, dem Schwan gleich, zurückgeworfen, um die Schultern eine lange Mähne, den Leib mit einem Schuppenpanzer bedeckt, ſchleppt es ſich auf vier unförmlichen Tazen heran. Braucht es da noch vieler Ausſchmückung, damit der Drache der Fabel daraus werde? Von einer Mähne hat das foſſile Thier natürlich nichts aufzuweiſen, wir haben aber oben geſehen, daß eine ſolche in älterer und neueſter Zeit der Waſſerſchlange zugeſchrieben wird, und wie ſie ganz natürlich die Vorſtellung von Flügeln erzeugen mochte. Man denke ſich dieſe Mähne vollends im Dunkeln phorphoreſcirend, ſo haben wir die gewaltige, feuerſpeiende, beflügelte, vierfüßige Schlange, von der ſo viele Völker zu erzählen wußten, während ſich nicht wohl abſehen läßt, aus welchen der bis jezt bekannten Thiere das Ungeheuer gefabelt ſeyn könnte. Unſere Meereidechſe, wenn ſie es war, mochte nun zwar weder ſo viele Rhodier gefreſſen, noch ſich zu Land ſo flink bewegt haben, als der Geſchichtſchreiber des Johanniterordens berichtet; handelte es ſich aber darum, das Ungethüm zu erlegen, ſo war der Kunſtgriff Deotats von Gozon, Roß und Hunde zuvor an einem Phantom abzurichten, ſicher nicht überflüſſig.

Wir halten uns geben die hier angedeuteten Ideen für nicht viel mehr, als ſie werth ſind. Dieſelben in einem eigentlich wiſſenſchaftlichen Blatte auszuſprechen, hätten wir billig Anſtand genommen; hier aber, wo ein Spiel der Einbildungskraft nicht am unrechten Ort iſt, mögen ſie als Phantaſien hingenommen werden.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſezung.)

Die Société d'agriculture hat ferner das Verdienſt, daß ſie nicht nur Preiſe auf die beſten Ackerbauerzeugniſſe, ſondern auch auf die Arbeit geſezt hat. Ich wüßte nicht, daß Aehnliches anderswo geſchehen, und es iſt ſicher ein würdiges Schauſpiel, die beſten Pflüger von weit und breit mit ihrem Pfluge und ihrem Geſpanne herbeiziehen zu ſehen, um auf dem angewieſenen Acker um die Wette eine Strecke Landes zu pflügen. Man hat die Wettrennen oft als ein Mittel, die Pferdezucht zu verbeſſern, hervorgehoben. Sie kamen mir ſtets wie eine, des Menſchen unwürdige Hezze des edelſten Hausthiers vor, und es verſteckt ſich nur die Scham der Spieler und Wettenden hinter jenem angeblichen Nuzen. Aber ein ſolches Wettpflügen, wenn man nicht nur auf die Schnelligkeit, ſondern auch auf's Gutpflügen ſieht, muß für den Ackerbau vortheilhaft ſeyn. Man weiß meiſt nicht, wie man bei öffentlichen Gelegenheiten das Volk beluſtigen, oder beſſer, das Volk zu Beluſtigung der hohen Zuſchauer verwenden ſoll. Das Maſtklettern, das Lanzenſtechen auf den Flüſſen, die Pferderennen, die Feuerwerke ſind nur ein Beweis, daß diejenigen, die das Feſt anordnen, am Ende ſo gedankenlos ſind als die, welche dieſe öffentlichen Luſtbarkeiten als ſolche hinnehmen. Volksfeſte wie das, wobei jährlich die Bauern der Umgegend von Caen zu einem Wettpflügen zuſammenkommen, würden, wenn man dieſe Wettſtreite auf alle Gegenſtände der Kultur, Manufaktur und Kunſt ausdehnte, ſehr bald den mehr als kindiſchen Spielereien der Feuerwerke, Beleuchtungen ꝛc. ein Ende machen. Der Gedanke iſt ſo alt wie die Geſchichte, und hieß vor ein paar tauſend Jahren olympiſche Spiele u. ſ. w. Wenn ein Grieche auferſtände und unſere Volksfeſte ſähe, ſo würde er ſtille wieder in's Grab ſteigen.

Die Viehzucht blüht in der ganzen Unternormandie, und es iſt bekannt, wie der Fürſt von Polignac ſich beſonders damit befaßte, die Merinoſchafe in der Normandie zu verbreiten, und wie er 1827 nicht weniger als 16,000 Merinoſchafe in der Normandie hatte, aber auch, wie ganz Frankreich, als Polignac bei der Schafzucht ſeine Rechnung nicht fand, ihm die Koſten tragen helfen mußte, indem die Regierung ihm zu lieb eine höhere Steuer auf

die Einfuhr der Wolle legte und aufrecht erhielt. Später wurde Polignac erster Minister und scheint in diesem Aemtchen immer noch seine Schafe vor Augen gehabt zu haben; aber die ministerielle Schafzucht scheiterte an ein paar widerspenstigen Widdern.

Die Ackerbaugesellschaft in Caen hat ebenfalls Preise auf die besten Pferde und Ochsen gesezt und so auch hier den Fortschritt zu fördern gesucht. Aber die Natur des Landes weist den Bewohnern von selbst diesen Kulturzweig an, und die Art, wie die Normannen denselben betreiben, hat seit langer Zeit schon den Ruf der normännischen Viehzucht begründet. In der neuesten Zeit indessen haben besonders die Pferde aus Caen und der Umgegend von ihrem alten Rufe verloren. Die Art und Weise, wie diese Pferde gezogen werden, ist Schuld daran, und da eben die Ackerbaugesellschaft die Ursache offen dargelegt hat, so ist zu hoffen, daß dem Uebelstand abgeholfen werde. Die jungen Pferde werden meist in der Umgegend von Caen schlecht genährt und zu harter Arbeit angehalten. Mit achtzehn Monaten oder zwei Jahren werden sie wie ältere Pferde schonungslos zum Ackerbau verwendet und so gewöhnlich bis zu 3½ Jahren auf eine ihnen nothwendig nachtheilige Weise angestrengt. Um sie dann aber dennoch beim nächsten Markte vortheilhaft verkaufen zu können, hält man die Thiere hundert Tage vorher in warmen und dunkeln Ställen, belegt sie mit wollenen Decken und läßt sie ohne alle Bewegung. Während der ersten fünfzehn bis zwanzig Tage erhalten sie, so eingepfercht, nur wenig Nahrung; von da an aber werden sie, als ob sie dem Fleischer und nicht dem Fuhrmann übergeben werden sollten, förmlich gemästet, indem man ihnen Hafer, Gerste, Pferdebohnen, Gersteumehl und gelbe Rüben in Ueberfluß gibt, so viel sie fressen mögen und können. Den Folgen des Mangels an Bewegung beugt man durch häufiges Aderlassen vor, worauf dann das Thier dick und feist, mit glänzender Haut, aber auch zu allen Krankheiten gehörig vorbereitet, aus dieser Mast hervorgeht. Man nennt dies die Pferde „affranchir,“ und diese Freilassung ist die Ursache, daß eine Menge der schönsten, auf dem Markte zu Caen gekauften Pferde sehr bald die Hoffnungen, zu denen sie durch ihr glänzendes Aeußere zu berechtigen schienen, Lügen strafen.

Der Pferdehandel scheint auf die Bewohner von Caen und der Umgegend auch einen moralischen Einfluß ausgeübt zu haben. Die Juden sind meist die Ankäufer, und die Bauern der Normandie, besonders die der Umgegend von Caen, haben ihnen Vieles abgelernt, so daß jezt diese jenen nichts mehr schuldig bleiben, wenn es darauf ankommt, sich wechselseitig zu überlisten. Alle Normannen sind mehr oder weniger prozeßsüchtig, aber Caen steht in dem Rufe, daß dort kein Geschäft abgeschlossen werden könne ohne Brief und Siegel, ohne obrigkeitliche Urkunde, wenn man nicht nachher einen kleinen Prozeß mit in den Kauf haben will, und der Pferdehandel ist sehr vielfach mit an dieser Prozeßsucht Schuld, denn er ist den meisten Chikanen und Widerrufen unterworfen. — Doch ist der eigentlich moralische Grund der normännischen Prozeßsucht ein anderer. Ich spreche davon später.

Englisches Heirathsrecept.

Folgendes Recept, das wir aus einer englischen Zeitschrift übersezen, ist ein wahres Kunstwerk, sofern es kaum möglich seyn möchte, neben dem gemein Menschlichen mehr nationelle Eigenthümlichkeiten in einem so kleinen Raum epigrammatisch zu bezeichnen.

Nächstens erscheint ein neues Kochbuch für die Haushaltung. Wir geben daraus folgendes vorzügliche Recept zu einem „Gericht für zwei Personen,“ Mariage genannt. — Man nimmt einen jungen Herrn und eine Dame. Der junge Herr ist am besten roh, die junge Dame aber muß ganz zart seyn. Man bringt den Herrn an die Mittagstafel und gießt an ihn sachte eine Flasche Portwein, wenn man hat, Claret thut sich auch; will man's ganz fein haben, nimmt man etwas Weniges Champagner dazu. Will er nicht warm werden, so nimmt man noch eine Flasche. Wird er roth unter den Kiemen, so sezt man ihn im Gesellschaftszimmer, ist es Winterszeit, an's Kaminfeuer neben das Frauenzimmer, thut eine Handvoll grünen Thee dazu, etwa zu drei Tassen für jeden Theil, und läßt sie leicht mit einander aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie an die freie Luft, etwa in's Fenster, jedenfalls möglichst weit weg; man besteckt die Dame gehörig mit Blumen, sezt sie an's Piano und rüttelt, bis sie singt; hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nimmt sie sodann wieder weg und sezt sie in einer Ecke an ein Schachbrett, wenn man eines hat, und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung. Man wiederholt dies zwei- dreimal, und die Hauptsache dabei ist, daß das Feuer stät unterhalten wird: ist es zu stark, so läuft Alles über, ist es zu schwach, so gerinnen sie, oder werden gar zu Eis. Wie lange sie am Feuer seyn müssen, richtet sich ganz nach Umständen. Thut man recht viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch. Mit Bankzetteln garnirt, nimmt sich die Schüssel ganz besonders gut aus. Man richtet an und trägt auf: eine wahre Delikatesse für zwei Personen. Essig darf nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin so leicht sauer wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Das Versailler Museum.

In einigen Sälen hat man aus dieser Ursache die Gemälde ihres Firnisses ganz berauben müssen. Entstände aber

einmal ein Brand im Schloſſe, ſo würden unſtreitig alle Kunſtwerke zu Grunde gehen; denn da ſie in der Wandbekleidung eingerahmt ſind, ſo ließe ſich an kein Retten denken. Im zweiten Stockwerke hat man ſich nicht allein auf Frankreich beſchränkt, ſondern auch manche Porträts berühmter Männer und Frauen des Auslandes aufgeſtellt. Mehrere ſind Meiſterſtücke und während der Lebenszeit der Perſonen gemalt. Was auf Ludwig Philipps Geheiß nach Kupferſtichen oder andern Porträts kopirt worden iſt, verdient zum Theil den Titel ſchlecht, ſehr ſchlecht. Beſſer wäre es geweſen, weniger Porträts zu haben, aber lauter ausgezeichnete. Die Quantität war hier unnütz, und vollſtändig kann die Sammlung doch nicht ſeyn. Was für ſonderbare Geſichter, Trachten, Stellungen kommen hier vor! und wie alle dieſe Herren und Frauen, vor denen Leute in ganz anderer Tracht vorübergehen, grell mit ihren Beſchauern contraſtiren! Höchſt intereſſant iſt in dieſem Stockwerke eine ſehr lange Galerie, in welcher auf den franzöſiſchen Hof des vorigen Jahrhunderts bezügliche Porträts und ſonſtige Gemälde aufgeſtellt ſind. Hier ſchauen die Königinnen und Prinzeſſinnen, zuweilen nicht ſehr mit Schönheit begabt, ganz ruhig die allerliebſten Favoritinnen an, welche während ihrer Lebenszeit den Hausfrieden der königlichen Familie geſtört haben. Die ſchöne Pompadour, die der Maler leicht wie eine Nymphe bekleidet dargeſtellt hat, befindet ſich hier faſt dem großen Porträt Maria Leszinska's gegenüber, welche mit einem ungeheuern Reifrocke von koſtbarem Stoffe groß thut, aber mit der Favoritin an Schönheit ſich nicht meſſen kann. Hier ſieht man königliche Prinzen als kleine Knaben ſchon mit Haarbeutel und blauem Ordensbande Kinderſpiele treiben. Marie Antoinette iſt hier auch noch auf einem großen Gemälde im Reifrocke und in ſteifer Schnürbruſt abgebildet; aber nicht fern davon hängt ein anderes Gemälde, auf welchem ſie in ganz anderer Tracht, mit einem runden Hute und im Amazonenkleide ſitzt. Zwiſchen dieſen beiden Gemälden liegt eine gänzliche Revolution der Damentrachten. Wäre dies für die unglückliche Königin nur die einzige Revolution geweſen! oder hätte ſie ſich eben ſo leicht und geſchickt in die Revolution der Staatsverfaſſung, als in die der Moden fügen können! Mehr als eine Empfindung dieſer Art weckt der Anblick der Bilder dieſer Königsgalerie. Da ſieht man auf einer ſchön gemalten Leinwand den Herzog von Artois noch als Knaben, wie er ein noch kleineres, auf einem Hammel reitendes Prinzeßchen fröhlich geleitet. Diejenigen, für welche dieſes muntere Bild gemalt wurde, und der Künſtler, welcher es ausführte, waren weit entfernt, die ernſten Schickſale zu ahnen, welche dieſem Königsknaben aufbewahrt waren, und wie durch ſeine Unfähigkeit dereinſt ein wieder aufgerichteter Thron von Neuem umſtürzen werde. Und alle ſo fröhlich, ſo reizend, ſo wollüſtig ausſehenden Favoritinnen, welche hier einen Platz unter den Hofporträts erhalten haben, auch ſie wußten nicht, daß ſie zum Sturze der alten Dynaſtie beitrugen und den gewaltſamen Stoß herbeiführten, wodurch ganz Frankreich umgewandelt werden ſollte. Aehnliche Empfindungen muß der Beſuch des Verſailler Muſeums wohl bei allen Beſuchern erwecken. Man kann Verſailles und beſonders ſein Schloß nicht erblicken, ohne an die ungeheure Verſchwendung des alten Hofes zu denken, und ſich alles Elend lebhaft vorzuſtellen, welches aus der von Ludwig XIV. geſchaffenen Eigenmacht entſtanden iſt. Manche haben es getadelt, daß den Favoritinnen Platz im Verſailler Muſeum eingeräumt worden iſt. Was ſolle eine Mutter zu ihrer unſchuldigen Tochter ſagen, wenn dieſe neugierig fragt, in welchem Verhältniß die hier abgebildeten ſchönen Frauen zu der königlichen Familie geſtanden, und welche rühmliche That ihnen die Ehre verſchafft habe, hier neben den Königinnen und Königstöchtern zu glänzen? Andere meinen, dieſe Frauen gehören mit zur Geſchichte des Hofes; auch ſeyen Königinnen des In- und Auslandes hier abgebildet, welche eben keine Muſter von Tugend geweſen, und man habe bei der Errichtung des hiſtoriſchen Muſeums nicht die Verdienſte der porträtirten Perſonen abwägen können oder wollen, ſondern nur darauf geſehen, ob es hiſtoriſche Figuren ſeyen, gleichviel, ob gute oder ſchlechte. Die Geſchichte beſchäftige ſich nicht allein mit den Tugendhaften, ſondern mit Allen, welche auf ihre Zeit, auf ihr Volk oder ihr Geſchlecht einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Seit langer Zeit bewahrt man ja ſchon in Kunſtſammlungen die Porträts der Favoritinnen nicht allein von Königen, ſondern ſogar von Künſtlern auf, ohne daß Jemand daran Anſtoß nimmt. Raphaels Fornarina, in Kupfer geſtochen, befindet ſich in vieler Leute Häuſern, die dabei an kein zweideutiges Verhältniß denken. — Gelangt man nun aus dem zweiten Stockwerke in das erſte und prachtvolle, den eigentlichen Aufenthalt des alten Hofes, ſo bekommt man einen ziemlich deutlichen Begriff von dem Glanze, den Ludwig XIV. um ſich verbreitete. Hier iſt Alles groß und erhaben. Durch einige große Säle mit alten Gemälden gelangt man in die herrliche Galerie, welche die ganze Länge des Avant-corps oder mittleren vorſpringenden Gebäudes einnimmt. An beiden Enden ſind Fenſter angebracht, und andere, groß wie Kirchenfenſter, reihen ſich der ganzen Länge der Galerie nach aneinander, und eröffnen die Ausſicht auf den ungeheuer großen Garten mit den vielen Waſſerbaſſins und dem Kanale, der ſich in der Ferne wie ein Fluß ausnimmt. Man ſollte glauben, das Waſſer ſpringe in dieſer Gegend überall hervor, da doch vor Ludwig XIV. kaum eine Quelle vorhanden war, und alles nöthige Waſſer von ihm durch Waſſerleitungen eine Meile weit hat hergeſchafft werden müſſen. Dieſen großen Fenſtern gegenüber ſind eben ſo viele und gleich hohe Thüren mit Spiegelgläſern angebracht, welche die Gebüſche und Waſſerflächen des Parks abſpiegeln. Die Decke iſt bemalt und vergoldet; Ludwig Philipp hat hier, wie in allen übrigen Theilen des Schloſſes, Kronleuchter und bronzene Candelaber anbringen laſſen, ſo daß das Ganze wieder beleuchtet werden kann, wie zur Zeit des ſogenannten großen Königs, was auch bekanntlich ſchon am Tage oder vielmehr in der Nacht, da das Muſeum eröffnet wurde, mit gutem Erfolge verſucht worden iſt. Dieſe überall von Gold, Spiegeln, Marmor und Malerei glänzende, ungeheuer lange Galerie denke man ſich nun mit allen berühmten Männern und Frauen aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. angefüllt, und den großen König Ludwig XIV., den überall hochgeprieſenen, den mächtigen, den freigebigen, der die Sonne zum Sinnbilde genommen und ſagen konnte: „ich bin der Staat!“ mitten unter dieſen Hofleuten, die nach einem gütigen Blick von ihm, dem Herrſcher, ſtrebten, und untröſtlich waren, wenn der Blick des Herrſchers nicht gütig auf ſie gefallen, wenn kein Wort aus ſeinem Munde ſie beglückt hatte. Aus dieſer Galerie gelangt man in eine weit kleinere und minder helle, in welcher das unter dem Namen Oeil de boeuf berühmte runde Fenſter angebracht iſt. Hier hatten nur die vertrauteſten Perſonen Zutritt; denn daran ſtößt das Schlafzimmer des Königs, und wahrſcheinlich fanden hier die ſogenannten Levers ſtatt, die kein Hofmann verſäumte, wenn er das Recht hatte, denſelben beizuwohnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 14. September 1837.

Hitziges Blut erzeugt hitzige Gedanken, und hitzige Gedanken erzeugen hitzige Thaten, und hitzige Thaten ſind Liebe.

Shakespeare.
Troilus und Creſſida.

Hunger und Liebe.

Abenteuer eines engliſchen Marineoffiziers.

Ich habe die Ehre, jenem Amphibiengeſchlechte anzugehören, das man Seeſoldaten nennt, das heißt, ich rühme mich einer Anſtellung in dem ſehr edlen, ſehr alten und äußerſt glänzenden Corps der königlich großbritanniſchen Marinetruppen. Zur Zeit, da dieſe Erzählung anfängt, hatte ich das Unglück, an Bord eines der Schiffe verwendet zu werden, die während der Belagerung von Oporto als Beobachtungsescadre im Duero aufgeſtellt blieben. Wenn ich ſage Unglück, ſo heißt das nicht etwa, daß ich mich über Admiral oder Kapitän zu beklagen gehabt hätte, unter deren Befehlen ich ſtand, und noch weniger wahrhaftig über meine Kameraden, denn ſchwer dürfte man beſſere Waffenbrüder und tapferere Leute finden: ich meine die Stadt und ihre Bewohner, und daß ich ſo gar ſelten Gelegenheit fand, meine glänzende Uniform zu zeigen, und den noch glänzenderen Offizier, welchen ſie einſchloß. Ueberdies hatten wir nicht einen Augenblick Ruhe; und wenn auch Sonntags während des Waffenſtillſtandes, welchen die Miguelisten und ihre Feinde dann immer eintreten ließen, ſchöne Damen an Fenſtern und auf Spaziergängen ihre Reize entfalteten, ſo war man doch ſicher, überall ſo viele Nebenbuhler zu treffen, welche ſich um einen Blick ihrer Augen ſtritten, daß ich mir gar nicht die Mühe geben mochte, ganz ſo liebenswürdig zu ſeyn, als ich, ohne mir zu ſchmeicheln, wohl gekonnt hätte.

So entbehrte damals Kaiſer Pedro, der jezt zu ſeinen Vätern verſammelt iſt, der Geſellſchaft ſeiner ſchönen, erlauchten Gemahlin, und ſey es, daß er ſich deßhalb einigermaßen zerſtreuen oder ſeinem Hofe mit gutem Beiſpiele vorangehen wollte, jedenfalls kann ich verſichern, daß er einer meiner furchtbarſten Nebenbuhler war, und daß es in der ganzen Stadt auch nicht ein hübſches Geſicht gab, dem er nicht gehuldigt hätte. Ebenſo war der Marquis von Loulé, der Schwager des Kaiſers, und gleich ihm von ſeiner ſchönen Ehehälfte getrennt, immer auf dem Anſtand. Der Marquis iſt einer der ſchönſten Männer in Europa, aber, unter uns geſagt, ſchwerlich läßt ſich ein unbedeutenderes Geſicht finden. Er nimmt alle Herzen beim erſten Anblick ein, aber er verliert ſeine Eroberungen ſo ſchnell wieder als er ſie gemacht hat. Dann war da noch der Marquis von Villaflor und einige andere militäriſche Celebritäten, gar nicht zu ſprechen von den Generalen und Staabsoffizieren der Armee, von den glänzenden und unternehmenden Offizieren der engliſch-franzöſiſchen Legion, von den Kapitänen und Lieutenants unſerer eigenen Eskadre.

Während der Belagerung kam dem Befehlshaber unſeres Geſchwaders der Gedanke, einen Signalpoſten aufzuſtellen, um durch denſelben mit den engliſchen Schiffen außerhalb der Sandbank vor dem Hafen zu communiziren. Da man auf der Pedriſtiſchen Seite des Fluſſes keinen geeigneten Platz dazu ausfinden konnte, ſo erſuchte man den General Santa Martha, den Befehlshaber der Migueliſten, um Erlaubniß, auf dem linken Ufer, welches er beherrſchte, den Poſten aufſtellen zu dürfen. Dies wurde großmüthig bewilligt; man ging auf der Stelle an's Werk, und in wenig Tagen war ein großes, ſchönes Haus aufgeſchlagen zum Quartier für Offiziere und Mannſchaft. Ich und ein Lieutenant von der Flotte bekamen daſelbſt den Dienſt, und wir hatten uns bald vortrefflich eingerichtet. Wir konnten nach Belieben zu den Migueliſten ſpazieren oder nach Porto, ſo oft wir Urlaub hatten. Nicht lange nachdem wir unſern Poſten bezogen, fingen die von den Migueliſten an der Mündung des Fluſſes errichteten Batterien an ihre Wirkſamkeit zu äußern; bald waren die Zugänge ſo gänzlich verſchloſſen, daß es nicht allein unmöglich wurde, die gewöhnlichen Kriegsbedürfniſſe nach Oporto einzuführen, ſondern daß man ſelbſt eine Hungersnoth befürchten mußte. Man hatte wohl Barcalho (geſalzenen Stockfiſch) und Wein im Ueberfluß, aber der beſte Magen hält ſolches Einerlei nicht aus, und ich kann verſichern, daß geſalzener Fiſch zum Frühſtück, Mittageſſen und Abendbrod weder für die Offiziere noch für die Mannſchaft ein ſehr angenehmer Speiſezettel war. Unſer Befehlshaber, weiſe, wie in dieſem Punkte der engliſche Offizier zu ſeyn pflegt, hatte dieſe ſchlimme Wendung vorausgeſehen und ſich daher mit dem Migueliſtiſchen Befehlshaber dahin verſtändigt, daß man ihm friſchen Mundvorrath, Fleiſch, Geflügel, Gemüſe für den Bedarf ſeiner Flotte zukommen ließ, hatte jedoch das feierliche Verſprechen gegeben, den Belagerten nichts zukommen zu laſſen. Die Flotte lebte daher herrlich und in Freuden, während die Beſatzung halb verhungerte, und wenn wir ſo ſelbſtvergnügt mit unſern friſchen Vollmondsgeſichtern, die wir der Vorſicht unſeres Befehlshabers verdankten, durch die Straßen zogen, ſo ſtachen wir gewaltig gegen die Krieger ab, welche zu Ehren der Charte am Hungertuch nagten. Bald fingen auch die Einwohner an, gleiche Noth zu leiden, und einigen der bewunderteſten Schönheiten ſah man es nachgerade ſtark an. Portwein und geſalzener Stockfiſch konnten unmöglich ein ſehr reines und leichtes Geblüte machen. Es entging mir auch nicht, daß die Damen von Porto ſich mit viel mehr Sorgfalt in ihre Schleier hüllten als zu Anfang der Belagerung. In jenen Tagen entwarf ich den kühnen, verwegenen Plan, den ich hier erzählen will, und der allen Univerſitäten ein für allemal beweiſen wird, daß ſich kein Abenteurer mit einem Marineſoldaten zu meſſen vermag.

Das ſchönſte Mädchen in Oporto war eine junge Spanierin, Namens Caroline. Sie war die Tochter des Alkalden von Ponte-Vedra in Gallizien, und hatte ihren Vater begleitet, als er aus dem Lande flüchten mußte. Der wackere Mann war ſeit einigen Monaten geſtorben und hatte Carolinen allen Leiden einer Belagerung und allen Verlockungen eines kriegeriſchen und verderbten Hofes preisgegeben. Ich habe nie ein ſchöneres Weſen geſehen; ihre Augen waren ſchwarz wie die Nacht und in ihrer Geſichtsfarbe ſpielten jene goldigen Lichter, von denen man in unſern traurigen Himmelsſtrichen nichts weiß. Alles an ihr trug den Stempel der Vollendung, Hände und Füße waren niedlich klein, und ihr Gang hatte jene Majeſtät und Eleganz, wie man ſie nur bei Spanierinnen findet. Die arme Caroline war eben ſo tugendhaft als ſchön; der Kaiſer und ſein hochmüthig zuverſichtlicher Schwager nebſt allen übrigen Liebesrittern der Armee beugten in tiefer Anbetung die Knie vor ihr; ſie hatte ſich aber ſo beſcheiden und verſtändig benommen, daß ſie die Achtung der ganzen Welt — unſere Flotte mit inbegriffen — davontrug. Auch ich war von den Reizen der engelgleichen Caroline verwundet und benuzte im gewöhnlichen oder außerordentlichen Urlaub, wie ich ihn mir zu verſchaffen wußte, jeden Augenblick, um, vor ihren Fenſtern auf und ab wandelnd, wo möglich einen Blick ihrer ſchönen Augen auf mich zu ziehen. Ich war ſo verliebt, als ein Marineoffizier nur immer ſeyn kann, und meine hoffnungsloſe Leidenſchaft ward ſo offenkundig, daß man mich bei Tafel damit aufzog, und unſer ſchadenfroher Befehlshaber, der wahrſcheinlich bereits von derſelben Feſtung mit Verluſt zurückgeſchlagen worden war, nie verfehlte, in väterlichem Tone zu fragen, ob ich meinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht habe und ob er glücklich ausgefallen ſey?

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, den 1ſten September 1837.

Volksgebräuche.

Der Normanne hängt mehr als irgend ein anderer Bewohner Frankreichs, vielleicht mit Ausnahme des Elſäßers, an ſeinen alten Gebräuchen und Gewohnheiten, und einzelne derſelben in Caen und der Umgegend, die ſich noch jezt, wenn ſie auch in den Städten mehr und mehr verſchwinden, doch auf dem Lande von Jahr zu Jahr wiederholen, laſſen ſich ohne viel Mühe auf die Zeiten des römiſchen oder ſächſiſchen Heidenthums zurückführen.

Dann aber genügt es dem Normannen, wie dem Germanen, meiſt nicht, das Feſt als ein Feſt hinzunehmen. Er ſucht demſelben einen Beigeſchmack von Wunderbarem, von Geſpenſtiſchem zu geben. Sein Gemüth ahnt die Nähe einer höheren Macht, und ſein Verſtand erlaubt ihm nicht, ſie zu begreifen, oder wenigſtens in ihrem Wirken, in ihrer natürlichen Thätigkeit den großen, über der Natur waltenden Geiſt anzuerkennen. Unwiſſenheit führt nicht an und für ſich zum Aberglauben, denn es gibt der Unwiſſenden Viele, die mit dem Glauben zugleich den Aberglauben abgeſchüttelt haben. Es gehört dazu noch ein Weiteres, eine ſchaffende, lebendige Phantaſie und ein offenes, die Eindrücke von Außen gerne aufnehmendes Gemüth. Der Aberglaube iſt Poeſie, und ein Volk, das abergläubiſch iſt, hat Hoffnung, dereinſt, wenn der Aberglaube nicht in Unglauben, ſondern in Glauben übergegangen iſt, poetiſch ſchaffend aufzutreten. Malherbe, Corneille, Bernardin de St. Pierre, Delavigne und ſo viele andere, die die Normandie als ihr Vaterland beſangen, danken vielleicht dieſer volksthümlichen Eigenſchaft des Normannen mehr als ſie ſelbſt ahneten.

In Caen, mehr noch in der Umgegend, iſt der Tag der heiligen drei Könige ein Feſt der Armen. In jeder Familie wird ein Kuchen, le gateau des rois, verzehrt. Es wird derſelbe ſtets in ſo viele Stücke getheilt, als die Familie Mitglieder hat; Anweſende und Abweſende erhalten ihr Theil, und ein letztes Stück bleibt übrig. Das iſt der „Theil des guten Gottes," la part du bon dieu. Eines der Kinder des Hauſes kriecht, nachdem der Kuchen zerſchnitten, unter den Tiſch, und der Vater fragt: pour qui la part? und das Kind antwortet: für dieſen oder für jenen, oder pour le bon dieu. Jeder nimmt dann ſein Stück, und eine Bohne, die in den Kuchen eingebacken iſt, bezeichnet den, der dieſelbe erhält, als den König. Die Abweſenden erhalten ebenfalls ihr Stück, und daſſelbe wird bedächtig verſchloſſen und dient als Barometer der Geſundheit des fernen Eigenthümers; befindet er ſich wohl, ſo bleibt das Kuchenſtück ſchadlos, wird er krank, ſo bekommt daſſelbe Stück Schimmel, ſtirbt er endlich, ſo verdirbt es ganz und gar. Bald erſcheinen nun die Armen von weit und breit und verlangen la part du bon dieu, indem ſie ſich, von einer ärmlichen Muſik begleitet, in einem alten Liede an den König des Hauſes wenden. Hier das Lied:

Bon soir toute la compagnie d'cette maison:
Dieu vous envoie bonne année, et des biens à foison,
Nous sommes de pays étrangers venus en ce lieu,
Pour vous faire la demande de la part à Dieu.

Es liegt in dieſer einfachen Sitte ſo viel Kindliches, ſo viel Gemüth, daß ſie allein ein Volk, das dieſelbe, trotz der Stürme der letzten Zeiten, aufrecht erhalten konnte, hinlänglich charakteriſirt.

Zu Oſtern wiederholt ſich unter anderer Form dieſelbe Scene. Am Oſterſonntag Abends oder Oſtermontag Morgens erſchallt in Caen und in der Umgegend von allen Seiten die Muſik zahlreicher Banden von Armen. Sie ziehen von Thüre zu Thüre und ſingen ein altes Lied, von dem hier ein paar Strophen:

Séchez les larmes de vos yeux,
Le roi de la terre et des cieux
Est ressuscité glorieux.
Alleluja!

Donnez quelque chose au chanteur,
Qui chant les louanges du seigneur.
Un jour viendra,
Dieu vous l'rendra.
Alleluja!

Und ſelten hat dies Lied nicht den Erfolg, daß der Sänger ein paar Oſtereier oder einige Geldſtücke bekommt. Iſt aber der, an den das Lied gerichtet wird, ſelbſt arm, ſo antwortet er mit einer Neckerei:

Pauvre chanteur, t'es mal venu,
Not' poul' n'a pas encor pondu.
Demain viendra,
Not' cat (chat) pondra.
Alleluja!

Und die Bettler ziehen weiter, die Neckerei für das nehmend, was ſie iſt.

Am Vorabend des Johannestages ſieht man, wie hie und da in Deutſchland am Martinsabend, in der ganzen Umgegend von Caen Feſtfeuer, um welche die Burſche und die Mädchen tanzen, von jedem Hügel in's Thal herableuchten. Die Gelehrten behaupten, dies Feſt ſchreibe ſich aus dem römiſchen Heidenthum her und ſey ein Feſt der Ceres geweſen, bei dem die Ackerbauer mit angezündeten Feuerbränden die Felder durchlaufen, um das Aufſuchen der Proſerpina bildlich darzuſtellen, woraus denn ein chriſtliches Feſt wurde, bei dem in Caen der Pfarrer von St. Jean das Vorrecht hatte, den erſten Scheiterhaufen anzuzünden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Ende Auguſt.

Die Cholera.

Das Auftreten der Cholera in Rom iſt mit Umſtänden verbunden, welche zu den traurigſten Betrachtungen Anlaß geben. Lange wurde ihre Gegenwart geleugnet, ob man gleich ſchon in der erſten Hälfte des Juli einzelne Fälle bezeichnete. Die Aerzte gaben keine entſchiedene Meinung ab; was ſollten auch die römiſchen Aerzte von Cholera wiſſen? Daß man, während man das Daſeyn der Krankheit verneinte, einzelne Krankenhäuſer abſperrte, iſt eine jener Inconſequenzen, an deren Begegnung man ſich zuletzt ſo gewöhnt, daß man aufhört, ſich darüber zu wundern. Zur Abwendung des göttlichen Zornes bot die Kirche ihren auf

die Gemüther der Menge wirkenden Pomp und ihre der Großartigkeit nicht ermangelnden Feierlichkeiten, verbunden mit ihren Ermunterungen und Tröstungen, in einem außergewöhnlichen Maße auf. Prozessionen, an denen der Pabst mit dem Cardinalscollegium Theil nahm, tägliche Predigten in den besuchtesten Kirchen der Stadt und der benachbarten Ortschaften, Ausstellungen wunderthätiger Bilder u. s. w. fanden statt. An mehreren Abenden nacheinander, besonders am Feste der Himmelfahrt Mariä, war der größte Theil Roms beleuchtet; tausende von Lichtern brannten vor den unzähligen Madonnenbildern, und Chöre sangen Hymnen zum Preise der Jungfrau. Die ganze Bevölkerung war in Bewegung. Unmittelbar darauf zeigte die Krankheit sich mit ungleich größerer Heftigkeit. Die Rioni, welche am meisten litten, waren der Borgo, Trastevere, Regola und Monti, alle von der ärmern Classe bewohnt und fast ohne Ausnahme schlecht gebaut. Gerüchte von Vergiftungen wurden laut; denn selbst jetzt wollte das Volk nicht an eine eigentliche Krankheit glauben, und man hörte wohl den Witz, es seyen tanti morti, ma nessun caso (Wortspiel mit Fall und Zufall). Die Schuld dieser vorgeblichen Vergiftungen wurde den Fremden zugewälzt, namentlich — man denke! — den Prussiani, und wilde Drohungen wurden gegen diese ausgestoßen. Ein Engländer, welcher die Unvorsichtigkeit beging, beim Heraustreten aus einem Café einem Kinde ein Stück Gebäck anzubieten, ward vom Pöbel so entsetzlich mißhandelt, daß er nach wenigen Tagen im Spital starb. Die Zunahme der Krankheit in allen Stadttheilen und unter allen Classen hat seitdem mehr dazu beigetragen, diese Vergiftungsgeschichten allmählich verstummen, den Verdacht gegen die Fremden, die Ketzer, die Figli del diavolo wenn nicht ganz aufhören zu machen, doch zu mindern, als die Mauteranschläge von Seiten der Polizei. — Jedes kleine Nest in der Umgebung zog einen Cordon mit seiner Bürgermiliz, obgleich die Regierung den Ausbruch der Krankheit noch nicht erklärt hatte und fortfuhr, Gesundheitsscheine auszustellen. Als man sich doch am Ende über die Natur des Uebels nicht mehr täuschen konnte, wurde vorerst für die von Rom nach dem Norden abgehenden Couriere eine Räucherungsanstalt im Casino di Papa Giulio vor Porta del Popolo eingerichtet, und endlich begann man, die der allgemeinen Meinung nach sehr unvollständigen Cholerabülletins im Diario bekannt zu machen. Damit war der große Stoß gegeben. Der Pabst schloß sich in seinem Pallast auf Monte Cavallo ein; die römischen Großen folgten meistens seinem Beispiele. Die Geschäfte in den Regierungsbüreaux stockten plötzlich; Bibliotheken, Museen, Galerien, öffentliche sowohl, wie private, Akademien, Seminarien und übrige gelehrte Anstalten, so wie die niedern Schulen wurden geschlossen. Kurz, in einem großen Theil des Verkehrs fand eine völlige Unterbrechung statt. Die meisten Arbeiten, selbst die sogenannten Lavori di Beneficenza, wurden eingestellt: an demselben Tage sollen sechshundert Tagelöhner sich ohne Erwerb gesehen haben. Um so rühmenswerther sind unter solchen Umständen einzelne Ausnahmen, z. B. bei Tortonia, wo nicht nur die großen Bauten und Verschönerungen ununterbrochen fortgesetzt, sondern auch den Arbeitern in der Tabaksfabrik (deren Regie dies Haus bekanntlich vom Staate gepachtet hat) außer ihrem gewöhnlichen Lohn täglich hinreichende Portionen Fleisch und Reis gereicht werden. Man entließ aus dem Zuchthause zu S. Michele sechzig Frauen, diejenigen, deren Strafzeit am frühesten zu Ende ging. Von der großen Tenuta von Campomorto, welche einen beträchtlichen Theil des ehemaligen Gebietes der Städte Corioli und Antium einnimmt, und deren Waldungen als ein Zufluchtsort solcher bekannt sind, die sich mit der Justiz überworfen haben, soll man eine Zahl dieser flüchtigen Verbrecher beschieden haben, um, unter Zusicherung der Straflosigkeit, den Dienst in den Cholerahospitälern zu versehen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Das Versailler Museum.

Damals gab es manche Adelige, welche keine andere Beschäftigung hatten, als nach Hofe zu gehen, und deßwegen in Versailles ein Hotel bewohnten; eine solche Lebensweise ist den jetzigen Sitten ganz fremd. Eigentliches Hofleben ist nicht mehr vorhanden; nur die Adjutanten des Königs, die Hofdamen der Königin und Prinzessinnen halten sich beständig bei Hofe auf, sonst Niemand; man kommt nur zum Besuche, oder wenn man eingeladen ist. Dem Oeil de boeuf gegenüber, am andern Ende der Galerie, ist ein ähnliches rundes Fenster, welches zur Beleuchtung des königlichen Schlafzimmers dient. Das Volk ist äußerst neugierig, dieses Schlafzimmer zu besuchen, und in der That ist dieses Zimmer eine große Merkwürdigkeit, erstlich schon, weil der große König hier geruht, seine Verschwendungen und Kriege bereut und seinen Geist ausgehaucht hat, und zweitens, weil dieses das einzige Zimmer ist, in welchem man die Meubles und andere Dinge so ziemlich wieder hergestellt hat, wie sie vor anderthalb Jahrhunderten waren, und man hier also ein wahres königliches Gemach vor sich hat. Auch hier hat sich die Prachtliebe des großen Monarchen nicht verleugnet; dieses Schlafzimmer ist wahrscheinlich das schönste, das irgend ein Monarch besitzt. Erstlich ist es hoch wie eine Kapelle und hat eine bemalte Decke, um welche sich die prächtigsten Vergoldungen herumziehen, so wie längs der Wände, welche dadurch ganz vergoldet erscheinen. Die andern Gemächer dieses Stockwerks sind wieder mit neu aufgestellten Gemälden angefüllt, welche sich auf Schlachten und Feldzüge beziehen. Napoleon und seine Helden erscheinen hier überall. Man soll seine Figur fünfzigmal antreffen. Eine schöne Galerie, welche, wie es scheint, vom jetzigen König eigens dazu eingerichtet ist und von oben her ihr Licht bekommt, ist den großen Schlachtgemälden gewidmet. Diese nehmen sich hier vortrefflich aus. Hier ist die Beleuchtung wie sie seyn soll, und die Gemälde erscheinen in dem vortheilhaftesten Lichte. Noch eine andere Galerie ist aller Zierrath entblößt und zeigt nur die nackten Wände; diese ist zur Aufstellung von Bildhauerstücken und Büsten bestimmt. Unpassend scheinen mir hier und anderswo die von alten Grabmälern herabgenommenen knieenden Figuren berühmter Männer und Frauen. Die knieenden und betenden Personen nehmen sich sonderbar aus unter all den Darstellungen von handelnden Menschen. Sicher haben die Männer und Frauen, welche diese Bildsäulen vorstellen, ihr Leben nicht mit Beten zugebracht, sondern gehandelt, wie die Andern. Auf den Grabmälern in den Kirchen war dieses Knien und Beten passend, aber hier ist es widersinnig. Ist man von oben wieder in's Erdgeschoß gelangt, so hat man unabsehbare Reihen von Sälen und Gemächern zu durchwandern, die alle voll von historischen Gemälden sind. So viel als thunlich war, hat man die Gemälde einer und derselben Epoche zusammengestellt, so daß die Hauptmomente derselben sich nun sinnlich darstellen, und man die Geschichte in Gemälden studiren kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 15. September 1837.

Der Menſch bleibt ewig ein Kind mit der Luſt am Verderben: er verderbt, was er gemacht und nicht gemacht hat, am meiſten ſich ſelbſt.

Jean Paul.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Ein anderes Feſt ſcheint ſich von den Sachſen herzuſchreiben. Die Kinder zünden am Vorabend des Chriſttags Harzfackeln an und begrüßen unter Tanz und Sang den angekommenen Chriſt. Man weiß, daß bei den alten Sachſen das Jahr mit dieſem Tage begann, und daß ſie ihre Neujahrsnacht auf ähnliche Weiſe feierten. Der Aberglaube gab dieſen Fackeltänzen ein beſonderes Gewicht. Man beſprizt die Fackeln mit geweihtem Waſſer, verwahrt ſie das ganze Jahr und zündet ſie an, ſo oft es donnert, ſicher, dadurch das Haus vor dem Blitz zu bewahren. Am Rheine findet man denſelben Gebrauch.

Früher waren Volksfeſte dieſer Art noch häufiger, und die Geiſtlichkeit ſelbſt hielt dieſe Sitten, wie namentlich auch den allwärts verbreiteten Carneval, vielfach aufrecht, nachdem ſie ſich dieſelben von den heidniſchen Prieſtern angeeignet hatte.

Es iſt tief verletzend, wenn man ſieht, wie ſolche Gebräuche und Feſte, die theilweiſe dem Unſinn huldigen, und doch wieder ihr Schönes, ihre das Gemüth erhebende Seite haben, ſelten angegriffen werden können, ohne daß man den geſunden Kern mit der faulen Frucht zugleich zerſtört. Aber ſo iſt der Menſch: wenn er die Fliege wegjagen will, ſo holt er, wie in der Fabel der Bär, einen gewaltigen Stein und zerſchmettert die Fliege, aber auch den Kopf, von dem er ſie wegjagen wollte. Die Philoſophen des achtzehnten und ihre Affen des neunzehnten Jahrhunderts handelten und handeln zum großen Theile nicht anders als der Bär in der Fabel.

Caen und die Umgegend waren früher ſehr reich, und das Land iſt daher ſehr bevölkert; das Abnehmen des Handels hat nothwendig auf die Umgegend von Caen einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und ſo gibt es dort jezt eine Menge müſſiger Hände. Der Normanne iſt aber zu rüſtig, um ſeiner Noth ruhig zuzuſehen, und da er, wie ſeine germaniſchen Ahnen, den Gegenſatz der Auswanderungsluſt und der Vaterlandsliebe in ſich vereinigt, entſchließt er ſich bald, ſeine Heimath zu verlaſſen und anderswo zu ſuchen, was er zu Hauſe nicht findet. Tauſende von Arbeitern aus Caen und der Umgegend, gewöhnlich tailleurs de pierres genannt, da ſie meiſt, während ſie zu Hauſe ſind, in den Steinbrüchen arbeiten, wandern daher im Frühjahre aus, arbeiten in Havre, Cherbourg und Paris bis gegen den Herbſt, und kehren zurück, um die Ernte einzuſcheunen und den Winter über zu Hauſe zu bleiben. Die Frauen ſuchen während der Abweſenheit ihrer Männer durch Spitzenwirken ihr Brod zu verdienen.

Dieſe Auswanderung iſt aber für die Umgegend von Caen, für die ganze basse Normandie von unberechenbaren Folgen und beginnt bereits ihre Früchte zu tragen. Ich habe einmal die Ueberzeugung, daß die Ehe, die Familie, die feſteſte Schutzwehr der Moral iſt, und fand auf Schritt und Tritt, wohin ich bis jezt gekommen, überall Belege dafür. Dieſe partielle Auswanderung entbindet auf ſechs bis acht Monate Mann und Frau von den Banden der Ehe. Der Mann ſucht und findet in der Fremde Erſatz für ſeine Entbehrungen, und die Frau bleibt ohne Schutz zu Hauſe. Schon dieſer Umſtand muß von großem Einfluſſe ſeyn. Dann aber bringen die Männer von ihren Reiſen meiſt eine Anzahl Bücher und in der Regel ſolche, die nur das Verderben vermehren, ohne Aufklärung zu geben, jene unſinnigen Romane der J. Janin'ſchen Schule oder Fabrik, jene üppigen Liebesgeſchichten mit nach Hauſe. Im Winter verſammeln ſich dann Abends die Frauen und Mädchen mit ihrem Webezeuge bald im einen, bald im andern Hauſe, wo einer der Männer jene Romane vorlieſt und ſo den Samen verbreitet, den er aus der Hauptſtadt mitgebracht hat. Daß die Weiber, ſobald der Mann wieder ausgewandert, den Roman zu ſpielen ſuchen, den ſie angehört haben, verſteht ſich von ſelbſt. So iſt unter dieſer Volksclaſſe eine ſolche Sittenloſigkeit und moraliſche Verwilderung eingeriſſen, wie ſie ſonſt nirgends in der Normandie ſich findet, und der vielleicht — wenn überhaupt ein Uebel, das wie das Unkraut wuchert, wieder ausgerottet werden kann — nur dadurch, daß im Lande ſelbſt Anſtalten entſtänden, welche die müſſigen Hände beſchäftigten, geſteuert werden könnte. Die Noth iſt die Säugamme des Laſters und des Verbrechens, und nur der iſt der Prediger der Wahrheit und der Moral, der ihr bleibend abzuhelfen ſtrebt. Aber wie ihr abhelfen? Das iſt die Frage, um die ſich heutzutage die Welt und die Geſchichte wie um ihre Achſe drehen, und es iſt bereits ein unendlicher Fortſchritt, daß die Lenker der Staatsſchiffe einmal gezwungen wurden, die Frage zu ſtellen. Die Zukunft wird entſcheiden, ob mit den Eiſenbahnen das Heil kommt, ob das Materielle der Frage allein einer Antwort bedarf, oder ob die Menſchen vorerſt Menſchen, die Unterthanen vorerſt Bürger werden müſſen, ehe ſelbſt die durchgreifendſte materielle Verbeſſerung eine bleibende Folge haben wird.

Hunger und Liebe.

(Fortſetzung.)

Man kann ſich denken, wie groß meine Freude war, als ich erfuhr, daß die Hungersnoth endlich auf wahrhaft erſchreckliche Weiſe um ſich greife, und daß ſelbſt der Kaiſer mit Barcalho, ſchwarzem Brod und Portwein vorlieb nehmen müſſe. Ich geſtehe zu meiner Schande, daß mein Herz freudig pochte, als ich von einem Menſchen, durch welchen ich Carolinens Haus bewachen ließ, erfuhr, das arme Mädchen ſey in der äußerſten Noth und wiſſe ſich weder zu rathen noch zu helfen. Unſere Schiffe waren, wie geſagt, vortrefflich proviantirt, und auf dem Signalpoſten, wo ich ſtand, lebte man herrlich und in Freuden. Die Miguelиſten hielten redlich Wort, und wir empfingen Tag für Tag unſere Rationen Ochſenfleiſch, Geflügel, Gemüſe und Früchte. Der Befehlshaber des Geſchwaders erfüllte aber ſein Verſprechen mit gleicher Pünktlichkeit, und trotz aller geheimen Anerbietungen von Seiten des Kaiſers, trotz der Bitten und Vorſtellungen ſeines Generalſtabs, gab er nicht zu, daß auch nur ein einziges Pfund Fleiſch nach der Stadt gebracht wurde. Mehrere in der Stadt anſäßige Engländer nahmen ſeine Protection in Anſpruch, aber Alles umſonſt: er wollte durchaus nicht dem Ehrenwort zuwider handeln, das er Don Miguels Befehlshaber gegeben. Man kann ſich kaum vorſtellen, auf welchen Preis nach und nach die Lebensmittel in der Stadt getrieben wurden; mir aber kam gar bald der Gedanke, wie es kein beſſeres Mittel geben dürfte, um das widerſpenſtige Herz der ſchönen Spanierin zahm zu machen, als wenn ich ſie von Zeit zu Zeit mit Broſamen von unſerer Tafel verſorgte.

Eines Tags, nachdem ich lange vergebens auf der Lauer geſtanden, gelang es mir endlich, ein vortreffliches gebratenes Huhn der Wachſamkeit unſeres Küchenmeiſters zu entziehen; ich fuhr damit in die Taſche, verlangte Urlaub zum Ausgehen und machte mich auf den Weg nach der Stadt. Bald war ich in der Straße, wo der Gegenſtand meiner Seufzer wohnte, und nachdem ich vorher ſorgfältig recognoscirt, ob nicht etwa der Kaiſer oder einer ſeiner Offiziere, gleich mir auf Abenteuer ausgehend, um den Weg ſey, zog ich endlich entſchloſſen an der Thürklingel. Alsbald vernahm ich das Rauſchen eines Kleides an der Wand und eine ſüße Stimme, die Stimme Carolinens. „Wer iſt da?“ — „Ein engliſcher Offizier, ein Freund,“ antwortete ich; „ich muß nothwendig mit Ihnen ſelbſt ſprechen.“ — „Mein Herr, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen.“ — „Allerdings, Sennorita, aber ich bin hier, Ihnen einen Dienſt zu leiſten, und meine gute Abſicht muß mich entſchuldigen, wenn dies mit ſo wenig Umſtänden geſchieht.“ — „Mein Herr, ich wünſche Ihnen guten Tag; unmöglich kann ich die Dienſte eines Fremden annehmen, zumal ich ſie nicht verlangt.“ — „O bleiben Sie, ſchöne Caroline!“ rief ich, „bleiben Sie, um's Himmelswillen! ich bete Sie an!“ — „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen vergnügten Abend zu wünſchen.“ — „O himmliſche Erſcheinung, nur einen Augenblick verweile noch! Ich bin ein Marineoffizier.“ — „Was gehen mich Marineoffiziere an?“ — „Ich komme, mich auf ewig

Ihrem Dienſte zu widmen.“ — „Das heißt wirklich den Scherz zu weit treiben.“ Ich habe zum lezten Mal die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünſchen.“

Schon war die grauſame Caroline im Begriff, das kleine Schaltfenſter zu ſchließen, durch welches dieſe Unterredung ſtattgefunden, da griff ich plözlich, in Verzweiflung über ſo grenzenloſe Härte, mit der einen Hand in das enge Fenſter, zog mit der andern das Huhn aus der Taſche und präſentirte meinen Schaz. Was ſie da Augen machte! ganz wie Hamlet, da ihm der Geiſt ſeines Vaters erſcheint, und doch wieder anders, denn mein Huhn war von Fleiſch und Bein.

„Sennorita,“ ſagte ich, raſch den Vortheil benuzend, den ich augenblicklich erlangt hatte, „dieſes Stück Geflügel mag Ihnen ein Beweis meiner innigen Theilnahme ſeyn. Ich habe erfahren, daß auch Sie unter der Geißel leiden, welche dieſe Stadt heimgeſucht; ich laufe zwar Gefahr, meine Ehre und die Flotte Sr. Großbritanniſchen Majeſtät zu compromittiren, indem ich von den Nahrungsmitteln, die ausſchließlich für unſere Mannſchaft beſtimmt ſind, etwas nach Porto einbringe, ich konnte aber dem Verlangen nicht widerſtehen, Ihnen dieſes Huhn anzubieten, welches ich hiemit zu Ihren Füßen niederlege.“

Die Sennorita ſagte nichts; der Stolz lag bei ihr im Kampfe mit dem Hunger; aber am Ende trug die Natur den Sieg davon. „Senhor,“ ſagte ſie jezt, „ich nehme Ihr Geſchenk mit dem verbindlichſten Danke an und bin ſehr gerührt von Ihrer Theilnahme. Gott behüte Sie, Senhor; es wird nachgerade ſpät, und am Ende kommen Sie vor Nacht nicht mehr an Bord zurück.“ Dies geſagt, ſchloß ſie den Schalter, und ich blieb allein auf der Straße, ſprachlos vor Erſtaunen, außer mir vor Entzücken und voll Stolz auf das von mir erfundene neue, geniale Mittel, der Liebe den Weg zu bahnen. Ich wartete noch einige Zeit, in der Hoffnung, daß ſich der Schalter noch einmal öffnen werde; aber Caroline war wohl zu viel mit meinem Geſchenke beſchäftigt, als daß ſie Zeit gefunden hätte, mir noch einmal Lebewohl zu ſagen; und ich zog ab, voll Jubel über den Erfolg meiner Kriegeliſt.

Begreiflich hielt ich mein neues Elixir d'amour auf's Sorgfältigſte geheim; ich wagte ſogar vor Verfluß von zwei, drei Tagen keinen zweiten Verſuch. Nichtsdeſtoweniger fuhr ich fort, die Wohnung Carolinens ſorgfältig zu bewachen; ich wollte wiſſen, wie meine Nebenbuhler aufgenommen wurden. Zu meiner unausſprechlichen Befriedigung ſah ich, wie einem nach dem andern der Eintritt in's Haus verweigert wurde. „Sie hält ſich an die Knochen meines Huhns,“ dachte ich bei mir ſelbſt; „das iſt etwas Reelleres, als ihr leeres Geſchwäz; jezt gilt es, ihre Zuneigung vollends zu gewinnen.“ Ich paßte daher die Gelegenheit ab, und als es mir bei der nächſten Austheilung gelungen war, eine Ente zu beſeitigen, flog ich fort auf den Flügeln der Liebe, um meinen Schaz zu ihren Füßen niederzulegen. Kaum hatte meine zitternde Hand die Glocke angezogen, kaum hatte ich meinen Namen ausgeſprochen, als auch ſchon die Schritte der Heißgeliebten ſich nahten, und nicht lange, ſo ging der Schalter auf.

(Die Fortſezung folgt.)

Alpenfrühling.

Kirchhof zu Thun.

1.

Im Hinaufgehen.

An dem Finger,
Kleiner Springer,
Hältſt du ſchlafend auf die Ziege,
Hohes Grün iſt deine Wiege.

Drücken auf dem Lebensgange
Dich dereinſt die Pilgerſchuhe,
Geh hinauf am Bergeshange,
Lege droben dich zur Ruhe.

2.

Hier, wo frei von Erdenzügeln
Kühlen Schlaf der Müde hält,
O wie ſchön, von Grabeshügeln
Blicken in die Frühlingswelt;

Nach dem See, dem Alpenwalle
Schwimmt das Aug' in feuchter Luſt:
Ach, wir ſelber tragen Alle
Theure Leichen in der Bruſt.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Das Verſailler Muſeum.

Ueber die Greuel der Revolution iſt man hinweggegangen; dieſe alſo muß man anderswo als im Verſailler Schloß ſtudiren; aber die Reſtauration hat hier ihre glänzenden Darſtellungen ſo gut als die Napoleoniſche Zeit, und wenn der Herzog von Angouleme jemals wieder nach Frankreich käme, ſo würde er den Saal, worin ſeine Thaten in Spanien 1823 gemalt ſind, billigend ſo laſſen, wie er iſt; denn die ältere Bourboniſche Linie iſt hier völlig zu ihrem Vortheil geſchildert, als ob ſie noch auf dem Throne ſäße. Dies ſollte die Legitimiſten ein wenig mit dem jezigen Hofe ausſöhnen; ihre Tageblätter ſprechen aber nur höhniſch von dem Verſailler Muſeum und behaupten, es ſey eine Niederlage aller Subjekten, die je in Frankreich verfertigt worden.

Schlechtes ist freilich genug da, aber auch des Guten und Schönen ist viel, und das Ganze, wegen der vortrefflichen Anordnung und der vielen interessanten Stücke, einzig in seiner Art. Schöne Gemäldesammlungen, Reihen von historischen Porträts gibt es auch anderswo, wenn auch nicht so zahlreich als hier. Was aber der Versailler Sammlung einen ganz besondern Vorzug gibt, ist, daß sie für gewisse Zeitepochen beinahe vollständig und dabei in einem der prächtigsten Paläste der Welt aufgestellt ist, so daß nicht allein die Sammlung, sondern auch das sie enthaltende Gebäude Bewunderung verdient. Die Wiederherstellung des Versailler Schlosses war eine schwierige und äußerst kostspielige Unternehmung. Napoleon und auch die ältern Bourbonen hatten schon viel vorgearbeitet, und die äußere Restauration war bedeutend vorangeschritten; aber keiner dieser Monarchen wußte eigentlich, was er mit dem unermeßlichen Gebäude machen solle. Ludwig Philipp hat es passend zu verwenden gewußt. Es ist nun auf die edelste Art ausgeschmückt und angefüllt, und die Nation genießt die hier zusammengestellten Schätze so gut als die königliche Familie. Man bemerkt mit Vergnügen, mit welchem innigen Antheil das Volk die historischen Darstellungen betrachtet, wie gern es in denen der neuern Zeit das von ihm selbst Erlebte wiederfindet. Man erstaunt zuweilen darüber, Leute aus den Handwerksklassen in der neuern Geschichte so wohlbewandert zu sehen. Freilich laufen manche falsche Ansichten, verkehrte Auslegungen und unrechte Begriffe mit unter; aber im Allgemeinen braucht sich das Pariser Volk seiner Kenntnisse nicht zu schämen, und dieses historische Museum selbst muß zu seiner Bildung beitragen. Auch die Vaterlandsliebe wird dadurch befördert; das Volk fühlt sich geehrt durch die hier den berühmten Männern und Frauen widerfahrene Ehre, so wie durch die Darstellung so mancher großen Thaten. Es sieht diese Sammlung als ein Eigenthum der Nation an, ist stolz darauf und fühlt sich größer durch den Genuß aller dieser Kunstwerke. Ich bin überzeugt, daß der auffallende Nutzen einer solchen Sammlung auch diejenigen Regierungen, welche nichts Aehnliches besitzen, früh oder spät bewegen wird, Ludwig Philipps Beispiel nachzuahmen, zumal eine solche Sammlung ein vortreffliches Mittel ist, manche vernachlässigten Kunstwerke, die einzeln unbeachtet bleiben, vom Untergange zu retten. Dg.

Rom, Ende August.

(Beschluß.)

Die Cholera.

Die zahlreichen Sträflinge Roms (in deren Hauptaufbewahrungsort bei den alten Thermen Diocletians die Krankheit sehr heftig ist) mochten glauben, die Zeit sey günstig für einen Befreiungsversuch: im Depot von S. Paul auf der Straße nach Ostia, wo sich gewöhnlich über zweihundert befinden, brach ein Aufstand aus, aber es gelang nur etwa achtzehn derselben, mit Waffen zu entfliehen. Beim Ghetto, wo man bis jezt nur wenige Todesfälle bemerkt hat, kam es wegen Errichtung eines Spitals für Israeliten zu einem Handgemenge zwischen Volk und Truppen, welches blutig ablief. — Wie es nach solchen Vorgängen und bei dem Elend, welches schon da war und jeden Tag zunimmt, bei der Menge brodloser Armen, bei der Erbitterung des Pöbels um die öffentliche Sicherheit steht, mag Jeder sich denken. In Trastevere, wo während der ersten Tage die Krankheit am heftigsten war, ging es so zu, daß kein Arzt sich mehr hinwagte. Im Borgo sind einige Straßen fast ganz verlassen: die Bewohner sind theils geflohen, theils todt. Der allgemeine Schrecken hat wenigstens das Gute gewirkt, daß man strengere Diät hält. Für Obst- und Gemüsehändler ist es eine böse Zeit: für einen Bajocco kauft man eine Melone. Man sieht die Verkäufer, wenn sie einen ganzen Tag lang auf Piazza Navona vergebens gewartet, ihre Körbe auf den Boden ausleeren und nach Hause gehen.

Die Sanitätskommission läßt es jezt nicht an Thätigkeit mangeln. Neben den bereits vorhandenen Spitälern, S. Spirito, S. Giacomo, S. Galla, S. Gallicano u. s. w., sind in verschiedenen Stadttheilen neue ziemlich eilig eingerichtet worden; es bedurfte deren sehr, denn es ist überdies die Zeit der Wechselfieber, und Rom doppelt vorax hominum und necis uberrima frugum, wie Petrus Damianus im eilften Jahrhundert die Stadt nannte. Zum Theil bedient man sich spärlich bewohnter Klöster und läßt die Mönche anderswo ein Unterkommen finden. Die Kranken werden aus ihren Wohnungen dahingebracht; dies ist an sich schon mit manchen Nachtheilen verbunden, überdies kommt die Hülfe oft zu spät. Die Einrichtungen mögen auch in mancher Hinsicht mangelhaft seyn. Uebrigens nimmt die Krankheit täglich zu. Oft tritt sie sehr heftig auf und in wenigen Stunden ist Alles vorüber. Meistens, wie dies überall der Fall war, unter den niedern Ständen wüthend, hat sie auch unter den höhern schon manche Opfer verlangt, unter andern zwei römische Fürstinnen. Sehr zu bedauern ist der Tod des Malers Sigalon aus Nimes, von dessen schöner Copie des jüngsten Gerichts des Buonarotti früher die Rede war. Vor Kurzem von Paris zurückgekehrt und mit der Nachbildung der Sibyllen und Propheten in der Sistina beschäftigt, erlag er im kräftigsten Mannesalter dem Uebel.

Unterdessen ist die Stadt fast völlig abgeschlossen. Nach keiner Seite kann man hinaus: die Passage ist unerbittlich gesperrt. Abgesehen davon, daß Toskana und Neapel Cordons gezogen haben, hat, wie bereits oben bemerkt, jeder Ort auf den Heerstraßen und im Gebirge ein Gleiches gethan. Couriere sind auf der Straße nach Umbrien mit Flintenschüssen bewillkommt, Cardinäle zum Umkehren genöthigt worden. In der genannten Richtung ist Monterosi die Grenze, auf der andern Albano, wo übrigens gleichfalls Cholerafälle vorgekommen sind. Von Civitä vecchia ist auch nichts zu hoffen; überall sind die unglücklichen Römer unzulässige Contrebande. Man sollte es kaum glauben, Gebirgsdrichen mit ein paar Handvoll Wohnungen, wie Rocca di Papa, Monte Porzio, Grotta ferrata, haben sich gegen Rom und zum Theil gegen einander selbst abgesperrt. Es ist nicht abzusehen, wohin dies System führen soll, wenn nicht bald Ordnung mit Gewalt hergestellt wird. Man kann nicht umhin, an das Mittelalter zu denken, wo jedes Städtchen Souveränitätsrechte für sich in Anspruch nahm und behauptete. In den civilisirtesten der genannten Ortschaften hat man Räucherungs- oder Erstickungsanstalten etablirt und verbraucht Chlor in großer Menge. In Monte Porzio läßt man Keinen ein, welcher aus dem zwei Miglien entfernten Frascati kommt. Kurz, Jeder im Lande thut, was er will: ist Heute gesichert, so mag Morgen zusehen, wie es sich zurechtfindet. Wüßte man nicht a priori, daß es in Rom ein Ding gibt, welches Regierung heißt, so würde man's aus dem, was man täglich aus der Nachbarschaft vernimmt, nicht schließen. Die Unterthanen Seiner Heiligkeit scheinen es sich in den Kopf gesezt zu haben, von Neuem den alten Spruch des armen Macchiavelli wahr zu machen: Il Papa regna, ma non governa.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. September 1837.

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelketten,
Das sey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

Friedrich Schlegel.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher. *

Man darf in unserer Zeit den Autor nicht von seinem Buche trennen; früher konnte man das. Das Buch machte den Mann berühmt, nicht der Mann das Buch, wie heutzutage. Es war ziemlich gleichgültig, welche Stellung in gesellschaftlicher Hinsicht der Schriftsteller inne hatte und in welchem obscuren Städtchen er sein Buch schrieb, man hielt sich an dieses; seit Madame Staël und Lord Byron scheint es jedoch fast ausgemacht, daß der Autor mit seiner Persönlichkeit und seinen Schicksalen seinem Buch das Interesse erkaufen muß. Er darf nicht allein Poet auf dem Papier, er muß zugleich poète en action seyn. Das ist, meine ich, eine nothwendige Folge des nahen Zusammenrückens der Ideenwelt mit der wirklichen. Unsere Schriftsteller schreiben auf dem offenen Markt, nicht mehr in der einsamen Stube, daher findet sich so viel Lärm, so viel Staub, so viel Landstraßenwirklichkeit in ihren Werken; aber es verschwindet daraus immer mehr die geheimnißvolle Tiefe und Klarheit, die, „ein schönes Wunder," in den Büchern unserer Alten lebt. Dazu kommt die Hast, zu der wir heutzutage Alle getrieben werden. Um nur nicht nachzubleiben, wirft der Philosoph seine Ideen dem Staate zu, der Dichter seine Gefühle der Gesellschaft, und Beide sind zufrieden, wenn sie eine heftige augenblickliche Wirkung sehen. Wer hat jezt Zeit, alt zu werden, und Bücher zu schreiben, die alt, nicht veraltet werden? Wer würde heute eine Messiade schreiben, und wenn man sie schriebe, wer würde sie lesen? Die Deutschen besonders geht dieser schnelle Wechsel hart an; sie lieben nicht, ihre Bücher auf der Eilpost zu schreiben; ihre Ideen fließen am glücklichsten und reichsten, wenn sie arbeiten wie Voß an seiner Luise, bei einer Pfeife Tabak unter einer schattigen, großen Linde sitzend, vor sich die Kirchthurmspitze des Dörfchens und hinter sich den Gemüsegarten nebst dem Hühnerhof. Da säuselt die alte deutsche Gemüthlichkeit in den Lindenzweigen und die deutsche Tiefe spiegelt sich wieder in der Einsamkeit und Ruhe der Landschaft. Und diese Linde und diese Kirchthurmspitze geht durch die ganze deutsche Literatur früherer Jahre, in den leidenschaftlichsten Poesien Goethes blickt sie durch, wie in den kältesten, abstraktesten Schriften Kants. Besonders fällt es den Deutschen schwer, ja fast unmöglich, durch Schicksale das Interesse auf sich zu lenken. Das Leben eines deutschen Schriftstellers ist das Einfachste, was es unter dem Monde gibt. Die einzige

* Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung demnächst erscheinenden neuesten Werke des Freiherrn v. Sternberg: „Palmyra oder Tagebuch eines Papagayen."

Abwechslung, die er etwa hineinbringt, iſt, daß er aus einer Stadt in die andere zieht, und wenn es hoch kommt, von einer Religion in die andere übergeht. Das leztere macht aber ſchon ſo viel Lärm, daß ganz Deutſchland darüber aus den Fenſtern guckt, wie die Fehde unter Voß und Stollberg bezeugt. Schubart flößte den Deutſchen zuerſt Geſchmack an der poésie en action ein. Er wurde ſeiner Gedichte wegen in's Gefängniß gebracht. Eine unerhörte Begebenheit. Früher hatte man ſich nie Verſe und Gefängniß zuſammendenken können. Schubart zeigte zuerſt, wie nahe beide Begriffe verwandt waren. Den Deutſchen ging ein neues Licht über die Poeſie auf, und heutzutage will Jeder durch Gefängniſſe berühmt werden; der Staat kann nicht genug Verſorgungsanſtalten der Art für ſeine aufkeimenden Talente ausfindig machen. Ebenſo iſt jezt eine Unruhe in die deutſchen Dichter gefahren; ſie wollen nicht mehr in dem obſcuren Städtchen oder Dörfchen bleiben, ſie wandern aus nach Rom, Neapel, London und Paris. Es genügt nicht mehr zu beſchreiben, wie Walter und Luiſe Erdbeeren pflücken, oder wie der alte ehrliche Pfarrer auf ſeinem Polſterſtuhl hinter dem Ofen ſchläft, ſondern der Verfaſſer verſpricht ſich nur dann Succeß von ſeinem Buche, wenn er darin ſagen kann, daß er mit dem Fürſten Talleyrand einige Worte gewechſelt. Das iſt gleichwohl eine unglückliche, verkehrte Richtung. Ich will damit nicht ſagen, daß die gemüthliche Kirchthurmſpitze in der Literatur wiederkehren ſoll, das politiſche Leben unſerer Tage iſt zu allmächtig, als daß die Poeſie auf einem völlig ſelbſtſtändigen Throne daneben herrſchen könnte, aber es iſt betrübend anzuſehen, wenn die Dichter fortfahren wollen, mit ihrer Perſon zu bezahlen. Goethe wurde achtzig Jahr alt, mich dünkt bloß deßhalb, weil er nicht danach ſtrebte, zugleich poète en action zu ſeyn.

Der Verfaſſer von „Eugen Aram," „Pelham," „Devereux."

Niemand hat ſo ſcharf, ſo kühn und ſo durchdringend ſein Vaterland und ſeine Zeit geſchildert als dieſer berühmte Autor; allein ſeine Romane zeigen Kälte und Trockenheit. Wo er die Leidenſchaft malt, zeigt ſich zu deutlich der Beobachter. Es wird uns geſagt, daß Wärme und ſogar Glut da ſey, aber wir fühlen nichts. Dazu kommen die Rückſichten, die ein in Mode ſtehender, beſonders ein engliſcher Schriftſteller nie aus den Augen zu verlieren gezwungen iſt. Er darf ſich auf keiner zu warmen Schilderung ertappen laſſen, er muß ſtets mit abgeblaßten Farben malen, daher entſtehen dieſe engliſchen faden Liebhaberinnen, die von der Clariſſa an die ganze Serie der Walter Scottſchen Romane hindurch bis zu der neueſten Heldin des obigen Autors durchgehen. Es ſind immer die beliebten Minna und Brenda aus dem „Piraten," die eine blond, die andere brünett, die eine äußerſt ſchmachtend und empfindſam, die andere ein klein wenig munter, beide aber tugendhaft bis auf den lezten Blutstropfen. Ihre Prüderie erlaubt das nicht anders. Minna wird frühzeitig von Liebe heimgeſucht, zerfließt dabei in Thränen, und Brenda tröſtet und heitert auf, dann wird Brenda wieder von Liebe heimgeſucht und Minna tröſtet. Man begreift, daß das lange ſo fortgehen kann, ohne den mindeſten Anſtoß zu erregen. Damit werden einige Kapitel des Buchs gefüllt; endlich aber muß es doch zur Liebesſcene kommen, und da iſt es wahrhaft ergözlich anzuſehen, wie der arme Autor ſich windet und dreht, wie ängſtlich da um jeden Kuß gehandelt wird und wie endlich doch Alles in ein langes, tugendhaftes Geſpräch ſich auflöst und zerfließt. Ein franzöſiſcher Romandichter wäre außer ſich, wenn ihm zufällig eine ſolche Perſon unter die Feder geriethe, und ein Deutſcher würde ſie kurzweg aus dem Tempel jagen. Im Werther wird auch geliebt, aber auf eine ganz andere Art. So blaß aber auch die Farben ſind, die für ſolche Schilderungen der herrſchende Geſchmack dem Maler auf die Palette gibt, ſo brennend geſtaltet er ſie für die Auffaſſung der andern Leidenſchaften, die nichts mit der Prüderie gemein haben. Alle Greuel der wildeſten Ehr- und Rachſucht, die vornehmen und niedrigen Laſter großer Hauptſtädte, Mord, Blut, Entſetzen werden ſo ausführlich wie möglich motivirt und ausgemalt. Es iſt das ein bezeichnender Zug für die Romane dieſes Schriftſtellers.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hunger und Liebe.

(Fortſetzung.)

Um die Holde keinen Augenblick in Zweifel zu laſſen, zog ich ſogleich meine Opfergabe hervor und fächelte damit vor ihren Augen hin und her, wie eine Amme, welche mit ihrem Kleinen ſpielt. Caroline warf mir ihr ſüßeſtes Lächeln zu, und als die Gabe in ihren Händen war, überhäufte ſie mich mit ſo viel zierlichen Dankſagungen, daß ich förmlich den Verſtand verlor, mitten auf der Straße ein Knie zur Erde beugte und heilige Schwüre ewiger Liebe und Treue an ſie richtete. Von dieſem Augenblicke an betrachtete ich meinen Sieg als gewiß. Unmöglich konnte Caroline der lautern Sprache des Herzens und den zarten Proben meiner Ergebenheit widerſtehen. Zwar verweigerte ſie mir noch den Eintritt in's Haus, aber ſie verſprach mir, ihre Tante zu befragen, ob

ſie wohl meine Beſuche annehmen dürfe, und habe die kluge Matrone nichts dagegen, ſo werde ſie ihres Theils ſich glücklich ſchätzen, näher mit mir bekannt zu werden. Ich bat inſtändig, mich auf dieſes Glück nicht zu lange harren zu laſſen, und ſezte nächſtkommenden Donnerstag als den Tag feſt, wo ich vor der furchtbaren Tante erſcheinen wollte. Ich brachte die ganze Nacht ſchlaflos zu, allein mit dem Gedanken beſchäftigt, was ich der alten Dame darbringen könnte. Endlich beſchloß ich, mir eine Hammelskeule zuzueignen, welche in der Speiſekammer unſeres Küchenmeiſters hing, und um Platz für dieſelbe zu gewinnen, praktizirte ich ein Loch unten in die Taſche; der Stoßen wurde durchgeſchoben und der Umfang des Bugs hinderte das Durchfallen: ſo aufgeſtaut machte ich mich auf den Weg nach Oporto.

Zum Unglück hielt eine Bande jener hungrigen, umherſtreifenden Hunde, von denen es in allen portugieſiſchen Städten wimmelt, gerade an dem Orte, wo ich landete, ihre Rathsverſammlung. Einer hatte bald die Beſchaffenheit meines Gepäcks ausgewittert, gab der übrigen Bande das Signal und in einem Augenblick waren ſie alle hinter mir her, winſelnd, bellend, ſchnappend und mit den Mäulern ſo nahe als möglich an meinen Hintertaſchen. Gerne hätte ich mich gebückt, um Steine aufzuraffen und unter ſie zu ſchleudern — das einzige Mittel, einen portugieſiſchen Hund los zu werden; aber ich wagte nicht, die ſenkrechte Stellung aufzugeben, weil ich beim Bücken meine Ladung bloßſtellen mußte. Ich ergab mich daher in Geduld und machte hier und da Front gegen meine Begleiter, wenn ſie ſich gar zu unverſchämt heran wagten.

Caroline und ihre Tante waren am Fenſter, wahrſcheinlich in Erwartung meiner Ankunft und verſenkt in das trübſelige Angedenken eines Mittageſſens, deſſen einziger ſolider Beſtandtheil Stockfiſch geweſen war. Ohne Zweifel rechneten ſie, Dank meiner Vorſorge, auf ein beſſeres Nachteſſen, aber als ſie mich um die Straßenecke biegen ſahen, von zwei, drei Dutzend Hunden verfolgt, die ein Höllenlärm voraus ankündigte, brachen ſie in ein lautes, unauslöſchliches Gelächter aus. Im nämlichen Augenblick zog ein Trupp Dandys an Carolinens Fenſter vorüber, ſich ſpreizend und zierend in der Hoffnung, einen gnädigen Blick der Schönen zu erhaſchen; das fehlte vollends, um mir den Garaus zu machen. Denn als ſie das laute Lachen hörten, ſahen ſie ſich nach der Veranlaſſung deſſelben um, und man kann ſich denken, wie ſie ſich auf meine Koſten luſtig machten, als ſie mich an der Spitze einer ſolchen Muſikbande erblickten, vor der ich ſo gravitätiſch einherſchritt, wie ein Tambourmajor vor der Fronte ſeines Regiments.

Was meine Lage noch ſchwieriger machte, war, daß ich mich nicht unterſtand, bei Carolinen einzutreten, aus Furcht, ſie zu compromittiren, und ſo hatte ich den bittern Verdruß, an ihrer Thüre vorübergehen und einen langen Umweg machen zu müſſen, um der Unverſchämtheit der Stutzer zu entgehen, die mich und meinen unbarmherzigen Schweif mit Spott und Gelächter verfolgten. Wie gerne hätte ich den Degen gezogen und die ganze Bande — nicht die Hunde, ſondern die Stutzer — herausgefordert! und wäre mir auch keine Waffe zu Gebot geſtanden als meine Hammelskeule, mit welchem Vergnügen hätte ich ein paar jener lächerlichen Burſche zu Boden geſchlagen! Aber um meine eigene Ehre zu retten, hätte ich die der engliſchen Flotte auf's Spiel geſezt, und ſo mußte ich zu Ehren Sr. großbritanniſchen Majeſtät und des Dienſtes in Gottes Namen Alles ertragen: Hunde, Dandy's, Hammelskeule, Sonnenhitze und meine eigene, wahrhaftig nicht roſenfarbene Laune. Endlich aber, nachdem ich durch ein paar Nebenſtraßen gegangen, kam ich vor die Thüre meiner Angebeteten zurück. Sie und die alte Tante erwarteten mich immer noch am Fenſter; aber durch Erfahrung gewitzigt, und ohne Zweifel fürchtend, um ein gutes Abendeſſen zu kommen, hüteten ſie ſich wohl, ſo unvernünftig zu lachen, wie zuvor. Indeſſen entging mir weder das unterdrückte Kichern, womit ich an der Hausthüre empfangen wurde, noch das ſpöttiſche Geſicht der Alten, als ſie ſich vom Fenſter zurückzog. Die Hunde, die verwünſchten Hunde verfolgten mich fortwährend, und ich hatte die größte Mühe, die heißhungrige Mente vom Eindringen in das Haus der Geliebten abzuhalten. Noch lange, nachdem ich eingelaſſen war, blieben ſie heulend und bellend vor der Hausthüre und brachten die Nachbarn auf die Beine, welche ſich geſchwätzig ihre Muthmaßungen mittheilten und mit den Vierfüßlern in die Wette lärmten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Die Landpartieen der Wiener.

In keiner Stadt der Welt dürfte wohl die Sehnſucht nach dem Landleben ſo groß ſeyn, wie in Wien. Kaum daß die Bäume im Prater grün werden, ſo richtet ſchon die ganze Bevölkerung ihre ſehnſüchtigen Blicke hinaus jenſeits der Linien, die die Stadt umziehen. Die Umgegend iſt hier ſo reizend, ſo üppig, und die von Staub und allerlei Dünſten geſchwängerte Stadtluft ſo ungeſund, daß der Hang, die Sommermonate auf dem Lande zuzubringen, ſehr erklärlich iſt. Andererſeits hat dieſer Trieb in den umliegenden Ortſchaften die Erbauung vieler herrlichen Landhäuſer und Sommerwohnungen zum Erfolge gehabt, und die ſtädtiſche Bequemlichkeit, die man da überall findet; die immerwährend bereit ſtehenden Stellwagen, mit welchen man zu jeder

Stunde des Tags für zehn bis zwanzig Silberkreuzer nach jedem der in dem Umkreise von vier bis fünf Stunden liegenden Ortschaften fahren kann, haben ihrerseits wieder diese Liebhaberei gesteigert. Fast jeder nur halbwegs bemittelte Mann hat für sich und seine Familie ein Sommerquartier in Hitzing, Döbling, Heiligenstadt, Mödling, St. Veit, Baden, Dornbach ꝛc. gemiethet. Der Beamte oder der Negoziant, den seine Geschäfte an die Stadt fesseln, fährt früh mit dem Stellwagen von seinem Tusculum ab und ist in kürzester Zeit in seinem Büreau oder Gewölbe. Der Bankier, der um zwölf Uhr die Börse besuchen muß, macht diese Tour einige Stunden später, und Nachmittags um fünf Uhr kann man die berühmtesten Schauspieler und Sänger der beiden Hoftheater auf dem Stellwagen sprechen, denn sie eilen der Stadt zu, weil sie um sieben Uhr im vollen Costüm auf den Brettern erscheinen müssen. Bis Mitternacht haben die Stellwagen alle diese Menschen wieder nach ihrem geliebten Lande zurückgeführt, und wollte Jemand die Bevölkerung Wiens bei Nacht zählen, so würde er gewiß 80.000 Menschen weniger finden, als bei Tag, wollte er aber diese Zählung an einem Sonntage unternehmen, so dürfte er gewiß um 120.000 Menschen weniger finden, als an einem Wochentage; denn wer nur Beine hat, zu gehen, oder auch nur ein Gestell zum Sitzen, der bleibt Sonntags nicht in der Stadt. Männer und Weiber, Jung und Alt, Vornehme und Geringe, Bediente und Mägde, Leierkastenmänner und Bettler, Alles geht auf's Land. Wie eine große Völkerwanderung strömt Alles vor die Linien hinaus. Vierspännige Equipagen, lustige Fiaker folgen im Fluge hinter einander her; ein Stellwagen jagt den andern, und in keinem derselben sind weniger als zwölf Personen eingepökelt. Der Stellwagen ist eine der Hauptfedern, welche in das Getriebe des Wiener Lebens eingreifen; ohne den Stellwagen könnte der Wiener nicht die Hälfte jener Vergnügungen genießen, die bei ihm zu den nothwendigsten Bedürfnissen gezählt werden. Mehrere hundert Wagen der Art sind in allen Straßen vertheilt; jeder trägt den Namen seines Bestimmungsortes mit großen Lettern an der Seite aufgeschrieben: Gesellschaftswagen in den Prater, Gesellschaftswagen nach Hitzing ꝛc. Mit dem Glockenschlage einer jeden Stunde fährt ein solcher Wagen immer ab und ein anderer nimmt seine Stelle ein, der wieder mit dem nächsten Glockenschlage abfährt. Der Gesellschaftswagen ist eben so bequem, wie der eleganteste Fiaker, und da er gewöhnlich zwölf Personen faßt, so pflegt man hier, wie auf dem Postwagen, oft die gemischteste Reisegesellschaft zu finden. Ein Hofrath sitzt neben einem Schneider, ein Gelehrter neben einem Kaufmann, reizende Damen aus jeder Classe beleben die Unterhaltung, und man trennt sich oft, wenn man an Ort und Stelle angelangt ist, ungern von einander. Gar manche Ehe beginnt ihren Roman auf dem Stellwagen, und mancher Supplicant hat auf einer kurzen Fahrt einen einflußreichen Gönner sich erworben. Eine Abart vom Stellwagen ist der „Zeiselwagen." Der „Zeisler," wie er in der Volkssprache heißt, hat nicht das Recht, innerhalb der Stadt zu halten, sondern sein Standpunkt ist außerhalb der Linie. Hier hält er nun mit seinem Fahrzeug, welches nicht mehr ist als ein kleiner, unbedeckter Bauernwagen, mit einem magern Gaul bespannt, und bietet nun alle möglichen Redensarten und Späße auf, um einen zu bewegen, Platz auf seinem Sonnenwagen zu nehmen; aber nicht weniger als neun Personen müssen sein Fahrzeug füllen, und erst, wenn diese Zahl voll ist, setzt er seinen blinden Gaul in Trab. Komisch ist die Art, wie er seine Passagiere sich zu verschaffen sucht. Gesetzt, man ist unglücklich oder unklug genug gewesen, in der Stadt keinen Wagen zu finden, man kommt ermattet vor die Linie und sieht da einen Zeiselwagen, der vollgestopft mit Menschen ist. „Steigen Euer Gnaden nur auf," ruft schnell der Zeisler, „es fehlt just noch eine Person; steigen's auf, so fahre ich gleich fort." Man läßt sich verführen und steigt ein; aber der Zeisler fährt dennoch nicht fort: ein zweiter Vorübergehender wird auf ähnliche Art angerufen. „Aber es ist ja kein Platz mehr," schreit der Erste dem Führer zu. „Wird schon Platz seyn," antwortet einer der Reisegefährten, indem er lachend absteigt. Die ganze Gesellschaft, die dasitzt, besteht nämlich aus der Sippschaft des Zeislers; sie hat scheinbar den Platz eingenommen, damit die Vorübergehenden glauben mögen, der Wagen sey schon bis auf den lezten Mann voll. Wie nun ein Fremder sich täuschen läßt, seinen Platz bezahlt und aufsteigt, so steigt hinten immer verstohlen Einer herunter, und der der Lezte zu seyn glaubt, ist vielleicht der Erste gewesen, und muß nun da so lange in der Sonne sitzen und braten, bis der Wagen seine volle Ladung hat. Wird man ungeduldig, so heißt es immer: „Jezt, Euer Gnaden, kommt wirklich die lezte Person;" und man läßt sich wieder täuschen, denn man weiß ja nicht, wer von den Nebenmenschen ein wirklicher oder nur scheinbarer Passagier ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 216.

1. Distichon. 2. Kürze. 3. Länge. 4. Breite. 5. Schmäle.

Räthsel in Distichen.

6.

Brunnen und Philosophieen gewinnen durch mich an Bedeutung.
Niemand mag sie so seicht, wie sie zu häufig doch sind.

7.

Ich bin den Majestäten so hold, doch das liebliche Mädchen
Aus der Fremde gewinnt höheren Reiz auch durch mich.

8.

Schlafrock, Meer und Welt, ihr dankt mir eure Beliebtheit;
Ohne mich wäret ihr doch mehr oder minder verhaßt.

9.

Ich bin verhaßt in der Welt und Pedant allwege gescholten,
Eines tröstet mich nur, daß doch die Liebe mich liebt.

10.

Ich umfange die 2 bis 9 und meinen Gesetzen
Müssen sie fröhnen, sie sind alle nur Kinder von mir.

Dennoch, wie sonderbar, daß ich von ihnen die Namen,
Die mein Wesen allein richtig bezeichnen, empfing!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 18. September 1837.

Röther färbt ſich der Himmel;
Aus der goldenen Wolke
Thau'n der Mai und der Friede
Segen auf die beglänzte Flur.
Hölty.

Alpenfrühling.

(ſ. Nr. 221.)

Mittags.

Wenn alle Schatten ausgethan
Die hohe Mittagsſtille,
Und auf dem weiten, ſchwülen Plan
Vom Singen ruht die Grille;

Die Saaten nicken, tiefgeſenkt
Die Halme bis zum Boden,
Die Lüfte müßig geb'n, getränkt
Vom heißen Blumenodem:

Da wird mir bang, da muß ich fort,
Im Schattenwald zu hauſen,
Am dunkelgrünſten, ſtillſten Ort,
Wo ſanft die Wipfel ſauſen;

Durch Blätterhallen mehr und mehr
Verglühte Funken blitzen,
Und auf den Zweigen ringsumher
Die ſtummen Vögel ſitzen.

Abends.

Die Wetterwolken zogen
Davon in wirrem Lauf:
Da that in weitem Bogen
Sein Thor der Abend auf.

Und wie nach goldnem Raube
Spähn die Verſcheuchten hin:
Dort ſteht in roſ'ger Laube
Die Friedenskönigin.

Beſchämt erglüht die Heerde;
Doch ſie verzeiht die Schuld,
Und tritt zurück, die Erde
Noch küſſend voller Huld.

Auch noch, da Sie gegangen,
That ſich das Thor nicht zu;
Die Abendwinde ſangen
Die bange Welt in Ruh.

Das Alpenglühn.

Die Sonne hatt' ihr Werk vollbracht
An Thälern, Hügeln, Wieſen;
Da trat ſie noch in ſchönſter Pracht
Zu des Gebirges Rieſen.

„Was blickt ihr in die Welt hinein
Mit ſtarren Mondgeſichtern?
Waſcht euch vom bleichen Kummer rein
In meinen Frühlingslichtern!“

Mit warmer Liebe ſtreut ſie Glanz
Auf die erſtarrten Firnen,
Und ſezt den ſchönſten Roſenkranz
Auf ihre greiſen Stirnen.

Sie lächeln freudig, roth und warm
Behaucht von ihren Flammen;
Schlaftrunken recken ſie den Arm
Wie Kinder nach den Ammen.

Die Mutter geht und löſcht noch aus
Das Feuer auf dem Herde,
Und nun iſt's todtenſtill im Haus,
Es ſchläft die müde Erde.

Wie iſt ſo ſchnell die Roſenſpur
Von ihrem Haupt vergangen?
Es war das lezte Lächeln nur
Auf fahlen Leichenwangen.

Wunſch.

Wenn über mir ſo weit, ſo blau
Der Tag die Schwingen ſpannt,
Und tief in jeden Tropfen Thau
Sein Bildniß eingebrannt,
Wie Pfauenaugen durch das Grün
Der blaue Himmel fällt —
Dann möcht' ich grünen, düften, blühn
Wie dieſe ſchöne Welt!

Ach, hab' ich's denn bis heut gewußt
In dieſer Frühlingsraſt,
Daß eine arme Menſchenbruſt
So viele Wonne faßt?
Der Vogel jauchzt im friſchen Laub
So rüſtig aufgehellt;
Verweht iſt aller Todtenſtaub
Von dieſer ſchönen Welt.

Mit blauem Aug' Vergißmeinnicht,
Die Roſe voll und zart,
Die Lilie blaß von Angeſicht,
Geſchwiſterlich gepaart —
Der Fliege gleich, dem feſten Stern,
Der ob den Blumen hält,
So leiſe ſingend ſchwebt' ich gern
Ob dieſer ſchönen Welt!

Ludwig Seeger.

Hunger und Liebe.

(Beſchluß.)

Endlich nach ſo vielem Mißgeſchick war ich im Zimmer; die Sennorita ſtellte mich in aller Form der Tante vor. „Erlauben Sie,“ ſagte ſie, „daß ich Ihnen einen ſehr tapfern Offizier vorſtelle, Senhor Gallina. Herr Offizier von der Marine, ich habe die Ehre Ihnen meine verehrte Tante vorzuſtellen, Donna Franziska Azanero.“ Ich machte eine tiefe Verbeugung, antwortete aber keine Sylbe; ich ſah ſchon, daß meine Herrin viel ernſtlicher mit dem Geſchenke beſchäftigt war, das ſie erwartete, als mit mir ſelbſt. So geht es in der Welt, und wer Damen den Hof machen will, darf im Voraus auf Kränkungen aller Art gefaßt ſeyn. Die alte Donna konnte indeſſen mit Complimenten nicht fertig werden; ihre Nichte hatte ihr geſagt, was für ein trefflicher, liebenswürdiger Mann ich ſey u. ſ. w. Ich merkte aber gar deutlich, daß Caroline während der ganzen wohlgeſezten Rede der Tante meine Taſche fortwährend mit neugierigen Blicken muſterte; es machte ihr ohne Zweifel viel zu ſchaffen, was für ein Gegenſtand dieſelbe ſo beſchweren und meine zierliche Geſtalt dermaßen entſtellen mochte. Nachdem ich ihre Ungeduld noch einige Zeit gereizt hatte, entſchloß ich mich endlich zum Hauptcoup, ich nahm ein Meſſer, ſchnitt die Taſche ab und ließ meine Opfergabe mit edlem Anſtande vor ihre Füße gleiten.

Bald darauf nahm ich Abſchied, zum großen Vergnügen der beiden Damen, denn ich konnte mir wohl denken, daß ihnen unter den vorwaltenden Umſtänden eine Hammelskeule unendlich angenehmer ſeyn müſſe als alle meine Verſicherungen von Ergebenheit und Dienſtbefliſſenheit. Ich wagte einige zarte Complimente, aber im ſelben Augenblick ſah ich die Augen Carolinens unverwandt auf die Hammelskeule gerichtet, während die Tante, meine Artigkeiten überhörend, in ihrem Innern erwog, ob ſie dieſelbe mit Zwiebeln dämpfen, braten oder kochen ſolle. Ich hob alſo die Belagerung auf und hatte die Ehre, bis zum Einſchiffungsplaze zurück begleitet zu werden, nicht von den Damen, ſondern von der nämlichen Escorte, die mit mir hergekommen war.

Den andern Morgen in aller Frühe erhielt ich eine Botſchaft vom Kapitän, mit dem Befehl, an Bord zu kommen. Dort fand ich Alles zur Sitzung eines Kriegsgerichtes zugerichtet. Ich dachte nicht anders, als es handle ſich darum, einen Matroſen abzuurtheilen, der einen bedeutenden Subordinationsfehler ſich hatte zu Schulden kommen laſſen und wollte unter den übrigen Offizieren Platz nehmen, da hielt mich der Kapitän zurück. „Lieutenant, Sie ſind angeklagt,“ ſagte er, „der Uebereinkunft mit Santa Martha zuwider Lebensmittel nach der belagerten Stadt eingeſchmuggelt zu haben.

Ganz erſtaunt wollte ich weitere Aufklärung verlangen, oder vielleicht auch die Anſchuldigung geradezu ableugnen, aber es blieb mir keine Zeit dazu. „Geſtern," fuhr der Kapitän fort, „wurde eine Hammelskeule aus der Proviantkammer entwendet und die Schildwache hat Niemand anders hineingehen ſehen als Sie. Ueberdies hat Commodore Johnſon, welcher bei Sennorita Carolina zum Abendeſſen eingeladen war, wirklich dort eine vortreffliche Hammelekeule geſpeiſet, von der genannte Dame mit ihrer Tante rühmten, daß ſie ihnen mittelſt Einverſtändniſſes in der Flotte Sr. Majeſtät zugekommen ſey. Nun weiß man ferner, daß Sie dieſe Damen beſucht, und zwar in einem äußerſt ſonderbaren Aufzug. Was haben Sie zu erwidern?" — „Nichts," erwiderte ich, von Scham glühend. „So verfügen Sie ſich in ſtrenge Haft, während das Gericht berathſchlagt."

Die Entſcheidung ließ nicht lange auf ſich warten; ich ſollte mit erſter Gelegenheit nach England zurückgeſchickt und bis auf weitern Befehl aus der Liſte des activen Dienſtes geſtrichen werden. Das Schlimmſte an der Sache war, daß General Santa Martha, der uns ſehr genau beobachten ließ, von der ganzen Geſchichte Wind erhielt. Er richtete an den Kriegsrath und an den Befehlshaber der Flotte eine Beſchwerdeſchrift in aller Form. Es gab einen langen diplomatiſchen Notenwechſel, den man auf der Kanzlei des Foreign-offize noch finden kann; auch durfte ich mein Glück ſagen, daß ich davon kam, ohne noch einmal auf Leben und Tod vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. Ich bin noch immer auf halbem Solde und habe allen Weibern Haß geſchworen, bis ich einmal ein Land finde, wo keine Verrätherinnen, keine Undankbaren wohnen, die gleich Carolinen nicht einmal warten, bis ein treuer Liebhaber die Treppe hinunter iſt, um ihn in den Armen eines Andern zu vergeſſen.

Aphoriſtiſche Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortſetzung.)

In jedem der drei obigen Romane ſpielt der Mord die Hauptrolle und nimmt gleichſam von vorn herein das Intereſſe des Leſers gefangen. Eugen Aram iſt ein höchſt liebenswürdiger Mörder, im „Pelham" laſtet auf der anziehendſten Geſtalt im Gemälde der Verdacht des Mordes, und im „Devereux" wird eine fürchterliche Mordſcene ſogar in's Brautgemach des Helden verlegt; und allen dieſen verbrecheriſchen Thaten iſt der endloſe Schweif einer peinlichen Unterſuchung angeheftet, der ſich, recht mit Liebe geſchildert, faſt durch den ganzen Roman zieht, und den ohnedies ſchon trüben, kalten Liebeshimmel wie ein Entſetzen erregender Kometenſchweif überragt. Der Leſer kann ſich ſeines Helden nicht erfreuen, es kommt kein gemüthliches Verhältniß zu Stande, denn über kurz oder lang kann es doch am Ende ein Mann ſeyn, der den Galgen verdient hat. Man kann ſich auf ſein ſtattliches Ausſehen, auf ſeine intereſſante Bläſſe und ſeine vornehme Haltung durchaus nicht verlaſſen, denn man gebe nur etwas genauer Achtung: um ihn her, bald in engern, bald in weitern Kreiſen, ſchleicht ein Individuum von höchſt verdächtigem Ausſehen. Was will dieſes abſcheuliche Weſen? Warum zeigt es immer ſeine confiscirte Fratze dicht neben dem intereſſanten blaſſen Geſichte des Helden? O das hat was zu bedeuten! Und gleich darauf hören wir auch ſchon den Sheriff mit ſeinem Stabe an die Thür klopfen. Es ſchiebt ſich ein Mann herein von höchſt widerlichem Anſehen, er iſt klein, dick und hat eine „gröllende" Stimme; er ſteckt in ſeinem Rocke wie eine Made in einer Semmel, und trägt ein Geſicht, das man immer möchte zum lezten Mal geſehen haben. Dieſer Mann, der in den Romanen unſeres Autors frei ein und aus geht wie in ſeinem eigenen Hauſe, dieſer widerliche, abſcheuliche, unleidliche Menſch iſt ein Polizeimann. Offenbar iſt dieſe Liebhaberei für Kriminalfälle dem engliſchen Publikum bis zu den höchſten Claſſen hinauf eigen. Die franzöſiſchen Novelliſten lieben auch den Mord; ſie behandeln ihn als ein Kapital, das ſeine guten Intereſſen trägt, aber ſie lieben nicht die gerichtlichen Unterſuchungen; der Prozeß iſt ihnen nichts als eine langweilige Prozedur, im Leben ermüdend und noch tauſendmal ermüdender im Buche. Bei den Engländern iſt der Prozeß die Hauptſache; ſie haben dafür noch ihre großen Perrücken und ihre Schwarzröcke. Dieſe edle Geſellſchaft wird feierlichſt zuſammenberufen; man geht an die Aufrichtung des Galgens mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit, und der Henker ſchärft ſein Schwert unter dem Geſchwätz der alten Gevatterinnen und Baſen. Von allem dem darf nicht das Geringſte unterbleiben, im Leben, wie im Buche. Ein franzöſiſcher Autor zeigt für ſeinen laſterhaften Helden eine oft weit gehende Schwachheit; er ſieht ihm Manches durch die Finger, und wenn es dran und drauf geht, läßt er ihn wohl gar entſchlüpfen; der engliſche überliefert den ſeinigen mit blutendem Herzen der ganzen Strenge des Gerichts. Soll man davon auf die höhere Kraft des Sittlichkeitsgefühls bei der einen Nation vor der andern einen Schluß ziehen?

Der „Eugen Aram" gibt uns eine bewundernswürdige Zartheit in Schilderung einzelner Situationen und Gefühle. Der räſonnirende, ſcharfe Beobachter tritt hier mehr zurück und läßt dem Poeten Spielraum. Es iſt der einzige von den drei Romanen, wo der idylliſche Charakter vorherrſcht. Obgleich die Empfindung auch hier nicht ihr volles, ſtarkes Colorit bekommt, ſo geht ſie doch auch nie in Empfindelei über. Es ſind wieder die engliſchen Normalromanen-Mädchen, Minna und Brenda, hier

zu finden. Madeline und Ellinor geberden sich fast ganz auf dieselbe Weise, wie jenes Schwesternpaar im „Piraten," aber ihre unbestimmte, zerfließende Weichlichkeit paßt hier besser zu der idyllischen Umgebung. Ein polternder, gutmüthiger Alter darf nirgends fehlen, und wir finden ihn auch richtig in unsern drei Romanen. Von ihm bekommt der Held in der Regel eine Erbschaft und der Leser eine Dosis Langeweile. Er ist eben so reich an Sittensprüchen, wie an Guineen, und er öffnet nie den Beutel für seine Lieblinge, ohne zugleich die Lippen zu einer Anekdote aus der „guten alten Zeit" für den Leser zu öffnen. Man muß ihm verzeihen, daß er ziemlich stark trinkt und daß er ein Skeptiker ist, was die Liebe und die Frauen betrifft; dagegen ist er aber so gutmüthig, und wenn er in seinen Späßen nur ein klein wenig witziger wäre, könnte man sogar über ihn lachen. Nebenbei gesagt, die komischen Figuren sind nicht die Stärke unsers Autors; er verdirbt sie sich selbst durch zu vieles Schildern. Weder der Lord Vinzent im „Pelham," noch der alte Invalide im „Aram," oder Desmarais im „Devereux" erwecken Lachen, während schon eine grob hingeworfene Skizze einer Figur des Verfassers von Peter Simpel im Stande ist, einen Hypochonder in gute Stimmung zu versetzen. Aber Scherz und Amüsement zu geben, ist auch nicht der Zweck unsers Romanendichters. Er sagt es unumwunden und oft genug, daß er belehren und bessern will. Seine Muse ist nicht die unbewußte, spielende Göttin, die ihre duftenden Kränze flicht und sie in die Wellen des vorübergehenden Baches wirft, unbekümmert, an welches Gestade sie treiben, und ob sie überhaupt irgendwo bemerkt und hervorgeholt werden; sie ist vielmehr die etwas strenge Lehrmeisterin, die, indem sie uns ein duftendes Bouquet Blumen in die Hand gibt, zugleich eine Vorlesung über Botanik hält, und sehr aufmerksam ist, ob wir ihr auch zuhören. Hier kommen wir auf das hervorragende Merkmal unsers Autors: er ist überladen an Gelehrsamkeit und nimmt seine Vergleiche und Bilder aus allen Gegenden des Wissens her. Er erdrückt gleichsam seine Personen unter Juwelen, statt sie damit zu schmücken, und statt ein frisches Gesicht in seinem natürlichen Zauber schimmern zu lassen, entstellt er es durch zu häufige und unpassend angebrachte Schönpflästerchen, die die Schachtel eines Antiquitätenhändlers ihm liefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Beschluß.)

Wien im Sommer. Die Schwestern Elsler.

Ungeachtet, wie gesagt, ein großer Theil der Bevölkerung auf dem Lande zubringt, so ist dennoch in der Stadt nichts weniger als eine Leere bemerkbar; die Restaurationen sind von der geringsten Kneipe an bis zu dem herrlichen Hotel zum Schwan während der Mittagsstunden so überfüllt, daß man kaum ein Plätzchen findet, die Kaffeehäuser sind belebt; Strauß, Lanner, Morelly und noch ein halbes Dutzend neu auftauchender Walzerpaganini's haben ihr vollzähliges Auditorium; Gärten und Glacis wimmeln von Menschen, und in den Theatern ist Kopf an Kopf gereiht. Wenn man von den Theatern und von Kopf spricht, so kommt man durch einen kleinen Ideensprung sogleich auf den Fuß der Fanny Elsler; denn dieser Fuß hat mehr als einen Kopf verrückt. Man hat hier in Wien gelacht, als man vor einigen Jahren von den Tollheiten und von dem Götzendienste hörte, den die Berliner mit der Sontag trieben; aber der Berliner Enthusiasmus ist ein Karthäuser gegen den Wiener, wenn dieser einmal ausbricht. Und er ist ausgebrochen, wüthender als die Cholera, die auch im Kärnthnerthortheater zum ersten Male ausbrach. Daß man Wochen lang vorher zu jeder Vorstellung, in welcher die Elsler tanzten, keine Loge, keinen Sitz bekommen konnte, daß man bei 25 Grad Hitze im Parterre erdrückt zu werden Gefahr lief, daß unsere Journale Hosiannah riefen, daß unsere Dichter die Tänzerinnen besangen, daß die Jugend vor Entzücken außer sich kam, das ist Alles schon da gewesen; aber daß auch vernünftige Männer in das Hallelujah einstimmten, ist unerhört. Jede Recension war voll der wahnsinnigsten Redensarten und ihr jedesmaliger Refrain lautete: „Jubelt, ihr Bewohner Wiens: die Schmetterlinge, die Elfen, die Feen, die Göttinnen, die Elsler sind eure Landsleute, es sind Wienerinnen!" Ueber die Aussprache des Wortes Cachucha (ein spanischer Tanz, den die Elsler hier zum ersten Male tanzten) stritten alle Journale. Der Eine sagte, es heißt Cacuca, der Andere Caciucia, der Dritte Cacucha, und erst heute — nachdem die Elsler schon vierzehn Tage über alle Berge sind — lese ich in einem Journal einen Aufsatz, der Saphir einen Ignoranten und gottverfluchten Menschen heißt, weil er sagte, es müsse Cacucha ausgesprochen werden. Saphir war übrigens einer der tollsten; sein tägliches Gebet im Humoristen war: Fanny Elsler möge ihm einen ihrer abgetanzten Schuhe schenken, „und ein Gott hat Erbarmen!" Fanny Elsler hat sein Gebet erhört: bevor sie abreiste, erhielt er wirklich den heißerflehten Pantoffel. Wer aus diesem allen schließen wollte, jede der beiden Elsler müsse eine wahre Venus seyn, der hat sich gewaltig geirrt. Beide Schwestern haben bereits die Dreißig überschritten; Therese, die ältere, ist volle sechs Fuß hoch und sieht, wenn sie sich auf die Fußzehen stellt, accurat aus wie der Riese Bichin, der sich hier sehen läßt; Fanny, die jüngere, ist um zwei Köpfe kleiner, und eben so wenig schön, als ihre Schwester, aber jede ihrer Bewegungen ist leicht und voll Grazie. Am Abend ihres lezten Auftretens hatten sich mehrere Hundert Menschen vor dem Ausgange des Theaters versammelt; als sie nun herauskamen, um in den Wagen zu steigen, erscholl ein einstimmiges Eviva! Zwei Cavaliere vom höchsten Range hießen den Kutscher absteigen und ergriffen, indem sie sich auf den Bock setzten, selbst die Zügel, zwei andere stellten sich auf den Bediententritt hinten auf und so ging es, von Tausenden begleitet, ihrer Wohnung zu. Dort erscholl wieder das Vivatgeschrei, bis sie dankend an's Fenster traten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 19. September 1837.

— die neue
Erde behielt den Saamen in ſich des befreundeten Himmels.
Ovids Verwandlungen.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von Dr. Nürnberger.

Die Erdwärme.

Eine der wichtigſten Unterſuchungen, welche die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften in dieſen Tagen beſchäftigt hat, bezieht ſich auf die Temperatur des feſten Theils der Erdkugel, der Atmoſphäre und derjenigen Region des Weltenraumes, in welcher ſich unſer Planet gegenwärtig befindet, worüber der bekannte Mathematiker Poiſſon ein Memoire vorlegte, welches als eine gedrängte Ueberſicht aller Hauptreſultate ſeines großen Werkes: „Mathematiſche Theorie der Erdwärme“ betrachtet werden kann. Gleichzeitig mit dieſem Memoire kommen uns die Unterſuchungen des Berliner Phyſikers Dove über die Erdwärme * zu Händen; und wir wollen verſuchen, die Hauptmomente beider Darſtellungen dieſes intereſſanten Gegenſtandes für unſere Leſer ſo überſichtlich als möglich zuſammenzuſtellen.

Es iſt allerdings auffallend, daß die Anſichten der Naturforſcher darüber in einem faſt entſchiedenen Widerſpruche ſtehen. Dove charakteriſirt die neueſten und bedeutendſten dieſer verſchiedenen Hypotheſen zunächſt kürzlich auf folgende Weiſe: Peron dachte ſich die Erde als einen an der Oberfläche kaum etwas aufgethauten Eisklumpen; Fourier als eine glühende, durch Ausſtrahlung nur an der Oberfläche erhärtete Kugel; Davy als eine, auswendig von der Sonne erwärmte, im Innern durch chemiſche Zerſetzungen geheizte Kugel; Poiſſon, auf deſſen Art, die Sache aufzufaſſen, wir unten ausführlicher zurückkommen, als einen Reiſenden im Weltenraume, der ſich noch der glücklichen Zeiten ſeiner Wanderſchaft in wärmeren Gegenden erinnert, jetzt aber in kältern wandelt, die er jedoch bald wieder gegen ſolche wärmere zu vertauſchen hofft; Prevoſt endlich als einen „über dem Feuerherde der Sonne ſo lange herumgedrehten Braten, daß auch das innere Fleiſch zuletzt gahr geworden iſt.“

Perons Annahme erſtlich gründet ſich lediglich auf die Temperaturabnahme der tieferen Waſſerſchichten im Meere, und es ſtehen ihr alle Beobachtungen über die gegentheilige Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in den feſten Theil der Erdkruſte ſo entſcheidend entgegen, daß wir ihr weiter keine Aufmerkſamkeit widmen. — Das Raiſonnement von Prevoſt zweitens erſcheint auf den erſten Anblick anſprechender. „Ar, den Spieß geſtecktes

* Dieſelben machen eine Abtheilung der eben erſcheinenden meteorologiſchen Unterſuchungen dieſes verdienſtvollen Phyſikers aus, auf welche wir zugleich die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer zu richten beabſichtigen.

und gegen das Feuer, gleichwie die Erde gegen die Sonne umgedrehtes Fleiſch," ſagt er, „bietet dieſem Feuer wechſelsweis verſchiedene Theile ſeiner Oberfläche dar. Von der einen Seite erhizt es ſich durch die Strahlen des Feuers; von der andern dagegen erkaltet es wieder durch ſeine eigene Strahlung. Die Wirkung einer oder einiger Umdrehungen iſt dabei klein, ja beinahe unmerklich; es gehört Zeit dazu, ehe das Feuer ganz durchdringt. Endlich aber ſaturirt es die ganze Maſſe und erhält ſie im Allgemeinen bei einem gewiſſen Grade der Wärme. Wenn zu dieſer Epoche auf der Oberfläche einer ſolchen Maſſe vernünftige Weſen vorhanden wären, welche die Temperatur beobachteten, ſo würden ſie bald bemerken, daß ihre Erde eine eigene, vom Feuer unabhängige Temperatur beſizt, und daß die Strahlen des lezteren während einer oder einiger Umdrehungen nur die äußerſte Rinde durchdringen." Der Anwendung dieſes Beiſpiels tritt aber wieder die, durch die Beobachtung über alle Zweifel erhabene allmählige Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in die feſten Theile der Erdkruſte * entgegen. Wenn die Hypotheſe von Prevoſt richtig wäre, ſo müßte ſich die Temperatur unmittelbar unter der äußerſten Erdoberfläche bei zunehmender Tiefe constant finden, gleichwie bei ſeinem Braten; die Erfahrung zeigt aber vielmehr ein allmähliges Zunehmen. Ueberdies iſt die Vergleichung der Sonne mit einem Küchenfeuer von Prevoſt wohl zu weit getrieben, da wir wiſſen, daß die Sonnenſtrahlen an und für ſich kalt ſind und nur die, rückſichtlich der Art der Wirkung für uns geheimnißvolle Kraft beſizen, in den Körpern die Wärmethätigkeit zu erregen. Auf dieſe dynamiſche Anſicht werden wir ebenfalls unten zurückkommen.

Davy's Anſicht der Erdkugel, als einer an der Oberfläche von der Sonne erwärmten, im Innern durch chemiſche Prozeſſe geheizten Kugel ſcheint große Aufmerkſamkeit zu verdienen; und wenn ſie zugleich den Gedanken einer eigenen, lebenvollen Wärmethätigkeit des Erdkörpers, nach Analogie des thieriſchen Körpers, einſchlöße, von welchem ich mich nie losſagen werde, ſo würde ich mich dieſer Darſtellung ganz hinneigen.

(Die Fortſezung folgt.)

* Wir haben über dieſe allmählige Wärmezunahme nach Maßgabe des tieferen Eindringens in die Erdkruſte (denn von der Temperatur des Erdkerns iſt bei einem ſolchen kleinen Stiche in die Erdhaut doch noch nicht die Rede) in dieſen Blättern ſchon öfter geſprochen; eine der wichtigſten Erfahrungen wird aber jezt beim Bohren des von uns ſchon erwähnten arteſiſchen Brunnens gemacht, welchen die Stadt Paris unfern des Schlachthauſes von Grenelle anlegen laſſen will. Man war am 22ſten Mai mit dem Bohren ſchon 1274 Fuß tief gedrungen, ohne die gewaltige Kreidebank, auf der Paris ſteht, durchgearbeitet und Waſſer gefunden zu haben; die Arbeiten werden fortgeſezt und ich werde darauf zurückkommen. In dieſer Tiefe nun zeigt ſich das (hunderttheilige) Thermometer 25½°, auf welche es in dem Maße allmählig geſtiegen war, als man eine größere Tiefe erreicht hatte. — Dieſe Beobachtung iſt unzweifelhaft; die thermometriſchen Beobachtungen werden von dem Akademiker Arago mit aller erſinnlichen Vorſicht geleitet.

Aphoriſtiſche Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortſezung.)

Wollen wir einen der Romane näher in's Auge faſſen, es ſey „Pelham." Er hat außerordentliches Glück gemacht, dieſſeits wie jenſeits des Kanals. Wie raſch, ſicher und correkt ſind die Skizzen aus der großen Welt aufgefaßt, aber wie ſchwindſüchtig matt ſchleppt ſich der Roman dahin. Es iſt eine lange, lange Krankheit, wo wir, ſtatt geſunder Kraft, nichts an unſerm Bette erſcheinen ſehen als daſſelbe Glas ſcharfen, äzenden Trankes und dieſelbe matte, ſüßliche Limonade. Eines ſoll dem andern in der Wirkung nachhelfen. Die ſcharfe Medizin iſt die alte, bekannte Bitterkeit des Autors gegen die beſtehenden Verhältniſſe und Mißverhältniſſe in ſeinem Vaterlande, und die matte Limonade iſt der Held und ſeine Schickſale, nebſt dem Beiwerk der Mordgeſchichte. Dieſe ſoll den Kizel liefern, aber ſie vermag es nicht; das Motiv mit der verführten Geliebten iſt zu oft ſchon da geweſen. Ueberdies zerfällt der Roman dadurch in zwei Hälften, die nur ſehr loſe zuſammenhängen; Pelhams Thorheiten und die unglückliche Unterſuchungsgeſchichte ſeines Freundes. Im erſten Abſchnitt beſchäftigen uns die bunten Gruppen in Paris viel zu ſehr, als daß wir die einzeln eingeſtreuten düſtern Winke, die ſchon auf den zweiten Abſchnitt weiſen, ſehr beachten ſollten; in dieſem tritt Pelham wiederum ganz in den Hintergrund, und es bleibt kaum Zeit genug, ihn ſehr eilig zu verheirathen, wobei diesmal die gewöhnlichen Schmacht- und Liebesſcenen ausgelaſſen werden. Und unſer Verfaſſer kauft ſich gerne davon los, wo es nur irgend geſchehen kann. Er glaubt ſelbſt nicht an die Liebe, die er ſchildert, und nachgerade wird es ihm läſtig, immer dieſelben Phraſen zu wiederholen. Er hat wohl gar einen heimlichen Haß auf Minna und Brenda, und es wird ihm übel, wenn ſie wieder zuſammenkommen, ihre langen, glänzenden Locken am Abend auflöſen und ſich dann die endloſen, zarten Geſtändniſſe machen, indem ſie ſich mit der größten Gemächlichkeit in den weiten Fauteuil eines Kapitels niederlaſſen; er möchte ſie gar zu gerne verdrängen und einer ſeiner Lieblingsfiguren, einem Lord Vinzent oder einem kräftigen St. John den Stuhl einräumen, aber er

wagt es nicht. Er zittert vor dem Anhang, den die Schwestern im Publikum erworben, er will sie nicht in offener Fehde angreifen, nur heimlich zieht er gegen sie zu Felde, indem er ihre Moralität verdächtig macht und ihnen deklarirte Mörder zu Geliebten gibt. Aber die tugendhaften Schwestern siegen dennoch und die ganze Schmach fällt auf den heimlichen Angreifer zurück. Er muß dann schnell wieder einen Roman schreiben, wo er auf das Demüthigste abbittet, und die prüde Liebesnoth feiert dann wieder doppelt und dreifach ihren Triumph. Aber unser Autor weiß sich bei allem dem zu helfen; was er an den achtzehn Jahren versäumen muß, bringt er an den vierzig und fünfzig nach. Seine Frauen von vierzig Jahren sind mit großer Lebendigkeit und Wahrheit geschildert. Die Mutter Pelhams, Lady Frances, ist eine köstliche Figur und ihre Briefe sind das Amusanteste fast im ganzen Roman. Ihre Entführungsgeschichte gleich am Eingang ist ein Juwel, was kecke Schilderung, komische Wirkung und Wahrheit der Charakterzeichnung betrifft. Eben so schnell, sicher und glücklich ist die Madame Balsac im „Devereux“ aufgefaßt, die alte, elegante Dame, die sich auf eine so talentlose Weise mit der Politik beschäftigt. Weniger trefflich sind die Koketten gemalt, und Lady Hasselton streift über die „Saiten der Gefallsucht“ mit ziemlich ungeschicktem Finger. Eine englische Kokette ist immer mehr oder weniger eine précieuse ridicule, aber die Heimath dieser edlen Dame ist Frankreich.

Ueber den Verfasser des „William Lovell.“

Von diesem neuesten Werke des berühmten Dichters möchte ich gerne ein paar Worte beibringen. Es klingt etwas seltsam, es das neueste zu nennen, da der Verfasser jezt weit über fünfzig Jahre alt ist und unterdessen zahllose andere Werke geschrieben hat; allein die Schriften eines Autors datiren nicht nach seinem Taufschein. Die Ideen, die er ausspricht, werden in dem Maße oft jünger, wie er selbst älter wird, und in diesem Sinne kann das neueste Werk seiner Feder ein sehr veraltetes seyn, während eine frische Jugendarbeit zum Bewundern in die Stimmung der jüngsten Zeit hineinpaßt. So schließt der Poet den Propheten und der Prophet den Poeten in sich ein.

Im Jahr 1795 erschien ein sehr sonderbares Buch, es war jener William Lovell von Tieck, ein Geschenk, das der zwanzigjährige Autor dem sechzigjährigen machte. Das alte Jahrhundert schrieb es mit dem Griffel des neuen, und wirklich verstehen wir jezt erst diesen Roman zu lesen. Es erregt ordentlich Entsetzen, wie lebendig aus diesem Spiegel unser modernes Elend, die Schwäche und Zerstörung uns anblickt. In veralteten Worten und Wendungen, in einem Styl, der noch die süßliche Weichlichkeit des Siegfried von Lindenberg an sich trägt, springt der volle, wilde Trotz, die kecke Widersetzlichkeit, das todtmüde Dahinsinken und der sinnliche Egoismus unserer Tage hervor. Wer verstand damals diese Sprache? Die schöne Zeit der Basedowschen Philanthropie, die allgemeine Glückseligkeitslehre und die ewig fröhliche, lachende Gemeinheit hatte sich in Deutschland eben breit niedergelassen. Es wurden so viel schlechte Späße gemacht und so viel schlechte Bücher gedruckt. Man war so glücklich. Die Poesie und die Liebe hatten ihre ewigen Schmerzen, ihre dunkeln Träume, ihre unverständliche Mystik abgelegt und waren ein paar natürliche, freundliche, gutmüthige Schwestern geworden, die Niemanden einen Spaß verdarben. Sie unternahmen nicht mehr geheimnißvolle Gänge durch die Katakomben der alten Welt, sondern sie saßen gemüthlich zusammen in einer Laube am Küchengarten, und Müller aus Itzehoe besuchte sie dort im Schlafrock und Pantoffeln, und die liebevollen Schwestern gaben ihm beim Strickstrumpf und einer Tasse Kaffee alle die schönen Romane ein, die Deutschland mit Entzücken las. Nach und nach fand jeder deutsche Schriftsteller den Weg zur Laube hinter'm Küchengarten, und es war ein eifriges Hin- und Wiederwandern; nur ein junger Träumer fand jenen Weg nicht, oder wollte ihn nicht finden. Wie dem auch sey, aber gewiß ist es, daß er weder die Laube, noch die Schwestern darin jemals zu Gesicht bekommen. Er schrieb in der Einsamkeit ein Buch, das trotz des allgemeinen Spaßes der Zeit voll Ernst war; ein Buch voll dunkler Klagen und Verwünschungen, und das durchaus nicht mit einer moralischen Zufriedenstellung schloß. Bei seinem Erscheinen trugen einige Wenige das sonderbare Buch, vorsichtig zwischen zwei Fingern gefaßt, wie eine feurige Kohle zu den zwei Schwestern in die Laube. Aber siehe da, diese wußten weder von dem Autor noch seinem Werke das Mindeste. Man schlug nun verwundert nach, ob sich nicht hie und da im Buche die Namen Poesie und Liebe fänden, und allerdings, man entdeckte auch dergleichen Bezeichnungen, aber das war, wenn man sie auch genauer betrachtete, weder die echte Poesie, noch die echte Liebe. So ließ man denn das Buch liegen und las es nicht. Ein unnützer Roman mehr in der großen Rumpelkammer der deutschen Literatur, weiter war es nicht. Diese kluge Zeit dachte nicht daran, daß ihre Enkel mit Neugier die Blätter dieses verschmähten Buches auseinander falten, daß sie mit Begierde jene dunkeln, unverständlichen Träume, die es enthielt, verschlingen und sich an den Qualen sättigen würden, die in seinen Kapiteln angehäuft lagen. Denn auch für Deutschland sollte die Zeit des angenehmen Spaßes vorübergehen, und ernstere Bücher und ernstere Menschen wurden herauf berufen. Jezt ist uns dieser Ernst schon wieder etwas zu viel geworden und wir möchten wieder lachen und uns freuen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der Geburtstag des Königs. Nekrolog des Grafen Brühl.

Der dritte August ist in gewohnter Weise vorübergegangen, d. h. in Feierlichkeiten, welche von Freude und Theilnahme genugsam Zeugniß ablegen, aber ohne die lauten Ausbrüche, in die norddeutsche Lustigkeit zuweilen, besonders wenn sie sich autorisirt glaubt, übergehen kann. Man hatte dem Volke das Recht, laut zu seyn, stillschweigend eingeräumt; aber damit die Lustigkeit nicht, auf einem einzigen Punkte concentrirt, zum Lärmen werde, hatte man an mehreren Orten außerhalb der Stadt, zum Theil in großen Entfernungen, halb offizielle Festlichkeiten veranstalten lassen. Dies hatte so gewirkt, daß sich nirgends ein übermäßiger Menschendrang bemerkbar machte; im Gegentheil war in den, an manchen Orten still hinwandelnden Massen die Stille unheimlich. Ein Volksfest zu „arrangiren“ ist überall mißlich, wenn es nicht gar eine contradictio in adjecto ist, da ein eigentliches Fest der Art sich von selbst macht. Wird aber eine Kunst darin statuirt, so sind wir im Norden wenigstens noch nicht Meister. Das zeigte sich bei vielen prunkvoll für diesen Tag angekündigten Vergnügungen. Gesungen, gespielt und getanzt sollte werden, und die Lust zu Allem war auch bei der Menge da; aber die Anordnungen waren von den Gastgebern mit einer steifen Normalcontrolle getroffen; und Recept und Wille, beide für sich vielleicht gut, wollten nicht stimmen, und deßhalb wurde wenigstens nicht das daraus, was es hätte werden können. Z. B. hatte der bekannte Herr Heinzelmann ein Fest ohne Gleichen in seinem neuen Elysium versprochen, und seine Ankündigung (in Prosa nur, obgleich die Verse ihm eben so zu Gebote stehen) war allein ein Fest; aber die Gäste, die zu einem Bal champêtre geladen waren, mußten bis nach 10 Uhr auf den Tanz warten, der ihnen um 8½ versprochen war, weil auf seinem Recept zuvor Lieder und Märsche standen, welche abgesungen und abgespielt werden sollten. Wo nur etwas abgethan werden soll, geht Weihe und Wirkung verloren. Die Illumination unterbleibt seit einigen Jahren, gewiß nicht aus geschwächter Theilnahme für die Bedeutung des Tages; aber ein richtiges Gefühl sagt den Einzelnen, daß ein stereotyper Ausdruck derselben in ruhigen Zeiten an Werth verliert, und man das Außerordentliche für außerordentliche Ereignisse bewahren muß. Die kleine Louiseninsel im Thiergarten, der Erinnerung der seligen Königin von den Bewohnern desselben gewidmet, wird dagegen noch immer alljährlich in eigenthümlicher Art beleuchtet. Man sieht vom Ufer keine einzige Lampe, und dennoch fällt der volle Schein der im Laube versteckten, durch Reverbere aufgefangen, auf den reizend mit Blumen und frischen Sträuchern geschmückten Punkt. Dieser einzige helle Punkt in der Nacht des Thiergartens übt eine magische Wirkung, die weder in der Natur, noch auf dem Theater ihr Vorbild hat, sondern nur in der Phantasie, wie sie das Geisterreich sich construirt. Am schlimmsten sind an diesem Tage die Zeitungsschreiber daran. Dieselben edlen Gefühle wollen immer wieder in neue Verse gekleidet seyn, die passend für die Zeit seyn müssen, aber ihre Ereignisse nicht berühren dürfen, und aus conventionellen Rücksichten sogar das verschweigen sollen, was das volle Herz in Liebe und Dank so gern sagen möchte. An Stoff hätte es auch diesem lezten Jahr nicht gefehlt. Auch will nachher eine jede Stadt, jeder Flecken, wo des Königs Geburtstag gefeiert wurde, in den Zeitungen genannt seyn, und daß man es lese, wie sie ihre Gefühle zu Tage gefördert hat. Müßte man dem Verlangen buchstäblich nachkommen, so müßten Europa und die andern Welttheile auf Wochenfrist Vacanzen in ihrer Geschichte machen.

Der ehemalige Generalintendant der königlichen Schauspiele und zuletzt Generalintendant der königlichen Museen, Graf Brühl, ist, nicht unerwartet, gestorben. Ein liebenswürdiger, edler Mann, und, was noch mehr ist, ein sehr gebildeter und unterrichteter Hofmann, geht Berlin und unserm Staate in ihm verloren. Zu andern Zeiten hätte dies Los vielleicht seltsam geklungen; nicht unter den gegenwärtigen Umständen. Man weiß Niemand, der, aus seinem Kreise, durch ähnlichen Umfang von Bildung mit Bonhommie durchdrungen, ihn ersetzen könnte. Ein Nachkomme des berühmten Grafen Brühl am Hofe der sächsischen Auguste, des Erbfeindes Friedrichs des Großen, der der Schöpfer unserer königlichen Schauspiele war, stand er lange Jahre (seit Iffands Tode) diesen selben Instituten vor, ein loyaler Unterthan des preußischen Regentenhauses. Ein Morgenroth für deutsche theatralische Kunst schien im Grafen Moritz Brühl aufzugehen; er schien berufen, den Fluch des Namens in unserm Ohre, wenn wir denken, welche Kräfte zu eitlem Luxus dem Staatsleben und der Kunst damals am Dresdener Hofe entzogen und versplittert wurden, zu sühnen; und der Selige hatte gewiß den besten Willen. Er achtete die Kunst und ihre Würde, die sie Staat und bürgerlichem Leben gegenüber einnimmt. Daß er ihr durch Costüm- und Dekorationspracht zu Hülfe kommen wollte (vielleicht eine Erbneigung), mag an sich entschuldigt werden; aber die Sorge dafür schwächte ihm die Kraft, welche er andern Influenzen, die unser Theater zu Boden gedrückt haben, hätte entgegensetzen sollen. War er dafür strafffällig, so hat er vollauf schon auf dieser Erde abgebüßt. Niemand als Graf Brühl selbst hat in Berlin es schmerzlicher empfunden, was aus einem Institute geworden, dem er mit schwärmerischer Liebe anhing. Auch nachdem er die Intendantur abgegeben, verfolgte er jeden Schritt des Theaters mit der Aengstlichkeit eines liebenden Vormundes, dem seine Pfleglinge befehlenen abgenommen sind, und der fürchtet, im neuen Vormunde nicht die gleiche Sorgfalt und Liebe zu bemerken. Gern möchte er zurufen, warnen, aber Niemand sieht strenger als ein edler Mann selbst die Grenzen seiner Befugniß. Dies sind nicht bloße Redensarten. Ihr Korrespondent hat Belege dafür; charakteristische Situationen und Stimmungen rief diese Stellung hervor, die zu einer psychologischen Behandlung fast von selbst auffordern. Graf Brühl hatte nicht den Trost, vor seinem Theater zu sterben, er hat es um mehrere Jahre überlebt. Ein geringer Trost ward ihm dafür in der minder angefeindeten Stellung als Intendant der neuerrichteten königlichen Museen. Die Einrichtungen derselben sprechen von der edlen Liberalität des Verstorbenen, wiewohl sie auch hier mit den seitdem durchgedrungenen ökonomischen Grundsätzen nicht überall möchten eingeklungen haben. Eine künftige Controlle, von woher sie auch komme, dürfte manche Einrichtung als zu splendid und manche Stelle als eine Sinecure anfechten. Möchten diese wenigstens immer anderweitig Verdienten und Berufenen zufallen. Ueber Graf Brühls Nachfolger ist noch nichts bekannt. Der durch Opfer, Studien und Neigung für die Kunst dazu am berufensten erscheint, Graf Radzinski, dürfte, eben dieser Ansprüche wegen, die geringste Anwartschaft darauf haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 20. September 1837.

— Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub,
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es, ſich hinabzuſtürzen.

Goethe.

Aphoriſtiſche Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortſetzung.)

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß im „William Lovell“ ſchon die Schatten von den koloſſalen Geſtalten Byrons geworfen werden. Der Held unſeres Romans erinnert zu gleicher Zeit an Don Juan und an Manfred. Es ſind dieſelben Accorde, nur auf einem minder volltönenden und melodiereichen Inſtrumente wiedergegeben. Vom engen Rahmen kleinlicher Familienverhältniſſe umgeben, erſcheint hier dieſelbe Figur, der dort eine grandioſe, mit der üppigſten und glänzendſten Fülle ausgeſtattete Landſchaft zum Hintergrund dient. William Lovell iſt ein Jüngling, der in Reichthum und Sinnengenuß erzogen, frühzeitig Ueberdruß und Ekel empfindet. Er ſucht die Weiber, und von jeder neuen Geliebten reißt er ſich mit Unwillen und Spott los. Er entſchlummert träge an dem ſchönſten Buſen und fühlt an dem zärtlichſten Herzen nur ſeine eigene Kälte und Sattheit. Früh als Knabe denkt er ſchon daran, ſeine Geſpielen zu morden, und es packt ihn eine ſataniſche Luſt, einen heißgeliebten Freund, den er einſt auf einem gefährlichen Abhang ſtehen ſieht, in den Abgrund hinab zu ſchleudern. Wie ſchrecklich! welcher Dämon haucht dieſe fürchterlichen Anfechtungen ihm zu? Ach, kein Dämon, ſie liegen in der menſchlichen Natur. Dieſer gräßliche Drang, das zu vernichten, was er liebt, iſt dem Menſchen eigenthümlich; es iſt ſeine erſte, ſeine ſtolzeſte Fähigkeit. Er iſt groß im Haſſen, im Vernichten; und der erſte Gegenſtand, mit dem man zu haſſen anfangen muß, iſt das eigene Selbſt. Da ſteht Manfred auf der einſamen Klippe, und von ihm abgetrennt, fällt die volle Blüthenpracht der Schöpfung wie ein koſtbarer Mantel in die dunklen Schluchten und Abgründe des Gebirgs hinab. Er bleibt allein und er wird fürder ewig allein bleiben. So wenden ſich auch in unſerm Roman alle übrigen Geſtalten nach und nach von dem dunkeln Lovell ab. Es wird über ihn Gericht gehalten und man verläßt ihn. Alle häuslichen und zufriedenen Perſonen im Roman gehen wieder an ihr Tagesgeſchäft, und erſt lange, lange nachher trifft die mitleidige Kugel, die den Armen hinwegnimmt. Die letzten Seiten des Buchs ſind mit einer gräßlichen Marter gefüllt, es iſt der zuckende, wilde Schmerz eines bloßgelegten Nervs, den immer wieder eine rohe Hand berührt. Und das Alleinſtehen im Roman iſt noch um vieles peinvoller, als jenes auf den Schweizer Bergſpitzen. Man begreift, daß einer ſolchen Bruſt die Umgebung ſtarrer Felſenſtirnen lieber iſt, als die ſtille, maulende Sippſchaft von Muhmen und Vettern, die heimlich um den unverſtandenen

Verurtheilten flüſtern und ſich hinter ſeinem Rücken lange moraliſche Briefe ſchreiben.

Aber, frage ich von Neuem, wie kam ein ſolches Buch in jene Zeit? — Hierauf wäre kaum eine Antwort zu finden, wenn man nicht annähme, daß jedes Individuum urſprünglich beſtimmt ſey, einen gewiſſen Kreis von Ideen und Stimmungen durchzumachen; je höher die Intelligenz, deſto weiter der Kreis. Es käme nur darauf an, daß ein großer Dichter recht lange lebte und in jeder dieſer Stimmungen ein Werk ſchriebe, ſo wäre es völlig unmöglich, daß er veraltete. Allein freilich, wo fände ſich ein ſolches, in voller Geiſtesſtärke beharrendes Leben? Wenn der „ewige Jude“ Schriftſteller wäre, was er nun unglücklicherweiſe nicht iſt, er könnte nie aus der Mode kommen.

Es iſt ein Nachtheil unſeres Romans, daß er in Briefen abgefaßt iſt. Dieſe Einkleidung, früher ſo beliebt, geſtattet eine übermäßige Breite, ja ſie fordert ſie ſogar. Unter dem Vorwand pſychologiſcher Treue fluthet ein unendliches Waſſer kleiner Details, in die Behälter einzelner Briefe abgedämmt, über den eigentlichen Steff der Geſchichte. Es iſt die geſchwätzigſte Manier, ſeine Begebenheiten an den Mann zu bringen. Alles korreſpondirt, die Geliebte mit dem Geliebten, eine alte Tante mit einem alten Onkel, der Bediente mit ſeinem Kameraden und das Kammermädchen mit der Wäſcherin. Solch ein Roman iſt gleichſam ein ungeheurer Poſttag, und der arme Leſer, der ſo viele Briefe auf einmal bekommt, iſt wahrlich zu entſchuldigen, wenn er einige unerbrochen wieder zurückſchickt, das heißt ganze Abſchnitte überſchlägt.

Zum Schluß ſey mir noch erlaubt, einige Verſe aus dem erſten Theile dieſes wundervollen Romans anzuführen. Sie lauten:

Es ſprach der Gram in banger Geiſterſtunde:
Du biſt zu Qualen eingeweiht,
Ein Ziel des Schickſals Grauſamkeit.
Die Bogen ſind geſpannt, und jede Stunde
Schlägt grauſam dir ſtets neue, blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menſchenfreuden fliehen,
Dich ſpricht kein Weſen freundlich an,
Du geyſt die wüſte Felſenbahn,
Wo Klippen drohn, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe ſey auf ewig dir verſagt.
Das Thor iſt hinter dir geſchloſſen,
Auf der Verzweiflung wilden Roſſen
Wirſt du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann ſinkſt du in die ew'ge Nacht zurück!
Sieh tauſend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Daſeyn nur zu fühlen!
Ja erſt im ausgelöſchten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erſte Glück.

Man halte gegen dieſe Verſe das wunderſchöne Abſchiedslied im Childe Harold, und man wird über die Verwandtſchaft der Gefühle erſtaunen, die beiden zum Grunde liegt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Fouriers Hypotheſe, * wie ſie ſich mit einem wahren Luxus nirgend übler verſchwendeter analytiſcher Calcüls in ſeinem Hauptwerke: „Théorie analytique de la chaleur,“ Paris, 1824, 4. entwickelt findet, legt der Erdkugel einen urſprünglichen Hitzegrad bei, welcher den des weißglühenden Eiſens noch übertraf, und mit welcher ſie plötzlich in einen eiskalten Raum verſetzt wurde, in dem ſie allmählich erkaltete, bis ſie in den gegenwärtigen ſtationären Zuſtand gerieth.

Gegen dieſe Art von Auffaſſung der Phänomene der Erdwärme erhebt ſich nun Poiſſon, zu welchem wir endlich übergeben, indem er bemerklich macht, daß die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde und ihre Abplattung an den Polen der Rotationsaxe keinen Zweifel über ihre urſprüngliche flüſſige (teigartige) Beſchaffenheit übrig laſſe, bei welcher ſie durch Fouriers Hitze, ſtatt ſich zu verdichten, in Dämpfe und Dünſte hätte verſetzt werden müſſen. Wäre aber wirklich doch Verdichtung eingetreten, ſo würden die inneren, ſpäter abgekühlten Schichten, vermöge ihrer Ausdehnungstendenz, nothwendig die äußeren, dicht gewordenen zerſprengt haben, wovon die Erdoberfläche aber nichts zeige. Aus dieſen Gründen ſchreibt Poiſſon die Temperaturzunahme nach innen, welche nun einmal als Beobachtungsreſultat feſt ſteht, nicht einer primitiven Erdhitze, ſondern vielmehr der in verſchiedenen Zeiten ungleichen Intenſität der Aſtralwärme zu, welche aus der Ungleichheit der Temperatur derjenigen Regionen des Weltenraums entſpringt, die die Erde durchwandelt, indem ſie der Sonne bei ihrer progreſſiven Bewegung ** folgt. „Wenn man,“ ſagt er, „von einem Punkte der Erdoberfläche in irgend einer Richtung eine gerade Linie unbegrenzt fortzieht, ſo wird ſie zuletzt immer einen ſichtbaren oder unſichtbaren Stern treffen. Die Erde befindet

* Eigentlich die erneuerte Büffon'ſche Anſicht, deren Grundzüge wir bei unſern mehrfachen Betrachtungen über dieſe wichtige Materie in unſern Blättern häufig angedeutet haben.

** Vergl. die in Nr. 204–207 über die progreſſive Bewegung unſeres ganzen Sonnenſyſtems im Weltenraume beigebrachten Beweiſe.

ſich alſo in einem Raume, welcher allwärts von einer geſchloſſenen Hülle begrenzt wird, und von einem äußerſt lockern Aether erfüllt iſt. Obgleich die Dimenſionen dieſer Sternenhülle unermeßlich ſind, ſo würde dies doch die wärmende Wirkung derſelben auf den Erdkörper weder hindern noch verringern, wenn der Aether nichts von der durchgehenden Wärme abſorbirte. Wenn die Sternenhülle überall die nämliche Temperatur beſitzt, ſo wird ein Thermometer an irgend einem Orte innerhalb dieſer Hülle, abgeſehen von jenem Abſorptionsvermögen des Aethers, immer dieſelbe Temperatur zeigen. In dieſem Falle muß auch der Erdkörper dieſe Temperatur annehmen; nur wird ſich dieſelbe durch die Mitwirkung der Sonne noch ſteigern. Allein dieſe Vorausſetzung einer ſolchen gleichen Temperatur aller Theile der Sternenhülle iſt durchaus unwahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß die Sterne, gleich der Sonne, eine eigene, durch wechſelſeitige Strahlung nicht auszugleichende Wärme beſitzen. Nun nähert ſich die Erde bei der langſamen Bewegung unſeres ganzen Sonnenſyſtems im Weltenraume gewiſſen Sternen und tritt mit ihnen in einen neuen Wärmeaustauſch; von andern Geſtirnen dagegen entfernt ſie ſich und büßt dabei alſo deren bisherigen Wärmeeinfluß ein. Iſt ſie demnach gegenwärtig in eine kältere Himmelsregion übergegangen, ſo wird davon zunächſt die Erkältung ihrer oberſten Schichten die Folge ſeyn, je tiefer die Schichten liegen, je weniger werden ſie noch davon afficirt werden, und die verbleibende Temperaturzunahme nach innen hin, iſt alſo eine ganz natürliche Folge davon.“

Dieſen Muthmaßungen Poiſſon's über vermeintliche Erkältung der Oberfläche der Erde gegen früher, ſezt nun Dove ſelbſt nachſtehende Bemerkungen über Unveränderlichkeit der Durchſchnittstemperatur für mehrfache Gegenden der Erde entgegen: „Daraus, daß der Weinbau keine höhere Jahreswärme als 17° erträgt, Datteln bei niedrigerer Temperatur als 18° nicht mehr reifen, kann man ſchließen, daß ein Land, in welchem Wein und Datteln zugleich gedeihen, nicht kälter als 17° und nicht wärmer als 18° ſeyn kann. Dies gilt jezt von Paläſtina; es galt aber ſchon zu Moſes Zeiten von dieſem Lande. Hier hätten wir alſo, durch Ausſage eines natürlichen Thermometers, einen Beweis der unveränderlichen Durchſchnittstemperatur einer beſtimmten Gegend, ſeit den früheſten Zeiten hiſtoriſcher Ueberlieferung. Strabo berichtet, daß die Cevennen in Gallia Narbonenſis die nördliche Grenze des Oelbaums bildeten. Dies iſt aber heute noch der Fall. Nach Theophraſt konnten von der aus Perſien in Griechenland eingeführten Cordia myxa nur in Cypern, und nicht nördlicher, genießbare Früchte erhalten werden; eben ſo verhält es ſich noch in unſern Tagen.“ Dieſe Beiſpiele laſſen ſich noch ſehr vervielfältigen, und dennoch überzeugen ſie uns nicht von der durchgängigen Unveränderlichkeit der mittlern Temperatur der Erdoberfläche. Wir fahren vielmehr fort, nach Analogie der magnetiſchen Abweichung und Neigung einen großen Gang der Temperaturveränderung über den ganzen Erdboden anzunehmen, wenn dieſe Revolution auch vielleicht in ſehr weite Zeitgrenzen eingeſchloſſen iſt. Dem Erdkörper wohnt, nach unſerm Dafürhalten, eine gewiſſe lebendige, vom Sonnenſtande nicht unbedingt abhängige, eigene Wärmethätigkeit bei, welche ſich, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, ſelbſt in der Launenhaftigkeit des Witterungsganges ausſpricht. Da die Geſchichte der Wiſſenſchaft leider oft nichts mehr iſt, als die Geſchichte der betreffenden mehrfachen Hypotheſen, ohne alle beſtimmte Entſcheidung über deren abſoluten Werth, ſo haben wir gemeint, hinter den Hypotheſen von Peron und Prevoſt, Davy, Fourier, Poiſſon und Dove, auch die unſrige über die Urſache der Erdwärme andeuten zu dürfen. Den Leſern bleibt nun die Wahl.

(Die Fortſezung folgt ſpäter.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Auguſt.

Die ſchweizeriſchen Naturforſcher in Neuſchatel.

Vor einigen Jahren ſtellte das Morgenblatt dieſen intereſſanten wiſſenſchaftlichen Verein dar, nahe dem ewigen Schnee, zwiſchen den Felſen, die Helvetien von Italien ſcheiden, in ſeiner Verſammlung auf dem Hoſpiz des großen St. Bernhard. Seitdem iſt er in verſchiedenen Hauptſtädten der Schweiz zuſammengekommen: voriges Jahr in Solothurn, und vergangenen Juli in Neuſchatel. Es war unſere ſchweizeriſche Juliwoche, frei von aller politiſchen Bedeutung, frei von aller Pariſer Deforation und Verbrämung, rein wiſſenſchaftlich, rein menſchlich, rein brüderlich. Seit jener faſt romantiſchen Zuſammenkunft nahe an achttauſend Fuß über der Meeresfläche, iſt keine gehalten worden, die außer dem rein ſcientifiſchen ſo mannichfaltiges anderes Intereſſe dargeboten hätte, als die Neuſchateler.

Bekanntlich hat dieſe Stadt ſelbſt einen ausgezeichneten Naturforſcher an Agaſſiz, den Europa durch ſeine geiſtreichen und gediegenen Unterſuchungen über die foſſilen Fiſche kennt. Sein Name ſteht leitend an der Spize des Gymnaſiums, einer durch ſolche Lehrer, aber auch durch ihr neues, wahrhaft prächtiges Gebäude merkwürdigen Anſtalt. Er war voriges Jahr in Solothurn zum Präſidenten der ſchweizeriſchen Naturforſchergeſellſchaft für 1837 gewählt worden. Es kamen mehr denn hundertundzwanzig Naturforſcher in Neuſchatel zuſammen, nicht allein aus den nahen Kantonen Bern, Waadt, Solothurn, Genf und Freiburg, ſondern auch von Baſel, Aargau, St. Gallen, Glarus, Appenzell und Wallis, größtentheils alte Bekannte, die ſich ſchon oft begrüßt hatten. Die meiſten kamen ſchon Sonntags den 23ſten Juli an, und zwiſchen den naturforſchenden Potentaten Decandolle, Leopold v. Buch, El. Beaumont, Charpentier und Agaſſiz reihten ſich anerkennend und freundlich die Kleinern. Es war ein anmuthiges Wiederfinden, Wiedererkennen und

Willkommenheißen im Hause Cantons, des Vicepräsidenten der Gesellschaft, wo eine gute Collation bald das Fremde ausglich, wo es sich ja noch gezeigt hätte. Wir waren auf die bei diesen schweizerischen Vereinen gewöhnliche Weise bei den Bewohnern der Stadt einquartirt, die sich zu dieser Last gedrängt hatten; die meisten von uns bedauerten es, täglich mit ihren angenehmen Wirthen und Wirthinnen nur wenige Augenblicke des Morgens zusammen seyn zu können. Montag (den 24sten) Morgens begann die erste öffentliche allgemeine Sitzung in einem der Säle des Gymnasiums; zahlreiche Ausländer und Einheimische, auch Damen waren zuhörend gegenwärtig. Professor Agassiz begrüßte zuerst die consöderirten Naturforscher auf das Wohlwollendste, und ging dann gleich zu der neuen Theorie über, die der Salinendirektor v. Charpentier (aus Dresden) in Bex (Kanton Waadt), bekanntlich durch sein geologisches Werk über die Pyrenäen und andere Arbeiten einer unserer ausgezeichnetsten Naturkundigen, über gewisse geologische Erscheinungen aufgestellt hatte, besonders über die großen Granitblöcke, die in bedeutender Entfernung am Rand und in den Thälern des ganz kalksteinigen Jura's zerstreut liegen, ein Gegenstand, worüber schon von Charpentiers Vorfahren im Amt, dem berühmten Haller, und von de Saussure in Genf abweichende Meinungen aufgestellt worden sind. Hierauf kamen die Berichterstattungen der Commissionen und die innern Angelegenheiten der Gesellschaft an die Reihe, und dann folgte die Gesellschaft ihrer seit vorigem Jahr angenommenen Weise: sie trennte sich nämlich in fünf verschiedene Sektionen nach den Hauptzweigen der Naturwissenschaften. Diese Spaltung und Zersplitterung mag ihr Gutes haben, und bisweilen die gründliche Erschöpfung eines Gegenstandes vor lauter Sachkennern erleichtern. Diesmal aber war sie sehr unangenehm; denn die Diskussion über jene neue und interessante Ansichten Charpentiers wurde in der geologischen Sektion vorgenommen, wo zwischen Charpentier, v. Buch und Agassiz ein höchst anziehender, rascher Austausch abweichender Meinungen über diesen Gegenstand vorkam, dem aber andere ausgezeichnete Naturforscher nicht beiwohnen konnten, z. B. Decandolle von Genf, weil er in der botanischen Sektion saß, wo gerade keine bedeutende Verhandlung vorkam. Bei jener geologischen Diskussion fehlte auch noch ein Meister vom Fach, nämlich El. v. Beaumont, der erst später in Neufchatel ankam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Beschluß.)

Seydelmann in Berlin. Die Cholera. Sagen und Mährchen aus Potsdam.

Seydelmann gastirte hier. Seit langen Zeiten wieder eine Erscheinung auf unsern Brettern, und zwar dieselbe bedeutende Erscheinung, wie vor zwei Jahren. Aber Viele hätten gewünscht, es wäre eine neue geworden, d. h. der Künstler wäre in neuen Rollen, oder solchen aufgetreten, denen seine Schöpferkraft ein eigenthümliches Leben eingehaucht hätte. Statt dessen sah man ihn in den wohlbekannten als Marinelli, Klingsberg, Ossip und Shylock. Auch ließ er sich nicht einmal, wie man doch erwartete, zu einer Zugabe aus alten Schätzen erbitten, und eilte fort, selbst ohne seinen meisterhaften Cromwell gespielt zu haben. Ein Streit über ihn ist in der hiesigen Vossischen Zeitung ausgebrochen. Herr Rebenstein hatte seine Ansichten einer bedingten Würdigung des Künstlers in einer Art ausgesprochen, über die Herr Reilstab, als Mitredakteur der Zeitung vom Publikum angesehen, sich in dieser Stellung und als Bewunderer Seydelmanns verletzt fühlte. Da Herr Rebenstein anfänglich seine Kritik nicht unterzeichnet hatte, und insofern Herr Reilstab vom Publikum als Verfasser derselben betrachtet wurde, hatte dieser allerdings eine Berechtigung zum Widerspruche gegen Ansichten, die nicht die seinigen sind; im Uebrigen dreht sich der Streit um Punkte, welche bei Seydelmanns früherem Hierseyn schon mehr oder weniger besprochen sind, und nie zu einem Endresultate führen werden, da es in der subjektiven Auffassung eines jeden Zuschauers liegt, ob er in dem Künstler nur die Grenzen des Verstandes, Studiums und Talentes erreicht, oder dieselben übersprungen und einen schaffenden Genius erblicken will. Die Stimmen sind durchaus getheilt. Keine Seite läßt sich durch die Gründe der andern überzeugen; das Gefühl will entscheiden. Niemand wird aber das bestreiten, daß Seydelmann gegenwärtig der erste deutsche Schauspieler — wir möchten es gern, allgemein gehalten, aussprechen, da wir aber an Ludwig Löwe in Wien denken, sagen wir — daß er, wenigstens im weiten Felde der Charakterrollen, der erste deutsche Mime ist.

Aber der Streit erregt kein Interesse mehr. Nicht geringe Theilnahme für den ehrenwerthen Gast, noch für die Streiter, oder die Art, wie sie streiten, ist die Ursache, sondern — ein anderer, fürchterlicher Gast in unsern Mauern. Wir glaubten uns nach einem zweimaligen Heimsuchen des schnell tödtenden Uebels, dessen Namen man jetzt geflissentlich vermeiden zu wollen scheint, vor einem dritten Anrücken, wenigstens mit Heeresschaaren, gesichert. Auf dauernde Spukbesuche war man gefaßt. Es ist anders gekommen, und der Schreck lagert auf's Neue in unserer Stadt. Noch zwingt man sich zwar zu dem Anschein, als sey Alles, wie vorher; es werden keine Todtenlisten publicirt, aber desto ängstlicher ist die Nachfrage nach den geführten, und Jeder weiß die ansteigende Zahl der Krankenanmeldungen und Sterbefälle. Nach der fürchterlichen Hitze ist zwar jetzt Kühlung, sogar Kälte eingetreten und damit einige Hoffnung auf Besserwerden; die ersten Rückwirkungen des Umschlags sind aber noch traurig genug. Lassen Sie mich etwas übergehen, dessen graue statistische Seite die Zeitungen, früher als diese Zeilen zum Druck gelangen, aufnotirt haben werden. Vor charakteristischen Zügen, die hieher gehören könnten, möge uns ein günstiges Geschick bewahren. Ich möchte meinen diesmaligen Bericht nicht mit diesem trüben Gegenstande schließen, und erwähne deßhalb, wie auch von hier aus dem Göttinger Jubiläum ein ansehnlicher Besuch zugedacht ist, nachdem man einige Zeit der Meinung war, die dannöverschen Verhältnisse würden den Glanz des seltenen Festes dermaßen dämpfen, daß es für Fremde gerathener wäre, ganz davon zu bleiben. — Zum Schluß mache ich Ihre Leser auf ein interessantes Curiosum aufmerksam. Eben ist bei Riegel in Potsdam eine Sammlung Sagen und Mährchen aus Potsdams Geschichte und Vorzeit erschienen. Verfasser ist der Hauptmann von Reinhard, Sohn des lezten von der Caesarea majestas gekrönten Poeten weiland römisch deutschen Reiches, Carl von Reinhard, der als Herausgeber des Bürgerschen Nachlasses bekannt ist. Die Stadt Potsdam scheint so wenig zu Traditionen Stoff zu bieten, und doch finden sich in der Sammlung treffliche Sagen, mit dem echten Typus der Volkserfindung. Auch die Darstellung ist einfach und charakteristisch. Freilich auch manche Hülsen unter den Körnern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 21. September 1837.

— Bei Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet ſind die Götter.
Schiller.

Türkiſche Sitten und Regierung.

Aberglauben.

Die Türken ſtecken voll Aberglauben, um ſo mehr, da die Regierung durch öffentliches und feierliches Beiſpiel dazu mitwirkt. Dieſer Aberglauben iſt tatariſchen Urſprungs und auf ihren Eroberungszügen haben ihn die Türken noch in jedem unterworfenen Lande vermehrt. Ihre Armeen gehen nicht vorwärts, ihre Flotten rühren ſich nicht, wenn nicht vorher das Horoſcop geſtellt worden iſt und gut geſprochen hat. Bei allen nur einigermaßen außerordentlichen Unternehmungen muß der Sultan vorher ſeine Aſtrologen über den Scherof-ſaaf oder den günſtigen Augenblick fragen. Alle Türken glauben ſteif und feſt, daß manche Leute Glück, andere dagegen Unglück bringen. Dieſe nennen ſie Ogurſuz, jene aber Ogurlu. Wehe dem Ogurſuz, der über die Straße ginge, wo eben ein feierlicher Aufzug herbei kommt; er würde auf der Stelle erſchlagen. Edelſteine üben auch großen Einfluß auf die, welche ſie tragen. Dem Smaragd und Sapphir ſchreiben ſie viel Böſes zu, gar Gutes hingegen dem Diamant, Lapislazuli, dem Rubin, Jaspis und Karniol, beſonders aber dem Türkis. Alle dieſe Steine ſchützen vor dem „ſchlimmen Blick.“ Ein Pferd mit einem weißen Fleck auf der Stirn iſt durchaus Unglück bringend; wäre es auch noch ſo ſchön, ſo taugt es doch nichts in den Augen der Türken. Gar ſehr nimmt man ſich in Acht, ſein Petſchaft von einem Mann ſtechen zu laſſen, der unter einem böſen Stern geboren ſeyn ſoll; lieber läßt man es von einem machen, der viel weniger geſchickt iſt, deſſen Arbeiten aber den Ruf haben méiménellu zu ſeyn, oder Glück zu bringen. Unter den Haupttönen der perſiſchen Muſik iſt einer, den die Türken nie hören laſſen; denn ſie ſind feſt überzeugt, es bringe Unglück, wenn man ein Stück in dieſem Ton ſänge.

Die Santons ſtehen in großer Verehrung bei den Türken, wenn ſie ihr Handwerk nur mit Geſchick zu treiben und die Schwachen gut an der Naſe zu führen wiſſen. Man nennt ſie Colipas oder Heilige. Es gibt keine Dummheit und Abgeſchmacktheit, die nicht in Anſehen käme und geglaubt würde, wenn dieſe Leute ſie ausſprechen und verſichern. Alle Vornehme und Hochſtehende, die Paſchas, Großvizirs und erſten Würdenträger des Reichs haben eigene Santons und fragen ſie oft um Rath. Sie brauchen ſie auch dazu, dem Volk Sand in die Augen zu ſtreuen. Der berühmte Yuſſuf-Aga, Intendant bei Sultans Selim Mutter, kaufte nach dem Rath ſeines Santons mehrere Lebensjahre von ſeinen Schmeichlern zu verſchiedenen Preiſen. Es wurde darüber eine Urkunde ausgefertigt und vom Käufer und Verkäufer und den Zeugen unterſchrieben; ſo glaubte ſich Yuſſuf-Aga im ſichern

Beſitz von vierhundert Lebensjahren. Drei Jahre hierauf wurde ihm der Kopf abgeſchnitten, und unter ſeinen Papieren fand ſich der Contrakt über ſein langes Leben; ich habe ihn ſelbſt geleſen.

Der jetzige Sultan war 1812 in Gefahr, Thron und Leben zu verlieren, weil die Janitſcharen bemerkt hatten, er wolle ſie abſchaffen und vernichten. Um ihnen zu imponiren und ſie irre zu führen, ließ er einen Greis Namens Ebu-Suond von Jeruſalem nach Konſtantinopel kommen, der in dem Ruf ſtand, ein großer Heiliger zu ſeyn. Die Pfortenminiſter und der Großadmiral Huchren-Paſcha kannten die geheime Abſicht des Sultans und ſprengten unerhörte Dinge von den Wundern aus, die der Heilige auf ſeinem Weg vollbracht haben ſollte. Die Türken in der Hauptſtadt warteten mit Ungeduld auf ihn, beſonders Lahme und Blinde. Endlich kam er an. Alle Pfortenminiſter, Würdenträger des Serails und Ulemas beſuchten ihn, um von ſeiner Heiligkeit etwas auf ſich ausſtrömen zu laſſen. Der Sultan ſelbſt ging incognito zu ihm, unterhielt ſich lange mit ihm, und als er wieder weggehen wollte, hing ihm der Alles wiſſende Heilige eine Hirka, d. h. eine Art von Mantel um, wie Mahomet getragen. Der Sultan war darüber entzückt und voll Freude und ließ ausſprengen, der Heilige habe ihm eine lange, glückliche Regierung verſprochen. Dieſer Ebu-Suond war ein abgefeimter Schelm, aber ſchlau und überdies ein geſchickter Bauchredner, was ihm ſehr zu ſtatten kam und woraus er großen Vortheil zog. Der Vater des Großmufti's, ſelbſt ein hoher Geiſtlicher, veranlaßte mich einmal, mit ihm zu Ebu-Suond zu gehen. „Komm mit mir,“ ſagte er, „der Heilige wird dich gewiß gut aufnehmen und dir eine Stelle anweiſen neben dem Großvizir und dem Großadmiral: dieſe Herren beſuchen ihn incognito alle Tage und bei ihm laſſen ſie Rang und Macht bei Seite.“ Dieſe gefährliche Gleichheit ſchmeichelte aber meiner Eigenliebe nicht und ich ging nicht auf ſeinen Vorſchlag ein.

In der Türkei iſt's nützlicher wahnſinnig als klug und weiſe zu ſeyn. Je ſtärker und ausgeſprochener der Wahnſinn iſt, deſto mehr verehren ihn die Leute. Der Verſtand iſt ihnen eine menſchliche Berechnung auf eine Zukunft, die ſich nicht beſtimmen läßt; der Wahnſinn hingegen ſpricht die göttliche Weisheit aus, welche alle Welten und die Unermeßlichkeit der Zeiten umfaßt. Die Wahnſinnigen zerfallen in zwei Abtheilungen. Einige ſind zur Vorherſagung des Guten, Andere zur Vorherſagung des Schlimmen inſpirirt. Jene werden wie unmittelbare Organe der göttlichen Güte betrachtet und daher überall ſehr freundlich aufgenommen; die Andern aber ſcheinen den Türken Werkzeuge des göttlichen Zorns; man fürchtet, aber ſchont und vermeidet ſie; ihre Perſon iſt unverletzlich und ſelbſt ihre abſcheulichſten Handlungen werden geduldet; ihre Läſterungen gegen Gott und die Religion verabſcheut man zwar, ſtraft ſie aber nicht dafür, wie Andere, die der Volkswuth nicht entgehen würden; denn nach der allgemeinen Meinung ſendet ſie Gott ſelbſt als Geißeln der Menſchheit. Dieſe glückliche Lage der Irren wird nicht ſelten benuzt: Leute die in ihrer Jugend nichts gethan und gelernt und im Alter kein Auskommen haben, ſind klug genug, um die Narren zu ſpielen, wobei ſie ſich, wenn ſie nur vorſichtig ſind, trefflich ſtehen.

Der Aberglaube der Türken hat jedoch eine ſehr gute Seite; denn ihm verdanken wir die Erhaltung mancher Gebäude aus dem Alterthum. Was dem chriſtlichen Fanatismus der erſten Jahrhunderte, der Barbarei ſlaviſcher Horden, der Wuth der Kreuzfahrer und Lateiner, was ſpäter der Zerſtörung der Venezianer, Genueſer und Lord Elgins entging, wurde durch den Aberglauben der Sarazenen erhalten; denn ſie hatten die feſte Ueberzeugung, jedes alte Gebäude und Denkmal habe einen Gott oder Genius als Schutzgeiſt: ein gar freundlicher Gedanke, der vielleicht an Ort und Stelle aus der griechiſchen Mythologie übrig geblieben, oder eine unwillkührlich dem griechiſchen Genius dargebrachte Huldigung iſt. Mit der Religion nahmen ſie dieſen Glauben von den Sarazenen an und ſtehen hinſichtlich der achtenden Schonung der griechiſchen Alterthümer noch jezt weit über ſo vielen Fremden aus civiliſirten Ländern, beſonders den vandaliſchen Engländern, denen es ein Leichtes iſt, ein ſchönes korinthiſches Kapitäl, eine Statue oder eine Vaſe zu zerſchlagen, um nur ein Stück davon mit nach Haus ſchleppen zu können. Als Lord Elgin das Fries des Pantheons ausbrechen ließ und die herrlichen Marmorquader bisweilen donnernd auf die Erde ſtürzten, ſtand der Paſcha von Athen düſter dabei, nahm zu Zeiten die Pfeife aus dem Mund und wiſchte ſich die Augen; wer war hier der Barbar? Die Türken zerſtören die Alterthümer nicht, aber ſie thun auch nichts, ſie zu erhalten, ſie ſchützen ſie nicht vor Wind und Wetter. In allen Ländern, wo fanatiſche Chriſten nicht verwüſtend die Oberhand hatten, z. B. in Kleinaſien, ſtehen noch ganz verloſſene Städte voll Statuen, die keine Hand angerührt hat, als ſtumme und doch redende Zeugen einer Zeit voll Kunſt, Genie, Regſamkeit und Pracht. Die Provinzen diesſeits des Taurus, die ich alle durchreiſt habe, verdienen beſonders die Aufmerkſamkeit unterrichteter europäiſcher Reiſender. So z. B. enthält die große Provinz Paphlagonien, türkiſch Iſtoni, mehrere verlaſſene Städte, deren Gebäude mit ihren Säulen, Basreliefs und Statuen noch ſtehen, als wenn die Einwohner wieder kommen würden; herrliche Denkmäler der Pracht der kappadociſchen Könige und der römiſchen Kaiſer.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

Romantiker.

Die Romantiker werden selten; man muß sie aufkaufen wie altes Porzellan. Die Muse ist müde geworden, den Hippogryphen zu satteln zum „Ritt in's alte romantische Land;“ denn sie merkte wohl, daß die Wenigsten dort wirklich anlangten, und daß die große Zahl sich's bequem machte und überall anderswohin klepperte, nur nicht in das romantische Land. Wieland selbst, der Erste, der diesen Ritt unternahm, verirrte sich auf eine so wunderliche Weise, daß er bei dem modernen Lusthäuschen Crebillons herauskam, nachdem er mit großem Ernst die Straße nach dem Pallaste Ariosts eingeschlagen. Dergleichen ist ärgerlich. Man konnte es der Muse nicht verdenken, daß sie, nachdem ein so erfahrener alter Ritter auf die falsche Fährte gelenkt, das schöne Roß nun nicht mehr jedem Anfänger vertrauen wollte, der sie darum ansprach. Goethe erhielt das stolze Thier, und man sagt, er soll wirklich ein Stück des verheißenen Landes gesehen haben. Wie dem auch sey, der Andrang wurde von nun an ganz gewaltig. Das einzige so schwer zu erlangende Roß genügte nicht mehr, es brachen zugleich ganze Heerschaaren auf, und unter diesem trunkenen Haufen gab es äußerst possierliche Gestalten. Sie machten bei ihrem Auszuge einen tollen Lärm, und als sie heimkehrten, nahmen die Druckerpressen in Deutschland einen ungewöhnlichen Schwung. Es wäre Unrecht, von diesen Helden mit Spott zu sprechen, da die meisten von ihnen bald nach ihrer Rückkunft eines jähligen Todes verstarben, und man den Todten billigerweise nur Gutes nachrühmen soll. Einige Nachzügler des Kreuzheeres sind jedoch dem allgemeinen Schicksal entgangen und leben und schreiben noch. Ihre Gebilde sind daran zu erkennen, daß sie immer noch in dem gemüthlichen, rosenrothen Schein sich bewegen, der Anfangs so verführerisch die Sinne einnahm. Man findet auf den Blättern dieser selten gewordenen Autoren noch immer die beliebten Klostermauern, die strengen Aebtissinnen, schmachtenden Nonnen, ehrenfesten Ritter; der alterthümliche Hof zu Worms und der Saal zu Speier spielen immer noch eine große Rolle, und das derbe, liebenswürdige Deutsch der Stallknechte wechselt mit den modernen Phrasen eines zarten Ritterfräuleins ab. Den Verehrern dieser Schriften wird noch immer dieselbe alte Laute vorgespielt, auf der die Finger des ehrlichen Baronets zur Freude Europas auf und ab fuhren; man bläst ihnen noch immer das beliebte Waldhorn vor, das seine ersten Klänge im „Franz Sternbald“ ertönen ließ, und wie das Horn des Hüons seitdem die ernsthaftesten Leute tanzen machte. Das Alles ist noch nicht gänzlich dahingeschwunden.

Ueber die „Epigonen.“

In diesem hübschen Buche findet man Alles, was man bei den Romantikern vermißte. Hier ist nicht „Geert und Nantje,“ sondern hier sind die Interessen der Gegenwart; hier nicht mehr der alte Saal zu Speier, sondern der Salon der modernen Zeit. Nebenbei macht man sich über den alten Saal zu Speier lustig, und das ist ganz gut. Ich hörte vor Kurzem im Lesekabinet eines vornehmen Badeorts folgendes Zwiegespräch. Doch muß ich zuvor den Hauptsprecher skizziren. Er glich vollkommen dem Prokurator im „Candide,“ der Alles tadelt, und für den man aus diesem Grunde leicht eine unbegrenzte Ehrfurcht empfindet; denn, denkt man bei sich, gleich dem guten Martin, wie unendlich gescheit muß derjenige seyn, dem Alles kleinlich und gering erscheint, was uns zur höchsten Bewunderung hinreißt. Mein Prokurator sah die gefüllten Bücherbretter an, wie ein ruhiger Bürger die anrückenden Reihen eines feindlichen Heeres ansehen würde, das da erscheint, um ihn aus seiner Ruhe und seiner Zufriedenheit herauszutreiben. Anfangs glaubte ich, er gehöre zu einer gewissen neuen Schule, deren Anhänger sich's zur Pflicht gemacht haben, selber nichts zu produziren, um mit desto mehr Muße über alles Produzirte herzufallen; allein seine Grundsätze und Ansichten stimmten nicht zu diesem Bilde. Es war in ihm kein Funke jenes Cliquengeistes, der so widerwärtig ist, und doch oft in seinen Wirkungen so ersprießlich. Er redigirte kein Tageblatt, und lobte nicht, um wieder gelobt zu werden; mit einem Worte, er gehörte nicht zu den „Strebenden.“ Es versteht sich von selbst, daß kein einziges Journal auch nur mit dem geringsten Wörtchen der Bücher, die er drucken ließ, Erwähnung that. Dies ist so natürlich; wo sollte man ihn auch hinthun? In die Spalten welcher Zeitschrift gehörte eine Feder, die lauter „unzeitgemäße Dinge“ schrieb? Der Prokurator war ein unbrauchbares Möbel. Er rächte sich, wie gesagt, für diese vorsätzliche Nichtachtung dadurch, daß er Alles verdammte, was nur von ferne das Ansehen eines Buches hat, seine eigenen Bücher nicht ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hohenzollern-Hechingen, September.

Musikfest in Hechingen.

Den 6ten und 7ten dieses Monats fand die Feier des dritten Musikfestes des Schwarzwaldvereins dahier statt. Am

ersten Tag wurde unter Leitung des trefflichen und allgemein hochgeschäzten königlich würtembergischen Hofkapellmeisters Lindpaintner, mit bereitwilliger und kunstliebender Mitwirkung der eben so tüchtig, als fleißig einstudirten Liederkränze unserer befreundeten Nachbarstädte Balingen, Ebingen, Horb, Rottenburg, Rottweil, Sigmaringen, Tübingen und unsers Gesangvereins, denen sich viele einzelne Gesangfreunde von nah und fern anschlossen, so wie mit Unterstüzung der ersten Mitglieder der Stuttgarter, Karlsruher, Donaueschinger und unserer Hofkapelle, Händels Oratorium „der Messias“ aufgeführt. Des großen Meisters unsterbliches Tongemälde wurde mit einem Feuer, einem Geist, mit einer Präcision und Vollkommenheit gegeben, die nach allgemein kunstgerechter Anerkennung jede Erwartung überstiegen; auch ist diese Aufführung gewiß in jeder Beziehung als eine der gelungensten in dieser Art zu bezeichnen. Vierhundert-und-dreißig Sänger und Sängerinnen, gestüzt auf ein Orchester von hundert-und dreißig Mitgliedern, meist Künstlern ersten Ranges, erweckten in unserer schönen, zu diesem Endzweck wohl nicht ihres Gleichen findenden Stiftskirche, durch die Kraft und den Geist dieser höchst imposanten Aufführung des vielleicht größten und edelsten Tonwerkes, einen Eindruck, welcher hier nicht beschrieben werden kann, und allein dem Reich des Gefühls anheimfällt.

Die Solopartien waren unübertrefflich durch die Damen von Knoll, Haas, die Herren Vetter, Dobler und Pezold besezt. Im Orchester erblickte man unter Lindpaintners geistreicher Direktion die Hofkapellmeister Kalliwoda und Täglichsbeck, die Concertmeister Bohrer und Pechatschek, so wie die in der Kunst hochgeschäzten Virtuosen und Künstler Beerhalter, Böhm, Gall, Krüger, Leitner, Neukirchner, Reuther, Ruthart, Gebrüder Schunke, Sendelbek, Wichtl, Wilkoszowsky, nebst vielen andern.

Das zweite Concert unter Täglichsbecks trefflicher Leitung war in seiner Art nicht minder interessant, sowohl durch die Wahl der Tonstücke, als auch durch die wahrhaft meisterhafte Exekution der Ensembles, wie der Solopartien, in welchen obbenannte Künstler excellirten und ungetheilten stürmischen Beifall ernteten. Ueberhaupt kann dieses schöne Fest im Gebiete der Tonkunst zu den erhabensten und vollkommensten gezählt werden. Das Zusammenströmen von Fremden war ungemein, die Theilnahme allgemein, der Kunstgenuß gewiß seines-Gleichen suchend. Der Himmel begünstigte das Ganze, und auf Hohenzollerns erhabenen Zinnen, beim lezten Strahl der prachtvoll untergehenden Sonne, wurde dem Verein ein einstimmig glühendes Lebehoch gebracht; möge er blühen, gedeihen, fortbestehen, und Harmonia, nur Frieden und Heil bringend, immer unter uns weilen.

Eine ausführliche Festbeschreibung wird demnächst erscheinen.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsezung.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neuschatel.

Das Hotel Rougemont de Loewenberg mit seinen herrlichen Sälen, Gärten, Gewächshäusern und Orangerien war den Gästen auf's Freundlichste geöffnet. Gespeist wurde in hesperischem Blüthenduft, in der mit Draperien und Blumengehängen geschmackvoll verzierten Orangerie. All dies Reizende hatten die in den Nebenzimmern gegenwärtigen Damen der Stadt selbst geordnet; eben so das treffliche Mittagsmahl, das unter ihrer unmittelbaren Leitung und nach ihren Angaben servirt wurde, und allen Gästen die Ueberzeugung gab, die Neuschatelerinnen seyen eben so liebenswürdig, als vorzügliche Hausfrauen, und zwar solche, die in der freien Uebung ihres Berufs ein Vergnügen, eine ehrende Pflicht finden, und dadurch den Gästen einen neuen, gar anmuthigen und erfreuenden Anblick gaben, den sie zu Haus gewiß rühmen werden, damit auch bei ihnen Aehnliches bei ähnlichen Gelegenheiten geschehe. Nach Tisch verbreiteten sich bis Abends die Fremden nach allen Seiten in der Stadt, sahen die zahlreichen Sammlungen der Wissenschaft und Kunst, die ihnen mit Liberalität offen standen, z. B. die schönen Gemäldecabinets von Roulet de Mezerac, Madame Coulon-Marval, von Pourtalès de Castellane, das Gymnasium, Museum, die Bibliothek, die öffentlichen Gebäude, den Lesecirkel, die Hallen u. s. w. Später, als es kühler geworden war, vertheilten wir uns in die anmuthigen, malerischen Thäler um Neufchatel herum. Abends acht Uhr vereinigte man sich wieder im Hotel Rougemont, wo die Stadt der Gesellschaft ein Souper gab, wobei diesmal nicht Damen, sondern die Bürgermeister und andere Mitglieder des Stadtraths mit freundlichem Wohlwollen und gastlicher Herzlichkeit die Honneurs machten, wodurch sie an die alten Zeiten und die alte Schweiz erinnerten. Die schönen Gärten waren anmuthig erleuchtet, und aus ihren Gebüschen tönte eine Musik, die uns bewies, daß der talentvolle Späth aus Coburg seit einigen Jahren den günstigsten Einfluß auf die Musik in Neufchatel übt. Zwischen durch wurden zur Vorbereitung der Trinksprüche kurze Reden gehalten, in denen sich die Anhänglichkeit an die Wissenschaft, wie die an das gemeinschaftliche schweizerische Vaterland aussprach. Dieser Abend hat eine Menge ungünstiger Vorurtheile gegen Neuschatel und seinen unschweizerischen Geist berichtigt. So zeigte sich denn hier neuerdings der große nationale Nuzen häufiger gastlicher Wissenschafts- und Kunstvereine in der Schweiz; nichts Besseres gibt es zur Abschleifung aller Extreme, Uebertreibungen und fixen Ideen im politischen und volksthümlichen Leben, als dergleichen Zusammenkünfte.

Der folgende Tag (der 25ste) glich dem vorigen. Basel-Stadt wurde als nächster Vereinigungsort festgesezt und Peter Merian daselbst zum Präsidenten gewählt. Nach Tisch schifften wir uns auf dem Dampfboot, dem Industriel, ein, das die Stadt zur Verfügung der Gesellschaft gestellt hatte. Darauf wurde nach dem classischen Weinland, dem Petit-Cortaillod, zu Alph. du Pasquier gefahren. Gleich nach der ersten Begrüßung theilten wir uns wieder in drei Sektionen. Die Geologen gingen in die Bergschluchten von Troirod, die Ornithologen besahen die schöne Sammlung ausgestopfter Vögel bei Herrn Bonga. Wen weder das Eine, noch das Andere anzog, der besuchte die großen Eisenwerke und Baumwollenfabriken des Obersten du Pasquier. Gegen Abend zog uns dieser liebenswürdige Wirth zu einem reichlichen Mahl, wo die Tische in einem schönen Baumgang dicht am See aufgestellt waren, und die Gläser lustig klangen unter dem Mitreden plätschernder Seewellen. In der heitersten Stimmung wurde spät wieder nach Haus gefahren.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 22. September 1837.

Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen iſt's Freitag.
G. Schwab.

L'orage.

Imité de l'allemand de Gustave Schwab.

30. Juin 1828.

Enfant, mère, grand'-mère, aïeule au front qui tremble
Dans la chambre écartée aujourd'hui sont ensemble.
L'Enfant joue et la mère attise ses cheveux.
La grand'-mère au rouet file en baissant les yeux.
Près du poële l'aïeule en son fauteuil s'incline — —
Dieu! quel air étouffant et lourd sur la poitrine! . .

L'Enfant dit: c'est demain fête! . . je m'en irai
Jouer dans les buissons et je gambaderai!
Que je vais m'en donner sur les monts dans les plaines! . .
De mille fleurs je veux revenir les mains pleines.
Parmi les prés je sais un coin si beau, si doux! —
Comme la foudre gronde au loin! l'entendez vous?

La mère dit: demain, c'est fête patronale,
Nous aurons un brillant banquet dans la grand' salle,
J'ai moi même apprêté mes plus riches atours.
La terre tourne: après le chagrin, les beaux jours
Où le soleil luit d'or et rajeunit le monde. —
Entendez vous au loin comme la foudre gronde?

La grand'-mère dit: c'est demain solennité;
Mais, grand'-mère, on n'a ni gaité ni jour fêté,
L'on file les habits, l'on travaille au ménage,
Vivre n'est que labeur sans fin, peine, esclavage;
Honneur à qui remplit ses devoirs envers tous! —
Comme la foudre gronde au loin, l'entendez vous? —

L'aïeule dit: demain, je crois, c'est grande fête,
Si la mort me voulait demain, oh! je suis prête!
Je ne puis plus chanter ni rire maintenant,
Je ne suis qu'un vieux meuble usé, triste et gênant;
Inutile, à quoi bon demeurer sur la terre? —
Voyez-vous, en tombant, comme la foudre éclaire? . .

Ils ne l'entendent pas, ne voient pas sa lueur;
La chambre flambe ainsi qu'une torche qui meurt.
Enfant, mère, grand'-mère, aïeule au front qui tremble
Du même éclair frappés succombent tous ensemble,
D'un seul coup tous les quatre ont obtenu leur fin —
Morts! . . . — et demain? . . . c'est fête au village demain!!

J. Létoublon.

Die noblen Passionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Das Zechen.

An der Tafel eines deutschen Fürsten erwähnte ein Gelehrter, als die Rede auf das Zechen kam, wie schon Tacitus berichte, daß die Deutschen dem Becher sehr gewogen seyen; da fragte ein grauer Edelmann: „Wie lange ist es wohl her, daß dieser Tacitus lebte?“ — „Ei, das mag bereits an die fünfzehnhundert Jahr her seyn.“ — „Nun denn,“ sprach der Ritter, „so wollen nicht wir es seyn, die ein so altes, gutes Herkommen in Verfall gerathen lassen.“ — Und seit jener wackere Deutsche getreulich das Seinige beitrug, der starken Väter Brauch aufrecht zu erhalten, sind wiederum drei Jahrhunderte vorübergegangen, und auch wir sind keineswegs gesonnen, das „alte, gute Herkommen“ abzuschaffen; laßt uns daher freisam und ohne Gefährde zechen, wie die edlen Vorfahren thaten; doch ferne bleibe dem fröhlichen Gelag der falsche Schalksknecht, der fürchten muß, daß ihm das treulose Herz auf die Zunge trete und der güldene Trank seine Anschläge verkundschafte, und vor Allem hütet euch vor jenen nüchternen, dem Anschein nach so ehrbaren Gesellen, die, wo der Becher kreist, nicht ehrlich mithalten, sondern statt dessen sich auf die Lauer legen.

Da wir aber nicht den vollen Brüdern und andern Bärenhäutern das Wort reden wollen, so müssen wir diejenigen ausnehmen, deren schwache Gesundheit oder zu große Jugend den Wein zu einem Feinde verkehrt, welcher, statt sie angenehm zu erregen und zu erheitern, nur ihren Kopf betäubt, ihre Sinne verwirrt, ihre Vernunft auslöscht und ihnen, zur Ausführung seiner bösen Ratschläge, die Rücksichtslosigkeit mit der Stärke des Wahnsinns einflößt.

Die Vorfahren, welche nichts so sehr als körperliche Kraft schäzten, sahen auch im Zechen eine Aeußerung, einen Wettstreit derselben und hielten es daher für einen Vorzug, andere darin überbieten zu können, für eine Feigheit, sich freiwillig für überwunden zu bekennen, wenn auch für keine Schande, überwunden unter die Tafel zu rollen. Heutzutage wird nur verlangt, daß bei vorkommender Gelegenheit ein rüstiger und gesunder Mann ehrlich mitmache, doch so, daß er noch einigermaßen seiner Sinne mächtig bleibe und daß er sich nicht zu einem Gewohnheitstrunkenbold gestalte, was zu dem Stand unserer jetzigen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr paßt. Vorzüglich gilt dies von ritterlichen Männern, welche einerseits, da die Ausbildung und Uebung der körperlichen Kraft zu ihrem Berufe gehört, auch beim Becher als unerschrockene Soldaten und Jäger sich tapfer halten sollen, und andererseits, da feinere Sitten ihnen unerläßlich sind, nicht für volle Brüder gelten dürfen; ebenso ist dieser Grundsaz auch auf die Künstler anzuwenden, welchen es nicht zu verwehren, daß sie, die engen Grenzen des gewöhnlichen Lebens überschreitend, auch dem Wein huldigen, wie der Liebe, nur geschehe beides mit Geschmack, nach jenem großen, auch in dieser Hinsicht unübertroffenem Vorbild: Goethe, den wir als einen der ausgezeichnetsten Lebenskünstler bewundern, wenn auch dieser Vorzug, der ihn selbst beglückte, der Nachwelt gleichgültig bleiben kann, in so fern sie nur die hinterlassenen Werke, nicht den Dichter selbst in Anschlag bringt.

Der deutsche Adel zeichnet sich immer noch im Zechen vor seinen Standesgenossen in andern Ländern aus, wie schon vor Jahrhunderten; und auch hier müssen wir aus früherer Zeit wieder ein Muster erwähnen, dessen wir bereits bei anderer Gelegenheit gedacht haben: August den Starken, den nie ein Sterblicher niedergetrunken. Als ein kaum zwanzigjähriger Jüngling richtete er Venedigs edle Jugend bei den berüchtigten Abendschmäusen im Hause der Trompetina übel zu, ohne je die geringste Unbequemlichkeit davon zu spüren. Er hätte es leicht dem ehrenfesten Schweinigen nachgethan, der, als sein Fürst (wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet) von ihm bei einem Bischof behauptete, er würde den Schwenkkessel von fünf Maß wohl auf einen Zug leeren können, bescheidentlich hinter die Thüre trat, zur Probe das Kunststück unternahm und dann hervorkommend sagte: „Ihre fürstliche Gnaden, ich glaube mich dessen unterstehen zu können; laßt nur füllen!“ — In Polen hat August auch manchen guten Zug gethan und noch lebt jenes sonderbare Sprichwort: „Quand Auguste boit, la Pologne est ivre!“

Das Zechen ist ein geselliges Vergnügen, und ein Mann, der für sich allein mehr trinkt, als just der Durst erfordert, ist entweder schon sehr versunken, oder — ein Britte. Die Engländer nämlich tragen eine gewisse Scheu vor fremden Gesichtern und ziehen deßhalb die Einsamkeit der Gesellschaft unbekannter Leute vor, während im Gegentheil die Franzosen um jeden Preis mit andern zu verkehren suchen und z. B. an einer Wirthstafel den Champagner als Vermittler herbeirufen, den ein Sohn Albions, so ihm die Laune ankommt, für sich allein schlürft, nachdem er sich allenfalls noch über die Frage des Kellners: „wie viel Gläser?“ verwundert. Unter guten Freunden aber wissen die Engländer recht wacker zu zechen; nachdem von der Tafel die Damen aufgestanden, geht die Flasche munter im Kreise, die Gesundheiten werden ausgebracht und die Fröhlichkeit, der Fesseln entledigt, regt und bewegt sich. Da die Gläser jedoch nach alter Sitte immer auf Einen Zug geleert werden müssen, hat man den Ausweg ergriffen, sie nicht voll zu schenken, während bei uns das Leeren auf Einen Zug so ziemlich abgekommen ist, wie das ehemalige Zutrinken und Bescheidthun,

das eine große Laſt war; einſt gab es Verbote dagegen, die aber nichts halfen, ſo lange ſie noch mit den Sitten im Widerſpruch ſtanden, wie der Reichstagsbeſchluß vom Jahr 1500, der bei vollen Bechern verſpottet ward.

(Der Beſchluß folgt.)

Aphoriſtiſche Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortſetzung.)

Eines Morgens fand ich den Prokurator allein im Leſezimmer mit dem obigen Buche beſchäftigt. Er hielt es zwiſchen ſeinen dicken Fingern und ließ die Seiten mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit an ſich vorübergleiten. Dabei ſang er eine Opernarie, ſchnupfte Tabak, ſpielte mit zwei ſehr artigen Blenheim-Spaniels, lorgnettirte nach den vorübergehenden Morgenſpaziergängerinnen und verzehrte zugleich ein filet mignon de poulet. Das war die Art, wie der Prokurator Bücher las; konnte er es nicht auf dieſe Weiſe, ſo that er's gar nicht. Nach einer kleinen Weile trat ein Freund herein, ſezte ſich auf den Stuhl, von dem der Prokurator aus beſonderer Rückſicht ſeine Füße herabgleiten ließ, und es begann folgendes Geſpräch: „Sie leſen was Neues?“ — „Ja.“ — „Und Sie finden es?“ — „Teufelmäßig ſchlecht; verfehlt im Plan, wie in der Ausführung.“ — „Wie gewöhnlich.“ — „Dennoch kann ich Ihnen ſagen, daß das Buch von guten Gedanken wimmelt und daß es in einem ganz allerliebſten Styl geſchrieben iſt.“ — „Ach,“ ſagte der Fremde und griff in die dargebotene Doſe des Prokurators, „wer von uns wüßte nicht, daß ein Buch ganz teufelmäßig ſchlecht und dabei ein vorzügliches Werk ſeyn kann?“ — „Sie ſind ſpottſüchtig,“ erwiderte der Prokurator und verſchlang dabei ein ungeheures Stück Poulet; allein ich bleibe bei meiner Behauptung, es werden keine Bücher mehr geſchrieben, die es verlohnten, ſeinen Daumen und Zeigefinger an Pappendeckel und Druckpapier täglich auch nur eine Stunde zu reiben. Ich ſage Ihnen, Petrarka war der lezte, der einen guten Vers machte; in dem Kopfe Shakespeares, will ich Ihnen zugeben, keimte die lezte wahrhaft dramatiſche Idee, Cervantes ſchrieb den lezten guten Roman — alles Späterfolgende iſt Nachahmung und das Kommende wird eine Nachahmung einer Nachahmung ſeyn, wenn nicht das Mittel eintrifft, von dem allein Rettung zu hoffen iſt.“ — „Und dieſes Mittel?“ — „Dieſes Mittel ſind die Barbaren.“

Es entſtand eine Pauſe, während welcher der Zuhörer den Prokurator ſtaunend anſah. „Aber,“ fuhr dieſer fort, und zog dabei die Brauen in die Höhe, „es müſſen Barbaren von der echten Sorte ſeyn. Verſtehen Sie mich, Lieber? Ha, wie wollte ich da mit Freuden ſelbſt Hand an's Werk legen und den Feuerbrand in jene fluchwürdigen Kabinette ſchleudern, die ſich Leſekabinette nennen!“ Hiemit glühten die Augen des Prokurators ungewöhnlich, und er erhob den Schenkel ſeines Poulet drohend, als wollte er ihn mit allem Nachdruck in den Jabot ſeines Gegners ſchleudern.

„Sie würden doch einige Bücher retten wollen?“ fragte dieſer beſtürzt und ängſtlich. — „Kein einziges. Somit würden die Runzeln aus dem Antlitz der Menſchheit alle getilgt ſeyn, und unſere Nachkommen hätten wieder eine friſche Jugend. O mein Freund, es iſt grauſenerregend, welch eine Laſt von Büchern beklemmend auf uns liegt! Welch ein Vergnügen muß derjenige gehabt haben, der zum erſten Male ſeine Ideen in einen Sack ſchob und dieſen Sack „Buch“ nannte! Sein Entzücken muß höchſtens von den Gefühlen des Glücklichen übertroffen worden ſeyn, der zum erſten Male in dieſen Sack griff, oder der das erſte Buch las. Und als man zwei ſolcher Bücher beiſammen hatte — wie merkwürdig! und vollends drei — welch ein wunderbares Ereigniß! und waren es fünfzig, ſo wurde eine Stadt deßhalb berühmt, und man eroberte ſie wegen ihrer fünfzig Bücher.“ — „Sie ſind witzig,“ erwiderte der kleine Mann ruhig; „aber ſagen Sie mir, wie finden Sie dieſe Brühe?“ — „Nicht ſonderlich; doch wieder auf unſer Buch zu kommen,“ rief der Prokurator mit einer Miene voll Wichtigkeit. „Wiſſen Sie wohl, daß es das beißendſte Epigramm auf die Demokratie enthält, das ich ſeit langer Zeit geleſen habe?“ — „Ach, was Sie ſagen! Der Verfaſſer ſteht doch gerade nicht im Rufe eines ſo ſcharfen Parteigängers?“ — „Ich verehrte ihn bis jezt nur als Dichter,“ rief der Prokurator; „aber urtheilen Sie ſelbſt, ob ich nicht Recht habe. Die Lehre des Buchs iſt augenſcheinlich dieſe: Ein Rotürier kann, nach den Verhältniſſen, wie ſie jezt beſtehen, allenfalls Gold gewinnen, er kann Fabriken anlegen und ſcheinbar ſogar den Adel an Macht überflügeln; aber dieſes hindert nicht, daß er immerdar heimlich die Dupe des Adels bleibt, der zwar von ihm ſich willig ſeine Reichthümer abnehmen läßt, dafür jedoch an den hübſchen Frauen der Fabrikherrn ſich ſchadlos hält. Die Lehre iſt verdammt beißend und im übermüthigſten Stolz der Kaſte gegeben. Der Adel geht unter, gut; aber die Canaille ſoll wenigſtens auch nicht triumphiren. Dafür iſt geſorgt, daß ſie, auf ihren Geldkaſten ſitzend, den Todesſtoß erhält.“ — „Das alles erregt meine Neugier. Erklären Sie ſich etwas deutlicher über dieſes ſonderbare Buch; ich bitte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, August.

Theater der Hauptstadt.

Es gibt zwei Theater in Madrid, de la Cruz und del Principe genannt, welche sich weder durch Schönheit, noch durch Größe oder Glanz auszeichnen; das eine wird meist für die italienische Oper benuzt, das andere für die spanische Comödie. Noch unvollendet ist das neue große Schauspielhaus, so wie der prächtige königliche Pallast selbst, dem es gegenüber liegt, und wie so manches andere Werk auf der Halbinsel, das vor der Vollendung Ruine wird. Auf den Schöpfungen und dem Leben Carls V. scheint überhaupt ein Fluch zu ruhen. Ein viertes, kleineres Theater kommt nicht in Betracht. Als ich zum ersten Male die Comödie in Madrid besuchte, wurde unter Anderm ein kleines Stück dargestellt, das auch die deutsche Bühne hat, jene Geschichte von einem armen Componisten, der im ärgsten Elende seine reiche Tochter wiederfindet, in welche sein Unglücksgefährte, ein armer Poet, verliebt ist. Es wurde unter dem Titel: „El compositor y la estrangera," auf dem Theaterzettel sehr gepriesen, und obgleich Manches darin auf Spanien nicht paßte und daher bei der Darstellung verfehlt wurde, machte es lebhaften Eindruck. Mich rührte es innig; es rief Bilder aus der Kindheit und dem Vaterlande in mir auf. Auch etwas Geschmackloses kann unter Umständen das Herz mit wehmüthigen Erinnerungen erfüllen und Thränen in das Auge locken. Einige Tage später sah ich eine moderne Tragödie, Jacob II. betitelt, welche zum ersten Male gegeben wurde und den ganzen Abend ausfüllte. Es sollte darin die Periode der englischen Geschichte geschildert werden, wo die Regierung aus den Händen Carls II. in die Jacobs übergeht. Der Verfasser gab sich als ein Exaltirter zu erkennen; denn einmal waren überall moderne liberale Floskeln angebracht, welche, wie drollig sie sich auch oftmals im Munde jener historischen Personen ausnahmen, doch stets mit Begeisterung aufgenommen und beklatscht wurden, und dann mußten sich auch die Jesuiten auf das Gröbste mißhandeln lassen. Wenn jener berühmte Orden solche Schwachköpfe zu Mitgliedern gezählt hätte, wie sie die modernen spanischen Comödien aufführen, nie könnte er seinen großen Ruf erlangt haben! Das Publikum unterließ nicht, jede Anspielung, welche die heilige Brüderschaft oder ihre Prätentionen lächerlich machen sollte, mit Beifall zu überschütten; wahrhaft ungestüm wurde das Klatschen, als der Jesuit, den neuen König, welcher von Vereinigung des „Throns und Altars" sprach, unterbrechend, sagte: „Nein, Sire, des Altars und Throns!" Dieses Witzes wurde sehr lobend in einer sonst Vieles rügenden Kritik des Stückes erwähnt, welche des andern Tags in einer Zeitung erschien. Sonderbarerweise habe ich in den beiden einst vorzugsweise katholischen Städten, in Brüssel und Madrid, dieselbe Sucht im Publikum gefunden, über die Geistlichkeit, besonders über Mönche und Ordensbrüder, loszuziehen; jedes Wortspiel auf Kosten dieser Leute kann auf sichern Beifall rechnen. Aus ästhetischem Gesichtspunkte betrachtet hat das Stück keinen Werth; wenig Handlung, viele Deklamation, welche kalt läßt. Vom Wesen des Tragischen haben überhaupt die heutigen spanischen Dichter keinen Begriff; sie ahmen in dieser Beziehung durchaus die moderne Romantik in Frankreich nach. Der eigentliche Zweck des fraglichen Stücks scheint nur zu seyn, die große Sympathie an den Tag zu legen, welche das gebildete Spanien im Allgemeinen für England fühlt. Es strotzte von Lobeserhebungen des englischen Volkes und der englischen Freiheit. Weil die Franzosen seit vielen Jahren Spanien täuschen und das größte Unheil über dies Land brachten, sind sie fast durchgehends verhaßt, wo nicht verachtet; der Name Engländer aber ist gegenwärtig hier die beste Empfehlung. Man hielt mich ; wiederholten Malen meiner nordischen Körperbildung wegen für einen Ingles, und überhäufte mich mit Beweisen von Achtung und Aufmerksamkeit. Um dann die Leute wieder rasch von mir zu entfernen, brauchte ich bei der ersten Gelegenheit nur zu sagen, ich sey ein Preuße; wer hier den Prussiano nicht haßt, bedauert oder verachtet ihn, weil man nur Unwahres von Preußen kennt. Von Deutschland hat man ganz verschiedene und höchst sonderbare Ansichten. Man hält es für ein Land voller Kuriositäten, und ist begierig, etwas davon zu erfahren. Neulich lud mich ein spanischer Arzt ein, zu ihm zu kommen und ihm recht viel von Deutschland zu erzählen, wo noch die uralten patriarchalischen Sitten herrschten.

Noch will ich heute von einem andern neuen Drama in acht Akten und in Versen reden welches der erste dramatische Versuch eines jungen Dichters seyn soll, der Don Patricio de la Escosura heißt, und dessen erste Vorstellung von 8½ Uhr bis nach Mitternacht währte. Es ist eine Marter, vier Stunden lang ein Drama abhaspeln zu sehen, worin fast immer nur dasselbe geredet und gehandelt wird, mögen darin auch die wohlklingendsten Verse vorkommen. Es hat seinen Titel „la corte del buen Retiro" von dem Orte der Handlung. Der Retiro ist ein königliches Schloß zu Madrid unweit des Prado mit einem großen, schönen Parke, welcher mit dem Prado in Verbindung steht, und wie dieser fast zu jeder Stunde, besonders jedoch Abends, von Spaziergängern belebt ist. Unter den vielen im Drama vorkommenden Personen sind in Wahrheit nur vier redende und eine handelnde. Die ersten sind ein spanischer König aus dem Hause Oesterreich, seine Gemahlin, eine Bourbonische Prinzessin, ein junger Graf, der die Königin liebt und von ihr geliebt wird, und ein Jesuit, welcher die Reden und Handlungen der königlichen Gemahlin belauert. In den drei ersten Aufzügen geschieht nichts, als daß die beiden Liebenden sich aufsuchen und die Eifersucht und der gerechte Verdacht des Königs sich kund geben. Im vierten Akte entlarvt sich der Jesuit, indem er der Königin seine heftige Leidenschaft zu ihr erklärt und droht, dem Könige schriftliche, von ihm aufgefangene Beweise ihrer Liebe zum Grafen zu übergeben, wenn sie sich seinem Verlangen nicht füge. Man glaubt die Hauptkatastrophe und das Ende des Stückes nahe. Im fünften Akte dringt die Königin Nachts in das Schlafgemach des Jesuiten, der über der Entwendung jener wichtigen Papiere erwacht. Eine Kraftscene folgt: der Jesuit, vor dem Dolche der Königin zitternd, zeigt, daß er eben so feige als häßlich ist. Die Rache des Königs und des Jesuiten füllen dann die drei lezten Aufzüge aus. Die Königin hat nämlich dem Grafen eine geheime Zusammenkunft versprochen. Der König, davon vom Jesuiten in Kenntniß gesezt, stellt mit eigener Hand einen rothgeklei deten Henker an den zum Rendezvous bestimmten Ort. Diese einzige handelnde Person erdolcht den Grafen bei seinem Eintritte. Mit dieser Handlung ist das Drama zu Ende. Von Poesie ist bei diesem Stücke keine Rede; aber man vermißt selbst jenen zarten Takt, der doch sonst in der spanischen Poesie und Galanterie gewöhnlich ist. Die Königin spielt bei aller Sentimentalität eine höchst unwürdige Rolle; der Graf ist eine der unschuldigsten Personen, und ihn allein trifft Strafe.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 23. September 1837.

Laß ſie nur Alle, ſo frißt einer den anderen auf.

Goethe.

Aphoriſtiſche Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortſetzung.)

So hören Sie. Das Buch iſt ſehr allegoriſch gehalten; es iſt voll ſymmetriſcher Gegenſätze, und deſto ſicherer kann man annehmen, daß es dem Verfaſſer darum zu thun iſt, eine gewiſſe Lehre zu geben. Zwei Hauptmaſſen zeigen ſich in der architektoniſchen Anordnung: ein Fürſt und ſein Hof und ein reicher Fabrikherr mit ſeiner kaufmänniſchen Umgebung. Mitten innen, beides verbindend, ſteht ein kleiner Pavillon für die Liebe, allein er iſt ziemlich mesquin gerathen. Der Baumeiſter fand nicht mehr Platz vorräthig, vielleicht glaubte er auch, daß die Zeit ſelbſt den Pavillons nicht mehr ganz günſtig ſey, und er verlegte darum den ſeinigen an eine Stelle, wo der ſtille Gottesdienſt der darin Feiernden einerſeits von den rauſchenden Schwungrädern der Fabrik, andrerſeits von dem Geplauder der Hofſchranzen geſtört wird. Für den Helden des Romans ſind bequeme Treppengänge gebaut und er kann trockenen Fußes aus der Fabrik in den Hofſalon und aus dieſem wieder zurück in die Fabrik gelangen. Zwiſchendurch ruht er im Pavillon wieder aus.

Aber es iſt noch die Frage, ob er der Held iſt. „Frei athmen macht das Leben nicht allein!“ ſagt Iphigenie, und „Zuſchauen macht den Helden nicht allein,“ könnte man hier ausrufen. Wie jede der großen Perſonagen in der alten franzöſiſchen Tragödie ihren Confident mit ſich vor die Lampen bringt, ſo iſt's Mode geworden im Roman, daß ſämmtliche Mitſpielende ſich einen und denſelben Confident halten, und das iſt der Held. Man begreift, daß die Rolle ziemlich ihr Langweiliges und Beſchwerliches haben muß. Oft iſt's nöthig, daß der arme Vertraute Arm und Bein breche, damit der Autor Gelegenheit bekomme, ihn in ein Schloß zu bringen, wo gerade Jemand eines Vertrauten bedarf; noch öfter bildet ſich der arme Schelm ein, daß man ihn liebe, und die Schöne benutzt ihn nur, um unbemerkt ihren Gefühlen für den abweſenden Geliebten Raum zu geben. Es iſt ein hartes Stück Brod, das ſolch ein gutmüthiges Stück von einem Helden genießt. Zum Dank für ſeine übermäßigen Sklavendienſte theilt ihm dann wohl noch der Autor, wenn der Roman zu Ende geht, das unbedeutendſte Mädchen zu, das keiner von den andern hochmüthigen Perſonnagen haben will.

Herman genießt vor den Helden ſeiner Art des Vorrechts einer myſteriöſen Geburt. Er verdankt ſein Daſeyn der Frivolität eines Adligen, die durch eine edle That eines Bürgerlichen ſanctionirt wird. Somit iſt er recht

eigentlich zur Mittelperſon in dem Streit der Parteien geſchaffen, aber er thut wenig dazu, dieſe Parteien zu vereinigen. Die Sache hat auch ihre Schwierigkeiten, und unſer Held liebt nicht, ſich übermäßig anzuſtrengen, wie wir ſchon bemerkt haben. Er iſt ein getreues Abbild des politiſchen Juſte-milieu. Er findet auf der einen Seite, daß ein hinreißender Zauber in der „Eleganz des Benehmens“ eines ariſtokratiſchen Cirkels liegt, auf der andern Seite macht er aber auch die Bemerkung, daß dieſe edlen Formen nicht wohl in ihrem Glanze beſtehen können, wenn den Auserwählten das „geheimnißvolle Etwas“ abgeht, das derzeit in der Kiſte des Plebejers ruht. Daß dieſes ſich nicht mit jenem vereinigen läßt, das macht den aufrichtigen Schmerz unſeres Helden aus. Er grollt deßhalb ernſtlich der Kiſte des Plebejers, ſezt ſich aber dennoch zu guter Lezt in Beſiz deſſelben, oder vielmehr der Autor ſchenkt ſie ihm großmüthig, weil er nicht weiß, wo er eigentlich mit der fatalen Kiſte hin ſoll.

„Ach,“ rief der Kleine ungeduldig aus, „was verſtehen Sie, Beſter, unter dieſer Kiſte? Sie kommen unnöthig oft, wie es mir ſcheint, darauf zurück. Soll das vielleicht ein Wiz ſeyn?“ — „Durchaus nicht,“ entgegnete der Prokurator. „Um dieſe Kiſte, um den ſoliden Beſiz, um die reelle Macht dreht ſich das Ganze. Die Frage, die der Autor aufwirft, ſcheint die zu ſeyn: Wenn wir die poetiſchen Illuſionen und die großen Erinnerungen, auf die der Adel fußt, vernichten, welche Macht im Staate verdient dann an die Stelle zu treten? Die reichgewordene Induſtrie, das perſonificirte Geld? — Mit nichten. Hören wir den Beweis, den er führt. Ein durch die Zeitbedingniſſe, zum Theil auch durch eigenes Verſchulden herabgekommenes Fürſtenhaus ſteht gegenüber einem ehrlichen, reichgewordenen Bürger, der ſeinen Stolz darein ſezt, nicht mehr ſeyn zu wollen, obgleich ſeine Reichthümer unermeßlich ſind und ihm ein günſtiges Ungefähr ſelbſt das Beſizthum des Fürſten in die Hände ſpielt. Er bleibt in ſeiner Fabrikſtadt, er ändert nichts an ſeinem Haushalt, er fühlt ſich ſicher, denn er weiß, daß er mit ſeinen ſchnarrenden Rädern, mit ſeinen dampfenden Keſſeln und unter den unermüdlich ſauſenden Maſchinen ein Mann der Zeit iſt, daß er nothwendig, unentbehrlich iſt, und ſo ſchaut er aus dem kleinen Fenſter ſeines Comptoirs ruhig auf die verſinkenden Ruinen des Adelsſchloſſes oben auf dem Berge. Dort iſt die Illuſion zu Hauſe, dort ſäumen goldene Abendwolken das ewig junge Bild der Poeſie. Edle, aber ſchwache Menſchen ſuchen auf dem halb zertrümmerten Altar die heilige Flamme zu ſchüzen, aber ſie erliſcht ihnen unter den Händen. Ihre Verzweiflung iſt grenzenlos. Das iſt der Adel, das iſt der Bürgerſtand des neunzehnten Jahrhunderts, ſo wie unſer Autor ſie aufzufaſſen für gut befunden hat.“ — „Ich ſehe hier noch immer keinen entſchiedenen Vorzug, den der Verfaſſer dem Adel gegeben,“ warf der Kleine ein. „Warten Sie nur,“ entgegnete der Prokurator mit wichtiger Miene, „die Hauptſache kommt nach. Der Bürger triumphirt, aber er iſt doch nicht ganz perſonifizirtes Geld, unſer Autor hat ihn auch mit Gefühl ausgeſtattet, er hat eine äußerſt verlezbare Stelle, und das iſt die Liebe ſeines Weibes. Sie iſt geſtorben, aber er baut ihrem Andenken ein paar verunglückte Denkmäler, und die Treue dieſes ſeltenen Weſens iſt ihm das Heiligſte, worauf er ſchwört. Das iſt rührend, werden Sie mir zugeben, und wahrhaft grauſam iſt der Streich, den unſer Autor gerade gegen dieſe ſchwache Stelle jezt führt. Er läßt den Armen die Entdeckung machen, daß dieſelbe treue Gattin heimlichen Umgang mit dem Fürſten gepflogen und daß der einzige Sohn des Kaufmanns ein Baſtard iſt. Dieſe Enthüllung geſchieht in dem Augenblick, als dem Fabrikherrn die größten Schäze zufallen und der gewonnene Prozeß ihm die Güter des Fürſten zuwirft. Ihr Beſiz wägt die fürchterliche Nachricht nicht auf, die ihm den Todesſtoß gibt. Er ſtirbt mit einem Fluch gegen den Adel auf den Lippen, dem es gelungen iſt, ſich auf die empfindlichſte Weiſe zu rächen für die Wucherkünſte, die ihm ſein Beſizthum geraubt. Die Nemeſis räumt auf: Zum Ueberfluß wird noch der junge Baſtard in eine der Maſchinen geworfen und kommt zwiſchen den Rädern jämmerlich um's Leben. Dies erinnert an die Wahlverwandtſchaften, wo auch ein kleiner Wechſelbalg, mit dem man nicht recht weiß wohin, auf ähnliche Weiſe zu Grunde geht. Herman und die Geldkiſte bleiben nun übrig.“

(Der Beſchluß folgt.)

Das Zechen.

(Beſchluß.)

Daß von jeher das Zechen oft in das Laſter des Vollſaufens ausartete, brauchen wir kaum zu erwähnen, ſo wenig als daß die gebrannten Waſſer in neueren Zeiten dieſem Laſter den traurigſten Vorſchub leiſteten; ſchweigend wenden wir den Blick von der niedrigen Ausſchweifung und ihren Folgen, und betrachten nur die fröhliche Abweichung vom Pfad ſtrenger Nüchternheit, den bemitleidend, der ſich das verſagt, was die Natur ihm ſo gütig darbietet, um ſein Herz zu erfreuen.

Den Wein verachtet übrigens keines der Völker, die ihn ziehen; Spanier und Italiener trinken ſogar ſehr viel, und haben Unrecht, die Nordländer unmäßig zu ſchelten, denen der feurige Saft ſchneller zu Kopf ſteigt als ihnen, die für ſo nüchtern gelten wollen, bloß weil

die Gewohnheit ſie mehr vertragen lehrte, denn ein Neapolitaner z. B. nimmt im Tage eine weit größere Maſſe Weins zu ſich, als der Schweizerſoldat, der, ein Spott der Kinder, am Abend der Kaſerne zutaumelt. So ging es in Wälſchland auch unſern Vorfahren, und ſeit Jahrhunderten heißen deßhalb die Deutſchen dort Trunkenbolde. Einige Deutſche haben in Italien jedoch die Tugend der Mäſſigung gelernt, die mehr werth iſt als die Mäſſigung an und für ſich; ſo haben Manche ſich vom heiligen Vater Schutzbriefe ausſtellen laſſen, auf daß Niemand mehr ſie nöthigen dürfe, über ihren Willen Beſcheid zu thun; andere haben daheim eine Urgicht ausgeſtellt und Urfehde geſchworen, daß ſie ſich mäſſigen wollen auf eine gewiſſe Zeit, oder für immerdar, gewöhnlich unter Strafgeding, aber nie bei ihrem Ehrenwort.

Während jedoch heutzutage Leute von Erziehung ſtets mit einer gewiſſen Auswahl den Freuden des Bechers zu huldigen pflegen und ſomit das Zechen als eine noble Paſſion treiben, gibt es auch noch viele, welche das Saufen als eine Aufgabe ihres Lebens zu betrachten ſcheinen; namentlich trifft dieſer Vorwurf ganze Geſellſchaften von Jünglingen, die, während ſie die Hoffnung der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit vorzuſtellen berufen ſind, ihre allenfalſigen Geiſtesgaben in den Dünſten wüſter Räuſche erſticken, bevor ſie ſich noch entwickeln können. Wir mögen es allenfalls nachſehen, wenn ſolche, deren Beruf in Feld und Wald, hinaus in die freie Luft zu fortwährender Bewegung und Anſtrengung führt, ſich öfter als eigentlich gut wäre, mit dem Zechen vergnügen; denn ob ſie auch an jeglichem Abend mit ſchwerem Haupte ſich zu Bette legen, ſo wendet doch ihre ſonſtige Lebensart die ſchlimmſten Folgen ab, oder verzögert ſie mindeſtens; auch müſſen wir den Offizier entſchuldigen, der in die trockene Langeweile und Leerheit des Garniſonslebens durch häufige Anfeuchtungen einige Abwechslung zu bringen trachtet. Was aber ſoll aus denen werden, die, indem ſie mit wüſtem Haupte und verquollenen Augen ſich am Morgen erheben, einen Tag ſitzender Arbeit, des Lernens und der Sammlung vor ſich ſehen? Entweder werden ſie im Katzenjammer die koſtbare, ſo ſchmal zugemeſſene Zeit verlungern, oder ihrer Pflicht nachzukommen trachten, und dennoch nur ihre Nerven überreizen, ohne etwas Weſentliches zu leiſten; und am ſchlimmſten ergeht es dabei den hochbegabten Geiſtern, wenn die ſtarke Seele den aufgeregten und angeſtrengten Körper zur Folgſamkeit zwingt, und ihn ſo in unverhältnißmäßig kurzer Zeit aufreibt. Somit ſind die Folgen jener Kameradſchaften von Studenten, in denen fidele Brüder ſich wie alte Kriegsgurgeln einander auf's Leder ſaufen, dreifach: ſie machen ihre Mitglieder zu Taugenichtſen und Tagdieben, ſie verwandeln die Fähigern in junge Greiſe, ſie graben den Beſten, ſo wie den körperlich Schwächern eine frühzeitige Gruft. So iſt es auch ſchon vorgekommen, daß reifere Männer von ausgezeichneten Talenten durch die vereinte Aufregung des Weines und des geiſtigen Schaffens ihr Leben zerſtörten, wie Mozart und Callot-Hoffmann.

Hiemit ſchließen wir dieſe flüchtigen Bemerkungen über die noblen Paſſionen, die ſo viel Freude und zugleich ſo viel Leid über die Welt bringen, und die ſo mächtig in alle Verhältniſſe des Lebens eingreifen, daß es nicht in den Kräften des Verfaſſers ſtand, ſie gründlich zu erörtern, wenn dies etwa auch ſein Zweck geweſen wäre. Wir werden uns glücklich dünken, wenn es uns gelungen, ein müßiges Stündlein einem edlen Manne wegzuplaudern, der, auf ein thatenreiches Leben zurückſchauend, dabei auch ſeiner noblen Leidenſchaften denkt, und wie er ſie geübt; noch mehr aber, wenn irgend ein Jüngling durch unſere Worte ſich in dem Vorſatz geſtärkt fühlt, auch in ſeinen Vergnügungen an adeligem Thun und Weſen feſtzuhalten, und nie über jene Schranken zu ſetzen, von wannen keine Rückkehr mehr iſt. Vielleicht geſchieht es auch, daß Einer oder der Andere von denen, die wir ſpielend zu belehren trachteten, zum Nachdenken über Verhältniſſe angeregt wird, die er bisher keiner näheren Betrachtung für würdig hielt, und ſo die thatſächliche Darſtellung in ihm bewirkt, was nie die Ermahnungen eines Sittenlehrers, und ſpät erſt, oder zu ſpät, das Leben mit ſeinen blutigen Zurechtweiſungen vermocht hätte.

Morgen- und Abendroth.

Des Tages Nahen, wie ſein Scheiden,
Schmückt beides er mit goldnem Schein,
Und ſeine Wonnen oder Leiden
Malt er mit Purpurfarben ein:

Das Morgenroth, im Oſten offen,
Es kündiget die Sonne an,
Erglüht, ein ſchönes Flammenhoffen,
Wie es ſich nie erfüllen kann.

Das Abendroth, ſo roſig ſtille,
Von lichter Wolkenſchaar umſäumt;
Der Abglanz nur von Freudenfülle,
Die du beim Morgenroth geträumt.

Für beide gibt die ferne Sonne
Die purpurgoldnen Strahlen her:
Doch einſtens folgt auf Morgenwonne
Kein ſcheidend Abendroth uns mehr!

Emma v. Rinborf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, August.

(Beschluß.)

Die spanischen Theater.

Dagegen hat das Drama viel Spanisches und zeigt nationale Eigenthümlichkeiten. In einem der Akte wird jenes elegante spanische Spazierengehen in dichten Reihen auf den Paseos, wie bei uns auf den großen Bällen, und das Leben und Treiben dabei sehr wahr dargestellt. Dies würde auf der Bühne eines andern Landes gar nicht verstanden werden. In einem andern Akte sieht man jene echt nationalen Belustigungen des spanischen Volkes. Man hört dabei die gewöhnliche Tanzmusik mit dem schreienden Gesange. Dies klingt eigenthümlich froh und schmerzlich, wie Mährchen aus uralter Zeit, welche im Volke noch lebendig geblieben sind. Es ist eine Leier ohne Variationen, und doch möchte man sie immer von Neuem hören. Das Schmettern der Castagnetten beim Tanz hat für den Spanier etwas unwiderstehlich Anziehendes. Auch der Tod des Grafen an sich, wie in der Art der Vollstreckung ist echt spanisch. So nur rächt sich der gemeinste wie der vornehmste spanische Eheherr, welcher sich in seinem Rechte gekränkt glaubt. Das ganze Stück athmet dabei die alte, steife Etikette und formelle Ehrfurcht der Spanier gegen den König: kniend naht man ihm, kniend nimmt man von ihm Abschied. Von diesem Drama las ich andern Tags in einem Baturrillo einer Madrider Zeitung eine sehr vortheilhafte Recension. „Wir sehen mit dem größten Vergnügen," hieß es darin, „daß man inmitten der Verwüstung, welche der Bürgerkrieg anrichtet, und während der unglückliche Zustand der Nation die Einbildungskraft von jedem andern Gegenstande abzulenken scheint, anfängt, das dramatische Feld mit auserlesenem Geschmacke zu bebauen, und dies läßt uns die gegründete Hoffnung fassen, daß das spanische Theater dereinst seinen alten Glanz wieder erlangen werde."

Alles, was in Spanien zum Theater gehört, ist liberal; schon weil die Kirche hier der Bühne feindselig gegenübersteht. Was die Kirche in diesem Lande unterdrückte und schmähte, das mußte nothwendigerweise in großer Verachtung leben. Kunst und Wissenschaft bringen an sich hier keine materiellen Vortheile. Der Buchhandel kennt keinen Verlag auf Spekulation; der Autor läßt seine Werke auf eigene Kosten drucken, und verliert meist dabei. Zum Drucke von Sammlungen von Liedern und andern Sachen verbinden sich gewöhnlich die Theilnehmer, bilden sich Vereine. Unter solchen Umständen, wo die äußere Existenz aller guten Köpfe von Gehalten abhing, welche entweder der Staat oder die Kirche anwies, konnten Kunst und Wissenschaft sich nur gelegentlich, im Auslande und mit Lebensgefahr an diesem Zustand rächen. So fehlte auch der spanischen Bühne immer mehr der Boden, auf dem sie sich allein national erhalten und entwickeln kann; zuletzt erschien sie bloß als ein Wiederschein der französischen, wie die ganze spanische Literatur, und verdiente endlich die Verachtung, in der sie früher durch den Einfluß der Kirche gestanden. Wie Alles in diesem Lande, ist auch die Bühne in neuem Ringen und Streben, und daß dies nicht vergeblich ist, beweisen die schon gemachten Fortschritte. Im Allgemeinen liebt der Spanier sein Schauspiel, und viel mehr als Musik und Oper. Die große Masse bewegt und entzückt ein Stiergefecht allerdings noch mehr; ein kühner Picador, mit seiner Lanze einem feurigen Stiere gegenüber, ein Matador oder Espada, der den Todesstoß geschickt führt, kann sie zu wahrer Begeisterung hinreißen; allein auch hierin hat sich schon Vieles verändert. Die spanische Sprache hat Rhythmus, ist klar, volltönig, reich, voll Humor und Kraft. Alles dies macht sie sehr geeignet für dramatische Dichtkunst und die Bühne. Die eigenthümliche Grandeza in ihr verleitet oft die Schauspieler zur Affektation, zur Karrikatur. Vieles im Aeußern haben die Mimen von ihren französischen Kunstgenossen angenommen, wie z. B. das ekelhafte, affektirte Zittern der Hände. Selbst das Gute der Franzosen wird hier durch Nachahmung schlecht. — Oftmals meinte ich Deutsche zu vernehmen, wenn ich von Weitem castillianisch sprechen hörte. Dies begegnet einem auch wohl mit andern germanischen Mundarten, nie aber mit den andern romanischen und ebensowenig mit den slavischen Sprachen. Der Grund davon ist, daß die spanische Sprache viele Gutturalconsonanten mit der deutschen gemein hat; dies gibt manche Aehnlichkeit im Ton, so verschieden sie auch sonst in jeder Beziehung sind. Die Italiener, Portugiesen und Franzosen betonen mehr mit den Lippen und dem Munde; die Spanier holen schon manche Buchstaben tiefer aus der Kehle, doch bleiben andere im Munde, die wir tiefer heraufholen, z. B. das r, welches sie mit einem bloßen Zungenschlage im Munde sehr weich aussprechen. Die Sprache des Engländers thut noch tiefer, die des Deutschen am tiefsten. Wir sprechen am meisten aus der Brust, daher ist unsere Sprache die kräftigste, im Gesange die gewaltigste; sie sitzt auch am nächsten dem Herzen.

Auflösung der Räthsel in Nr. 222.

6. Tiefe. 7. Höhe. 8. Weite. 9. Enge. 10. Raum.

Räthsel.

(Zum Theil nach Haug.)

Die schwarz gekleideten Kinder
Auf weißen reinlichen Betten,
Bist du der glückliche Finder,
Der hier sie gewahret in Ketten?

Sie tanzen in ganzen Schaaren
Auf ihrem Bette den Reigen,
Und reih'n sich gerne nach Paaren,
Die nur von hinten sich gleichen.

Hier tanzen die Weibchen zusammen,
Mit Ausschluß männlicher Paare;
Dort tanzen die Männchen zusammen,
Mit Ausschluß weiblicher Paare.

Doch können die tanzenden Reihen
Sich weder drehen noch wenden;
Oft werden sie auch zu Dreien
Den Tanz beginnen und enden.

Das Bette besteht aus Lumpen,
Doch ist es mit Recht geachtet
Von dem, der minder nach Humpen
Als geistigem Trunke trachtet.

Denn in den Kindern versteckt sich
Wohlthätender Geister Fülle,
Und manches Räthsel entdeckt sich,
Hebst du die bekleidende Hülle.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 25. September 1837.

Die Dinge, worüber wir lachen, haben immer nach unſerm Urtheil etwas Ungereimtes oder etwas Unmögliches.

Sulzer.

Ueber das Lächerliche.

Von F. L. Bührlen.

(ſ. Nr. 190–193.)

Zweiter Artikel.

So einfach das Hauptprinzip iſt, auf dem das „Lächerliche“ beruht, ſo unendlich iſt deſſen Erſcheinung, ja ſie iſt ſo vielgeſtaltig als die Welt, da dieſe allſeitig lächerlich werden oder komiſch aufgefaßt werden kann. Darum möge noch ein Nachtrag zu dem früher über dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand Beigebrachten geſtattet ſeyn und mit Liebe aufgenommen werden.

Die Unterſtellung des Concreten unter das Prinzip kann nicht oft genug vorgenommen werden, und es iſt das angenehmſte Geſchäft des Geiſtes, ja ſein innerſtes Weſen, das Mannichfaltige auf den möglichſt einfachen Ausdruck zu bringen; denn obwohl jedes Einzelne ein Recht an ſeine ausgeſprochene Individualität hat, ſo iſt es doch nur in ſo fern von Bedeutung, als in ihm große Geſetzmäßigkeiten des Daſeyns auf eine normale Weiſe ausgedrückt ſind; es kann nur dann Größeres wirken, wenn es als handelnd mit den durchgreifenden Geſetzen und Kräften der Welt in Verbindung tritt; es kann ſich nur dann geiſtig höher ſtellen, wenn es in den unendlichen Geſtaltungen des Seyenden die durchwaltenden Formen der Einheit wahrnimmt und durch das klare Medium der Sprache mittheilen kann.

Bei der Reflexion über das „Lächerliche“ mag die Schule ihre Neigung zum Schematiſiren und Claſſifiziren üben; wir begnügen uns bei ſeiner Betrachtung mit einer zwangloſen, verſtändlichen Eintheilung. — Der Menſch kann demſelben verfallen durch die Naturgewalt im Ganzen oder aber durch einen augenblicklichen natürlichen Zufall; ebenſo durch Menſchengewalt, Zwang der Inſtitute, des geſelligen Lebens überhaupt, oder aber durch eine momentane Neckerei, Fopperei. Das Komiſche ſeines Erſcheinens kann aber auch aus ſeinem eigenen Weſen ſtammen, werde nun dieſes von der körperlichen, ſittlichen, intellektuellen oder künſtleriſchen Seite in's Auge gefaßt und beobachtet. Auch die Thiere ſind Gegenſtand des Lächerlichen, ja ſelbſt die lebloſe Natur bietet eine Seite der Komik dar; und in der Sphäre der Darſtellung, der Sprache, der Poeſie, der dramatiſchen, der bildenden Künſte wiederholen ſich alle jene komiſchen Erſcheinungen im ausgedehnteſten Maße. — Der Erdenſohn hat ſich gegen ſeine gewaltige, zuweilen unbändige Mutter oft zu wehren, er hat im Streit mit Klima, Elementen, Boden, Witterung auf ſeiner Hut zu

seyn, und es treten lächerliche Momente ein, wenn seine Schwäche von diesen höheren Gewalten auf eine wenig schädliche Art geneckt wird, wenn seine Beschränktheit, sein Leichtsinn ungeeignete Mittel zum Zwecke wählen.

Statt aller Beispiele von lächerlichen Kämpfen mit Himmel und Erde, Licht und Luft, Wolken und Winden, wie Cervantes von seinem Helden manche höchst ergötzlich geschildert, wollen wir nur das vom Streite jenes Schneiders mit der Erdschwere citiren, die er durch eine künstliche Mechanik überwinden wollte. Zwei Flügel, nicht größer als Regenschirme, sollte ihn zum Vogel machen. Aber er fiel nach dem Gesetz der Gravitation an der hohen Wallmauer, von welcher aus er sich über die Donau hinüber und weiter fliegend schwingen wollte, senkrecht herab in den Fluß, wo den in seine unbehülfliche Mechanik Verstrickten ein rettender Kahn aufnahm. Es erhöht das Lächerliche des Vorfalls, daß selbst ein Schneider zum Fliegen zu schwer war. Dies jedoch nur für diejenigen, die seine Person nicht näher kannten, denn er war groß und stark und hatte mehr kühnen Unternehmungsgeist und dädalischen Trotz, als man wohl sonst bei seinen Genossen trifft. Als Zeuge dieses lächerlichen Unternehmens, dessen Anblick wohl 20,000 Menschen in unendlicher Wiederspiegelung der Komik genossen, glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß der Schneider, wenn auch kein fliegender, doch ein loser Vogel war, der selbst nicht stark an seine Flugkraft glaubte und dem es bloß um die reichliche Ernte zu thun gewesen. Das Publikum war erbost über die geflissentliche oder unfreiwillige Mystifikation — die Schaulust, die Neugier verstebt keinen Spaß — es verfolgte den durchnäßten Segler der Lüfte dem Ufer entlang. Die Polizei mußte ihn decken und verbergen. Sie hatte auch auf die Einnahme die Hand gedeckt; bloß seine Schulden wurden davon bezahlt. — Von neckenden natürlichen Zufällen fällt wohl jedem Leser bald eine Menge ein, und wir dürfen nur daran erinnern, wie oft Regen und Wind, Koth und schlüpfriger Boden ꝛc. lächerliche Situationen herbeiführen. Ein Zierbold fällt in eine Lache, eine elegante Dame wird von einer Heerde Schweine gestreift, einem gravitätischen Alten nimmt der Sturm die Perrücke und trägt sie in eine Pferdeschwemme ꝛc.

Das Menschliche ist auch eine Macht, die zuweilen mit dem Individuum spielt. Die Geschichte hat wunderliche Institute in's Leben gerufen, Bizarrerien aller Art, bei deren Anschauung jeden außerhalb der Sache Stehenden das Lachen anwandelt. Religiöser Cultus, öffentliches und bürgerliches Leben sind voll solcher Carrikaturen. — Schon eine Prozession enthält oft ein Element des Lächerlichen, weil wir so viele Menschen, die sich sonst frei, eigenthümlich bewegen und nach ihrem eigenen individuellen Geschmack gekleidet sind, hier in einer gezwungenen und überdies langgestreckten Reihe, Alle in dasselbe Costüme gesteckt, abgemessen schreitend und, als den Zuschauerblicken Bloßgestellte, befangen, oft unbeholfen wahrnehmen, wo dann an der Uniformität die Contraste nur um so greller sich abheben, so daß der Einzelne doppelt komisch erscheint, einmal als zur Prozession gedrungen, dann als seinem eigenen absonderlichen Wesen verschrieben, von Gewohnheiten besessen ꝛc. — Der Anstand ist auch ein Zwangsinstitut, besonders für die Kinder. Wenn sie nun in einer Mehrzahl sich irgend unter Fremden anständig benehmen, die gewöhnlichen Complimente machen, Empfehlungen ausrichten sollen ꝛc., so fangen sie gewöhnlich an zu lachen. Jedes für sich allein würde dazu nicht versucht seyn, aber so wie sie sich gegenseitig ansehen, so kommt der Lachkrampf, denn Jedes sieht das Andere in Banden der Ungewohnheit und weiß zugleich, daß es selbst auch dem Andern so erscheine. Was dann vorgebracht, gethan wird, Alles vermehrt nur den Lachreiz, denn es erscheint als ein unmächtiger, oft lächerlicher Versuch, das Lachenmüssen zu beschwichtigen. Hiezu kommt noch, daß der lachenden Genossenschaft nun auch die Alten, vor denen sie stehen, als solche, welche die Einhaltung des Anstandes erwarteten und nun das Gegentheil sich gefallen lassen müssen, lächerlich erscheinen, besonders wenn diese zwischen Verlegenheit und Aerger, zwischen Nachsicht und Strenge zweifelhaft schweben. — Das Beten schließt das Komische nicht aus. Welches Kind einmal beim lauten Tischgebet strauchelt und in's Lachen verfällt, es wird jedesmal wieder dabei den Lachreiz empfinden. Es ist ein Genötbigtes, Beobachtetes; die Andern sind Aufpassende, deren Erwartung ihm am Zwerchfell kitzelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Beschluß.)

„Ich bin begierig, zu erfahren, zu welcher Partei sich unser Held schlagen wird," fragte der Kleine. „Darin," fuhr der Prokurator fort, „zeigt sich eben die ganze Feinheit unseres Autors, daß sich Herman zu keiner von beiden Parteien schlägt. Er stellt das unbekannte, noch halb verhüllte Etwas dar, das sich aus dem Kampf der

Parteien entwickeln ſoll und noch nicht entwickelt hat. Für's Erſte verliert Herman den Verſtand, und das iſt auch gerade das Vernünftigſte, was er thun kann, denn dadurch wird ihm jede Verantwortlichkeit abgenommen und er kann mittlerweile ſich beſinnen, auf welcher Seite, wenn die Elemente ſich werden etwas geſetzt haben, der Vortheil ſeyn wird und wohin ein vernünftiger Mann ſich ſchlagen muß. Er gleicht dem klugen Sekundanten, der, da beide Kämpfer ſich einander den Todesſtoß gegeben haben, raſch über die Grenze ſchlüpft und ſich in Sicherheit bringt. Zur rechten Zeit, das heißt wenn wir unſern Verſtand wieder bekommen, wird ihn auch Herman bekommen, und es wird ſich dann zeigen, worin das ſonderbare Ding beſteht, das die Poeſie des Adels und die Geldkiſte des Kaufmanns in ſich vereinigt. Der Zeitpunkt der Erſcheinung dieſes ſeltenen Weſens iſt aber, fürchte ich, noch ferne."

„Wir könnten," unterbrach ihn der Andere, „den Schluß des Buches auch ſo betrachten. Wir ſehen einen Haufen Goldes und dabei einen Menſchen hingeſtellt, dem die Einſicht fehlt, von den zuſammengetragenen Schätzen den rechten Gebrauch zu machen. Das iſt in der That kein übles Bild unſerer Zeit." — „O, mein Freund!" rief der Prokurator heftig, „ich glaube gar, Sie verfallen in das Laſter des Politiſirens. Halten Sie ein, oder Sie bringen mir eine Unverdaulichkeit bei. Laſſen Sie uns unſern Diskurs über die verdammten Bücher abbrechen und einen Spaziergang machen. Sie ſehen, die Promenade iſt heute ungewöhnlich belebt. Ah, ah! bemerken Sie wohl, man winkt uns! Das iſt die hübſche Wittwe aus D.; ſchade, etwas zu fett; ich liebe dieſes zu ſtarke Relief nicht. Neben ihr geht das kleine, erdfarbene Fräulein, deſſen Bekanntſchaft ich auf dem Rigi machte. Das arme Kind neigt zur Schwindſucht und hat dabei eine raſende Leidenſchaft zum Childe Harold und zu einer Trüffelpaſtete. Sie hat Vermögen und kann ſogar zu den „Erbinnen" gezählt werden, und wenn man ihr nicht Zeit läßt, ſich arm zu eſſen, ſo bringt ſie einem Geld in's Haus. O da iſt ja auch die Comteß Chili aus Paris. Welch ein affektirtes Geſchöpf! jede ihrer Mienen iſt eine Beleidigung des guten Tons. Man kann nicht weniger Geiſt beſitzen und man kann nicht zugleich offenherziger dieſen Mangel an den Tag legen. Aber kein Wunder, mein Freund, das iſt noch ein Stück aus der Liberalitätsperiode, einer Zeit, von wo ſich die populären Händedrücke, die Redensarten à la bonne bourgeoisie und die gemiſchten Salons herſchreiben; einer Zeit, wo es verpönt war, gute Erziehung zu zeigen, und wo die Fürſten ſich ſchmeichelten, die edelmüthigen, beſten Freunde ihrer Kammerdiener zu ſeyn. Die unglückliche Gräfin iſt noch aus jener Periode; ſie hat noch die liebevollen Blicke, das degradirte Lächeln und die klein zugedrückten Knie. Sie hat eine ihrer Töchter an einen Leineweber und die andere an einen Meiſter Schreiner verheirathet, und lebt nun zwiſchen dem Webſtuhl und der Hobelbank ein Leben voll der reinſten, tugendhafteſten Genüſſe, ſehr zufrieden in der Ueberzeugung, daß ſie das Ihrige beigetragen, die kämpfenden Parteien glücklich zu vereinigen. Dabei ſetzt ſie, wenn ſie gezwungen iſt, in der Welt zu erſcheinen, einen Coelicorotden Hut auf mit einer zeiſiggrünen Feder und wirft einen ſafrangelben Shawl um ihre Schultern. Es kann nicht fehlen, daß ſie dadurch dem Publikum Augenweh verurſacht. Laſſen wir dieſes Geſchöpf erſt bei Seite treten, ehe wir uns in die Arena begeben; wir könnten ſonſt gezwungen ſeyn, gleich den gereizten Stieren auf die bunten Farben loszuſtürzen."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

Brunnen. Urtheil der Lyoner über den Pariſer Geſchmack.

Ich habe in meinem vorigen Briefe von den neuen Planen geſprochen, unſere Stadt mit Waſſer zu verſorgen, und muß heute darauf zurückkommen. Ich erwähnte, daß die Behörden noch nicht einig ſind, ob man bloß öffentliche Brunnen anlegen, oder aber das Waſſer in die Häuſer vertheilen ſolle. Auch über die wichtige Frage: ſollen die Quellen von Reyr und den benachbarten Höhen nach der Stadt geleitet, oder ſoll das nöthige Waſſer durch Dampfmaſchinen aus der Rhone geſchöpft, dann aber gereinigt und geklärt zum Gebrauch der Stadt herbeigeſchafft und vertheilt werden? kann man ſich nicht verſtändigen. Für Beides ſprechen erhebliche Gründe. Die Commiſſion, welche öffentliche Brunnen mit fakultativer Waſſeranſchaffung für die Privathäuſer vereinigen will, trägt zur Verherrlichung der Stadt auf vier große monumentale Fontainen oder Châteaux d'eau mit garbenartigen Waſſerſtrahlen ꝛc. auf den Hauptplätzen, ferner auf zwölf etwas geringere Springbrunnen auf den kleinern Plätzen, auf hundertfünfzig Brunnen mit Pumpen oder Hähnen, und fünfundzwanzig Brunnenröhren zum Waſchen und Reinigen der Straßen an. An Aufſtellung all dieſer Brunnen iſt aber jetzt in den bedrängten Zeiten Lyons nicht zu denken; es gehören dazu große Summen, die wir bei dem jetzigen Finanzzuſtand unſerer Stadt nicht verwenden können. Wir haben Lyon Schulden auf Schulden machen laſſen, um Paläſte, Monumente, Theater, Concertſäle ꝛc. zu bauen, den Armen und Unbemittelten aber geſundes Waſſer für ihren Durſt und für die geſunde Reinlichkeit ihres Körpers zu ſchaffen, daran dachten wir nicht, weil es nicht in die Augen fiel, glänzte, zu Reden und zu Rühmen gab. Merkwürdig iſt es, wie dies mit dem Lugdunum zu Zeiten der Römer ganz anders war. Damals begnügte man ſich nicht mit den Quellen auf der Höhe von Fourvière und mit dem Waſſer der Rhone und der Saone: man baute ungeheure Aquädukte, um gutes Waſſer weit herzuführen; die

Wasserleitungen von Baunant, Chaporlost und Craponne führten das Wasser des Iseron, Janon, Gier, Langenan, ja sogar das aus dem Ain und dem See von Nantua herbei. Die Baukosten dieser Aquädukte lassen sich auf mehr denn hundert Millionen Franken anschlagen. Jetzt besinnt sich die städtische Behörde lange, ob sie Einen Pumpbrunnen mehr anlegen soll!

Ein Pariser Feuilletonist sagte neulich in einem Blatt in Beziehung auf Lyon und dessen Ansichten von dramatischer Kunst: La province n'a pas l'intelligence des arts! d. h. mit andern, mit deutschen Worten: Ihr ein- und dreißig Millionen Franzosen außerhalb Paris haltet das Maul, denn ihr versteht nichts von der Kunst. Und der Mann hat ganz Recht, wir verstehen nichts von der Pariser Kunst, ja wir sind so zurück, daß Kunstleistungen und Künstler, die in der Hauptstadt viel gelten, hier durchgefallen sind, und zwar aus gutem Grund. Die ganze Pariser Cameraderie in und außer dem Theater, in den Salons, Feuilletons und andern Journalartikeln kennen wir vollständig, und daher urtheilen wir in nichts nach Pariser Meinungen, sondern lediglich nach eigener Ansicht; darin stehen wir freilich in Frankreich allein da; denn alle großen und kleinen Städte unsers weiten Landes nehmen nicht nur ihre Moden in Gehorsam von Paris, sondern auch ihre Meinungen und Ansichten in Sachen der Literatur und Kunst. Nie wird es Bordeaux und Marseille wagen, anders zu urtheilen, als die Journale der Hauptstadt. Mit ihnen erheben sie in den Himmel, mit ihnen treten sie mit Füßen, mit ihnen begeistern, mit ihnen entrüsten sie sich. All diese Pariser Stimmen mit mehr oder weniger Ruf haben uns nie dazu bewegen können, etwas zu loben oder zu tadeln; immer wollten wir selbst sehen und hören. Sollte man es in Deutschland glauben? Die Irreverenz der Lyoner, ihr Majestätsverbrechen gegen die Hauptstadt ging in den letzten Zeiten so weit, daß sie im Theater unbarmherzig Stücke auspfiffen, die in Paris unbändigen Beifall gefunden hatten. So haben wir Antony, Marie Tudor und Lucrèce Borgia ausgepfiffen, desgleichen Clotilde und Catherine Howard. Ja, wäre das Theater so unklug, le Roi s'amuse von V. Hugo, Don Juan de Maranha von A. Dumas und die sept enfans von Malefille zu geben, so würden wir sie auch auspfeifen. Darauf sagen sie in Paris: Dies ist bloßes Vorurtheil; die armen, ehrlichen Kaufleute und Krämer in Lyon haben sich gegen das moderne Drama, gegen den neuen Roman einnehmen lassen; sie nennen diese herrlichen Erzeugnisse: epileptische Literatur, weil darin Unmoral zu finden seyn soll. — O nein! dem ist nicht so. Nicht bloß das Pariser Drama, den Pariser Roman mögen wir häufig nicht, mit der Musik und den Gemälden, die uns von dort zukommen, geht es uns eben so. So gelten z. B. Eugène Sue's und Fred. Soulié's Schriften und Journalartikel in Paris viel, wir aber lesen sie nicht einmal. Der Pariser beau monde war mit der Musik der Juive sehr unzufrieden, wir aber halten große Stücke darauf und sehen darin ein vorzügliches Werk. Die Musik von Chalet hingegen haben wir arm, armselig und bleich gefunden, obgleich alle Spezereikrämer der Rue St. Honoré, des Quartiers St. Denis und des Faubourg St. Antoine mit Frauen und Töchtern sich die Beine darnach abgelaufen haben. Herz's brillante Compositionen werden in Paris bewundert, hier mögen wir sie nicht und finden, es sey Glockenspielerei darin. Die großen Journale und die ganze Presse der Hauptstadt haben voriges Jahr die Cimbernschlacht von Decamps außerordentlich gerühmt; wir haben dies Gemälde auch hier gesehen und wenig mehr daran gefunden, als eine schlechte Composition, einen ungeheuren Klecks von gelber Farbe, wo die Menschen aussehen wie Pferde, die Pferde aber wie Felsen und Steine, wo die Farbe des Himmels mit der der Bäume und Wolken zusammenschmilzt. So rühmten die großen Pariser Journale auch Delacroix' Schlacht von Nancy als ein Meisterstück. Wir hingegen konnten keine einzige Figur mit menschlichem Gesicht darin finden, desgleichen keine Arme und Beine. — Doch kommen wir wieder auf das neue Pariser Drama zurück. Wir sind durchaus nicht dagegen eingenommen, es langweilt uns nur, es bringt uns zu Ekel und Gähnen. Die Pariser finden es wahr, natürlich, erhaben und bewundernswürdig. All diese Eigenschaften können wir mit unserm kurzen Gesicht nicht darin finden, wohl aber glauben wir steif und fest, in V. Hugo's und A. Dumas Dramen sey keine Einheit, weder in Plan, noch in Charakteren, die einzelnen Theile seyen ohne Verbindung und Harmonie; den Dialog finden wir ungeachtet vielfachen Effekts voll falschhergesuchter und oft mit den Haaren herbeigezogener Originalität; wir finden Charaktere, Motive und Richtung falsch. In Paris kann man uns mit Recht einwenden, die alte Tragödie, die Tragödie Corneille's, Racine's und Voltaire's sey auch falsch, eben wie die alte Deklamation. Allerdings! Aber dies Falsche hatte was Edles, Würdiges und Großartiges, es war wenigstens immer ohne Schmutz und erhob den Menschen in seinen eigenen Augen; wenn wir durchaus das Falsche wählen müssen, so sey es das gefällige, nicht das langweilige Falsche. Wahrscheinlich erwidert man uns: Ihr seyd Kaufleute und Fabrikanten und weiter nichts; ihr habt keine Fähigkeit zu fühlen, zu empfinden, eine Leidenschaft des menschlichen Herzens zu begreifen, zu fassen, wie V. Hugo und A. Dumas sie begriffen und aufgefaßt haben. Zugegeben! Aber warum ist denn unser ganzes Volk so, etwa einige junge Leute ausgenommen, von denen man wie in Paris sagen könnte: Les amis sont toujours là? Andere haben unsere Abneigung von der neuen dramatischen Waare einem gewissen Sprödethun, einer Tugendfröstelei zugeschrieben. Damit thun sie uns aber zu viel Ehre an, denn wir verlangen nicht, alles vom Theater zu verbannen, was nicht streng mit den Regeln der Pflicht, der Ordnung und der guten Sitte übereinstimmt, wir wissen wohl, daß Mord und Ehebruch immer auf der Bühne zu Hause gewesen sind, aber mit Unterschied! Ehemals stellte man sie nicht wie goldene Statuen auf schöne Piedestale, man zeigte sie nicht als Beispiele und Muster, und ließ sie nicht gegen Ordnung und Sitte und gesellschaftlichen Zustand scheinbar siegreich deklamiren, wie jetzt. Auf unserer Bühne „setzt sich das Laster nicht erst zu Tisch, wenn sich die Tugend erbricht," sondern das Laster erbricht sich immer und läßt die Tugend sich gar nicht zu Tisch setzen. Dies ist der Unterschied zwischen dem Kotzebue- und Iffländischen und dem neufranzösischen Drama. Das möchte noch Alles seyn, wenn nur daneben diese Stücke lebendiges, steigendes Interesse hätten. Daran aber fehlt es ihnen gerade, sie häufen Verbrechen auf Verbrechen, Teufeleien auf Teufeleien, Monstrositäten auf Monstrositäten, bringen jedoch damit keine wahre Erschütterung und Rührung zu Wege. Wir sind überdies in Lyon Philistes genug, unsere Frauen und Mädchen gern mit uns in's Theater zu nehmen. Wie aber ist dies möglich?

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 26. September 1837.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum erſtenmale blüht.

Uhland.

Das Lied von der Ruhe.

Es hat ein armer Knabe
Verloren ſeine Ruh;
Die ſeine ganze Habe,
Sie kam ihm nimmer zu.

Er hat mit Angſt und Sorgen
Geſuchet Tag und Nacht,
Doch hat kein ſchöner Morgen
Das Kleinod ihm gebracht.

Im Auge ſüßer Frauen
Iſt dort ſie nicht verſteckt? —
Er kann ſie nicht erſchauen,
Er hat ſie nicht entdeckt:

Und zog von Land zu Lande,
Durch alle Meere hin,
Fand Muſcheln wohl am Strande,
Doch nicht die Perle drin.

Nicht Freunde mochten's ſagen,
Wo ſie geblieben ſey;
Man wollt' ihn nur beklagen
Und lächelte dabei.

Zu allen lichten Sternen
Hat frauend er geblickt;
Sie blieben in den Fernen
Und haben nicht genickt.

Die Auen und die Felder,
Sie wußten nichts von ihr,
Es ſchüttelten die Wälder
Vor ihm der Wipfel Zier.

In dicken Folianten
Sucht er bei Lampenlicht,
Die kalten Lettern kannten
Die Himmelsgöttin nicht.

Im ſtolzen Marmorſaale,
Im ſeidnen Prunkgemach,
Bei weinbekränztem Mahle
Spürt er vergebens nach. —

Da hat mit ſcheuem Tritte,
Vom Suchen ganz verwirrt,
In eine ſtille Hütte
Der Wandrer ſich verirrt.

Nicht iſt er aufgeſchlagen
Der Blick ſo thränenſchwer —
Da ſieht er's um ſich tagen —
Die Göttin ſchwebt daher.

Sie hat ihn ſanft umwunden
Die Jungfrau engelrein;
Er ruft: „Sie iſt gefunden,
„Du biſt die Ruhe mein!“ —

Ludwig von Erfurt.

Ueber das Lächerliche.

(Fortſetzung.)

Der Menſch iſt aber ein geborner Mephiſtopheles ſeiner Nebenmenſchen, ein Komiker, Myſtifikator, Poſſenmacher, Schalk, Fopper, Necker ꝛc.; und wenn wir auf die unzähligen Arten und Manieren ſehen, wie er dies bewerkſtelligt, ſo finden wir, daß er den Andern als einen Unfreien, unbewußt Beherrſchten, Irregeführten, Irrwähnenden, Eingebildeten, von Gewohnheiten, Schwächen, Liebhabereien Beſeſſenen, vom Zufall Geſoppten darſtellt oder ihn ſich ſelbſt ſo darſtellen läßt. Beiſpiele gibt das Leben unzählige, gibt jeder Tag, jede heitere Geſellſchaft, und unter den täglichen Neuigkeiten einer Stadt iſt wohl meiſtens auch eine Myſtifikation. Jeder Leſer mag die luſtigſten, die er weiß, an die Stelle deren ſetzen, die ich bereit hätte. — Einen Spaß jedoch für Viele. In luſtiger Geſellſchaft behauptete ein junger Offizier gegen einen erwerbſüchtigen Handelsmann, er wolle ihm auf Einen Säbelhieb zwei Ecken von ſeinem dreieckigten Hut abhauen. „Das iſt rein unmöglich!“ rief der Handelsmann; Jener blieb darauf und bot eine Wette an. Sie galt ein Kopfſtück. — Der Hieb geſchah; der feine Caſtorhut erhielt ein breites Loch; die Ecken blieben. — „Gewonnen!“ rief der Eigenthümer. „Ja wohl!“ ſagte der Offizier; „hier iſt das Kopfſtück.“ Der Handelsmann nahm es. — „Aber mein Caſtorhut! Er hat mich fünf Kronen gekoſtet.“ — „Vom Hut,“ erwiderte Jener, „war keine Rede; nur von den Ecken.“ Die Genoſſen ſchlugen ſich lachend auf ſeine Seite. — Daß der Humor bis an die Pforten des Todes einem Menſchen treu bleiben kann, bewies mir Folgendes, was mir ein Jugendfreund erzählte. Sein Vater lag auf dem Sterbebette; die Mutter wartete auf ſein Ende, ja ſie glaubte ihn ſchon geſtorben. Sie lehnte ſich über ſein Lager hinüber, ob er noch athme. Da fuhr er, noch beim Bewußtſeyn, mit den ausgeſtreckten Armen und ſchnaubend gegen ſie, um ſie komiſch zu erſchrecken. Als ihm dies gelungen war, legte er ſich zurück und verſchied.

Des Menſchen Weſen iſt aus Nothwendigkeit und Freiheit zuſammengewoben. Je mehr Freiheit, deſto mehr Menſch. Charakter hat Jeder ſo weit, als er über das Nicht-Ich Herr wird. Es gibt aber ſehr achtbare Leute, die nach gewiſſen Seiten hin einer Nothwendigkeit untertban ſind. Wenn ſich dieſer Gang ihres Naturells auf eine heitere Weiſe offenbart, ſo erſcheinen ſie in einem komiſchen Lichte. Unſere Gewohnheiten ſind ſolche Nöthigungen; wir möchten ſie ablegen, und in jedem Augenblick des Selbſtvergeſſens fallen wir wieder hinein. — Nie kommt uns die Nöthigung, unter der des Menſchen Schickſal ſteht, rührender oder ergreifender vor Augen, als wenn er zum Tode geht, zum gezwungenen oder natürlichen. Im Leben dagegen erſcheint ſein vergebliches Ringen mit dem Geſchick meiſt lächerlich. Er ſteht unter der Botmäßigkeit neckender Gewalten. Dort erregt die bleiche Geſtalt Mitleid, Grauen; hier wird Jeder an ſeinen Eigenthümlichkeiten kenntbar, und je mehr dieſe Spezifiſches, Ungewöhnliches, Bizarres an ſich haben, deſto mehr reizt das Hineinſchauen in dieſe wunderliche Compoſition von Menſch unſere Lachluſt. Man darf eine Perſon, die man kennt, nur etwas aus der Ferne beobachten, ihr Geſammtweſen überſchauen, und man wird ſogleich komiſchen Stoff an ihr finden. Leider iſt die Mehrzahl etwas zu langweilig für dieſes Geſchäft und in Offenbarung ihrer Beſonderheiten zu monoton.

Wenn zwei Schalksköpfe mit einander ſprechen, ſo können ſie dies nicht leicht ohne ein verhaltenes Lächeln. Da Keiner dem Andern recht traut und glaubt, ſo taſtet Jeder dem Andern an die Seele, was wie ein gegenſeitiges Kitzeln wirkt. Jeder Beobachtete iſt verſucht, über den Beobachter zu lachen, weil er es in der Gewalt hat, dieſen zu myſtifiziren. Zugleich fühlt er ſich ſelbſt unter einem Zwange, dem er ſich nicht ganz entziehen kann, weßhalb er ſich ſelbſt auch in komiſchem Licht erſcheint.

Die Geſtalt iſt eine Aufnöthigung, und Manchen hat die Natur mit der ſeinigen zum Beſten. Wer nun mit der ihm verliehenen oder aufgebürdeten nicht zufrieden iſt, der ſucht den Mangel auf dieſe oder jene Art zu verdecken oder vergeſſen zu machen. Je nachdem dieſe Bemühung ſich bemerklich macht, erreicht ſie entweder ihren Zweck oder wirkt ſie komiſch. Ueber einen Mißgeſtalteten lacht man nur dann, wenn er ſich im Ernſt oder Spaß geckenhaft oder ſchnurrig geberdet. Rieſe und Zwerg, welche um's Geld geſehen werden, wird Niemand lächerlich finden. Sie ſind Naturmerkwürdigkeiten, Gegenſtände der Betrachtung. Wenn ſie aber mit ſich ſpielen laſſen,

wenn der Riese im Kinderhabit, mit Fallhut und Kreuzerpfeifchen auftritt, der Zwerg aus einer Paſtete ſteigt, ſo lacht man über das Menſchenweſen, das in eine ſo exceſſive oder winzige Hülle geſteckt worden. — Ich ſah einſt eine dicke Wirthin. Sie füllte ihre Hausthüre ganz aus. Warum mußte ich lachen? — Der Geiſt erſcheint bei ſolchen Figuren durch Fleiſch verbaut, der Wille zu unmächtig, dieſer läſtigen Macht zu widerſtehen, ja als eine ſinnliche Schwäche, die, was ſie beſeufzt, doch täglich ſelbſt vergrößert, als eine Behaglichkeit, die ſich in eine wachſende Unbehaglichkeit hineinfüttert. Spricht ſo eine arme, durch Fett bedrängte Perſon, ſo iſt's als wenn die Menſchenſeele hinter einer Mauer von Speck Verſteckens ſpielte und ſich vernehmen ließe. — Der Gang des Menſchen iſt eine Combination von organiſcher Handbietung der Gliedmaßen, Angewöhnung, Anſtrengung und Bequemlichkeit, Dreſſur und Nachläßigkeit. Nicht leicht hat ein Menſch, wenn er nicht zugleich Soldat iſt oder war, die gemeſſenſte Haltung, die er ſich theoretiſch wohl eigen machen möchte. Die Mehrzahl bietet im Einherſchreiten, von einiger Ferne beobachtet, eine komiſche Seite dar, und dies eben wegen des Conflikts der Freiheit mit dem vieljährigen Zwange der Gewohnheit. — Körperliche Gewohnheiten ergötzen den Beobachter, wenn ſie ſpielend ſich kundgeben. Drollige Geberden der Kinder, das aus innerem Behagen ſtammende Tänzeln und Hüpfen der Jugend erregen unſer Lachen. Viel Spaß machte uns jungen Geſellen einſt die Beobachtung der Eigenheiten einer Geſellſchaft von Kegelſpielern, wo Jeder, wenn die Kugel hinausrollte, ihr noch mit dem Fuß oder dem Arm eine hülfreiche Wendung nachſchicken wollte, wobei denn die luſtigſten Geſtikulationen zum Vorſchein kamen. — Eine Stimme, die der Geſtalt nicht entſpricht, wirkt beluſtigend. So wenn ein Koloß im Falſet, ein Knabe im Baſſe ſich vernehmen läßt. Ein zum Geſang Aufgeforderter mag ſich wohl zuſammennehmen, wenn er nicht als guter Sänger bekannt iſt. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Stimme, ſeiner Manier kann leicht mehr Spaß verbreiten als ihm lieb iſt. — Durch Nachahmung verſchiedener Menſchenſtimmen hinter einer Gardine, Darſtellung von lauten Geſchäften, Handwerkstönen, von Ehezänken, krankhaften Anwandlungen, phyſiſchen Bedrängniſſen ꝛc. wurde von gewandten Darſtellern ſchon mancher Cirkel zum Lachen gebracht.

Unſer ſittliches Weſen iſt eine reiche Quelle komiſcher Situationen; man kann nur Andeutungen geben, um auf dieſes Unerſchöpfliche hinzuweiſen. Gemeine, beſchränkte, heitere Gemüther lachen über Alles; junge Laffen, aufgeräumte Mägde finden deſſen kein Ende. Der Bornirte ſieht nur die Oberfläche der Erſcheinungen, und weil er die bewegenden Urſachen nicht erkennt, ſo dünkt ihm das Meiſte zwecklos, jeder Anſpruch eine lächerliche Anmaßung, jedes Unternehmen eine Phantaſterei, jedes Produkt mißglückt. Egoiſten lachen gern etwas höhniſch Jeden aus, der ſich ihnen nähert, mit ihnen in Berührung kommt. Sie halten ſich allein für klug, alle Andern für einfältig, und ſind dermaßen in ihr eigenes Weſen verliebt, daß ſie ſich in kein fremdes hineindenken. Wenn zwei Lachtauben ſich gegenſeitig anſchauen, ſo müſſen ſie über ihr Lachen noch ſtärker lachen. Sehr natürlich, weil jezt zum lächerlichen Gegenſtande noch ein neuer hinzukommt, nämlich ſie ſelbſt als Lachenmüſſende. Dies geht denn wirklich in's Unendliche, nämlich bis zur Ermüdung. Lachten doch auch die olympiſchen Götter unauslöſchlich durch Wiederſpiegelung in zweiter Potenz; Jeder allein hätte ſich wohl mäßigen können. So kann man ſich alſo lachen machen, eben über das Lachen; ſo kann man, wo es unanſtändig iſt, es abwehren, wenn man einander nicht anblickt, weil dann das gegenſeitige kitzelnde Taſten der Blicke nicht lachreizend eintritt. Wenn man aber einmal recht im Lachzug iſt, ſo wird Alles lächerlich gefunden und gibt dem Zwerchfelle neuen Anſtoß, weil jedes Vorkommende als ein lächerlicher Verſuch erſcheint, dem Lachen Einhalt zu thun. Als wir Gymnaſiſten und Kindsköpfe einſtmals in der Vakanz bei einer Pfarrfamilie einkehrten und nun, ſtatt uns höflich zu benehmen, unbändig lachten, wollte der Aelteſte und Längſte von uns den Geſcheiden machen. Wie nun die verlegenen Ehegatten die Thüre des Kinderzimmers öffneten, ſagte jener altklug: „Iſt das die liebe Jugend?“ Auf dieſe Rede nahm das Lachen einen neuen Aufſchwung, ſo daß der Uebelſtand immer ärger wurde. Kinder lachen oft über ihr Weinenmüſſen, wenn dieſes keinen tiefen Grund hat, weinen dann aber zuweilen wieder über ihr Lachenmüſſen, weil ſie gewöhnlich deßhalb ausgelacht werden. Die naiven Aeußerungen der Kinder machen uns lachen, weil ſie ihrem engen Geſichtskreis, worin ſich ein relativer Verſtand auf wunderliche Weiſe Durchblicke in die natürliche und ſittliche Welt zu verſchaffen ſucht, uns zur Anſchauung bringen. Eitelkeit, Hochmuth, Zerſtreutheit, Koketterie, Pedanterie ꝛc. ſorgen ſtets für lächerliche Scenen. Es ſind Eigenſchaften, Eigenheiten, welche den übrigens oft vernünftigen Menſchen beherrſchen und bei Gelegenheit narren, wo er dann als ein Spielball dieſer innern Dämonen erſcheint. Wenn ein Kanzleiverwandter Tag für Tag Schlag zwölf Uhr um die Straßenecke geſchritten kommt, ſo finden dies gutgelaunte Nachbarn am Ende beluſtigend. Nicht das Unerwartete, ſondern gerade das Erwartete wirkt hier komiſch, und der Gedanke, wie dieſer gewiſſenhafte Ehrenmann dennoch ſein Berufsgeſchäft genau nach der Uhr abbreche und ſo unter dem Deſpotismus der Stunde oder wohl gar des Pantoffels ſtehe. — Einer Namens „Schuſter“ nennt ſich bei Jean Paul „Sehuſter,“ um die Erinnerung an Pechdraht von ſich

wegzubringen. Der „königlich preußische Deſerteur“ ſuchte ſein Vergehen unter die Fittiche der Legitimität zu flüchten. — Ein Feſtungsgefangener unterſchrieb ſich in einem Brief „Sträfling zweiten Grades,“ als wäre von einer Ordensrangordnung die Rede. — Eine Kokette ſagte zu einem Seefahrer, der ihr die Cour machte: „Sie umſegeln vergebens meine beiden Hemiſphären.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), Auguſt.

Freiburg gegenüber der induſtriellen Schweiz. Jeſuiten.

Unſer Freiburg erinnert unſtreitig mit den kleinen und Urkantonen am meiſten an die alten Zeiten und die alte Schweiz. Vielleicht rümpfen hier manche Leſer die Naſe, und ich muß mir dies gefallen laſſen, denn ich kann mich nun einmal über die mit Rieſenſchritten forteilende materielle, induſtrielle und commerzielle Potenzirung der Völker, über ihr bequem und Reichwerden nicht freuen, weil es kein Beſſerwerden iſt. Ich bin ſo beſchränkt, die Zeiten zu loben, wo Ackerbau und Viehzucht unſere Hauptbeſchäftigungen waren und nur in den Städten, neben erhebender Kunſt und beſonnenem Handel, Induſtrie mit den Familiengliedern oder einigen wackern Geſellen großentheils bloß für inländiſchen Bedarf betrieben wurde, wo ein einfaches, frommes, an Körper und Gemüth kräftiges Geſchlecht mit geringen Bedürfniſſen lebte, froh und frei war, in unausgeſetzter Berührung mit der Natur und ihrem Himmel. Ich begreife, daß dies ſchwerlich mehr ſo ſeyn kann, daß die Menſchen mit der vernachläſſigten und faſt aufgegebenen Richtung nach Innen in's Breite und Weite, in's Grenzen- und Bodenloſe gerathen, ſich feſt an materielle Spekulationen anklammern mußten, um nicht unterzugehen; aber ich freue mich herzlich, wenn ich hie und da noch in ein Land komme, wo ſich jene Einfalt ganz oder zum Theil erhalten hat, und darum freue ich mich meines Aufenthalts im Freiburgiſchen, obgleich ich da auch manches Unpaſſende und Schädliche gefunden habe. Der herrliche, kräftige Menſchenſchlag aus dem Pays de Gruyères begegnete mir auch häufig in der Hauptſtadt, und mit ihm eine einfache, freundliche und wohlwollende Natur. Fabrikgeſichter fand ich gar nicht. Nirgends bringt die induſtrielle Bewegung ſonderbarere Wirkungen und Contraſte hervor, als in den innern Bergen der Schweiz. Ungeheure Maſſen Baumwolle werden in Afrika, Amerika und Indien geerntet, in einem Hafen Frankreichs oder Italiens an's Land gebracht, auf großen, ſchweren, mit acht Pferden beſpannten Wagen in die Schweiz geführt, dann aber in kleinern Partien in unſere tiefen und einſamen Thäler, in unſere Berge getragen, um da durch Spinnen, Weben und Sticken eine andere Geſtalt zu erhalten. Die in Virginien von Negern und Negerinnen im Schweiß ihres Angeſichts gebaute und eingeerntete Baumwolle geht um die Hälfte des Erdballs, und wird in den faſt unzugänglichen, eiſigen Höhen und Schluchten, am Fuß der Gletſcher, wo Rhein, Rhone, Reuß und Aar entſpringen, von den Nachkommen Wilhelm Tells bearbeitet, ſteigt dann unter ganz anderer Geſtalt von dem Hochland wieder in die Ebene herab, erreicht Häfen und Schiffe, um als Gewebe oder Geſpinnſt unter andern auch den Ländern wieder zugeführt zu werden, auf deren Boden ſie wuchs. Es läßt ſich vielleicht behaupten, daß dieſer große induſtrielle Aufſchwung dem Lande, wo er herrſcht, pekuniär nützlich iſt, immer jedoch vorausgeſetzt, daß keine induſtrielle und Handelskriſen eintreten, wie die, welche vor Kurzem bald Europa und auch die Schweiz zittern und beben machte. Gewiß aber iſt's auch, daß er das Land entſtellt. Dieſe ungeheuren und ſchwerfälligen Fabrikgebäude mit ihren kreideweißen Mauern, ihren hundert kleinen, magern und ungezierten Fenſtern, mit ihren ungeheuren Kaminen und Schornſteinen, ſehen im Land nicht beſſer aus als die Männer, Frauen und Kinder, die darin arbeiten, und phyſiſch wie ſittlich reißend ſchnell der Fäulniß entgegengehen, und überdies durch Einfluß, Umgang und Beiſpiel auch außer der Fabrik viel Nachtheiliges ſtiften. Da lobe ich mir Freiburg mit ſeinem altertümlichen, ein Bischen mönchiſchen Ausſehen, das heutzutage immer ſeltener wird. Dieſe Reſte alter Zeit hängen aber nicht mit Ihnen von Müßiggang, unthätigem und unnützem Leben zuſammen, die Viele unzertrennlich von Klöſtern halten. Steigen wir einmal hinauf zum Kloſter, oder eigentlich zum Pallaſte der Jeſuiten, welcher über der Stadt liegt und ſie ſo zu ſagen beherrſcht, und über den von der ſogenannten liberalen und von der radikalen Schweiz gedruckt und ungedruckt ſo viel Unwahres und Unverſtändiges geſagt worden iſt. Ich bin Liberaler und Proteſtant aus Herzens- und Geiſtesgrund, ich ſehe aber nicht ein, wie dieſe beiden Eigenſchaften zu vorgefaßten Ideen, Vorurtheilen und Unbilligkeit berechtigen können. Ich will nur ſchlicht erzählen, was ich diesmal wieder in dieſer Anſtalt geſehen und beobachtet habe, wo ich den Sohn eines Bekannten beſuchen, mich nach ſeinem Befinden, ſeinem Betragen und ſeinen Fortſchritten erkundigen, mich auch durch Fragen und eigene Anſicht davon überzeugen wollte. Ich fand ein Erziehungshaus voll Geſundheit, Leben, Bewegung und verſtändiger Freiheit, ich fand durchaus kein Verſtecken, Heimlichthun und Geheimnißkrämerei, ſondern offenes Eingehen auf meine vielen Fragen, ich fand den Unterricht in alten Sprachen, mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften nach den neueſten und beſten Methoden, ich fand Gründlichkeit bei den Lehrern und Wißbegierde bei den Schülern; überdies freundliche Nachſicht und väterliche Sorgfalt; ich fand auch die etwas ſpärlichen Recreationen ganz im Geiſt unſerer Zeit, nichts Mönchiſches, nichts Mittelalterliches und Altväteriſches, als darin, wo Mönche, Mittelalter und unſere Altväter der Wahrheit näher waren, als wir. Von ſklaviſcher Unterordnung, von blindem, unbedingtem Hingeben unter der Obern Willen, von Feinheit und Liſt, oder dem, was man gewöhnlich Jeſuitismus nennt, ſah ich keine Spur, und auch die Zöglinge müſſen dergleichen nicht bemerken, ſo ſcharf auch junge Leute bei ihren Lehrern und Obern ſehen, ſonſt wären ſie nicht ſo offen, kindlich und freundlich mit ihnen, ſondern abgemeſſen höflich und auf ihrer Hut. Ueberall zeigt ſich eine große Anhänglichkeit der jungen Leute an ihre Lehrer. Man ließ mich mit meinem jungen Freund lange allein, was jedoch nicht immer geſchieht, weil dabei entſchiedenes Vertrauen vorausgeſetzt wird, und welcher verſtändige Erzieher möchte dieſe Vorſicht mißbilligen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 27. September 1837.

Onques plus ni porent aprendre
Nen za parole riens entendre.
Li Romans des sept Sages.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, 7ten Sept. 1857.

Volkscharakter.

Bei einem Beſuche, den ich bei Herrn F. machte, fand ich dieſen in einem Zwiegeſpräch mit ſeinem Bedienten. Es handelte ſich um eine zerbrochene Vaſe. „Haben Sie die Vaſe zerbrochen?“ — „Was denken Sie, mein Herr?“ — „War Jemand außer Ihnen im Zimmer?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Haben Sie den Schlüſſel abgezogen, als Sie fortgingen?“ — „Das iſt meine Gewohnheit?“ — „War vielleicht die Katze im Zimmer?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Aber wer ſoll ſie denn zerbrochen haben?“ — „Ich kann es nicht ſagen.“ — „Haben Sie das Zimmer ausgeſtäubt?“ — „Ich thue das alle Tage während Sie frühſtücken.“ — „Dabei werden Sie die Vaſe vom Kamin herabgeſtoßen haben?“ — „Ich habe ſie nicht angerührt.“

Mein Freund ſah mir die Ungeduld an und endigte das Zwiegeſpräch. Alle dieſe halb ausweichenden Antworten ſchienen mir ſchlagende Beweiſe der Schuld des armen Teufels. Kaum war er fort, als ich meine Anſicht Herrn F. mittheilte, da ich wußte, daß ein Unglück und ſelbſt eine Ungeſchicklichkeit für den Bedienten, der ſonſt die treuſte Seele war, keine ſchlimmen Folgen haben konnte. Aber F. verſicherte, ich irre mich und ſein Bedienter ſey, trotz ſeiner ausweichenden Antworten, unſchuldig. „Sie kennen eben,“ fuhr er fort, „unſere Leute in der Basse Normandie nicht, ſonſt würden Ihnen dieſe Antworten gar nicht aufgefallen ſeyn. Es iſt mehr als ein Sprichwort, wenn man behauptet, der Niedernormanne ſage ni ver, ni nenni, nicht Ja, nicht Nein.“

Ich habe, einmal darauf aufmerkſam gemacht, das Sprüchlein noch oft bewährt gefunden. Die Sache iſt ſchon alt, und ſchon vor Jahrhunderten ſcheint der Normanne dieſelbe Furcht vor einer direkten Antwort gehabt zu haben. Eine Stelle aus einer Éloge des Normands vom Abbé Rivière (Paris 1748) ſpricht ſich ſo darüber aus: „Wo findet man eine größere Liebe zur Wahrheit als bei dieſem Volke? Sie fürchten ſo ſehr, irgend eine Unwahrheit zu ſagen, ſie haben vor dieſem Fehler einen ſolchen Abſcheu, daß ſie weder Ja noch Nein auszuſprechen wagen, wenn es ſich davon handelt, etwas zu behaupten. Sie bedienen ſich gewiſſer Umſchreibungen, durch welche ſie nichts feſt affirmiren oder verneinen. Dies hat ihnen den Ruf der Lügenhaftigkeit zugezogen und ſie als Leute, die leicht ihr Wort brechen, in's Geſchrei gebracht. Aber die ſie ſo verunglimpfen, geben ſicher nicht Acht darauf, daß ſie nie verſprechen, etwas zu thun, ſondern nur daß ſie es thun könnten oder nicht, und wenn ſie es nicht thun, ſo ſind ſie zu nichts verpflichtet, weil ſie ihr Verſprechen nicht

beſtimmt gegeben haben. So ſollte man, ſtatt ſie als Lügner zu behandeln, vielmehr ihre Umſicht und ihre Scheu vor jeder Lüge bewundern.“

Um dies nicht mißzuverſtehen, muß ich nur gleich ſagen, daß dieſe Eloge keine Satire, ſondern ſehr ernſt gemeint iſt. Im Ganzen mag der Anſicht des guten Abbé doch einige Wahrheit zum Grunde liegen; denn wirklich würde der, der immer die Wahrheit ſagen wollte, gezwungen ſeyn, Ja und Nein aus ſeinem Lexikon zu ſtreichen. Der Normanne iſt im Allgemeinen wahrheitsliebend, und es mag ſomit dieſe Eigenſchaft immerhin an ſeiner innern, unwiderſtehlichen Abneigung vor Ja und Nein Theil haben.

Aber die Geſchichte der Normandie erklärt dieſe Zurückhaltung hinlänglich. Von dem Augenblick an, wo die Strecke Erde, die jezt die Normandie heißt, in den Geſchichtsannalen genannt wird, ſehen wir ihre Bewohner ein Jahrtauſend hindurch und länger ſtets unter dem eiſernen Joche eines fremden Eroberers. Cäſar führte hierher ſeine Legionen; die Sachſen waren ſchon vor ihm hier geweſen und löſten ihn wieder ab; nach dieſen kamen die Franken, denen dann die Normannen folgten, und als die Normannen England erobert hatten, wurden die Engländer ſpäter wieder die Eroberer der Normandie. Schon dieſer ewige Wechſel könnte jene ängſtliche Vorſicht des Normannen in ihrer Sprache erklären. Die Jugenderinnerungen der Völker ſind bleibend. Am ſchwerſten aber laſtete auf der Normandie der Fluch, den Wilhelm der Eroberer durch ſeinen Zug nach England auf ſie herabgeſchworen hatte. Plündern und Rauben war den in England eingewanderten Normannen zur zweiten Natur geworden. Die kleinen Herrn hatten dem großen Eroberer etwas abgelernt, und als England keinen Raub mehr für ihre Habſucht bot, kamen ſie in ihr Vaterland zurück, um hier zu üben, was ſie dort gelernt. Nicht nur das Blut, das während der Eroberung fließt, ruft Rache gegen den Eroberer, ſondern auch das, was in Folge derſelben vergoſſen wird. Und die Natur und die Geſchichte zeigen uns, daß ſie ein Geſetz hat, welches will, daß ſich die Räuber um des Raubes willen ſelbſt zerfleiſchen, daß die Söhne der Eroberer — der gräßlichſten Landſeuche, die die Menſchheit erleben kann — ſich ſelbſt unter einander aufreiben. Die Generale Alexanders, die Söhne Karls des Großen, die Wilhelms des Eroberers gehorchten dieſem furchtbaren Geſetze des Fatums, der Weltgerechtigkeit. Die Eroberung ſelbſt kann für die Zukunft heilbringend ſeyn, wie die Peſt, die die Luft reinigt, aber nichts deſtoweniger die Peſt iſt. Die Eroberung hat meiſt die unmittelbare Folge, daß die Helfershelfer des Eroberers, ſobald ſie ſeine ſtarke Fauſt nicht mehr fühlen, gegen einander wüthen, um unter ſich die Rolle fortzuſetzen, die ſie ihren Herrn und Meiſter ſpielen ſahen. Die Normandie iſt ein Beleg für dieſe Wahrheit, und beinahe ein Jahrhundert hindurch nach Wilhelm des Eroberers Tod wüthete in derſelben unaufhörlicher Krieg zwiſchen den Söhnen des Eroberers und ſeiner Kampfgenoſſen.

All das konnte nicht ohne Einfluß auf den Charakter des Volks bleiben und erklärt natürlich, was uns auf den erſten Anblick auffallend erſcheint. Das Volk mußte zurückhaltend, ernſt und vorſichtig werden, denn es war unglücklich. Es mußte mißtrauiſch werden, denn es hatte Niemanden, dem es vertrauen konnte. Die Bewohner des ärmſten Dörfchens theilten ſich in Parteien, und ein friſches Ja auf die einfachſte Frage konnte zu einem Verbrechen werden in den Augen deſſen, der fragte. Als die Römer kamen, war ein Ja auf die Frage: Biſt du ein Gallier? gefährlich. Unter den Sachſen und Normannen geſtalteten ſich die Verhältniſſe ähnlich. Als England die Normandie beherrſchte und mit Frankreich um dieſelbe ſtritt, wußte der Normanne nicht mehr, ob er ſich Normanne, Engländer oder Franzoſe nennen ſollte. Während der Bürger-, oder beſſer, der Ritterkriege, in denen man ſtets auf den Sack ſchlug, wenn man den Eſel meinte, d. h. das Volk züchtigte, ſo oft man den Herrſcher bekämpfen wollte, während der Hugenottenkriege endlich, war eine direkte Antwort auf die einfachſte Frage oft lebensgefährlich; denn ſie konnte für den Forſcher, den Spion eine gute Nachricht ſeyn, und dem armen Bauern, der, ohne zu wiſſen wie, ſich ſelbſt oder ſeinen Herrn verrathen hatte, den Kopf koſten. Ich denke, die Normannen haben eine Schule durchgemacht, in der ſie ſo natürlich als möglich zur Vorſicht, zur Zurückhaltung, zum Mißtrauen kommen mußten. In Caen geht dies noch jezt ſo weit, daß die Mehrzahl der Bürger wahre Staatsgeheimniſſe aus den Angelegenheiten ihres Hauſes machen und nur mit der höchſten Vorſicht einem nicht zum Hauſe Gehörenden einen Blick in dieſelben erlauben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Fortſetzung.)

Eine überbildete Prinzeſſin, welche durch ein Geſpräch über Tagesangelegenheiten gelangweilt war, ſagte zu einem Schöngeiſt: „Um Gotteswillen! heben Sie mich in ein höheres Reich! Sprechen Sie hohe Subſtantiva aus: Unſterblichkeit, Seligkeit, Glaube, Liebe, Hoffnung, Menſchenwürde, Freiheit!“ — Ein Jugendfreund von mir, der ein Bürgermädchen gern ſah und ſich in der Kirche überzeugen wollte, ob ſie auch nach ihm blicke, gähnte künſtlich, und als ſie nun inſtinktmäßig ihm nachgähnte, hielt er dies für ein Wahrzeichen ihres Conſenſes mit ihm und fühlte ſich glücklich. — Ein Profeſſor des peinlichen Rechts las beim Kapitel von Leibes- und Lebens-

ſtrafen in hohem Falſettone ganz unempfindlich und flüchtig aus ſeinem Hefte: „Der Delinquent wird auf die Kuhhaut gelegt, mit glühenden Zangen gezwickt, zur Richtſtätte geſchleift, gerädert ꝛc.“ — Ein Statiſtiker las über Bevölkerungsliſten und brachte bei einer Stadt, in welcher die Zahl der unehelichen Geburten auffallend groß war, vor: „Dieſes Mißverhältniß haben wir zweifelsohne den vielen Mehlſpeiſen, den unverdaulichen Klöſen ꝛc. beizumeſſen, von welchen man ſich dort nährt.“ — Ein junger humoriſtiſcher Geiſt übernahm bei Gelegenheit der Hinrichtung eines Kindsmörders die Rolle eines Bänkelſängers, der ſich bei frühern ſolchen peinlichen Akten in Verſen hatte vernehmen laſſen. Die ſeinigen ſind voller Stellen der drolligſten Komik, und wenn man nur überhaupt die Zuläſſigkeit einer ſolchen Poetik und Poetikaſterey bei einem hochtragiſchen Caſus zugeſteht, ſo kann man ſich eines fortwährenden Lachens kaum enthalten. Das Gedicht hat ſich um ſeiner durchgeführten Ironie willen hinter dem Rücken der Cenſur wahrſcheinlich in einem weiten Kreiſe verbreitet. Wir citiren nur die Schlußzeilen:

„Darum liebes Publikum!
Bring doch keine Kinder um!“

Sie allein bezeichnen ſchon hinreichend den Ton des Ganzen. Man denkt ſich den Hochgerichtsbarden im dreieckigen Hute, bezopft, hochmüthig, als ginge der Akt vor ſich, um ihm ein Carmen zu entlocken. Die pedantiſche Altweltlichkeit, die frömmelnde Vornirtheit, die unbehülfliche Technik, die Deſpotiſirung der Gedanken durch den erſchnappten Reim, die einfältige Salbung und das fruchtloſe Wohlmeinen wirken ſehr ergötzlich. Dabei blickt überall der verkappte Schalk in der Parodie durch, und unter der Hülle des alten Sängers ſtreckt der joviale Student ſeine Satirsohren und Bocksfüße heraus. Man iſt verſucht, einen kleinen Commentar zu den beiden Zeilen beizufügen, der auch beim Uebrigen ſeine Anwendung finden dürfte. Die Einfalt des Verslers will dem verſammelten Volk eine Schlußermahnung geben; er nennt es ungeeignet ein „Publikum,“ weil er die Hinrichtung als ein Spektakel betrachtet. Dem Volk hätte er wohlmeinend zurufen können und dürfen: Ihr Menſchenkinder, vermeidet den Weg zum Böſen! Seht, zu welch ſchrecklichem Ende die Unthat führt ꝛc. — Die Menſchen darf der Redner „Sünder“ nennen; aber das Publikum als ſolches ſündigt nicht und begeht kein Verbrechen; es ſind immer nur Einzelne oder Maſſen von Schlechtgeſinnten. Einem „lieben Publikum“ darf man vollends keinen Frevel zutrauen. Und nun erſt welchen? Das Kinderumbringen. Es wäre ſchon höchſt albern, einem armen, verführten Mädchen zuzurufen: „Liebe! bring' doch dein Kind nicht um!“ Das göttliche fünfte Gebot gehört auf eine ſteinerne Tafel mit feinem Lapidarſtyl; aber die ſüßlichte Apoſtrophe an die Leſer iſt ein Abgrund von Unſinn und Ungeſchmack, der von dem ſchalkhaften Autor trefflich parodirt worden iſt. Hätte uns ein im blutigen Ernſte verfaßtes Machwerk der Art ſchon Lachen abgenöthigt, ſo bewirkt dies eine parodiſch freie Schöpfung noch in höherm Maße, da wir den lächerlichen Bänkelſänger gleichſam an den Drähtchen des Ironikers geſtikuliren ſehen.

Einfalt und Pedanterie reichen in's Gebiet des Intellektuellen hinüber, wie es denn hinwieder im Grund Gewiſſensſache iſt, möglichſt verſtändig zu ſeyn. Im Reiche des Wiſſens, der praktiſchen Vernunft, wie der Kenntniſſe kommen tauſend Lächerlichkeiten vor; Ignoranz mit Dünkel wirkt komiſch, weil lezterer ſtets in einen leeren Schulſack greift, als wäre dieſer gefüllt. Ein Bekannter von mir behauptete, durch große Armeen könnten Erdbeben entſtehen, wenn ſie marſchiren. Die Wirthshausunterhaltungen ſind voller Lächerlichkeiten, wenn ſie ſich in's Reich der Politik, namentlich aber, wenn ſie ſich in das der Geographie und Naturkunde verſteigen. Da vernehme ich am liebſten ganz gemeine Leute, die einen Hieb von Naturgeſchichte haben. Noch kürzlich ſprach ein Zechbruder von dem üppigen Wuchs der Mineralogie, wie er die Vegetation nannte, und vom wohlthätigen Genuſſe der Mineralien (Vegetabilien). Seine Anſichten von der Aſtronomie waren nicht minder erbaulich, doch ſchwer zu behalten. Zuweilen hört man unlogiſche Wortfügungen und Verbindungen, z. B. ein blaſender Inſtrumentenmacher, ein haarwachſendes Mittel, ein ſieben Fuß langer Hanfſamen. Jemand nannte mich: den Verfaſſer des Lächerlichen, ein Spottvogel aber: den lächerlichen Verfaſſer. Jean Paul führt einen reichen Holländer an, der in ſeinem Landgut im Rheingau auf der oberſten Höhe aus Sparſamkeit ſtatt eines Pavillons nur ein Mauerſtück mit einer Ladenöffnung aufführen ließ, um hierdurch die ſchöne Ausſicht zu genießen. Wir finden dies lächerlich. Ein Landſchaftmaler könnte es aber unbeſchadet ſeines geſunden Verſtandes thun, um einen Rahmen zu dem Landſchaftgemälde zu erhalten. Dies führt uns wieder auf das Prinzip zurück, daß ein freies Bewegen in der Zweckmäßigkeit niemals, wohl aber die Eludirung der Wahlfreiheit durch innere Nöthigung lächerlich werde.

Der Wahn iſt nun auch ſo ein innerer foppender Dämon. Wenn zwei einander gegenſeitig für ſchwerhörig halten und ſich gewaltig zuſchreien, während doch Beide gut hören, ſo iſt dies ein ſpaßhafter Irrthum; eben ſo wenn ein Schalk ſich für einen Stockfranzoſen ausgibt, dem zu lieb nun ein Anderer ſeinen ärmlichen Sprachſchatz radebrechend aufbietet, bis endlich der Foppер, als es mit dem Kauderwelſch zu arg wird, mit einem guten deutſchen Fluche die Myſtifikation an den Tag bringt. Man muß ſich ſtets ein Publikum zu ſolchen Scenen denken, um das Lächerliche recht zu empfinden.— Wenn

man einmal unſer Weſen ſpaltet, während in uns doch Alles durch- und ineinander iſt und wirkt, ſo muß man neben der körperlichen, ſittlichen und intellektuellen Seite auch eine äſthetiſche, künſtleriſche in Betrachtung ziehen, die ſich durch Sprache und Darſtellung kund gibt. Die naiven Redebetonungen der Kinder, ihre drolligen Bewegungen bereiten manchen Scherz; die Späſſe gut humoriſirter Geſellen gehören auch hieher; die Ungelenkheit mancher Erwachſenen im Ausdruck, komiſche Sprech- und Sprachfehler, Lieblingsredensarten, Flüche ꝛc. nicht minder. Die Sprache iſt ein Zwangsinſtitut; ihre Regeln deſpotiſiren unſere Gedanken. Die Sprachunkunde iſt aber auch eine Macht; und wenn nun Einer mit dem Drange der Einfälle zwiſchen beiden hin- und hergeſchoben wird, ſo erregt er durch Schnitzer und Zweideutigkeiten Lachen. Das Sichverſprechen iſt das einfachſte, unſchuldigſte Exempel von Lächerlichkeit, ein Mißgriff der dienſtbaren Sprachorgane gegen die Anordnung ihres Herrn, des Geiſtes, wodurch dieſer, als ſchlecht bedient, in ein komiſches Licht geſtellt wird. Dieſes verſtärkt ſich, wenn das fälſchlich Ausgeſprochene mit dem Gewollten einen pikanten Contraſt macht. Wir geben einige Beiſpiele: Lehnſtuhl ſtatt Lehrſtuhl, Inſurrektionsgebühren ſtatt Inſertionsgebühren, der Wind der Götter ſtatt der Gott der Winde, Stupend ſtatt Student, Bleilager ſtatt Beilager, eſelgraue Ferne ſtatt nebelgraue. Im Vorleſen könnte vorkommen: Epaminondas ſtatt Examinandus, Ingredienzen ſtatt Jugendreizen, Bauchſtück ſtatt Bruchſtück, aufgeknüpft ſtatt angeknüpft, Rennthier ſtatt Rentier, Reitgerte ſtatt Regierte, Nothnagel v. Rothſchild ſtatt Nathanael v. R., Donnerſtreich ſtatt dummer Streich ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Drahtbrücke.

Eine andere Merkwürdigkeit Freiburgs ganz anderer Natur zeigt, daß dieſe Stadt in großartigen und kühnen Schöpfungen allen andern Schweizerkantonen voraus iſt. Ich meine die koloſſale Drahtbrücke, die ſich da wie ein leichtes Werk der Phantaſie von einer Höhe zur andern ſchwingt. Gewöhnlich geben Kupferſtiche von dergleichen Baumomenten eine zu günſtige Vorſtellung, wo die Wahrheit mehr und weniger hinter dem geſchmückten Bild zurückbleibt. Hier habe ich das Gegentheil gefunden: die Kupferſtiche geben nur eine Idee von der Brücke, die Poeſie des Werks erreicht keiner. Ein großes Bauwerk ſetzt gewöhnlich durch die Schwierigkeit ſeiner Ausführung und durch ſeine großen Maſſen in Erſtaunen. Beim Anblick einer ſchönen ſteinernen Brücke denkt man an die Menge Steine, an das viele Geld und die vielen Menſchen, die zu dem ſchönen Werk verwendet worden ſind. Dies iſt bei der Freiburger Brücke ganz anders, denn an ihr iſt vor Allem die Leichtigkeit zu bewundern, mit der ſie angelegt und gebaut zu ſeyn ſcheint. Keine Pfeiler, keine Bogen, keine Wiederlage! nichts als eine Linie, ohne Stütze hoch in der Luft ſchwebend, wodurch zwei Berge ſich die Arme entgegenzuſtrecken und die Hände zu reichen ſcheinen, eine ſo leichte, ſo feine und luſtige Linie, daß ſich Niemand ihre Feſtigkeit vorſtellt, eine ſo ungezwungen und natürlich laufende Linie, daß in der Ferne und ohne alle nähere Kenntniß dieſes Wunderwerks nicht in der Ausführung einiges Verdienſt zu liegen ſcheint, ſondern nur in der Idee, kurz, ein wahres Kunſtwerk, bei dem, nach dem Grad genialer Vollendung, die Schwierigkeiten immer ſorgſam verhüllt ſind. Sieht man einen Trupp luſtiger Schwalben von einem hohen Gebäude pfeilſchnell herabſchießen, dann dicht an der Erde hinſchweben, dann wieder aufflitzen, um abermals herunterzukommen, ſo regt ſich in Einem wohl der Wunſch, man möchte es eben ſo machen, mit ihnen auf und abfliegend die Luft durchſchneiden können. Dieſe Brücke ſcheint etwas davon erfüllen zu wollen, denn ſie iſt wie ein in Erfüllung gegangener Traum. Eine mächtige Hand warf von einem Berg zum andern und über das tiefe Thal weg ein Band, das hernach an dem gegenüberſtehenden Felſen feſtgemacht wurde, und auf dieſer weit in's Freie ausgeſpannten Linie gehen Menſchen, Heerden, ſchwere Laſtwagen, Diligencen, Kanonen und Reiter hin und her, und unten liegt eine unermeßliche Tiefe mit ihrem Strom, Wieſen, Gärten, Häuſer mit luſtigen Trinkern und Spielern, die, wenn ſie einen Augenblick aufſehen, all dies Treiben wie den wilden Jäger hoch über ihrem Kopf weg ziehen ſehen. Wie war dies vor Kurzem noch ganz anders. Da gelangten nach ermüdender Fahrt dickbeſtaubte, ſchwerbeladene Reiſewagen bis nahe an die Stadt, zwei Büchſenſchüſſe weit, gerade der Stelle gegenüber, wo die Reiſemühe für's Erſte ein Ende hatte; aber da mußte der Wagen erſt nicht ohne Gefahr eine ſteile Anhöhe hinunter, über einige Flußarme, und dann auf der andern Seite eine gleich ſteile Anhöhe mit neuer, unendlicher Anſtrengung der Pferde wieder hinauf. Da ſagten tauſendmal Fuhrleute und Reiſende: „Ach, wenn man da von einer Höhe zur andern eine Brücke ſchlagen könnte!“ Niemand hielt das für möglich; aber hier ſteht ſie nun. Was ganz unthünlich ſchien, hat das Genie eines kunſtverſtändigen Mannes ausgeführt.

Bekanntlich hat man die erſten Hänge- und Kettenbrücken über große Tiefen, Abgründe und Ströme in Südamerika, in der Himalaiakette, in Thibet, Mittelaſien und beſonders über den Setlej, dem Hauptzufluß des Indus, gefunden, alſo in Ländern, wo man ſo kühne, mächtige und geniale Conſtructionen gar nicht hätte vermuthen ſollen, da die in der Mechanik ſo weit vorgeſchrittenen Egypter, Weſtaſiaten, Griechen und Römer ſich von dergleichen nichts hatten träumen laſſen. In Irland und ſpäter in Wales wurden auch welche angelegt, die vorzüglichſte zur Verbindung der Inſel Angleſea mit Wales; ſie geht 90′ hoch und 504′ lang über den kleinen Meeresarm Menai weg, ſo daß große Schiffe unter ihr wegſegeln können, und verdankt dem Ingenieur Telford ihre Entſtehung. In Frankreich iſt bisher keine ſolche Brücke von einiger Bedeutung gebaut worden, wiewohl ein franzöſiſcher Ingenieur, Namens Chalet, jenes Werk weit übertroffen hat. In Genf wurden über die Feſtungsgräben zwei kleine Brücken dieſer Art angelegt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 28. September 1837.

Vertraulîche Schwänke
Sind Stücke, ſo Gäſte
Befinden für's Beſte.
Logau.

Ueber das Lächerliche.

(Fortſezung.)

Wer deklamirt, der will bei uns durch Wärme und Glanz der Sprache, durch Lebendigkeit der Bilder, durch energiſche Betonung die Empfindung einer poetiſchen Gegenwart und die ihr entſprechenden Gefühle erregen. Er bezaubert uns, wenn er ein Virtuos in ſeiner Kunſt iſt. Geſezt aber, er verſpreche ſich bei gewichtigen Worten, ſo ſehen wir ihn von einem Dämon geneckt, welcher in ihm ſprachlich die Volte ſchlägt und ſeiner Zunge gegen ſeinen Willen ein Wort ſtatt des andern unterſchiebt. — Wir waren eines Abends zu geſelliger Luſt verſammelt. Froh geſtimmt verlangten wir ein Gedicht rezitirt zu hören. Einer unter uns, der ſich nicht ungern ſelbſt vernahm, wünſchte, Schillers „Kampf mit dem Drachen“ vortragen zu dürfen. Es ging recht gut, bis er an die Stelle kam:

Sie (die Doggen) faſſen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus ſtarker Fauſt den Speer verſende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.

Im Feuer der Deklamation zerſezte ſich ihm lezteres Hauptwort unglücklicherweiſe in „Puppenſchanzer,“ worauf allgemeines ſchallendes Gelächter erfolgte. Das Komiſche liegt in der Unterbrechung der linguiſtiſchen Freiheit durch ein unwillkührliches Stolpern der Sprachorgane. Es gibt aber Leute, die, arm an echter Komik, dieſelbe gewaltſam herbeizerren wollen und an gefliſſentlichem, geſuchtem Wortverdrehen eine große Freude haben, welche die Geſellſchaft je länger je weniger mit ihnen theilt. Hie und da gelingt eine poſſierliche Umdrehung, z. B. Wechſeraturtempel, ſplattiges Schätzchen, Kornzopf ꝛc. Leider wird aber bei dieſen Spaßmachern die Luſt zur ſprachlichen Drehkrankheit, in welcher ſie jedes bedeutſame Wort ergreifen und umſtülpen, was die vernünftig redenden Geſellſchaften immer unterbricht und ſo Ernſt als Scherz rein aufhebt. Man könnte dieſe geiſtesleere, läſtige Gewohnheit einen gelinden Wahnſinn nennen, wenn die davon Beſeſſenen nicht zu proſaiſch für eine Exaltation wären.

Das Gedächtniß läßt die Darſteller zuweilen im Stiche. Ein alter Schauſpieler hatte als Theaterkönig die Großen des Reichs um ſeinen Thron verſammelt. Einer zögerte noch; der König vernahm den vom Souffleurloch aus ihm zugeflüſterten Namen des Magnaten nicht. Er rief in der Haſt: „Der — der Dings ſoll an den Stufen unſers Throns erſcheinen!“ Mein Vater hatte als Knabe auf einem Kindertheater den verkauften „Joſeph“ darzuſtellen. Es war in der Weihnachtszeit, wo er auch als Currentſchüler vor den Thüren ſang. Als „Joſeph“ ſollte er einen

Monolog deklamiren, der anfing: „Ihr Sterne hört, wie man mit mir verfährt!“ — In der Angſt kam er aber in das Weihnachtslied hinein: „Ihr Sterne ſenkt euch auf die Krippe, in welcher mein Erlöſer liegt.“ Dieſes rezitirte er nun ſtatt ſeines Monologs und weinte dazu. — Auf das kindliche Publikum machte dies die größte Wirkung. Weder Alt noch Jung dachte an den dramatiſchen Anachronismus, über den wir lachen. — Einer unſerer Freunde wollte eine Probe der von ihm neu erlernten Mnemonik ablegen. Wir waren etwa zwanzig, junge Männer und Frauen, verſammelt. Jedes ſagte ein Hauptwort; er wollte ſie nach der Reihe wiederholen. Er that zur Stärkung ſeines Gedächtniſſes manchen Zug und ließ ſich dann die Worte noch einmal vorſagen. Dies wechſelte noch ein paar Mal. Wir Alle wußten am Ende die Wörterreihe beſſer als er, der ſich in der Kunſtverlegenheit einen Brand angetrunken hatte.

Der Menſch hat nicht das ausſchließliche Privilegium, lächerlich werden zu können; auch die Thiere erſcheinen in komiſchem Lichte, wenn ihrer animaliſchen Freiheit und Willkühr auf unſchädliche Weiſe mitgeſpielt wird, und beim Fuchsprellen iſt ohne Zweifel viel gelacht worden. Es iſt gar nicht nöthig, daß man ſich die Thiere mit menſchlicher Freiheit ausgerüſtet denke, um ſie lächerlich zu finden. Spielende Katzen ſind ebenſo und aus demſelben pſychologiſchen Grund ergötzlich anzuſchauen wie ſchäkernde Kinder. Aber allerdings tritt der Fall nicht ſehr häufig ein, daß wir über Thiere in ihrem natürlichen Erſcheinen lachen, da ihnen die Vorſehung in ihrer Weisheit mit der Gabe der Sprache auch die Gelegenheit verſagt hat, albernes Zeug zu reden und ihnen dafür einen ſolchen relativen Verſtand verliehen hat, daß ſie ihre Zwecke viel öfter erreichen als die Menſchen und viel ſchwerer vom Zufall oder Menſchenwitz zu foppen ſind, auch viel ſeltener eigenen thörichten Anwandlungen unterliegen als leztere. Wo wir am meiſten über ſie lachen, iſt, wenn ſie, mit unſerm Coſtüm angethan, zu Handlungen und Darſtellungen unſerer Art dreiſirt auftreten. Wer hat nicht ſchon Hunde- und Affentänze, Cavalcaden, Gaukkereien, Mahlzeiten, Feſtungsbeſtürmungen ꝛc. geſehen und ſeinen Theil dabei gelacht? Sonſt macht die Herabſetzung lächerlich; hier thut es aber die Hinaufhebung der Beſtien in unſere Sphäre, was freilich auch wieder eine imaginäre Herabſetzung der Menſchen in die Thierwelt iſt. Ein Affe, der ſich an der animaliſchen Tafel galant oder brutal benimmt, erweckt den Gedanken, daß der Menſch eben auch manches Affenartige an ſich habe. Man kann nicht glauben, daß beim Affen Alles nur Dreſſur ſey; man weiß nicht recht, wo in ihm die Natur aufhört und die Schule beginnt. Auf jeden Fall wirkt die den Thieren aufgenöthigte Rolle komiſch; ihre animaliſche Natur, ihr freies Benehmen ſteht unter dem Stock ihres Inſtruktors und Herrn; durch die Dreſſur blickt aber ſtets die Beſtialität beluſtigend hindurch. Ich dachte mir Hühner im Hofe als Weiber und mußte über ihre Converſation, ihren Neid, eiferſüchtigen Hader, ihre lakoniſchen Aeußerungen ꝛc. ſehr lachen. — Ein Maikäfer, in die Höhlung eines kleinen dragantnen Huſaren geſteckt, mit der Mütze wackelnd, mit dem Säbel ſchwadronirend, beluſtigte Jung und Alt. — Ein Staar, der einige Worte ausſprechen gelernt, entkam, flog zu ſeinem Schwarm und wurde ſpäter wieder im Garn gefangen. Als nun der Vogelſteller die kleine Schaar in Lezterm zuſammenſchüttelte, rief der bedrängte Staarmatz: „Da geht's aber zu!“ — was den Vogler ſehr ſtuzig machte. Es iſt ohne Zweifel das Wahrnehmen einer komiſchen Nöthigung, was uns bei dieſer Anekdote lachen macht. Uebrigens erſcheint auch der Vogelſteller als geäfft, und ſelbſt wir, die einen Augenblick wähnen können, der Staar habe im Ueberblick ſeiner miſerabeln Lage ſo gerufen. — Ein Staatsbeamter ſagte von einer Fiſchordnung, deren Zweckmäßigkeit in Beziehung auf Pflege und Schonung dieſer Thiergattung man in Zweifel gezogen, ſie ſey ſo gut, wie wenn die Fiſche ſelbſt ſie gemacht hätten. — Die Fiſche als Geſetzgeber gedacht, wer fände dies nicht burlesk? — Das Nachahmen der Stimmen von jungen Schweinen, die ſich am Koben ſtreiten, von Enten, die vom Teiche nach Hauſe wandeln ꝛc. erregt Lachen, weil dieſe Thiere durch die ſpielende Darſtellung in der Eigenthümlichkeit ihrer Natur befangen erſcheinen und ſich die Copie gefallen laſſen müſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Ich erkläre mir durch dieſelben Verhältniſſe die zum Sprichworte gewordene Prozeßſucht der Normannen. Die Eroberung an und für ſich macht den Begriff des Eigenthums ſchwankend, denn Keiner weiß bei einer ſolchen, ob er das, was geſtern ihm zugehörte, heute noch ſein eigen nennen kann. Hiezu kommt noch, daß die Ritter- und Pfaffenkriege in der Normandie die Zeiten der Eroberung verewigten. Der Bauer war der ſchwächere Theil, er hatte keine andere Waffe als ſein Recht, keinen Schild als das Gericht, und die Eroberung und die innern Kriege ſelbſt waren nicht im Stande, die germaniſchen Inſtitutionen, die Gerichte und beſonders den Echiquier gänzlich zu zerſtören. So blieb alſo dem Bauer nur dies lezte Schutzmittel, und er gewöhnte ſich daran, an daſſelbe zu appelliren, ſo oft er ſeine Schwäche fühlte. Auch hierüber ſpricht der Lobredner der Normandie, und es iſt luſtig, ihm zuzuhören:

„Dieſe Leute müſſen, werdet ihr ſagen, böſe und zankſüchtig im höchſten Grade ſeyn; da man ſo beſchäftigt iſt, ihnen Recht zu ſprechen und ihre beſtändigen Streitigkeiten und Zänkereien zu ſchlichten. O! ſaget im Gegentheil, daß ſie eine unergründliche Anhänglichkeit an die Gerechtigkeit haben; und wenn ſie ihre Mitbürger für das, was man in andern Ländern für eine Kleinigkeit hält, vor Gericht ziehen, ſo iſt die Urſache davon ſicher nicht ſchwer zu finden. Dieſe iſt, daß dieſe Catone der Normandie die kleinſten Fehler für Hauptverbrechen, die nicht wieder gut zu machen ſind, anſehen und ihr Gewiſſen nicht in Ruhe fühlen, wenn ſie die, ſo ſie begehen, nicht anzeigen, wenn ſie nicht alle ihre Schritte und Handlungen beobachten, ja ſelbſt von Zeit zu Zeit, indem ſie kleine Streitigkeiten anſtiften, in Verſuchung führen und auf die Probe ſtellen. Hat man die Normannen nicht für unerträgliche Chikaneurs angeſehen, die nur Streit und Prozeſſe ſuchten? Hat man ſie nicht bei allen Völkern, die ſie umgeben, als eine öffentliche Peſt betrachtet? Hat man ſie nicht wie falſche Zeugen und Verläumder behandelt, während ihre einzige Abſicht war, allen Andern zu derſelben Vollkommenheit zu verhelfen, die ſie erreicht haben? Welch Uebermaß des Rechtsgefühls in ihrer Handlungsweiſe! Sie ziehen z. B. ihre Mitbürger bald wegen einer kleinen Beleidigung, durch eine gelinde Aufregung des Zorns veranlaßt, vor den Richter, bald wegen eines Stücks Erde, das ein liſtiger Nachbar ſich zugeeignet; ein andermal wegen eines unbedeutenden Schadens, den ein unvernünftiges Thier auf einem Acker angerichtet, und wegen tauſend ähnlicher, eben ſo unbedeutender Sachen. Sie beſchäftigen ihre Advokaten Jahrelang, ganze Stöße Papier reichen kaum aus, ihre Prozeſſe zu inſtruiren; und wozu all dieſe Mühe und dieſe Koſten, wenn nicht in Folge ihrer Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, für welche ſie nicht nur nichts ſparen, ſondern ſelbſt all ihr Hab und Gut hingeben, vorausgeſezt, daß das Recht treulich gehandhabt werde?“

Bravo! das nenne ich aus der Noth eine Tugend machen. Der gute Abbé iſt ſelbſt der ſchlagendſte Beweis für die Prozeßſucht der Normannen, denn er iſt, wie wir geſehen, ein vortrefflicher Advokat einer verzweifelt ſchlechten Sache, und ſomit eine demonstratio ad oculos dieſer Eigenthümlichkeit der braven, ein Jahrtauſend hindurch mit allen Hunden gehezten Normannen. Der Abbé fährt aber fort und ſagt: „Es iſt nicht möglich, ihnen eine Falle zu ſtellen, und wenn ſie nie Jemanden täuſchen, ſo kann man ſagen, daß ſie ſich eben ſo wenig je täuſchen laſſen.“ Und man muß geſtehen, daß er hier Recht hat, daß es ſehr ſchwer iſt, einen Normannen hinter's Licht zu führen, denn er hat eben eine böſe Schule durchgemacht, in der er gewitzigt worden iſt. Es iſt beinahe zu verwundern, daß er troz dieſer Schule dennoch ſeine Gutmüthigkeit, ſeine Redlichkeit und ſeinen friſchen Muth nicht ganz verloren hat.

In der Umgegend von Caen iſt der Bauer ernſter, als in allen andern Theilen der Nieder-Normandie. Die abnehmende Blüthe des Landes erklärt dies. Man hört hier ſelten ein Lied, und eben ſo ſelten ſieht man die Landleute tanzen. Eine Volksſitte, die ich hier ein paarmal Abends beobachtete, ſchien mir ein Beweis, daß früher die Caener Geſang und Scherz wie ihre nordiſchen Blutsverwandten liebten. Im Frühjahre kommen zahlloſe Schaaren kleiner Fiſche, die man la monte nennt, die Orne herauf. Beide Ufer des Fluſſes beleben ſich dann Abends auf eine eigene Weiſe durch die Fiſcher, die, jeder eine Laterne über das Waſſer haltend, die Fiſche durch das Licht an die Oberfläche locken und ſie ſo fangen. Schon als maleriſches Schauſpiel war mir dieſer Gebrauch intereſſant genug. Bald aber merkte ich, daß ſich die Fiſcher von einem Ufer zum andern im Dunkeln zuriefen und ſich zu unterhalten ſchienen. Einmal aufmerkſam auf dieſe etwas wunderlichen Zwiegeſpräche, lieh ich ihnen ein achtſameres Ohr, und hörte dann, daß die Antwort ſtets auf die Frage reimte, und daß ſich ſo die Fiſcher von einem Ufer zum andern gereimte Neckereien, derbe Witze, oft ſelbſt Schimpfworte und Grobheiten zuriefen. Man nennt dieſe Wechſelgeſänge oder Wechſeldialoge s'engueuler, ſich anblöcken, und ich hörte von Einheimiſchen, daß dies engueuler auch bei andern Gelegenheiten, bei Feld- und Waldarbeiten, ſtattfinde. Ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich in dieſer Sitte eine Abart der Tyroler und Schweizer Wechſelgeſänge wiederzuerkennen glaubte, und mir einbildete, daß vor Zeiten, ehe dies kräftige Volk durch Unglück und Noth, durch Krieg und Rohheit moraliſch und phyſiſch herabgekommen, die Normannen anſtatt ſich anzublöcken, ſich ihre Lieder zuſangen, wie dies hier und dort in Deutſchland, in Schweden, in der Schweiz und im Tyrol der Fall iſt. Auch die Völker und ihr Charakter haben ihre Ruinen, und dies engueuler iſt wohl eine ſolche, die von dem ehemaligen Frohſinne der jezt oft ſehr ernſten Unternormannen zeugt.

Der Normanne iſt friedfertig und bieder, tapfer und kräftig, entſchloſſen und keck. Oft aber ſieht man all dieſe Eigenſchaften ausarten, und zwar ſtets, wenn des Cidres zu viel getrunken worden. Dies auf den erſten Anblick ſo unſchuldige Getränke iſt verſchleſſen und hinterhaltig, wie leider mitunter der Normanne ſelbſt. Ein Cidrerauſch iſt gefährlicher, als ein Wein-, Bier-, oder ſelbſt Branntweinrauſch; denn er macht die Betrunkenen zu wilden Thieren, ſtreitſüchtig und jähzornig, und es iſt daher nicht ſelten, daß bei einem Feſte, wo der Cidre in gehörigem Maße floß, ein paar zerſchellte Hirnſchalen oder zerbrochene Arme, oder wenigſtens blaue Augen das

lezte Reſultat der Abrechnung ſind. „Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt,“ mag oft wahr ſeyn, aber nicht minder wahr der Satz: „Sage mir, was du trinkſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), Auguſt.

(Beſchluß.)

Die Drahtbrücke. Die große Orgel.

Die Freiburger Brücke läßt all dieſe frühern Arbeiten weit hinter ſich. Um ihre Wichtigkeit recht zu beurtheilen, muß man die örtliche Lage bedenken. Die untere Stadt lag in dem engen Sarinethal, die obere aber auf einem Felſenboden, 450′ über dem Flußbecken. Die ehemalige Straße von Bern und der deutſchen Schweiz ging ſehr ſteil und abſchüſſig in's Thal hinab, und war im Winter ganz unzugänglich, weswegen führten drei Holzbrücken über die vielfach gebogene Sarine, dann aber kamen wieder Felſen, an denen ſich der Weg mühſam hinaufwand, 240′ hoch über der Stelle, von der man ausgegangen war. Zu dieſem für Menſchen, Pferde und Wagen gar peinlichen, ſelbſt nicht ungefährlichen Nieder- und Aufſteigen brauchte man in guter Jahreszeit eine gute halbe Stunde, manchmal aber viel länger, da doch die äußerſten Punkte des Ausgangs und der Ankunft in gerader Linie nur eine kleine Viertelſtunde von einander entfernt waren. Da, wo das untere Freiburg liegt, iſt das Sarinethal nur 900′ breit, und auf beiden Seiten ſtehen Felſen von mehr denn 150′ Höhe. Mehrmals war vorgeſchlagen worden, eine gigantiſche Brücke zu bauen, um über das Thal hinüberzukommen; die Koſten wären aber ungeheuer geweſen und hätten das Land zu Grunde gerichtet. Die in England mit den Hängebrücken bewirkten Wunder machten den Freiburgern neuen Muth, zumal ſie ſahen, daß in Frankreich und in Genf geſchickte Ingenieurs ſich mit Erfolg damit abgaben, dort beſonders Séguin und Chaley. Man wußte auch, daß Telford, der Erbauer der Menai-Hängebrücke, ſich erboten hatte, über die Merſey bei Runcorn, unſern Liverpool, in einer Länge von 900′ eine ſolche zu ſchlagen. In Beziehung auf die Möglichkeit war alſo die Sache im Klaren, es handelte ſich nur um die Koſten. Da ſchlug der franzöſiſche Ingenieur Chaley vor, er wolle den Bau der Brücke auf ſeine Gefahr übernehmen, und verlange nichts dafür als die Summe von 500,000 Franken und die ganze Brückenabgabe vierzig Jahre lang. Sein Vorſchlag wurde angenommen und auch gleich darauf die Arbeiten begonnen. Telford hatte zu ſeiner Menaibrücke länger als fünf Jahre gebraucht, Chaley beendigte hingegen die Freiburger in zwei Jahren und drei Monaten, und ſie iſt unſtreitig das ſchönſte und kühnſte Werk dieſer Art; ihre Länge beträgt 346 Metres oder 1058′ und die mittlere Breite 8 Metres oder 24′; ſie ſchwebt 50 Metres oder 150′ hoch über der Sarine und ihrem Thal. Es iſt ſehr intereſſant, das Einzelne dieſes Wunderbaus, die dabei angewendeten mechaniſchen Mittel, die Vorſicht und Befeſtigung der Hauptſtützen tief im Innern der Felſen, die Vorkehrungen gegen das Schwanken und die Friktion zu beobachten. Tritt man weit genug zurück, um das ganze Werk überſchauen zu können, ſo verſchwinden die perpendiculären Drähte faſt ganz und man kann glauben, die ganze Brücke ſey nichts als ein langes Brett, das über den Abgrund weg, von einem Felſen zum andern geſchoben ſey; man meint, der Zimmermann habe Alles gemacht, die weit zurückſtehenden Bogen, auf denen die großen Tragwerke hängen, ſcheinen gar nicht zur Brücke zu gehören, und erſt nach einiger Aufmerkſamkeit zeigen ſich rechts und links leiſe gebogene, dünne Linien, die von ihnen auf die Brücke herunterlaufen; man ſollte nicht glauben, daß ſie die Seele des Ganzen, die Träger und Halter der ganzen Brücke ſeyen. Nach ihrer Vollendung gingen zur Probe fünfzehn Zwölfpfünder mit fünfzig Pferden und dreihundert Mann hinüber und herüber, und am folgenden Tag eine Prozeſſion von zweitauſend Menſchen mit Militärmuſik, wobei man Sorge trug, die Brücke möglichſt nach dem Takt ſchwanken zu laſſen; ſie bewegte ſich aber nur wenig. Seitdem gehen die ſchwerſten Laſtwagen mit zwölf Pferden ohne allen Anſtand darüber.

Freiburg hat eine dritte Merkwürdigkeit, die auch viele Fremden anzieht, und wenigſtens in der Schweiz einzig in ihrer Art iſt, ich meine die große Orgel der Cathedrale, das treffliche Werk Moſers, von mächtigem und weitherrſchendem Umfang, voll Großartigkeit und Feierlichkeit in der Tiefe, in den Mitteltönen nnd in der Höhe voll zarten, reizenden Wohllangs, Engelsſtimmen vergleichbar. Ich habe mehrmals tüchtige Meiſter darauf ſpielen hören, zuerſt den Organiſten Vogel aus Berlin, jezt in Frankfurt a. M., deſſen Grabesſtimmen, Sturm und Gewitter hier einen bewunderswürdigen Effekt machten, dann Moſer ſelbſt, der uns Alle bezauberte durch ſeine täuſchende Nachahmung der Menſchenſtimme, in allen ihren Höhen, Tiefen, Modulationen und Beugungen mit einer herzergreifenden Innigkeit und Zartheit. Hört man dieſe Fülle herrlicher Stimmen, bei der doch jede wieder einzeln deutlich hervorklingt, ſo glaubt man in einem Kloſter des ſechzehnten Jahrhunderts zu ſeyn, wo damals der Geſang ſo einfach ſchön war. Ich dachte mir bei der Orgel ein dichtes Gitter und hinter ihm ein paar Dutzend Nonnen, die, abgeſchieden oder ſcheidend von der Welt, ihren Wünſchen und Hoffnungen, ſich nur dem Himmel zuwenden; in der Kirche gingen und ſaßen einige Männer, ich glaubte, es ſey wohl ein Vater oder ein ehemaliger Geliebter, die ſich bemühten, aus dem Geſang die Stimme des theuren Mädchens herauszuhören, das ſie im Leben nicht mehr ſehen ſollten. Die Scene ſtellte ein Gewitter vor; zuerſt läßt ſich ferner Donner hören, der langſam näher kommt, dann mit ſeinem Brauſen in der Luft furchtbar und in ſeiner Mannichfaltigkeit wunderſchön wird; zwiſchen den Donnerſchlägen hört man die vox humana mit Tönen des Danks, der Beruhigung und des Friedens hindurch; ſie flehen um Schonung für die Erde, auf die ſie ſelbſt verzichtet haben; der Kampf und das Stürmen der Natur und der Welt, und zwiſchen durch dieſer ſüße, fromme Friede iſt unendlich poetiſch und ergreifend, ja der Gedanke ſelbſt höchſt religiös, er iſt der Grund alles chriſtlichen Sinnes. Mit dieſer Stimmung ſollte man aus der Kirche gehen, und ſich draußen die Thränen unwiderſtehlicher Rührung abtrocknen. Statt deſſen ſtiegen wir hinauf zur Orgel und der Organiſt ſpielte vor unſern Augen auf dem Klavier die Menſchenſtimme; dieſe proſaiſche Ueberzeugung that mir unendlich weh, weher noch, als ſänken die Nonnen vor mir in die Erde.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 29. September 1837.

— Der Menſchheit ewiges Symbol
Iſt Janus mit dem Doppelangeſicht.

Pope.

Altes und Neues.

1.

Zwo Mächte ſind's, die ſeit undenkbar'n Zeiten
Die Menſchenbruſt, die Menſchenwelt bewegen.
Die eine will das All im Schwung erregen,
Und raſtlos fort zum dunkeln Ziele ſchreiten.

Die andre, ſcheu vor ungemeßnen Weiten,
Schilt jene maßlos, raſend und verwegen,
Möcht' alle Welt in ehrne Bande legen.
Was will der Menſch, wenn Götter ſich beſtreiten?

So mögen beide wirken, Gottgewalten!
So lang die dunkeln Zeitenſtröme rollen,
Gab's einen neuen Bund und einen alten,

Hier kühnen Geiſtes unbegrenztes Wollen,
Dort unerſchütterfeſtes Innehalten.
Auf Gottgeſandtes ſoll der Menſch nicht grollen.

2.

Ich ſah — o glaubt, ihr künftigen Geſchlechte! —
Ich ſah, um ſie ein feierliches Schweigen,
Sie jüngſt zur Erde ſtille niederſteigen,
Die eine jener beiden hohen Mächte,

Das altergraue Scepter in der Rechte,
Und hundertjähr'ge Eichen ihr ſich neigen.
Auf ehrne Tafel ſchien ſie ernſt zu zeigen,
Ein Schleier floß um ſie wie ſieben Nächte.

Still war die Welt, und im Gebet verſunken
Vor Opferflammen, dort vom Gangesſtrome
Braminen, ſtummer Gottbegeiſtrung trunken,

Vom Euphrat her berufen glaubensfromme
Söhn' Abrams, und von höh'rer Liebe Funken
Entglüht, der Chriſt in myſt'ſcher Wölbung Dome.

3.

Die andre auch erſtand auf ihrem Hügel.
Von ihrem Scheitel ſah' ich Funken ſprühen,
Gedankenmorgenroth der Stirn' entglühen;
Wie ſie ſich hob, da wuchſen ihr die Flügel.

Ein Hauch! der ehrnen Tafel ſieben Siegel,
Sie löſen ſich; des Schleiers Nächte fliehen
Zurück, die um das Heiligthum ſich ziehen,
Und von den Tempeln ſpringen rings die Riegel.

Und wo ſie ſtets bewegten Fluges ſchwebte,
Da ſchollen Chör' im bachiſchen Entzücken,
Der Zukunft lichtumfloßnes Bild belebte

Das Herz der Welt und ſprach aus allen Blicken;
Doch auch der Zweifel, ahndevoll, durchbebte
Die Bruſt, ob Weh', ob Wonne Götter ſchicken.

4.

Beglückt, wer beiden Mächten iſt verbunden,
Wer der Vergangenheit Geſtalten ehret,
Den Blick zugleich zum neuen Licht gekehret;
Wer hohem Weltgeiſt ſinnig nachempfunden

Und gläubig lauſchte altergrauen Kunden,
Und ſo, vom großen Zeitenbuch belehret,
Nicht alternd ſich der Offenbarung wehret,
Die uns enthüllen ſtets verjüngte Stunden.

Der Mann jedoch, der eitle, iſt betrogen,
Dem heil'ger Vorwelt tiefer Grund zur Lüge
Geworden; jener auch, der nicht erwogen

Des wunderſamen Zeitenbaus Gefüge,
Und wie zu immer höherm Ziel der Bogen
Des Geiſtes fliegt, zu immer höherm Siege.

5.

Ich ſoll ein Zeugniß dir, ein klares, geben
Von jener Doppelmacht, die ſtets verbündet
Im großen Weltendrama ſich verkündet,
In deren Kampfe höher wächst das Leben?

Sieh dort den Baum ſich in die Lüfte heben;
Doch wenn ſich nicht nach unten, tief gegründet,
Der Wurzeltrieb in zähen Adern windet,
Wie kann im Lichte frei die Blüthe ſchweben?

O wüßteſt du, wie tief im Erdenſchoße
Die Wurzel ſich erfreut der Blüthentriebe,
Und dieſe, ſtolzer nicht ob lichtem Loſe,

Für ihre dunkle Mutter glüht in Liebe! —
Daß immer ſo der Freiheit glüh'nde Roſe
Dankbar und ſtill am alten Stamme bliebe!

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Fortſetzung.)

Selbſt die leblose Natur iſt nicht von unſerm Gebiete der Komik ausgeſchloſſen. Wer hat nicht ſchon über einen alten Baumſtrunk gelacht, wenn dieſer zufällig die Geſtalt eines verwachſenen Menſchen darſtellte? — über einen Felſen, der einem Bekannten im Profil ähnlich ſah, wobei freilich Letzterer auch ein wenig in's Lächerliche eintaucht, da ſelbſt die Felſen ihn mit ſeiner Phyſiognomie zu foppen ſcheinen. — Wolkenformen ſind oft beluſtigend anzuſchauen. Allongeperrückenköpfe ſchauen der ſcheidenden Sonne nach; Stirne, Naſe, Mund verziehen ſich; es werden Ungeheuer, Löwen, Drachen daraus. — Der Sturm pfeift durch häusliche Räume; es tönt wie Thier- oder Menſchenſtimmen, und der zwiſchen Thür und Angel ſich hindurchzwingende Diener des Aeolus nöthigt uns Horchenden ein Lächeln ab. — Durch Nachahmung von Naturtönen hinter einem Vorhange, z. B. von Sturm, Regen, einſchlagendem Blitz, wird die Natur auch gewiſſermaßen lächerlich gemacht, weil alles Darſtellbare, Nachahmbare als ein Genöthigtes erſcheint, das, wenn es ſich in kleinlicher Form äußert, komiſch wirkt. Das Luſtigſte bleibt wohl ein akuſtiſch nachgemachtes Feuerwerk mit Feuerteufeln, ſchnurrenden Feuerrädern, ſauſenden Raketen, zerplatzenden Schwärmern ꝛc. Auch auf den Darſteller fällt dabei ein komiſches Licht, der mit einem ſo beſchränkten Mittel, wie ſein Mund iſt, ſo mannichfaltiges, oft gewaltiges Getön nachzuahmen ſich erkühnen konnte. Man denkt ſich im Geiſt ſeine Strapaze hinter dem Vorhange, und muß deſto mehr lachen, je mehr er ſich durch Aſſonanzen, die man einen Schallwitz nennen möchte, mit den Zuhörern abzufinden bemüht.

Was im Leben komiſch und lächerlich erſcheint, wirkt auch faſt immer als ſolches in der Darſtellung, ſey dieſe nun poetiſch, dramatiſch oder bildend, ja oft wird der Eindruck noch verſtärkt durch die dichteriſche oder künſtleriſche Auffaſſung, durch Klarheit der Darſtellung, Iſolirung, Beleuchtung, Einrahmung, dadurch, daß wir das Lächerliche erſter Potenz durch das Medium eines humoriſtiſchen Geiſtes in zweiter Potenz wahrnehmen, wo ſich überdies der Eindruck in einem mitgenießenden Publikum vielfach ab- und widerſpiegelt. — Ueber die poetiſche Schilderung komiſcher Reden und Scenen braucht man nicht viel zu ſagen, ſondern nur auf die belletriſtiſche Literatur im Ganzen hinzuweiſen, die voll, ja überfüllt davon iſt. Der Wunſch, das Beſtreben, dem Leſepublikum Freude zu machen, Lachen zu erregen, iſt bei vielen Autoren ſo ſtark, daß ſie zuweilen auch ohne wahre Anlage zur Komik ſich krampfhaften Anſtrengungen unterwerfen und in den Augen der Kritik über dieſer Strapaze ſelbſt lächerlich

werden. — Der Humor, die Anlage und Gabe, mit Natur und Leben, mit ihrem höchſten Ernſt ein poetiſches Spiel zu treiben, jedem Verhältniß des Daſeyns eine komiſche Seite abzugewinnen und ſo ein geiſtig-gemüthliches Herrſcherthum über die Welt zu beurkunden, iſt angeboren, angelebt, und kann wohl weiter ausgebildet, aber nicht gelernt, nicht abſichtlich erworben werden. Er iſt Stimmung, Laune im höchſten Ausdruck, und wer kann dieſe in ſich ſchaffen, kommandiren? Der Humor iſt der ſubjective Pol aller Komik, aller lächerlichen Erſcheinungen des Lebens, ſo daß der Humoriſt ſich ſelbſt eben ſo wohl und eben ſo oft Objekt wird, als es ihm Welt und Menſchen werden. Ironie iſt der Ton, die Färbung ſeiner Aeußerung, die im Scheinernſte mit jenen ihr Spiel treiben. Die Satire ohne Ironie iſt ſchon zu ernſt, mehr Geſchäft als Spiel. — Der Witz macht lachen, weil er in ſchnell ergriffenen, unerwartet combinirten Aehnlichkeiten an ſich disparater, zu verſchiedenen Sphären gehöriger Dinge mit beiden ſpielt und ſie ſomit zu aufgenöthigter Confrontation ſich vor ihm, dem geiſtreichen Herrſcher, ſtellen heißt, etwa wie wenn Jemand Menſch und Hund vorführte und unerwartet eine phyſiognomiſche Aehnlichkeit beider zeigte, was man einen thatſächlichen, realen Witz nennen könnte, wie er auch in gewiſſen Carrikaturen ergötzlich auftritt.

Jean Paul war wohl extenſiv der witzigſte Dichter; das Gleichniß war die Form, unter welcher er allein denken, forſchen, darſtellen konnte. Wenn er aber Alles, was ihn geiſtig nähren ſollte, Leben und Lektüre, auf dieſe Form ſammleriſch, collektaneenmäßig bezog, ſo entſtand dadurch bei ihm bald eine Superfötation von Vergleichungen und Witzſpielen, die der Schönheit und Klarheit des eigentlichen Gedankens, der plaſtiſchen Haltung ſeiner Geſtalten Eintrag that und den Reichthum ſeines Geiſtes einem großen Theil der deutſchen Nation und noch mehr den fremden unzugänglich machte. — Bei Keinem mehr als bei ihm waren die Vorzüge des Geiſtes mit einer Eigenthümlichkeit und Beſonderheit, die man in Hinſicht auf claſſiſchen Geſchmack Beſchränkung nennen darf, innig, organiſch verwachſen. Dennoch drang er gerade durch dieſen Doppelgang in Gleichniſſen in die größten Höhen und Tiefen des Lebens und wird uns ſtets unbegreiflich, unergründlich erſcheinen.

Das Wortſpiel iſt der magerſte Witz, weil es ſeine Combination von zufällig ähnlichen Lauten hernimmt. Wenn Einer ſagt: Bei dieſer feſtlichfrohen Veranlaſſung muß Alles, Herzen, Trommeln und Kuchenteig gerührt werden, ſo ſind es weniger die Gegenſtände, als ihr zufälliges Zuſammentreffen in der Modifikation des „gerührt werdens," womit ein Wortwitzſpiel getrieben wird, und wo denn freilich die ſo ganz verſchiedenartige Rührbarkeit bei dem Scherz eine bedeutende Rolle ſpielt, ein Beleg, daß ſelbſt die Sprache als Laut ein Gegenſtand der Laune, des Humors werden, und durch witzige Combinationen in komiſchem Licht erſcheinen kann. Zuweilen iſt die Zuſammenſtellung mehr muthwillig, als witzig; z. B. der Propſtei-Schweinſtall, die Prälatur-Taufkutſche (nämlich für die Beamten). Es curſiren komiſche Conti, worin z. B. aufgeführt iſt: die Leiter, die Jakob im Traume geſehen, ausgebeſſert u. dgl. Sie ſtreifen gewöhnlich an's Frivole, Indezente. Abgeſehen hievon liegt das Lächerliche darin, daß dasjenige, was einen Anſtrich der Heiligkeit hat, in einer einfältigen Bildſchnitzerrechnung als reſtaurirt erſcheint. Dahin gehören auch die komiſchen Inventare, worin unſchaubare, unmögliche oder längſt abſorbirte Dinge als Reliquien aufgeführt ſind. Dieſe Produkte wären komiſcher, wenn ſie in romanhafter Verbindung als wirkliche Myſtifikationen leichtgläubiger Perſonen aufträten, oder, wie folgendes Signalement, als das Verſehen eines Polizeiſchreibers, der da einzeichnete: N.N. hat reformirte Haare, ſchwarze Stirne, kurze Augen, blaue Naſe, langen und gebogenen Mund, aufgeworfene Zähne, gelbes Kinn, geſpaltenes Geſicht, ovale Geſichtsfarbe, rothbraune Statur, hagere Bekleidung. Nur in eine Theaterpoſſe eingewoben, kann dergleichen Gemachtes einiges Lachen erregen.

Die ungeheuern Aufſchneidereien und Lügen des deutſchen Gascogners „Münchhauſen" ſind durch eine mehrfache Komik ergötzlich. Bei den von ihm erzählten Ereigniſſen werden Menſchen und Thiere durch ſeine erlogene Darſtellung, als einem phantaſtiſchen Spiel mit ihnen, zu lächerlichen Figuren, ſo z. B. der Bär, der ſich an eine mit Honig beſtrichene Wagendeichſel anleckt und dann durch einen hinter ihm durchgeſteckten Zapfen zum Gefangenen gemacht wird; ſo das vom Thorfallgitter halbirte Pferd, das zweifüßig fortrennt und dem das getrunkene Waſſer aus dem geöffneten Leibe läuft ꝛc. Man kann ſich dem Gedanken hingeben, als möchte der Eine oder Andere von den Zuhörern, denen er ſeine Fata erzählte, an ihre Wahrheit geglaubt haben, eine Annahme, die, poetiſch angeſehen, nicht ungültig iſt, da ja die ganze Wirkung des gedichteten Wunderbaren auf einem relativen Glauben daran beruht. Durch einen ſolchen werden aber Münchhauſens Zuhörer auch lächerlich. Warum ſollten wir aber nicht auch den unendlichen Lügner lächerlich finden, der, wie jeder Aufſchneider, doch oft hinter ſolche kommt, die ihn mit einer treuherzig glaubigen Miene zum Beſten haben. Es verſteht ſich, daß dies Alles in uns nur dann vorgeht, wenn wir uns den Herrn von Münchhauſen mit ſeinen Abenteuern recht dramatiſch in die Scene ſetzen. Wer dies nicht kann, der mag wohl gar, wie vielen Hochweiſen bei der Erſcheinung des Büchleins geſchehen, die Lektüre höchſt albern und eines vernünftigen Mannes unwürdig finden.

Die bekannten Krähwinkler Bilder sind eigentlich bildlich dargestellte Wortwitze. Sie beruhen auf einem Doppelsinn, wovon der eine körperlich schaubare Theil in der Scene erscheint, während es eigentlich um den bildlichen Sinn zu thun ist. Es sind gemalte Metaphern oder Zweideutigkeiten. So z. B., wie der General von Krähwinkel Besatzung in eine Festung wirft, sie rasirt, wie er Nasen an das Offizierkorps austheilt, wie der Bürgermeister von Krähwinkel über das Klavierspiel seiner Tochter ganz weg ist (er erscheint nämlich gar nicht auf dem Bilde). Das Lächerliche liegt hier ohne Zweifel darin, daß die guten Krähwinkler zu unsinnigen Thaten ꝛc. mißbraucht werden, die aber eigentlich keine solche, sondern nur metaphorische, sprichwörtliche, doppelsinnige Redensarten sind. Diese losen Späße lassen sich in's Zahllose vermehren.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 23sten September.

Schillers Denkmal.

Die Frage, welche Stelle Schillers Denkmal einnehmen soll, naht ihrer Entscheidung, und so mag es auch an der Zeit seyn, den Werth der Plätze, welche in die Wahl fallen werden, zu prüfen.

Die Statue des Dichters soll in die Mitte des Volks, damit diesem sein Bild stets vor Augen stehe, daher inmitten der Stadt gestellt seyn.

Will man nun in Stuttgart das Monument nicht geradezu in den Mittelpunkt des Gewühls und der Bewegung, auf den sonst sehr geeigneten Marktplatz stellen, so bleiben wohl nur zwei Plätze, der sogenannte alte Schloßplatz und der in der Nähe der Akademie und des Waisenhauses übrig, die hier in Betracht kommen.

Für den letztern spricht, daß Schiller in der Akademie seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, obwohl sich stets der Gedanke an seine Flucht und an die Umstände, welche ihn aus dem Vaterlande getrieben, jener Erinnerung anknüpft, wodurch der erste freudige Eindruck mit einem zweiten, weniger erfreulichen gemischt wird.

Der Platz, auf welchen Schillers Monument in der Hauptstadt seines Geburtslandes gesetzt wird, sollte in seinem ganzen äußern Wesen den Charakter eines öffentlichen Platzes tragen, welches Erforderniß dem Platze auf der königlichen Planie abgeht.

Dieser ist von Bäumen umgeben, wobei sich die Frage aufdrängt, ob überhaupt ein einzelnes Kunstwerk, mit seinen bestimmten strengen Linien, nicht die Aufstellung in einem Raume fordert, dessen architektonische Formen in harmonischer Korrespondenz damit stehen, so wie z. B. ein Concert, ein kunstgerechter Gesang besser in den begrenzten Raum eines Saales, der die Töne zusammenhält, taugt, als in die freie Natur, in der die gemessenen Klänge unbestimmt zerfließen.

Wenn die Griechen ein Kunstwerk im Freien errichteten, so stand es nicht isolirt, sondern umgeben oder in der Nähe von einer Reihe anderer Monumente, so daß das eine dem andern gleichsam Schutz und Halt und Harmonie verlieh. Ueberdies war in Griechenland Baum und Gebüsch, es war der ganze griechische Himmel, der keinen nordischen Winter kennt, der Aufstellung von Denkmälern in grünen Räumen unendlich günstiger, als bei uns, wo der Winter die Bäume fast die Hälfte des Jahres ihres Schmuckes beraubt, und die grünen Plätze eben so lange unter Feuchtigkeit und Schnee legt, so daß sie und mit ihnen das Monument verödet und verlassen dasteben.

Gewiß kennt Jeder den traurigen Eindruck, den in solcher Zeit solche Denkmale machen, während Sommers die grünen Töne, die ein Bronzebild bald annimmt, weder in den Farben schön, noch in den Linien rein von dem umgebenden Grün der Bäume sich abheben.

Endlich ist jener Platz, dessen Fundamentirung, nebenbei gesagt, große Schwierigkeiten und Kosten bieten würde, nicht so wohl gelegen und nicht im gleichen Sinne im Angesicht des Volks, wie der Raum zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche; vier von den denselben umgrenzenden Gebäuden gehören, ihrem Gesammteindruck nach betrachtet, zu den schönsten und imposantesten der ganzen Stadt.

Schon von ferne fällt der Blick des Beschauers auf diese großen Massen, die aus dem übrigen Häusergewimmel angenehm heraustragen, und gleich schön bleibt der Eindruck, wenn man sich mitten auf demselben befindet: zur einen Seite die alte Fürstenwohnung, auf der andern die Hauptkirche, und dieser gegenüber ebenfalls zwei große Gebäude, von denen das eine durch schöne Verhältnisse sich auszeichnet, und dem andern (dem Kanzleigebäude) wesentliche Verschönerungen bevorstehen.

Bei einem Flächenraum von mehr als 55,000 Quadratfuß bildet der Platz nahebin ein Quadrat, von welchem die Grundfläche des Monuments mit seinen Stufen kaum ein Fünfzigstel bedecken und von der Länge oder Breite etwa den siebenten Theil einnehmen werden, woraus erhellen dürfte, daß seine Größe zum Denkmale in einer richtigen und angemessenen Proportion stehe.

In der Stadt kennen wir keinen Raum, der alle diese Bedingungen eines schönen öffentlichen Platzes, von würdiger, ernster, für ein Denkmal geeigneter Umgebung, wie dieser, in sich vereinigte; fast allen Theilen der Stadt gleich schnell zugänglich, träte die Statue auf diesem Platze, von welcher Seite man ihn auch besuche, dem Beschauer in ihrer ganzen Größe entgegen, während unter Bäumen und Gesträuchen ein Monument nur in seiner Nähe volle Beschauung zuläßt, also fast immer halb versteckt bleibt, was für das Standbild Schillers am wenigsten passend seyn möchte.

Wir setzen voraus, daß der Boden des alten Schloßplatzes bei Errichtung des Denkmals möglichst geebnet und mit Rücksicht auf solches besser geordnet werde, wie wir zuverlässig wissen, daß sich die Ansicht vieler Sachverständigen, Künstler wie Kunstfreunde, mit uns dahin vereinigt, daß bei den bemerkten Verbesserungen dieser Platz entschiedene Vorzüge vor dem andern habe; wir glauben daher zuversichtlich, daß sofort auch seiner Wahl der Beifall der öffentlichen Meinung, welche bereits zu seinen Gunsten sich hinzuneigen scheint, kaum fehlen könne.

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 30. September 1837.

— In his brain he has strange places cramm'd
With observation, the which he vents
In mangled forms.

Shakespeare.

Ueber das Lächerliche.

(Beſchluß.)

Die Berliner Bilderwitze ſind anderer Art. Der Dialekt, beſonders ein ſolcher, enthält ſchon an ſich ein komiſches Moment, weil er im Gegenſatz gegen die reindeutſche Sprache den Menſchen in eine Carrikatur von Mundart eingebannt vernehmen läßt. Ueberdies ſind die dargeſtellten Individuen eine Art Symbole, Repräſentanten beſonderer Volks- und Gewerbsclaſſen, und einer gewiſſen Beſonderheit verſchrieben; dazu iſt der Akt ſtets ein lächerliches Mißverſtändniß, eine handgreifliche Zurechtweiſung, ein Schabernack, ein burlesker Conflikt der Anſprüche, Neigungen ꝛc. Ein Burſche, der einem Miethgaule den Sattel verkehrt auflegt und darüber von den Umſtehenden ausgelacht wird, ruft dieſen zu: „Schafsköppe! wißt ihr denn, wo ick hinreiten will?“ — Wir ſehen einen Herrn in ein Souterrain herabſtürzen und eine dicke Höckerfrau — ihn anſchreiend: „Ochſe! was is denn det hier vor en Kellergefalle?“ Der Hund eines Fremden hat einem Kaninchenhändler ein Junges zerriſſen. Er wird von einem Polizeibeamten zum Schadenerſatz gezwungen. Ein Schuſterjunge nähert ſich dem Fremden und flüſtert ihm zu: „Schenken Sie mich enen Groſchen, dann ſag' ick, das Karnickel (Kaninchen) hat zuerſt angefangt.“ — Ein Geſelle ſoll mit ſeinem Kameraden in eine Schnappsboutike gehen. Er entſchuldigt ſich zuerſt mit ſeinem Tagewerk, dann mit dem Abſterben ſeiner Mutter, was ihm allen Appetit genommen, dann ſagt er auf weiteres Zudringen: „Brüderchen! es hilft dir Alles nicht. Sieh! ick hab ſchon genug Schnapps getrunken!“ — Politiſche Carrikaturen ſind nur in größeren conſtitutionellen Reichen, wie in England und Frankreich, am Ort. In abſoluten Staaten ſind ſie nicht denkbar wegen des Nimbus, der um Thron und Divan ꝛc. ſchwebt; in kleinen Reichen, wo der Regent ſtets auch als Landesvater in einem patriarchaliſchen Verhältniß mit den Unterthanen lebt, wären ihre Zerrbilder zu frech, ihre Färbung zu grell; ſie würden pasquillartig erſcheinen. Die komiſche Wirkung dieſer Bilder beruht auf der Traveſtirung der hohen Staatsbeamten, ihrer Trabanten und ihrer Oppoſition in niedrige, oft außermenſchliche, zerrbildliche Geſtalten, der Uebertragung ihrer politiſchen Geſinnungen und Einſchreitungen auf witzig erfundene, ſchaubare, gemeine Funktionen, die einen Vergleichungspunkt darbieten, kurz auf einem kurzweiligen Spiel mit ihrer ernſten Perſon, ihrem wichtigen Beruf, ihrer achtungswerthen, wenn auch Vielen läſtigen Wirkſamkeit, ihrem angefeindeten politiſchen Glaubensbekenntniſſe.

Die dramatiſchen Poſſen, namentlich die früher von katholiſchen Clerikern ausgegangenen, machten ſich oft über religiöſe Gegenſtände her, ohne daß den Verfaſſern von Oben etwas Unliebes geſchah. Sebaſtian Sailers „Schöpfung der Welt“ iſt bekannt. Die Darſtellung iſt darum unſchädlich, wenigſtens für Mündige, weil die Geſtalten ſo ſehr ſueviſirt ſind, daß man nicht mehr an die Träger des Heiligen, ſondern nur an ihre ſatiriſche Bedeutung denkt. Stellen, wie folgende, bezeichnen den Ton dieſer Burlesken: Judas: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus, ihr Herrn!“ — Hoheprieſter: „In Ewigkeit! Was iſt dein Begehr'n?“ — Judas: „Ich komm' zu verrathen Jeſum Chriſt, der von dem Tod erſtanden iſt. Halleluja!“ Weißmann mußte wegen gewagterer Anzüglichkeiten die ſeinigen in mythologiſche Geſtalten umſetzen. Sein Jupiter geht mit dem Regenſchirm aus, woran ein Blitzableiter angebracht iſt, und ſtoßt bei dem furchtbaren Ungewitter Seufzer aus, die im Munde des Donnergottes der lächerlichſte Unſinn ſind, z. B. bei jedem Blitz ein: Helf uns Gott! — Es iſt ein niedrigkomiſches Spiel mit den olympiſchen Göttern, zugleich auch ein ſolches mit den ſchwäbiſchen Bürgern und Bauern, die mit jenen ſatiriſch in die Scene geſezt werden.

Wenn wir einen allgemeinen Blick auf das von uns durchlaufene Gebiet werfen, ſo können wir fragen, wie ſich denn das Lächerliche zum Leben überhaupt, zum Ernſte deſſelben verhalte. Es iſt daſſelbe faſt immer ein Momentanes, Vorübergehendes, Zufälliges. Was im Leben Dauer, Folge, Ausbreitung hat, was aus ſeiner organiſchen Conſtruktion hervorgeht und wieder auf ſie zurückwirkt, iſt niemals komiſch; der Zufall iſt der ſonderbare Heilige des Lächerlichen. Zum Glück wird aber das Zufällige ſtets wieder in den organiſchen Beſtand des Lebens reſorbirt. — Neben der Klugheit wird bei dem Treiben der Menſchen unglaublich viel Thorheit, tragiſche und komiſche, conſumirt, aber ſie dringt nicht ſo tief, wie der Verſtand, in die Geſchäfte und Säfte des allgemeinen Lebens ein. Wenn das Daſeyn dem wahren Weiſen in heiterm Lichte erſcheint, wie es denn ihm eine Art Gewiſſensſache iſt, den frohen Muth nicht zu verlieren, hellen Sinnes darin fortzuſtreben, zu wirken, ſo hat das Komiſche, das Lächerliche den kleinſten Theil daran. Kluge Leute lachen am wenigſten, weil ſie Menſchen und Sachen kommen hören und ſehen; ſie ertragen auch Jenes in Buch und Unterhaltung nicht ſo lange als diejenigen, die ſelbſt ein dankbarer Stoff komiſcher Darſtellung wären. — Die Helle, die Heiterkeit des Lebens beſteht viel mehr in einem erwünſchten Fortgang, in einer frohen Entwicklung ruhiger Zuſtände, als in beluſtigendem Spiel, Scherz, Spaß, Muthwillen. — Ein großer Ernſt der Geſinnung mit darein ſpielender leichter Ironie leitet auch die geſellige Freude viel ſchöner fort als provozirte Lächerlichkeiten.

Wie verhält ſich das Komiſche, das Lächerliche zu unſerer Empfänglichkeit, zur gewohnten Stimmung, zur Tagesordnung? — Was die Empfänglichkeit im Allgemeinen betrifft, ſo könnte man ſich einen Weiſen denken, der über keinen Vorgang, alſo niemals lacht. Da ein ſolcher aber außer dem gewöhnlichen Kreiſe des Menſchlichen ſtände, ſo müſſen wir bei ihm in dieſer Beziehung eine künſtlich ſtoiſche Haltung vorausſetzen. Bei jedem Menſchen von Erziehung tritt zuweilen der Fall ein, daß er das Lachen unterdrücken muß, was ihm auf zweierlei Art möglich wird, wenn er entweder ſich verſtändig die Cauſalität der lächerlichen Situation vorhält und ſo das Pikante aufhebt, oder wenn er ſeine Gedanken mit feſtem Willen davon wegwendet und ſo den Kitzel ablehnt.

Je ausgebildeter die Lebensverhältniſſe einer Nation ſind, je ſchaubarer die complizirten Zuſtände vor ihren Augen liegen, deſto mehr haben die Menſchen Veranlaſſung zu lachen. Wilde und Halbwilde lachen gewiß weniger als Zahme, und auf dem Lande iſt des Komiſchen weit weniger als in den Städten. — Jean Paul ſagt, die unglücklichen Nationen ſeyen die witzigſten, und ſo möchte bei ſolchen des Lächerlichen und des Lachens wenigſtens ſo viel ſeyn als bei lebensfrohen Völkern.

Es gibt ein Lachen, das der ganzen Welt, der ganzen Menſchheit gilt, ein Lachen, das ſich gegen die höhern Mächte als gegen Tyrannen, gegen die Sterblichen als Sklaven, als Spielbälle des Schickſals, als Schwächlinge und Thoren, als Betrogene und Betrüger richtet; es iſt das Hohnlachen eines Heraklitus, der ſich aus Verzweiflung in einen Demokritus umgeſezt hat. — Dieſer Zuſtand iſt außermenſchlich und in ſeinem höchſten Ausdruck mehr poetiſch ſchön als natürlich wahr. Wir halten uns in der Sphäre des Reinmenſchlichen, wo der Sterbliche Leid und Freud, Ernſt und Scherz, Nothwendigkeit und Zufall an ſich kommen und ſein Gemüth frei in Bewegung ſetzen läßt. Daß bei allen Eindrücken die Subjektivität entſchieden poſitiv oder negativ mitſpielt und ihnen Ton und Färbung gibt, weiß Jeder. So wie man in heller, lebensfroher Gemüthsſtimmung dem Komiſchen am beſten offen iſt, ſo gibt es hinwieder Situationen, wo uns das Luſtigſte kalt läßt und ſogar anwidert, weil es uns ſagt, daß wir, ſtatt zu lachen, etwas ganz Anderes mit uns abzumachen haben.

Was nun aber die Stimmung des Tags betrifft, ſo iſt man des Morgens ein Verſtandesmenſch; das Gewiſſen ruft zur Pflicht des Tages; man gehört ſeinem Geſchäft, dem Gemeinweſen, dem Staate. Wer hat wohl, wenn er einmal aus den Federn iſt, noch Phantaſie? Wer mag ſich da an poetiſchen Schattenbildern weiden? Wer greift nicht mit kluger Thätigkeit ſein Tagwerk an? „Morgenſtund hat Gold — nämlich Dukatengold — im Mund!“ — Wenn man ſeinem Berufe genug gethan, ſich an Beſtimmtheiten abgearbeitet hat, dann iſt man zu einigem Mahlzeitſcherz

aufgelegt. Es gibt Individuen, die ſich dieſen ein Stündchen vor Tiſch ſchon avanciren. Es ſind meiſt trinkluſtige Leute, welche der wirkliche oder vermeintliche Durſt in gleichgeſtimmte Geſellſchaft lockt. In einer ſolchen — ich hörte ſie frivol genug: „Frühmeſſe“ nennen — pflegte denn auch ein junger, dazerer Handelsmann ſich einzufinden. Er gehörte ſchon zu der habituirten Art der Trinkluſtigen, zu den Trunkliebenden. Eines Vormittags ward an ihm das Zittern der Hände, welche nur gepaart das Glas zum Munde führen konnten, in ſtärkerem Maße — wahrſcheinlich in Folge der jovialen Nacht — bemerkt. Man zog ihn damit auf. „Freunde,“ ſagte er, „ihr könnt nicht glauben, was ich ſo eben für einen Schrecken gehabt. Ich laſſe mein Haus verblenden. Vor einer Viertelſtunde fiel ein Maurer vom Gerüſte und wurde für todt weggetragen.“ Als der Trinker des andern Tages wieder zur Frühmeſſe kam und mit dem Glaſe zitterte wie geſtern, richtete ein trockener Kaſſenbeamter die Frage an ihn: „Iſt heute ſchon wieder ein Maurer bei dir herunter gefallen?“ — Der Regelmäßige erlaubt ſich erſt beim Deſſert einen gelinden Spaß. Dem Abende, den erſten Nachtſtunden gehört aber ihr Recht an die Dramatik des Lebens, an ein im Freundeskreis improviſirtes Luſtſpiel, was jede geſellige Unterhaltung im Grunde iſt. Die Muße, die Abendſtille, die Dunkelheit ſind die Folien der Lebenspoeſie, der bebende Hintergrund des Scherzes, des Lächerlichen. Andere leſen lieber mit ſolchem Steffe geladene Unterhaltungsſchriften oder beſuchen das Theater, wo eine concentrirte, ernſtheitere Welt im Spiegel der poetiſch-künſtleriſchen Darſtellung aufgethan iſt.

Um mit einem Allgemeinen zu ſchließen: In den aufſteigenden Zeichen des Lebens und ſeinen einzelnen Verhältniſſen iſt man zu Freude, Scherz und Lachen aufgelegter als in den abſteigenden. Jede Entwicklung erleichtert uns das Herz; jedes Stocken legt ſich lähmend an Lebensluſt und Muth.

Altes und Neues.

(Beſchluß.)

6.

Laßt treuer Vorwelt ihre Wundergaben,
Und wandelt nicht in Lügen und Gedichte,
Was, als des Geiſtes innere Geſchichte,
Uns güt'ge Götter überliefert haben.

Ihr möget Sinn und Auge freudig laben
An heller Ueberzeugung Flammenlichte,
Doch ſitzt nicht überklügelnd zu Gerichte,
Schöpft nicht den Ocean in einem Graben.

Gedanken, die nun, mühlos ausgeboren,
An's Licht des Tages frei und flüchtig ſchweben,
Sie waren Geiſter einſt, und nicht beſchworen

War in der Seele noch ihr dunkles Weben.
Die Vorwelt war in Schaun und That verloren;
Gedanken blieben uns, doch ohne Leben.

7.

Wie auch die Welt mit ſich im Kampfe liege,
Und ſtürmiſch wog' in der Parteien Zanke,
Ein allvereinend Pfand blieb: der Gedanke!
Blutlos ſind ſeine Waffen, ſeine Siege.

Zum Kampf! zum Kampf! zu ſeinen Fahnen fliege
Germane du, und Britte du, und Franke!
Je mehr ihr ſchärft ſein reines Schwert, das blanke,
So mehr iſt Friedenshoffnung allem Kriege.

Zählt ihn nicht bei den ſtürm'ſchen Himmelsſöhnen,
Wenn er, der Freie, eures Wahnes Kerzen
Auslöſcht; denn ſeines Lichts Geſchoſſe dröhnen

Furchtbar dem Feind nur, regen blut'ge Schmerzen.
Doch will er nur des Geiſtes Weh'n verſöhnen,
Und zielt nur auf die blinde Nacht im Herzen.

8.

Nach Wahrheit ſeufzt die Welt, und will verzagen:
Wird ſie erſpäht tief in des Wiſſens Schachten?
Wird ſie erkämpft in blut'gen Glaubensſchlachten?
Erhört ſie Seufzer oder eitle Klagen?

Iſt altergrau ſie? Kind aus jüngſten Tagen?
Um die die Geiſter rangen, litten, wachten,
Nach deren Labebrod die Seelen ſchmachten?
In Himmelshöh'n? auf Erden zu erfragen? —

Sie ſprach in alten, ſprach in jüngſten Zeiten,
Nur heller bald, und bald vom Wahn verdüſtert,
Die alte ſtets, im immerdar erneuten

Antlitz! — Doch wo ſich, hold mit ihr verſchwiſtert,
Die Künſte ihrer reinen Flamme weihten,
Ward uns ein Laut aus Eden zugeflüſtert.

9.

Sey du uns Muſe, Kunſt! leit' uns zurücke
Zu frommer Vorwelt jugendlichen Tagen,
Da noch der Menſchen Stämme freudig lagen
Am Mutterherz der Erde, die dem Glücke

Der Kinder noch und ihrem Mißgeſchicke
Mitfühlt' und ihre Pulſe hörte ſchlagen,
Noch willig Antwort gab auf ihre Fragen,
Eignes Geheimniß las in ihrem Blicke.

Der Blume gleich in zarter Knospenhülle,
Lag noch das Bild der Menschheit, dunkelhelle
Vom Himmelslicht bestrahlt, in tiefer Stille;

Nichts trübte noch die reine, frische Welle
Des Lebensflusses; Offenbarungsfülle
Entfloß aus der Natur urlauterm Quelle.

10.

Dies Eden, wohl ist's nirgend auszuspähen,
Es ist das Band mit der Natur zerrissen;
Der Zeitenstrom, in tausend trüben Flüssen
Hinbrausend, stürzt von Klippen sich, von jähen;

Statt Friedenstauben schreien Unheilskrähen;
Es wechselt Licht mit tiefen Finsternissen,
Und Rachdämonen scheinen schlimm beflissen
Des Irrthums nächtlich Unkraut auszusäen.

Da ist nicht Rettung als im kräft'gen Willen;
Doch höh'rer Sehnsucht Schmerzen zu verklären,
Das Herz mit ew'gen Bildern auszufüllen,

Ward uns die Kunst. Sie singt ob wilden Meeren
Uns Wiegenlieder, tiefes Weh zu stillen,
Und faßt in Silberschalen wonn'ge Zähren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Reisende Maler. Costenobles Tod. Bühnennovitäten.

In der letzten Zeit haben uns mehrere bedeutende Künstler aus dem Gebiete der Malerei besucht. Der k. k. Hofmaler Gurck hat hier mehrere Ansichten für den Monarchen aufgenommen. Der ausgezeichnete Landschaftmaler Canella aus Mailand, der sich gegenwärtig vorzüglich dem Genre der Architektur weiht, und insbesondere eine Vorliebe für die Bauten des Mittelalters gefaßt hat, hielt sich in gleicher Absicht längere Zeit hier auf, wo er mehrere Landsleute, unter andern die liebenswürdige Marchesa Adda (die Nichte des verbannten Pallavicini, dem Prag zum Aufenthaltsorte angewiesen worden, weil die Aerzte seine Deportation nach Amerika für unmöglich erklärt hatten, und welcher im heurigen Jahre Linderung seiner physischen Leiden im Carlsbade suchte) und den Gouverneur der Lombardie, Grafen von Hartig, antraf. Auch der bekannte Porträtmaler Remde aus Weimar hält sich hier auf, und unser wackerer Landsmann Führich ist auf der Reise in seine Heimath durchgekommen. Er hat nämlich im laufenden Jahre in Krakau seinen Vater verloren und reiste nun dahin, seine Mutter und Schwester abzuholen und mit sich nach Wien zu nehmen. Während seiner kurzen Anwesenheit haben sich die Prager Künstler und eine Zahl von Kunstfreunden, der würdige Akademiedirektor Kablik an ihrer Spitze, zu einem Festmahle versammelt, um unserm wackern Landsmanne einen Beweis der Achtung zu geben, die er als Mensch und Künstler in so hohem Grade von seinem Vaterlande verdient. — Der Regisseur des Wiener Hoftheaters, Costenoble, ist krank hier angekommen und starb nach den Leiden weniger Tage. Die dramatische Kunst verliert einen ihrer tüchtigen Priester an ihm. — Die Novitäten unserer Bühne sind in der letzten Zeit nicht eben reichhaltig zu nennen. Die beiden wichtigsten waren: „Marie oder die drei Zeiträume," aus dem Französischen der Mad. Ancelot von Theodor Heil, und: „die Herin von der Elfe" von Blum. Das erste ist ein durch und durch französisches Produkt, welches vor seinen Geschwistern nur Eines voraus hat, daß es minder indecent ist, wenn gleich die schönste Scene des Ganzen, jene, wo Forestier dem Nebenbuhler verräth, daß seine Frau denselben noch immer liebt, vor einem strengen Tribunal deutscher Frauen noch nicht ganz gebilligt werden dürfte. Das zweite, deutschen Ursprungs, steht uns näher, und fordert daher auch zu genauerer Beleuchtung auf. Die leidige Kunstgewohnheit, gegen welche Tieck mit so vielem Rechte eifert, Stücke zu schreiben, blos um einem beliebten Schauspieler oder einer Schauspielerin Gelegenheit zu geben, das anzubringen, was ihr besonders gelingt, wie ein Tonsezer in einer Arie für Mad. * oder Dem. ** alle Coloraturen andringt, die sie am liebsten, am leichtesten und am besten macht, ist wohl nirgends in so großartigem Umfang betrieben worden, als in Berlin. Raupach hat den Ton dazu angeschlagen, und am Weitesten hat Blum das Kunststück getrieben, der so ganz für das Talent, die Liebenswürdigkeit, ja selbst Schwächen und kleinen Unarten einiger Mitglieder der Berliner Bühne arbeitet, daß Gestalten, die dort durch die Individualität einzelner Künstler Interesse gewinnen, auf andern Bühnen zu Carrikaturen werden. Ist es wohl erlaubt, weil eine Schauspielerin der königlichen Bühne durch ihre Anmuth selbst den grellsten weiblichen Fehlern einen eigenen Reiz zu ertheilen versteht, die reine Weiblichkeit ganz von der Bühne zu verdrängen, und uns so kokette und eigentlich unliebenswürdige Mädchen zu gestalten, wie Mirandoline, Capriciosa, Waldurgis u. s. w.? Um eine interessante Minauderie anzubringen, muß auch hier die engelreine Helene gleich im ersten Akte sich wie eine manntolle Griseite dem Ersten dem Besten an den Hals werfen, mit der Schlauheit einer vierzigjährigen Kokette sich vor Ueberraschung sichern und, wie sie in die Stadt kommt, eine Modenärrin werden, um endlich, vom Schicksal ergriffen und gestraft, sich auch in tragischen Ergüssen versuchen zu können. Richtiger gezeichnet, wenn gleich auch höchst unliebenswürdig, ist Helenens Freundin Caroline. Uebrigens ist es uns einestheils unbegreiflich, wie ein so gewandter Bühnendichter als Blum eine dermaßen ungeheure Anzahl von Briefen und anderweitigen Dokumenten als Hebel der Handlung — wenn man das so nennen darf — nöthig haben konnte, anderntheils aber, wie er so viel und so lang unnöthig diskutiren mochte, und endlich möchten wir doch gerne wissen, in welchem Lande das Stück spielt, da dort ein steinreicher Cavalier durch eine Feuersbrunst auf seinen Gütern dermaßen ruinirt werden kann, daß er bei einem Lassen von Nebenbuhler Sekretär werden muß. Von Charakteren kann bei so bewandten Umständen ohnedies nicht die Rede seyn, der Verfasser hat aber durch die (verunglückte) Bemühung, uns am Ende mit etwas zu überraschen, seine Gestalten so schwankend gezeichnet, daß man an keiner einigen Antheil nehmen kann.

Beilage: Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 2. Oktober 1837.

So ritten ſie hin nach Upſala
Und erſchienen daſelbſt als Gäſte.

Mohnike.
Altſchwediſche Balladen.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

Ausflug von Stockholm nach Upſala und Danemora.

Es war an einem ſchönen Morgen früh, als wir zum nördlichen Thore Stockholms hinausfuhren. Wir ließen den Park von Haga und das Schloß Ulriks-dal zur Rechten liegen, wechſelten auf der Station zu Rotebro zum erſten Mal die Pferde und bogen dann links von der Straße ab, in den Park von Roſersberg. Ein freundlicher Weg führt durch Gehölze und Wieſen zu dem Luſtſchloſſe Roſersberg, welches am See Stärſyne gelegen und Privateigenthum Karl Johanns iſt. Das Schloß hat als Gebäude nichts Bemerkenswerthes; die Ausſtattung iſt die gewöhnliche der Schlöſſer, gemiſcht aus Möbeln verſchiedener Zeiten und Moden; doch enthält es einige intereſſante Kunſtwerke. Ein kleiner Hinterflügel gegen den Garten zu birgt eine liegende Juno, von Byſtröm, in weißen Marmor gehauen. Sie ruht auf der linken Seite, den Kopf in's Kiſſen gelegt; der kleine Herkules ſchmiegt ſich ſaugend an ihre rechte Bruſt, vom rechten Arm der Göttin gehalten, während ſie den linken in der natürlichen Bewegung der Ruhenden quer über ihrem Haupte auf's Kiſſen gelegt hat. Ich wüßte nichts Weſentliches an der Statue auszuſetzen, doch macht ſie auch nicht den Eindruck eines Meiſterwerks. Die Göttin iſt nicht eben ätheriſch, wie es von einer Juno auch nicht wohl verlangt werden kann; ſie ſchien mir übrigens auch für eine ſolche etwas zu dick und maſſenhaft.

So einladend die heitere Stille des Gartens war, den der jetzige König nicht ſelten beſucht, ſo mahnte uns doch das Ziel unſerer Reiſe bald zum Aufbruch. Sigtuna, einſt der Sitz Odins, lag leider, wenn auch nicht allzufern, doch von unſerm Wege ab, und ich muß mich, dieſe Stadt nicht geſehen zu haben, damit tröſten, daß dort nicht mehr viel zu ſehen ſeyn ſoll. Bis nach Alſike bot die Gegend keinen beſonderen Reiz dar. Hügeliges Land, ziemlich gut bebaute Felder, aus deren Mitte hie und da Granitblöcke aufſteigen, mit Wäldern abwechſelnd; die Gehöfte zerſtreut und mit den dazu gehörigen Feldern ſämmtlich durch Planken von ungleichförmigen, ſchräg aufſteigenden Brettern eingehegt, welche Umzäunungen ſelbſt regelmäßig quer über die Landſtraße fortgeſezt, jedoch hier zum Oeffnen eingerichtet ſind. Das Geſchäft des Oeffnens verſieht, wenn Niemand auf dem Felde iſt, der Poſtbube; auf dieſer Straße freilich, welche zu den ſehr ſtark befahrenen gehört, waren in der Regel Kinder an den Thorwegen zu finden, die begierig nach den kleinen Kupfermünzen haſchten, die wir zu ähnlichen Ausgaben mitgenommen hatten.

Alfsta ist die lezte Station vor Upsala. Von hier aus sieht man am jenseitigen Ufer der großen Bucht des Mälar, welche sich bis hieher und noch weiter gegen Norden zieht, das gräflich Brahe'sche Schloß Skokloster, das nach dem Plane des Aschaffenburger Schlosses gebaut ist. Mir genügte der schöne Anblick des aus dem Parke über den See herüberleuchtenden Gebäudes, und ich konnte es wohl verschmerzen, seine Bibliothek, eine der bedeutendsten Privatbibliotheken Schwedens, nicht gesehen zu haben. Man muß ein Engländer seyn, oder wenigstens eine Perrücke auf dem gelehrten Schädel tragen, um durch den Anblick zahlloser Reihen von Büchern, deren Inhalt man zu genießen keine Zeit, oder auch keine Lust und Fähigkeit hat, erbaut zu werden. Nun wurde die Fahrt recht angenehm. Der Weg führt bald über eine Brücke hin in ein schönes Gehölz auf einer bedeutenden Anhöhe, worauf sich dann links die fruchtbare Ebene von Upsala den Blicken öffnet, die, obgleich nur von wenigen Meilen im Umfange, doch neben denen der Provinz Schonen eine der größten im Reiche ist. Es währte nicht lange, denn die Pferde waren vortrefflich, und die Bemerkungen, welche der Postbube mitunter über meine zu große Eile im Fahren zu machen schien, verstand ich kaum und brauchte sie auch nicht zu verstehen, da es hier zu Lande regelmäßig ist, die schwedische Meile in einer Stunde zu fahren, es währte also nicht lange, bis wir das Schloß von Upsala vor uns hatten.

Dies ist ein seltsames Gebäude. Da es nämlich zum Theil abgebrannt ist, so besteht es jezt nur noch aus zwei, im spitzen Winkel zusammenstoßenden Flügeln, die, beiläufig gesagt, ein äußerst geschmackloses Monument — ich weiß nicht mehr für wen — einschließen. Es thut wohl, von diesem sich abwenden und von der Spitze des Schloßberges, welche daneben sich erhebt, die Stadt und ihre Umgebung betrachten zu können. Unmittelbar zu den Füßen dieses Berges liegt das neue, ansehnliche Universitätsgebäude mit seinem großen Treppenhinterhause, auf dessen Ausbau der Fremde besonders aufmerksam gemacht wird, obgleich man im Vertrauen nicht verhehlt, daß eine kleine Vergeßlichkeit des Architekten, der keine Treppe im Gebäude angebracht, die Veranlassung zu diesem Anbau gegeben habe. Solche Dinge kommen ja wohl vor, wie wir Alle wissen, und ist Aehnliches selbst berühmten Namen begegnet. Wird man endlich einmal einsehen lernen, daß man, um zu bauen, wie es das Wesen der Architektur verlangt, welche Angemessenheit und Schönheit, Bedürfniß und Reiz verschmelzen soll, weder mit pedantischer Kenntniß der griechischen Säulenordnungen und was dergleichen mehr ist, noch mit der Phantasie des Malers, noch endlich mit dem Handwerksbrauch des Zimmermanns oder Maurers allein ausreicht? — An die Bibliothek stößt zur Linken — wir stehen auf dem Schloßberge gegen Norden gewendet — der botanische Garten, rechts hin aber und in den Hintergrund reihen sich in geraden Straßen die freundlichen, weiß und roth und schmuzgelb bemalten Häuser der Stadt, an welcher der Fluß sich hinzieht, der sie mit dem Mälar und mit Stockholm durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt verbindet. Wie spreche ich aber davon zuerst, da es doch der mächtige Bau des Doms ist, der so majestätisch von einem Hügel gegenüber empor ragt, daß er selbst pallastähnliche Gebäude, wie die Gustavianische Akademie in seiner Nähe verschwinden macht? Wie bedauert man, daß statt seiner alten Thürme jezt nur noch deren Unterbau und auf demselben ein Zwillingspaar, zum Ganzen nicht stimmender stumpfer Aufsätze aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stehen! Lassen wir aber das Auge von der Kirche über die Dächer hinaus schweifen, so sehen wir aus der Ebene das Kirchlein von Altupsala und die mächtigen Kegel seiner uralten Hünengräber aufsteigen. Nicht mehr sichtbar sind von hier aus die Morasteine, die in Südosten in der Ebene lagen, die Sitze der Richter, die hier in der Vorzeit die Wahl der schwedischen Könige, von Erich dem Heiligen an, mehrere Jahrhunderte hindurch leiteten. Diese Steine sind jezt, um besser erhalten zu werden, unter Dach gebracht worden. Noch aber hebt sich nicht weit davon ein Denkmal jener Zeiten in den freien Himmel: die Dannmarkskirche, auf welche der Schwede mit Stolz hinweist und dabei erzählt, wie sie nach jenes Erichs Tode von der Beute erbaut worden, welche der Lagmann von Upland, der tapfere Fähle Bure, den dänischen Erbfeinden abgekämpft hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von Dr. Nürnberger.

Der sehr merkwürdige Fund des Meteorsteins zu Bensen, Leitmeritzer Kreises in Böhmen, durch den dortigen Dr. Hegenbart am 15ten April d. J. hat die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr wieder auf dieses Räthsel der Meteorologie gerichtet, da in vielen öffentlichen Blättern die Rede davon gewesen ist. Dieser Stein hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, ist drei Zoll lang, zwei Zoll breit, einen Zoll dick, und wiegt etwas über ein halb Pfund. Die obere und untere, so wie die Seitenflächen bilden fast rechte Winkel und scharfe Kanten. Der Stein zeigt unmittelbare Spuren, daß er im Zustande des Glühens und noch weich die Erde berührte, indem der Boden darauf abgedrückt ist. Er gleicht im Ansehen der Schmiedeschlacke und zeigt deutliche Crystallisation. — Dies ist die Thatsache; die große Frage, welche sich daran

knüpft, betrifft die Natur und Entſtehung dieſer wunderbaren Luftſteine.

Da wir über dieſen Gegenſtand in unſern Blättern ſchon häufig Betrachtungen angeſtellt haben, ſo könnten wir, wenigſtens im Allgemeinen, darauf zurück verweiſen. Allein die Anſichten über dieſen Gegenſtand ſind unterdeß wenigſtens durch Brandes (des kürzlich verſtorbenen Leipziger Naturforſchers) geiſtreichen Zweifel erweitert worden: ob es denn gerade nothwendig ſey, der ganzen Claſſe dieſer Phänomene: den Meteorſteinen, Feuerkugeln, Sternſchnuppen, und welcher Ausdrücke man ſich zur Bezeichnung aller Modifikationen des Vorganges ſonſt noch bedient haben mag, einerlei Entſtehungsart, einerlei Natur u. ſ. w. beizulegen? Die Leſer erinnern ſich der Novembernächte mit ihrer reichen Erſcheinung von Meteoren dieſer Art und unſerer Betrachtungen darüber. Wir unterſcheiden leztere Meteore, Brandes Gedanken verfolgend, jezt ſorgfältig von den Meteormaſſen, welche, wie der Stein, der uns die Veranlaſſung zur abermaligen Betretung dieſes geheimnißvollen Gebietes gegeben hat, ganz gewiß bloß der irdiſchen Atmoſphäre angehören, und legen ihnen dagegen einen kosmiſchen Urſprung bei. Der irdiſche Luftkreis kennt noch andere Niederſchläge als die wäſſrigen; die Luftſteine ſind nicht weniger ein atmoſphäriſches Ererement; und wenn man betrachtet, wie viel metalliſche, überhaupt mineraliſche Atome beſtändig in die Luft empor gehoben und in derſelben aufgehäuft werden, ſo muß man an die Nothwendigkeit endlicher ſolcher Niederſchläge glauben. Daß ſie weniger häufig und ausgebreitet ſind als die wäſſrigen, beſtärkt mich in meiner Anſicht, und ich glaube ein richtiges Verhältniß zwiſchen dem verdunſtenden Waſſer und dem fallenden Regen, den aufſteigenden Mineralatomen und den aus der Luft zur Erde gelangenden Meteormaſſen zu entdecken. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit den kosmiſchen Sternſchnuppen, Feuerkugeln u. ſ. w., welche der Erde auf ihrem Sonnenumlaufe während der beſtimmten Novembernächte in einer eben ſo beſtimmten Region des Weltenraumes begegnen. Der feine Weltenſchöpfungsſtoff, von dem der ganze Aether geſchwängert iſt, hat ſich hier ſchon zu kleineren Maſſen zuſammengeballt; und daß eine beſtimmte Himmelsregion reicher an dieſen Meteoren iſt, deutet nur auf eine beſondere Anhäufung des nämlichen Stoffes in derſelben hin. Solchergeſtalt laſſen ſich die telluriſch-atmoſphäriſche und die kosmiſche Hypotheſe von der Entſtehung der ſogenannten Aerolithen vereinigen; beide Hypotheſen beſtehen neben einander, ſie ſchließen einander aber nicht aus, und die reiche Natur verſchmäht es, ſich in die Grenzen eines zu engen Syſtems einſchließen zu laſſen.

Ganz vorzüglich verdient es eine eigene Unterſuchung, ob ſolche Feuerkugeln mit gleichzeitigem Meteorſteinfalle, welche in Begleitung heftiger Revolutionen in der untern Atmoſphäre, Gewitter, ſtarker Stürme u. ſ. w. vorkommen, wofür es unzählige Beiſpiele gibt, dieſelbe Höhe haben, als manche andere dieſer Meteore, deren Höhe man durch Beobachtung von mehreren Standpunkten aus, mittelſt der ebenen Trigonometrie, zu 6 bis 10 Meilen beſtimmt hat. Da doch ſolche Feuerkugeln ſchwerlich die Veranlaſſung der gleichzeitig ſtattfindenden Stürme, Gewitter, tiefſter Barometerſtände u. ſ. w. ſeyn können, ſo muß vielmehr angenommen werden, daß ſie den nämlichen Urſachen ihre Entſtehung verdanken, welche ſolche Revolutionen in der untern Luft hervorbringen; und wenn alſo zugleich ihre entſprechende geringere Höhe beobachtet würde, ſo wäre gegen ihren telluriſchen Urſprung gar nichts mehr einzuwenden.

Man hat gegen dieſe „telluriſch-atmoſphäriſche Hypotheſe,“ wie ſie in der Phyſik benannt wird, die Größe mancher Meteorſteine geltend machen wollen. Bei dem bekannten Meteorſteinfalle zu Aigle in Frankreich (1803) fielen gegen zweitauſend ſolcher Steine von einigen Lothen bis zu vielen Pfunden; aber ich finde gerade in dieſer Gewichtsverſchiedenheit eine Analogie mehr mit den wäſſerigen Meteoren, indem die Natur gleich wenig Schwierigkeiten haben wird, Waſſerdämpfe in der Atmoſphäre zu Regentropfen und Wolkenbrüchen, wie mineraliſche Atome zu loth- und pfundſchweren Maſſen zu vereinigen. Man ſieht Hagelkörner von den verſchiedenſten Größen, warum nicht eben ſo Meteorſteinkörner? Wer kennt denn die ganze Gewalt der Atmoſphäre, fremdartige, in ſie eingedrungene Stoffe, wäſſerige, mineraliſche u. ſ. w., plötzlich zur Cohärenz zu bringen, und in kleinern oder größern Maſſen auszuſcheiden?

Ehe wir dieſen intereſſanten Gegenſtand für diesmal verlaſſen, dürfen wir die Leſer noch daran erinnern, daß die Beſtandtheile der Meteorſteine ziemlich ohne Ausnahme, wenn gleich nicht immer in denſelben Proportionen, Eiſen (Gediegeneiſen, Eiſenoxyd, Schwefeleiſen), Kieſelerde, Magneſia, Nickel, Schwefel, Kalkerde, Thonerde, Mangan, Natron, Waſſer, Kohlenſtoff, Salzſäure ſind. Dies ſcheinen alſo diejenigen Stoffe zu ſeyn, deren ſeltſame Vereinigung zu einem einzigen Körper im chemiſchen Laboratorium unſerer Atmoſphäre vorzugsweiſe gelingt, wenn es ſich darum handelt, gewiſſe elaſtiſch-flüſſige Mittel urplötzlich in den Zuſtand der Rigidität oder Atome in den der Cohärenz zu verſetzen. Dieſe Gleichheit der conſtituirenden Beſtandtheile der Meteormaſſen iſt ebenfalls ein ſehr wichtiges Moment, und wir überlaſſen den Leſern, daſſelbe in Beziehung zu unſerer, über den Urſprung dieſer Maſſen entwickelten Theorie zu ſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsezung. S. Nr. 26.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neuschatel.

Wenn für die wissenschaftlichen Arbeiten der Montag (24) Haupttag war, so wurde es dagegen der Mittwoch (26) für das Vergnügen durch einen Verein von anmuthigen Ueberraschungen, mannichfaltigen, reizenden Bildern, und von Zügen der Herzlichkeit und Gastfreundschaft. Gleich bei unserer Ankunft that man uns kund, der Staatsrath wünsche uns einen Beweis seiner Aufmerksamkeit zu geben, indem er den dritten Tag unseres hiesigen Aufenthalts dazu bestimme, uns im Flug den schönsten und interessantesten Theil des Gebirgs und seiner Industrieanstalten zu zeigen, desgleichen die geologischen Formationen im Jura, den Saut du Doubs und das Becken dieses Flusses. Der Kanzler Favarger hatte von der Regierung den Auftrag, sie bei dieser Gelegenheit zu repräsentiren. Dienstags Abends bemerkte er uns, um am folgenden Tag einen so weiten Weg machen zu können, müßten wir bei guter Zeit aufbrechen, spätestens um 4 Uhr Morgens. Dies sahen wir Alle ein, fürchteten aber die Zeit zu verschlafen; „auch dafür ist gesorgt," erwiederte der Kanzler. Kaum graute der Tag, so waren zahlreiche Trompeter auf den Beinen, und von 3 Uhr an bliesen sie einen Tusch vor jedem Haus, wo ein Naturforscher einquartiert lag. Vor 4 Uhr vereinigten wir uns Alle auf dem Markt, wo allerlei Fuhrwerke und Fortschaffungsmittel für uns bereit standen: Berlinen, Omnibus, Kaleschen, Cabriolets, Charsabanc, Chars en face, und selbst die für Landpartien unsinnigen Chars de coté, die jedoch nicht gebraucht wurden, weil sie überflüssig waren. Weil es mit dem Wetter schon aussah, so war die Einrichtung getroffen, daß alle Equipagen bedeckt werden konnten. Es wäre aber unbegreiflich und eigentlich eine Schande gewesen, wenn das hundert-und-zwanzig Mann starke Corps der Naturforschung nicht hätte allen Regen entfernen und dafür wenigstens einen erträglich heitern Tag zu Wege bringen können. Unsere Albertus Magnuse und Paracelsuse thaten ihr Mögliches, und es gelang ihnen. Denn schon als wir die neue Straße nach Valengin hinaufführen, that sich der Himmel auf und wurde immer reiner, je weiter wir kamen. Bald waren wir hoch genug, um die ganze sonnenvergoldete Herrlichkeit zu sehen, die sich vom Pilatus bis zum Montblanc vor uns ausbreitete, und wo als herrschende Puncte der Pilatus in Unterwalden, der Rothstock und die Spannörter in Uri, der Titlis, das Sustenhorn, der Galenstock, die Wetterhörner und Schreckhörner, das Finsteraarhorn, der Eiger und Mönch mit ihrer Jungfrau, das Breithorn und Großhorn und die Frau unterschieden werden konnten; dann traten über die Berner Gletscherkette die Giganten der penninischen Alpen heraus: der Montrosa, der Monteverin, das Matterhorn, la Dent blanche, la Dent d'Erron, und der Combin; zwischen dem Velan und der Pointe de Dronaz begrüßten Viele von uns, ohne es zu sehen, das gastliche St. Bernhards-Hospiz; wir Genfer aber sendeten Grüße nach Haus, als wir unsere nachbarlichen Aiguilles verte, du midi, den Géant und den Montblanc erblickten, mit dem sich die griechischen Alpen und diese drei glänzenden crystallenen Zauberwände schlossen. Später traten auch niedere Höhen heraus, wie das bunte Volk auf dem Markt. In unserer Nähe war, wenn auch weniger Großartiges, doch nicht weniger Anmuthiges zu sehen, z. B. die schönen, reichen Stellen des Val de Ruz und der Berge, die es von la Chaux-de-Fonds trennen. Schon mit frühem Morgen standen auf Bergen und Anhöhen wie in den Thälern viele Menschen, die den Wagenzug freundlich grüßend an sich vorüber ließen; immer mehr Volk strömte aus Häusern und Hütten herbei, Unerhörtes vermuthend, Frauen, Mädchen und Kinder, schnell dem Bett entkommen, in Halbkleidung, die sich gerade für Naturforschung recht eignete; dadurch entstanden die malerischsten Gruppen, und das Ganze hatte etwas ungemein Festliches. — In la Chaux-de-Fonds drängten sich die guten Leute so dicht in den Straßen, um uns zu sehen, daß wir langsamer fahren mußten. Fenster, Thüren, Pförtchen, ja die Dächer waren voll grüßender Leute, und auf dem großen Platz war das Gedränge so arg, daß unsere Wagen nur mit Mühe durchkommen konnten, um zum Stadthaus zu gelangen; an dessen Stufen wurde ausgestiegen, denn da empfingen uns aufs Gütigste die städtischen Beamten, uns zu einem bereitstehenden, reichlichen Frühstück führend, womit die Gemeinde uns Fremde bewirthete. Bald ertönte von der Straße herauf eine treffliche Blechmusik, womit sich die jungen Leute des Orts in ihren Freistunden belustigen. In dem Saal des Stadthauses waren auch die merkwürdigsten Gegenstände der la Chaux-de-Fonds'schen Industrie ausgestellt, die sich durch sinnreiche Erfindung wie durch meisterhafte Ausführung in allen Details auszeichneten, besonders Ducommun's bekanntes Planetarium. Es wäre uns sehr angenehm gewesen, hier schauend, fragend, hörend und lernend einen vollen Tag zu verweilen, aber wir konnten nur eine Stunde da zubringen und hatten keine Zeit zu verlieren, so ungern wir uns auch von diesen durch Kenntnisse, Kunstfertigkeit und feine Bildung, wie durch freundliche Einfachheit merkwürdigen Bewohnern eines Fleckens losrissen, der in so vieler Hinsicht weit über manchen großen europäischen Hauptstädten steht. — Schwer verließen wir sie und trennten uns in zwei Theile. Die Geologen, Agassiz, Buch, Charpentier und Beaumont an der Spitze, gingen zu Fuß durch die merkwürdigen Becken von Moirond nach dem Saut du Doubs; die andern hingegen setzten sich wieder ein, fuhren schnell durch Locle und hielten erst in den Brenets an, um von da den Fußpfad bis zum Doubs-Fall hinabzusteigen.

Als wir auf der Höhe ankamen, da, wo man den kleinen, lieblichen See erblickt, den der Doubs bildet, ehe er sich zwischen den steilen Felsen seines merkwürdigen Beckens verliert, wurden wir von einem unendlich lieblichen Anblick überrascht, der ein Zauberbild schien. Der See wimmelte von bunten, geschmückten, flaggenden, mit Bändern und Blumen gezierten Fahrzeugen aller Größe und Gestaltung, nicht weniger mannichfaltig und farbig durch die Festkleidung der Schiffenden. In der Mitte war eine stattliche Barke mit der Militärmusik von Locle; ein anderes Boot enthielt das Sängerchor von Locle; zwischen ihnen durch drängten sich schäkernd, grüßend, lachend und winkend eine Menge hübscher, gepuzter Mädchen, eng in kleine Kähne zusammengedrängt, ohne alle männliche Begleitung, selbst rüstig und kunstverständig rudernd und steuernd; weiter hin war eine große Barke, die aussah wie eine große Seelilie, denn sie war voll festlich und weiß gekleideter Mädchen, Blumen im Haar: sie bildeten den singenden Frauenchor; darum her die schöne Einfassung von Himmelblau, von prächtigen Felsen, Wäldern und frischem Morgengrün.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 3. Oktober 1837.

Zeugniß gab von meinem Leben meine Klage lange ſchon;
Seufzer flohn und Thränen fielen.

Platen.

Gedichte von Rudolph Kulemann.

Die Thränen.

An meinem Leben, wie am Strand der Meere,
Da ſtehest du und ſinnſt und ſiehſt die hellen
Durchthauten Perlen wie aus wüſter Leere
An's feſte Land mit leiſem Klange wellen.

Dort fuhr ich einſt — auf ungemeſſ'nen Bahnen
Durchſchnitt ich kühn die ferne Wolkenneigung,
Am Maſte flatterten viel Siegesfahnen,
So zog's und flog's in ew'ger Meeresſteigung.

O hätteſt du geſeh'n dies friſche Leben,
Den Feuerdrang aus tiefem Herzgelüſten,
Dies Aufwärtswallen, wie im Lerchenſchweben
Die Flügel ſich in Sonnenſtrahlung brüſten! —

Doch grimmig hob ſich's aus dem Wellenſchwalle,
Wie Berge dort aus unterird'ſchen Flammen,
Mein Schifflein ſchlug am mächt'gen Waſſerwalle,
Und brach, ein ſchwaches Fugenwerk, zuſammen.

Und grundwärts flog ich mit zerborſt'nem Schiffe,
Es faßte mich ein wildes Strudeldrängen,
So blieb ich wie ein Wrack am Felſenriffe
In ew'ger Wellenſchwebe flatternd hängen.

Doch hörſt du's nicht in meinem Buſen klopfen?
Es brechen ſich vom Riff die Meerkorallen,
Die, aufgelöst in hellen Thränentropfen,
Gleich Perlen aus der Augenfeuchte fallen.

Muß doch ein zu bewegtes Leben trümmern!
Doch zürnſt du nicht ob dieſem innern Branden,
Du ſpäheſt nur, ob nicht ein Perlenſchimmern
Aus Meeresſturm am Ufer möge ſtranden.

An meinem Leben, wie am Strand der Meere,
So ſteheſt du und ſinnſt und ſiehſt die hellen
Durchthauten Perlen wie aus wüſter Leere
An's Leben dir mit leiſem Klange wellen.

Und ſammelnd reiheſt du die hellen Zähren,
Wie man die Perlen reiht auf ſeidnen Schnüren,
Und hältſt es werth, zu eignem Glanzvermehren
Sie ſchmuckesreich im Lebenskranz zu führen.

Und einſtmals konnt' ich's ſehen, wie aus deinen
Durchthauten Augen ſie wie Wehmuth ſchienen.
Da las ich, ach! wie mußt' ich ſtille weinen!
Mein früh'res Glück aus ſchimmernden Ruinen.

Wach auf!

Was ſtehſt du bange
Und ſinneſt nach?
Ach! ſchon ſo lange
Iſt Liebe wach.

Hörſt du das Klingen
Allüberall?
Die Vöglein ſingen
Mit ſüßem Schall.

Aus Starrem ſprießet
Baumblättlein weich,
Das Leben flieſſet
Um Aſt und Zweig.

Das Tröpflein ſchlüpfet
Aus Waldesſchacht,
Das Bächlein hüpfet
Mit Wallungsmacht.

Der Himmel neiget
In's Wellenklar,
Die Bläue zeiget
Sich wunderbar.

Ein heit'res Schmiegen
Zu Form und Klang,
Ein ew'ges Fügen
Im ew'gen Drang.

Was ſtehſt du bange
Und ſinneſt nach?
Ach! ſchon ſo lange
Iſt Liebe wach.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Bei dem Gewitter, welches am 25ſten April d. J. einen großen Strich des nördlichen Deutſchlands heimſuchte, wurde, wie öffentliche Blätter berichten, ein Bauerngut im Dorfe Gimmel (Altenburg) von einem Blitzſtrahle getroffen, der eine wunderliche Reiſe machte. Derſelbe fuhr nämlich durch den Schornſtein in die Küche, ſtreckte einen Mann, der ſich daſelbſt befand, betäubt zu Boden und theilte ſich dann in drei verſchiedene Strahlen. Der eine derſelben drang in die Gewölbe und richtete daſelbſt bedeutenden Schaden an; der zweite fuhr in eine, an die Küche ſtoßende kleine Stube, riß in derſelben Alles Wandgeräth herunter und furchte in die Wände ſehr regelmäßige Reifen; der dritte endlich drang in die Wohnſtube, zertrümmerte hier den eiſernen Ofen, warf den Kachelaufſatz ſtückweis umher und ſchleuderte die Hausfrau, welche hinter dem Ofen ſaß, bis mitten in die Stube, riß einem Kinde, auf dem Arm der Wärterin, die Mütze vom Kopfe und fuhr dann, einen furchtbaren Dampf zurücklaſſend, zum Fenſter hinaus. Von der Heftigkeit des Schlages waren ſämmtliche Bewohner des Hauſes ganz betäubt; aber Alle kamen bald wieder zu ſich, und ſelbſt das Kind war unverletzt.

Alle dieſe anſcheinenden Launenhaftigkeiten des Blitzes, wie ich ſie vielmals und mit noch weit auffallenderen Umſtänden ſelbſt beobachtet habe, laſſen ſich gleichwohl bei genauerer Unterſuchung immer auf ein einfaches Geſetz zurückführen. Das Verhalten des Strahls auf ſeinem Fortgange zur Erde findet ſich nämlich immer mehr oder weniger durch die leitende oder nicht leitende Beſchaffenheit derjenigen Körper beſtimmt, die er auf ſeinem Wege antrifft; und das deutliche Zeichen einer geringeren ſolchen Anlockung iſt, wenn man den Blitz, unter übrigens gleichen Umſtänden, einen Körper auf dieſer Bahn verlaſſen ſieht, um auf einen andern überzuſpringen. So wird der Blitz durch alle feſten Körper mehr als durch die Luft geleckt; er fährt z. B. nie durch offene Thüren und Fenſter, folgt alſo auch nicht, wie man ſo oft ohne Grund fürchten ſieht, der Zugluft, ſondern ſtreicht lieber an Sparren, Mauern, Pfoſten u. ſ. w. herab. Darum kann man ſich auch nicht darauf verlaſſen, daß der Blitz gewiſſe Körper, z. B. Birken, Buchen, Lorbeerbäume, Tannen u. ſ. w. niemals treffe, und wenn dies auch noch ſo oft geſagt und ſelbſt von Plinius (Hist. natur. XVII. 30.) behauptet wird; es kommt hiebei nicht auf die beſte, ſondern nur auf die beſſere Leitungsfähigkeit der ſich in der jedesmaligen Bahn des Blitzes darbietenden Gegenſtände an. Die beſten Leiter des Blitzes ſind aber immer die Metalle; dieſe wählt er vorzugsweis aus, geht an ihnen fort, ſo weit ſie irgend reichen, und verläßt andere Leiter, um ſie zu ergreifen. Dabei beachtet er, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, aber auch die Rückſicht des wenigſten Widerſtandes, und nimmt daher oft den leichteſten, wenn auch nicht eben den nächſten Weg zur Erde. Man beobachtet demgemäß, daß der Blitz metallene Knöpfe, Dächer auf Thürmen u. ſ. w. noch eher dann trifft, wenn ihn auch auf dem übrigen Theile des Weges eine Maſſe Metall am kürzeſten zur Erde leiten kann. Wie er ſich an den Drähten der Schellenzüge, der Gypsdecken, längs vergoldeten Leiſten u. ſ. w. hinzieht, iſt bekannt. Wenn ſich hievon in einzelnen Fällen ſcheinbare Ausnahmen zeigen, ſo muß man nur die ganze Bahn, welche der Strahl verfolgt hat, unterſuchen, und wird dann immer finden, daß von ihm der leichteſte Weg, auf

welchem ſich die Summe der Leitung am größten ergibt, gewählt worden iſt. Beide Momente bedingen ſich gegenſeitig, und es iſt ſo vorgekommen, daß der Blitz ein einzelnes, frei daliegendes Stück Metall auf einem Dache verſchont, und dagegen, mit Zertrümmerung dazwiſchen liegender Nichtleiter, dahin geſchlagen hat, wo ſich ihm nothwendig die beſte Leitung zur Erde darbot.

Da dieſe Bemerkungen mißdeutet werden und Beſorgniſſe wegen der Schutzkraft der Blitzableiter erregen könnten, ſo halte ich für angemeſſen, hinzuzufügen, daß, allen meinen vielfachen Erfahrungen zufolge, der Blitz eine zuſammenhängende Strecke Metallleitung gewiß nur dann verläßt, wenn er einen leichteren Weg zur Erde findet, namentlich wenn die Metallleitung nicht ſelbſt unmittelbar dahin führt, oder die Umwege, die ſie macht, zu groß ſind, oder eine reichlichere, ablockende Metallmaſſe in der Nähe iſt. Bei Anlage von Blitzableitungen muß daher mit behutſamſter Rückſicht auf alle Lokalverhältniſſe verfahren werden. Iſt dies geſchehen, ſo kann man großes Vertrauen zu ihnen hegen; wie viel Launen der Wetterſtrahl zu haben ſcheint, ſo iſt er doch dem angeführten allgemeinen Geſetze unterthan, und eine je fürchterlichere Gewalt ihm die Natur verliehen hat, um deſto beſorgter iſt ſie auch geweſen, ſeine rohe Kraft an dieſe Bedingungen zu feſſeln, damit es einen Schutz gegen ſeine Zerſtörungen gebe.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Der Weg vom Schloſſe führt links um den Hügel herum in wenigen Minuten zur Stadt, in deren erſten „Gaſtgeberhof,“ der gleich am Eingange liegt, wir einfuhren. Es war beſchloſſen worden, wie natürlich, hier zu verweilen. Die Eſſenszeit, in der Regel zwölf oder ein Uhr, war längſt vorüber, unſer Wirthshaus ſchien nicht viel zu verſprechen, und auch in einem andern Gaſthauſe, welches wir ausgekundſchaftet hatten, war nicht ſogleich, was wir wünſchten, zu bekommen. So gingen wir denn, während der Vorbereitungen des Wirths, in einen Buchladen, wo ich nach einer ſchwediſchen Grammatik, die mir fehlte, mich umſehen, und zugleich mit den Vorleſungen und Namen der Profeſſoren durch den Catalog mich näher bekannt machen wollte. Ich fand nicht nur, was ich ſuchte, ſondern überdies freundliche Auskunft, die mir ein junger Mann in gelber Weſte, der ſchwediſchen Leibfarbe, in deutſcher Sprache ertheilte. Als wir in den Gaſthof zurückgekehrt waren, wurde das kleine, in der Eile bereitete Mahl ſchnell genoſſen und dann der Wunſch geäußert, den Kaffee bei dem ſchönen Abend, der den heißen Tag beſchloß, im Freien unter Bäumen zu genießen. Auf unſere Erkundigung nach einem öffentlichen Garten beſchrieb man uns den Weg zu einem ſolchen, und fügte hinzu, daß wir dort Geſellſchaft finden würden. Wir ſuchten durch die einſamen Straßen, denn es war in der Zeit der Ferien, uns hin zu finden, und es ſah uns unterwegs nichts Anderes auf, als eine Reihe von acht oder neun jungen Leuten, die ſämmtlich Arm in Arm gehängt, nach Art deutſcher Handwerksburſchen, faſt die Breite der Straße einnahmen und, im Vorübergehen uns kurz betrachtend, in eine Seitengaſſe einbogen.

Wir traten endlich in einen geräumigen Garten, in deſſen Mitte ein einſtockiger Bau von ziemlicher Ausdehnung ſtand, und in deſſen durch Grasplätze ſich ſchlängelnden Wegen Gruppen junger Männer ſich bewegten. Obgleich dieſe keineswegs die excentriſche Tracht und die ungebundene Weiſe des Benehmens deutſcher Studenten an ſich trugen, ſo konnten wir ſie doch nur für Studirende halten. Mit neugierigen und verwunderten Blicken verfolgten ſie uns, als wir, unſerm Zweck gemäß, jedoch vergeblich, den erſehnten Kaffee hier zu erlangen ſtrebten. Bald näherten ſich einige und redeten uns an, und ich, der ich den Vorzug der Gewandtheit in der Landesſprache mit meinen kaufmänniſchen Begleitern nicht theilte, war ſehr froh, als auch die gelbe Weſte von vorhin ſich zu uns geſellte. Das war mir nun ſchon eine alte Bekanntſchaft; ich möchte faſt ſagen, daß es mir zu Muthe war wie einem Kinde, das, unter fremde Leute gerathen, auf einmal die Mutter wiederfindet, ob ich gleich mit dem jungen Mann noch keine Viertelſtunde lang verkehrt hatte. Ihm folgten bald Andere, welche uns einluden, ein Glas mit ihnen zu trinken. Sie hielten uns alle drei für fremde Gelehrte, und die beiden Kaufleute waren jeden Augenblick, wie ſich Mehrere zu uns geſellten, von Neuem in die nicht ganz angenehme Nothwendigkeit verſetzt, dieſe Qualification in Abrede zu ziehen. Es würde jedoch Verleumdung ſeyn, zu behaupten, daß unſere ſchwediſchen Wirthe, denn als ſolche benahmen ſie ſich, um dieſer Enttäuſchung willen ſie mit geringerer Höflichkeit behandelt hätten. Sie genoſſen ihrerſeits den Vorzug, den man Perſonen zuzuwenden pflegt, die ſich in der Landesſprache geläufig auszuſprechen verſtehen, während ich das größere Intereſſe des Inhalts der Unterredung auf meiner Seite hatte. Ueberdies ſprachen ſehr Viele beſſer oder ſchlechter deutſch, und verſtehen mochten es faſt Alle.

Nachdem die freundlichen Fragen nach unſerer Reiſe, die der erſten Bewillkommung folgten, beantwortet waren, zogen ſich die peripatetiſchen Gruppen mehr und mehr zuſammen, und das Verhältniß der Geſellſchaft unter ſich

und zu uns Gästen organisirte sich. Ein großer Tisch war in der Mitte des Gartens unter freiem Himmel aufgestellt und mit Punschbowlen besetzt worden. Um diesen Tisch schaarten sich alle Anwesenden, und das Lieblingsgetränk der Schweden, der kalte Punsch, der auf andere Art als in Deutschland bereitet und in Flaschen aufbewahrt wird, hatte nicht sobald die Gläser gefüllt, als am obern Ende der Tafel ein schlanker Mann mit lauter Stimme einen verbindlichen Toast auf das Wohl der eben angekommenen Fremden ausbrachte. Ein dreimaliges Hurrah folgte, wie es die Schweden mit den Russen gemein haben. Ich fühlte, daß es mir obliege, im Namen unserer kleinen Reisegesellschaft die Honneurs zu machen, da die Gastfreundschaft dieser studirenden Jugend offenbar durch die Beziehung auf deutsche gelehrte Bildung gesteigert wurde. Daher trat ich vor, und mein Glas erhebend, erwiderte ich den Gruß, der uns geworden war, mit einem lateinischen Trinkspruche auf das Wohl der hochberühmten Universität Upsala, und deren ewiges Wachsthum und Gedeihen. Zum Schlusse stimmte ich ebenfalls ein kräftiges Hurrah an, indem ich mich schneller in die Gewohnheit des Ortes fand, als jener schwedische Reisende, der in seiner Beschreibung eines Ausflugs nach Deutschland mit Verwunderung über unsere Sitte sich äußert, statt des Hurrahrufs die Toaste mit einem „Hoch!“ zu begleiten, das er für ein dreimaliges „Oh!“ genommen und sich nicht zu erklären gewußt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsetzung.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neufchatel.

Dies reizende Gemälde überraschte uns so, daß wir auf einmal Alle still standen, lange in stummer Freude hinunter sahen und es dann mit Einem Ruf des Entzückens, des Beifalls und des Danks begrüßten. Solcher Empfang war der Naturforschung noch nie und nirgends geworden. Kaum mochten wir vorwärts gehen, um die freie Uebersicht des wunderschönen Bildes nicht zu verlieren, und doch zog es uns mächtig hinunter zu den lieben Leuten. Unten führten sie uns zu drei großen, für uns bequem und stattlich bereiteten Barken, und kaum hatten wir Platz genommen, so wurde vom Lande gestoßen. Ein Musikschiff schloß sich rechts, das andere links an uns an, und die kleine Zauberflotte mit ihren vierzig Fahrzeugen in Einer Linie zog langsam vorwärts, die ganze Breite des Sees einnehmend. An den Ufern herum, an den Höhen, auf Felsen und Bergvorsprüngen standen und saßen in den mannichfaltigsten Gruppen die Leute aus der Umgegend. Nach einigen anmuthig ausgeführten Symphonien öffnete sich die Reihe der Kähne, und einem großen Schwan gleich zog das Boot der Sängerinnen heraus, stellte sich vor uns hin und sang ein Lied, dessen erste Strophe so lautete:

Onde paisible, emblème de la paix,
Dont nos vallons savourent le bienfait,
Vous roes, dont les sillons attestent la vieillesse,
Ecoutez, répétez tous nos chants d'allégresse.
Nos coeurs en guidant nos voix
Dictent ces mots: salut trois fois,
Savants chéris, salut trois fois!

Locle hat nicht blos ausgezeichnete Mechaniker, die Chronometer, Quadranten, Automaten, Uhren und Planetarien verfertigen und nach allen Theilen der Welt verschicken, sondern auch glückliche Portes (Couroisier), die aber von ihrem schönen Talent nur erfreulichen Gebrauch für's Haus machen, und nicht Journale und Revuen mit frühreifem und unreifem Reimwerk anfüllen, wie jenseits des Douds geschieht. Nach und nach werden die sanften Abhänge um den Doubs zu steilen, hohen und wilden Felswänden, auf denen nur ernste Tannen und Fichten wachsen, zwischen denen einige grüne Stellen schon hervorschauen; die Ufer des kleinen Sees werden bald enger, bald weiter. Unsere Flottille rückte immer vorwärts. Zwischen durch erklangen patriotische Lieder vom Männerchor, die von den Ufern, Felsen und Höhen im Echo wiederholt wurden, was von herrlicher Wirkung war. Wahrscheinlich hat dies anmuthige, kleine Seethal, mit seinen Berg- und Felsenwänden, nie so viel Menschen gefaßt; denn wo nur in Hoch und Tief ein Fleckchen zum Stehen war, da drängte sich Alt und Jung zusammen, rufend, grüßend, mit Hüten und Tüchern winkend; es waren in dem engen Raum mehr als viertausend Leute beisammen bis zu oberst auf den Bergen, wo wir des Himmels Blau als ihren Hintergrund sahen. Da, wo wir an's Ufer stiegen, stand das frohe Völkchen am dichtesten zusammen, und unter ihnen unsere schon früher angekommenen Geologen. Sie hatten den reizenden Anblick der anrückenden singenden und tönenden Flotte zum Voraus gehabt. Die ganze Gesellschaft ging nun nach dem Saut du Doubs, von dessen wilder Schönheit schon so oft gesprochen worden ist, daß ich hier davon schweigen kann. Hierauf bestiegen wir Alle unsere Barken wieder, die Kähne umgaben uns wie früher bis unter die Brenets, wo wir ausstiegen und dankend, nicht ohne Rührung, von ihnen schieden. Auf dem Rückweg wurde in Billodes angehalten, um eine Anstalt zu sehen, von der ich auch früher einmal im Morgenblatt gesprochen habe, nämlich das treffliche Institut, welches Mad. Calame hier großentheils aus eigenen Mitteln für die Erziehung armer Mädchen gegründet hat, und das unter der Leitung dieser trefflichen, für ihr edles Werk hochbegeisterten Frau zu einer innern, echt christlichen Gediegenheit gediehen ist, die den Charlatanismus so vieler schweizerischer und französischer Mädchenerziehungsanstalten sehr beschämt. In Locle erwartete uns eine merkwürdige Ausstellung der dortigen Industrieprodukte, besonders in Uhrmacherei, Bijouterie und Mechanik. Hierauf führte uns der Kanzler Favarger zu dem uns hier vom Staatsrath von Neufchatel dargebotenen Mahl. Es war das letzte, an dem sich die naturforschende Gesellschaft vereinigt sah, und es gehörte die ganze Liebenswürdigkeit unsers Wirths dazu, um dies vergessen zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. Oktober 1837.

— Wir, die deutsche fleißige Biene,
Sammeln auf jeglicher Flur Honig, und wissen nicht wem.

Herder.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Kaum war diese erste Ceremonie beendigt, so erhob sich aus einer Gruppe ein wohlklingender Gesang, und wir erkannten mit Ueberraschung „Lützows wilde Jagd,“ in deutscher Sprache gesungen. Ich will nicht leugnen, daß ich von dieser zarten Aufmerksamkeit gerührt und durch die vaterländischen Klänge besonders lebhaft gemahnt wurde, daß ich in diesen Nordländern Zweige deutscher Nation um mich hatte. Ueberhaupt muß die ungeheuchelte und bei jeder Gelegenheit laut ausgesprochene Verehrung für das geistige Leben Deutschlands dem deutschen Reisenden in Schweden besonders wohl thun, da wir, und leider durch unsere eigene Schuld, bisher in andern Ländern uns herabgesezt oder im besten Falle mit mitleidiger Uebergehung unseres nationellen Ursprungs bloß individuell geehrt zu sehen gewohnt waren.

Zwar hat in Frankreich in neuester Zeit zum mindesten die Meinung der Gebildeten sich geändert und ist bei jüngeren Gelehrten sogar in wahre Verehrung umgeschlagen, die durch ihre Begründung noch dazu den Vortheil des Lachers auf unsere Seite bringt. Denn wie wir Deutschen früher in der Nachahmung französischer Bildung und Hofsitte uns lächerlich machten, indem unsere spezifische Schwere uns in dem leichten Elemente der Fremde mit Grazie zu schwimmen unfähig machte, und das nicht zu verhehlende, keuchende und mühsame Arbeiten, uns auf der Oberfläche zu erhalten, gerade unsere wahren Vorzüge zu Hemmungen und Nachtheilen umbildete: so können wir jezt, nachdem wir in unsern eigentlichen Schwerpunkt zurückgetreten sind, mit der Behaglichkeit eines auf seinem eigenen Erbe Sitzenden die Franzosen belächeln, wenn wir sie die schweren Bruchstücke, die sie von unserer Bildung über den Rhein geschleppt haben, entweder auf der Nase balanciren oder mit krampfhafter Anstrengung durcheinander schleudern sehen, statt sie natürlich und zweckgemäß zu einem wohlgegründeten und mit Besonnenheit angelegten Bau zu verwenden. Uebrigens wird auch bei den Franzosen diese mißverstandene Verwendung deutscher Elemente nur ein Uebergang seyn, und die tiefere Bedeutung ihres Strebens, die Wiederaufnahme der lange vernachlässigten, auch in ihrer Nationalität liegenden germanischen Grundlage, zu einem erfreulichen Ziele führen. Mag der Wasserstrahl immerhin in die Lüfte springen, er muß doch stets wieder in die Ruhe des Beckens zurücksinken. In Italien, wo es eine Zeit gab, da man die Deutschen liebte, eine Neigung, die sie durch ihre ungeschickte Betastung der reizbaren südlichen Naturen bald wieder verscherzt hatten,

ſteigt der Deutſche jezt wieder im Cours, ſeitdem der Signor Ingleſe ihn an Prätenſionen und Unverſtand in Beurtheilung des Landes und ſeiner Bewohner übertroffen hat. Am wenigſten iſt es dem Engländer übel zu nehmen, wenn er im eigenen Lande ſich des reichen Inhalts ſeiner Geſchichte und Gegenwart überhebt.

Scandinavien freilich war durch die lange und unverfälſchte Bewahrung der Grundzüge urgermaniſcher Religion und Sitte gegen das übrige Europa, das unter dem Einfluſſe römiſcher Kultur aus der Gährung fremder und eigener Elemente ſich ſchneller eine neue Civiliſation bereitet hat, um Jahrhunderte zurückgeblieben, und konnte in der Neuzeit, ſeit Einführung der Reformation, in der That nichts Beſſeres thun, als ſich das Produkt der geiſtigen Entwicklung der ſüdlicheren Staaten, wie es vorlag, aneignen. Natürlich war dabei, daß es die nothwendigen Bedingungen der zeitgemäßen weltgeſchichtlichen Entwicklung ſich in der Form herübernahm, die den germaniſchen Typus am wenigſten verwiſcht hatte. So kommt es, daß man hier mit herzlicher Dankbarkeit unſer Deutſchland die Wiege der Kultur nennen und von gelehrten Männern das offene Bekenntniß ablegen hört, daß ſie in irgend einem beſondern Fache Alles, was ſie wiſſen, von uns gelernt haben. Auch wird man keinen Gebildeten finden, der Deutſch nicht verſtände, wenn es auch nicht Alle ſprechen. Nur in Stockholm zieht man die franzöſiſche Sprache ſelbſt zur Unterhaltung mit Deutſchen vor, was ſich aus der franzöſiſchen Einrichtung des Hofes Guſtavs III. und dem Einfluſſe der neuen Herrſcherfamilie genügend erklärt. In der Literatur jedoch iſt Frankreich hier ganz in den Hintergrund getreten, alle Buchläden ſind angefüllt mit Ueberſetzungen deutſcher Werke, neben deren Maſſe die verhältnißmäßig kleine Anzahl einheimiſcher Werke verſchwindet. Es iſt voraus zu ſehen, daß der franzöſiſche Anſtrich, der nie das Volk berührt hat, auch am Hofe und in der Hauptſtadt bald abgeſtreift ſeyn wird, denn der Kronprinz läßt ſeine Kinder, im lebhaften Gefühle der Nothwendigkeit eines auf nationale Grundlage gebauten Thrones, durchaus ſchwediſch erziehen.

Auf der andern Seite iſt die Poeſie, die immer den Reigen der Entwicklungen beginnt, in die Fundgruben des heimiſchen Bodens zurückgeſtiegen, und es fängt auch die Wiſſenſchaft an ihr zu folgen, ſo daß man hoffen muß, es werde die ſklaviſche Verehrung deutſcher Bildung, welche in der Unzahl der Ueberſetzungen ſich kund gibt, einer freieren Entfaltung, wenn auch langſam und vielleicht nie ganz,* doch mehr und mehr weichen. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß hier nur von den philoſophiſchen und denjenigen Wiſſenſchaften die Rede iſt, welche eine hiſtoriſche Baſis haben; die Naturwiſſenſchaft geht ihren eigenen Weg, und es genügt, die Namen Linné und Berzelius zu erwähnen, um an die hohe Stelle zu erinnern, welche Schweden in dieſer Beziehung einnimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Vielleicht nie ganz, meine ich, weil das literariſche Publikum für die ſchwediſche Sprache zu klein ſcheint, um eine genügende Grundlage für eine durchaus ſelbſtſtändige Literatur abgeben zu können.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Indem wir uns dem geheimnißvollen Gebiet unterirdiſcher Naturforſchung nähern, haben wir zunächſt eines kürzlich entdeckten Ungeheuers der Urwelt zu erwähnen, welches den Namen Torodon führt. Ueberreſte deſſelben ſind in Südamerika gefunden und der zoologiſchen Geſellſchaft zu London vorgelegt worden. Das Thier gehörte zum Geſchlechte der mäuſeartigen Vierfüßler. Man denke ſich aber ein den Mäuſen verwandtes Geſchöpf von der Größe des Elephanten! Alle Einbildungskraft der Jetztwelt vermag nicht, eine Idee vom Zuſtande der von ſolchen Thieren bewohnten Urwelt zu geben; und wohl dem menſchlichen Geſchlechte, wenn es, wie alle Unterſuchungen zu beſtätigen ſcheinen, wirklich nicht in der Nachbarſchaft ſolcher unförmlichen Rieſenthierwelt zu leben hatte. Freilich wird dieſe Annahme des Nichtvorkommens von Menſchengebeinen aus jener gigantiſchen Urwelt durch manche Umſtände zweifelhaft gemacht, namentlich wieder durch eine kürzlich gemachte Entdeckung. Der franzöſiſche Conſul zu Candia, Fabre Quette, hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ein Felsſtück überſendet, in welchem wirklich foſſile Menſchenknochen vorkommen. Dies Felsſtück gehört zu einem kleinen, unfern der Hauptſtadt der Inſel gelegenen Vorgebirge, wo Steine geſprengt worden waren; die Gebeine beſtehen in einem Rückgrat, einigen Rippen und mehreren Backzähnen, welche einem noch jungen Manne angehört zu haben ſcheinen. Allein es folgt, wie auch die Akademie in ihrem Gutachten erklärt hat, daraus noch keineswegs, daß dieſe Gebeine deßhalb unbedingt aus der vorſündfluthlichen Zeit der Dinotherien, Mammuths, Torodons u. ſ. w. herrühren, da der Felſen neuer Formation ſeyn kann, wie man denn z. B. vom Travertin weiß, daß er ſehr ſchnell und ſo zu ſagen unter unſern Augen wächst. Zur Entſcheidung iſt die Frage alſo auch durch dieſen neuen Umſtand noch nicht gebracht, indeß durften wir denſelben nicht übergehen, da er in andern öffentlichen Blättern unter dem doppelten Geſichtspunkte des Für und Wider behandelt worden iſt. Von

unſerer eigenen Anſicht der Sache darf dabei gar nicht die Rede ſeyn; wir wollen dieſelbe Niemanden aufdringen. Uebrigens folgen ſich dieſe Entdeckungen von Reſten urweltlicher Thiere jezt Schlag auf Schlag. Der wichtigſte Fund in dieſem Bezuge iſt kürzlich bei Oos (im Badenſchen) von zwei Landleuten in einem Hügel hinter ihrer Wohnung beim Wegführen von Lehmerde gemacht worden. Unter den vielfachen aufgefundenen Gebeinen zeichnet ſich ein faſt vollſtändiges Mammuthſkelett * aus; wir erwähnen, um von den Dimenſionen einen Begriff zu geben, des einen Stoßzahns deſſelben, deſſen Länge 9½ Fuß, der Umfang an der Baſis 1½ Fuß, das Gewicht aber 1½ Centner beträgt. Alle dieſe Knochen lagen zerſtreut etwa 36 Fuß unter der Oberfläche des Hügels und fanden ſich untermiſcht mit unzähligen Landſchnecken, von denen eine genaue Unterſuchung ergeben hat, daß ſie ſich ebenfalls von den jezt lebenden Arten dieſer Thiere unterſcheiden. Neben dieſen Unähnlichkeiten zwiſchen Ur- und Jeztwelt zeigen ſich aber auch wieder mancherlei Aehnlichkeiten, und wir zeichnen in dieſem Bezuge hier eine Beobachtung des würdigen Grafen von Sternberg aus, welcher ſeine Forſchungen über die Flora der Urwelt unermüdet fortſezt und dabei entdeckt hat, daß die Pflanzen derſelben, ganz ſo wie die der Gegenwart, von Inſekten angefreſſen wurden. Er weist dies augenſcheinlich an einem, in ſeinem Beſitze befindlichen, der gedachten Flora angehörigen Blatte der Flabellaria borassifolia nach, worauf ſich Spuren eines Minirganges darſtellen, dergleichen die Blattſchabe (Tinea) auch auf den jezt lebenden Blättern ausführt.

Durch Entdeckungen und Andeutungen der Art ſoll die Wiſſenſchaft keineswegs der Löſung des Räthſels der Kosmogonie näher zu kommen meinen. Wir ſprechen vielmehr unſere feſte Ueberzeugung dahin aus, daß die moſaiſche Kosmogonie und Geogenie in ihrer edlen Simplicität und beſcheidenen Reſignation unter allen Verſuchen dieſer Art obenan ſteht. Statt daß andere Hypotheſen, von deren ſyſtematiſcher Arroganz ſich unſere geologiſchen Apherismen auch ſtets und ſorglich entfernt gehalten haben, nach einer ſchwachen und ganz unzureichenden menſchlichen Philoſophie ein urſprüngliches Chaos, eine Urmaterie oder Uratome annehmen, woraus dann die Entſtehung der Dinge durch unbekannte Kräfte erfolgt ſeyn ſoll, deren Urſprung aber dieſem nach ein Gegenſtand neuer Unterſuchung werden mußte, rückt die bibliſche Urkunde das ganze Problem ſogleich aus dem Gebiete der, demſelben nicht gewachſenen rationalen Forſchung in das des religiöſen Glaubens, wohin es vom menſchlichen Begriffsvermögen auch ſofort verwieſen wird. Sie ſagt: Gott ſchuf, und um hiebei jeder weiteren Frage zu begegnen, gibt ſie zugleich auch das Wodurch und Woraus dieſer göttlichen Schöpfung an, indem es weiter heißt: „durch ſein allmächtiges Wort und aus Nichts.“ In der ſo geſchaffenen Welt fand ſich auch der Erde ihr Platz angewieſen, und ihre Ausbildung erfolgte, gleichfalls durch den allmächtigen Willen des Schöpfers, in Tagen (Zeiträumen, deren Länge unbeſtimmt bleibt), bis ſie zum Wohnplatze ſolcher Weſen geeignet war, welche ſofort den alleinigen Gott aus ſeinen Werken erkennen und anbeten ſollten. Wie die Welt entſtanden ſey, ſollten ſie nicht erforſchen wollen, denn der Urſprung dieſer Welt war früher als der des menſchlichen Geſchlechts und war außerdem das Werk eines allmächtigen, unendlichen Schöpfers, ſo daß alſo in der Unfaßbarkeit dieſes Alls keine Demüthigung für den endlichen menſchlichen Verſtand liegt. Die Schöpfung der Welt gehört hiernach in das Gebiet des Glaubens, ſie gehört der Religion an; die Aufgabe der Naturforſchung beginnt erſt ſpäter; ihr Gebiet iſt auf die ſchon vorhandenen Dinge beſchränkt und erſtreckt ſich nicht weiter, als bis wohin Beobachtungen und Schlüſſe reichen.

* Daſſelbe iſt, wie wir erfahren, an das großherzogliche Kabinet zu Karlsruhe abgeliefert worden.

Korreſponden-Nachrichten.

Madrid, September.

Die modernen ſpaniſchen Dichter.

Die nationalen Sitten und Gebräuche Spaniens bilden eine Schale, welche den Kern des Volkes den Augen der Fremden verdeckt. Dieſer Kern iſt weder bloß gut, noch bloß ſchlecht, aber geſund und noch voller Lebenskeime. Die bittern Schmäher des ſpaniſchen Volkes, welche es oberflächlich, ungebildet, habgierig, abergläubiſch, irreligiös und der Wolluſt ergeben nennen, haben eben ſo wenig jene Schale durchbrochen, als ſeine lauten Lobredner, welche durch die Freimüthigkeit in der Rede, die Gleichheit im Umgange und Leben, die Freiheit im Ausdrucke ſelbſt bei Frauen und die Anmuth der leztern beſtochen ſind. Auch gibt es keine richtige Mitte zwiſchen beiden Urtheilen; in beiden iſt Wahrheit. Intereſſant iſt es, darüber mit gebildeten Spaniern zu ſprechen, welche ihr Vaterland kennen. Eine ſolche Unterhaltung hatte ich heute mit einem Freunde, dem gebildetſten Spanier, welchen ich kenne. Er iſt viel gereiſt und iſt auch in Deutſchland geweſen. Mit gründlichen Kenntniſſen verbindet er eine glühende Vaterlandsliebe. Vor allen ſchäzt er die deutſche Sprache und Literatur, und Dr. Martin Luther und Fr. Schiller ſind ſeine Helden. Obgleich ein Feind der karliſtiſchen Partei, iſt er doch kein Parteigänger der jetzigen Regierung, welche noch im Schlamm angeſchwemmter Immoralität ſizt. Ich gebe hier mit Wenigem ſein unparteiiſches Urtheil über die modernen ſpaniſchen Dichter, zu denen er ſelbſt gehört. Beſcheidenheit wird Keiner darin vermiſſen.

Die moderne ſpaniſche Poeſie ſpiegelt den Zuſtand wieder, in welchem Spanien ſich befindet, ſeine Verwirrung, ſeine Kriſen, ja ſeine tiefe Erniedrigung. Die ſpaniſchen Dichter, welche heute leben und mit dem Jahrhundert oder

später geboren wurden, haben sich fast ganz durch sich selbst gebildet, weil sie keiner bestimmten Schule und Richtung folgen wollten, noch konnten. Ihre Produktionen zeichnen sich weder aus durch Nachahmung der Natur und Lebensfrische, noch durch Tiefe, gründliches Wissen oder Ideenfülle; sie haben weder eine rein classische, noch rein romantische Richtung. Keinem Vorgänger ausschließlich folgend, ahmen sie Alle nach. Sie theilen hierin das Verhängniß, welches auch ihr unglückliches Vaterland fortreißt: wie man heute in Spanien die Constitutionen, den Despotismus, die Immoralität, den falschen Republikanismus, kurz alles das nachahmt, was wir nur in der modernen Gesellschaft Irrthümliches und Fingirtes finden, so ahmen die Spanier auch die Literaturen der andern Länder, so wie ihre eigene alte mit aller jener Uebertreibung und Verwirrung nach, welche die politischen Convulsionen stets nach sich ziehen, woher sie auch kommen mögen. Unter diesen Umständen muß Niemand in den Compositionen der modernen spanischen Dichter Originalität und Solidität erwarten. Eben so wenig zeichnen sie sich durch den hohen Geistesschwung und die unnachahmliche Grazie aus, durch welche die Dichter des 16ten Jahrhunderts die spanische Sprache verewigten. Welches ist denn nun ihr Verdienst? Eines haben sie wenigstens: vergleicht man sie mit den spanischen Dichtern des 18ten Jahrhunderts und den frühern, noch zu dieser Schule gehörigen, so bemerkt man, daß die Dichter des gegenwärtigen Jahrhunderts eine reifere, höhere Ansicht von dem Gegenstande und dem Zwecke der Poesie haben: in ihrer ganzen Art, die Kunst zu betrachten und zu behandeln, sind sie nicht mehr so ausschließlich und kleinlich; auch zeigen sie mehr Geschmack in der Form. Man nehme hinzu, daß die Dichter des 18ten Jahrhunderts nichts sahen, noch nachahmten, als nur allein die französische Literatur, und unter ihrem Einflusse die lateinische. Dagegen haben die gegenwärtigen Dichter mehr Kenntniß von der englischen und deutschen Poesie; sie schätzen und benützen mehr als ihre Vorgänger, die spanischen Dichter des 16ten Jahrhunderts, sie studiren ein wenig mehr den reichen Schatz der Bibel und erfrischen in sich das durch Aeußerlichkeit erstorbene religiöse Gefühl. Alles dies mußte nothwendig dazu beitragen, daß ihre Schöpfungen Verbesserungen und Fortschritte durchschimmern und noch größere hoffen lassen. Auch zeichnen sich die gegenwärtigen Dichter Spaniens vor denen des vorigen Jahrhunderts durch größere Harmonie aus: im Allgemeinen sind ihre Verse zierlicher, melodischer, leichter gebaut, obgleich sie auch in dieser Beziehung die alte Classizität bei weitem nicht erreichen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, August.

(Beschluß.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neufchatel.

Bei Tisch äußerte sich bei Allen das Erstaunen über dies Wunderthal von la-Chaux-des-Fonds bis Locle, das durch seine Lage, Natur und Vegetation nur zu Weiden zweiter Classe, zu sehr untergeordnetem Wohlstand und für eine kleine Bevölkerung bestimmt scheint, sich aber durch Gewerbfleiß und die bewundernswürdige Anlage der Einwohner für höhere Mechanik und durch ihren Unternehmungsgeist zu entschiedenem Reichthum und hohem Wohlstand mit einer Bevölkerung von mehr als siebzehntausend Einwohnern erhoben hat, welche in einer fast ununterbrochenen Reihe schöner Häuser wohnen, die aber der immer noch wachsenden Bevölkerung nicht genügen, und die ansehnlichen, geschmackvollen Bauten begreiflich machen, die sich überall im Thal erheben; und bei alle dem nichts von dem, was in andern Industriegegenden so schroff und niederschlagend hervortritt, keine physische und sittliche Ausartung in der Arbeiterclasse, sondern neben gesundem, blühendem und kräftigem Aussehen beider Geschlechter wahre Bildung und so feine, anstandsvolle und doch ganz ungezwungene Formen, wie sie nur selten gefunden werden. Welcher Unterschied zwischen dem la-Chaux-des-Fonds-Locle-thal und Lyon, St. Etienne, Manchester, Leeds, Glasgow und andern englischen Fabrikstädten, wo physisches Elend neben tiefer sittlicher Verdorbenheit einheimisch ist! Vieles kommt daher, daß hier keine großen Fabriken in französischem und englischem Sinn gefunden werden; dagegen ist jedes Haus, jede Familie eine kleine, denkende, schaffende und arbeitende Gemeinheit, die neben ihren Geschäften ihr Familienleben rein bewahrt mit Allem, was ihm nützlich und erhebend seyn kann. Daher der rege Sinn für Musik und Lektüre unterrichtender, selbst wissenschaftlicher Werke, wodurch zugleich ihr Gewerbfleiß seine höhere Bedeutung und Wirksamkeit behält. Diese jungen Leute, die in der Woche in abgenutzten Blousen und Arbeitskittein herumlaufen, lesen Abends und Sonntags astronomische, chemische, physikalische und mechanische Werke, arbeiten an Problemen, was sie jedoch nicht abhält, in gesellschaftlichen Vereinigungen, Concerten und auf Bällen mit dem feinsten Anstand zu erscheinen und sich da im Umgang mit ihren gebildeten Landsmänninnen in echter Geselligkeit zu bewegen. Sehr erfreulich war uns auch die sichtliche Entfernung dieser hochachtbaren Leute von dem schweizerischen Radikalismus, dessen Irrlichter sie einen Augenblick verführt hatten, ehe sie ihn und seinen Krankheitszustand näher kannten. Der Kanzler Favarger, dem sie ehemals sehr abgeneigt waren, weil er, früher selbst von der Bewegungspartei, zu dem besonnenen Fortschreiten seiner Regierung übergegangen ist und nun mit dem geistreichen Chambrier die Stützen derselben bildet, Favarger wurde überall mit der herzlichen Auszeichnung behandelt, die er verdient. Unser Diner dauerte bis um neun Uhr Abends, und es mußte aufgebrochen werden, so schwer es uns auch ward, denn wir hatten fünf gute Stunden zu fahren, um Neufchatel wieder zu erreichen. Nicht ohne Bewegung nahmen wir von diesen interessanten Thalbewohnern Abschied, nicht ohne Bewegung dankten wir dem würdigen Organ der Regierung für alle Beweise ihres freundlichen Wohlwollens. In diesen drei Tagen war die Gesellschaft der schweizerischen Naturforscher nicht der Gast ihrer Kollegen in Neufchatel gewesen, sondern Gast der Stadt, der Regierung, ja des ganzen Landes. Was wir auch sagten, was wir auch ausdrückten und wiederholten, es war nur ein kleiner Theil von dem, was wir dankend und anerkennend fühlten und im Verein mit den lieblichsten und erfreuendsten Erinnerungen mit nach Haus nahmen. Unsere Erinnerung an ein kleines, aber hochgebildetes, glückliches Land, wo Volk und Regierung Eins sind in ihrer Achtung für die Wissenschaft und in der Anhänglichkeit an die echte Schweiz, dieses Andenken wird bei uns so lebendig bleiben, als unsere Wünsche für das bleibende Glück und Gedeihen Neufchatels.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 5. Oktober 1837.

C. — What is't for?
L. — The reformation of our travell'd gallants.

Shakespeare.
Henry VIII.

Henri Hasterfeld.

Das Bild eines Modethoren.

(Bruchſtück einer größern Erzählung.)

Ein eleganter Reiſewagen, ſo leicht und geſchmackvoll, wie ihn nur die Fabriken von London und Paris zu liefern vermögen, bewegte ſich auf der belebten Straße einem bekannten ſüddeutſchen Badeorte zu. Den Rückſitz nahm ein Papagai ein, oben auf dem Bock lag ein ſchokoladefarbenes Windſpiel und hinten in ſeinem bequemen Armſeſſel wiegte ſich ein ſchlummernder Kammerdiener. Die vier Poſtpferde brachten dieſe ſonderbare Geſellſchaft in höchſter Eile durch die Gärten und Anlagen, die, auf beiden Seiten der Straße ſich ausbreitend, die Nähe des Bads verkündeten. Der Papagai, er war einer der ſchönſten und graziöſeſten, die man ſehen konnte, richtete ſeine Blicke mit einem pedantiſchen Ernſte auf die Landſchaft. Man ſah in ihm durchaus das Bild eines Reiſenden, der, blaſirt von den tauſend Abwechslungen eines genußreichen Lebens, dennoch es für ſeine Pflicht hält, den Schönheiten der Natur ein aufmerkſames Auge zu leihen. Aber es lag in dieſer Aufmerkſamkeit eben ſo viel Kälte als Affektation. Man konnte ihn, wenn man die reizenden Mährchen des Grafen Antoine Hamilton, oder Peraults contes de ma mère l'Oie im Gedächtniß hatte, leicht für einen in die Geſtalt eines Papagai's verwandelten Prinzen halten, der in ein Bad geht, um ſeine vornehme Kränklichkeit, ſeine Langeweile und ſeine hunderttauſend Abgeſchmacktheiten von dem Pöbel einer modiſchen Welt bewundern zu laſſen. Heutzutage, wo Alles reiſet, warum ſoll nicht auch ein Papagai reiſen? Er thut es vielleicht mit demſelben Nutzen und mit derſelben Ausbeute für die Geſellſchaft, wie mancher Reiſende, von dem wir erfahren, daß ſein Koffer und er ſich vierzig Jahre lang ununterbrochen auf den Straßen zwiſchen Paris, London und Neapel herumbewegt haben. Wer fragt nach dem Reſultat ſolcher Reiſen?

Der Beſitzer des Wagens folgte langſam und im ſorgloſeſten Gange. Es war ein junger Mann vorne in den zwanzig Jahren. Ein breitgeränderter Strohhut ſtellte ſein Geſicht in Schatten, dunkle Locken ſpielten im Winde, ſein kurzer Ueberrock war mit dem Staub der Landſtraße gefärbt. Man ſah ihm das Ungewohnte einer Fußwanderung an, er war ſichtlich ermüdet, und weder ſeine Haltung noch ſeine Kleidung zeigten, daß er zu dem großen Haufen praktiſcher Wanderer gehöre, die zur Zeit der Vakanzen aus den Hörſälen der Univerſitäten und den dumpfen Stuben der Gymnaſien hervorbrechen, um Deutſchland nach allen Richtungen zu durchwandern. Unſer Fußgänger war froh, als er die breite Façade des Gaſthofes

durch die Parkanlagen ſchimmern ſah; er beflügelte ſeine Schritte, um dieſes willkommene Ziel zu erreichen, und trat in den Hof des Hotels ein mit jener zufriedenen, etwas ſtolzen Miene, die das Bewußtſeyn einer überwundenen Schwierigkeit auf unſer Antlitz zu malen pflegt. Aber lange nicht ſo freudig empfing man ihn. Er hatte vergeſſen, daß ſein beſtäubtes Röckchen, ſein einfacher Strohhut und ſeine ſchlanke Taille die einzigen Recommandationen waren, auf die er hinſichtlich einer guten Aufnahme fußen konnte, und dieſe Recommandationen reichten eben hin, um ihm die Anwartſchaft auf ein Manſardenſtübchen mit „göttlicher Ausſicht“ zu ſichern. Er ſtritt ſich noch mit dem Aufwärter, der ihm dieſe Vorſchläge machte und dabei mitleidig auf ſeine beſtaubten Schuhe herablächelte, als der Papagai in die geöffneten Pforten des Thorwegs einfuhr. Dieſe glänzende Erſcheinung ſtellte unſern armen Wanderer in Dunkel. Kellner, Hausknechte und Aufwärter flogen auf den Wagen zu, umringten ihn von allen Seiten und ſchienen auf die mit ſchnarrender Stimme vorgebrachten Befehle des ſeltſamen Reiſenden darinnen zu horchen. Endlich bereitete ſich die Erkennungsſcene; der Schwarm verließ den Wagen und ſammelte ſich jezt mit eben ſo viel Unterthänigkeit um den Fußgänger, als er ſich früher mit Unverſchämtheit von ihm abgewendet hatte.

Dies iſt eine Scene, die man täglich in einem deutſchen Gaſthofe wiederholt ſehen kann. Unſern Reiſenden frappirte ſie auch keineswegs; er ließ den Regen der Titel jezt mit eben der Ruhe über ſich ergehen, wie er früher die kurzen Antworten und die halben Seitenblicke geduldet hatte. Vergebens ſuchte der Wirth eine günſtige Aenderung auf dem philoſophiſchen Geſichte ſeines Gaſtes hervorzubringen, indem er den Baron zum Grafen, den Grafen zur Excellenz, die Excellenz zum Mylord ſteigerte. Oben auf dem Altan der Treppe erſchien die Dame dieſes gaſtlichen Hauſes, eine koloſſale Blondine mit ſtarkgefärbten rothen Wangen und einem ſtereotypen Lächeln, welches das mit bunten Bändern garnirte Kinn rundete. Unſer bleicher junge Reiſende, der die dunkeln Augen faſt immer geſenkt hielt, ſtach ſeltſam ab gegen dieſe prächtig aufgeblühte Roſe.

„Madame,“ redete er ſie an mit jener fatiguirten Miene und dem etwas rauhen Tone, dem man noch die ungewohnte Fußwanderung anmerkte, „B. iſt wohl ſchon ganz leer von Gäſten?“ — „Durchaus nicht, mein Herr,“ entgegnete ſie; „wir ſind eigentlich noch in der eleganteſten Saiſon.“ — „Im Oktober?“ — „Thut nichts zur Sache. Die Tage ſind ſchön; es iſt heute ſogar eine Wärme wie im Juli. O, Mylord kennen gewiß die Familie des Lord Pim-pim — ja, wie heißt er doch? — In der That, die engliſchen Namen erfordern eine gewiſſe Fertigkeit der Zunge, die man ſich in meinen Jahren nicht ſo leicht mehr erwirbt. Doch gleichviel, dieſer Lord hat acht unverheirathete Töchter, die neunte iſt dieſen Sommer glücklich abgegangen —“ — „Mit Tode?“ fragte der junge Mann. — „Nicht doch, ſie hat einen Schotten geheirathet, der Mac-mac hieß — o, auch dieſer Name will mir nicht auf die Zunge; gleichviel, der junge Mann wohnte auch in meinem Hauſe und iſt jezt fortgereist; der alte Lord aber mit den noch übrigen acht Unverheiratheten wohnt noch auf Numero ſieben. Außerdem haben noch drei Comteſſen und eine Marquiſe aus Paris meinem Hauſe die Ehre angethan, es zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Vielleicht kennen Mylord dieſe Damen? wenn nicht, ſo iſt noch Gelegenheit, an der Table d'Hôte ihre Bekanntſchaft zu machen.“ — „Beſtellen Sie mir gefälligſt einen Platz,“ ſagte der junge Mann trocken, „und du, James,“ wandte er ſich zu ſeinem Diener, „richte meine Zimmer ein. Ich will vor Tiſch noch eine kleine Promenade machen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Zwar reichte die Zeit an dieſem Abend nicht zu, dergleichen Verhältniſſe ausführlicher zu beſprechen, doch war die Wiſſenſchaft keineswegs aus der Unterhaltung ausgeſchloſſen, und es machte mir namentlich Freude, einem jungen Docenten Manches über die neueren literariſchen Erſcheinungen auf dem Gebiete des Sanskrit, das in Schweden noch gar nicht ausgebeutet zu ſeyn ſcheint, und mit dem ich mich zufällig einige Zeit beſchäftigt hatte, mittheilen zu können. Unter der Leitung eben dieſes jungen Mannes, der zugleich den Muſikdirektor machte, begann hierauf, nachdem es dunkel geworden war, im Saale des Gartenhauſes ein kleines Conzert. Wie ſehr bedauerte ich, von den Liedern Bellmanns, welche ein junger Mann mit Inſtrumentalbegleitung ſang, nicht genug zu verſtehen, um die Heiterkeit, die ſie unter den Anweſenden hervorbrachten, ganz mitfühlen zu können. Zum Theil verfehlten ſie nicht, auch auf mich einen ähnlichen Eindruck zu machen, was denn freilich allein dem lebendigen Vortrage und der komiſchen Mimik des Sängers zuzuſchreiben war. Zwiſchendurch nahten ſich immer noch Einzelne, um nach dem ſchwediſchen Ausdruck ein Glas mit uns zu trinken, eine Sitte, die jedoch nicht mit dem Vor- und Nachtrinken der deutſchen Studenten zuſammenfällt, ſondern im Lande allgemein und mehr der engliſchen Art des Zutrinkens zu vergleichen iſt. Die Grenzen der Mäßigkeit wurden hiebei, ſo viel ich bemerkte, von

Niemanden überſchritten, und bei der ungezwungenſten Fröhlichkeit eine Ordnung beobachtet, die wir, wenigſtens hinſichtlich der Courtoiſie, welche unabläſſig gegen uns Gäſte ausgeübt und mit der wir überall vorangeſtellt wurden, gern etwas minder ſtreng gehalten geſehen hätten. Man muß in der That, wie an alles Conventionelle der Geſellſchaft, ſo auch an Ehrenbezeugungen längere Zeit gewöhnt ſeyn, um ſich bei ihrer Annahme eines peinlichen Gefühls von Zwang gänzlich erwehren zu können. Uebrigens würde es der Wahrheit wie der Beſcheidenheit gleich zuwider ſeyn, wenn ich glauben machen wollte, als ob dieſe ganze Verſammlung nur mir und meinen Genoſſen gegolten hätte. Zwar hatten wir in Erfahrung gebracht, daß die Kette junger Leute, welche uns auf dem Herwege begegnet war, als Deputation in unſer Gaſthaus ſich begeben hatte, um uns eine Einladung zu bringen, der wir unwiſſentlich zuvorgekommen waren; allein die Zuſammenkunft der jungen Leute ſelbſt war eine zu beſtimmten Zeiten Statt findende, und ich hatte es meinem guten Glücke, das mir auch ſonſt auf dieſer Reiſe überaus günſtig war, zu danken, daß ich gerade an dieſem Tage in Upſala ankam. Es war, wie ſchon erwähnt, gerade die Zeit der Ferien, und es hatten ſich daher die zurückgebliebenen Studirenden und jüngeren Docenten (kaum, wie ich denke, zweihundert an der Zahl) in dem Lokale der Oſtgothen zuſammengefunden, während die verſchiedenen Landsmannſchaften, in welche die Studenten, zufolge der Einrichtung der ſchwediſchen Univerſitäten, nach den Provinzen ſich theilen, zu andern Zeiten an verſchiedenen Orten, wenn ich recht weiß, abgeſondert ſich zu verſammeln pflegen.

Nicht allzuſpät brach die Geſellſchaft auf, in Reih und Glied unter Geſängen durch die Straßen ziehend. Nachdem ſie zuerſt vor der Wohnung ihres Muſikdirektors einen kleinen Halt gemacht hatte, geleitete der größere Theil uns Fremde weiter zu unſerem Gaſthofe und bildete ſingend vor demſelben einen Halbkreis, wodurch ich Gelegenheit fand, in der Thüre ſtehend, den nordiſchen Stammesbrüdern unſern herzlichen Dank für ihre gaſtfreundliche Aufnahme zu ſagen.

Dieſesmal ſprach ich Deutſch, da ich verſtanden zu werden, nach den Beobachtungen des Abends, nicht zweifeln konnte. Ein letztes Hurrah, das in die ſtille Nacht hinaus donnerte, war die Antwort, während wir in das Innere des Hauſes uns zurückzogen.

Durch die Reiſe am heißen Tage und die Begebenheiten des Abends waren wir etwas erſchöpft. Trotz dem freute es mich von Herzen, die kleine Epiſode erlebt zu haben; indeſſen kamen wir, verſchiedene Einzelnheiten heiter durchſprechend, einſtimmig dahin, lebhaft zu begreifen, daß die polniſchen Flüchtlinge, die nach dem Falle von Warſchau Deutſchland durchzogen, auch wenn ſie nicht die Laſt ihres Unglücks im wunden Herzen zu tragen gehabt hätten, doch der ewig ſich wiederholenden Feſtlichkeiten, die ihnen überall bereitet waren, hatten überdrüſſig werden müſſen, und auf's Deutlichſte einzuſehen, daß ein großer Herr zu ſeyn, doch auch zu Stunden unbequem genug ſeyn müſſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Freskomalerei. Böhmens Gewerbsproduktion.

Von den Kreuzweggemälden auf dem Lorenzberge ſind bereits acht vollendet, zwei in der Arbeit, und die übrigen vier ſollen auch noch in dieſem Herbſte fertig werden, und wir werden dann auf ſelbe zurückkommen.

Die neueſten Berichte über die Produktion, Fabriken und Manufakturen des Landes liefern ſehr erfreuliche Reſultate. Zwar iſt die Ausbeute der edlen Metalle minder ergiebig, als in ältern Zeiten: das Jahr 1834 brachte z. B. nur einen kleinen Ueberreſt an Gold von 1 Mark 15½ Loth. und das Silbererzeugniß war nur 25.684 Mark (im Werthe von 556.990 fl.) 25 Ctnr. Queckſilber zu Horowitz und 26 Ctnr. Kupfer wurden bloß als Nebenprodukt gewonnen und 12.000 Ctnr. eingeführt. Die Maſſe des Bleis war um ein Viertheil geringer, als in andern Jahren, nämlich 26.875 Ctnr. (134.805 fl.), die des Zinns um zwei Drittel, nämlich 905½ Ctnr. (41.225 fl.) An Braunſtein wurden gewonnen 842 Ctnr. (4742 fl.), Arſenik 1220 Ctnr. (12 825 fl.) u. ſ. w. An Werkſtätten zur Gewinnung und Verarbeitung des Eiſens zählt Böhmen 66 Eiſenhütten mit 86 Hochöfen, 540 Eiſenhämmern und 10.000 Arbeitern. Die Geſammtproduction beträgt 400.000 Ctnr. (1.800.000 fl.), alſo ungefähr $\frac{1}{65}$ von England, $\frac{1}{15}$ von Frankreich und $\frac{1}{5}$ von Preußen. 8 Blechfabriken beſchäftigen 500, und 28 Metallcompoſitionsfabriken, die Schnallen, Knöpfe, Ringe u. ſ. w. verfertigen, 1500 Arbeiter (deren geſammtes Erzeugniß 85.000 fl. beträgt). In 18 Drahtfabriken bereiten 600 Arbeiter 5000 Ctnr. Waare (100.000 fl.). 542 Werkſtätten mit 2200 Arbeitern liefern 5.000.000 Ctnr. Braun- und Steinkohlen (500.000 fl.). Auch die Produktion des Kupfer- und Eiſenvitriols, obgleich nicht genau anzugeben, iſt ſehr umfangreich und beträgt mehrere Millionen. 5 Schmaltefabriken liefern 3000 Ctnr. (90.000 fl.). 5 Bleizuckerfabriken erzeugen 6000 Ctnr. (180.000 fl.), und 800 Potaſchewerkſtätten 11.000 Ctnr. In der größten Kupferzündhütchenfabrik des Continents erzeugen 70 Arbeiter 110.000.000 an Güte unübertroffene Zündhütchen im Jahre. 400 Ziegelbrennereien und etwa 1500 Töpfer liefern den Bedarf des Landes, könnten aber leicht Beſſeres hervorbringen, als in dieſen beiden Zweigen bisher erzeugt wurde. An Graphit werden im Jahr 16 bis 17.000 Centner, in manchem Jahr noch mehr, zu Tage gefördert. 8 Porzellanfabriken, welche 600 Arbeiter beſchäftigen und im Jahr etwa 120.000 fl. Arbeitslohn bezahlen und 6000 Klafter Holz verbrauchen, liefern gegen 9000 Ctnr. Waare (400.000 fl.), und darunter ausgezeichnet ſchöne Arbeiten. In 9 Steingut- und Fayencefabriken erzeugen 500 Arbeiter etwa für 150.000 fl.

verſchiedene Gegenſtände zum häuslichen Bedarf. Dieſe Rubrik könnte ebenfalls noch ſehr erweitert werden. An Steingeſchirren bringt Böhmen jährlich ungefähr für 300.000 fl. zu Markte. Auch in Wedgewood, Terrality, Siderolith finden ſich lobenswerthe Produkte, doch iſt die Quantität weder genau beſtimmt, noch ſehr anſehnlich. 76 Glashütten und 22 Glasfabriken liefern an ausgezeichneten Arbeiten etwa ein Drittel der engliſchen oder die Hälfte der franzöſiſchen Produktion (6.000.000 fl.). 4000 Arbeiter beſchäftigen ſich mit der Erzeugung ſehr wohlfeilen und vollkommenen Spiegel- und Tafelglaſes im Betrag von 73 — 74.000 fl., während an Glascompoſitionen und kleinen Arbeiten etwa für 200.000 fl. erzeugt wird. Die Granatnerzeugung kann nicht mit Beſtimmtheit angegeben werden, doch hat ſie ſich gegen frühere Zeiten ſehr vermindert. Der Maſchinenbau zählt 8 Werkſtätten mit 800 Arbeitern (1.000.000 fl.), und iſt noch im Wachſen begriffen, da die Etabliſſements von Jahr zu Jahr zunehmen. Was die Gerberei betrifft, ſo muß Vieles aus dem Auslande bezogen werden, da das inländiſche Erzeugniß noch nicht für den Bedarf des Landes ausreicht. 16.000 Arbeiter in 5218 Werkſtätten bereiten etwas über 1.000.000 Felle, während in 5 Lederlakirereien 150.000 Stück Häute verarbeitet werden, und 478 Handſchuhmacher (darunter die Prager Fabriken die vorzüglichſten Produkte darbieten) 40.000 Dutzend Paar Handſchuhe liefern.

(Der Beſchluß folgt.)

Madrid, September.

(Beſchluß.)

Die modernen ſpaniſchen Dichter.

Was am meiſten an den Werken aller modernen ſpaniſchen Dichter auffällt, iſt, daß darin ein gewiſſer melancholiſcher, trauriger Klang herrſcht, der ſich oftmals in Töne des höchſten Schmerzes, ja der Verzweiflung auflöſt. Es mag beim erſten Anblick erſcheinen, als ſeyen dies nur Reminiscenzen aus den romantiſchen Dichtern des Nordens von Europa; denn Melancholie, Akte der Verzweiflung ſind auf der Halbinſel wenig gekannt, ihre alte Poeſie iſt ſo heiter wie ihr Himmel, ſo feurig und humoriſtiſch wie das Volk. Allein in Wirklichkeit iſt jener Schmerz und jene Verzweiflung eine Frucht des moraliſchen Einfluſſes, welchen der traurige Zuſtand, in welchem Spanien ſchon ſeit Beginn des Jahrhunderts hin und her wankt, auf die poetiſchen Gemüther ausübte. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer neuen, beſſern Ordnung, das Ringen darnach weckt und nährt zwar Kräfte; allein die blutigen Reaktionen, das lange, bittere Unglück der Nation hemmen das Aufkommen des Genies. Auf wahre Claſſicität, auf mächtiges Eingreifen in die Richtung und den Geiſt der ganzen Nation, auf die Bildung einer neuen Epoche in der heimiſchen Literatur kann kein ſpaniſcher Dichter unſerer Zeit Anſpruch machen. Bei alle dem iſt die Epoche ſehr fruchtbar an Dichtern, oder zum wenigſten an Verſificadores von einigem Verdienſte. Hier folgen die Namen der vornehmſten.

Don José de Eſpronceda; ſeine Verſification iſt immer ſchön, leicht, natürlich, die Form ſeiner Poeſien angenehm und verführeriſch. Er ahmt Byron, Victor Hugo und Oſſian nach. Seine Meinungen und Ideen ſowohl in literariſcher, als in politiſcher Beziehung bilden in ſeinem Kopfe eine complete Anarchie. El Pirata, Fragmente eines epiſchen Gedichts, el Pelago, und el Mendigo ſind ſeine beſten Sachen. Don Ventura de la Vega zeichnet ſich durch die formelle Schönheit und Harmonie in ſeinen Verſen aus. La Ajitacion iſt eines ſeiner ſchönſten Gedichte. Er hat auch verſchiedene Theaterſtücke verfaßt, welche mit Beifall gegeben wurden. Don J. Bermudez de Caſtro; ſein Gedicht vom Tage de los Difuntos iſt ſehr gut. Er hat viel Geiſt und Beredſamkeit. Don Luis de Uſoz y Rio hat unter Anderm in der periodiſchen Zeitſchrift el Artiſta, einem für moderne ſpaniſche Literatur ſehr intereſſanten Blatt, eine Hymne auf den Wein drucken laſſen, welche ich einmal mittheilen werde. Dieſer Dichter zeichnet ſich durch ernſtes Studium und durch Bildung aus. Er haßt die franzöſiſchen Bücher, welche er in ſeiner Kindheit knechtiſch copirte und überſetzte. Er iſt noch jung, fleißig, von reinen republikaniſchen Grundſätzen. Don Manuel Breton de los Herreros, ein lyriſcher und Theaterdichter (poeta lirico y comico), iſt der fruchtbarſte und einer der beliebteſten und geleſenſten ſeiner Zeitgenoſſen. Er hat einen Band lyriſcher Gedichte und verſchiedene beliebte Comödien herausgegeben. Don Serafin E. Calderon hat einen Band ſeiner lyriſchen Gedichte veröffentlicht; eben ſo Don J. B. Alonſo. Don Ramon de Meſonero Romanos iſt ein guter Beſchreiber der ſpaniſchen Gebräuche. Er hat zwei Bände darüber unter dem Titel del Curioso parlante herausgegeben. Don Nicome des Paſtor Diaz iſt ebenfalls unter die beſſern Dichter der Gegenwart zu zählen.

Es gibt noch viele andere Dichter, mehr oder weniger bekannt, mehr oder weniger ergriffen von dem wilden Strudel und der geiſtigen und materiellen Verwirrung, worin ſich die Dinge gegenwärtig in Spanien befinden. Wie geſagt, ſie ſind alle mehr Verſificadores, als Poetas, und welche dieſen letztern Namen verdienen, bleiben doch immer, als Nachahmer, was ſie Alle ſind, in einer unermeßlichen Entfernung von den großen und wahren Dichtern; ſchon lange lebte kein Spanier von dem moraliſchen Einfluſſe eines Schiller, Goethe, Scott, Byron, Calderon, Cervantes. Die Nation erwartet noch ihren begeiſterten Sänger, wie ihren ordnenden Staatsmann. Die Routine herrſcht hier zu Lande noch faſt in allen Dingen. Wie der Gefangene bei ſeiner Befreiung nicht urplötzlich zur Freudigkeit und vollen Lebensfriſche zurückkehrt, ſo iſt auch noch der ſpaniſche Genius gelähmt durch den Anblick der zerbrochenen Ketten und ihrer unglückſeligen Folgen. Aber der Unterſchied, welcher augenſcheinlich zwiſchen den Dichtern dieſes und des vergangenen Jahrhunderts beſteht, läßt uns an Verbeſſerung, an Fortſchritt und höhern Aufſchwung der ſpaniſchen Literatur glauben. Die Themate von Liebe, Schönheit, Galanterie und Kirche ſind hier über die Maßen abgeſponnen; neue, tiefere, politiſche und religiöſe Bedürfniſſe, wovon der Kern der ſpaniſchen Nation ſchon dunkles Vorgefühl hat, müſſen ſich lebendig in dem Dichter regen, in ihm zur klaren Anſchauung kommen und begeiſternd von ſeinen Lippen ſtrömen, ſoll für Spanien wieder eine höhere Bahn der Kunſt durch den angehäuften Sand und die verſteinerte Routine gebrochen werden.

Theile ich auch im Allgemeinen die hier angedeuteten Anſichten meines ſpaniſchen Freundes, ſo muß ich doch hinzufügen, daß Martinez de la Roſa, der Zuſammenſetzer des Eſtatuto real, ſich allen ſeinen jüngern Kunſtgenoſſen dreiſt an die Seite ſtellen darf. Seine Verſe ſind oft von außerordentlichem Wohlklang und vieler Eleganz, und ſeine Comödien im Volke noch immer, trotz des in politiſcher Beziehung ihm geſprochenen Urtheils, die beliebteſten. Jetzt lebt er wenigſtens in ſcheinbarer Unthätigkeit.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 6. Oktober 1837.

— Es ſchauet ſein Blick lächelnd auf die herab,
Die der Muſe ſich weih'n.

Klopſtock.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Ich war am nächſten Morgen noch nicht einmal angezogen, als der junge Mann, den ich bisher durch die Farbe ſeiner Weſte bezeichnet hatte, den ich aber nun als einen jungen Beamten kannte, ſchon mich zu beſuchen und mir ein Xenodoron zu überreichen kam, da er an dieſem Tage ſelbſt zu verreiſen hatte. Sein Geſchenk beſtand in ſieben Bändchen einer Auswahl von Novellen des Auslandes in ſchwediſchen Ueberſetzungen, woran er ſelbſt Mitarbeiter war. Es waren Erzählungen von Zſchokke, Tromlitz, Wilhelm Hauff und dem Dänen Ingemann, die mir ſpäter auf der Reiſe mehr als eine Stunde auf eine doppelt angenehme Weiſe verkürzt haben, weil durch die fremde Kleidung für mich noch ein beſonderer Reiz der Form hinzu kam. Hiemit waren jedoch die Gefälligkeiten des Gaſtfreundes keineswegs erſchöpft. Wie im Alterthum, und noch jezt bei den Völkern des Orients, wer zuerſt dem Fremdling begegnete, ihn zu ſich führte und ſich für verpflichtet hielt, ohne ihn um Namen und Stand zu fragen, den Gaſt zu pflegen und zu ehren, ſo ſchien dieſer Sohn des Nordens durch die erſte Begegnung im Laden des Buchhändlers ſich auf gleiche Weiſe für verbunden zu halten, ſich unſerer anzunehmen. Man ſah dabei deutlich, daß er mit Luſt dieſe Pflicht erfüllte, die bei uns eben ſo viel im Preiſe ſteigen mußte, als er ſelbſt ihr geringeren Werth beilegte. Zunächſt jedoch ſchied er auf Augenblicke und wir begannen unſer Tagwerk mit Beſichtigung des Doms.

Dieſer mächtige Bau ward in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begonnen und iſt im reinen Spitzbogenſtyle vollendet. Seine Länge beträgt 180 Ellen, die Höhe nahezu ein Drittel der Länge, die Breite der drei Schiffe zuſammen übertrifft die Höhe des Mittelſchiffs etwa um zwanzig Ellen oder faſt um ein Viertel. Durch das Verhältniß der Intercolumnien zu der Breite des Hauptſchiffs von etwa drei zu vier ſchließt ſich dieſe Kirche an die deutſchen gothiſchen Münſter an, welche in der Regel ein ähnliches Verhältniß haben, während bei den engliſchen und franzöſiſchen Domen dieſes Styls der Zwiſchenraum der Pfeiler nur die Hälfte der Breite des Mittelſchiffs halten ſoll. Die Kapellen enthalten großentheils Grabmäler berühmter Schweden. Die in der Mitte des Chors iſt dem Könige Guſtav Waſa gewidmet und mit Wandgemälden aus der Geſchichte dieſes Königs verziert, die jezt wohl vollendet ſeyn werden. Als ich die Kathedrale ſah, war der Künſtler, Profeſſor Sandberg, noch mit denſelben beſchäftigt; die Kapelle war daher durch

einen Bretterverschlag geschlossen, was mich verhinderte, die Bilder zu sehen. Uebrigens kann ich, mögen sie auch trefflich seyn, mir doch nicht denken, daß diese bunte Kapelle, deren Gewölbe einen blauen, sternbesäten Himmel bildet, in der sonst leider ganz weiß angestrichenen Kirche sich gut ausnehmen werde. Von den übrigen Kapellen hebe ich noch die beiden aus, welche die Grabmäler aus der Familie Oxenstierna und das einfach schöne Grabmal Linné's enthalten, welches leztere, aus dalecarlischem Porphyr gehauen, die kurze Inschrift trägt: Carolo a Linné botanicorum principi amici et discipuli, 1798. Endlich enthält eine Art von Loge im linken Seitenarme des Kreuzes den Schatz der Kirche, Reliquien von Kleidungsstücken alter Könige und den bischöflichen Ornat, den das protestantische Schweden in der katholischen Form beibehalten hat. Das Pedum in der Hand und die Mitra auf dem Haupte, möchte ich hier nicht von meinem Großoheim, dem frommen Bischof Joseph Anton, gesehen worden seyn, der diese Insignien in einer protestantischen Kirche und an meinen weltlichen Gliedern zu erblicken, für eine doppelte Entweihung gehalten habe würde. Dem Innern des Doms steht das Aeußere 'dessen schon einmal kurz erwähnt wurde, weit nach, indem seine einfachen Backsteinwände nur durch die uralten Steinhauerarbeiten an den Thüren auf interessante Weise unterbrochen werden. Auch ist von den sieben Thürmen, welche ursprünglich das Gebäude krönten, wenig zu bemerken, da sie durch die Feuersbrunst vom Jahre 1702 verdorben worden sind.

In die Bibliothek führte uns sodann mit großer Dienstwilligkeit der Magister Wingquist, den ich ebenfalls am vorhergehenden Tage im Lokale der Ostgothen kennen gelernt hatte. Mich auf dieser zweistündigen Wanderung zu begleiten, möchte manchen Leser ermüden, der mir lieber gleich zum botanischen Garten folgt. Dieser ist von nicht sehr bedeutendem Umfang, wird übrigens durch seine Bäume für die Bewohner der Stadt, deren Umgebungen wenig Schatten darbieten, zu einem angenehmen Spaziergange. Mich beschäftigte hier vorzüglich die Statue Linné's, von Byström. Der Naturforscher sizt und studirt in einem Buche, das er in der linken Hand hält. Er ist bekleidet mit der Tracht seiner Zeit und im Mantel. Leise Falten der Stirn zeigen den Denker, im Uebrigen ist der Ausdruck des Kopfes äußerst offen und natürlich, ja liebevoll. Der Blick ist aufmerksam, aber durchaus nicht gespannt, auf eine Blume im Buche gerichtet; eine leise Verwunderung, wie man sie bei einer neuen Entdeckung zu empfinden pflegt, scheint um seine Züge zu spielen, und unverkennbar ist die stille Freude, die er über seinen Fund empfindet. Er blickt auch nicht auf, wenn zu bestimmten Zeiten unter seinen Augen akademische Festlichkeiten Statt finden, die wohl in keinem andern Lande auf solche Weise begangen werden. Es wird nämlich die Orangerie des botanischen Gartens zu den feierlichen Mahlen verwendet, ohne welche eine Magister- und Doktorpromotion hier nicht vor sich gehen kann. Nur alle drei Jahre werden, wenn ich nicht irre, Magister der freien Künste, nur alle sieben Jahre Doktoren geschaffen. In dem Mittelpunkte des Doms, an der Stelle, wo auch die Könige gekrönt wurden, ist alsdann ein Parnaß errichtet, welchen die Promovirenden ersteigen, um den Lorbeerkranz zu empfangen, der bei den Meisten zugleich zum ersten und zum lezten Male die Schläfen zieren soll. Kanonen werden außerhalb der Kirche gelöst und die absoluten Studenten (wie einmal ein österreichischer Beamter einem absolvirten Musensohn in den Paß schrieb) wandeln alsdann in die hesperischen Gärten, um, „wo aus dunkelm Laub die Goldorange glüht," Schnaps zu trinken und gesottene Spanferkel mit Dillsauce zu essen. Ist es da noch ein Wunder, daß die upsalischen Studenten mich, bloß wegen meiner deutschen juristischen Doktorschaft, als einen Glücklichen verehrten, als einen Eingeweihten, dem nach siebenjährigem Harren im Vorhofe solch esoterisches Heil zu Theil geworden? Ach! sie wußten nicht, wie schnell und leicht man auf manchen deutschen Universitäten den Doktorhut über Midasohren stülpt!

Noch am selben Tage sezten wir unsern Weg weiter fort, aber nicht ohne daß eine neue Gefälligkeit des Gastfreundes, der noch einmal, obgleich selbst im Begriffe zu verreisen, in unserem Gasthofe erschien, das Maß seiner Güte und meiner Schuld übervoll gemacht hätte. Er ließ nicht ab, bis ich noch einen Foliband altschwedischer Gesetze von ihm angenommen hatte, welchen er brachte, weil, wie er sagte, er mein Interesse an diesen Gegenständen bei dem Besuche der Bibliothek bemerkt habe. — In kurzer Zeit erreichten wir das eine halbe Meile von der Stadt entfernte Dörfchen Altupsala (Gamla-Upsala). Wenn den Sagen zu glauben ist, so war hier in frühester Zeit ein Hauptsitz des Dienstes der nordischen Götter. Nach der Einführung des Christenthums ward sodann eine christliche Kirche hier errichtet, der älteste Dom Schwedens, indem der Bischof hier residirte, bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts der erzbischöfliche Sitz nach Neuupsala verlegt wurde. Zu dem jezt noch stehenden alten Kirchlein sollen die Steine des alten Odintempels zum Theil verwendet worden seyn, eine Merkwürdigkeit, die sich mit den Augen nicht entdecken läßt; eine sichtbare und sehenswerthe Merkwürdigkeit bietet dies Gebäude durchaus nicht dar. Interessanter sind die neben der Kirche in einer Reihe sich hinziehenden sogenannten Upsalahöhen. Es sind dies bedeutende kegelförmige Hügel, mit festem Rasen überwachsen, sichtlich von Menschenhand in der Ebene aufgeführt. Ursprüngliche Gräber, dienten sie später, zum Theil wenigstens, zur Gerichtsstätte, daher noch einer dieser Hügel Fingshög (Gerichtshöhe) heißt.

In welche Fülle altgermaniſchen Lebens kann man ſich hier verſenken! Um ſo leichter wird dies, da ein althergebrachter Brauch noch lebendig daran mahnt. Der Küſter der Kirche bereitet vortrefflichen Meth, von dem wir auch eine Flaſche kommen ließen. Dazu wurden keine Gläſer gebracht, ſondern es mußte ein großes Kuhhorn mit zwei Füßen, das die ganze Flaſche des ſchäumenden Trankes faßte, uns zum gemeinſamen Becher dienen. Es trägt die Inſchrift:

Den 5 jun. 1854 behagade hans Magit K. Carl XIV. Johan att dricka mjöd
Ur detta horn pa Odins hög —

ein ſeltſam gemeſſener, aſſonirender Vers, der noch weit größere Schwierigkeiten der Scanſion darbietet als jene Strophe aus dem bekannten Liede vom Prinzen Eugen:

Am ein-und-zwanzigſten Auguſt (1717) ſo eben
Kam ein Epion bei Sturm und Regen — —

wer ſollte ſich ihrer nicht erinnern?

Geſtärkt durch das ſüßliche, begeiſternde Gebräu, das in großen Zügen zu trinken, wie es aus ſolchem Gefäße ſich gebührt, bei der drückenden Hitze des Tages uns ſehr wohl that, fuhren wir weiter und verließen bald die Ebene, um über tannenbewaldete Hügel, deren unmittelbare Oberfläche prächtige Farrenkräuter zierten, an ſumpfigen Gewäſſern hin, durch übrigens keineswegs unbewohnte Gegenden an das Ziel unſeres Ausflugs, nach Danemora zu gelangen. Hievon ein andermal.

Henri Hasterfeld.

(Fortſetzung.)

Er ging, nicht ohne Furcht, den Danaiden des Lord Pim-pim zu begegnen. Deßhalb wählte er eine Straße, die nicht zu den belebteſten gehörte; jezt war ſie völlig todt. Die Laden der Häuſer waren geſchloſſen; vor einem derſelben ſtand ein ſchwer bepackter Reiſewagen. Ein paar Diener ſchleppten Gepäck, der Herr des Wagens erſchien auf der Treppe, bis an's Kinn in einen langen Reiſeüberrock geknöpft; auf ſeinem Geſichte lag der Ueberdruß und die Langeweile einer Reiſe durch Tag und Nacht. Es war ein Nordländer, denn er hatte ſich ſchon jezt gegen die kühle Abendluft geſchüzt. Eine kleine runde Dame neben ihm ſchien zum erſten Male zu fühlen, daß es einen Schmerz im Leben gebe, denn ihre großen waſſerblauen Augen, mit denen ſie den Koffer betrachtete, der eben hinten aufgeſchnallt wurde und der wahrſcheinlich die Garderobe barg, die ihr ſo göttliche Triumphe bereitet, bekamen wirklich einen elegiſchen Ausdruck; ihr kleiner Mund öffnete ſich, und es war, als hauchte er den Seufzer: ils sont passés ces jours de fête! Sie ſtieg langſam in den Wagen, eben ſo langſam folgte ihr der Mann, indem er ſeiner Cigarre eine dichte Wolke entlockte, die er als Abſchied in den heitern Oktoberhimmel ſteigen ließ. Hinter dem Wagen feierte das Kammermädchen noch eine kleine gefühlvolle Scene mit dem Sohn des Hauswirths; aber auch dieſe ging vorüber, ſie nahm Platz neben dem Bedienten, und der Wagen ſezte ſich in Bewegung. Er verſchwand um die Ecke; jezt wurden die Laden des lezt-bewohnten Hauſes geſchloſſen, jezt war die ſtille Straße völlig ausgeſtorben. Wie wunderbar hallt der Schritt auf dieſen Steinen, wie geſpenſtiſch erſcheinen die Balkone, von denen Niemand mehr herabblickt! Wahrlich, am hellen Mittag erſcheint die ſtille Gaſſe grauſenhaft, was muß ſie erſt am Abend ſeyn! am Abend, wo keine luſtige Muſik, kein tolles Ständchen, von einem tollen Liebhaber einer tollen Schönen gebracht, ſie mehr durchſchallt, wo man nicht mehr auf jener Bank unter'm Baume das Geſpräch zweier alten Brunnentrinker hört, die über die iriſche Reformbill politiſiren.

Nichts gewährt einen ſo traurigen Anblick, als ein verlaſſener Schauplatz des Vergnügens. Ruinen haben etwas Ehrwürdiges; die verſunkenen Paläſte Roms erheben die Seele, während ſie ſie in ein melancholiſches Dunkel hüllen, aber ein verödeter Ballſaal mit verlöſchenden Lampen fällt auf die Nerven. Da iſt nichts Poetiſches, da iſt nur der peinliche Druck momentanen Unbehagens, einer modernen Langeweile. Um dieſem zu entgehen, bog der Reiſende jezt ſchnell um die Ecke und wandte ſich den Parkanlagen zu. Die Natur, obgleich auch ihr Abſchiedsfeſt feiernd, that dieſes doch mit beſſerer Art, als die Menſchen. Die Blätter, die der Baum zu Boden ſchickte, waren freundlich gefärbt, Purpurroſen der Erinnerung, von dem bunten Feuerwerk der Blumen, Früchte und Gräſer die lezten Funken, die unter dem Schnee verlöſchen ſollten. Der Schritt des bleichen, jungen Mannes glitt gleichgültig über dieſe bunte Blättermoſaik, und ſein Blick richtete ſich mit einiger Anſtrengung in die Tiefe eines Bogengangs, wo auf einer einſamen Bank eine Dame ſaß, gerade ſo, wie man ſie auf den alten Gemälden von Watteau ſitzen ſieht, in einer weiten, bauſchigen Robe von durchſichtigem, weißen Stoffe, nach Umfang und Grazie einem Reifrock ähnelnd. Aus dieſer Wolke von Mouſſelin, maleriſch auf einem Stück des grünen Raſenſchmelzes ausgebreitet, hob ſich eine ſchlanke Taille, ein gelber Hut mit einer einzelnen weißen Feder war geſenkt und ließ einen ſchönen Nacken ſehen, während er das Geſicht verbarg. Die zarteſten, feingebildetſten Hände, in ſtrohfarbene Handſchuhe gehüllt, hielten ein Buch, deſſen leuchtendrother Maroquinband gefällig gegen das duftige Schneeweiß, das blaſſe Gelb und das leuchtende Grün des Bodens abſtach. Es war ein reizendes Gemälde und gewiß eines der beſten von Watteau; es fehlte nur noch die Guirlande von Roſen auf dem

Reifrock, zu den Füßen der Schönen ein Schäferhündchen an einem rosenfarbnen Bande, und zum Hintergrund des Bildes eine Landschaft in verschwimmendem Dufte, eine zerbrochene Bildsäule und ein halb versteckter Tempel. Von dem Allen aber nichts: die Dame mit ihrem rothen Buche nahm allein die Aufmerksamkeit in Anspruch; das einzige, was die Natur that, um charakteristisch das Gemälde abzurunden, war, daß sie die melancholischen Zweige einer Trauerweide herabhängen ließ, so daß sie die Spitze der einzelnen weißen Feder berührten, und dann mit leichtem, zierlichem Wurf ein Feston von Epheu hoch über der sitzenden Schäferin an einem Nachbarbaum befestigt hielt. Aber gerade diese Einfachheit war eine glückliche Verbesserung eines Gemäldes von Watteau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

(Beschluß.)

Böhmens Gewerbsproduktion. Ein romantischer Contraktbruch. Sendelmann.

Was die Erzeugnisse aus Wolle betrifft, so liefern etwa 100,000 Arbeiter an 80,000 Ctnr. Waare (12,000,000 fl.). In 55 Maschinenspinnereien sind 150,000 Spindeln im Gange. 2812 Tuchmacherwerkstätten zählen 5200 Stühle und erzeugen etwa 12,000 Stück, während 800 Arbeiter für 180,000 fl. Wollenbänder, und 500 Arbeiter 60,000 Dutzend rothe türkische Kappen (40,000 fl.) verfertigen. An Baumwollenprodukten liefern etwa 2000 Handspinner und 88 Maschinspinnereien für 7,300,000 fl. Waaren. In 60 Webereien mit 75,000 Stühlen ist das jährliche Erzeugniß von 100,000 Arbeitern etwa 5,250,000 Stück. Die Stickerei und Wirkerei zählt 3000 Stühle mit einem jährlichen Erzeugniß von mehr als 1,500,000 fl. an Werth. Der Cotton- und Indiennedruck steht auf einer hohen Stufe. 117 Fabriken mit 22,000 Arbeitern bieten 1,400,000 Stücke (14,000,000 fl.) dar. 50,000 größere und kleinere Leinwandwerkstätten beschäftigen 280,000 Arbeiter, die 1,028,000 Stücke (10,000,000 fl.), mitunter von außerordentlicher Feinheit und Güte, arbeiten. Die Zwirnerzeugung beträgt 45,000 fl. Die Bleichen beschäftigen etwa 5000 Arbeiter, und ihr Ertrag ist 1,500,000 fl. 100 Seidenfabriken arbeiten für 210,000 fl. Waaren, meist Bänder und Posamentierarbeiten. 82 Hutmacher mit 1500 Arbeitern liefern 250,000 feine Filzhüte (680,000 fl.), meist schöne und wohlfeile Erzeugnisse, und 600 Werkstätten 74,000 Wollenhüte. 2 Rohrzuckerraffinerien erzeugen 40,000 Ctnr. (1,600,000 fl.), und 17 Runkelrübenzuckerfabriken (deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt) bereiten mit 1200 Arbeitern jährlich etwa 15,000 Ctnr. 9 Rübölpressen liefern 24,000 Ctnr. (750,000 fl.) Oel. Eichorienkaffee bereiten 260 Arbeiter in 15 Fabriken etwa 56,000 Ctnr. (100,000 fl.) Die Bier- und Branntweinerzeugung zählt 1500 Werkstätten, wovon sich aber nur einzelne durch Güte ihrer Produkte auszeichnen; im Ganzen ist dieser Zweig noch vieler Verbesserungen fähig; ausländische Liqueurs und selbst bayerisches Bier werden bedeutend eingeführt. 14 Strohhutmanufakturen beschäftigen 100 Arbeiter, und ihr jährliches Erzeugniß beträgt ungefähr 16,000 fl. 8 Fabriken von Kinderspielwaaren bringen mit 700 Arbeitern für 45,000 fl. Waaren zu Markte. Die Papierfabrikation läßt noch Vieles zu wünschen übrig, und die feinen Papiere werden meist aus dem Auslande bezogen. 126 Papiermühlen mit 2200 Arbeitern liefern für 1,600,000 fl. Waaren. Buchdruckereien zählt Böhmen 22, nebst 10 lithographischen Anstalten mit 40 Pressen und 150 Arbeitern.

Ein theatralischer Contraktbruch, der am Ende eine romantische Wendung erhielt, bietet unsern Coterien reichlichen Conversationsstoff dar. Der Sänger Pöck ging nämlich auf Gastrollen nach Braunschweig, wo ihm ein Engagement angeboten wurde, das er auch, wenn gleich sein hiesiges Engagement contraktmäßig noch mehrere Jahre dauert, ohne Bedenken annahm. Da er vor dem Eintritt in sein neues Engagement noch in Dresden Gastrollen geben wollte, hatte er mit seiner Frau ein Rendezvous in Töplitz verabredet; er kam dahin und verlangte vom Bürgermeister Wolfram einen Paß für seine Frau, der ihm aber sagte, daß sein ganzes Verfahren schon bekannt sey, worauf Pöck ventre à terre nach Dresden zurückjagte, und, sich — sonderbar genug — auch dort noch nicht für sicher haltend, diese Stadt ebenfalls sogleich wieder verließ. Madame Pöck hatte durch den Beistand eines kleinen Juden ihre Sachen zu Wasser nach Dresden geschickt und entfloh mit jenem nach Töplitz, und wie sie die Lage der Sachen erfuhr, von dort abermals, schloß sich, um über die Grenze zu kommen, an eine Schleichhändlerbande, mit der sie zu Fuße und in der Nacht die sächsische Grenze überschritt, und wie sie erschöpft in Dresden ankam, machte sie sich gleich wieder auf den Weg, um ihrem Gatten zu folgen. Mad. Pöck hätte sich alle diese Mühseligkeiten ersparen können, denn der Landesgouverneur hatte schon Befehl gegeben, sie ungehindert ziehen zu lassen, da sie doch nicht im Stande ist, die Partien ihres Mannes zu singen, und nach der heiligen Schrift das Weib dem Manne folgen soll. Mit diesem Abgange Pöcks ist unsere Oper, noch im vorigen Jahr so reich ausgestattet, auf eine ausgezeichnete Sängerin (Mad. Podhorsky) und ein Talent, welches Hoffnungen gibt (Dem. Großer), reducirt. Das ganze übrige Personale besteht aus mittelmäßigen Subjekten, die anfangen oder eben im Begriffe sind aufzuhören. Auch im Personale des Schauspiels sind so bedeutende Lücken vorhanden, daß der Direktor Stöger jetzt bei dem Verfall der Oper doch wohl auf den Gedanken kommen dürfte, es sey nicht klug gehandelt gewesen, jenes zum Vortheil des singenden Drama's so ganz zu vernichten, daß sich der Geschmack des Publikums vom Schauspiel entwöhnte. Ihr kunstreicher Seydelmann hat also, beim jetzigen Zustande unsers Schauspiels, nicht den günstigsten Zeitpunkt gewählt, um hier einen Cyclus von Gastrollen zu geben, in welchem er meist die schon gesehenen Rollen wiederholte. Nur Walter (der Bettler), Frosch (der Verschwiegene wider Willen), Marinelli (Emilia Galotti), Dr. Löwe (der Odeim) und der gutherzige Polterer waren neu, und unter diesen befanden sich kaum zwei, die seiner Individualität ganz zusagen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir Ihnen ein Detail seiner schätzbaren Gaben liefern wollten, die Sie besser als wir kennen, da Sie ihn das ganze Jahr besitzen. Seine Aufnahme war ehrenvoll, wie es bei einem solchen Künstler wohl nicht leicht anders denkbar ist. Am meisten sprach er als Ossip und Lassenius, am wenigsten als Marinelli an. Die leersten Häuser machte der „Kaufmann von Venedig“ und „Emilia Galotti.“ Unbegreiflich war es uns, daß Seydelmann nicht eine einzige interessante Novität mitbrachte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. Oktober 1837.

The churchyard in which the gravediggers in Hamlet performed the functions of their office, cannot have been in the vicinity of a gin-temple; had it been so, they would have had no cause to complain of a want of „trade.“

The great metropolis.

Ale- und Ginhäuſer in London.

Die engliſche Nation, beſonders die niedern, arbeitenden Klaſſen, war zu allen Zeiten dem Trunke ſehr ergeben und darob berüchtigt; in den höhern, den faſhionablen Ständen iſt dieſer Hang in den jüngſten Decennien faſt verſchwunden, in den untern dagegen nimmt er täglich noch mehr überhand, obgleich das Parlament, die periodiſche Preſſe, Kanzelredner und Mäßigkeitsvereine dagegen eifern und auf Mittel und Wege ſinnen, dieſer dem Gemeinwohl, der Sittlichkeit und der Geſundheit gleich nachtheiligen Leidenſchaft zu ſteuern. Folgende über die Zahl der Londoner Ale-, Gin- und Wirthshäuſer, wie über die Conſumtion der geiſtigen Getränke und des Biers ſeit dem lezten Jahrhundert geſammelten ſtatiſtiſchen Notizen werden nicht ohne Intereſſe ſeyn; ſie verdienen zugleich vom Standpunkte des commerziellen Verkehrs, des ſittlichen Zuſtandes der Bewohner der Hauptſtadt Großbritanniens, wie ihres materiellen Wohls Beachtung.

Vor hundert Jahren exiſtirten in London dreimal mehr Wirthshäuſer und Kneipen (public-houses) als gegenwärtig, obgleich damals die Stadt nur etwas über ein Drittel der jetzigen Einwohnerzahl einſchloß. Aus einem Regiſter vom Jahr 1736 ergibt ſich, daß zu jener Zeit in London 207 eigentliche Wirthshäuſer, 447 Wein-, 551 Kaffee-, 5975 Bier- und 8659 Branntweinſchenken beſtanden, was eine Totalſumme von 15,839 Gaſthäuſern und Kneipen auf 630,000 Einwohner gibt. Zugleich wird berichtet, daß damals im Durchſchnitt ſieben Millionen Gallonen Spirituoſa jährlich in der Hauptſtadt conſumirt wurden. (Eine Gallone enthält vier deutſche Quart, ungefähr acht Schoppen.) Im Jahr 1835 betrug die Bevölkerung Londons 1,776,500 und die Zahl der public-houses war etwas über 5000. Es müßte demnach, da früher im Verhältniß neunmal mehr Häuſer der Art geöffnet waren als jezt, gefolgert werden, daß die Conſumtion geiſtiger Getränke verhältnißmäßig abgenommen habe und die Londoner mäßiger geworden ſeyen. Die gegenwärtige mit jener Epoche verglichen, iſt dem auch wirklich ſo, denn damals war die Unmäßigkeit und Völlerei ſo arg, daß die Zahl der Sterbefälle die der Geburten bei weitem überſtieg, und nach den, freilich nur unvollkommenen Kirchenregiſtern jährlich auf zwanzig Menſchen ein Todesfall kam. Jener übermäßige Genuß geiſtiger Getränke hatte ſeinen Grund hauptſächlich in der Zurücknahme eines Geſetzes, welches auf die Gallone Branntwein fünf Schilling Eingangszoll gelegt hatte, durch welche Zurücknahme man das Schmuggeln verhüten wollte, welches gar zu arg überhand genommen hatte; denn zu jener Zeit, 1735, wurde faſt aller Branntwein nach England eingeführt, im Lande ſelbſt nur ſehr wenig fabricirt.

Die Unmäßigkeit aller Klaſſen hatte einen ſo hohen Grad erreicht, daß Menſchenfreunde, Richter und Regierende einſchreiten mußten. Wir leſen in einer Parlamentsſitzung des Oberhauſes vom Jahre 1736, wie Lord Carteret und Lord Cholmondely ſich beklagen, in allen Straßen und Gaſſen viehiſch betrunkene Menſchen beiderlei Geſchlechts geſehen zu haben, und der Biſchof von Salisbury führt an, daß neuerdings Schilder vor Kneipen ausgehängt ſeyen, auf denen mit großen goldenen Buchſtaben zu leſen: „Für einen Penny kann man ſich hier betrinken, für zwei bis zum Tode, und reines Stroh koſtet nichts.“ Und dieſe Häuſer ſeyen, fügt der Biſchof hinzu, Tag und Nacht voll Gäſte, von denen viele das unentgeldliche Lager benützten, um, nachdem ſie den frühern Rauſch ausgeſchlafen, gleich von Neuem ſich zu berauſchen. Das Quart Gin (Wachholderbranntwein, der beliebteſte in England bei Mann, Weib und Kind) koſtete damals in Folge gänzlicher Steuerfreiheit nur ſechs Pence, der Preis wurde aber durch Parlamentsakte von oben genanntem Jahre ſehr ſtark erhöht, denn von 1736 an mußte für jede Gallone geiſtiger Getränke zwanzig Schilling, und für die Licenz, ausſchenken zu dürfen, jährlich fünfzig Pfund Sterling entrichtet werden. Die Schmuggelei nahm alsbald wieder überhand, die Douaniers waren ihres Lebens nicht ſicher, ſolche, welche Defraudationen hinterbrachten, wurden von wüthenden Pöbelhaufen erſchlagen. Größere Aufſtände befürchtend und zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Beſteuerung zu hoch ſey, amendirten beide Häuſer im Jahr 1743 die ſieben Jahre vorher gefaßten Beſchlüſſe und fixirten, wieder von einem Extrem zum andern ſchreitend, die Abgabe von einer Gallone Spiritus auf drei Pence, die jährliche Licenz auf ein Pfund Sterling, und empfahlen den Wirthen, „Trunkenheit nicht befördern zu wollen.“ 1751 aber verpönten ſie „öffentliche Trunkenheit“ und erhöhten wieder die Abgaben von geiſtigen Getränken. Seit jener Zeit, namentlich ſeit 1751 und in den folgenden Decennien bis zum Anfang unſeres Jahrhunderts, wurde durch zweckmäßige Anordnungen, beträchtlichere Beſteuerung, beſſere Polizei und verminderte Verleihung von Licenzen das Laſter der Trunkenheit in ſo weit beſchränkt, daß die Sterblichkeit in London im Jahr 1800 nur eins zu vierzig betrug, ſo daß alſo die Einwohner der Hauptſtadt eine doppelt ſo große Wahrſcheinlichkeit der Lebensdauer hatten als ſechzig Jahre früher.

Während der ärgſten Trunkſucht lebte Hogarth; Stoff und Gelegenheit, das engliſche Volk in ſeinen Schwächen zu geißeln, konnte dem genialen Manne damals nicht fehlen, und es entſtanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die bekannten drei Blätter: der March to Pinchley, Gin-lane und Beer-street. Auf dem erſten Gemälde ſtellt er ein Garderegiment vor, welches wegen der 1745 in Schottland ausgebrochenen Inſurrektion abgeſchickt ward. Soldaten wie Offiziere wanken in der größten Unordnung einher, Alle mehr oder minder unter dem Einfluſſe des verderblichſten Giftes, des beliebten Gin; die Scene ſpielt zwiſchen zwei public-houses, dem King's head und Adam and Eve an der Ecke von Hamp-stead-road und New-road. Auf dem zweiten Blatt, der Gin-lane (Name einer Straße), werden die Opfer der Trunkenheit in auf der Straße vor einer Kneipe aufgeſtellte Särge gelegt; auf dem dritten muß ein gichtbrüchiger Gentleman in ſeiner Sänfte vor einem Bierhauſe warten, vor welchem die Chairmen, die Sänftenträger, einen „Schluck“ nehmen. — Das Uebel war damals ſo groß, daß 1741 auf 14,057 Geburten 52,169 Sterbefälle kamen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Henri Hasterfeld.

(Fortſetzung.)

Unſer Wanderer konnte ſeinen Blick nicht abwenden von der longuiſanten Stellung der Hauptfigur; er fand eben ſo viel Eleganz als Freiheit in den Contouren des Kopfes und Nackens, als er in jeder Falte des Kleides Fülle und Zartheit entdeckte. Er war eben daran, zu unterſuchen, ob die äußerſten Ringe einer Locke, die ſich unter dem Hut hervorſtahl, ſchwarz oder braun in's Schwarze fallend ſeyen, als aus der Tiefe des Vogenganges eine jener ſchwerfälligen Figuren auftauchte, die von Künſtlern auf Seegemälden oder bei Feuersbrünſten gewöhnlich in den Vordergrund geſtellt werden, weil ihr Rücken eine breite, dunkle Fläche bildet, die einen maleriſchen Contraſt macht. Dieſes herumwandelnde Effektſtück ſchob ſich mit langſamem, ſchleppenden Gange zwiſchen das Watteau'ſche Gemälde und ſeinen Beſchauer. Die Wirkung war außerordentlich; eine totale Verfinſterung der ſchönen Schäferin trat auf einige Sekunden ein, und erſt nach und nach, je nachdem die ſchwarze Maſſe ſich keuchend weiter bewegte, trat ein Stück des weißen Reifrocks, die Spitze der Feder, endlich der Maroquinband wieder hervor. Aber noch war die Prüfung nicht überſtanden; dem dunkeln, dicken Körper folgten acht weiße dünne, die alle, nacheinander vorbeiwandelnd, die Sonne verfinſterten. Es war Lord Pim-pim mit ſeinen acht Unverheiratheten: ein Zug ohne Ende. Die Füße der langgelockten Mißes raſchelten leiſe im Herbſtlaube und ſchienen eben ſo viele getäuſchte Hoffnungen zu berühren. Als die lezte vorüber war, ſah die Dame mit dem Buche auf und ihre Blicke begegneten denen des jungen Mannes. Ein Lächeln und ein ſchnelles

Erröthen glitten über ihr Antlitz. Sie ſchlug das Buch zuſammen und lehnte ſich zurück an den Baumſtamm.

„Gräfin Emilie Valière!“ — „Ach — Henry Haſterfeld! Welch eine Erſcheinung? Wie kommen Sie hierher? Wiſſen Sie auch, daß es nicht artig iſt, zu kommen, wenn die Geſellſchaft gerade auseinander geht?“ — „Und gerade das iſt die Zeit, die ich immer am liebſten wähle, um meine Freunde zu beſuchen,“ erwiderte der junge Mann, ohne den Ernſt ſeiner Miene im Mindeſten aufzugeben. „Sieht man mich gerne, ſo bleibt man meinetwegen noch länger beiſammen, und das iſt ſchmeichelhaft; iſt mein Kommen gleichgültig, nun wohl, ſo befreien wir uns gegenſeitig bald von einer läſtigen Geſellſchaft. Was leſen Sie, Gräfin?“ — „Die Briefe der Sevigné.“

Eine Pauſe entſtand; er hatte neben ihr Platz genommen und zeichnete mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand. Die Gräfin beobachtete ihn von der Seite, und jenes Lächeln, das ihr ſo wohl ſtand, glitt über ihre Züge, die, ohne ſchön zu ſeyn, den Ausdruck von Geiſt und Anmuth auf eine bezaubernde Weiſe vereinigten. „Sie haben viel verloren,“ begann ſie, „daß Sie nicht früher gekommen ſind; wir hatten eine Geſellſchaft, die Ihnen gefallen mußte. Die Gräfin von Rohaff, die Marquiſe Selanges, die Brittendorff, Miß Mary Oliuth, die einzige liebenswürdige femme savante, die ich kenne, dann die entzückende kleine Gräfin Blinvares, die mir wie eine Roſenknospe erſcheint, die ſich noch nicht entſchieden hat, ob ſie eine rothe oder weiße Roſe ſeyn will; und um alle dieſe Schönheiten in's rechte Licht zu ſetzen, den alten Obriſt Olincourt, dieſe köſtliche Ausgabe eines Narren von der liebenswürdigſten Gattung, eines unermüdlichen Spaßmachers, eines Graukopfs mit dem friſchen Muthe eines achtzehnjährigen Adolescenten. Er iſt mit uns geritten, hat Ecarté geſpielt, die Flöte geblaſen, in Albums gezeichnet, gefahren, auf die Berge geklettert, Papierblumen gemacht, Stickmuſter ausgeſucht, Saucen probirt und noch zuletzt ohne Stimme geſungen. Er hat mein Herz gewonnen! Der Schlimme, er weiß es, allein das iſt ihm ſo wenig etwas Neues, daß er davon geflattert iſt, ohne ſich um meine Klagen und Thränen zu bekümmern.“

„Sie klagen und weinen um keinen Mann, Gräfin,“ rief Henry Haſterfeld, „Sie, die ſich von zwei Männern getrennt hat, die allgemein für ſehr liebenswerth galten.“ — Die Dame lachte. „Sie haben Recht: der Erſte war ein Pedant, und der Zweite — mein Gott, kann man wohl fünf Fuß Langeweile, in einen Ueberrock geknöpft, lieben? Ich kann weder ſagen, daß ich ihn haßte, noch daß ich ihn liebte. Er exiſtirte gar nicht für mich; nur ſein Reitpferd, ſein Sopha, ſein Toilettentiſch exiſtirten; kann man aber einen Toilettentiſch haſſen oder lieben? Uebrigens iſt dieſer ſchöne Graf Valière auch hier geweſen und hat mir ſehr ernſtlich den Hof gemacht. So ſagte mir die Welt; ich habe nun einmal die Eigenſchaft, ihn nie zu bemerken, auch wenn er vor mir ſteht. Ich ward nicht früher gewahr, daß ich mich von ihm geſchieden, als bis ich in meiner gewohnten Abendgeſellſchaft den vierten Mann bei einer Partie ſuchen hörte. Ach, dachte ich, es gibt keinen Grafen Valière mehr. Schade darum! — Aber Henry, Sie ſehen ungewöhnlich bleich aus; das iſt mehr, als Ihnen die Mode erlaubt. Hat Ihr Schneider in Paris diesmal ohne Inſpiration gearbeitet? Haben Sie Ihr Reitpferd verloren? Hat man Sie in den Cirkeln der Herzogin von B. nicht wie gewöhnlich ausgezeichnet? oder hat Ihr Herz plötzlich Gedächtniß bekommen?“

Der junge Mann blickte auf und ſeine dunkeln Augen hefteten ſich mit einem eigenthümlichen Blick auf die lächelnden Züge der Dame. „Sie werden mich nicht verſtehen, Emilie; es iſt Schade darum, ſonſt könnte ich Ihnen mit Einem Worte auf alle dieſe Fragen antworten, und dieſes eine Wort heißt: Irland.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die alte Jungfer als junge Wittwe.

Folgende wahre Geſchichte gäbe vielleicht Stoff zu einem kleinen Luſtſpiel, wenn man in Deutſchland noch Luſtſpiele machte.

Je hübſcher und reicher ein Mädchen iſt, deſto wähliger ſind meiſt die Eltern und ſie ſelbſt, und deſto mehr Körbe werden ausgetheilt. Der eine iſt zu groß, der andere zu klein, dieſer nicht reich, jener nicht angeſehen genug. Allermittelſt verſtreicht ein Frühling nach dem andern, und Jahr um Jahr nimmt ein Blatt der Jugendblüthe und eine Gelegenheit mit ſich fort. Fräulein Nathalie S. war die erſte Partie in ihrer Vaterſtadt, aber bereits hatte ſie das ſiebenundzwanzigſte Jahr zurückgelegt und ſah faſt alle ihre Schulfreundinnen am Arm von Männern, denen ſie einen Korb gegeben; Nathalie war eine alte Jungfer. Die Eltern wurden nachgerade unruhig, und ſie ſelbſt ſeufzte im Stillen ein Verhältniß, das nie ein natürliches iſt, in das ſich freilich die von Natur und Glück ſchlecht Ausgeſtatteten fügen müſſen; aber Nathalie war hübſch und ſehr reich. Da kam ihr Oheim auf Beſuch, ein reicher, in einer andern Provinz anſäßiger Kaufmann, ein munterer, lebendiger Mann, gewohnt, alle Schwierigkeiten keck und mit kaltem Blute anzugreifen. „Sieh,“ ſagte einmal Herr S. zu ihm, „Nathalie bleibt ledig; du ſiehſt, ſie iſt hübſch, was ſie mitbekommt, weißt du, die böſe Welt, ſelbſt in unſerm Krähwinkel, weiß ihr nicht das Mindeſte nachzuſagen — und ſie wird eine alte Jungfer.“ — „Allerdings,“ erwiderte der Oheim; „ſiehſt du, bei Allem in der Welt kommt es darauf an, einen gewiſſen Zeitpunkt nicht zu verpaſſen: das hat ihr gefehlt; es iſt ein Unglück, aber gib mir das Mädchen mit, und ehe ein Vierteljahr in die Welt geht, ſollſt du ſie wieder haben als gnädige Frau, mit einem Mann, ſo jung und reich wie ſie.“ — Die Nichte reiſte mit dem Onkel. Unterwegs fing er einmal an: „Höre, was ich dir ſagen will: du biſt nicht mehr Fräulein S., ſondern Frau v. L.,

meine Nichte, eine junge, reiche, kinderlose Wittwe; du hast das Unglück gehabt, deinen Gemahl nach vierteljähriger glücklicher Ehe durch einen Sturz auf der Jagd zu verlieren.“ — „Aber, Onkel —“ — „Lassen Sie mich machen, gnädige Frau; Ihr Herr Vater hat mir unbeschränkte Vollmacht gegeben. Sieh, hier hast du den Ehering des seligen Herrn v. L.; Schmuck und was du sonst brauchst, gibt dir die Tante, und gewöhne dir ab, immer die Augen niederzuschlagen.“ — Der pfiffige Oheim stellte seine Nichte aller Orten vor, und überall machte die junge Wittwe das größte Aufsehen. Man drängte sich um sie, und bald hatte sie die Wahl unter zwanzig Werbern. Der Onkel rieth ihr, den Verliebtesten zu nehmen, und ein seltener Zufall wollte, daß dies gerade der liebenswürdigste und reichste war. Nicht lange, so war die Sache im Reinen, und eines Tags bat der Onkel den künftigen Neffen um ein paar Worte unter vier Augen. „Lieber Herr,“ fing er an, „wir haben Sie mit Unwahrheit berichtet.“ — „Wie so? Sollte Frau v. L. ihr Herz —“ — „Nichts dergleichen; meine Nichte ist Ihnen aufrichtig ergeben.“ — „So ist sie nicht so reich, als Sie mir gesagt?“ — „Reicher.“ — „Nun, was ist es denn?“ — „Ein Scherz, der mir einmal bei guter Laune eingekommen, ein unschuldiger Scherz; wir konnten es aber nachher nicht wohl zurücknehmen: meine Nichte ist keine Wittwe.“ — „So lebt Herr v. L. noch?“ — „Nichts weniger: sie ist ein Mädchen.“ — Der Liebhaber betheuerte, er sey glücklicher, als er sich träumen lassen, und aus der alten Jungfer ward sofort eine junge Frau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Industrieausstellung.

Die mit der Kunstausstellung diesmal wieder verbundene Exposition von Gewerbserzeugnissen beurkundet sehr bedeutende Fortschritte in manchem Zweige der Landesindustrie seit dem Jahr 1834, wo die letzte Ausstellung stattfand. Vor Allem vielleicht sind in der Tuchfabrikation wesentliche Verbesserungen wahrzunehmen. Wenn auch die sächsischen Tücher schon lange eine tüchtige Qualität behaupteten, so fehlte ihnen doch zum Theil der Vorzug einer vollkommen zweckmäßigen Appretur, durch welche unter andern auch der aus geringerer Wolle gefertigten Waare das Ansehen der aus feinerem Material fabrizirten verschafft werden kann. Die Regierung hat nicht versäumt, die dabei betheiligten Fabrikanten hierauf aufmerksam zu machen, und durch Ankauf und öffentliche Aufstellung der zu Erreichung des Zwecks nöthigen ausländischen Maschinen und sonstige rastlose Bemühungen ein Werk zu befördern, dessen Gelingen ihr nunmehr die größte Genugthuung gewähren muß. Mehr als jemals sind aus allen Gegenden des Landes Beiträge angelangt, so daß diese Ausstellung wirklich den Complex des so mannichfachen Fabrik- und Gewerbwesens des Landes in ziemlicher Vollständigkeit darbietet. Vielleicht ist die Strumpffabrikation der einzige Hauptzweig, der nur einer magern Ausbeute sich erfreut, was um so mehr befremdet, da gerade die inländischen Fabriken baumwollener Strümpfe es in der Vollkommenheit und Feinheit ihrer Waare sehr weit gebracht haben. Besondern Beifall fanden die lackirten Gartentische und Stühle von Gußeisen aus den Lattermannschen und Jacobischen Fabriken. Die erst in neuerer Zeit mit so glänzendem Erfolge in Annaberg aufgetretene, so bedeutende, als vorzügliche Seidenfabrik von Thilo und Möhling hat ebenfalls bereits in dem Fabrikanten Behr zu Frankenberg einen verdienstlichen Nacheiferer gefunden. Auch die Buchdruckerkunst ist mit ihrer achtungswerthen Theilnahme nicht zurückgeblieben; unter andern bieten namentlich die berühmten Offizinen von Tauchnitz und Brockhaus zu Leipzig sehr werthvolle Beiträge dar. Den Beweis des Aufblühens der Runkelrübenzuckerfabrikation in Sachsen führen die ausgestellten Erzeugnisse mehrerer Fabriken dieser Art. Ueberhaupt ist das diesmal bedeutend vergrößerte Lokal mit Waaren, Maschinen und Geräthschaften aus allen Zweigen der Gewerbsthätigkeit so angefüllt, daß zu ihrer Aufstellung man nicht nur die Wände zu Hülfe nehmen, sondern auch die und da in der Mitte des Lokals vielen Fabrikaten auf erhöhten Gerüsten Raum verschaffen mußte. Unter den Maschinen befindet sich eine patentirte Webemaschine aus der Schönherrschen Maschinenwerkstatt zu Schlema bei Schneeberg, deren Leistungen als ganz ausgezeichnet gerühmt werden. Sie ist zu leinenen, wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren anwendbar, und es sind dergleichen auf ihr gefertigte zur Probe mit ausgelegt. Der Erfinder dieser Maschine, Mechanikus Schönherr, gehört zu den seltensten Talenten in seinem Fache. Die Mechanik und Gewerbsbetriebsamkeit sind ihm schon mehrere nicht unwichtige Erfindungen schuldig. So verdankt man ihm zunächst die Begründung der Bobbinetmanufaktur in Sachsen. Auch diesmal soll wieder ein Ankauf mehrerer ausgestellter Fabrikwaaren geschehen, um eine Ausspielung derselben zu veranstalten. Das Loos ist von 16 Groschen bis auf 1 Thaler erhöht worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

In der ersten Frühlingssonne Schein
Oeffnet eine Knospe sich dem Lichte,
Farben glüh'n auf ihrem Angesichte,
Und es wallt um sie der Duft so rein.

Doch der Sonnenschein verbirget sich,
Trübe Wolken zieh'n um ihren Himmel,
Und der Graupen eisiges Gewimmel
Fällt auf sie herunter schauerlich.

Ach! da legt sich in der Blüthe Schoos
Kaltes Eis statt milder Sonnenstrahlen,
Und sie zuckt in bösen Krampfes Qualen,
Und es wird kein Mitleid ihrem Loos.

Und die Sonne, wenn sie vor nun dringt,
Schaut hernieder auf das eisesbleiche
Angesicht der jungen starren Leiche,
Die ihr Blick nicht mehr in's Leben bringt.

Glücklich, wer die Blume nicht gesehn,
Wie ihr selbst die Thränen nicht mehr flossen,
Die sonst ihrer Augen Born vergossen,
Die nun starr in ihren Höhlen stehn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 9. Oktober 1837.

Quel diable de jargon entends-je ici? Voici bien du haut style.
Molière.

Henri Hasterfeld.

(Fortſetzung.)

„Aha!“ rief die Gräfin und ſchlug ihre Blicke nieder, „alſo Politik!“ Sie verfiel wieder in ihren gewöhnlichen Ton, indem ſie hinzufügte: „Aber mich führen Sie nicht an. Ich weiß, was es mit dem Patriotismus unſerer Tage zu ſagen hat. Er wird vor dem Spiegel angethan, und Abends bringt ihn der Kammerdiener mit den andern abgelegten Kleidungsſtücken hinweg. Wie können ein paar Millionen Egoiſten von Vaterland ſprechen!“ — „O wenn ſich dergleichen erklären ließe!“ rief Henri Haſterfeld mit Heftigkeit. — „Ganz wohl, aber ich habe mir nie Illuſionen machen können,“ entgegnete die Dame. „Man hat mich zu vielem überreden wollen — zur Liebe, zur Schwärmerei, zur Andacht, aber ich bin immer entſchlüpft, wo man mich gerade recht feſt zu halten meinte. Die Menſchen verdienen das mit ihrer ewigen Heuchelei. Warum nicht vernünftig ſeyn? dann gibt ſich alles von ſelbſt. — Aber wir wollen von etwas Anderem ſprechen. — Sehen Sie dieſe Briefe? — begreifen Sie, daß man ein ſolches Nichts einander zuträgt? Und doch, wie hübſch iſt das Alles geſchrieben. Um mich eines Ausdrucks aus der alten Schule zu bedienen: „die Grazien“ lenken die Feder dieſer alten Frau, die an ihre Tochter ſchreibt mitten im Strudel einer prächtigen kindiſchen Hauptſtadt. Ich möchte nur Madame de Grignon gekannt haben: ob ſie wirklich das liebenswürdige Geſchöpf war, das die Mutter ſchildert? ein wenig träge, ſehr ſchön, ganz ohne Koketterie, ſehr viel Urtheil, aber ganz ohne Trieb, damit zu brilliren. Das lieb' ich, und das gerade war der Madame de Sevigné unerträglich an ihrer Tochter. „Ich bitte Sie,“ ſchreibt ſie ihr öfters dringend, „legen Sie dieſe Trägheit ab, die Ihnen ſo gar nicht anſteht. Niemand kann beſſer wie ich Ihre vortrefflichen Eigenſchaften bewundern, fügen Sie dieſen nur noch etwas Lebhaftigkeit hinzu. Ich glaube, Sie ſind im Stande, bei dem geiſtreichſten Geſpräch einzuſchlafen, bloß weil die Stunde da iſt, wo Sie zu Bette zu gehen pflegen. Theures Kind, das iſt ein großer Uebelſtand!“ — Und an einer andern Stelle ſagt ſie, wo von Hofneuigkeiten die Rede iſt: „Ich möchte Ihnen, liebe Tochter, noch viel auffallendere Dinge melden, wenn es mir durch dieſes Mittel gelänge, Ihnen etwas mehr Lebhaftigkeit und Theilnahme für die Gegenſtände um Sie her einzuflößen.“ Madame de Sevigné erlebt dieſe Freude nicht; ihre Tochter beharrt bei ihrer eigenthümlichen Gemüthsart. Man ſpricht ihr von Philoſophie, Moral — Madame de Grignon geht zu Bette; der Abbé Coulanges erſchöpft ſich in kleinen amuſanten Hiſtörchen, eine Muſik von Lulli wird aufgeführt, Petitot zeigt Gemälde, die

Thaten des großen Condé werden beſprochen, man ſpricht, man lacht, man amuſirt ſich's auf's Beſte — Madame de Grignon geht zu Bette. Die Sevigné iſt in Extaſe, es werden die Verſe Corneilles vorgeleſen; Madame de Grignon findet ſie vortrefflich, aber — ſie geht zu Bette. Dieſes Sichgehenlaſſen gefällt mir, ich behaupte, daß man es nur bei einer Franzöſin antrifft, die Geiſt genug beſizt, um völlig wahr zu ſeyn. Noch eins iſt mir in dieſen Briefen auffallend, die ſchwärmeriſche, bis zur Idolatrie gehende Neigung einer Mutter zu ihrer Tochter. Ich will nicht glauben, daß das Affektation iſt, und doch iſt mir keine Liebe der Art vorgekommen."

„Sie beſtreiten und bezweifeln jede Art von Liebe," bemerkte Henri Haſterfeld in der trockenen Weiſe, die er gleich beim Beginn dieſes Geſprächs angenommen hatte. „Finden Sie das?" rief die Gräfin lebhaft, „ſo ahmen Sie mir nach. Lehren Sie Ihr Herz empfinden, erſt wenn der Kopf es gebilligt hat. Henri, Sie glauben nicht, wie nöthig dieſe Kunſt uns allen iſt; auch Sie werden jezt in den Fall kommen, ſie in Anwendung bringen zu müſſen, denn Sie kommen in die Nähe einer Seductrice. Nehmen Sie ſich vor Pſyche Benares in Acht." — „Wie wiſſen Sie —" fragte der Jüngling zögernd. — „Der Obriſt Olincourt hat es mir vertraut; ja, er iſt noch weiter gegangen und hat mich ſelbſt nach Schloß Benares eingeladen, und in der That, ich bin ſo thöricht geweſen, ihm halb und halb zuzuſagen, obgleich die gute Prinzeſſin von B. mich dieſen Winter in Paris erwartet. Sie kennen Schloß Benares ſchon?" — „Ich war noch nie da." — „O es liegt ganz reizend, die Parkanlagen ſind ſo geſchmackvoll, als hätte ſie Fürſt Pückler ſelbſt angelegt. Im Innern fehlt noch Manches, und der gute Obriſt und der Miniſter ſind unermüdlich beſchäftigt, die Räume mit allem erſinnlichen Comfort zu füllen. Der alte Marquis Benares hat ſich einen ganzen Flügel aufgeſpart, um ihn mit ſeinen ſpaniſchen Erinnerungen zu füllen. A propos, wann kommt denn der junge Marquis nach Hauſe? Pſyche erwartete ihn ſchon hier. Es iſt eine Zartheit, Kindlichkeit und Wärme in ihrem Verhältniß, das ſelbſt mich überreden könnte, die Ehe ſey doch nicht ganz mit dem Negerhandel und dem Krieg in eine Kategorie zu ſtellen, wie Rahel es thut. — Aber laſſen Sie uns aufſtehen. Wir ſitzen hier wie zwei abgeſchiedene Seelen in Dantes Vorhölle, allen Vorübergehenden zum Staunen und Aergerniß. Wo bringen Sie Ihren Abend zu? Ich will hoffen in Geſellſchaft der drei alten Comteſſes Lianges, die Sie von Paris her kennen werden und die in Ihrem Hotel wohnen. Sie finden mich dort bei einer ehrſamen Partie Carté. Adieu, au revoir!"

Sie ging und Henri Haſterfeld ſah ihr in Gedanken verloren einige Minuten lang nach. „Seltſam!" ſagte er bei ſich ſelbſt, „dieſe Frau gilt für ſo liebenswürdig, man will in ihr das Muſter jener geiſtvollen Frauen finden, die „die Königinnen des Salons" heißen. Ich finde ſie kalt, herzlos, voll reflektirenden Verſtandes. Mich verführte ſie nicht."

(Die Fortſezung folgt.)

Ale- und Ginhäuſer in London.

(Fortſezung.)

Leider hat ſeit fünfzehn Jahren der Dämon des Trunkes ſich wieder der untern Klaſſen des engliſchen Volks, beſonders der Londoner Einwohnerſchaft bemächtigt; der Gin beherrſcht Jung und Alt, Männer und Weiber, und leztere ſchenken dem ſchleichenden Gifte in ſeiner Vermiſchung mit warmem Waſſer, Zucker und Citronen (Ginwater) eine beſondere Vorliebe. Zwar iſt die Zahl der public-houses gegen früher geringe, dagegen ſind die einzelnen Etabliſſements erweitert, verſchönert und vervollkommnet, Lezteres in Bezug darauf, daß man in jedem Bierhauſe zugleich auch geiſtige Getränke und Eſſen bekommt, wie auch in den Kaffee- und Weinhäuſern und in den Brandyshops, welche auch oft die Licenz haben, Bier ausſchenken oder daſſelbe aus benachbarten Ale-houses holen zu dürfen. — Die Mehrzahl der neuerdings, beſonders ſeit ſechs bis ſieben Jahren etablirten public-houses ſticht gewaltig gegen die der guten alten Zeit ab, in welchen der Arbeitsmann nach ſeinem Tagewerk ein ruhiges, bequemes Plätzchen am Kamine nebſt einer Pinte Porter und einer Pfeife Tabak, der Reiſende ein Nachtlager und Koſt fand: die neuern Ale- und Gin-houses haben meiſt nur ein standing-room, d. h. eine größere oder kleinere, prächtigere oder einfachere Halle, in welcher oft keine Bänke oder Stühle, nie Tiſche ſich befinden. Die Gäſte müſſen ſtehend ihr Bier oder ihren Schnaps genießen, damit ſie nicht zu lange weilen und neu Ankommenden den Platz vorenthalten. Hinter dem Ladentiſch (bar) ſtehen gepuzte, faſt durchgängig ſehr hübſche Aufwärterinnen und brutale Kellner, die mit Haſt das Geld einfordern und in nie unterbrochener Thätigkeit mit einem Druck aus den auf dem Comptoir angebrachten Pumpen die verſchiedenen Sorten Bier, oder aus eben daſelbſt befindlichen Hähnen die verlangten Liqueurs zapfen und Glas auf Glas, Krug auf Krug der vor der Bar ſtationirten, gierigen und ſich drängenden Menge verabreichen, wankenden Männern und taumelnden, kreiſchenden Weibern, echten Londoner Typen, die man überall und zu allen Zeiten ſehen kann, ſchon am Morgen, ehe die Thüren der public-houses geöffnet werden, was bei den meiſten nicht vor acht Uhr geſchieht, am Tage und beſonders in

der Nacht, noch lange nach Mitternacht, bis die Wirthe ihr Lokal mit Gewalt ſchließen und die Berauſchten forttreiben.

Dieſe Scenen wiederholen ſich am häufigſten Sonntags, wo während des zweimaligen Gottesdienſtes alle Laden und Kneipen geſchloſſen werden müſſen, und dann nach mehrſtündiger Entbehrung das Volk, welches noch etwas vom Lohne der verfloſſenen Woche übrig behalten hat, mit Ungeſtüm, oft mit Gewalt in ein Bierhaus ſtürzt, um den ſo langweiligen Sonntag zu tödten. Während des Sonntags geht es noch ſo leidlich ruhig her, weil dann jede laute Aeußerung des Frohſinns, Geſang, Geſchrei, Spiel u. ſ. w. geſetzlich verpönt iſt; aber mit dem lezten Schlage der lezten Stunde des trübſeligen Sonntags beginnt der blaue Montag, den die Engländer nach ihrer Art, d. h. viehiſch begehen. Da ſind alle Kneipen voll und alle Gäſte betrunken; noch am Montag Mittag findet man in wie vor den Bierhäuſern völlig berauſchte Männer, Weiber und Kinder; am häufigſten ſind es Weiber, die des ſüßen Ginwaters voll ſind und entweder von ihren wankenden Männern oder Bekannten, oder von Conſtables nach Hauſe, oft auch nach dem nächſten Polizeiamte geſchleppt werden. Trunkenheit wird erſt dann geſetzlich und zwar mit fünf Schilling beſtraft, wenn der Betrunkene zu Boden fällt; ſo lange er noch auf ſeinen Füßen ſich zu halten vermag, darf er ſchreien und zanken, in dieſer Lage hat kein Conſtable ein Recht über ihn; erſt wenn er zu Boden ſinkt, fällt er der Polizei und der geſetzlichen Strafe anheim.

Es iſt in der That die Frage, ob es zu den Zeiten, da man ſich für einen Penny voll und für zwei zu todt trinken konnte, auf den Straßen und in den Kneipen Londons ärger zuging als gegenwärtig. Keine Nation, davon bin ich überzeugt, neigt ſo zu Trunkenheit und Völlerei als die engliſche, keine beſizt aber auch in dem Grade die Mittel, dieſem Hange zu fröhnen, und nirgends iſt es dem Trunkenbold bequemer, comfortabler gemacht, als in England, und beſonders in London. Statt der alten, dunkeln und engen Kneipen ſind jezt Bierhäuſer errichtet und erheben ſich täglich mehrere und glänzendere, die Palläſten gleichen. Da iſt Alles verſchwendet, was Kunſt und Luxus und Geld vermag; hier gleicht das Innere eines Ale-house einer griechiſchen, dort einer italieniſchen Halle, bald einem heidniſchen, bald einem gothiſchen Tempel; Kuppeln und bunte Fenſter, oft mit ſeidenen Stoffen behängt, werfen eine magiſches Licht auf den untern Raum, der dem Bacchus und der Ceres geweiht iſt; die Thüren ſind von künſtlichem Schnizwerk, mit bronzener Garnitur, oft mit reichvergoldeten Leiſten und Verzierungen; Säulen tragen die Kuppel, oder die hohe, mit Arabesken geſchmückte Decke; Oelgemälde und gute Kupferſtiche, freilich oft auch nur triviale Carrikaturen u. dergl. nehmen die Wände ein; Leuchter von Cryſtall und vergoldeter Bronze, künſtliche Lampen und prachtvolle Candelaber, große Spiegel und Mahagonimeubels zieren das Innere — und dies Alles für den Pöbel und von dem ſchwer verdienten und leicht vergeudeten Gelde des Pöbels.

Die Mittelklaſſen verirren ſich nur ſelten in dieſe prachtvollen Tempel des Laſters, in die Ginpalläſte (Gin-palaces), wie dieſe Anſtalten neuerdings getauft ſind. Der Bürger, wenn er außer dem Hauſe ſein Gläschen Gin oder Rhum-water, oder ſeine Pinte Ale trinkt, begibt ſich in weniger glänzende, aber anſtändigere Bierhäuſer, in denen für die noblere Geſellſchaft ein Parlour mit mehreren Journalen und ein Tap-room für die untern Claſſen befindlich iſt. In lezterm koſten die Getränke etwas weniger, dagegen finden ſich hier auch weniger Journale, mehr Schmuz und eine ſchlechtere Bedienung. Außer in dem Parlour und dem Tap-room wird ſtehenden Gäſten in dem vordern Raume, an der Bar, Getränke verabreicht, und hier am häufigſten genoſſen, weil es hier am wohlfeilſten iſt, ein Drittel billiger, als im Parlour.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die beiden Melodramentheater.

Im September und Oktober langen die Fremden ſchaarenweiſe in Paris an; Familien aus den Provinzen ſteigen aus den Diligencen, um mit Paris wieder bekannt zu werden und ihren Vakanz haltenden Söhnen die Herrlichkeiten deſſelben zu zeigen, Engländer treten an's Land, um aus ökonomiſchen Rückſichten mit Frau und Kind den Herbſt in Frankreich zuzubringen, deutſche Profeſſoren und Studenten eilen durch die öffentlichen Anſtalten, um etwas darüber drucken zu laſſen. In dieſen Monaten müſſen die Fremden zum Theil die vielen abweſenden Pariſer erſezen, und ohne ſie könnte die große Anzahl der Pariſer Theater gar nicht beſtehen; ja, trotz des Zuſpruchs der Fremden haben ſie große Mühe, fortzukommen, und nur die Oper, wohin vorzugsweiſe Einheimiſche und Fremde ſich begeben, macht immer gute Geſchäfte. Schon vor dem Herbſte war ein Boulevardtheater, nämlich das Gaitétheater, welches jedoch ſeinen Namen nimmer gerechtfertigt hat und die traurigſten Stücke gibt, obwohl ſein Titel nichts als Fröhlichkeit verſpricht, banterott geworden und mußte aufhören zu ſpielen. Man wird ſich noch erinnern, daß dieſes Theater vor anderthalb Jahren am Faſching ganz abbrannte. Es wurde aber bald wieder aufgebaut und die Direktion einem ſehr guten Schauſpieler, Namens Bernard Léon, übergeben. Man hätte glauben ſollen, jezt werde dieſes Theater, eines der älteſten von Paris, gute Geſchäfte machen, da die Volkstheater gewöhnlich das Publikum leichter befriedigen als andere, und die Melodramen, wie ſie auf den Boulevards gegeben werden, den großen Haufen entzücken. Allein auch der große Haufe fängt an ſeine Forderungen zu ſteigern; es iſt nicht ſo leicht mehr als ſonſt, ihn durch Hauen, Stechen, Mordbrennen, Rauben und dergleichen zu begeiſtern; denn die Dichter der Boulevardstheater ſind mit den Räuber- und

Mordgeschichten etwas zu verschwenderisch umgegangen und können ihrem schaulustigen Publikum nicht viel Neues mehr vorsetzen. Dazu kommt, daß sich das Volk in die vielen kleinen Theater in und außer der Stadt zerstreut, wodurch den Boulevardstheatern ein beträchtlicher Theil ihres alten, getreuen Publikums entzogen wird. Bereits vor einiger Zeit hat sich das Ambigûtheater genöthigt gesehen, Aktien anzubieten, was mit andern Worten so viel heißt, daß es Kapitalien suchte, um fortzukommen. Das Gaîetheater hatte mit noch größern Schwierigkeiten zu kämpfen; denn die Kosten des Wiederaufbauens hatten es in Schulden gestürzt, und da nun die Einnahme nicht einmal die laufenden Kosten deckte, so mußte es bankerott werden. Ein Theater in Paris ist aber ein fast unvergängliches Wesen, und trotz aller Bankerotte besteht es fort; jedoch hatte diesmal das Fortbestehen etwas Eigenes. Es fanden sich nämlich mehrere Bewerber um das Theaterprivilegium; der Direktor des Ambigûtheaters erhielt aber den Vorzug vor den Uebrigen, und somit kamen zum ersten Male die beiden Nebenbuhler, Théâtre de l'ambigu und Théâtre de la gaîté, unter eine und dieselbe Leitung. Da sie beide gerade dieselbe Gattung von Schauspielen darstellen, nämlich Melodramen und einige Vaudevilles, so schien es nicht unangemessen, sie demselben Direktor anzuvertrauen. Die Dichter aber, welche für das Gaîetheater zu arbeiten pflegten, erschraken nicht wenig über die Nachricht der Vereinigung. So lange beide Theater Nebenbuhler waren, hatte der von einer der beiden Theaterdirektionen verschmähte Dichter Hoffnung, von der andern angenommen zu werden. Zuweilen war die Verwerfung am einen Theater ein Grund mehr, um am andern gut aufgenommen zu werden. Wenn nun aber beide Melodramentheater von Einem Direktor abhängen, so hat ein Dichter, welcher nur Melodramen schreiben kann, gar keine Aussicht mehr, falls er abgewiesen wird; denn diese Gattung von Schauspiel ist nur auf dem Boulevard du Temple einheimisch; ein wenig gibt sich auch das Porte St. Martintheater damit ab; diese Bühne hat jedoch in den letzten Jahren nach einem höhern Ziele gestrebt, sich das historische und romantische Schauspiel mit Begleitung großen Theatergepränges zugeeignet, und die Grausen erregenden Melodramen den beiden Tempelbühnen überlassen, welche also diese Gattung nach Herzenslust ausbeuten können. Die Vereinigung der beiden Bühnen unter Einem Direktor erregte, wie gesagt, einen großen Lärm unter den Melodramendichtern; einige zetteln eine Verschwörung an und machen sich anheischig, nichts Melodramatisches mehr zu liefern, falls die Trennung nicht wieder hergestellt würde; andere aber sind der Coalition nicht beigetreten, und somit fehlt es dem Direktor Cès-Campenne nicht an Stücken; vielleicht bekommt er deren mehr, als er braucht; denn das Melodramatisiren wird von einer Menge junger Leute versucht, wenn sie ihre Studien vollendet haben, oder auch wohl noch früher, wie denn überhaupt in Paris von den jungen Leuten entsetzlich viel dramatisirt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, September.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Eublens Prospekte.

Seit meiner letzten Nachricht hat auch die bis zum Ende dieses Monats zu gleicher Zeit fortdauernde Ausstellung von Werken bildender Kunst noch viele schätzenswerthe Beiträge erhalten. So findet ein Gemälde von Löwenstein in Berlin, ein Kind, mit dessen Unterrichte sich seine noch sehr junge Mutter, oder vielleicht eine erwachsene Schwester beschäftigt, ungemeinen und gewiß verdienten Beifall. Wenn dieses holde Bild des Unterrichts vorzüglich auch durch die Heiligkeit des daraus hervorschimmernden Unschuldhimmels uns gar wohlthuend anspricht, so erwirbt sich das vom Professor Hartmann ausgestellte, welches den Gegenstand auf der schwankenden Schwelle zwischen der himmlischen Klarheit und den irdischen Nebeln darstellt, ebenfalls seine Freunde. Abälard, mit seinen, einnehmenden Gesichtszügen, sitzt neben Heloisen, in deren rein jungfräulichem Antlitz eben der erste Zweifel auftauchen zu wollen scheint. Wenigstens steht in dem von der Rechten der frommen Schülerin noch festgehaltenen Buche schwerlich der Lehrsatz, den der angenehme Präceptor durch Auffassung ihrer linken Hand ihr begreiflicher zu machen sucht. Auch regt seine Rechte auf ihrer rechten Schulter offenbar die in ihrem harmlosen Gesichte sich darlegende Befangenheit und darin ziemlich klar ausgesprochene Frage auf, ob dergleichen Auswüchse der Gestikulation wirklich zu den Nothwendigkeiten des Unterrichts mitgehören? Abälard zur Seite sitzt unten eine Katze; unwillkührlich kommt einem dabei der Gedanke an das Kätzlein, „das um die Feuerleitern schleicht," dessen in Goethe's Faust Erwähnung geschieht. Ein anderes höchst verdienstliches Oelgemälde vom Professor Richter erfreut sich auch der besondern Vorliebe der Beschauer. Es stellt einen Sommerabend recht anziehend dar. Ein Kahn fährt auf dem Elbstrom am Schreckensteine hin. Die lebendige Ladung desselben besteht hauptsächlich aus mehreren Fußreisenden, einem in sein freundliches Verhältniß stillversunkenen Liebespaare, einem alten Harfenspieler und einem Kinde. Diese Gruppen sind voll Leben und einnehmendem Ausdruck. Auch der auf nichts als sein Rudern denkende Schiffer mit der kurzen, qualmenden Pfeife im Munde ist eine ganz aus dem Leben gegriffene, alte Gestalt.

Fremden und Einheimischen gewähren Eublens Prospekte, die gewöhnlich unter dem Namen „Malerische Reise im Zimmer" in seiner Wohnung aufgestellt werden, auch diesen Sommer einen überaus angenehmen Genuß. Das Interesse der Gegenstände an sich wird durch die besondere Geschicklichkeit des Künstlers in Darstellung der Perspektive und Hervorbringung des günstigsten Effekts ungemein erhöht. Je länger man vor den mit größter Naturwahrheit wiedergegebenen Prospekten verweilt, desto täuschender wirken sie. Von der anmuthigen Wilhelmshöhe bei Kassel begleitet uns diese gemüthliche Illusion zu den imponirenden Palästen und Thürmen der Stadt Warschau. Das Ohr glaubt aus der scheinbaren Wirklichkeit der vor uns liegenden Steinmassen den Nachhall der noch in frischem Andenken ruhenden Schrecknisse, Klagen und Seufzer der unglücklichen Stadt zu vernehmen. Zauberisch wirkt der Anblick des prachtvollen Stockholms mit der Menge seiner aus dem Glanze des Wassers aufsteigenden Inselchen und einzelnen Gebäude auf das trunkene Auge, welches sich dann wieder der unendlich großen Kreisumsicht von Constantinopel zu bemächtigen strebt, ohne damit zum Ziele zu kommen. Desto ruhiger könnte es auf dem Innern des ausgegrabenen Landhauses von Pompeji verweilen, wäre nicht gerade die dort sich findende Ruhe am meisten geeignet, das Grauen des Unterganges des altrömischen Ortes in das Licht zu stellen. Vorzügliche Anziehungskraft haben für Naturfreunde auch die mikroskopischen Ansichten, welche mit dieser Prospektschau verbunden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Dienstag, den 10. Oktober 1837.

Some inscriptions on the outside of a gin-temple, intended as invitations to go inside: — „Splendid ale, three-pence per pot.“ — „Take no man's word — taste and judge for yourselves!“ — „Unadulterated, unequalled; buy, try and compare!“ — „Stop! only think: three-pence per pot!“ — „The cheapest, most brilliand and the best liquors in London.“ — „Superlative cordial gin.“

The great metropolis.

Ale- und Ginhäuſer in London.

(Beſchluß.)

Es möchte nicht unintereſſant und am Orte ſeyn, einige Notizen über die Quantität und Qualität der in England und namentlich in London fabricirten, eingeführten und conſumirten geiſtigen Getränke folgen zu laſſen. Die Einfuhr aus dem Ausland und den Kolonien nimmt jährlich ab, die Conſumtion dagegen, namentlich ſeit 1823, in welchem Jahre die Abgaben bedeutend vermindert wurden, außerordentlich zu. In England wurden 1821 verſteuert 969,474 Gallonen fremder, d. h. eingeführter Spiritus, 2,166,441 aus den Kolonien und 3,820,015 im Lande gebrannter; in Schottland 54,601 fremder, 138,189 aus den Kolonien, 2,229,135 inländiſcher; in Irland 9,325 fremder, 19,685 aus den Kolonien und 2,649,170 inländiſcher: zuſammen 12,036,335 Gallonen. 1831 dagegen betrug die Summe des verſteuerten Spiritus 26,737,595 Gallonen, wobei zu bemerken, daß die Quantität des von dem Continente und aus den Kolonien eingeführten abgenommen hat, dagegen die inländiſche Fabrikation über das Doppelte geſtiegen iſt. Von jenem Betrage wurde in London und der nächſten Umgegend ungefähr der vierte Theil conſumirt, im Jahr 1825 etwas über fünf Millionen Gallonen, und ſo progreſſiv bis zu 1835, in welchem Jahre die Conſumtion bis auf ſieben Millionen ſtieg. Und würden die Spirituoſa nicht verfälſcht, blieben ſie in der Qualität, wie ſie der Deſtillateur verkauft, ſo möchte ihr Einfluß auf die Geſundheit und den Wohlſtand der Conſumenten nicht ſo betrübend ſeyn; aber eben die Verfälſchung, der leider zu viel Spielraum gelaſſen wird, macht den Genuß an und für ſich, und um ſo viel mehr den übertriebenen Genuß ſo ſehr gefährlich. Aus den Fabriken kommt der Spiritus rein, denn dort paſſen Agenten auf, aber ſo bald er in die Hände des Schenken geräth, wird er mit mannichfachen, meiſt ſehr ſchädlichen Subſtanzen verſetzt und mit Waſſer aufgefüllt. Wir haben es hier hauptſächlich nur mit Gin, Wachholderbranntwein, zu thun; Rhum, Cognac und Whisky (namentlich und von beſter Qualität in Schottland bereitet) werden im Verhältniß zum Gin nur in unbedeutender Quantität abgeſetzt. Der reine Gin iſt durchaus nicht nachtheilig, wenigſtens nicht nachtheiliger als ein anderer guter Liqueur; aber verſetzt mit Vitriolöl, Bleizucker, Alaun, Terpentin, Nitrum und andern Subſtanzen, wird er ein wahres Gift, welches unter der Londoner Bevölkerung ärgere Verheerungen anrichtet als Cholera und andere Seuchen vermögen. Die gewöhnlichen Folgen des häufigen und ſtarken Gintrinkens ſind Schlagfluß, Delirium tremens, Blödſinn, Waſſerſucht und Leberkrankheiten. Aber nicht die Geſundheit allein, ſondern auch den Wohlſtand

zerſtört die unſelige, jezt wieder ſo ſehr um ſich greifende Trunkſucht. Immer allgemeiner wird die Verarmung der niedern engliſchen Volksklaſſen, und dies iſt am meiſten in der Hauptſtadt ſichtbar. Seit 1823 mehren ſich mit der Sterblichkeit und dem allgemeinen Elend die Einpaläſte und die Schätze der Millionäre. Dies iſt ſo fühlbar, daß während des lezten Parlaments die Sache häufig zur Sprache kam und dringend Abhülfe gegen das fernere Umſichgreifen der Trunkſucht verlangt ward. Wir entnehmen aus einem Berichte, der von einem aus dem Unterhauſe 1834 gewählten Comité dem Parlamente vorgelegt wurde, folgende Stellen: „Das Laſter der Trunkenheit iſt in jüngſter Zeit bei den höhern und mittlern Klaſſen ſeltener geworden, dagegen vorherrſchend in den untern, und zwar in allen drei Königreichen, zumal in den größern Städten und in den Seehäfen; es erſtreckt ſich aber auch über die Landbewohner und Ackerbauer, und nicht allein auf Männer, ſondern auch auf Weiber und ſelbſt Kinder. Die Haupturſachen dieſes unglücklichen Hangs ſind die Verminderung der Abgaben auf Spirituoſa, alſo deren Wohlfeilheit, die Vermehrung der Schenken, deren eine auf je zwanzig Familien kommt, und dann die Gewohnheit, bei allen Ceremonien und Feſtlichkeiten, bei Kauf und Verkauf berauſchende Getränke im Uebermaß zu genießen. Die bei weitem größte Zahl von Unfällen aller Art, die bei der Land- wie bei der Seemacht ſich ereignen, ſieben Achtel von allen Krankheitsfällen und Entlaſſungen wegen Untauglichkeit, und neun Zehntel aller Subordinationsſtrafen wie aller Exekutionen ſind die traurigen Folgen von Trunkenheit, die in den Reihen der Land- wie der Seetruppen mehr Verheerungen anrichtet als Kriege und Schlachten vermöchten.“ Daſſelbe beweiſt Mr. Moore, der ſich um die Mäßigkeitsvereine, die leider ſo wenig fruchten, ſehr verdient gemacht hat. Dieſer Philanthrop gibt ſchlagende Belege von der ungeheuern Ausdehnung des Uebels, wie die Verbrechen überhand genommen zugleich mit der Vermehrung der public-houses (dies gilt von ganz England), wie in London faſt alle peinlichen wie Disciplinarvergehen in Trunkſucht ihre Quelle haben, und wie die Lage des niedern Volks ſich ganz auffallend verſchlimmert. Er gibt unter Anderm an, daß 1833 in London allein, die City nicht eingerechnet, 29,880 Anklagen wegen Trunkenheit vorgekommen ſeyen, und wir haben geſehen, wie weit ſie gediehen ſeyn muß, bis ſie ſtraffällig wird. Wir bemerken noch, daß die Gallone Gin zur Zeit 11 Schillinge (etwas über acht Gulden) koſtet, wovon 8½ Schilling auf die Steuer kommen. Man kann annehmen, daß die größern Ale- oder Gin-houses jährlich gegen 2000 Pf. St. verdienen.

Neben den Maſſen Branntweins werden in England, wie bekannt, Ströme Biers getrunken. Die Hauptarten ſind Ale und Porter; Stout, Gingerbeer und andere Sorten ſind weniger beliebt und nicht ſo allgemein. Das Bier iſt an und für ſich nicht ſo ſchädlich als gebranntes Waſſer, wird es aber auch durch Beimiſchung ſchädlicher Subſtanzen. Das Ale iſt, wenn rein und mäßig genoſſen, ein ſehr geſundes, ſtärkendes und wohlſchmeckendes Getränk, von hellgelber Farbe, klar und ſehr ſtark; leztere Eigenſchaft wird durch Alter und langes Lagern noch vermehrt. Schottiſches Ale iſt das berühmteſte; das mit dem Namen „indiſches“ belegte wird ebenfalls in Altengland gebraut und wohl nur ſo genannt, weil es rückſichtlich des Transports nach Indien noch ſtärker gemacht wird als das gewöhnliche. Die Ingredienzien des Ales ſind Malz von Weizen und Gerſte und Hopfen. Das Malz wird nur an der Luft gedörrt und behält die urſprüngliche Farbe des Getreides. Porter war früher und iſt bei den niedern Klaſſen noch jezt das Hauptgetränk. Er iſt nur halb ſo theuer als Ale, von dunkelbrauner Farbe, undurchſichtig, bitterlich und nicht ſo berauſchend als Ale. Da ſich aber der Engländer berauſchen will, ſo verſetzen die Wirthe den Porter mit Quaſſia, Vitriol, Alaun, Salz, Enzyan, Syrup, Spiritus, Coculus indicus, ſpaniſchem Pfeffer, Paradieskörnern u. ſ. w., und machen ihn dadurch natürlich auch ſchädlich, wenn auch nicht in dem Grade wie das flüſſige Gift, den Gin. Wer nicht an Porter gewöhnt iſt, wird ſelbſt nach wenigen Pinten (die Pinte iſt ohngefähr ein Schoppen) Kopfſchmerz, und bei fortgeſetztem, nicht allzumäßigem Genuß allgemeine Nervenſchwäche verſpüren. Wir ſprechen von dem Porter, wie er gegenwärtig in London faſt allgemein ausgeſchenkt wird, und bemerken dabei, daß eben in London, troz Verbot und Strafen, Bier und Branntwein mehr verfälſcht werden als in der Provinz. Was wäre aber leichter als der ſo ſchädlichen Verfälſchung aller Getränke, wovon der Wein und der Eſſig nicht ausgenommen ſind, zu ſteuern? Wie leicht iſt durch chemiſche Zerſetzung Alaun und Vitriolſäure zu entdecken! Man ſtelle die Bier- und Schnapswirthe unter Controlle, wie in Paris die Reſtaurateurs, wo oft ganze Ladungen verdächtigen Fleiſches durch wachſame Agenten fortgeführt werden, und wenn man auch dadurch dem Laſter der Trunkenheit an ſich nicht Einhalt thut, ſo mildert man doch ihre furchtbaren Folgen.

Henri Haſterfeld.

(Fortſezung.)

Dieſes lezte Urtheil unſeres Helden enthält ein Urtheil über ſich ſelbſt und iſt der erſte Pinſelſtrich zu dem Gemälde von einem, wenn gleich nicht ganz beſondern, doch ungewöhnlichen Charakter, den wir jezt ſchildern wollen. Henri Haſterfeld gefiel ſich, in der großen Welt das darzuſtellen, was man einen Modethoren nennt; eine Rolle, die, wenn ſie in ihrem vollen Glanz und Umfang

dargeſtellt werden ſoll, ſchon eine Art Größe erfordert. Die bevorrechtete Geſellſchaft, die ſich unter einander mit dem Ausdruck „Welt“ auf eine eben ſo erhabene als myſteriöſe Weiſe bezeichnet, hat ihre Manöver, ihre Manifeſte, Kriegserklärungen, Schlachten, berühmte Feldherrn und ſiegende Imperatoren, wie die Politik, ja ſie iſt eigentlich nichts Anderes als eine nach innen ſich ausbildende Politik, oft wenig zuſammenhängend mit der äußern, und nur durch ein Mittel des Sieges ihr immerdar ähnlich, durch das Gold. Aber der Reichthum macht es nicht allein. Man muß perſönlichen Muth beſitzen, um ſich in die vorderſten Reihen durchzudrängen, wenn Glück oder Geburt einem dieſen Platz Anfangs ſtreitig machen. Es gibt graue Kämpfer, die trotz ihrer Erfahrung und ihrer fortwährenden Kriegsliſt nicht Stand zu halten vermögen gegen die ewige Perfidie der Mode, und junge, die mit einem muthigen Schritt Alles erreichen. Talente und Geiſtesgaben ſind hier nur beiläufige Erforderniſſe, Rang und Titel oft nur zur Folie dienend, jedoch entſcheidend gewiſſe Zufälligkeiten, die eben ſo in der Organiſation des Individuums wie in der jedesmaligen Laune des Zeitgeſchmacks liegen. Wer einmal den Scepter der Mode in der Hand hält, darf ſich jede, den Geſchmack noch ſo ſehr beleidigende Tyrannei erlauben, ſie wird ihm ungeſtraft hingehen; daher der Einfluß der Mode auf die Künſte, die Literatur, auf die Sitten. Trotz der politiſchen Umwälzungen, die wir erfahren, trotz der Wanderungen, die das Raffinement und der Luxus gemacht, ſcheinen doch immer nur zwei Orte befähigt, „Helden der Mode“ zu creiren, London und Paris. Auf dieſem claſſiſchen Boden reifen die Lorbeeren, die Millionen Köpfe einander ſtreitig machen und nach denen Millionen Hände greifen. Wie früher die Dichter aus allen Ländern auf dem Capitol gekrönt wurden, ſo erhalten die Wettkämpfer der Mode jeder Nation nur in London oder Paris ihre Kronen, und dann erſt huldigt ihnen die faſhionable Welt. Dieſe Dinge erſcheinen dem Philoſophen lächerlich, allein ein Philoſoph iſt auch ein ſehr unmodiſches Geſchöpf. Vielleicht liegt auch hierin der Grund, warum die Deutſchen ſo ſelten zur Herrſchaft der Mode gelangen, weil ſie in dem Ruf ſtehen, dem Tiefſinn zu ernſthaft zu huldigen. Nichts aber verträgt die Mode weniger, als ein anhaltendes, ſcharfſinniges Grübeln, und wer ſehr klar das Weſen der Mode durchſchaut, iſt vielleicht am wenigſten dazu gemacht, ihr Held zu ſeyn. Henri Haſterfeld philoſophirte nicht, er grübelte nicht; es war kein Beiſpiel da, daß er den Schlaf auch nur Einer Nacht daran geſetzt, über das Weſen der Mode in's Reine zu kommen; aber ſiehe da, an einem ſchönen Morgen ſah er ſich von ihr gekrönt. Dieſer Sieg machte ihn aber nicht hochmüthig; er war klug genug, ihn ſeinem Rocke, ſeinem Reitpferde, ſeiner Equipage und den hohen Summen zuzuſchreiben, die er ſo glücklich war, gegen eine in Ruf ſtehende Herzogin zu verlieren, die ihrerſeits auf dem Punkt ſtand, einen Proceß zu verlieren. Außerdem noch zwei Duelle, die ſprechen machten, eine Liaiſon, die man zu den unmöglichen rechnete, und um alle dieſe Dinge in's rechte Lüſtre zu ſetzen, jene leidenſchaftloſe Ruhe im Charakter unſeres Helden, die einem echten Modehelden unentbehrlich iſt, mit der er alle Hinderniſſe ohne „viele Worte“ aus dem Wege räumt, und die, wenn man ſie von ferne beobachtet, wie die unleidlichſte Impertinenz erſcheint. Gleichwohl war Henri Haſterfeld kein Charakter, um ſich lange im Nimbus der Mode zu erhalten, dazu beſaß er zwei unerträgliche Fehler: er war ein Deutſcher, und er hatte Herz, und zwar jenes unmodiſche Herz, das ſo ſelten und immer nur unvollkommen vom Kopfe ſich lenken läßt. Wir wollen ſehen, wo unſer Held dieſes Herz her hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beſchluß.)

Städtiſches. Waſſerturen.

Je größer die Theilnahme und Unruhe geweſen war, welche die Erkrankung des Königs im Auslande in der Stadt und in ganz Sachſen erregt hatte, um ſo unverkennbarer war auch die allgemeine Freudenaufwallung, als er mit ſeiner nach Laibach zu ihm geeilten Gemahlin geneſen zurückkehrte. — Der Aufführung des werthvollen Oratoriums: Abſalon von F. Schneider, war die außerordentliche Hitze des Tages um ſo ungünſtiger, da ſie im Saale des ſo weit von der Stadt entfernten Schloſſes des großen Gartens ſtattfand. Durch den wackern Kapellmeiſter Reiſſiger aufgeführt, erwarb ſich daſſelbe doch nur einen kleinen Kreis von Zuhörern, obſchon ſehr ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen das Werk mit ihrer Kunſt unterſtützten. Fortdauernd laſſen noch ausländiſche Mimen ihr Licht auf unſerer Bühne leuchten. Zu den auch hier beſonders gefeierten Theaterheroen gehört der eben jetzt anweſende Schauſpieler Anſchütz aus Wien.

Vor Kurzem erregte ein Unglücksfall im hieſigen Blindeninſtitute großen Antheil. Ein eilfjähriger, des Augenlichts völlig beraubter Knabe ſteht gegen eilf Uhr in der Nacht aus dem Bette auf, öffnet ein Fenſter des im zweiten Stockwerke befindlichen gemeinſchaftlichen Schlafſaals und ſtürzt von da hinab. Es geſchah gerade in einer Nacht, wo die meiſten übrigen Zöglinge von einer gewöhnlich alle Jahr veranſtalteten Luſtfahrt auf dem Elbſtrome noch nicht zurück waren, und daher in jenem Saale nur die Aufſeher in ihren Betten lagen. Von dem Schalle des Hinabſturzes erwachend, machen ſie ſich auf und finden den Unglücklichen im Garten unter dem Fenſter. Aus der Unterſuchung der herbeigerufenen Aerzte ergab ſich, daß der Knabe den linken Oberſchenkel gebrochen, auch am Kopfe eine Verletzung von dem Falle hatte. Der noch nicht lange in der Anſtalt befindliche Zögling, ein Menſch von ſehr geringer geiſtiger

Ausbildung, war wegen Kränklichkeit von der Wasserpartie ausgeschlossen worden. Schon zuvor hatte er einen starken Hang zum Klettern kundgethan, und da der Herabsturz in einer Mondnacht geschah, so fragt es sich um so mehr, ob nicht natürlicher Somnambulismus hier mit im Spiele gewesen, weil auch andere Wahrnehmungen an ihm einer Vermuthung dieser Art das Wort zu reden scheinen. Uebrigens geht er bereits der Heilung entgegen. — Aus dem eisigen Frühling ist uns ein gar fruchtbarer Sommer erwachsen. In hiesiger Gegend haben sich die sehr zurückgebliebenen Pflanzen und Bäume zufolge der eingetretenen gewaltigen Wärme fast insgesammt so aufgerafft, daß das Meiste zur gewöhnlichen Zeit zur Blüthe und Reife gelangte. Unter die wenigen noch etwas zurückgebliebenen Pflanzen gehört die Rebe. Doch ist auch sie schon unglaublich vorgeschritten. Ihre sehr ungleich erfolgte Blüthe und mithin auch zu erwartende Reifung wird aber, sogar im günstigsten Falle, bei der künftigen Lese eine sorgfältige Sichtung und Auswahl nothwendig machen. In unserm gebirgischen und dem vogtländischen Kreise, wo alle Feldfrüchte später gedeihen, ist jedoch die Kraft des Sommers nicht im Stande gewesen, die Versäumnisse des Lenzes hinreichend nachzuholen, daher auch in beiden Kreisen die Eröffnung der Jagd um drei Wochen hinausgeschoben worden.

Die Mode macht uns immer mehr zu wahrhaften Spartanern, wenigstens in Einem Punkte. In den lezten kalten Tagen brauchte unser Heroismus nicht erst die weite Reise nach dem Eurotas zu unternehmen, um sich auch beim Baden zu bewähren. Der Elbstrom war dazu hinlänglich abgekühlt, und man darf rühmen, daß hauptsächlich das zarte Geschlecht uns Männern mit seinem spartanischen Enthusiasmus beschämend vorauseilte. Ueberhaupt spielt das in frühherer Zeit ziemlich verachtete kalte Wasser eine immer glänzendere Rolle, und gewiß mit vollem Rechte haben es mehrere einsichtsvolle Sprecher wieder zu Ehren gebracht. Ob es aber gerade als das einzige Universalmittel zu betrachten sey, darüber wird erst eine spätere Zeit gründliche Auskunft ertheilen müssen. Genug, die Wasserkuren können schwerlich irgendwo mehr in Aufnahme seyn, als so eben hier. Auch hier stehen daher Prießnitze auf, um neue Gräfenberg zu begründen. Dabei bemerke ich beiläufig, daß man über das echte Gräfenberg, das dortige Verfahren und Treiben eine recht ergötzliche Schilderung im vierten Bande von Laube's Reisenovellen findet. So eben wird wenige Meilen von hier unweit Hellendorf an der böhmischen Grenze eine Anstalt dieser Art errichtet. Prießnitz hat sich einen Ehrenplatz in den Annalen der Menschheit erworben; denn ganz unleugbar sind wahrhafte Wunder an einer Menge armer Leidender in dem Wasserinstitute zu Gräfenberg bewirkt worden. — Noch immer sind die hiesigen Gasthöfe mit ausländischen Besuchern reichlich versehen. Seit einer Woche ungefähr hat sogar ihre Zahl ansehnlich zugenommen, weil viele Familien des benachbarten Auslandes die Furcht vor der Cholera hieher zu treiben scheint. Aus gleicher Ursache erhalten noch fortdauernd hiesige Bankiers und Andere Aufträge zum Miethen ansehnlicher Wohnungen in Privathäusern.

Paris, Oktober.

(Fortsezung.

Theater.

Fast jeder Jüngling, der etwas gelernt hat, oder glaubt gelernt zu haben, hält sich für berufen, eine der zwanzig in und um Paris bestehenden Bühnen mit einem Meisterstücke zu beschenken, und erst, wenn er so glücklich ist, sein Machwerk aufführen zu lassen, pflegt er einzusehen, daß es kein Meisterstück war, und daß mehr dazu gehört, um das Publikum anzuregen. Die Verschwörung ist also sehr ruhig vorübergegangen, ohne weitere Folgen für die dramatische Kunst; das Volk ergözt sich nach wie vor an den Melodramen, ohne daß ihm der geringste Abbruch an dieser Ergözlichkeit geschieht. Indeß haben sich doch auch einige Theaterkritiker in den Tagesblättern mißbilligend über die Vereinigung zweier Theater unter Einer Direktion geäußert. Für die Kunst, meinen sie, sey der Wetteifer besser, als solche Monopole, welche den Direktor daran gewöhnen, unthätig zu werden und sich auf sein Privilegium ruhig zu verlassen. Ich glaube aber, die Vervielfältigung der Theater muß allmählich dergleichen Vereinigungen herbeiführen. Es ist unmöglich, daß neben so manchen andern Zerstreuungen zwanzig Theater hier bestehen. Allerdings gibt es auch manche kleine darunter, welche den Direktionen weniger Kosten verursachen und auch nur wenig Menschen Abends in Beschlag nehmen; aber auch nicht ganz Paris geht in's Schauspiel, nicht alle Pariser machen aus dem Besuchen der Theater ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung. Ein anderes Monopol scheint kürzlich dem Théâtre français ertheilt worden zu seyn. Dieses soll nämlich, wie bereits früher geschehen, das Recht haben, auch Vorstellungen auf der seit länger als einem Jahr geschlossenen Odeonbühne zu geben, so daß die Truppe des Théâtre français an gewissen Tagen zwei Bühnen zu versorgen haben wird, was für sie eine um so schwierigere Aufgabe ist, als strenge Theaterkritiker ihr schon vorwerfen, sie versorge ihre eigene Bühne schlecht, besonders im tragischen Fache. Die abgeschmackten Theaterstücke, welche das Publikum auf verschiedenen Bühnen, und sogar auch am Théâtre français ansehen mußte, haben zur Folge gehabt, daß sich der bessere Theil der Zuhörer, das heißt der gebildete, mit neuem Eifer dem alten classischen Theater wieder zugewendet hat, und daß die Trauerspiele Racine's und die Lustspiele Molière's mit dem größten Vergnügen wieder gesehen werden. Bei diesen Stücken macht nun das Publikum größere Ansprüche; aber leider will seit langer Zeit kein neues dramatisches Genie unter den Schauspielern des ersten Nationaltheaters auftauchen. Mit den Lustspielen geht es ziemlich gut, aber im Tragischen fehlt es; kein zweiter Talma ist noch erschienen. Zwar haben die jezt auftretenden Schauspieler keine widerlich auffallenden Fehler, wenigstens für diejenigen Zuschauer nicht, welche keine bessern Schauspieler gesehen haben; aber das Parterre des Théâtre français ist ein strenger Richter, weil es in diesem Fache ehemals bewundernswerthe Leistungen gesehen hat. Man wirft es den Schauspielern, welche jährlich einige Monate Urlaub nehmen, um Gastrollen in den Provinzialstädten zu geben, vor, daß sie schlechte Gewohnheiten annehmen, welche in der Provinz von Nichtkennern als etwas Vorzügliches bewundert werden, aber den echten Kennern in der Hauptstadt ihrer Uebertreibung halber widerlich scheinen. Dies sagt man besonders dem Schauspielerpaar Volnys nach, welches jährlich sehr schlau die Provinzen ausbeutet; die Frau war ehemals als Kind schon unter dem Namen Leontine Fay im In- und Auslande, wo nicht berühmt, doch sehr bekannt. Sie spielte hernach als erwachsenes Mädchen am Gymnase dramatique und kam von dort an das Théâtre français; hier gilt sie jedoch keineswegs für eine vollkommene Schauspielerin, obschon ihr Spiel sehr belebt ist; aber eben hierin übertreibt sie zu sehr, und fällt dadurch in's Unnatürliche.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 11. Oktober 1837.

Was weht ſo ſüß und duftig vom alten Schloß herab?
Was will das braune Männlein mit Schlüſſelbund und Stab? —
„Die Brünnlein ſind verſieget in heißer Sommerglut,
Doch tief im Burggemäuer rinnt goldne Lebensfluth.“

Auguſt Stöber.

Das Mährchen beim Weine.

Es war am reichen, reizgeſchmückten Rhein,
Da ſaß ich ſtill in einer Rebenlaube;
Zu Füßen mir der Fluß im goldnen Schein,
Zu Häupten mir die ſchwere goldne Traube.

An meiner Seite ſtand ein holdes Kind,
Gleichwie des Rheines Tochter anzuſchauen,
Gelblockig und blauaugig, wie ſie ſind,
Die ſchönen Mädchen in den Pfälzergauen.

O unbeſchreiblich ſüße Doppelluſt,
Zu gleicher Zeit mit ſeligem Entzücken
Gelehnt an eine weiße Mädchenbruſt,
Dem Rhein in's klare Auge tief zu blicken!

Dort ſiehſt du der Vergangenheiten Pracht
Aus Wellenmährchen dir entgegenſtralen;
Hier fühlſt du, wie der Schönheit Zaubermacht
Die Gegenwart weiß reizend auszumalen.

Der Sonnenſchein, die Trauben über mir,
Süddufstend vor mir die gefüllte Flaſche:
Ein ſeltnes Bild; ſie ſchien der Phönix hier,
Die Sonne Glut, die Trauben ſeine Aſche.

Und als ich ob des Weines ſtarkem Duft
Verwundert, ſprach das Kind mit ſüßem Munde:
„Erſtaunt nicht, Herr, das liegt ſo in der Luft,
„Gekeltert ward der Wein auf Arnſpergs Grunde.“

Und wie die Sage reizend ſich am Rhein
Und unverholen ſchmiegt an die Geſchichte,
So ſchenkte mir die Kleine mit dem Wein
Zugleich das Mährchen ein, das ich berichte.

— Ein Köhler war's, der ging des Weges her,
Am Schloſſe Arnſperg zog er dicht vorüber;
Heiß war der Tag, die Arbeit lang und ſchwer,
Den Armen plagt des Durſtes heißes Fieber.

Rings, wo ſein Auge ſpäht in Berg und Kluft,
Kein Quell, der labend ihm entgegenlachte;
Vom Schloſſe aber kam ein Weinesduft,
Der ihm die trockne Zunge lüſtern machte.

Und jezt ein Männlein ſieht er, alt und klein,
Mit grüner Kapp' und großem Schlüſſelbunde;
Das winkt, er folgt, tritt in den Schloßhof ein,
Und ſteht nun in bemooster Trümmer Runde.

Und abwärts geht's wie einen Kellergang,
Bis ſie vor einer Felſenwand nun halten;
Des Alten Schlüſſel winkt, der Felſen klang
Gleich einem Thore, doppelt aufgeſpalten.

Ein Keller iſt's, worin das Paar nun hält,
Die Wand von hellem Lampenlicht umſäumet:
Ein Ehrenbett, worauf der Wein, der Held,
Von Roſenlippen ſchöner Zukunft träumet.

Rings ungeheure Fäſſer ohne Zahl,
Wie blanke Harniſche von alten Rieſen,
Auf jedem ein kryſtallener Pokal,
Als Page ſolchem Helden zugewieſen.

Und einen hebt mit Wein der Alte voll,
Und ſpricht kredenzend: „Nach vollbrachtem Werke
„Bekommt ein Becher edlen Weines wohl:
„Trink, Freund, er ſpende Labung dir und Stärke!

„So hielt's mein Herr; Gaſtfreundſchaft hat er mir
„Im Kellermeiſteramte aufgetragen;
„Ich übe ſie dreihundert Jahre hier —
„Laß dir den edlen Königswein behagen!"

Der Köhler trinkt. Zwar rieſeln bei dem Wort
Geheime Schauer ihm durch ſeine Glieder;
Doch bannt des Weines Zauber bald ſie fort,
Und Kraft und Muth und Frohſinn kehren wieder.

Und ſelber füllt er jezt den Becher an,
Und reicht mit heitrer Miene ihn dem Alten:
„Allein zu trinken hat nie gut gethan,
„Ein wackrer Gaſtfreund muß ſich zu mir halten!"

Des Alten Auge wird verklärt, er trinkt.
„Hab Dank, o Freund, ob des Erlöſungswortes!
„Und daß dir dieſe Stunde Segen bringt,
„Gedenk des Königsweines und des Ortes!"

Er ſprach es und verſchwand; mit ihm verſchwand
Pokal und Faß; das Frühroth hob den Schleier,
Der Köhler auf dem alten Wege ſtand,
Und dachte an das ſeltne Abenteuer.

Er ſann und fand die Deutung für das Wort.
Weinreben pflanzt er hin auf Arnſpergs Grunde,
Die brachten reiche Schätze ihm ſofort;
Das war der Segen ihm von jener Stunde. —

— Das Mädchen ſchwieg; die Gläſer füllt' ich an
Und ſprach, indem ich eines ihr kredenzte:
„Allein zu trinken, hat nie gut gethan!"
Sie that Beſcheid, das ſchöne Auge glänzte.
Und wie ſo reizend war das Lippenpaar,
Indem es nippend mir den Wein verſüßte,
Da dünkte mir, daß doppelt reizend gar
Im heißen Liebeskuß es werden müßte.

Erproben wollt' ich meinen ſtillen Satz,
Da lief ſie fort — verſchwunden war die Kleine.
Der Köhler fand und ich verlor den Schatz:
So wechſeln Menſchenloose ſelbſt beim Weine!

Manfred.

Henri Hasterfeld.

(Fortſezung.)

Es gab eine Zeit, ſie liegt jezt ſchon veraltet hinter uns, wo die Romane Sir Walter Scotts in die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen deutſcher Grafen übergingen. Gewiß eine merkwürdige Wanderung: die Luft der bergigten Heiden des alten Hochlandes in die Familienſtuben eines Hofraths, eines Präſidenten, eines Kammerherrn eingefangen! Und wie ſäuſelte dieſe Luft durch das Laub der Stammbäume, dieſes alte Holz, an dem ſchon das Beil der Revolution ſo unbarmherzig gearbeitet! Manches Blatt löste nun noch der romantiſche Luftzug. Man ſprach von den freien Bergſchotten, von ihrem Plaid und ihren nackten Beinen, und die deutſche Phantaſie nahm einen fremdartigen Schwung. Dieſes war die Periode, wo Graf Hector Amadeus von Hasterfeld ſeine Reiſe antrat, und begeiſtert von den Walter Scott'ſchen Romanen, nach Schottland und Irland ſeinen Weg nahm. Er langte dort an, wie eben das aufgehende Geſtirn O'Connells den trüben Horizont des unglücklichen Irlands zu durchbrechen begann; eine intereſſante Zeit. Graf Hasterfeld war der Begeiſterung nicht unfähig, und wäre er auch tauſendmal kälter geweſen als er es war, dennoch hätte die Geſtalt, unter der ihm die Freiheit nahe trat, ſein Herz entflammen müſſen. Es war die Geſtalt eines achtzehnjährigen Mädchens, bleich, mit langen, ſchwarzen Locken und ſchönen leidenden Augen, die, wie die romantiſche Poeſie, nur Eine Sprache führten, die Sprache zum Herzen. Der Gebrauch, den Graf Hasterfeld von der Bekanntſchaft dieſer ſchönen Muſe der Freiheit machte, war, daß er ihr die Freiheit nahm. Ein deutſcher Graf heirathete ein irländiſches Mädchen. Welch ein Umſchwung der Ideen, der Sitten, der Meinungen, welch ein merkbares Fortſchreiten der Weltgeſchichte! Miß Jane hieß in ihrem Vaterlande nur die wild Irish girl. Sie liebte und haßte mit gleicher Energie des Herzens, und dieſe Eigenſchaft ging auch auf ihren Sohn über.

Graf Hector Amadeus war Präſident eines Juſtizkollegiums geworden, er hatte gealtert, er las keine Walter Scott'ſchen Romane mehr, und die wild Irish girl an ſeiner Seite war zu einer ſtillen, wenigbeachteten Hausfrau geworden an der Grenze der ſandigen Mark, und Henri Donald Haſterfeld war ihr Sohn. Es that der Mutter wehe, daß er ſich zum Gecken der Mode umwandeln zu wollen ſchien, doch verſuchte ſie keine Mittel, ihn von ſeinen Wegen abzulenken. Er war im Beſitz eines großen Vermögens. Das alte, deutſche Geſchlecht, zu dem er gehörte, hatte immerdar ſich zum Hofe gehalten, oder nach hohen Poſten in der Armee geſtrebt und ſorgfältig Mesallianzen vermieden; Henri Haſterfeld ſchien von dieſen drei Wegen der Auszeichnung gleich ferne: er floh die Heimath, er ſpottete über die Langeweile des Hofes, der kriegeriſche Ruhm galt ihm für eine Chimäre, und die Ehe hatte nur Reiz für ihn, wenn er ſich die Ausſicht ſtellte, ſie auf eine Weiſe zu ſchließen, wodurch „die alten Formen und Vorurtheile," die er haßte, auf die gröbſte Weiſe beleidigt würden. Dieſe Anſichten kamen jedoch nicht aus Ueberzeugung, ſie waren, eben ſo wie ſein Kabriolet, ſein ſchokoladefarbenes Windſpiel und ſein neueſter Frack Sache der Mode. Es war Mode, ohne Gefühl zu ſeyn, es war Mode, die alten Einrichtungen zu verſpotten, und endlich war es Mode, über die Ehe Sarkasmen zu machen, und Henri Haſterfeld war ohne Gefühl, er verſpottete den Adel und er machte Sarkasmen über die Ehe. Und warum ſollte er das nicht, wenn er ſich damit eine Entréekarte in den Salon der ſchönen Herzogin von L., der geiſtreichen Fürſtin von M. verſchaffte? Mit wirklichen Geſinnungen hätte man es ernſtlicher nehmen müſſen, aber hier waren keine wirklichen Geſinnungen. Denn kann wohl ein deutſcher Graf mit Ernſt über die Nichtigkeit des Adels losziehen? er, der nie dabei vergißt, daß er ein deutſcher Graf iſt, daß ſeine Vorfahren vielleicht unter Gimpert, dem Langhaarigen, über den Rhein gingen, und daß ſeine Ur-Urelternmutter in Froiſſarts Chronik einen Platz einnimmt?

Vielleicht waren es dieſe weiten geſchichtlichen Erinnerungen, dieſe Maſſe von Vergangenheit, die in das junge Geſicht unſeres Helden jenen melancholiſchen Zug legten und die es mit bleicher Farbe überzogen, welche ſo ſchön gegen die ſchwarzen Locken contraſtirte. Dieſes elegiſche Colorit kam auf das Antlitz unſerer jungen Weltleute, als Byron ſeinen Childe Harold gedichtet hatte; es trat an die Stelle des graziöſen Lächelns, das unter dem Beil der Guillotine ſtarb, das Ninon de Lenclos aufbrachte, und das ſeitdem durch viele Generationen des ancien régime den Typus eines modiſchen Geſichtes, das gefallen wollte, ausmachte. Doch war Henri's bleiche Farbe nicht ganz Folge ſeines geſchichtlichen Selbſtbewußtſeyns, auch nicht ganz Affektation, um dem Childe Harold zu gleichen, ſondern ſie war ein Erbtheil der Mutter. Die Muſe der Freiheit, die zur Präſidentin in der Mark geworden, hatte ihn damit beſchenkt, die arme Muſe! Aber ſie hatte ſich mit dieſer Gabe nicht begnügt, noch ein anderes, weit wichtigeres, ſtilles Erbtheil hatte ſie in das Herz Henri's niedergelegt.

Eine Seele ohne Inhalt und ohne Feuer erliegt faſt immer dem frühreifen Leben unſerer Tage. Welch eine Maſſe Weltgeſchichte drängt ſich ſchon dem kaum zum Jüngling gereiften Knaben entgegen, wenn er die Thore des Pädagogiums hinter ſich ſchließt! Die uralte, verdrießliche Weisheit der Welt legt ſich erdrückend auf eine Bruſt, die ſich unter den erſten freien Pulſen auszuweiten ſtrebt. Der Staat umwirft ſeine kaum zurechnungsfähigen Bürger mit einem Netz verdrießlicher Fragen, alle Uebel überſchwemmender Kultur nagen an den friſchen Nerven, und was von Jugend noch übrig bleibt, tödtet ein wilder Strom von Genüſſen, ohne wahre Kraft zu erfreuen, ohne Würde, wie ohne Beſtändigkeit.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, October.

Kunſtausſtellung. Muſik. Theater.

Wenn der Vorwurf der Unzugänglichkeit gegen alle andern als die merkantiliſchen Intereſſen, welchen man ſchon ſeit Jahren dem Publikum Leipzigs zu machen pflegt, nur im Mindeſten einer Widerlegung bedürfte, ſo könnte dieſe durch die neuern literariſchen und artiſtiſchen Beſtrebungen Leipzigs auf das ſchlagendſte und entſchiedenſte geführt werden. Seit ungefähr einem halben Jahr hat ſich hier ein Kunſtverein gebildet, der ſich, da er einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abhalf, von allen Seiten der einer ſo lebendigen Theilnahme erfreute, daß von den Aktien à 5 Rthlr., auf welche er gegründet wurde, in kurzer Zeit über 1200 Stück untergebracht worden ſind und dem Verein bereits ein Capital von 4000 Rthlr. zum Ankauf von Oelgemälden zur Diſpoſition ſteht, welche zum Theil unter die Aktionärs verloost werden ſollen, zum gröſten Theil aber zur Begründung eines Leipziger Muſeums beſtimmt ſind. So kurz die Zeit der Wirkſamkeit dieſes Vereins iſt, ſo hat er doch ſchon Kennern und Freunden der Kunſt Genüſſe bereitet, die um ſo mehr zu ſchätzen ſind, je länger ſie bisher entbehrt wurden. Zwar verging früher kein Jahr, wo nicht unter der Leitung des verdienſtvollen Directors der hieſigen Zeichnenakademie, des Prof. Schnorr von Carolsfeld, eine Kunſtausſtellung veranſtaltet worden wäre; allein dieſe enthielt in der Regel mehr die Verſuche angehender, als die Leiſtungen ausgebildeter Künſtler, und entbehrte namentlich der Zuſendungen aus dem Auslande gänzlich. Auch die hieſigen Privatſammlungen des Baron Speck-Sternburg, des Kaufmanns Clauß u. A., ſo reichhaltig ſie auch ſind, ſtehen doch dem allgemeinen Zutritt nicht ſo offen und ſind nicht ſo mannichfaltig und umfaſſend, daß ſie alle Anſprüche zu

befriedigen vermöchten. Um ſo größeres und allgemeineres Intereſſe hat daher die Gemäldeausſtellung erregt, welche durch den neuen Kunſtverein ſeit dem 17ten September eröffnet worden iſt. Mehr als ſechshundert Werke der neuern Malerſchulen ſind aufgeſtellt, und faſt alle Städte, welche die Kunſt hegen und pflegen, haben ihre Beiträge dazu eingeſendet: Berlin, Braunſchweig, Dresden, Düſſeldorf, Göttingen, Hamburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, Wien u. a. im Inlande, Amſterdam, Brüſſel, Dortrecht, Genf, Paris, Riga ꝛc. im Auslande. Ein ganz beſonderes Verdienſt hat ſich jedoch der kunſtliebende Kronprinz von Preußen um dieſe Ausſtellung dadurch erworben, daß er zu derſelben zwei Meiſterſtücke der neuern deutſchen Malerſchule: „die Huſſitenpredigt von Leſſing“ und „Jeremias auf den Trümmern Jeruſalems von Bendemann,“ aus ſeiner eigenen Galerie geſendet hat. Beide Gemälde, welche auf den Kunſtausſtellungen zu Berlin, München, Hannover, Paris u. a. bereits den Enthuſiasmus aller Kenner erregten, ſind auch die Krone dieſer Ausſtellung. Was das Gerücht früher über ſie verbreitete, beſtätigt jetzt die Anſchauung vollkommen. Die übrigen ausgeſtellten Gemälde laſſen ſich im Allgemeinen unter die drei vorherrſchenden Kunſtfächer der neuern Zeit: Genrebild, Landſchaft und Porträt, claſſifiziren. Da einestheils die vorhandenen Werke ein öfteres Anſchauen fordern, anderntheils noch mehrere bedeutende Beiträge erwartet werden, ſo dürfte erſt die nächſte Mittheilung ſich weiter über das Einzelne verbreiten. — An demſelben Tage, an welchem die Gemäldeausſtellung eröffnet wurde, bot ſich den Freunden der Muſik ein nicht minder großartiger Genuß dar. Der berühmte ruſſiſche Pianiſt Antoine Gerke gab zum Beſten des Inſtituts für alte und kranke Muſiker im hieſigen Gewandhauſe ein großes Concert, das, abgeſehen von ſeinem edeln Zwecke, auch als Kunſtwerk die größte Anerkennung bei den zahlreichen Zuhörern fand. Beſonders ausgezeichnet war das Doppelſpiel des Concertmeiſters mit der hieſigen ausgezeichneten Pianiſtin Clara Wieck. Antoine Gerke iſt ein Künſtler des erſten Ranges aus der Schule Thalbergs. Sein Spiel, das Reſultat vieljähriger Ausbildung und Kunſtliebe, iſt originell, kühn, wechſelnd in ſchönem Ernſt und in lieblicher Zartheit, gefühlvoll, innig und tief. Seine Compoſitionen ſind elegant, friſch und kräftig. — Was den Zuſtand des hieſigen Theaters betrifft, ſo hält derſelbe ſich in jener — ich weiß nicht, ob glücklichen oder unglücklichen — Mitte, die eben ſo wenig Stoff zu außerordentlicher Anerkennung, als zu bedeutendem Tadel gibt. Die Mitglieder deſſelben leiden zum größern Theil an denſelben Gebrechen, an denen das Repertoire laborirt. Lorzing, Claudius, Bertholdt, Franchetti, Günther ſind die einzigen Namen, die einen guten Klang haben, und wenn ſich nicht im Laufe des Sommers einzelne Gäſte von Bedeutung auf der Bühne eingefunden hätten, ſo dürften dieſe Einzelnen nicht hingereicht haben, um einige anerkannt bedeutende Stücke zur Aufführung zu bringen.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Theater. Herbſtvergnügungen.

Etwas ausgezeichnetes Neues hat das Théâtre français in der letzten Zeit nicht gegeben; Demoiſelle Mars muß noch immer das Beſte thun, um dieſe Bühne aufrecht zu halten, der es übrigens nicht an Geldunterſtützung von Seiten des Staats fehlt. Dagegen ſind die Vaudevilletheater ſehr thätig und haben gewiß über ein Dutzend Neuigkeiten ſeit ſechs Wochen zu Tage gefördert; jedoch hat kein Stück großes Aufſehen erregt, was aber das Ueberſetzen derſelben in's Deutſche keineswegs verhindern wird. Auch die komiſche Oper iſt ſehr rege geworden und hat in der letzten Zeit mehrere Operetten junger Tonkünſtler gegeben, gleichſam um den Klagen derſelben und ihrer unbeſonnenen Sehnſucht nach einer zweiten Operettenbühne, die noch zuweilen in den Tagblättern zur Sprache kommt, ein Ende zu machen. Auch wüßte ich nicht, an wen ſich die komiſche Oper anders wenden könnte, um neue Operetten zu bekommen, als an die jungen Tonkünſtler, da die alten, Berton ausgenommen, alle zu Grabe gegangen ſind und Auber doch nicht beſtändig die große und daneben die komiſche Oper mit neuen Stücken verſorgen kann. Die große Oper hat nun ihre Elsler wieder und kann ihre beſten neuen Ballette aufführen, und die Laſt des Geſanges ruht nach wie vor auf Duprez. Nourrit, vor ihm der erſte Opernſänger, ſoll bloß deßwegen weggegangen ſeyn, weil man ihm Duprez als Nebenbuhler an die Seite ſtellen wollte. Der Mann fürchtete nun, der Zweite zu werden, und da er nach Cäſars Maxime lieber der Erſte in einem kleinen Orte iſt, als der Zweite in der Hauptſtadt, ſo reiſt er herum und gibt Gaſtrollen auf den Bühnen Frankreichs, wo große Opern aufgeführt werden können, wie zu Lyon, Marſeille und Bordeaux. Es iſt zu bedauern, daß die beiden vortrefflichen Sänger nicht zugleich an der Oper blieben; das Publikum hätte dadurch an Genuß gewonnen, zumal Duprez einige Rollen anders auffaßt, als Nourrit; zum Beiſpiel den Maſaniello in der „Stummen von Portici“ ſtellt er mehr als den gemeinen Fiſcher, den Mann aus dem Volke dar, wogegen Nourrit mehr die politiſche Bedeutung dieſes Charakters hervorhebt. Seitdem Fanny Elsler die Stumme und Duprez den Fiſcher darſtellt, hat dieſe Oper ein ganz neues Anſehen bekommen, und das Publikum eilt herbei, als ob es ein neues Stück wäre. Es iſt von einem Ballette die Rede: „die Wunderlampe,“ wahrſcheinlich deſſelben Inhalts, wie Scribe's gleichnamiges Vaudeville, das von Duverrier herrührt, der ſonſt zur St. Simoniſtiſchen Sekte gehörte und ſeit dem Ableben dieſes poſſirlichen Vereins für's Theater arbeitet. Die Elsler ſoll darin die Hauptrolle bekommen, und was nicht oft der Fall iſt, ſie ſoll nicht allein völlig den Erwartungen des Dichters entſprechen, ſondern manchmal ihre Rolle noch beſſer anlegen, als es der Dichter ſelbſt geahnt hatte. Die italieniſche Oper beginnt ihre Darſtellungen, wie gewöhnlich, im Oktober, der diesmal ſchwerlich ein Weinmonat werden wird, da die Trauben nicht reif werden, ein Umſtand, der in Frankreich beinahe unerhört iſt; vielleicht iſt es jedoch im mittäglichen Frankreich anders; im nördlichen friert man ſchon, obſchon der kurze Sommer kaum zu Ende gegangen iſt. Außer den Schauſpielen hatten die Pariſer im September noch den Jahrmarkt zu St. Cloud und die Eiſenbahn nach St. Germain zu ihrer Beluſtigung. Den Jahrmarkt haben ſie, wie gewöhnlich, drei Sonntage nacheinander in dem ſchönen Schloßpark und außerhalb deſſelben genoſſen. Waſſerkünſte, Spiele, Marktbuden, Tänze, guter und ſchlechter Wein, Alles iſt ihnen zum Beſten gegeben worden, was zu dieſem Jahrmarkt gehört, und außer den gewöhnlichen Fuhren, um ſie dahin zu bringen, wenn ſie nicht zu Fuße gehen wollen, war diesmal das Dampfſchiff da, welches ſeit geraumer Zeit nach St. Cloud auf der Seine fährt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 12. Oktober 1837.

Gewöhnlich meint der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei auch etwas denken laſſen.

Goethe.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung von Nr. 239.)

Ausflug nach Upſala und Danemora.

Kleine Zwiſchenfälle ließen uns auf der Fahrt von Upſala nach Danemora recht anſchaulich die anziehendſte Seite des ſchwediſchen Nationalcharakters und Lebens erblicken. Auf der erſten Station freute ſich unſer Poſtbauer ſo ſehr über die wenigen Schillinge Trinkgeld, die wir ihm gaben, etwa ſechs Kreuzer an Werth, daß er uns angelegentlich bat, ihm die Zeit unſerer Rückkehr am morgenden Tage zu bezeichnen, damit er uns wieder fahren könne. Als wir nun am folgenden Nachmittage wieder auf dieſe Station kamen, fanden wir ihn wirklich und hatten das Vergnügen, daß der junge Bauer, der uns hingeführt hatte, und dem wir ebenfalls ein kleines Trinkgeld und etwas altes Süßbrod, einen Reſt von Stockholm mitgenommenen Proviants, gegeben hatten, und unſer geſtriger Fuhrmann ſich gegenſeitig in unſer Lob ergoſſen, indem ſie uns einmal über das andere als „ſehr galante Herren“ prieſen. Ich glaube übrigens, daß nicht einmal das Trinkgeld allein es war, was dieſe Leute bewegte; ihr Benehmen war ſo herzlich, wie es aus der Gewinnſucht allein, die wohl Höflichkeit erzeugen mag, nicht hervorgehen kann. Gewiß that ihnen die freundliche Art wohl, mit der wir ſie zu behandeln uns gedrungen fühlten, und namentlich der Eine hatte ſchon während der Fahrt an unſerer Heiterkeit, ob er gleich unſere Geſpräche nicht verſtehen konnte, ſichtlich Theil genommen, von Zeit zu Zeit ſich umwendend, uns wie ein Kind freundlich angeblickt und mitgelacht, wenn wir lachten.

Auf einer andern Station, in einem kleinen Dorfe, gingen wir, während umgeſpannt wurde, in die Gaſtſtube. Hier war Alles äußerſt ſauber, obgleich große Reinlichkeit den Schweden, und namentlich ihren Gaſthöfen nicht eben nachgerühmt werden kann. Hier ſah ich auch zum erſten Male die ſpäter als allgemein erkannte Sitte, den friſchgewaſchenen Fußboden mit kleinen jungen Tannenreiſern zu beſtreuen, was äußerſt freundlich, für unſer Auge gewiſſermaßen feſtlich läßt, indem wir, den Boden mit Grün beſtreut zu finden, nur bei feierlichen Gelegenheiten gewohnt ſind. Als wir an unſern Wagen zurückkehrten, gewahrten wir neben demſelben unter einem ſchattenden Baum einen großen Mann, von einer Anzahl Erwachſener und Kinder umgeben, welchen er mit lauter Stimme aus einem Folianten vorlas. Zu meinem Erſtaunen erkannte ich in dem Buche die mir von dem Upſalaſchen Gaſtfreunde geſchenkte Sammlung altſchwediſcher

Geſetze, die, aus einer Taſche des Wagens hervorſehend, die Neugierde des Vorleſers gereizt hatte, der ſie mir nun höflich und ganz unbefangen wieder zuſtellte. Ich denke, es war wohl der Schulmeiſter des Orts, obgleich ich bei dem guten Zuſtande der Elementarbildung des Volkes in dieſem Lande nicht berechtigt bin, es daraus zu ſchließen, daß er leſen konnte. Aber das Anſehen, in dem er zu ſtehen ſchien, und ein gewiſſer gelehrter Pli gaben mir dieſe Vermuthung ein. Wie viel freilich ſowohl er als ſeine Zuhörer von dem Inhalte der Vorleſung verſtanden, will ich nicht beurtheilen, obgleich es möglich iſt, daß er in dieſen volksthümlichen Rechten zufällig ein dem Volke ganz verſtändliches Kapitel gefunden haben mag. Denn daraus, daß er mit großem Eifer las und die Umſtehenden eben ſo eifrig zuhörten, läßt ſich ein Verſtändniß nicht abnehmen, da die dortigen Bauern wohl auch wie die unſrigen an einem Sonntag Nachmittag einem Vortrage mit Genügen anwohnen können, von dem ſie blutwenig verſtehen. Man weiß ja, daß mitunter Prediger auf dem Lande, wenn ſie gleich nicht volksverſtändlich predigen, doch nicht nur eifrig angehört werden, ſondern daß die Bewunderung und Andacht der Zuhörer ſogar in geradem Verhältniſſe mit der Ueberſchwänglichkeit des Redners ſteigt. Was ein gelehrter Herr ſpricht und ich nicht verſtehe, denkt der gemeine Mann, das muß doch wohl überaus tiefſinnig ſeyn.

Ich ſelbſt bin einmal auf eine komiſche Weiſe an einem Sonntag Nachmittag dazu gelangt, eine andächtige Gemeine zu erbauen. In Mühlhauſen am Neckar, einem dem Freiherrn von Palm gehörigen Dorfe, iſt ein altes, wenig bekanntes Kirchlein, dem heiligen Veit geweiht. Es iſt in einfachem Spitzbogenſtyle gebaut, und ſeine innern Wände ſind faſt durchgängig mit heiligen Geſchichten in einer tempera-ähnlichen Weiſe bemalt. Die Kirche ſelbſt enthält bibliſche Geſchichten, das Chor ſchmücken einzelne Scenen aus den Martyrien des heiligen Veit und der heiligen Florentina aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Den Altar bildet ein Schrein, der fünf in Holz geſchnizte Heilige enthält und oben in gleichfalls hölzernen gothiſchen Verzweigungen ſchließt, welche den Patron der Kirche umflechten, der bis zur Mitte des Leibes aus dem runden Keſſel, in welchem er in Oel geſotten wird, hervorragt. Die Thüren des Altarſchreins ſind auf beiden Seiten mit ſchönen Gemälden auf Goldgrund, wiederum die Marter St. Veits darſtellend, von einem Ulmer Meiſter aus dem ſechzehnten Jahrhundert verziert. Einzelne Grabſteine mit in Lebensgröße ausgehauenen Rittern lehnen an den Wänden. Dieſe Kirche wird längſt nicht mehr zum Gottesdienſte gebraucht, ſondern als Scheuer und zu ähnlichen Zwecken verwendet, und weder dieſer Gebrauch noch die ſcheibenloſen Fenſter, welche dem Regen und Schnee den Eingang geſtatten, ſind geeignet, den darin enthaltenen Kunſtwerken eine lange Dauer zu verſprechen. Ich hatte daher mehrere junge Künſtler, Architekten und Zeichner aus Stuttgart, veranlaßt, die Merkwürdigkeiten der Kirche, ehe ſie ganz zu Grunde gingen, abzubilden. Ein ſchöner Sonntag wurde zu dieſem Geſchäfte gewählt, und während der emſigen Arbeit war die Zeit, da Kinderlehre und Nachmittagsgottesdienſt vorüber waren, herangekommen. Auf der Steinplatte des Altars ſaß der Kupferſtecher und zeichnete die Bilder der Flügel; ein Anderer copirte die Ritter an den Grabſteinen; einer der Architekten maß die Kirche, um den Grundriß aufzunehmen, und zeichnete die ſchöneren Ornamente; der zweite, in der Mitte des Hauptſchiffs ſitzend, war beſchäftigt, ein perſpektiviſches Bild des Innern auf dem Reißbrette zu entwerfen und ſogleich mit Neutraltinte auszuführen. Ich ſelbſt hatte mich auf die Kanzel geſtellt und las aus Heines Salon die darin enthaltene Schilderung der Pariſer Kunſtausſtellung den ſtillbeſchäftigten Künſtlern vor: wahrſcheinlich das erſte Mal, daß Heines Worte von einer chriſtlichen Kanzel gepredigt wurden, wobei ich mich wohl kaum dagegen zu verwahren brauche, daß ich deßwegen keineswegs zum jungen Deutſchland gehöre, das ſpäter Heines Grundſätze in vollem Ernſte als ein Evangelium verkündigen zu müſſen glaubte. Die offenen Thüren hatten allmählig Kinder und Erwachſene hereingelockt, und wie die Zahl ſich mehrte, nahm die Stille eher zu als ab, da die älteren Bauern den Kindern abwehrten und Schweigen geboten. Mit ſehr geſammeltem Antlitz und aufmerkſamen Augen horchten ſie ernſthaft dem Sprecher auf der Kanzel, und ich zweifle gar nicht, daß ſie eine Art von religiöſer Erbauung fühlten, da der Gegenſtand der beurtheilten Gemälde zuweilen die Namen von Heiligen im Texte zu nennen gebot, von Göttlichkeit der Kunſt, von Idealen und ähnlichen Dingen mit Wärme geſprochen wurde und ſie das Uebrige unmöglich begreifen konnten. So wenig bedarf es beim Landvolke des vollen Verſtändniſſes zur Erbauung. Wie lächerlich dies für den erſten Augenblick ſcheint, einen ſo tiefen Grund hat es, da jede poſitive Religion des Myſteriums, als einer weſentlichen Baſis, nicht entbehren kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Henri Hasterfeld.

(Beſchluß.)

Henri Haſterfelds Seele wurde gegen dieſen betäubenden Andrang durch einen Talisman geſchüzt, auf den die Welt keine Macht ausübt. Es war etwas von der tiefen Fülle des Schmerzes, der wilden Leidenſchaftlichkeit ſeiner

Mutter in ihn übergegangen, und dieſes Etwas hatte ihn aufrecht erhalten in dem Getümmel einer frivolen Welt, in dem ewigen Einerlei des Geſchwätzes, der Orgien, der Pferdewetten, Duelle und Liebſchaften. Mitten unter dem ſeelenloſeſten Genuſſe eines ausgelaſſenen Bacchanals, unter den Scherzen, die Rohheit und der albernſte Dünkel aufbrachten, konnte Henri bis zu Thränen gerührt werden, wenn ihm ein altes vaterländiſches Lied einfiel, das ſeine Mutter oft in den Stunden der Dämmerung zu ihrer kleinen irländiſchen Harfe ſang, und deſſen Klänge, wie aus tiefem Meeresgrunde heraustönend, ihm in's Herz drangen. Welch ſelige Stunden waren das! Wenn ſolche Lieder das Gemüth des Knaben weich zum zerfließen gemacht hatten, dann ſprach Lady Jane zu ihrem Sohn von dem Unglück ihres Vaterlandes, von dem Elend, das fremde und einheimiſche Tyrannen über daſſelbe gebracht, von den ewigen Tönen der Klage, die um die Zinnen der ſchönen Abtei von Holycroß ſchweben, und in dieſen Geſprächen zeigte ſich die ſchon längſt beruhigte Frau des Bureaucheſs noch ganz als die wild Irish girl, genährt, ſtatt von Flitter und Putz, vom geheimen Haß, den wilden Kämpfen und der ganzen blutigen Vorzeit ihres Landes. In ſolchen Stunden nannte ſie ihn bei ſeinem iriſchen Namen Donald, in ſolchen Stunden tauchte ſich ihr dunkles Auge voll unerklärlichen Feuers mit ſeinen geheimnißvollſten Strahlen tief in das ſeinige; ſie wurde von der verſtändigen Mutter plötzlich die feurige, unzähmbare Geliebte, die ſich mit ihren erhabenſten Wünſchen an ſeine junge Seele klammerte und alle ihre Hoffnungen auf die Befreiung ihres Vaterlandes von ſchmachvollen Feſſeln auf die edle, junge Stirn, auf die von Begeiſterung gehobene Bruſt ſezte, in der ein gefühlvolles Herz ſchlug.

Solche Stunden kamen Henri Haſterfeld in's Gedächtniß, und er zog ſeinen Fuß zurück, wenn er eben im Begriff war, die Schwelle eines der niedrigſten Schauplätze der Entartung zu betreten, wohin oft der Drang nach Abwechslung in einem müſſigen, üppigen Leben auch die Schritte beſſerer Naturen lenkt. Aber man darf nicht glauben, daß dieſelbe Stimme ihn zu Thaten und zu Entſchlüſſen drängte. Sie machte ſich nur als ein wohlthätiger, elegiſcher Klageton in ſeinem Buſen geltend. Er liebte ſein ſchönes Mutterland, wie er die liebte, die daraus ſtammte; aber noch war dieſe Liebe nicht zum Bewußtſeyn des Thatendranges erwacht. Der deutſche Baron, auf ſeinen Geldſäcken und ſeinem feſten Grundbeſitz ruhend, ſtritt in ihm mit dem armen, flüchtigen iriſchen Häuptling, der nichts hatte als den Bettelſtab, an dem ihn ſeine Peiniger in die weite Welt trieben. Es war ſo bequem, in einem Wagen aus den Fabriken von Bryères von Rom nach Paris, von Paris nach London zu rollen, und ſo unbequem, denſelben Weg müde und im Schweiße ſeines Angeſichts ſich daher zu ſchleppen! Henri Haſterfeld war jung, feurig, verwöhnt und nichts weniger als im Alter der Entbehrungen. Er liebte es, mit Ideen zu liebkoſen, wie es unſere Zeit liebt, aber dieſe Liebkoſungen waren unfruchtbare Blüthen, die der junge Baum eben ſo übermüthig abſchüttelt, wie er verſchwenderiſch ſich mit ihnen bedeckt.

Dieſe wenigen Striche als Crayonſkizze unſers Helden mögen für's Erſte genügen; der Verfolg, die Handlungen und Schickſale Henri's mögen ſie zu einem Gemälde vervollſtändigen. Wir wiſſen, ganz ſo thöricht und unthellnehmend, ganz ſo leichtſinnig und verwöhnt, ſo geckenhaft, ſo träumeriſch, ſo übellaunig und ſo ſchwankend hat es Manche gegeben, die ſich dabei durch eine geheime Kraft der Seele unſer Herz zu gewinnen wußten. Vielleicht vermag daſſelbe auch unſer Held. Jezt darf er es noch nicht hoffen; jezt iſt Henri Haſterfeld noch nichts als ein hübſcher Junge mit einem vortrefflich gearbeiteten Frack; er iſt der Beſitzer eines ſchokolatefarbenen Windſpiels und einer Revenue von fünfzigtauſend Thalern. Das iſt allerdings ſehr wenig, um unſer Herz zu beſchäftigen, und in der That, die Impertinenz, die vornehme Nichtachtung, die Henri Haſterfeld denjenigen entgegenſezt, die für ihn ſich zu intereſſiren Luſt bezeugen, ladet wenig dazu ein, ſeine „geckenhaften Thorheiten“ und ſeine „hunderttauſend Schwächen“ zu überſehen. Dieſe lärmenden Befehle an ſeinen Kammerdiener, dieſes ſtundenlange Sitzen vor dem Spiegel, um dem Bau einer Locke nachzuhelfen, dieſe halbgeſchloſſenen Augen, die man ſo gerne offen und freundlich ſehen möchte, dieſe languiſanten Stellungen, dieſes laute Sprechen, und dann wieder die affektirte ſüße Mattigkeit, die Lorgnette, der Stock — o wie verdrießlich, wie anſtößig iſt das Alles für Einen, der gleich den Kern haben möchte, und wenig Zeit hat, die Schwierigkeiten einer ſeltſam verbildeten Schale zu überwinden! Geduld! die erſte Begrüßung unſers Helden und unſers Leſers iſt ſehr kalt; vielleicht daß beide am Ende gütlicher von einander ſcheiden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Die Eiſenbahn nach St. Germain.

Die Dampfſchifffahrt kannten die Pariſer nicht allein durch dieſes kleinere Schiff, ſondern auch durch das größere, welches die Seine bis nach Melun hinaufführt; aber mit einer Eiſenbahn hatten ſie noch Bekanntſchaft zu machen, und dieſes Vergnügen iſt ihnen jezt auch gewährt. Sie genießen es auch in vollem Maße. Faſt gibt es keinen ehrſamen Pariſer Bürger mehr, der ſich die Fahrt nach St. Germain verſagt hätte. Einigemal, beſonders an dem Jahresfeſte

zu St. Germain, sollen einige tausend Personen vergebens um einen Platz gekämpft haben. Von dieser Eisenbahn ist so oft in den Zeitungen gesprochen worden, daß man glauben sollte, sie sey das wichtigste Werk der neuern Zeit, und doch hat sie wenig auf sich, wenn man ihren Nutzen in merkantilischer Hinsicht abwägt; sie führt zu einer unbedeutenden Stadt, und wird wenig zur Versendung von Waaren benützt werden. Aber für Paris hat sie das Angenehme, daß sie die Stadtbewohner schnell in's Freie und der Natur näher bringt. Neben dem Schlosse von St. Germain liegt ein schöner Wald, wie ihn sonst die Umgegend von Paris nicht aufzuweisen hat, und für die arbeitsamen Bürger, welche die ganze Woche hindurch nichts sehen, als ihren Kaufladen, Häuser und Menschengewühl, war es ein neuer Genuß, so leicht sich in's Grüne und Ländliche versetzen zu können. Daher kann die Eisenbahn auch nur auf diese Lust der Pariser berechnet seyn, man müßte sie denn bis nach Rouen verlängern, da St. Germain auf der Landstraße zwischen Paris und Rouen liegt. Aber dann wären erstaunliche Vorarbeiten erforderlich. Die Stadt St. Germain liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe; die Eisenbahn hört am Fuße der Hügelkette auf. Zur Fortsetzung der Eisenbahn müßte man diese sehr breite Hügelkette ganz durchschneiden. Ist einmal der Winter herangekommen und hat der Lust zu Landpartien bei den Parisern ein Ende gemacht, so wird die Eisenbahn Mühe haben, ihre Kosten herauszubringen, und die jetzt so hoch stehenden Aktien werden dann wahrscheinlich fallen wie der Thermometer. Mit den beiden zwischen Paris und Versailles anzulegenden Eisenbahnen, deren eine (diejenige nämlich auf dem rechten Seineufer) zum Theil mit der Bahn nach St. Germain zusammenfällt, und also schnell zu Stande gebracht werden kann, wird es schon besser gehen; denn Versailles hat weit mehr Verkehr mit Paris, als das kleine, fast fabrikleſe St. Germain. Zudem wird das häufige Besuchen des historischen Museums im Versailler Schlosse und der herrlichen Lustgärten daselbst den Eisenbahnunternehmungen beständig Beschäftigung geben. Aber auch diese Bahn ist in merkantilischer Hinsicht von keinem Belang; von wahrem Nutzen werden nur Bahnen seyn, welche Paris mit Havre, Calais, Brüssel, Metz und Straßburg in Verbindung setzen; denn diese sind die großen Handels- und Reisestraßen. Es werden den Parisern mancherlei Unternehmungen auf Aktien angeboten, Theater, schwimmende Bäder auf der Seine und dergleichen; aber den sichersten Gewinn versprechen doch die großen Eisenbahnen, einen sicherern wenigstens, als die von Frankfurter Lotteriekollekteurs angepriesenen österreichischen Schlösser, die bald hier so verrufen seyn werden, als die sogenannten Châteaux en Espagne, das heißt Luftschlösser. Dg.

Leipzig, Oktober.

(Beschluß.)

Literaten. Universität. Materieller Wohlstand.

Ein Gleiches gilt jetzt von dem hiesigen literarischen Leben. Seitdem das neue Heimathsgesetz, welches allen Ausländern, die sich nicht durch ein ziemliches Vermögen und diverse Dokumente legitimiren können, einen bleibenden Aufenthalt versagt, mit einiger Strenge gehandhabt wird, hat sich die sonst nicht unbedeutende Menge der hiesigen Literaten sehr vermindert. Dr. Kühne, Redakteur der eleganten Zeitung, Dr. Herloßsohn, Herausgeber des Kometen, Dr. Burckhardt, ein junger Historiker, der Uebersetzer Lindau, Ernst Willkomm, Ludwig Wolfram u. a. sind die bedeutendsten unter denen, welche geblieben sind, während eine Anzahl junger Literaten, die zum Theil noch im Erzeugungs- und Entwickelungsprocesse liegen, wie Dr. Benecke, Herausgeber des Planeten, Dr. Espe, Herausgeber des Kreisblattes, N. Buchner, Redakteur der Eilpost, Carl und Eduard Grosse, A. Fischer u. A., erst noch größere Resultate erwarten lassen. Ein Theil der Ausgewanderten, Philippi, Dr. Seidlitz, Verfasser der Poeten Oesterreichs, Ferd. Stolle, der mit der Herausgabe einer Galerie deutscher Dichter beschäftigt ist, u. A., haben sich nach dem nahegelegenen Städtchen Grimma, dem einstigen Asyle Seume's, gewendet, wo ihnen durch die Unternehmungen einiger industriösen Verlagshandlungen Aufenthalt und Existenz gesichert ist. — Die Universität hält sich durch Gediegenheit der Lehrer, durch Sittlichkeit der Studirenden, deren Anzahl gegenwärtig über 1000 beträgt, und durch die wahrhaft thätige Fürsorge unserer humanen Regierung in immer gleich schöner Blüthe. Wenn die juristische Fakultät durch den neuerlichen Weggang Wächters einen bedeutenden Verlust erlitten hat, so ist die Regierung bemüht gewesen, durch die Ernennung Puchta's zum Professor des Pandektenrechts Ersatz zu leisten. Und in den übrigen Fakultäten haben die Namen Großmann, Theile, Niederer, Winer, Günther, Klien, Schilling, Clarus, Heinroth, Drobisch, Erdmann, Bulau, Krug, Pölitz, Flathe u. A. immer noch einen guten Klang überall, wo das Licht der Wissenschaft hingedrungen ist. Außerdem aber ist die Universität reich an jüngern talentvollen Docenten, deren Namen sich im Laufe weniger Jahre Geltung zu verschaffen wissen werden. Erfreulich ist es, bei dieser Gelegenheit einer bedeutenden Liberalität zu gedenken, welche die Bibliothek der Universität neulich erfahren hat. Der königlich sächsische Major Johann Jakob Freiherr von Uckermann, der Besitzer einer werthvollen Sammlung von Büchern, Manuscripten, Naturalien, Instrumenten u. s. w., hat diese Collection, welche aus 6425 Bänden philosophischen, philologischen, mathematischen, naturhistorischen, geschichtlichen, juristischen und theologischen Inhalts, aus einer Mineraliensammlung von 700 Nummern, einer zoologischen von 1000, einem physikalisch-astronomischen Apparat und zahlreichen anatomischen Präparaten besteht, der erwähnten Anstalt unter dem Namen des Uckermannschen Museums geschenkt. Die Universität aber hat aus Dankbarkeit das Bild des indessen verstorbenen Gebers im Saale der Bibliothek aufgestellt, und allen seinen Descendenten die unentgeldliche Aufnahme zu akademischen Bürgern zugesichert. — In materieller Beziehung ist der Zustand Leipzigs jetzt der erfreulichste. Die gewerbtreibende Bevölkerung steigt von Tag zu Tag eben so sehr, als der Umfang der Stadt im Zunehmen ist. Neue Gebäude steigen überall wie Pilze aus der Erde, an der östlichen Seite der Stadt erhebt sich in einem zwar componirten, aber für das Auge eben so gefälligen, als für den Gebrauch zweckmäßigen Baustyle riesenschnell eine neue Vorstadt. Die Dresdener Eisenbahn rückt, trotz aller Schwierigkeiten, die das Terrain entgegenstellt, immer weiter, und die Zahl der Passagiere, welche den bis jetzt vollendeten Theil derselben von Leipzig nach Althen befahren, ist noch immer im Zunehmen und übersteigt oft täglich die Zahl von 500 — 800 Personen. — Nur eine Furcht gibt es, Messe und Cholera, die, beide in der Nähe, nicht unwahrscheinlich zusammen die Stadt betreten dürften. C. C.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 13. Oktober 1837.

Sweet scenes of youth, to faithful memory dear!
Still fondly cherish'd with the sacred tear,
When, in the soften'd light of summer skies,
Full on my soul life's first illusions rise!

Leyden.

Familiengeſchichten. *

Liebeszauber.

Der Tod des Großvaters veränderte wenig in meinem Leben und Treiben. Eine Tante nahm mich auf, bei der ich ſchon vorher, wenn ich nicht mit dem Großvater vor die Stadt ging, den größten Theil des Tages zugebracht hatte. Nach dem Abſcheiden ihres zweiten Gatten, welcher auf einem Dorfe unſerer republikaniſchen Landſchaft Pfarrer geweſen, war ſie in ihre Vaterſtadt zurückgekehrt und hatte des Großvaters Hauſe gegenüber eine ſtille Wittwenwohnung bezogen. Ein Jahr lang wagte ſie nicht in die Kirche zu gehen, um nicht, wenn ſie einen Andern auf der Kanzel erblickte, vor der Gemeine in lautes Weinen ausbrechen zu müſſen; da ſie aber zulezt Aufſehen und Mißdeutung befürchtete, ſo beſann ſie ſich — das einzige denkbare Mittel, ihr Herz zu verhärten — auf irgend eine Kränkung, ein auch noch ſo kleines Unrecht, das ſie von ihm erlitten hätte, um mit dem Seligen eine Stunde lang zu ſchmollen und die Kirche ruhig aushalten zu können. Nachdem ſie ihr Gedächtniß lange vergebens angeſtrengt, um in der zwanzigjährigen Ehe auch nur Einen Zwiſt auffinden zu können, fiel ihr endlich doch etwas bei, was ihr brauchbar ſchien: ſie hatte einmal, mit dem Kaffeebrett anſtoßend, dem guten Pfarrer eine ſchöngebundene Bibel, die ſich noch von ſeinen Studienjahren als Lohn des Wohlverhaltens herſchrieb, zu Boden geworfen, und die Folge davon war geweſen, daß er die Augen etwas ernſthaft gegen ſie erhob und verſezte: „Sey doch ſo gut und gieb ein ander Mal beſſer Achtung.“ So geringfügig dieſer Umſtand war, ſo hielt ſie doch an ihm als an dem lezten Anker feſt; der mißbilligende Ton, den ſie ſo gar nicht gewöhnt war, mochte ihr ſchon damals im Stillen zu ſchaffen gemacht haben, nun aber gelang es ihr eines Sonntags, während die Glocken zur Kirche läuteten, ſich von der Unbilligkeit jener Behandlung auf's Gründlichſte zu überzeugen; ſie zwang ſich, den Tadel ſo zu Herzen zu nehmen und ihren Unwillen ſo ſehr zu ſteigern, daß ſie endlich, auf's Tiefſte empört, zum Geſangbuche griff und mit trotzigem Gemüth in die Kirche ging. Aber ach! mit all ihrer Kunſt hatte ſie einen zerbrechlichen Panzer angelegt: bei den erſten Worten des Predigers brach ihr Herz, die Thränen ſtrömten unaufhaltſam, und ſie mußte einſehen, daß nur die Zeit den erſten ſcharfen Schmerz dieſer Wunde hinwegnehmen könne. — So brachte ſie ihre Zeit theils in der Pflege des Großvaters, theils mit ihrer alten Magd, einem Staarmatz und einem Kanarienvogel, den Reliquien ihres frühern glücklichen Lebens, zu.

* Morgenblatt, Juli 1836.

Schon als Kind, bei einem gelegentlichen Beſuche aus der Reſidenz, hatte ich mir ihre Gunſt erworben. Von der alten Magd in die Kirche getragen, weniger aus frommen Abſichten als um den unruhigen Knaben auf eine Weile los zu werden, hatte ich mir daſelbſt den wunderlichen Ton und die lebhaften Geberden des Predigers ſo in's Gedächtniß geprägt, daß ich ihn, kaum nach Hauſe gebracht, zur Verwunderung und Freude der Tante, nachzuahmen begann. Liebkoſungen und Leckerbiſſen hatten zur Folge, daß das Schauſpiel oft genug wiederholt wurde: ſobald ich eine Predigt ankündigte, mußten alle im Zimmer vorräthigen Stühle in die Runde geſtellt werden, die Anweſenden ſezten ſich und ſangen ein Lied, darauf beſtieg der kleine dreijährige Komödiant einen in der Mitte ſtehenden Schemel und ſchnurrte die paar Bibelſprüche und Ermahnungen an unartige Kinder, die ihm gelegentlich in's Gedächtniß gepflanzt worden waren, mit dem ernſthafteſten Geſichte herunter.

Ich habe ſpäter Veranlaſſung gehabt, meine Ideen über die Prädeſtination an jene jugendlichen Scenen anzuknüpfen, indem ich mir ſagen mußte, daß ich mit jener Mimik, in welcher man den Finger Gottes ſah, mir meine künftigen Studien ſelbſt diktirt habe, und konnte mir wenigſtens empiriſch anſchaulich machen, was Schelling ſich unter dem Worte Prädetermination denken mochte: den Akt, ſich eine Beſtimmung vorzuzeichnen, ehe man einen Willen hat. Fürwahr, die meiſten Menſchen, die ich ſehe, haben ſich prädeterminirt.

So war ich denn ſchon als Hausgenoſſe des Großvaters bei der Tante, die in mir ihren Seligen wieder aufleben ſah, beſtens empfohlen, und erlitt bei ſeinem Tode den einfachen Wechſel, das geräumige Gebäude mit den ſchauerlichen, düſtern Gängen und Winkeln, welche Nachts ein geſchäftiger Traumgeiſt, den ſüßen Schlaf des Kindes verbitternd, mit drohenden Geſtalten bevölkerte, gegen das ſchief gegenüber gelegene kleinere Haus zu vertauſchen, das um ſo viel wohnlicher und heimlicher war, zu eng, um noch Raum für ein unheimliches Schattenbild zu haben, mit dem ſchmalen, ziegelgepflaſterten Eſtrich, der zugleich die Küche in ſich faßte, wo nach alter Art über dem großen Herde das obere Stockwerk offen und mit einer Gallerie umgeben war. Wie oft habe ich, auf dieſer herumkletternd, die Tante zu der ängſtlichen Bitte genöthigt, ich möchte ihr nicht vom Himmel herab in den ſiedenden Keſſel fallen! Wie oft ſtand ich, meine Augen am kniſternden Feuer weidend, auf die Ofengabel gelehnt, neben der alten Anna Marey, die mir eine Geſpenſtergeſchichte erzählte, während ſie das Mehl zur Suppe röſtete; in der ſchauernden Behaglichkeit des Zuhörens benuzte ich dann wohl einen Augenblick, wo ſie auf die Seite ſah, mir mit einem breit gehaltenen Kochlöffel etwas von der leidenſchaftlich begehrten Speiſe zuzueignen, und fuhr erſchrocken zurück, wenn der ſpionirende Staar Huidieh ſchrie und der Kanarienvogel im Zimmer, durch den Signalruf aufgeregt, mörderiſch zu lärmen begann.

(Die Fortſezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſezung.)

Nachts um zehn Uhr langten wir im Oeſterby an, wo wir übernachten mußten, da in Danemora kein Gaſthaus iſt. Dieſes Muß verkehrte ſich aber in eine unerwartete Annehmlichkeit, indem wir das Wirthshaus in jeder Hinſicht vortrefflich fanden. Oeſterby iſt ein kleiner Ort mit einem Schloſſe des Herrn von Thamm und einigen Eiſenwerken und liegt hart am Walde. Die Nacht war köſtlich hell und nicht zu kalt, ſo daß wir uns nicht enthalten konnten, noch einige Zeit im Freien zuzubringen. Am andern Morgen um fünf Uhr brachen wir wieder auf und kamen auf einem Fußpfade, der durch Wald und über Wieſen führt, noch vor den Arbeitern zu der Eiſengrube bei Danemora.

Dieſes Eiſenbergwerk iſt bekanntlich das größte Schwedens. Es iſt Privateigenthum mehrerer Beſizer, von denen die Familie Degeer den bedeutendſten Antheil hat. Der Ertrag ſoll jährlich 90,000 Schiffspfund betragen. Die jezt noch bearbeiteten Gruben auf dem öſtlichen Ufer des Danemoraſees bilden einen ungeheuren Felſenſchlund, auf der einen Seite von eben dieſem See, gegen deſſen Gewäſſer ſteinerne Vorſezen erbaut ſind und zum Theil erſt gebaut werden, auf der andern Seite von dem Wald und den Wieſen, durch welche wir von Oeſterby hergekommen waren, nahe begrenzt. Da ſind keine unterirdiſchen Gänge, wie in andern Bergwerken, es iſt nichts als dieſes große Loch in das durchaus eiſenhaltige Geſtein des Bodens gehauen, das ſich von Tag zu Tag ausdehnt, mehr jedoch gegen die Tiefe zu, als an Breite und Länge, da ſowohl das in der Tiefe gewonnene Metall von beſſerer Qualität iſt als das ſogenannte Tageiſen gegen die Oberfläche hin, als auch die Nachbarſchaft des Sees der Erweiterung der Grube auf einer Seite Schranken ſezt. Die Tiefe der Grube beträgt im Allgemeinen achtzig Faden.

Nachdem wir überall um dieſen Schlund herumgegangen, auch in einem der wenigen Gebäude, die ſich hier finden, weil das Eiſen nicht bei der Grube verarbeitet wird, im Fremdenbuche unter andern Schleiermachers und Steffens Namen begrüßt, und die unterdeß angelangten Arbeiter ihr Tagewerk hatten beginnen ſehen, ſchickten wir

uns ſelbſt zur Einfahrt in die Unterwelt an. Wir wählten dazu die weiteſte Grube, die den Namen der Radwindengrube (Hjulwindsgrusva) trägt. Es treiben hier nämlich zwei Pferde eine große Winde, die gleichzeitig zwei Eimer in Bewegung ſezt, indem der eine hinuntergelaſſen, der andere hinaufgehoben wird. Für uns ſuchte man einen hölzernen Eimer von etwa drei Fuß Höhe, der in drei Ketten hing, die, wo ſie ſich vereinigten, an einem dicken Tau befeſtigt waren. Der Rand des hölzernen Gerüſtes ragte ſchon in die Grube hinein, in deren Tiefe man ſtatt des Grundes nur eine purpurne Finſterniß ſah. Noch über dieſen Rand hinaus hing der Eimer in der freien Luft über der Tiefe, und es war ein, wenn auch nicht gefährliches, doch für Jemanden, der zum Schwindel geneigt iſt, bedenkliches Geſchäft, in das Fahrzeug zu gelangen. Wohl eingehüllt und eingewickelt, wie uns die Arbeiter zu thun riethen, obgleich hier oben die Sonne ſchon ſtach, ſtieg ich mit dem einen meiner Begleiter zuerſt in den Eimer. Der zweite dagegen, ein Iſraelite, konnte ſich lange nicht entſchließen, den einzigen Schritt zu thun, der nöthig war, zu uns zu gelangen. Endlich bewogen wir ihn dazu, er ſtieg furchtſam herein und duckte ſich ſogleich in den Eimer hinunter, damit er den Abgrund nicht ſehen möchte, indem er uns, die wir ihn auslachten, die charakteriſtiſche Bemerkung entgegenhielt, daß er nicht die Schuld trage, wenn er keine Courage habe, als welche lediglich eine Gabe Gottes ſey. Zulezt trat noch ein Bergmann auf den Rand des Eimers, deſſen Inneres wir Uebrigen völlig ausfüllten, und ſo wurden wir nun langſam gegen 500 Fuß tief hinabgelaſſen. Bald entfernte ſich der Eimer von den unregelmäßigen Wänden, bald näherte er ſich wieder, in welchem Falle unſer Führer beſorgt war, deſſen Anſtoßen oder Aufſitzen zu verhindern, das ein Umſchlagen des Eimers hätte verurſachen können. Was dieſe Fahrt von ähnlichen in andern Bergwerken unterſcheidet, iſt die außerordentliche Ausdehnung der Grube, die man, an einer ihrer mächtigen Seiten ſich ſenkend, wie ein große Höhle, jedoch deutlicher betrachten kann, da die gleichweite Oeffnung Licht genug in die Tiefe wirft, um den unten Befindlichen Alles genau unterſcheiden zu laſſen. Ungefähr in der Mitte der Tiefe fuhren wir durch eine Lage Pulverdampf, der, obgleich anderthalb Tage nicht geſprengt worden war, und trotz der Weite des Schlundes, doch den Ausgang noch nicht hatte finden können. Wir ſelbſt ſahen nicht ſprengen, da dies, wenn auch in der Regel alle Tage, doch erſt um die Mittagſtunde geſchieht.

Unten angekommen, waren wir aus der Hitze des Juli in den vollen Winter verſezt. Ein großer Eisblock lag in der Mitte der Grube, die triefenden Wände erfüllten die Luft mit kalter Feuchtigkeit. Wir traten daher, nachdem wir eine Zeitlang den Anblick des blauen Himmels aus ſolcher Tiefe und der an den ſchroffen Wänden ihr Geſchäft verſehenden Arbeiter genoſſen hatten, die Auffahrt auf die nämliche Weiſe an, wie die Abfahrt geſchehen war.

Es mochte ungefähr neun Uhr Morgens ſeyn, als wir mit der Beſichtigung der Gruben fertig waren; wir hatten daher noch Zeit, den Park in Oeſterby zu betrachten. Man würde anderswo dieſe Anlagen für ganz unbedeutend erklären; allein hier, über den 60ſten Grad hinaus, war es etwas Beſonderes, eine im Freien ſtehende Orangerie zu finden. Auch waren einige Partien an einem ſchilfbewachſenen kleinen See ſo heimlich und einladend, daß wir gerne verweilt hätten, wenn uns nicht noch für den heutigen Tag eine Strecke von dreißig Wegſtunden zu machen übrig geweſen wäre. Die Gefährten eilten daher, Gabelfrühſtück und Abreiſe zu beſtellen; ich ſelbſt ließ das Schloß mir öffnen, in dem ich durch eine ziemlich zahlreiche Gemäldegalerie mit mehreren werthvollen Stücken auf's Angenehmſte überraſcht wurde, da ich eine ſolche in dieſen Breiten auf einem Landſchloſſe noch weniger als eine Orangerie erwarten konnte. Mir fielen zwei ſchöne Landſchaften, angeblich von Salvator Roſa, angenehm auf, mehrere Rubens, oder doch Werke ſeiner Schule, eine Kuh von Paul Potter, einige Stilleben, insbeſondere von Hondekoter und Snyders, ein mit Blumen von Seghers eingefaßtes Bild einer ſteinernen Madonna mit dem Kinde in einer Niſche, voll Innigkeit und Bedeutung, ein ſchöner Holbein und ſelbſt ein Dürer, einen orientaliſchen Alten mit einem Ringe in der Hand darſtellend. Von Italienern iſt eine Landſchaft, dem Titian zugeſchrieben, bemerkenswerth; als Staffage dient Maria mit dem Kinde, welchem ein Engel eine ſehr große Traube bringt, während andere Engel, in der Luft ſchwebend, muſiciren und tanzen. Compoſition und Malerei ſind ſchön, doch iſt die Luft nicht von der Bläue, wie Titian ſie zu malen pflegt. Den Namen Titians trägt ferner eine Judith mit dem Haupt des Holofernes, die allerdings unverkennbar der ſogenannten Geliebten Titians ähnelt. Unecht iſt ohne allen Zweifel ein angeblicher Raphael, ein ganz kleines Bildchen, die Mutter Gottes mit dem Kinde. Außerdem finde ich noch in meinen Notizen Mars und Venus von Luca-Giordano, zwei liebliche Kinderporträts von Gerhard Laireſſe, einige van Dyk, Pferdeſtücke von Rugendas, einen Rembrandt und Franz Hals bemerkt.

Nun ward das reichliche, nicht nur mit ſchmackhaften Speiſen verſehene, ſondern auch, was in Schweden ſeltener iſt, gut ſervirte Frühſtück eingenommen, und der Rückweg nach Stockholm angetreten, das wir in der Nacht wieder erreichten. Wir bekamen einigemal ſchlechte Pferde, was mir ſonſt ſelten in Schweden begegnet iſt. In Märſtad beläſtigte uns mehr, als ſie uns beluſtigte, die freundliche Zudringlichkeit eines Mannes, der, nachdem er uns Tabak abgebettelt, auch ohne Weiteres an dem

wenigen Bier Theil nehmen wollte, das wir im Wagen hatten. Die Hitze drückte Mittags sehr; die Nacht darauf war kalt und neblig. Einen kaum erst gemachten, an sich wenig interessanten Weg gleich darauf wieder zu machen, ist ohnedies langweilig, und so läßt sich denn dieser Rückreise weiter nichts abgewinnen.

Der Kelch.

Ich hab' einen Kelch gefunden,
Den hat kein König so fein,
Draus hab' ich Tropfen gesogen,
Die perlten heller wie Wein.

Der Kelch der ist geschmiedet
Aus Abendsonnengold,
Der Tropfen der ist vom Himmel
Herab in den Kelch gerollt.

Der Kelch das ist die Rose,
Die rothe Ros' auf der Au',
Der perlende Himmelstropfen
Das ist der Morgenthau.

A. Saro.

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, Oktober.

Londoner Langeweile.

— Und warum nicht zur Abwechselung ein Brief aus Liverpool statt aus London? An Versuchung zu solchem Wechsel fehlt es gegenwärtig wahrhaftig nicht. London ist todt und in seinem Tode ungeheuer langweilig. Liverpool ist lebendig und in seinem Leben ganz interessant. Dann die neue Eisenbahn mit den fliegenden Dampfwagen von London nach Birmingham und von Birmingham nach Liverpool. Es ist wahr, auf ersterer kommt man zur Zeit nur stellenweise fort und wird mehrere Male aus den Wagen, vor welchen eine dampfende Maschine hinrollt, in Wagen übergewechselt, vor denen dampfende Rosse galoppiren; aber auch so ist der Gewinn an Zeit beträchtlich, vom Geldgewinne, der den frühern Aufwand um die Hälfte ermäßigt, gar nicht zu sprechen. Zweihundert und mehr englische Meilen trennen London von Liverpool. Diese durchrasselte man sonst in ungefähr vier-und-zwanzig Stunden, und gelangte an den Ort seiner Bestimmung müde und matt, zerrüttelt und zerschüttelt. Jetzt wird der Zwischenraum, mit Einschluß des Ueberwechselns, wobei allerdings die Füße der Reisenden rüstig ausschreiten und die Hände der Packträger rüstig zugreifen müssen, in neun bis zehn Stunden durchmessen, und es erfordert weiter nichts als ein tüchtiges Nervensystem, um das Ende der Fahrt, einen ziemlichen Kopfschwindel ausgenommen, in bestem Wohlseyn zu erreichen. Also verließ ich London zu Dampf, herzlich froh, mit Schwalbenschnelle einer Stadt zu entfliehen, in welcher Alles, auch die Langeweile, kolossal ist. Seit der Sturm der Parlamentswahlen sich abgewettert, ist es politisch, theatralisch und gesellschaftlich so still geworden in der Riesenstadt, daß in ihren eleganten Quartieren — denn wer kümmert sich um die stockgemeine City, vor deren engen Gassen jede wohlerzogene Nase zurückschaudert? — kaum die donnernden Omnibusse den Leuten am hellen Tage die Augen offen zu erhalten vermögen. Diese Unerträglichkeit begann mit dem Ableben Wilhelms IV.; da wurden für einige Abende die Theater, für mehrere Tage die Concertsäle und Ausstellungen geschlossen, und kein Schneider durchhüpfte die Straßen, jeder saß daheim und nähte Trauerkleider; sie stieg beim Schlusse des Parlaments mit jedem Reisewagen, der von Postillons in roth oder blauseidenen Jacken aus dem westlichen Ende abgeführt wurde, und erreichte ihren Höhepunkt nach den neuen Wahlen. Das gesellschaftliche Leben war eingeschlafen, die italienische Oper und Drurylane und Coventgarden folgten, und bald kam es dahin, daß bloß noch das kleine Haymarkettheater, das englische Opernhaus und das neue Strandtheater sich wach stellten. Die Politik — es wollte sich schlechterdings keine politische Neuigkeit ereignen; von Spanien und Portugal will die lebende Generation nichts mehr hören; sie ist in ihrer Erwartung eines lezten Resultats so oft getäuscht worden, daß sie es nun ihren Enkeln überlassen will, eines zu erwarten. Was im Leben des höchstseligen Königs einer Anekdote nur einigermaßen ähnlich sah, hatten die Zeitungsschreiber begierig ausgefischt. Anekdoten von Ihrer Majestät der Königin Victoria fielen im Preise, seit es bekannt geworden, wie wohlfeil die Herausgeber einiger öffentlichen Blätter sie einzukaufen pflegten. Das Geschrei über den auf den hannöverschen Thron gestiegenen Herzog von Cumberland war so groß, daß seine Freunde und Anhänger eine kleine Broschüre zum Druck beförderten, betitelt: Secret life and extraordinary amours of Ernest, King of Hanover, with all the particulars of the seduction of Lady Graves and mysterious death of Sellis exposed etc. Seit männiglich für den geringen Aufwand eines Penny hiemit seine Neugier bis zur Erschöpfung befriedigen konnte, war es gemein, von dem feil getragenen Gegenstande zu sprechen, und Schweigen trat an die Stelle des Geschreis. Die Parlamentswahlen hatten den Zeitungen ergiebigen Stoff geliefert. Sie waren vorüber; Jedermann wußte, daß Irland den Ministern die Mehrheit gewonnen, und wie sehr nun auch das Thema variirt wurde, die Variationen änderten den Hauptsatz nicht. Selbst die unter allen öffentlichen Blättern am besten redigirten Times, die weltberühmten, sahen sich genöthigt, ihre Monate lang jeden Wochentag in's Publikum gesendeten acht-und-vierzig kolossalen Spalten aus Mangel an Material auf die Hälfte zu reduziren, und hätten sie nicht Irland zu bearbeiten und an O'Connell sich zu reiben gehabt, so würde der unglückliche Glücksmann, der für jährliche vierzehnhundert Pfund Sterling täglich einen Hauptartikel zu schreiben hat, wahrscheinlich öfters sein Gehirn vergebens zerarbeitet und seine Hände vergebens wund gerieben haben. Kurz, London war unausstehlich langweilig, und ich nahm den Dampfwagen nach Liverpool. Sie mag stehen bleiben, diese Redensart, obgleich sie weder originell, noch richtig ist. Man sagt in Deutschland, ich nehme Post, wenn man mit Extrapost zu fahren gedenkt, und dawider ist nichts einzuwenden. Man nimmt dort Post, hier wird man vom Dampfwagen genommen. Dort bringt das eigenmächtige Handeln keine Lebensgefahr, hier schüttelt man die Verantwortung durch passives Ergeben ab.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. Oktober 1837.

— Dies Volk, ich muß es lieben,
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft.
Schiller.

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Geberholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Die finnischen Sprüchwörter und Gnomen, die ich hier in einer Auswahl der Universalliteratur, der deutschen, einverleibe, sind von einem jungen schwedischen Gelehrten, G. A. Gottlund, nach mündlicher Ueberlieferung in einem Werke gesammelt, das in zwei Bänden unter dem Titel: Otawa (—ω), d. h. das Siebengestirn (der große Bär) in Stockholm erschienen ist. Dieses schätzbare Werk enthält außer einer großen Menge von Sprüchwörtern eine Uebersicht der Literatur und Mythologie der Finnen, eine Charakteristik des finnischen Volks, aus jenen Sprüchwörtern entwickelt, eigene finnische Gedichte Gottlunds, eine Uebersetzung der sechsten Rhapsodie der Iliade, Hirten-, Schlacht- und Trinklieder, Biographien berühmter Finnen, Uebersetzungen aus dem Lappländischen, Untersuchungen über die Sprache des finnischen Stammes der in Rußland lebenden Karelier u. s. w.

Es wird wohl für den Leser nicht ohne Interesse seyn, von einem abgeschiedenen und unbekannten Volke, dessen geistiges Leben so reiche und gesunde Blüthen treibt, und von der Sprache desselben etwas zu erfahren, und ich glaube dem Wunsch des Lesers entgegen zu kommen, wenn ich hier Einiges über die Finnen überhaupt und über die gegenwärtige Lage Finnlands insbesondere, so wie auch über die finnische Sprache und Literatur mittheile.

Seit der Eroberung Finnlands durch die Schweden unter Birgen Jarl um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, besetzten schwedische Ansiedler die Küstenstrecke von Abo bis nach Lowisa. Von diesen stammt die schwedische Bevölkerung Finnlands, und auch der Schreiber dieses, der daher, wenn er Finnisches lobt, keines Eigenlobes beschuldigt werden kann. Die Schweden bildeten den herrschenden Stamm, und erst indem der finnische Bauernsohn — denn die bei weitem größte Zahl der Finnen besteht aus Landbauern — Schule und Universität besuchte und sich, durch Aneignung der schwedischen Sprache, gleichsam zu einem Schweden umschuf, trat er in den Beamtenstand ein. Das Verhältniß beider Völker war später immer ein brüderliches; immerhin aber konnten unter der schwedischen Herrschaft die finnischen Schweden sich über eine gewisse Zurücksetzung von Seiten der eigentlichen Schweden beschweren, indem die bedeutendsten Stellen diesen immer vorbehalten blieben. Die Ureinwohner, die Finnen, halten zwar seit der Reformation den Gottesdienst in ihrer Sprache, und auch ihre Gerichtsverhandlungen werden mündlich in der Landessprache geführt; indessen wurden ihnen bis jetzt Gerichtsprotokoll und Urthel nur in schwedischer Sprache communizirt. Auch auf den

Schulen wurde die finniſche Sprache gänzlich vernachläſſigt. Finnland ſieht jezt unter ruſſiſcher Herrſchaft der baldigen Beſeitigung dieſes Uebelſtandes entgegen, und vielleicht werden die Finnen auch ſie ihrem würdigen Erzbiſchof Dr. Melartin, dem allgemeinen Liebling des finniſchen Volks, zu verdanken haben.

Die mongoliſche Abſtammung und Geſichtsbildung der Finnen muß ich für eine Fabel erklären. Die Ureinwohner, ein ſchöner, kräftiger Menſchenſchlag, unterſcheiden ſich dem Aeußern nach wenig von den Schweden, nur daß die blühende Geſichtsfarbe bei jenen nicht ſo allgemein iſt wie bei dieſen. Auch die geiſtigen Fähigkeiten ſind dieſelben; nur iſt ein größerer Ernſt und ein mehr verſchloſſenes Weſen den Ureinwohnern eigen. Jeder Finne ohne Ausnahme kann leſen und hat gute Kenntniſſe in der Religion, wovon das Verdienſt der Geiſtlichkeit gebührt, das um ſo höher anzuſchlagen iſt, da es, außer in den Städten, faſt gar keine Schulen gibt. Die Kinder lernen daher das Leſen größtentheils von ihren Eltern, und die Prediger ſehen mit großer Gewiſſenhaftigkeit darauf, daß dieſes geſchehe. Nirgends iſt es vielleicht ſo augenfällig als hier, daß ein Volk nur der chriſtlichen Religion und einer vernünftigen Verfaſſung bedarf, um ſich aus dem Zuſtande der Wildheit zu wirklicher Humanität empor zu arbeiten, und vielleicht bietet der Finne, wie der Schwede, ein weit anziehenderes Bild unverdorbener und wirklicher Humanität dar als der Bewohner manches hochcultivirten Landes. Laſter, die anderswo an der Tagesordnung ſind, bleiben ihm unbekannt. Auch betet er nicht den Götzen des Tages, materiellen Fortſchritt und materiellen Genuß an, ſondern er iſt zufrieden, wenn er durch die angeſtrengteſte Arbeit ſeine einfachen Bedürfniſſe befriedigen kann. Er hat aber helle und geſunde Begriffe von Gott und von der höhern Würde und der Beſtimmung des Menſchen; er iſt ein muſterhafter Unterthan, untadelig in ſeinen häuslichen Verhältniſſen und fühlt ſich in ſeiner Lage zufrieden und glücklich. Der höchſte ſeiner beſcheidenen Wünſche iſt ſo viel reinen Brodes (ohne Zuthat von Baumrinde), als er bedarf. Tritt er aus dem Bauernſtand heraus, ſo wird aus dem fleißigen Schüler und Studirenden meiſt ein tüchtiger Prediger, denn gewöhnlich treten erſt die Söhne der Geiſtlichen in einen andern Stand.

Nach einer Abweſenheit von fünf-und-zwanzig Jahren beſuchte ich neulich mein geliebtes Vaterland und fand die Einwohner an die neue Lage der Dinge ſeit 1809 gewöhnt und ihrer neuen Obrigkeit treu ergeben, die wiederum durch weiſe und milde Regierung dieſe Ergebenheit verdient. Der erhabene Beherrſcher Rußlands kann hinſichtlich Finnlands jeden Abend ſein Haupt ruhig niederlegen, ohne von da aus Stürme zu befürchten zu haben. Die Finnländer haben ihm Treue geſchworen und werden ihren Schwur halten. Es ſind zwar von Seiten der Verwaltung Elemente vorhanden, aus denen mit der Zeit große Uebelſtände für das Land unausbleiblich hervorgehen müſſen; allein, da die Veröffentlichung derſelben dem Lande keinen Nutzen bringen kann, ſo wird Schweigen zur Pflicht.

(Die Fortſezung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortſezung.)

Wüßten meine Lehrer, wie vielen Dank ſie der ehrwürdigen Frau ſchuldig geworden ſind, wie fälſchlich ſie die lateiniſchen Diſticha, die ich lieferte, meinem poetiſchen Willen und Vollbringen zugeſchrieben haben. Ach! dieſe lateiniſchen Diſticha, ſie waren der Pfahl in's Fleiſch meiner Jugend; ich ſagte mir oft im Stillen: zur Zeit des Herkules ſeyen die Götter noch gnädig geweſen, weil unter ſeinen Arbeiten ſich keine lateiniſchen Diſticha befanden. Später hatte ich zwar den glücklichen Einfall, die unerläßlichen poetiſchen Anſprüche mit einem Quid pro quo zu befriedigen und meine Lehrer mit lateiniſchen Ottaven und Sonetten zu regaliren, welche mir als eine ingenioſe Erfindung manches unverdiente Laudo zuzogen; denn nichts war leichter, als dieſe moderne Versart in einer Sprache, welche ſo viele gleiche Conjugations- und Declinationsendungen hat: ich bekümmerte mich nichts um Längen und Kürzen und reimte ſo für weg auf abat — ebat und — ivit, daß ich ohne alle Geburtsſchmerzen ein Halbdutzend Stanzen in einer Viertelſtunde fertig hatte. Aber damals war mir das romantiſche Licht noch nicht aufgegangen, damals brauchte es noch gewaltiger Hebammenkünſte, um unter Anrufung des „Jupiter omnipotens“ mich etlicher Diſtichen zu entbinden und mit dem holprigen Herameter den hinkenden Pentameter in's Doppeljoch zu verkoppeln. Meine Verſuche, dieſe poetiſchen Beſtrebungen als etwas Unnützes zur Abſchaffung zu bringen, fanden keinen Anklang, und nach einigen gewaltſamen Scenen, in welchen ich den Kürzern zog, gab ich alle revolutionären Plane auf, ohne jedoch dadurch an Produktionskraft zu gewinnen. Da ſchlug ſich die gute Tante in's Mittel, als freundliche Muſagetin, und wendete die zwei mächtigſten Hebel an, durch welche die Menſchen beherrſcht werden: Ehrgeiz und Genußſucht. An der alten Uhr mit vergoldetem künſtlichem Schnitzwerk maß ſie eine Friſt zu gemeinſamem Wetteifer vor, und nun galt es, ob ich zuerſt ein Diſtichon auf's Papier, oder ſie eine beſtimmte Anzahl Maſchen auf die Nadel brachte. Dem Sieger winkte ein Apfel, eine Birne oder eine ähnliche lachende Ausſicht,

und wenn sie bemerkte, daß Minerva mir nicht günstig war, so hatte sie, wie sich von selbst versteht, die Gefälligkeit, ein paar Maschen fallen zu lassen und dadurch ihre Strickerei zu verzögern, wie ich ebenfalls gelegentlich in der Eile einen Fuß dahinten ließ, mit dem Vorsatz, ihn nachher bei besserer Muße in den Vers hineinzuflicken. Ihre sanfte List schlug trefflich an, die Distichen schossen empor wie Pilze, man war in der Schule mit meiner poetischen Bereitwilligkeit zufrieden, und ich hatte den doppelten Nutzen von der Sache.

So hatte sie schon den kleinen Menschen mit dem Leben auszusöhnen gewußt; lange sezte sie dies schöne Bestreben mit gutem Erfolge fort, und sie verdient ein größeres Monument der Liebe, als ich ihr hier setzen kann. Niemals habe ich ihrer so lebhaft gedacht als bei dem alten Mönche von Verona: wenn der Vorhang in die Höhe ging und Bruder Lorenzo hervortrat, um heilkräftige Kräuter zu suchen, dann seinen Liebling Romeo so liebevoll schalt und doch dem verzogenen Kinde zu seinen Thorheiten half, so schön in seiner Schwäche, so groß durch seine Liebe, die die Welt nicht achtet, da glaubte ich immer ihren guten Geist über die Bretter wandeln zu sehen. — Sie war die Lezte von einer heimgegangenen Familiengeneration, von einem Geschlechte der „alten Welt," dessen Gesinnungen uns Spätgebornen beinahe unbegreiflich sind. In dem fast egyptisch abgeschlossenen Leben einer kleinen Reichsstadt mochte freilich Vieles zusammenkommen, um einen wahrhaft patriarchalischen Familiengeist hervorzubringen, bei dessen Hauche die schönsten Blüthen eines bürgerlichen Daseyns erwuchsen, und der, einmal aufgelöst und verdunstet, nur noch durch die tiefste Humanität ersezt werden kann. Die Frauen waren es vorzüglich, welche diesen Gemeinsinn pflegten: aufmerksam saßen sie in der Mitte der Sippschaft und blickten nach allen Seiten hin; der entfernteste Verwandte wurde nicht übersehen, jeder sollte es gut haben und eher die ganze Familie gegen eine Welt in Waffen treten, als sich in einem einzigen Gliede beschädigen lassen. Wer heranwachsend die lezten Trümmer einer solchen Vorwelt noch erlebt hat, wird sich mit Wehmuth der Zeit erinnern, wo er diesen Sinn, der keine eisernen Schutz- und Trutzbündnisse mehr zu schließen, keine ehrgeizigen Absichten mehr zu erreichen hatte, nach innen gedämpft, zum sanften Mitgefühl, zur liebreichen Theilnahme gemildert fand, wo Jedem noch unter den Seinen weich gebettet war.

Und weich war mir gebettet, so lange sie lebte! Auf die Akademie folgten mir ihre Briefe, gewöhnlich kleine, abgerissene Papierschnitzel mit wenigen herzlichen Worten, an jedem Botentage einer. Aber lieber Gott! was war das für eine Orthographie! In einer schlechten Schule aufgewachsen, und zu spät in eine andere, nicht viel bessere gebracht, hatte sie etwas gelernt, was man kaum mehr Schreiben heißen konnte: die Buchstaben, welche so viele Familienähnlichkeit hatten, daß man je sechs mit einander verwechseln konnte, liefen die Kreuz und Quer auf dem engen Raume durch einander, und waren so mühselig zu verfolgen, als die Chronologie eines Fürstenhauses, welches sich mit vielen andern Linien verschwägert hat. Dazu kam noch ein Umstand, der die Originalität ihrer Episteln vollendete: wie sie ihre Gedanken nur nach der Eingebung des Herzens frisch und warm auf's Papier warf, so schrieb sie alle Wörter bloß dem Laute nach, wobei die Consonanten bedeutend zu kurz kamen, und man mußte nicht nur mit ihrem Gedankengang, sondern vornämlich mit ihrer Aussprache auf's Genaueste vertraut seyn, man mußte die Augen ganz in Ruhestand versetzen und mit den Ohren lesen, wenn man diese Hieroglyphen, worin oft ganze Wörter maskirt auftraten, entziffern wollte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, Oktober.

(Fortsezung.)

Fahrt auf der London-Birmingham Eisenbahn.

Vor zwei Monaten wurde die London-Birmingham Eisenbahn von hier aus eröffnet, von der Hauptstation in Euston-grove nach Box-moor, eine Entfernung von fünf-und-zwanzig Meilen. Die Geldzahlen, mit welchen der von den Direktoren des Unternehmens ausgegebene Bericht das Publikum unterhielt, waren wohl geeignet, neugierig zu machen, in welchem Verhältnisse das Geleistete zum Aufwande stehe. Jede Meile, hieß es, habe im Durchschnitt 50.000 Pfund gekostet, eine zwischen dem Flecken Camden und dem Primrosehügel sogar 300 000 Pfund. Der große Säulengang in Euston-grove sollte für nicht weniger als 30.000 Pfund errichtet worden seyn und der durchschnittliche Wochenlohn der Arbeiter nicht unter 40.000 Pfund betragen haben: lauter raisonnable Summen, vor denen selbst englischer Geldstolz Respekt hat. Groß war daher der Zudrang der Neugierigen zur Theilnahme an der ersten Fahrt. In zwölf Wagen, deren jeder seine zwanzig bis dreißig Personen hielt, sah ich sie in Box-moor ankommen. Ich war ihnen dahin vorausgefahren, nämlich der ersten öffentlichen Dampffahrt voraus in einem der Privatwagen der Direktoren. Um ein Uhr Mittags hatten wir Eingeladenen unsere Plätze genommen. Langsam und von ihrer eignen Schwere fortgedrückt rollte die Wagenburg mehrere hundert Fuß über die leicht gesenkte Bahn. Dann wurde die Dampfmaschine vorgehängt, die Zuschauer schrieen Hurrah, und immer schneller und schneller flogen wir dahin. In acht-und-sechzig Minuten waren wir in Box-moor. Hier war ein Zelt aufgeschlagen und in dem Zelte stand auf einer langen, mit blüthenweißem Tuche bedeckten Tafel in vollen Schüsseln das den Engländern eigenthümliche Mahl, Luncheon genannt, dieser gütige Vermittler zwischen Frühstück

und Abendbiner, dieser beneidenswerthe Liebling der engliſchen Frauen, bei dem ſie ſich in aller Glorie friſcher Eſſluſt zeigen. Auch das Luncheon in Box-moor durfte nicht über Vernachläſſigung klagen; männliche und weibliche Lippen, Lippen in allen Schattirungen vom zarten Roſenroth zum dunkeln Kirſchbraun wetteiferten, ihm ihr Wohlwollen zu beweiſen. Die erwähnte Ankunft des zweiten Wagenzugs, der London eine Stunde ſpäter verlaſſen und die Fahrt in zwei Minuten weniger vollendet hatte, unterbrach das Klirren der Meſſer und Gabeln, der Gläſer und Taſſen, und gleich als wären die Angekommenen alte Freunde und gute Bekannte, ſo herzhaft bewillkommte ſie unſer Hurrah. Aber es ſoll hienieden keine Freude ungetrübt ſeyn. Bei unſerer Rückkehr in das Luncheonzelt, und es ſchien mir, daß Einige der Geſellſchaft wie zu mörderiſchem Angriffe im Sturmſchritte vorrückten — abgeräumt ſtand die Tafel, verſchwunden waren die Flaſchenbrode und über etliche Geſichter flog ein Schatten von Verdruß. Früher waren Aeußerungen laut geworden des Inhalts, daß der auf vier Uhr anberaumte Aufbruch — natürlich bloß in Betracht der Tagesbitze — recht zweckmäßig ein paar Stündchen verzögert werden könne. Davon verlautete jezt nichts weiter; im Gegentheil, nach dem vielfältigen Gähnen zu urtheilen, worin die Engländer überhaupt Virtuoſen ſind, und welches von Mund zu Mund lief, laſtete die rückſtändige halbe Stunde ſchwer auf manchem Haupte. Endlich gab ein Stößchen das Zeichen zur Abfahrt, wir Eingeladenen ſtiegen ein, puff, puff, puffte die Dampfmaſchine und ſchneller und ſchneller flogen wir dahin — einige Minuten lang, dann ſtand der Zug ſtille. Ueber dem Wein, welchen der Maſchinenmeiſter und ſeine Leute getrunken, hatten ſie das Waſſer für den Dampfkeſſel vergeſſen. Dem Mangel wurde abgeholfen, wieder dampfte und puffte die Maſchine, wieder ſauſten wir fort. Eine Flaſche Wein für den Reiter, ſagt der Deutſche, macht ſeinem Gaule flinkere Hufe als eine Metze Hafer. Das mag wahr ſeyn, aber auf unſere Dampfmaſchine litt es keine Anwendung: ſie glitt zweimal von der glatten Eiſenbahn, und es war zehn Minuten vor ſechs, als wir Euſton-grove nahe vor uns ſahen und die Maſchine ausgehangen wurde. Mit dem erſten unfreiwilligen Anhalten war der Verdacht in mir aufgeſtiegen, daß nicht Alles ſey, wie es ſeyn ſolle; das zweite und dritte hatte keineswegs dazu gedient, meinen Verdacht zu widerlegen, und ich geſtehe unbefangen, daß mehr die Rückſicht, welche ich der Einladung ſchuldig zu ſeyn glaubte, als die Beſorgniß, ein furchtſamer Sonderling zu erſcheinen, mich zu Fortſezung der Fahrt bewog. Für jeden Fall inzwiſchen vorbereitet und bei etwaigem Unfall im Vortheil zu ſeyn, hatte ich eine Art ſchwebender Poſition genommen, die mich Herr meiner Bewegungen ließ. Die Maſchine war, wie geſagt, ausgehangen; nur der fortdauernde Anſtoß trieb die Wagen vorwärts, und die Schnelligkeit, mit welcher ſolches geſchah, konnte nöthigen Falls durch eine Vorrichtung gehemmt werden, welche Vor- und Hinterräder gleichzeitig ſperrt, ohne die Eiſenbahn zu berühren und dadurch den Wagen aus dem Gleichgewicht zu heben. Die Vorrichtung iſt gut, aber was nüzen gute Mittel, wenn ſie ſchlecht gebraucht werden? Das zeigte ſich hier: ſey es, daß die Männer, welche die ſogenannten Breaks handhaben ſollten, das Feſt der Eröffnung auch mit der Flaſche celebrirt hatten und über dem Doppelſehen das Einfache nicht ſahen, oder daß ſie, die Kraft der Breaks falſch berechnend, ſolche nicht ſtark genug anzogen, krachend ſtieß der vorderſte Wagen gegen die Grenzwand, dieſe flog in Trümmer und mehrere Ellen weit ſtauchten die Wagen zurück. Alles das war Ein Moment; im nächſten klang die Luft von allen Tönen der menſchlichen Stimme, die Furcht und Schrecken, Schmerz und Verzweiflung ihr zu erpreſſen vermögen. Sie kamen aus dem Innern der Wagen, deren Inſaſſen der unerwartete und heftige Gegenſtoß bunt durch und über einander geworfen hatte. Ich zweifle nicht, daß manche unwillkührliche Umarmung ſich komiſch genug ausgenommen, wäre nur Zeit zum Beſchauen und das Ganze überhaupt lächerlich geweſen. Aber viele blutende Naſen, mehrere eingeſchlagene Zähne und ſogar zwei oder drei Armbrüche gaben der heitern Fahrt ein trauriges Ende. Ich kam mit einem verſtauchten Finger davon.

(Die Fortſezung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 240.

Das gebrochene Herz.

Sieben Räthſel in Einem.

1. Mit Pedantentritten
Kommt der Ahn geſchritten;
Wer ihn kommen ſah,
Iſt längſt nicht mehr da
Bei ſeinem Abſchied.

2. Zehenmal geſchwinder
Geben ſeine Kinder;
Doch, wer Eins geſehn
Kommen und wieder gehn,
Der iſt ein Wunder.

3. Hundertmal geſchwinder
Laufen die Kindeskinder;
Froh begrüßt ihr ſie;
Ach! ihr wißt ja nie,
Was ihre Gift iſt!

4. Dutzendmal ſo ſchnelle
Jagen von der Stelle
Die Urenkel ſich;
Menſchenleben glich
Oft ihren Wechſeln.

5. Dreißigmal geſchwinder
Rennen ihre Kinder;
Mancher ſcheucht mit Hohn
Weg die gewohnten ſchon
Und ihre Töchter.

6. Dieſe, ſie tanzen und ſchwinden;
Möchteſt du gerne ſie binden?
Flügel tragen fort
Schnell ſie an den Ort,
Der keins zurücklößt.

7. Und der Urahn — Alle
Bringt er ſie zu Falle,
Schlingt und ſchlingt und zwingt,
Bis er ſie verſchlingt
In ſeinem Rachen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 16. Oktober 1837.

Each happy scene returns to view,
The loved, the dead are there,
All gilded with the brilliant hue
Which childhood bade them wear.
Lord Dover.

Liebeszauber.

(Fortſetzung.)

„Kind,“ ſagte ſie eines Tags zu mir, „iezt geſtehe mir nur aufrichtig, ob du dir nicht den Hals voll lachſt über meinen Briefen?“ — „Aufrichtig zu geſtehen, Tante, ich muß manchmal herzlich lachen.“ — „So? iſt das auch artig, deine alte Tante auszulachen?“ — „Liebſte Tante, ich lache dich nicht aus, mein Lachen geht aus einer andern Tonart.“ — „Wie denn das?“ — „Ich kann dir nicht recht ſagen, wie's zuſammenhängt, aber wie man oft lachen muß, wenn ein Kind etwas recht Geſcheides ſagt, ſo geht's mir gerade mit deinen Briefen, wenn ich die wunderlichen Krackelfüße mit dem prächtigen Inhalt vergleiche; ich habe den herzlichſten Reſpekt davor und muß doch lachen.“ — „Nun, ſo will ich mir's gefallen laſſen, aber nur nicht auslachen! das kann ich nicht leiden; und das bitt' ich mir auch aus, daß du ſie deinen guten Freunden nicht zeigſt; ich müßte mich ja ſchämen.“ — „Sey ruhig, ich halte ſie geheim wie Liebesbriefe.“ — Nein, gute Frau, das durfteſt du nicht fürchten, die Welt war damals mir zu klug, wie hätte ſie dich verſtanden, die du der Natur und dem Himmel um ſo viel näher ſtandeſt? Deßhalb war ich ja beinahe alle Tage bei ihr drüben, weil ich mit Niemand mehr reden konnte als mit ihr; ſie verzieh mir, daß ich ihre liebſte Hoffnung nicht erfüllte und wußte ſich in ihre Sprache zu überſetzen, was ich in der meinigen zu ihr redete, vielleicht eben weil die entfernteſten Richtungen ſich beſſer mit einander vertragen als mit den mittlern, dazwiſchen liegenden. Und als ſie krank wurde, ſtand mir immer ein Pferd bereit, um jede Stunde, die ich dem lieben Gott und ſeinen Spürhunden abſtehlen konnte, bei ihr zuzubringen; täglich ſaß ich ſo an ihrem Bette und ſah mit verzweifelnder Gewißheit, wie eine Stütze um die andere dem theuren Leben brach. Sie aber war heiter, das Meer des Irdiſchen rauſchte tief und unvernehmlich unter ihr, alle Sorgen um ihr Schmerzenskind, wie ſie mich ſo oft genannt, hatte ſie der niedern Atmoſphäre, der ſie ſich ſchon zu entheben begann, zurückgelaſſen, ſie war zum erſten Mal beruhigt über mich und prophezeite mir mächtige Dinge von meiner Zukunft; nur wenn ſie mich ungebärdig ſah, verſprach ſie mir, wieder geſund zu werden. So ſchieden wir eines Abends unter tröſtlichen Geſprächen, mein Roß trug mich leicht herüber und am andern Morgen hinkte mir die Todesbotſchaft nach. Was ſie beim Sinken ihrer lezten Sonne in der dämmerigen Zukunft geſehen, waren es weiſſagende Geſichte einer Sterbenden, waren es Trugbilder eines brechenden Auges? — ich weiß es nicht.

Mit den erſten Schatten der einbrechenden Dämmerung fällt alles von uns ab, was wir mühſam über

uns hergezogen haben, um mit der unerbittlichen Welt in Uniform zu ſeyn, und wir ſind wieder, was wir urſprünglich waren, Kinder, die eine Heimath brauchen. In ſolchen Stunden thut es dem einſamen Herzen wohl, die freundliche Geſellſchaft glücklicherer Zeiten um ſich zu verſammeln: vor dem trüben Auge ſteigt es wie Nebel auf, die Wände, die Geräthſchaften wandeln ſich, und der Knabe ſizt wieder in dem Stübchen, wo ihm immer ſo wohl war. Draußen pfeift der Sturm, Flocken rieſeln an die Fenſter, aber er hat den Tiſch zum warmen Ofen gerückt und blättert in einer alten Türkenkriegschronik, betrachtet den Kaiſer Leopold mit den dicken Lippen, den blutjungen hübſchen Joſeph im Krönungszuge, wohnt der Belagerung von Belgrad bei, folgt den Bomben und Granaten, deren Flug zu mehrerer Deutlichkeit durch Bogenſtriche verſinnlicht iſt, und berechnet, wo ſie niederfallen werden; die alte Anna Marey iſt ſtrickend neben ihm eingenickt, der Staar ſchläft in der Ecke, der Kanarienvogel ſpricht hie und da im Traume, die kleine Standuhr auf dem Schranke hat ſchon zehn Uhr paſſirt und der Pendel geht in langſamen, ſchläfrigen Schwingungen; aber die Tante ſizt im Lehnſtuhl neben dem Ofen und läßt ihre Spindel munter auf dem Boden umhertanzen.

„Tante," ſagte ich und klappte die Chronik zu, „ich bin ganz müde vom Leſen, die Augen thun mir weh; jezt erzähle du mir noch eine Geſchichte, bevor wir ſchlafen gehen." — „Was ſoll ich denn erzählen?" — „Du weißt ja wohl, aus der alten Zeit, wo wir noch unſere eigene Regierung hatten." — „Ei, was weißt du von eigener Regierung, kleiner Kannengießer! ſey du zufrieden, daß es ſo geworden iſt! Du hätteſt deine Rechnung ſchlecht gefunden bei der alten Wirthſchaft; damals gab man nicht viel um die Studirten." — „Ach, das iſt mir gleichgültig; aber die Geſchichten von damals gefallen mir eben beſſer als die jetzigen. Geh, Tante, es iſt dir ſelber nicht Ernſt mit dem, was du ſagſt!" — „Von was ſoll ich denn aber erzählen?" erwiderte ſie abweichend; „ich habe dir ja ſchon längſt Alles geſagt, was ich weiß." — „Beſinne dich doch, du weißt immer wieder was Neues." — „Nun ja, da fällt mir eben etwas ein," ſagte ſie lächelnd; „ſoll ich dir vom Urban und der Margarethe erzählen, auf welche wunderbare Art es zugegangen iſt, daß ſie ein Paar wurden?" — „O ja, bitte; wer war denn die Margarethe?"

(Die Fortſetzung folgt.)

Finniſche Sprüchwörter und Gnomen.

(Fortſetzung.

Mit dem Chriſtenthum führten die Schweden zugleich ihr Alphabet in Finnland ein. Natürlich, daß dadurch die finniſche Sprache ſchon in ihren Elementen nach der ſchwediſchen umgemodelt wurde. Die vorzüglichſte und, genau genommen, einzige brauchbare Grammatik iſt die des Profeſſors von Buken, der ſich auch durch die Herausgabe eines finniſchen Wochenblatts um die finniſche Sprache wohl verdient gemacht hat. Für die Vergleichung der verſchiedenen finniſchen Dialekte hat Dr. Sjögrin in Petersburg ſehr Bedeutendes geleiſtet. Derſelbe weilt ſeit zwei Jahren am Kaukaſus, beſchäftigt, die Wurzeln der europäiſchen Sprachen an dieſem Völkerquell aufzuſuchen. Die erfreulichſte Leiſtung in der finniſchen Literatur iſt aber der eben erſchienene Verſuch von Dr. Lönrot, die im Munde des Volks noch fortlebenden Volkslieder, Runen genannt, von denen die älteſten und echten faſt ohne Ausnahme mythologiſchen Inhalts ſind, und von denen früher durch Gagnander, Schröter, Tupelius u. a. einige geſammelt waren, zu einem zuſammenhängenden und die ganze reiche finniſche Mythologie umfaſſenden Mythencyklus zuſammenzuſtellen, etwa wie die griechiſchen Mythen im Homer in ein Ganzes gebracht worden ſind; ein um ſo verdienſtlicheres Unternehmen, da der poetiſche Werth dieſer Ueberlieferungen höchſt bedeutend iſt.

Die finniſche Sprache hat verhältnißmäßig mehr Selbſt- als Mitlauter und iſt beſonders reich an Diphthongen, von denen einige ſehr dunkel ſind, wie üö (die Nacht). Der Finne endet gern das Wort mit einem Selbſtlauter und liebt nicht viel Konſonanten bei einander. Die Sprache iſt einfach, leicht, männlich, und frei von den läſtigen Kehllauten wie von allen Ziſchbuchſtaben. In Hinſicht der Vertheilung und Anzahl der Selbſt- und Mitlauter in den Wörtern herrſcht das ſchönſte Ebenmaß, und die finniſche Sprache kommt darin ſelbſt der italieniſchen ſehr nah. Sie liebt aber lange Wörter; einſylbige kommen ſelten vor, die meiſten beſtehen aus zwei, drei, vier Sylben. Bei den aus mehreren Begriffen zuſammengeſezten finden ſich ihrer ſogar eilf, z. B. ajattelematomuudersansakin (bei ſeiner Unbedachtſamkeit). Für die Geſchlechter hat ſie keine Unterſcheidungsmerkmale; eben ſo entbehrt ſie des Artikels. Sie hat vierzehn bis fünfzehn Kaſus, und folgendes Beiſpiel möge dazu dienen, dieſen ihren Reichthum anſchaulich zu machen:

Kala	(⏑ ⏑)	der Fiſch
Kalā		Fiſch
Kalan		des Fiſches
Kalar		zum Fiſche
Kalalle		nach dem Fiſch hin
Kalasta		aus dem Fiſche
Kalalta		aus der Nähe des Fiſches
Kalassa		in dem Fiſche
Kalalla		auf dem Fiſche
Kalana		als Fiſch
Kalaksi		in einen Fiſch (verwandelt)

Kalalta	ohne Fiſch
Kalane	mit ꝛc. dem Fiſche
Kalain	wie ein Fiſch.

Die finniſche Sprache hat Suffixe, welche die Stelle der zueignenden Pronomen vertreten, wie im Hebräiſchen, und ihr ein ganz orientaliſches Anſehen geben; auch die Zeitwörter haben viel Orientaliſches. Sie zeigen einen großen Reichthum an abgeleiteten Formen; ſo kommen aus ſüön, ich eſſe, ſüötan, ich laſſe eſſen (= Hiphil im Hebräiſchen), ich füttere, und ſüötelen, ich füttere oft und mit wenigem.

Auch das hat die finniſche Sprache mit den orientaliſchen gemein, daß ſie wenig Adverbien, Präpoſitionen und Konjunctionen beſizt. Dieſen Mangel erſezt ſie durch eine um ſo größere Anzahl von Kaſus. Auch dienen eine Menge Affixe dazu, den Sinn der Rede auf verſchiedene Weiſe zu nuanciren. Die Adverbien machen im Finniſchen keinen beſondern Redetheil aus. Auch hat ſie keine eigenen Präpoſitionen, die im Finniſchen, ihrem Gebrauche nach, Poſtpoſitionen genannt werden müßten. Nicht minder iſt ſie darin dem Hebräiſchen ähnlich, daß ſie überhaupt wenig zuſammengeſezte Wörter beſizt. Ein großer Theil von denen, welche man jezt vorfindet, iſt dem Schwediſchen nachgebildet. In Zuſammenſetzungen von Hauptwörtern geht der Finne einen eigenen Weg. Der erſte Theil des zuſammengeſezten Worts iſt entweder ein nicht deklinirbares, oder auch ein Nominativ, der andere mag gebeugt werden, wie er wolle; ſo raha-kukkaro, Geldbeutel, raha-kukkarolle, raha-kukkarosta, dem, aus dem Geldbeutel. Wie im Hebräiſchen geſchehen keine Zuſammenſetzungen unmittelbar mit den Präpoſitionen; die da vorkommen, ſind dem Schwediſchen nachgeahmt. Auch gibt es urſprünglich keine zuſammengeſezten Zeitwörter. Was dem Finnen darin abgeht, erſezt er durch ſeine Kaſus, durch Umſchreibungen oder durch ſeine Simplicia, woran er einen um ſo größern Reichthum hat. Beſonders die Zeitwörter bieten nicht nur einen großen Ueberfluß an Ausdrücken für die feinſten Schattirungen des Sinns: durch das unmittelbare Anſchmiegen des Lauts an die äußern Gegenſtände und das Spielen mit dem Schalle werden ſie eine Quelle, die ſich beſtändig von Neuem aus ſich ſelbſt erzeugt. Der Finne bildet oft, um die in ſeinen Geiſt aufgenommene äußere Natur um ſo getreuer zurückzuſpiegeln, ganz neue Wörter, die jedoch der Andere, mit dem Geiſt der Sprache eben ſo vertraut, unmittelbar verſteht. Daher rührt auch die überaus große Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, die allen echt finniſchen Dichtungen eigen ſind, und die keine Ueberſetzung wiederzugeben vermag; daher auch die eigene, hohe Naivität der Sprüchwörter, wovon die Sprache überfließt. Ueberhaupt iſt die Sprache eine der bildſamſten zu nennen, nur mit der Eigenthümlichkeit, daß die Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen der Bedeutung mehr organiſch, d. h. durch Flexion oder innere Modifikation der Wurzel, als durch mechaniſch von außen angehängte Wörter angegeben werden.

Zum eigentlichen Reime taugt die finniſche Sprache wenig; ihn erſezt aber eine eigene Alliteration, die darin beſteht, daß zwei oder mehrere Wörter in jedem Verſe denſelben Anfangsbuchſtaben haben. Auch ſo viele gleich oder ähnlich lautende Sylben, als möglich, folgen nach den gleichlautenden Anfangsbuchſtaben. Völlig orientaliſch iſt auch der Parallelismus der finniſchen Sprache, dem zufolge zwei, drei oder vier Verſe nach einander denſelben Gedanken wiederholen.

Als Sprachprobe geben wir den Schluß einer Rune, die den Streit Wäinämöinens, des Apollo der Finnen, mit Joukkawainen, einem jungen übermüthigen Rieſen, ſchildert:

Leúwat lüku, paá järisi
Kíwet rännalla rakóowi,
Päet paúkku kállióla
Wäinamóisen laúlaïssa;
Pórtit Pòhjolan répesi,
Ilman kánnet kátkeilé
Wäinamóisen láulaïssa.

Wange wankte, Haupt erbebte,
Und des Ufers Kieſel klafften,
Und der Berge Kerne krachten
Vom Geſange Wäinämöinens;
Thor des Nordens fiel in Trümmer
Und des Himmels Bogen brachen
Vom Geſange Wäinämöinens.

Im Folgenden theile ich nun eine Auswahl aus dem zum Theil höchſt originellen Sprüchwörterſchaze der Finnen mit. Abgeſehen von dem tiefen moraliſchen oder poetiſchen Sinn, der manchen dieſer Redensarten inwohnt, geben ſie in ihrem Complex ein intereſſantes Bild vom Charakter und den Sitten eines merkwürdigen Volkes, von welchem im Treiben der europäiſchen Welt ſo wenig die Rede iſt. *

(Die Fortſezung folgt.)

* Wir laſſen die Sprüchwörter gruppenweiſe, wie es der Raum erlaubt, folgen. A. d. Red.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, October.

Aufhören der Cholera.

Die Cholera und das endloſe Geſchrei über dieſelbe laſſen endlich nach; ein Glück für die Menſchheit, für die Stadt Rom insbeſondere, und, wenn man ſo raſch vom Großen auf's Kleine kommen darf, für einen Korreſpondenten, der von dem, was vorgeht, Bericht erſtatten ſoll, und von

nichts reden hört, als Krankheit und Todesfällen. Nachdem das Uebel bis zu Ende Augusts immer zahlreichere Opfer verlangt hatte, nahm es allmählich ab, und jezt iſt deren Zahl ſo vermindert, daß man mit gutem Grunde baldigem Aufhören entgegenſehen kann. Aber Rom wird noch lange dieſer beiden Monate gedenken: es war eine Zeit des Entſetzens, der Trauer, der Rathloſigkeit; lange noch werden die Folgen ſichtbar bleiben in der Störung der Geſchäfte, dem Stoße, welchen der Wohlſtand unmittelbar wie mittelbar erlitten hat, der Menge verwaiſter und verarmter Familien. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, die Zahl elternloſer Kinder aus der unterſten Claſſe iſt ſo groß, daß ein neues Waiſenhaus eingerichtet werden muß. Nach ungefährter Schäzung beläuft die Zahl der im Auguſt und September Geſtorbenen ſich auf etwa 10,000; mehr als eben ſo viele von den Einwohnern haben die Stadt verlaſſen. Einige ſind in den Umgebungen, die Meiſten nach Umbrien, der Mark, Toskana u. ſ. w. Selbſt wenn die Krankheit bald völlig aufhören ſollte, iſt kaum daran zu denken, daß Rom im kommenden Winter von Fremden beſucht werden wird. Man kann es ihnen auch nicht übel nehmen, wenn ſie ausbleiben. Wer verbürgt, daß nicht neue Fälle vorkommen? und dann iſt Zehn gegen Eins zu wetten, daß die Regierung, welche von ihrem Glauben an die Contagioſität durch keine Erfahrung abzubringen iſt, wieder dieſelben Maßregeln trifft, und, wenn es ihr auch gelingt, in der Stadt, unter ihren eigenen Augen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, nicht dazu gelangen kann, die entfernteſte Autorität im Lande auszuüben, die Communikationen offen zu halten, Eigenmacht und Gewaltthätigkeit zu hindern. Wer den Unfug, der in der Umgebung Roms ſtattgefunden (und zum Theil noch nicht völlig aufgehört) hat, nicht mit eigenen Augen angeſehen, möchte geneigt ſeyn, ſelbſt eine unter der Wirklichkeit bleibende Darſtellung für übertrieben zu halten. Dieſe Geſezloſigkeit und Confuſion war nicht ohne ihre komiſche Seite; aber für den, welcher darunter litt, trat die ernſte leider nur zu ſehr hervor. Jezt hat es ſich zwar etwas geändert, aber des Uebels iſt noch immer über und über genug. Es gehen Dinge vor, die man in einem auf Civiliſation Anſpruch machenden Lande für unmöglich halten ſollte. Während in Rom täglich zwiſchen 3 und 400 Menſchen ſtarben, wurden die aus Toskana kommenden Reiſenden erſt dann eingelaſſen, wenn ſie vierzehn Tage in Florenz oder Siena verweilt hatten, weil in Livorno ein halb Dutzend Cholerafälle des Tags ſtattfanden; in Civitä vecchia, wo gleichfalls die Krankheit iſt, mußten die fremden Fahrzeuge nach wie vor Quarantäne halten, eben ſo die von Neapel kommenden Reiſenden in Terracina. Und doch waren faſt die lezten Spuren der Krankheit in Neapel verſchwunden. Die dortige Regierung ſchien endlich, nach mehr denn ein Jahr langem Bedenken, durch die ſizilianiſchen Ereigniſſe zu dem Glauben gebracht worden zu ſeyn, daß die Cholera nicht anſteckend ſey, und man das auf die Geſundheitscordons verwandte Geld anderswo beſſer brauchen könne. Aber im gegenwärtigen Augenblick iſt in Fondi wieder eine Contumaz gegen den Kirchenſtaat verordnet worden, und dies zu einer Zeit, wo der Geſundheitszuſtand Roms ſich mit jedem Tage beſſert. So läßt Rom nichts von Neapel, Neapel nichts von Rom ein — ſchöne Repreſſalien! — Das Innere des Landes bietet gleich tröſtliche Erſcheinungen dar. Nach einem langen Edikte ſoll man, wenn man in's Ausland will (worunter nur die Lombardei zu verſtehen, da Toskana Niemand ohne Quarantäne über die Grenze läßt), bei Civitä Caſtellana durch- und eingeräuchert werden und dann überall ungehinderte Paſſage haben, bis man ſich mit Gottes Hülfe in ein Land gerettet, wo noch geſunder Menſchenverſtand und geſezliche Ordnung zu Hauſe ſind. Aber, von Civitä Caſtellana angefangen, läßt keine einzige Stadt die auf dieſe Weiſe desinfizirten Reiſenden durch; führt ein Weg um den Ort, ſo mögen ſie ihn einſchlagen, ſonſt ſteht ihnen das Umkehren frei. Das kleine Städtchen Albano, die erſte Poſtſtation auf dem Wege nach Neapel, macht jedem Wagen, der bloß durchfahren will, unſägliche Eviranen, und wer von den Bewohnern einmal die Hauptſtadt betreten hat, iſt exilirt. Andere Orte ſind noch heldenmüthiger. Paleſtrina, auf ſeine Cyclopenmauern trozend, iſt von den päbſtlichen Dragonern vergebens zur Uebergabe aufgefordert worden; ſchmachvoll ſind die Schüſſelſoldaten abgezogen, wie Rienzi's Römer, als die Colonnas noch Präneſte inne hatten. Man muß nicht glauben, es gehe dabei immer ruhig und ordentlich zu. Bleibt uns vom Halſe, iſt die Loſung, ſonſt kennt man keine Mäßigung! Das Geſindel iſt mit Flinten bewaffnet und gewaltig unerſchrocken, wenn es Wehrloſe vor ſich ſieht. Wozu helfen die ewigen Notifikationen, wenn man nicht die Macht hat, ihnen Anſehen zu verſchaffen, wenn ſie an eine Maſſe gerichtet ſind, die nur das Recht des Stärkern anerkennt, und deren Bildung (wenn überhaupt von ſo etwas die Rede ſeyn kann) unter Null iſt? — Hier, in der Stadt ſelbſt, hat das Volk ſich weit beſſer benommen, als man im erſten Augenblick fürchten mußte. Mit einer einzigen Ausnahme, iſt es nicht zu Exzeſſen gekommen. Wäre aber die Krankheit nicht plözlich mit einer ſolchen Heftigkeit aufgetreten, daß der Schrecken die Stelle aller übrigen Gemüthsbewegungen einnahm, ſo würde es wohl der Regierung weniger leicht geworden ſeyn, ihren Maßregeln Gehorſam zu verſchaffen. Sieht man einmal von dem urſprünglichen, grundfalſchen Syſtem derſelben ab, ſo kann man einzelnen Anordnungen ſeinen Beifall nicht verſagen. Die Vorkehrungen zum Beſten der arbeitenden Claſſen, welche durch die Schließung vieler Fabriken, Ateliers u. ſ. w. in der ſchlimmſten Lage waren, und die Beſtrebungen, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und der Willkür zu ſteuern, waren lobenswerth und haben gute Früchte getragen. Man muß, wie es wohl geſchieht, beim Tadeln nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten. Weshalb ſoll man in der Hauptſtadt des Katholizismus nicht die ſeit vielen Jahrhunderten verehrten Reliquien ausſtellen und Indulgenzen verkünden, wenn das Volk, im Glauben an dieſelben aufgewachſen, ſie für ſegenbringende Palladien hält? Die Mönchsorden haben in dieſen Tagen der Noth und Prüfung bewieſen, daß ſie bereit ſind, den Leidenden auch noch auf andere Weiſe beizuſtehen, als durch Gebet hinter feſtverriegelten Kloſterthüren. Sie haben ſich am wenigſten geſcheut, dem Feinde in's Geſicht zu blicken. — Hoffentlich iſt dies das lezte Mal, daß wir über die Cholera in Rom zu berichten haben. Regengüſſe gleich Wolkenbrüchen haben die Luft ordentlich abgekühlt; der Oktober, der Villeggiaturmonat der Römer, iſt vor der Thüre. Heiter wird er zwar nicht ſeyn, wie in beſſern Jahren, aber wir heißen ihn willkommen, wenn er uns von dem ſchlimmen Feinde befreit, wenn er Galerien und Muſeen, öffentliche Anſtalten und Paläſte wieder öffnen hilft, und uns an ſchon kühlern, aber ſonnenhellen, erquickenden Tagen, unter wiederaufſteigendem Grün der Gärten und der Campagna, erfreulicheren Stoff zur Unterhaltung bietet, als die zu Ende gegangene Sommerszeit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 17. Oktober 1837.

— Rome, the nurse of judgment,
Hath sent one general tongue, this good man,
This just and learned priest.

Shakespeare.
Henry VIII.

Savonarola.

Wir geben im Folgenden aus dem in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden Gedicht Savonarola von Nic. Lenau einen Abſchnitt, der für ſich ein Ganzes bildet.

Es iſt bekannt, unter welchen Umſtänden in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der Dominikaner Girolamo Savonarola zu Florenz als Sittenprediger und Kirchenreformator auftrat. In der folgenden Epiſode predigt der Franziskaner Mariano wider ihn im Dom von Florenz; Savonarola antwortet ſiegreich.

* * *

Mariano.

Er hat die Kanzel heut beſtiegen
Am Feſte Himmelfahrt und rafft,
Savonarola zu beſiegen,
Zuſammen ſeine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erſchallen
Der Predigt das Exordium,
Blickt er mit großem Wohlgefallen
Erſt in der Kirche rings herum.

Es ſchwelgt ſein Auge in den Ehren,
So viele lauſchten ihm noch nie:
Der Fürſt, die Gonfalonieren,
Der Adel und die Signorie.

Sie harren Alle ſeiner Rede,
Es borcht das Volk gedrängt und dicht,
Wie er beſtehen mag die Fehde,
Was heute Mariano ſpricht.

Mariano! ſeiner Redemeiſter!
Sieh zu, daß du den Feind beſiegſt!
Mariano, tummle deine Geiſter,
Daß du nicht ſchmählich unterliegſt!

Laß deinen Cicero erſchallen!
Laß klingen den Virgilius!
Laß Platon's Geiſt vorüberwallen
Mit ſeinem tiefen Zaubergruß!

Laß Ariſtoteles ertönen,
Der die Gedanken ſpaltend mißt
Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
So fein, daß ſie das Herz vergißt!

Schon haſt du ſie heraufbeſchworen,
Und Viele hören dich entzückt,
Denn claſſiſch rauſcht's um ihre Ohren,
Sie ſind der Gegenwart entrückt;

Sie ſind der Gegenwart entriſſen,
Und aller Sünde, Schmach und Noth,
Und ihrem ſtrafenden Gewiſſen;
Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Verſpottet werden die Propheten,
Wie ſie ſo überſichtig ſpähn
Und plump die Roſen niedertreten,
Die hier am Wege freudig ſtehn.

Mariano ſchont der zarten Roſen,
Wenn er das Volk zur Wehmuth rührt,
Und ſanft, mit väterlichem Koſen
An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzo wird Mariano's Predigt
Rauh, ungeſtüm mit einemmal,
Indem ſein Herz ſich frei entledigt
Des Haſſes und der Neidesqual:

„Girolamo! du Volksbetäuber!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finſtrer, ſtürmiſcher Asket!

Dein heißer Hauch weht unheilſchwanger,
Ein Samum, durch die ſchöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude todt zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auserkor,
Was willſt du Zwietracht dann entzünden
Und rufſt den blut'gen Krieg hervor?

Haſt du der Kirche nicht demüthig
Einſt den Gehorſam angelobt?
Iſt das Gehorſam, was ſo wüthig
Aus dir auf Pabſt und Kirche tobt?

O Freunde! glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer ſieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, ſo bald, ſo bald entflieht!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüſten;
Den Gott in eurer Bruſt vermag
Nicht gleich zu ſtören, zu verwüſten
Des Herzens muntrer Freudenſchlag.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortſetzung.)

Margarethe war eines Rathsherrn Tochter von hier und wurde ſeit ihrem vierzehnten Jahre auswärts erzogen. So lieb ſie aber auch ihre Verwandten hatte, ſo gefiel es ihr doch nicht ganz in deren Hauſe; denn die Stadt, in der ſie lebten, war zwar ebenfalls eine Reichsſtadt, wurde aber von Adeligen regiert, welche überall das große Wort führten und ihre Mitbürger ſehr über die Achſel anſahen; dann war ſie auch zum größten Theile katholiſch, und die wenigen Proteſtanten, die darin wohnten, glaubten ſich — ob mit Recht oder Unrecht, iſt mir unbekannt — nicht bloß im Stillen von den Lebenden angefeindet, ſondern ſogar von den Geiſtern der Verſtorbenen beunruhigt. Als es nun Margarethen einige Male Nachts widerfahren war, daß ſie, wie es ihr ſchien, durch eine kalte Hand, die ihr über's Antlitz ſtrich, aufgeweckt wurde, auch die Mägde im Hauſe behaupteten, ein todter Mönch, Namens Bonifaz, ſpuke auf den Gängen und in den Kammern, und reiße ihnen oft die Bettdecke weg, ſo ſchrieb ſie einſt einen kläglichen Brief in die Heimath, welcher zur Folge hatte, daß ihr Vater alsbald herüber kam, um ſie abzuholen.

Die Art, wie ſie ihre Reiſe bewerkſtelligten, war nun freilich nicht ſo bequem, wie man es jetziger Zeit den jungen Frauenzimmern macht; denn der Vater nahm das Töchterchen zu ſich auf's Pferd, und ſo ritten ſie, wie die Haimonskinder, mit einander zum Thore hinaus; aber Margarethe war froh, endlich wieder in die Heimath und von den leichtfertigen Agathen und Crescenzen zu den ſittſamen Even und Eſthern zu kommen. Ihr Weg führte ſie durch einen tiefen Wald, wo ſie auf einem ebenen Fußpfade fortritten. Der Vater ließ das Pferd ſachte gehen, die Tochter aber wünſchte weit davon zu ſeyn, denn es wurde Abend und ihre Angſt vermehrte ſich, als finſtere Wetterwolken am Himmel aufzogen und den Reiſenden vollends den kleinen Reſt von Tageslicht wegnahmen. Das Pferd ging ſeinen unbarmherzigen Schneckentritt fort, Margarethe aber in ihrer Noth erſann ſich ein Mittel, die Reiſe zu beſchleunigen; ſie zog leiſe ihr Taſchenmeſſerchen, und indem ſie ſich feſt an den Vater hielt,

beugte ſie ſich hinunter, eine Gerte im Gebüſch abzuſchneiden; dies gethan, räuſperte ſie ſich heftig und verſetzte zugleich dem Pferd einen Streich in die Seite, worauf es ungeſäumt einen ziemlichen Trab anſchlug. „Hoho, preſſirt's ſo, Brauner?“ rief der Vater, indem er die Zügel anzog; „mach dir's nur bequem, wir haben einen weiten Weg, kommen heute doch nicht mehr heim.“ Das Schelmengeſicht hielt ſich mäuschenſtille, wiederholte aber nach einer Weile ihr Manöver. „Was Teufels hat denn der Burſch im Kopf?“ rief der Vater und blickte allenthalben umher. Als aber das Roß zum dritten Male ſich in Trab ſetzte, hatte er eben noch das Geräuſch, das die Gerte machte, vernommen, ſah ſich ſchnell um und ertappte Margarethen auf friſcher That. „So, du biſt das Geſpenſt, das meinen armen Braunen ſo im Athem erhält?“ rief er, „kein Wunder doch, daß du dich ſo feſt um meine Hüften klammerſt! Willſt du gleich die Gerte fallen laſſen oder ſoll ich dich hier mitten im Walde abſetzen? — Sey nur ruhig,“ ſetzte er hinzu, „es geht nicht mehr lange ſo fort, drüben hinter dem Walde kehren wir ein; es dauert keine Stunde mehr, und ich mag das Pferd nicht unnöthig müde machen.“

Margarethchen ergab ſich geduldig in ihr Schickſal und wagte nur von Zeit zu Zeit einen leiſen Stoßſeufzer, auf einmal aber rief ſie: Jeſus Maria! denn die Büſche kniſterten laut, aus einem Seitenwege brach ein Reiter hervor, von einem dunklen Mantel umflogen, und hielt dicht vor ihnen an. „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!“ ſprach er mit gedämpfter Stimme. Margarethe aber erwiderte ſo ſchnell, als ob Leben und Tod an einem Augenblick hinge: „In Ewigkeit!“ — „Was zum Henker!“ rief der Vater, „was ſollen die Fratzen? iſt Er's, Urban?“ — „Freilich, Herr Senator! Seyd Ihr's? ich glaubte ich käme zu ganz andern Leuten.“ — „Wo geht denn der Weg her?“ — „Da hinten vom See. Mein Vater hat eine Feuerſpritze dorthin verkauft, und da die Käufer ſie mit eigenen Pferden abholten, muß ich jezt allein heimreiten.“ — „Nun, Er kann ſich zu uns halten, wenn Er will; für heute wird Er's ohnehin ſatt haben. Aber ſag' Er mir nur, mit was für katholiſchen Sprüchen kommt Er mir da angezogen? hat Er ſich etwa mit ſeiner Spritze umtaufen laſſen?“ — „Wenn man ſo allein in der Nacht iſt und viel Geld bei ſich hat,“ entgegnete der Andere zögernd, „ſo thut man wohl, gegen Jeden, der Einem begegnet, höflich zu ſeyn, und da ich auf dieſe Art mit der Parole angerufen wurde, ſo hielt ich's für das Gerathenſte —“ — „Mit den Wölfen zu heulen?“ fiel der Vater ein. — „Ja, geehrter Herr Senator!“ antwortete der junge Mann getroſt. — „Nun, da ſiehſt du, für was man dich hält!“ rief der Vater zu ſeiner Tochter herum, die ſich hinter ihm verbarg. — „Aus ihrem Gruße,“ fuhr er gegen Urban fort, „kann man abnehmen, woher ſie kommt; ſie wird aber das Ave Maria ſchon zu Hauſe wieder verlernen. — Hui, jezt wollen wir die Gäule austraben laſſen!“ rief er, als ein heftiger Donnerſchlag fiel, „wir ſind auf der breiten Straße; Gretchen, halte dich feſt an mich! Vorwärts!“

Kaum hatten ſie das Wirthshaus erreicht, ſo ſchlug der Regen praſſelnd auf die Dächer, das Gewitter aber ging mit wenigen Schlägen vorüber. Margarethe mußte heimlich lachen, als ſie den Mantel, der ihr ſo ſchauerlich vorgekommen war, für einen gewöhnlichen grauen Reitermantel erkannte, aus welchem ſich ein hübſcher, ſchlanker Menſch mit Wangen wie Aepfel herauswickelte. Er ſezte ſich auf ihres Vaters Einladung zu ihnen an den Tiſch; der Senator, welcher ein großer Liebhaber von Schnecken war, und wußte, daß dieſelben von der Wirthin dieſes Hauſes vorzüglich gebraten wurden, hieß ſie ſogleich ſeine Leibſpeiſe zubereiten. Bald kamen auch die Schnecken dampfend auf den Tiſch, und er machte ſich mit großem Behagen darüber her, Margarethe aber, der er davon anbot, wies ihn mit einem Schrei des Abſcheus zurück. Auch Urban ſchien keinen Geſchmack an dem häßlichen Gewürme zu finden, und beſtellte ſich Strauben, eine ſehr wohlſchmeckende Art von Pfannkuchen. Zu dieſem Gerichte leitete ihn wahrſcheinlich der Gedanke, daß damit zugleich für ſeine Reiſegefährtin geſorgt ſeyn könnte; als aber die Strauben aufgetragen wurden, hatte er nicht den Muth, ihr davon anzubieten. Nun durfte die arme Margarethe mit langem Magen zuſehen, wie ihr Vater in die Schnecken und Urban in die Strauben einhieb; der Leztere aß zwar zögernd und warf bei jedem Biſſen einen verlegenen Blick auf das Mädchen; er hätte ihr gar zu gerne davon gegönnt, Margarethe aber meinte, er ſehe ſie aus Schadenfreude ſo an, er thue ſich etwas auf ſein vieles Geld, und weiß der Himmel auf was mehr zu Gute, und faßte innerlich einen unbeſchreiblichen Aerger gegen den hübſchen jungen Menſchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der amerikaniſche Frauenverein zu Abſchaffung der Sklaverei.

In keinem Lande der Erde ſind die Frauen freier und ſelbſtſtändiger, als in den Vereinigten Staaten. Wie Alles in dieſem wunderbaren Lande, nimmt auch dieſe Freiheit und Selbſtſtändigkeit einen großartigen Charakter an. Am 9ten Mai und den folgenden Tagen wurde zu New-York eine allgemeine Verſammlung des Frauenvereins zu Abſchaffung der Sklaverei gehalten, und die Zeitungen berichteten über die Verhandlungen. Folgendes daraus mag den Leſern beweiſen, daß die amerikaniſchen Frauenvereine zu öffentlichen Zwecken

ſich — ohne Spott geſagt — zu unſern weiblichen Lotterievereinen zum Beſten Abgebrannter oder Verwahrloſter verhalten wie das gigantiſche Netz eiſerner Handelswege in Amerika zu der Nürnberger Eiſenbahn.

* * *

Der Verein wurde von 71 Abgeordneten aus den Staaten New-Hampſhire, Maſſachuſſets, Rhode-Island, New-York, Jerſey, Penſylvanien und Ohio geſtiftet; 103 weitere Damen wurden zu korreſpondirenden Mitgliedern ernannt, und ſie ſcheinen ſo ziemlich alle der allgemeinen Verſammlung beigewohnt zu haben. Die Verhandlungen gingen in der beſten Ordnung vor ſich; die Vorſchläge wurden mit Ruhe, Würde und in aller Form beſprochen, und ſämmtliche Theilnehmerinnen ſchienen beſeelt von den religiöſen Gefühlen, welche den Verein in's Leben gerufen haben. — Gleich zu Anfang wurde zu Betrachtung der Sklaverei der richtige Standpunkt feſtgeſetzt. „Wir freuen uns zwar,“ heißt es, „daß unſere Brüder und Schweſtern in der Sklaverei heutzutage nicht mehr ſo grauſam und barbariſch behandelt werden; aber wir verlieren nie aus den Augen, daß es ſich nicht um die Behandlung, ſondern um den Grundſatz handelt, und daß ein Gebrauch, der den geheiligten Rechten der Menſchheit geradezu zuwiderläuft, vorweg zu verdammen iſt.“ — Verſchiedene Beſchlüſſe wurden gefaßt, und darin unter Anderm als Grund, warum die nördlichen Staaten ſich mit der Sklavenfrage nicht befaſſen mögen, ganz richtig das Handelsintereſſe angegeben. Die Mitſchuld, welche jene Staaten damit auf ſich laden, wird als Nationalverbrechen bezeichnet. — Die Damen bleiben aber in ihrer Humanität nicht bei der Theorie ſtehen. „Da,“ heißt es in einem andern Beſchluß, „gewiſſe Rechte und Pflichten allen moraliſchen Weſen gemein ſind, ſo iſt es endlich an der Zeit, daß das Weib in dem ihr von der Vorſehung angewieſenen Kreiſe ſich bewege, und ſich nicht mehr in die Schranken bannen laſſe, welche Sittenverderbniß und falſche Auslegung der heiligen Schrift um ſie gezogen; ſo hat das Weib das Recht, wie die Pflicht, ſich der Unterdrückten in dieſem Lande anzunehmen und mit Allem, was ihr zu Gebot ſteht, mit Wort und Feder, mit Geld und Beiſpiel auf Vernichtung des abſcheulichen Sklavenweſens in Amerika hinzuwirken. — Der Verein hegt die Ueberzeugung, daß das gegen die farbige Bevölkerung beſtehende unmenſchliche Vorurtheil die Haupturſache der Sklaverei in Amerika iſt. Je mehr unſere unglücklichen Brüder und Schweſtern in unſerer Nähe mißhandelt werden, deſto inniger ſind wir von der Ungerechtigkeit dieſes unchriſtlichen Vorurtheils überzeugt, das ſie an den Boden unſerer ſogenannten Freiſtaaten ſchmiedet, das ihnen alle Quellen des Unterrichts und der evangeliſchen Lehre verſchließt und ſie in den Banden des Götzendienſtes zurückhält. Es iſt alſo eine heilige Pflicht für jedes amerikaniſche Weib, um Ausrottung dieſes ſchrecklichen Uebels zu beten und im Namen der chriſtlichen Gleichheit laut zu verlangen, daß die Hautfarbe einen Menſchen ſo wenig von der Rechtsgleichheit ausſchließen ſolle, als die Farbe der Haare oder der Augen. Es iſt Pflicht jeder Abolitioniſtin, Alles zu thun für Errichtung und Unterhaltung von Schulen, welche Jedermann ohne Unterſchied der Farbe offen ſtehen. Wir werden unſern ganzen Einfluß aufbieten, um die Emancipation unſerer farbigen Freunde herbeizuführen; und ſo lange es noch in unſern Kirchen abgeſonderte Bänke für ſie gibt, werden wir uns dorthin ſetzen und neben ihnen beten.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Liverpool, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Stadt.

Zwei oder drei ähnliche Widerwärtigkeiten, die ſich im Laufe der nächſten Woche ereigneten, hätten einem Aengſtlichen die Eiſenbahn entleiden können; ich aber ließ mich getroſt vom Dampfwagen gen Liverpool nehmen und kam daſelbſt auch wohlbehalten an, den erwähnten, unvermeidlichen Schwindel abgerechnet. Wer nun, wie ich, ohne Kaufmann und ohne Auswanderer nach Amerika zu ſeyn, die erſte Woche des Septembers zu einer Reiſe nach Liverpool wählte, mit dem Vorſatze, trotz völligen Mangels an Bekanntſchaft wenigſtens vierzehn Tage dort zu verweilen, den konnte nur Ein Motiv treiben, the seventh meeting of the british association for the advancement of science. Damit ſoll keineswegs geſagt ſeyn, daß Liverpool allein einer Reiſe dahin und eines vierzehntägigen Aufenthaltes nicht werth ſey; aber wer gerade in der Zeit hinging, wo der britiſche Verein dort ſeine Sitzungen und ſeine Schmauſereien hielt, und nicht ſelbſt Mitglied des Vereins oder ſonſt zuläſſig war, der hatte die unglücklichſte Zeit des ganzen Jahrs gewählt. Alles iſt für die Mitglieder des britiſchen Vereins in Beſchlag genommen, Alles mit den Mitgliedern deſſelben beſetzt; man kann hier das Höchſte ſeyn und iſt nichts, ſobald man nicht Mitglied des britiſchen Vereins iſt.

Liverpool iſt nächſt London die größte britiſche Handelsſtadt, und in Folge ſeiner Lage am Ausfluſſe des ſchiffbaren Merſey in's iriſchländiſche Meer wenigſtens zu drei Viertheilen eine Seeſtadt. Der Hafen von Liverpool iſt anerkannt ein Meiſterwerk der Kunſt, ſeine dreizehn Docks mit den Schiffen aller ſeefahrenden Nationen erregen Bewunderung, und wer eigentlich wiſſen will, was Waarenſpeicher und Waarenvorräthe ſind, mag ſich eine halbe Woche lang in den, ganze Straßen einnehmenden, oft neun Stockwerke hohen und mit den Produkten jeder Zone angefüllten Gebäuden umherführen laſſen. Dann die Manufakturſtadt mit ihren Tabaksfabriken, Zuckerſiedereien, Eiſengießereien, Bierbrauereien. Nun ein Spaziergang nach der Terraſſe auf dem Mount pleasant: rechts die vielen, amphitheatraliſch über einander gereihten, mit Gärten untermiſchten Landhäuſer, links zu den Füßen des Beſchauers Liverpool, die Stadt, die Seeſtadt, die Handelsſtadt, die Manufakturſtadt, die ſchön und hell gebaute Stadt, darüber hinaus der ſilberglänzende Merſey, auf ſeinen ſpiegelnden Wellen das rege Leben zahlloſer Schiffe, Segelſchiffe und Dampfſchiffe, leichte Boote und ſchwere Kauffahrer, und in blauer Ferne die Nebelküſten von Wales; weiter ein Beſuch des botaniſchen Gartens, intereſſant ſelbſt für den Nichtbotaniker; ferner unter den öffentlichen Gebäuden Achtung vor der prächtigen, mit corinthiſchen Säulen gezierten Façade des Stadthauſes und vor der, drei Seiten eines Vierecks bildenden Börſe, und den Hut ab vor dem Denkmale, welches den freien Raum innerhalb dieſer drei Seiten ſchmückt. Wem zu Ehren es errichtet worden, ſagen mit edler Beredſamkeit — und eine andere Inſchrift trägt das Monument nicht — die dreimal im Umkreiſe wiederholten Worte: England expects every man to do his duty. So ſprach Nelſon vor der Schlacht von Trafalgar, und die ſo Angeredeten thaten, was England von ihnen erwartete — ihre Schuldigkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 18. Oktober 1837.

— Ich hätte können zärter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.
Goethe.

Liebeszauber.

(Fortſetzung.)

„Gretchen,“ ſagte endlich der Vater, der das Ding eine Weile ſo im Stillen mit angeſehen hatte, „du wirſt doch auch etwas eſſen wollen? Wenn du Strauben willſt, darfſt du's nur ſagen.“ Urban nahm ſich zuſammen und ſtotterte: „Warum ißt denn die Jungfer nicht von dieſen?“ — „Sie ſind nicht mein,“ erwiderte Margarethe trocken. — „Mir liegen ſie nicht am Herzen,“ verſicherte er, „und wenn ſie aus ſind, ſo kann man ja noch mehr machen. Ich habe gemeint, ſie ſeyen „in's Genere“ gebracht,“ fügte er hinzu, indem er die Platte von ſich weg und etwas gegen Margarethen zuſchob. „O, es ſcheint, der Herr könne wohl allein damit fertig werden,“ verſetzte ſie ſchnippiſch. „Nun, ſey nicht ſo dumm!“ ſagte ihr Vater, indem er ihr die Platte bot, „wenn der Vetter nichts dagegen hat, ſo iß mit ihm.“

Es bedurfte noch einiges Zuredens, in welches endlich Urban herzhaft einſtimmte, und als Margarethe die erſten Biſſen gekoſtet hatte, erlaubte ihr der Appetit nicht, länger zu trotzen. Am andern Morgen bei der Abreiſe bezahlte der Senator, ſo ſehr ſich Urban dagegen wehren mochte, die ganze Zeche.

Nun iſt es nicht zu leugnen, daß Margarethen der unerwartete Reiſegenoſſe damals ziemlich in die Augen geſtochen hatte; aber zugleich trug ſie ihm ſeine vermeintliche Ungefälligkeit in einem unerbittlichen Herzen nach, und ſo ſehr auch Urban ſich bemühen mochte, ihre Gunſt zu erlangen, ſo verkannte ſie ſeine herzlichen Beſtrebungen gänzlich und bediente ſich jeder Gelegenheit, ihm ſchnippiſch zu begegnen, weil ſich einmal die Meinung von ſeinem Hochmuth und ſeiner Liebloſigkeit bei ihr feſtgeſezt hatte. An Gelegenheiten hiezu fehlte es nicht, denn du wirſt dir denken können, daß die damalige Jugend ſo tanzluſtig war als die heutige, nur daß es zur Anordnung eines Balles nicht ſo vieler Umſtände bedurfte; zwei Geigen und ein Baß machten die ganze Muſik aus, und ſtatt ſich auf die Fußſpitzen zu heben und zu liſpeln: „Mein Fräulein, darf ich mir die Ehre der nächſten Tour ausbitten?“ wie es jezt Mode iſt, wandelte der junge Tänzer ehrbarlich in den Schwarm der ſchälernden und plaudernden Mädchen und ſagt zu derjenigen, auf die er ſein Auge geworfen hatte: „Jungfer, will Sie ſo gut ſeyn und einen Tanz mit mir machen?“

Margarethen wurde dieſe Ehre oft zu Theil, denn ſie war ohne Widerrede die zierlichſte und gewandteſte Tänzerin in der ganzen Stadt, und dies hätte allein ſchon hingereicht, wenn nicht überdies die jungen Männer ſämmtlich darin übereingekommen wären, ſie auch für das

hübſcheſte Mädchen auszugeben, und man darf wohl ſagen, daß Margarethen, ob ſie gleich kein ſeidenes Kleid mit Puffärmeln trug, doch ihr ſchwarzes, mit ſilbernen Haken und Kettchen gehefteteſ Mieder und das Florhäubchen, das auf den glattgeſcheitelten Haaren ſaß, ganz gut zu Geſichte ſtand. An Tanzgelegenheiten fehlte es, wie geſagt, nicht; Zunftfeſte und Hochzeiten gaben eine Menge Feiertage im Jahr, an welchen, da Alles unter einander vervettert und verbaſet war, die ganze Stadt Theil nahm. Hier trafen faſt jedesmal die beiden jungen Leutchen zuſammen; Urban, von ſeiner Mutter, der er jenes Reiſeabenteuer gebeichtet hatte, tüchtig ausgeſcholten, ſuchte den Abfall von der guten Lebensart durch die ausgeſuchteſten Manieren, deren er fähig war, wieder gut zu machen, aber es war vergebens; nicht als ob ihn etwa einer ſeiner Genoſſen ausgeſtochen hätte, denn im Punkt des Aeußerlichen war keiner vorzüglich; aber Margarethe legte ihm ſein Benehmen eine Zeitlang falſch aus, und als ſie zu ihrem nicht geringen heimlichen Vergnügen auf einmal beſſere Einſichten erlangte, ſo änderte dies zwar ihre Geſinnungen, aber nicht ihr Benehmen gegen ihn, denn es ging ihr wie es jungen Mädchen oft widerfährt: einerſeits hatte ſie ſich in ihr eigenes Trotzköpfchen verliebt, und dann fand ſie bald ein beſonderes Vergnügen darin, den armen Jungen zu necken und zu quälen. Dies koſtete ihr keine große Mühe; da er ein ſehr ungelenker Tänzer war, ſo ließen ſich darauf manche bald leiſere, bald lautere Mißhandlungen bauen, und ſeine Unterhaltung war, wie er bei den Strauben bewieſen hatte, von der Art, daß ein muthwilliges Mädchen ihm immer etwas abgeben konnte.

Sie machte auch ſo guten Gebrauch davon, daß ſie nach einiger Zeit ſehr unerwartete Wirkungen empfand: Urban zog ſich zu ihrem größten Schrecken von ihr zurück, nicht als ob er, gekränkt und beleidigt, der Sache hätte ein Ende machen wollen, ſondern aus Betrübniß und weil er ſie nur immer mehr gegen ſich aufzubringen fürchtete. Jezt kehrte ſich das Spiel um, Margarethe verlor ihren Muthwillen. Wie ſie ſich aber auch anſtellen mochte, dem Verſcheuchten ihr Herz in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, es war ihrerſeits alles vergeblich, und da ſie ihm ihre guten Geſinnungen nicht ſo gar übermäßig ſichtbar machen durfte, ſo muß man ſeinen Irrthum immer noch erklärlicher und verzeihlicher nennen als den ihrigen. Sie war am Ende feſt überzeugt, Urban habe jeden Gedanken an ſie aufgegeben, und erſt jezt glaubte ſie ihn nicht mehr entbehren zu können; ſie fühlte eine ſolche Sehnſucht, eine ſolche Leidenſchaft, daß ſie verzweifeln zu müſſen meinte.

So fand ſich Margarethe bitter für ihre Unart geſtraft, und die armen jungen Kinder wären ſchwerlich je ein Paar geworden, wenn nicht die ſeltſamſte Betrügerei einer Zigeunerin ihnen zuſammen geholfen hätte. Dieſe wurde nämlich, ganz gegen Geſetz und Herkommen, ſeit einigen Wochen in der Stadt geduldet, und zwar weil ſie der regierenden Bürgermeiſterin einen mächtigen Kropf wo nicht ganz vertrieben, doch wenigſtens um einen guten Theil unſcheinbarer gemacht hatte. Sie trieb ſich bettelnd und wahrſagend in den Häuſern umher und hatte ſich zugleich in den Ruf der Hexerei, namentlich derjenigen, welche der unbeſonnenen Jugend ſo willkommen iſt, zu ſetzen gewußt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Savonarola.

(Fortſetzung.)

„Der Gott, der ſich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenſchein,
Hängt ſüße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh ſie verſchlingt die Todesſchlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie ſich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht ſichtbar Gottes Segen;
O daß es anders würde nie!
Denn unſer Glück auf ſichern Wegen
Lorenzo führt von Medici,

Der feſte Schirm, der kluge Rather,
Der aller Orten hilft, verſöhnt,
Der Weisheit und der Künſte Vater,
Der uns die weite Welt verſchönt.

Ha! wie ſie jüngſt nach Florenz rannten,
Ein Bettlerzug voll Ungeduld,
Von fernen Fürſten die Geſandten
Um ſeinen Rath, um ſeine Huld!

Der Kaiſer Friedrich ſandte dieſen,
Und Ludwig den von Frankreichs Thron,
Den Johann, Herr der Portugieſen,
Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
Für Ungarns mächtigen Corvin;
Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
Ein Ruhmeskranz, umſtrahlten ihn.

Koſtbar Geräthe und Geſchmeide
Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
Von Afrika's entlegner Weide
Auch ſeltner Thiere eine Schaar.

Die wilden Zöglinge der Wüſten,
Sie wanderten herüber weit,
Daß ſie erblickten und begrüßten
Lorenzo, das Geſtirn der Zeit.

Die Thiere, die aus Edens Hainen
Der Herr in alle Welt verwies,
Lorenzo ruft — und ſie vereinen
Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Klüfte
Der Sturm des Herrn meerüber trug,
Lorenzo bringt euch ihre Düfte
Auf ſeinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr ſüßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkerſturm verſchollen,
Vergeſſen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Hellene,
Der längſt von dieſer Erde ſchied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch ſpät mit ſeinem ſchönen Lied.

Ihr ſeyd glückſelig ſchon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, wer euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes ſtört!

Seyd ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getroſt hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Menſch verſchulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlaſſen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Menſch von Ewigkeit.

Die Menſchheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht ſchon längſt und ehedem;
Der Strom der heiligen Geſchichte
Entſprang nicht erſt in Bethlehem,

Wenn auch, zur Menſchentiefe wallend,
Der Gottesſtrom ſich nie ergoß
Wie dort, als er in Jeſu ſchallend,
Ein Katarakt, herunterfloß.

Wir aber ſollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiſer fließt in unſern Tagen
Der Strom der Menſchengöttlichkeit!“ —

So ſprach Mariano; — frei und freier
Ihm die Gedanken jezt entfliehn,
Die um den Strom als kecke Reiher
Der heiligen Geſchichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel ſpreizen
Und ſchwärmen, übermüthig froh;
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Girolamo.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Brüſſel, Oktober.

Aufſchwung der Induſtrie.

Im September pflegt in Paris das geſellſchaftliche Leben durch die Abweſenheit ſo vieler bedeutender Perſonen ſehr zu leiden. Der Fremde freilich merkt dies kaum; die Stadt ſcheint ihm noch ſo bevölkert, daß ihm kein Mangel auffällt; aber für den Anſäßigen geht in dieſer Jahreszeit viel verloren. Er kann nichts Beſſeres thun, als dem Beiſpiel ſo vieler Pariſer zu folgen und ſich auch auf Reiſen zu begeben. Aus dieſer Rückſicht ſchlug ich den Weg nach Brüſſel ein, um zu ſehen, wie ſich in den ſieben Jahren ſeines Daſeyns das neue Königreich geſtaltet hat, und welcher Geiſt jezt die Belgier beſeelt, denen man nach der Septemberrevolution 1830 ſo viel Unheil weiſſagte. Von Paris nach Brüſſel fahren die Diligencen jezt in dreißig Stunden, eine Stunde, die man an der Grenzmauth zu verlieren hat, nicht mitgerechnet. Weiter läßt ſich die Eile der Diligencen hier zu Lande wohl nicht treiben. Die königliche Familie ſoll die ſiebzig Lieues von Paris nach Brüſſel in vier-und-zwanzig Stunden zurücklegen; dahin werden es die ſchwerbeladenen Diligencen wohl nie bringen. Man muß ſchon froh ſeyn, wenn ſie ihr Wort halten und in dreißig Stunden den Weg machen. Auf der Rückreiſe ſcheinen ſie es auch nicht ſo ſtrenge zu nehmen, ſondern brauchen vier-und-dreißig Stunden zu derſelben. Die Wagen der beiden Hauptmeſſagerien in Paris fahren immer zu gleicher Zeit ab, und dadurch entſteht ein Wetteifer, welcher keiner der beiden Anſtalten erlaubt, zurückzubleiben. Das Publikum würde bald die Anſtalt ganz verlaſſen, welche ſich häufige Verzögerung zu Schulden kommen ließe. Es wird jedoch bald eine Zeit kommen, wo beide Meſſagerien als langſame Schleicherinnen bei Seite gelaſſen werden; denn die Anlegung einer Eiſenbahn zwiſchen

Paris und Brüssel kann nicht lange verzögert werden; sie muß zu Stande kommen, denn sie liegt im Interesse beider Hauptstädte. Das nöthige Brennmaterial findet sich glücklicherweise auf dem Wege vor; denn schon vor Valenciennes kündigen die vielen auf der Landstraße fahrenden Kohlenwagen und der schwarze Staub, welcher die Landstraße bedeckt und der sich bis tief nach Belgien hinein zieht, die Nähe der Kohlenbergwerke an. Diese jetzt so wichtigen Steinkohlenlager verbreiten in der ganzen Gegend umher einen Wohlstand, ein reges Treiben, einen Gewerbfleiß, wie ihn wenige Gegenden des Festlandes aufzuweisen haben. Diese Betriebsamkeit zeigt sich besonders in der Nähe von Mons bis nach Chaleroy hinauf; Eisengießereien haben sich hier in Menge erhoben, überall ragen dampfende Schornsteine hervor, allenthalben sieht man neue Fabrikgebäude nebst Wohnungen für die Arbeiter; an einigen Orten entstehen ganze Flecken und Dörfer, die Inhaber der Fabrikanstalten besitzen schöne Landhäuser, und überall verschönert sich das Land durch fleißigen Anbau. Aber um die großartigsten Anstalten, welche dem Dampfe und den Maschinen ihr Entstehen verdanken, kennen zu lernen, muß man die Umgegend von Lüttich sehen. Hier wohnt in dem ehemaligen fürstbischöflichen Pallaste zu Seraing der Fürst unter den Fabrikherrn, der berühmte Cockerill, von welchem mehrere tausend Familien abhängen. Auf beiden Ufern der Maas sind verschiedene Dörfer ganz von Arbeitern seiner Anstalten bewohnt. Seraing gegenüber legt eine belgische Compagnie sechs große Hochöfen an; ich hörte, jeder komme auf eine Million zu stehen; auch hier wird ein neues Dorf gebaut werden müssen, um den vielen Arbeitern, die dort Beschäftigung finden, ein Obdach zu verschaffen; es ist eine der großartigsten Anstalten, die ich in Belgien gesehen habe. Schon besorgen die Leute in der Gegend, dieselbe werde alles Brennmaterial, das die Erde rund umher enthält, verschlingen. Ein Steinkohlenlager wird jetzt zur Goldgrube. Jeder Gutsbesitzer sieht auf seinem Boden nach, ob ihn die Natur nicht auch mit einem solchen Lager beschenkt habe, das er in Gold umwandeln kann, wenn er will. Hat das jetzige Zeitalter ein Emblem nöthig, so nehme es einen rauchenden Fabrikschornstein dazu; da, wo sie sich wie Schiffsmasten einer neben dem andern erheben, herrscht sicher der größte Gewerbfleiß und der üppigste Wohlstand. Das alte Lüttich wird in Folge dieser Betriebsamkeit ganz umgewandelt und verjüngt. Zwar fehlt es nicht an alten, krummen Gäßchen; aber vom Comödienplatze bis zum Kai ziehen sich schnurgerade zwei neue Straßen, welche einer großen Hauptstadt Ehre machen würden; zum Behuf der Gasbeleuchtung stehen überall prächtige Candelaber aus den Cockerillschen Gießereien, welche die Candelaber auf den Pariser Boulevards weit übertreffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liverpool, October.

(Fortsetzung.)

Der brittische Naturforscherverein.

Die Leistungen des deutschen Naturforschervereins riefen die brittische Association in's Daseyn, und hat auch die Nachahmung ihr Vorbild überflügelt — wer zuerst das Feuer vom Himmel holte, dem gebührt ein großer Theil des Eigenthumsrechtes an allen Feuererzeugnissen. Nicht wie der deutsche hat der brittische Verein Jahre der Kindheit gekannt; wie Minerva aus Jupiters Haupte, so sprang letzterer aus dem ersten Zusammentritte seiner Begründer in kraftvoller Jugend hervor. Die geachtetsten englischen Gelehrten gesellten sich ihm unverzüglich bei, und die erfolgte Aufnahme ausländischer Genossen erweiterte seinen Gesichtskreis sehr schnell über den ursprünglichen Horizont hinaus. In einzelnen Theilen seines Wirkens und Schaffens stehen einzelne englische Gesellschaften ihm nicht nach; in der Gesammtheit seiner Leistungen wie an colossaler Größe ragt er im In- und Auslande unerreicht hervor. Er könnte deßhalb wohl, ohne Bangen, den meisten gelehrten Gesellschaften gegenüber in die Schranken treten; doch thut er das nicht und es ist nicht sein Zweck, das zu thun. Indem er von allen Seiten und über alle Gegenstände wissenschaftlichen Forschens Mittheilungen empfängt und annimmt, macht er von den zahlreichen Beiträgen, welche in seinen verschiedenen Sektionen die Grundlage der lebhaftesten und interessantesten Debatten bilden, amtlich nichts als einen kurzen Auszug bekannt. Der charakteristische Hauptwerth seiner gedruckten Bekanntmachungen besteht in den gediegenen Berichten über das Fortschreiten des gesammten Wissens, mit welchen er zu dem Behufe besonders erwählte Mitglieder beauftragt. Doch beschränkt sich hierauf keineswegs sein Verdienst um die Wissenschaften. Nicht genug, daß er durch die mächtigen, ihm zur Verfügung stehenden Mittel, physische sowohl als moralische, Forschungen anzustellen oder wesentlich zu unterstützen vermag, denen die Kräfte des Einzelnen schlechterdings unangemessen sind, befördert er auch durch seine jährlichen Umzüge und durch die verhältnißmäßige Leichtigkeit der Aufnahme den Sinn für wissenschaftliches Streben und damit die Verbreitung von Wissenschaft und nützlichen Kenntnissen. Niemand wird behaupten mögen, daß Alle, denen der Verein seine Hallen öffnet, zu Anzündung neuer Leuchten berufen seyen; aber Niemand wird auch leugnen, daß es gewiß gut sey und Nutzen bringe, große Massen der bürgerlichen Gesellschaft mit den Resultaten ernster Forschungen vertraut zu machen, ihnen zu zeigen, wie selbst das Höchste in der Wissenschaft auf die Zwecke und Bedürfnisse des alltäglichen Lebens angewendet werden und wohlthätig darauf einwirken könne. Da für dergleichen Behauptungen Zahlen die besten Beweisführer sind, so bemerke ich, daß bereits über siebzehnhundert Vereinsmitglieder sich Eintrittskarten gelöst haben, daß seit der vorjährigen Zusammenkunft auf wissenschaftliche Forschungen tausend Pfund Sterling verwendet worden, und daß dessenungeachtet das zinsbar angelegte Capitalvermögen des Vereins gegenwärtig die namhafte Summe von 5284 Pfund Sterling beträgt. — Ließe sich auch über das allgemein Interessanteste der in den Sektionssitzungen gehaltenen Vorträge ein Urtheil fällen, und wäre selbst hier der Platz, sie alle nach der Reihe aufzuzählen, damit dann jeder Leser eine beliebige Auswahl treffen könnte, so wäre es jedenfalls zu früh dazu; denn noch leben wir hier in der ersten Woche der Versammlung, haben erst von den geistigen Schüsseln gekostet — den zur leiblichen Nothdurft bestimmten ist schon ein volleres Recht geschehen — die in reicher Zahl zu Wasser und zu Lande eingeführt worden sind. Also nur etliche Brocken für praktische Menschen, nicht bloß, weil praktische Menschen jetzt die Tagesordnung sind, sondern auch weil es zu den Bestrebungen des brittischen Vereins gehört, seinen Arbeiten eine praktische Tendenz zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 19. Oktober 1837.

Das Reich des Herrn erſcheinet nicht
Mit gleißender Geberde;
Wie von der Finſterniß das Licht
Iſt's fern von dem der Erde.

Weſſenberg.

Savonarola.

(Fortſetzung.)

Die Antwort.

Mariano hört in ſeiner Zelle
Bei klarer, ſtiller Morgenluft
San Marco's Glocke rein und helle,
Wie ſie das Volk zur Predigt ruft.

Mariano hört den Ruf bekommen,
Dem Lauſcher wird um's Ohr ſo bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Jezt ſeines Ruhmes Grabgeſang.

Mit einmal iſt ſein Muth geſchwunden,
Die frohe Zuverſicht dahin,
Die ſchon den Feind ſah überwunden;
Der Glockenſchlag erſchüttert ihn.

Und haſtig auf- und niederſchreitend,
Als nun der lezte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel ſtreitend
Girolamo gewaltig ſteht.

Und eiferſüchtig auf die Ehren,
Sieht er verſammelt alle ſie:
Den Fürſten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn ſie alle
Geſtorben wären über Nacht,
Als daß ſie Zeugen ſeinem Falle
Und ſeines Gegners Uebermacht.

Ha! wie ſie lauſchen auf die Rede!
Ha! wie das Volk gedrängt und dicht
Aufhorcht, was in der ernſten Fehde
Savonarola heute ſpricht!

Ihn täuſchten nicht die Glockenlaute
In Morgenlüften ſtill und klar,
Was Mariano's Ahnung ſchaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er faßt ſie nicht,
Und Manchem wird das Herz zu enge:
Der Prior von San Marco ſpricht.

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie ſchwer die Kirche Chriſti krank,
Wie tief von ſeinen hohen Flügen
Ihr matter Geiſt zur Erde ſank.

„Die Kirche iſt treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt ſie verwildert ihre Horden
Entgegentaumeln dem Gericht. . . .

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, geiſtesirr, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Buſen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie ſie euch bedroht.
Ja! Krieg und Zwietracht will ich ſtiften
Mit Lüg' und Laſter, bis ich todt.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat ſie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele ſoll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüthen nur im Fluge
Verühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer ſich der Welt verdungen!
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt ſie zulezt den Knecht davon.

Du biſt ihr Knecht, du biſt ihr Werber,
Um ſchnöde Luſt, um eitlen Ruhm,
Mariano! ſüßer Volksverderber!
Kennſt du das Evangelium?

Ein ſchlechter Arzt bedrängten Sündern,
Mußt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heidengräber plündern,
Statt Leben bringſt du Leichenſchmuck.

Du weinſt, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängſt
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du auf's Volk hinunterſprengſt.

Doch iſt nur Willkühr, nicht Betrübung
Der Thränenſtrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Gebärdenſpiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten,
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröthen,
Erſchüttert ihm die Seele nie.

(Die Fortſezung folgt.)

Liebes-Zauber.

(Fortſezung.)

Eines Morgens, während der Vater auf dem Rathhauſe ſaß und für das Wohl der Stadt ſorgen half, ſtand unvermuthet die braune Here vor Margarethen, welche ſo eben mit Thränen in den Augen aus dem Bette geſtiegen war, und bot ihr ihre Dienſte an. Der Grund dieſes Beſuchs iſt leicht zu errathen: Urban hatte ſich, von einigen Freunden zum Glauben an die Untrüglichkeit ihrer Zauberkünſte überredet, nach langem Zaudern und Herzklopfen an ſie gewandt und die beſten Verſprechungen von ihr erhalten, zu deren Erfüllung das Nothwendigſte war, eine Bekanntſchaft mit der grauſamen Schönen anzuknüpfen. Dieſe aber machte der Alten das Geſchäft leichter, als ſie gedacht hatte; denn kaum hatte dieſelbe ihre erſten Worte über die Lippen gebracht, ſo fragte Margarethe, die eine ganz beſondere Schickung in dieſem Zuſammentreffen zu ſehen meinte, ob ſie im Stande wäre, ihr das entfremdete Gemüth ihres Liebſten, wenn ſie einen hätte, wieder zuzuwenden? Die Alte verſezte, allerdings vermöge ſie das, indeſſen ſey hiezu der Name und Vorname des Ungetreuen nothwendig, und wußte ſo klug in die ſchüchterne Kleine zu dringen, daß dieſe zulezt ihre Scheu vergaß und die unverblümte Wahrheit bekannte. Die Zigeunerin hatte im Stillen eine große Freude darüber, da ſie nun ſah, daß ſie die beiden Verliebten ganz nach ihren Zwecken lenken könne, und gedachte ſich gute Früchte von dieſen Bäumen zu ſchütteln. Nur war es ihr nicht gleich ganz klar, wie ſie den Handel in die Länge ziehen ſollte, aber auch hierin kam ihr Margarethe auf's Erwünſchteſte entgegen; denn da ſie ſchon ſeit einiger Zeit nirgends mit Urban zuſammen geweſen war, ſo fragte ſie endlich mit tiefem Erröthen die Alte, ob ſie nicht einen Kryſtall beſize, in welchem ſie ihr den Liebſten zeigen könnte? Dieſe ſagte mit großer Bereitwilligkeit zu, ja noch mehr, ſie verhieß, ihn in Lebensgröße an ihr vorübergehen zu laſſen, als erſtes Zeichen, wie viel ſie über das Reich der Geiſter vermöge. Damit verließ ſie das entzückte und hoffende Mädchen und ſuchte den guten Urban auf, in dem ſie den gleichen Wunſch zu erregen wußte; denn die freche Here gedachte, Beide gegenſeitig als Zauberbilder zu gebrauchen und dieſe Poſſe ſo lange zu wiederholen, als bei Einem von Beiden ein

Groschen zu finden sey. Nachdem sie sie gehörig durch Erwartung gespannt und durch unsinniges Geschwätz betäubt hatte, lud sie Beide eines Abends unter geheimnißvollen Bedingungen zu sich, indem sie Jedem das Andere zu zeigen versprach.

Margarethe beurlaubte sich von ihrem Vater, unter dem Vorwande, zu Verwandten in die Lichtstube zu gehen, und schlich in tiefer Finsterniß, mit einem Laternchen hie und da unter der Schürze hervorleuchtend, der Stadtmauer zu, wo in einem niedern, an dieselbe angebauten Häuschen die Zigeunerin ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Zitternd betrat sie dieselbe und wollte beim Anblick des vom Rauch geschwärzten, seltsam verzierten Stübchens wieder zurück fliehen, aber die Alte ergriff sie beim Arm, redete ihr freundlich zu und nöthigte sie in ein Versteck auf der Seite des Stübchens, um, wie sie vorgab, ihr den Anblick der Geister, deren Beistand sie zu dem Zauberstück anrufen müsse, zu ersparen. Dann unterwies sie das angstvolle Mädchen und gebot ihr, sich nicht eher herauszuwagen, als bis sie den Ruf: Hervor! erscheine! von einem Schlag ihres Zauberstabes an die Wand begleitet, vernehmen würde; dicht an der Seite, wo sie hervorkommen mußte, zeigte sie ihr einen Kreis, in diesen sollte sie dann sogleich treten und sich durch nichts bewegen lassen, auch nur einen Fuß herauszusetzen, indem sonst die Geister ihr auf der Stelle den Hals umdrehen würden.

Margarethe, von dieser Eröffnung nicht sehr erbaut, begab sich in den angewiesenen Winkel, sah dort, vor Furcht halb todt, durch eine Mauerlücke in den Zwinger hinaus, wo sie unheimliche Gestalten umherwanken zu sehen glaubte; wenn ihr von Besinnung irgend etwas übrig blieb, so war es die Reue, ihren Vater betrogen zu haben. Auf einmal hörte sie die Hausthüre gehen und schwere Tritte die Treppe strauchelnd herauf kommen; sie schmiegte sich in der verzweifeltsten Angst an die kalten Steine, da vernahm sie drinnen ein lebhaftes Geflüster, und auf einmal ertönte der Ruf der Zigeunerin. Bebend trat sie hinein und suchte zuerst eiligst in ihren Kreis zu gelangen; als sie aber die Augen aufschlug, siehe, da stand Urban in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers, ebenfalls von einem Kreis umschlossen, vor ihr; zwischen Beiden aber hielt sich die Alte, sie trug einen Mantel von wunderlich zusammengeflickten Lappen und schwang den Zauberstab wie dräuend nach beiden Seiten hin.

Nun kannst du dir die Verwunderung der beiden Leutchen vorstellen, als jedes das andere leibhaftig vor sich stehen sah; Margarethe konnte sich nicht enthalten, liebreich auf Urban zu blicken, vor dem sie ja hier, wo sie nur sein Trugbild zu sehen glaubte, sich nicht zu schämen hatte. Urban aber war von diesem Blicke so entzündet, daß er, ohne die Warnungen der Alten zu beachten, aus seinem Kreise heraussprang, auf Margarethe zueilte und sie fest in die Arme schloß. Die Hexe wollte mit dem Stab dazwischen fahren; Margarethe schrie in Todesnoth: „Heiliger Gott, die Geister erwürgen mich!“ Im selben Augenblick aber fühlte sie, daß es kein Geist sey, der sie umarmt hielt, und war noch mehr erstaunt, als zuvor. Ihm ging es eben so, als das Schattenbild, dem er sich genähert hatte, nicht unter dem Druck seiner Arme zerfloß. So standen sie, hielten sich an den Händen und blickten einander wortlos in's Gesicht. Auf einmal aber ging dem betrogenen und doch so glücklichen Liebhaber ein Licht auf wie eine Fackel, pfeilschnell fuhr er auf die Zauberin, die eben zur Thüre hinauswischen wollte, los, faßte sie am Haubenband unter dem Kinn, daß sie nicht mehr entkommen konnte, und rief: „Gestehe, verruchte Hexe, daß du uns getäuscht hast!“ — „Ich glaube, Ihr solltet noch besser mit mir zufrieden seyn, wenn es so ist,“ erwiderte sie trotzig; „Ihr habt nichts dabei verloren, wenn das Jüngferchen hier mehr als ein Scheinbild ist.“ — Aber das Possenspiel, das man mit ihm getrieben hatte, empörte den Stolz des jungen Mannes, und er wurde noch mehr zur Rache gespornt, als Margarethe, schamhaft sich an ihn schmiegend, gestand, daß sie auf dieselbe Weise getäuscht worden sey. „Hättest du uns nicht auch ohne das nützlich seyn und dir deinen Lohn erwerben können?“ fuhr er sie an; „aber sey nur so gut und komm mit! du wirst Niemand mehr zum Narren haben.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, October.

(Beschluß.)

Der britische Naturforscherverein.

In der Sektion für Mathematik und Physik kam unter Anderm ein Aufsatz vor über die Möglichkeit telegraphischer oder Zeichenmittheilungen das ganze Jahr hindurch bei Nacht und bei Nebel. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die zwei letzteren Umstände für die gegenwärtigen Telegraphen bedeutende Steine des Anstoßes sind, und es wohl der Mühe lohnte, sie aus dem Wege zu räumen. Wie aber soll das geschehen? — Alle Versuche mit sichtbaren Signalen sind gescheitert; also könnte man zum Schalle greifen. Das that man ja bereits auf Schiffen, wenn es gilt, bei neblichtem Wetter andere vor der Annäherung zu warnen, mittelst Kanonenschlägen, Trommeln und Glocken, und das ist nicht in Abrede zu stellen, daß eine bestimmte Zahl Kanonenschläge in tarellarischer Ordnung Alles auszudrücken vermöchte, was durch Telegraphen mitgetheilt zu werden pflegt. Manael an Schnelligkeit kann man nicht dagegen anführen. Der Schall legt in jeder Sekunde 1142 Fuß zurück, was ein ganz passabler Schritt ist. Aber welch gräßlicher Lärm müßte die unvermeidliche Folge seyn! dann welcher Aufwand an Schießpulver, und zuletzt fürchtete sich kein Mensch mehr vor einer Kanone. Nein, Kanonentelegraphen können und

dürfen nicht aufkommen. Eher ginge es an, preſſante Nachrichten durch Kanonenſchüſſe zu verſenden. Geſchriebene Mittheilungen ließen ſich in eine hohle Kanonenkugel ſtecken, und fort flögen ſie aus dem fernhin treffenden Rohre 12 bis 1600 Fuß in der Sekunde. Recht ſchön; aber — von jedem andern Einwurfe abgeſehen — wie oft würden ſolche eiſerne Botſchafter an Menſchenleben ſich vergreifen, und weg demnach mit den hohlen Kanonenkugeln. Der neueſte Vorſchlag geht nun dahin, die gemeine Elektrizität zur Vermittlerin zu machen. Und nichts leichter als das. Man wählt die Linie, baut auf ihrer ganzen Erſtreckung ſteinerne Kanäle, legt darein ſtarken, tüchtigen Draht, ſtellt an die reſpektiven Auslaufepunkte Aufſeher, und die geſchlagenen Funken bilden die Telegraphenſprache. Zweihundert Meilen in zwanzig Sekunden wären für eine Mittheilung auf dieſe Manier das Maximum. Der Draht kann aber reißen, das iſt wahr; alſo bleibt, um die neue Erfindung in's Leben treten zu ſehen, bloß die Fabrikation unzerreißbaren Drahtes übrig, und mit der feſten Hoffnung, daß der menſchliche Geiſt dieſe Aufgabe nächſtens löſen werde, ſchloß der Verfaſſer ſeinen Vortrag. — Eine andere Abhandlung von praktiſcher Tendenz wurde in der Sektion für Zoologie und Botanik verleſen. Sie betraf die ſicherſte Methode, die nach Büchern und Manuſcripten läſternen Inſekten, vorzüglich die Anobia, zu vertilgen, wurde mit geſpannter Aufmerkſamkeit angehört und veranlaßte eine mehrſtündige Debatte, deren weſentliches Reſultat darin beſtand, daß jeder der Sprechenden von den Vorzügen ſeines Verfahrens vollſtändig überzeugt blieb. Hier nur von der Abhandlung des Sir Thomas Phillips. Nachdem derſelbe, mit Ausnahme der Fiſche, alle Thier- und Inſektengeſchlechter, vom Elephanten bis zur Mücke, aufgezählt hatte, die an Büchern und Handſchriften ſich nicht vergreifen, nannte er als den Bibliotheken am gefährlichſten — mit einem flüchtigen Seitenhiebe auf die Würmer, die ganze Bücher verſchleppen, ſie borgen und nicht zurückliefern — erſtens einen kleinen ſchwarzen Käfer, der ſo bekannt ſey, daß er keine Beſchreibung erfordere, zweitens einen ungefähr ſechsmal größern, ſchwarz von Farbe mit weißen Flecken oder Streifen, der von Darmſtadt (?) oder Frankfurt am Main (??) nach England gebracht worden, zur Zeit nicht ſehr zahlreich, aber ausgezeichnet gefräßig ſey, zur neuern Familie der Curculioniden gehöre und eine beſondere Vorliebe für Bücher habe, deren Deckel Eichenholz enthalten, und drittens das Anobium striatum, das vertilgenswertheſte um deßwillen, weil der Saz eines einzigen Weibchens im Stande ſey, eine große Bibliothek zu vernichten. Sir Thomas zieht gegen dieſe Thiere mit einem Gemiſch von ägendem Sublimat und gewöhnlichem Buchbinderkleiſter zu Felde. Dieſes mixtum compositum ſtreiche man Sommers auf ſchwache weißbuchene Brettchen, lege dieſe in der Bücherſammlung zerſtreut umher, muſtere ſie alle zwei oder drei Tage, gebe genau acht, ob ſich Holzſtaub zeigt, und ſobald dies der Fall, nehme man ſie flugs hinweg und werfe ſie in's Feuer; der Staub iſt ein Beweis, daß die Anobia angebiſſen haben, und unverbrennbar ſind ſie nicht. Bücherfreunde mögen das Mittel verſuchen, und ich wünſche von ganzem Herzen, daß ſie mit Sir Thomas ausrufen können: probatum est! Oeffentlichen Bibliotheken aber empfehle ich den Verſuch nicht, denn wo ſollen die Bücher künftiger Jahre Unterkommen finden, wenn die Anobia ſich nicht in's Mittel ſchlagen? — Ich hatte die Abſicht, noch zwei oder drei anderer werthvollen Entdeckungen zu gedenken, für welche den Mitgliedern des britiſchen Vereins der Dank des Menſchengeſchlechts gebührt. Bewende es indeſſen vor der Hand bei dem Geſagten, obſchon ich von hier aus keinen zweiten Brief verſpreche. W. S.

Brüſſel, Oktober.

(Fortſezung.)

Brüſſel. Die Eiſenbahn.

Ganz Mons wird durch Gas beleuchtet, und ſogar die Schenken verſagen ſich dieſes Beleuchtungsmittel nicht. Von Mons nach Brüſſel erblickt man überall ſchöne Häuſer, ſauber von innen und außen. Nichts kann freundlicher ausſehen als die belgiſchen Häuſer mit ihrem weißen Anſtrich, den glänzenden Fenſtern, den Treppen von blauen Namurer Steinen und dem röthlich grauen Schieferdache, oder dem grauen glaſirten Ziegeln. Auch die Kirchen ſind auf ähnliche Art angeſtrichen und bedeckt. Der Belgier ſorgt ganz anders für ſein Gotteshaus, als der Franzoſe: er behandelt es wie ſeine eigene Wohnung und ſucht ihm ein eben ſo freundliches Anſehen zu geben. Im Maasthale erblickte ich eine ſolche auswendig ſchön angeſtrichene Dorfkirche; über dem Eingang war mit großen Buchſtaben eine Inſchrift angebracht. In der Ferne vermuthete ich, es ſey ein bibliſcher Vers; denn was anders konnte man über dem Eingang als Inſchrift angebracht haben? Beim Näbertreten erſtaunte ich nicht wenig, als ich ſtatt eines erbaulichen Spruches Folgendes las: Les chiens hors de la maison de Dieu! — Brüſſel nimmt fortwährend und raſch an Schönheit und Bevölkerung zu. Obſchon die ganze Stadt rein und freundlich ausſieht, ſo zeigt ſich Eleganz und moderne Pracht doch vorzüglich in der obern Stadt. Hier können die Hotels und Privatwohnungen den Vergleich mit den Pariſer Hotels aushalten; manche ſind trefflich gebaut und liegen äußerſt angenehm. Vor dem Namurer Thore iſt beinahe eine neue Stadt entſtanden, die wahrſcheinlich in der Folge mit zur Stadt gerechnet werden wird, obſchon ſie jezt noch eine beſondere Gemeinde ausmacht. Dann müßte ein neuer Boulevard um die Stadt gezogen werden ſtatt des jetzigen, der einen äußerſt angenehmen Spaziergang bildet, aber von den Brüſſelern außer am Sonntag wenig beſucht wird. Auch außerhalb des Löwener Thors iſt man emſig mit Bauen beſchäftigt, wiewohl hier die Lage bei weitem nicht ſo vortheilhaft iſt wie vor dem Namurer Thore. Von Brüſſel bis Laaken iſt nun vollends nur eine Straße wie in der Stadt, und am Sonntage geht es hier wegen der vielen Schenken noch lebhafter zu, als in einem großen Theile Brüſſels. Auch neben der Eiſenbahn, welche in der Nähe des Kanals und nicht weit von der Laakener Straße angelegt iſt, werden Häuſer gebaut, und wahrſcheinlich wird es bald auch hier ganz ſtädtiſch ausſehen. Eiſenbahnen haben das Unbequeme (freilich eine Kleinigkeit im Vergleich mit ihrem großen Nutzen), daß ſie meiſtens nur in einiger Entfernung von den Städten und nicht in den Städten ſelbſt angelegt werden können, und daß folglich, beſonders wenn man Effekten bei ſich führt, noch eine Fuhre nöthig iſt, um nur zur Eiſenbahn zu gelangen. In Brüſſel gibt es aus dieſem Grunde Omnibus, welche die Leute in ihren Wohnungen abholen und zur Eiſenbahn bringen, oder von derſelben nach ihren Wohnungen führen. Sonſt bedient man ſich ihrer faſt gar nicht. In den Büreaux der Eiſenbahn herrſchte ein furchtbarer Lärm, weil wegen des im Grunde ſehr unbedeutenden Jahrmarkts zu Antwerpen weit mehr Brüſſeler nach Antwerpen fuhren, als ſonſt. Es war ein Gedränge, wie vor den Pariſer Schauſpielhäuſern bei ſtark beſuchten Vorſtellungen, und am Abend nach der Rückkunft war es noch weit ärger.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 84 u. Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 20. Oktober 1837.

A parlous boy! Go to, you are too shrewd.

Shakespeare.
Richard III.

Liebeszauber.

(Beſchluß.)

Die Alte unter Schloß und Riegel zu bringen, war eine Kleinigkeit; denn da ſie ohnehin in der Stadt für rechtlos galt, auch ſonſt ſchon einige Diebereien von ihr bekannt waren, ſo koſtete es Urban nur zwei Worte bei ſeinem Vetter, dem Bürgermeiſter, oder vielmehr bei ſeiner Baſe, der Bürgermeiſterin, und die Heilung des Kropfes war in's Meer der Vergeſſenheit verſenkt, die braune Alte aber in's Thorgefängniß gelegt. Wenn du es nun unbillig findeſt, daß Urban mitten in ſeinem Glücke den ihm widerfahrenen Spott ſo unverſöhnlich rächen wollte, ſo kannſt du dich bald über das Schickſal der Hexe tröſten. An Urbans und Margarethens Hochzeittage, der nun ſogleich angeordnet wurde, da die Eltern die Sache längſt unter ſich in's Reine gebracht und nur auf die Biegſamkeit der beiden Trotzköpfe gewartet hatten — an dieſem Tage alſo ging es hoch her, und Martin, der Gerichtsdiener, hatte des Guten ſo viel bekommen, daß er, um der Gefangenen ihr Eſſen zu bringen, die umſichtigſten Um- und Nebenwege zum Thore einſchlug und ſogar in der ſchrägen Schlachtordnung, von der du mir aus deinen griechiſchen Büchern ſchon ſo viel erzählt haſt, mit großer Zuverſicht auf das Gefängniß losmarſchirte. Aber Schmach und Hohn war über ihn beſchloſſen, und ſo gebieteriſchen Blicks er auch zu der Arreſtantin hineinwankte, ſo ſtand es doch in den Sternen, daß er heute überrumpelt werden ſollte.

Die Hexe winſelte und krümmte ſich auf ihrem Lager, als er eintrat, denn ſie hatte ihn ſchon aus einem Schiebfenſterchen recognoscirt, wie er den Gang heraufhumpelte, und that, als ob ſie am Sterben ſey; das Eſſen wies ſie von ſich und bat mit den beweglichſten Tönen, er möchte nur, ehe ſie ſterbe, jene Spinnwebe dort an der Decke wegkehren; denn der ihr angeborene Ekel vor den Spinnen, die ſie hülflos, wie ſie ſey, um ſich her ſchalten und walten laſſen müſſe, habe ſie eben in dieſen äußerſten Zuſtand, den ſie nicht überleben werde, gebracht. Der gute Martin, heut ſehr zur Menſchenfreundlichkeit geſtimmt, holte auf dem Gange einen Beſen und ſchickte ſich an, die Spinne auszutreiben. „Legt vorher Euren ſchweren Schlüſſelbund hier auf den Tiſch,“ ſagte die Sterbende, „er könnte euch an der Arbeit hindern.“ Martin befolgte den guten Rath, ſtellte den einzigen Stuhl, der im Zimmer war, vor das ziemlich hohe Geſimſe, ſtieg mit großer Mühe und unter vielen vergeblichen Anſtrengungen hinauf, hielt ſich oben am Fenſtergitter und erhob mit ſehr unregelmäßigen Stößen den Beſen, den er wie einen Degen zu handhaben ſuchte, zu Ausfällen auf das oben in die Ecke gebaute Spinnenneſt.

Dieſe Beſchäftigung wurde ihm nach und nach ſehr vergnüglich, er lachte bei jedem gut geführten Stoße hell auf, und als endlich keine Spur mehr vom Daſeyn der Spinnwebe zu entdecken, die Bewohnerin des Neſtes aber an der Wand zerquetſcht war, dachte er behaglich auf ſeinen Rückzug. Er ſenkte den einen Fuß hinab, fand aber keinen Boden, und als er ſich nach dem Stuhl umſah, der ihn in dieſe Höhe befördert hatte, ſo erblickte er ihn nach langem Forſchen mitten im Zimmer. Nun fing er an, Verdacht zu ſchöpfen, er warf ſeine Späherblicke nach dem Lager, welches er leer ſo wie die Thüre geſchloſſen fand. „Ei du vermaledeite Hexe!“ rief er und wagte den nicht ungefährlichen Sprung auf den Boden, auf welchen er denn auch der Länge nach niederfiel. Nun machte er ſehr verwickelte Anſtalten, ſich wieder zu erheben, als aber dieſes nicht gelang, beruhigte er ſich mit einem doppelten Troſte: verfallen habe ich mir nichts im Leibe, ſagte er zu ſich, denn ich fühle keine Schmerzen, und was das Hinauskommen betrifft, ſo iſt ja die Thüre geſchloſſen und jeder Verſuch vergebens. Mit dieſen Worten ſchloß er die Augen und verſchlief die Erſchütterung des Falls, den Zorn über die Hexe, die Unbill der Gefangenſchaft und die Schreckniſſe der Nacht.

Als man am andern Morgen auf allen Thoren nach ihm ſuchte, fand man ihn endlich hier und konnte ihn kaum aus ſeinem Zauberſchlaf erwecken. Er erzählte eine gräßliche Geſchichte, wie die Hexe, kaum als er zu ihr eingetreten, ſich in eine ungeheure Kreuzſpinne verwandelt, einen Faden in die Höhe geſchoſſen habe und daran an die Decke hinaufgeklettert ſey; er, im Gefühle ſeiner Pflicht, habe ſie mit dem Kehrbeſen bis dorthin verfolgt, ſie habe ihn aber mit ihrem Netz umſponnen und ſo mächtig an ſeinem Hirne geſaugt, daß er darüber das Bewußtſeyn verloren; nur das habe er noch geſehen, wie ſie mit feurigen Drachen zum Schlüſſelloch hinausgefahren; die Spinnwebe, in der er gelegen, müſſe ſpäter nachgegeben haben, ſo daß er Nachts heruntergeſtürzt und in ſeiner Ohnmacht liegen geblieben ſey. — Das Volk erzählte dieſe Sage noch lange nach, doch ergötzten ſich manche im Stillen an dem eigentlichen Hergang, wie ſie ſich ihn denken konnten. Die Hexe hat ſich nie wieder im Weichbilde der Stadt betreten laſſen, und als der Mauergraben geraume Zeit nachher ausgetrocknet und in Gärten verwandelt wurde, fand man den Schlüſſelbund, der damals ſammt der Arreſtantin verloren gegangen war. Martin aber führte von jenem Tage an in der Stadt den Spottnamen des Hexenbanners.

„Tante,“ ſagte ich, als die Erzählerin geendet hatte, „komm her, ich will dir was in's Ohr ſagen: die Margarethe iſt niemand anders als du.“ — „Närriſcher Menſch!“ verſetzte ſie, „meinſt du denn, ich würde dir ſo etwas von mir erzählt haben?“ — „O Tante!“ rief ich triumphirend, „ich kann dir's beweiſen. Einmal hieß dein erſter Mann Urban, und ich habe deßhalb während deiner Erzählung ſein Bild dort immer aufmerkſam betrachtet; er iſt auch recht hübſch, das muß man ſagen. Dann weiß ich wohl, wo du vom vierzehnten bis in's achtzehnte Jahr in die Schule gegangen biſt; und endlich haſt du mir einmal vertraut, daß du die beſte Tänzerin deiner Zeit geweſen ſeyeſt. Gelt, ich habe dich errathen?“ rief ich, indem ich ihr Kübchen ſchabte. Ihr Finger drohte, ihr Auge lachte. „Komm her, Kleiner!“ rief ſie, „ich will dir auch was in's Ohr ſagen: wenn du in der Schule ſo aufpaſſen thätteſt, wie bei einer nichtsnutzigen Geſchichte, ſo hätteſt du allezeit den Ehrenplatz inne. Gelt, ich hab' auch was gewußt?“

Savonarola.

(Fortſetzung.)

Wenn auch die Hörer ſeufzen, weinen:
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falſche Thränen, wie die deinen,
Iſt Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig iſt ein ſolches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich ſüße Selbſtbedauern
Iſt für ſchuldkranke Herzen Gift.

Machſt du mit claſſiſchem Geſchwätze
Zur Tugend kühn, zum Glauben ſtark?
Dem Teufel ſtickſt du ſeine Netze,
Denn du biſt falſch bis in das Mark.

Dein Wort iſt Fälſchung und Verführung,
Du lullſt den heil'gen Schmerz in Ruh,
Und den Heilbronnen ſelbſt, die Rührung,
Den Thränenquell vergifteſt du.

Die Grenzen möchteſt du verwiſchen
Der Chriſten und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild verwiſchen
Des Glaubens feſt gediegnen Kern.

Verſchleiern möchteſt du die Wunde,
Die durch das Herz der Menſchheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Teſtament.

Die Wunde läßt ſich nicht verſchleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche ſich erneuern
Und finden, was ſie längſt verlor.

Einſt, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Menſch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnſucht ſtets verſchlagen,
Auf weitem, wildem Ocean.

Des Herrn Geſetz gebot ihm Landung,
Er ſtrebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber iſt zu ſeinem Wohle
Der Weg durch's Meer dem Menſchen kund,
Die ſichre heilige Buſſole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensſtarke
Durch Wellenſtoß und Sturmesweh,
So wird, geſegnet, ſeine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hineilt die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Eteſien. *

Belohnet wird ihm ſein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnſucht ſchauen,
Mehr finden, als ſein Wunſch gewagt.

Die Menſchheit hat nach Gottes Lichte
Geſehnt ſich längſt und ehedem;
Doch iſt die heilige Geſchichte
Entſprungen erſt in Bethlehem.

Du nenneſt Chriſtum eine Quelle,
Die ſtets zur Menſchheit niederfloß,
Und die ſich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräuſch ergoß?

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menſchheit ahnungsvoller Gram
Ein heißer Strom einſamer Thränen,
Bis endlich der Erſehnte kam.

Dir ſind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Chriſtus iſt, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menſchlichen Geſchlecht.

Der Herr der Welt in Menſchenhülle,
Die Macht des Schöpfers und ſein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Iſt dein zerfahrner Chriſtus nicht.

Ich kenne dich und die Genoſſen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verſtoßen
Und meint: ein Gottmenſch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns ſchildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach ſeinen ſchönen Muſterbildern,
Ein feingeſchmackter Architekt. *

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menſchengeiſt
Auf Menſchenweiſe mag verſtehen,
Das wäre, was man Chriſtus heißt. —

Einſt werden ſagen ſpätre Thoren:
„Wenn ſein Bewußtſeyn Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrauſch verloren —
Sich auf ſich ſelbſt zurückbeſinnt,

Wenn die Idee ſich findet wieder:
Das iſt der Menſch, ſo weit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menſchen ſich lebendig ſenkt."

Die Menſchenhülle Gott umſchlingend
Als trauten Gaſt aus Himmelshöh'n:
Hier iſt Idee, ſo wahr und dringend,
So voll, ſo tief, ſo ſelig ſchön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geſchichte Raum zu nehmen
Als die lebendigſte Geſtalt?

(Die Fortſetzung folgt.)

* Paſſatwinde.

* Anſpielung auf die Platoniſche Akademie in Florenz.

Aus der Tagesgeſchichte.

Der ſchöngeiſtige Schuſter.

Ein Schuſter im Pariſer pays latin kannte kein höheres Gut als Geld, und keinen höhern Lebensgenuß als ſchöne Literatur: der allgemeine Zeitgeiſt und die literariſche Luft, welche über ſeinem Stadtviertel brütet, hatten ihn angeſteckt.

Er hatte eine Frau, eine herangewachsene Tochter, die häufig das Pantheontheater besuchte, und einen Jungen, welchen er zu einem Huissier in die Lehre gethan. Morgens arbeitete er fleißig, Nachmittags spielte er an der Börse und Abends ging er in einen Club, wo im Kreise auserwählter Freunde Herrn v. Balzacs Romane vorgelesen und genossen wurden. Vor Kurzem kam er spät nach Hause, da trat ihm der Lehrjunge mit der Hiobspost entgegen, seine Frau sey mit einem Liebhaber durchgegangen, seine Tochter mit einem Studenten, und der junge Schreiber, sein Sohn, sey nach Spanien zu Don Carlos gelaufen. Der Schuster rennt auf seine Stube — aber welch ein Donnerschlag! seine Frau hat all sein Geld mitgenommen! Außer sich beschließt er auf dem Fleck, sich umzubringen, und holt einen Kneif. Bereits hat er sich das Messer an den Hals gesetzt, da fällt ihm bei, daß, seit der Selbstmord Mode in Paris ist, die Selbstmörder niederzuschreiben pflegen, was sie zum Schritt bewogen, damit nicht etwa ein Unschuldiger verdächtigt werde. Der Schuster war zu gebildet, um nicht den sittlichen Werth eines solchen Verfahrens vollkommen zu würdigen; er legt also den Kneif aus der Hand, greift zur Feder und schreibt Folgendes: „Man lege meinen Tod Niemanden zur Last: ich selbst habe mich in einem Anfall von Wuth um's Leben gebracht. Nie hatte ein Mensch gerechteren Grund, sich aus der Welt zu schaffen; denn Molière sagt:

Quand on a tout perdu, quand on est sans espoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir."

Kaum hatte er diese Zeilen niedergeschrieben, so kam ihm ein Skrupel: „Ist's auch von Molière? es könnte auch von Jean Jacques Rousseau seyn, am Ende gar vom Abbé Lamennais — die zwei sind auch gewaltige Philosophen!" Um seinem literarischen Club keine Unehre zu machen, beschloß er, sich vorher in der Stille zu erkundigen, und legte sich zu Bette, so mordmüßig wie zuvor. Am andern Tag eilte er zu seinen Freunden und legte ihnen die wichtige Frage vor. Der eine rief, die Verse seyen bekanntlich aus Corneille's Tartüffe, ein anderer, ein Musikfreund, betheuerte, sie in einer Oper von Auber gehört zu haben u. s. f., kurz, der Schuster konnte zu keinem Resultat kommen; allermittelst aber waren ihm die schwarzen Gedanken vergangen; er meinte nachgerade, aus dem Jungen könne ja ein großer Kriegsheld werden, am Weibe sey weniger als nichts verloren, und das Mädchen habe am Ende eben der Stimme des Herzens und der Leidenschaft gefolgt, wie es in den neuen Romanen so hinreißend wahr geschildert werde, und er brachte sich nicht um.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn. Der Nachdruck.

Hunderte von Reisenden forderten ihr Gepäck, und ich begreife noch nicht, wie man vor Nacht mit dem Abliefern hat fertig werden können. Wehe dem, welcher seine Effekten nicht gut bezeichnet, oder etwas in den Wagen liegen gelassen hat. Kaum vermag er es dahin zu bringen, daß ihm ein Angestellter Rede stehe, und das Ende der Sache ist gewöhnlich, daß der Reisende, müde vom Laufen und Fordern, seine Sachen als verloren aufgibt. Ich hebe hier die Kehrseite der Eisenbahnen hervor; ihre Annehmlichkeiten für die Reisenden sind vielfältig geschildert worden. Da die Eisenbahn in einiger Entfernung von Antwerpen aufhört, so müssen hier wieder Omnibus oder Miethwagen genommen werden, um die Reisenden mitten in die Stadt zu bringen; bei der Rückkehr geht es eben so; mithin braucht man vier Omnibus, welche ungefähr eben so viel kosten, als die Fahrt auf der neun Lieues langen Bahn selbst. Belgien ist bisher das einzige Land des Festlandes, welches die Anlegung der Eisenbahnen ernstlich betrieben hat, und alle andern Unternehmungen sind noch Kleinigkeiten gegen die belgischen. Die Genter Eisenbahn sollte gerade eröffnet werden, so auch die Löwener, und letztere bis Lüttich fortgesetzt werden, womit man im folgenden Jahr fertig zu werden hoffte. Letztere muß dann nothwendig bis Aachen verlängert werden, und Preußen kann nicht länger anstehen, auch seinerseits Hand an's Werk zu legen. Postregale und Monopolien müssen den überwiegenden Vortheilen der neuen Wege weichen, und allmählich eingehen, oder sich nach den neuen Einrichtungen bequemen. — Was nach den Eisenbahnen und dem Steinkohlenverkauf am meisten in Belgien blüht, besonders in Brüssel, ist der Nachdruck französischer Bücher. So weit wie jetzt ist der Nachdruck noch nirgends getrieben worden. Täglich entstehen große Druckereien und Speditionsanstalten. Ich sah das große Hotel in Brüssel, das Meline, der Hauptnachdrucker, bewohnt, und wo er sein Geschäft auf Aktien betreibt. Ganz Deutschland, Rußland, die Schweiz, Italien und andere Länder werden mit belgischen Nachdrücken überschwemmt; nicht einmal Zeitschriften und Werke von großem Umfang bleiben verschont; man sieht nicht ein, wie weit dieses noch gehen wird. Der französische Buchhandel muß nothwendig darüber zu Grunde gehen, und bereits leidet er bedeutend an dem großen Uebel. Welcher Pariser Verleger kann noch wagen, ein Werk zu Tage zu fördern, das er theuer honoriren muß, wenn er gewiß weiß, daß vierzehn Tage nach dem Erscheinen des Buches in Paris ein oder mehrere Nachdrücke davon in Belgien erscheinen und bald in ganz Europa verbreitet seyn werden? Vergebens bietet er seine Waare auf den europäischen Märkten an; man verschmäht sie, da man einen guten Nachdruck davon für die Hälfte des Preises haben kann. Somit bleiben die französischen Buchhändler mit ihren Spekulationen auf Frankreich beschränkt, und auch hier sind sie nicht ganz vor den belgischen Nachdrücken sicher; denn es kommt fast kein Reisender von Brüssel nach Frankreich, ohne einige in Belgien nachgedruckte Bändchen beliebter französischer Schriften bei sich zu tragen. Und auch in Frankreich, besonders zu Limoges, wird nachgedruckt, wiewohl nicht mit der Schnelle und der Eleganz, wie jetzt zu Brüssel. Gelehrte, mit welchen ich in Belgien über dieses Uebel gesprochen habe, meinen, demselben sey nicht abzuhelfen, obschon sie es sehnlich wünschen, weil auch die belgische Literatur sehr darunter leidet; denn die belgischen Buchhändler finden es weit ersprießlicher, französische Werke beliebter Schriftsteller nachzudrucken, als Schriften belgischer Gelehrten zu verlegen; daher fällt es jetzt sehr schwer, in Belgien einen Verleger für literarische Werke zu finden. Einen Vertrag mit Frankreich zur wechselseitigen Verhütung des Nachdrucks, meint man, werde Belgien schwerlich eingehen, da es viel dabei zu verlieren und nichts zu gewinnen habe; und wenn ein solcher Vertrag auch zu Stande käme, so würden die Nachdrucker ihre Werkstätten und Comptoire nach Holland verlegen, welches früher schon wegen seiner Nachdrucker berüchtigt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 21. Oktober 1837.

Their ambush here relentless ruffians lay;
On Britain's fond credulity they prey.
Johnson.

Die Londoner Bettler.

Daß London ein Pfuhl von Laſtern und Schlechtigkeiten, von Verbrechen und Sünden jeder Art iſt, muß ſchon daraus folgen, weil es ſo ziemlich zwei Millionen Menſchen in ſich faßt. Aber unter allen den vielen Betrügereien thun dem Herzen keine weher als die zum Behuf des Bettelns geübt werden. Es gilt, Mitleid zu erregen und Gaben zu gewinnen, gleichviel auf welche Weiſe, und die Folge entdeckter Fälſchung iſt häufig Mißtrauen gegen wahre Leiden, Verſtoßung wahrhaft Bedürftiger. Wäre im menſchlichen Herzen nicht ein Born unerſchöpflicher Güte, gäbe es nicht Viele, denen Almoſengeben Bedürfniß iſt, und wären Andere nicht unbekannt mit den Ränken, denen ihre Mildthätigkeit zum Opfer fällt, es würden in London längſt keine andern Almoſen gereicht, als welche das Kirchſpiel ſeinen Bewohnern mit geſetzlicher Kraft abfordert.

Darf ich viele Jahre zurück meinem Gedächtniſſe trauen, ſo hat bereits Archenholz in ſeinem England und Italien von den Londoner Straßenbettlern erzählt, von ihrem Leben und Treiben, von den Mitteln, durch welche ſie die Börſen des Publikums öffnen, und von der Art, wie ſie das Erbettelte verwenden. Im Allgemeinen mag das damals Geſagte noch heute Anwendung finden, Einzelnes iſt ſeitdem hinzu gekommen, denn auch die Londoner Bettler ſind mit dem Jahrhunderte vorgerückt, und ihr Scharfſinn wie ihre Thätigkeit wären oft eines beſſern Zweckes werth. Gleich allen übrigen Gewerbe treibenden Klaſſen hat der Sporn der Nothwendigkeit ſie vorwärts getrieben. Einmal hat ſich ihre Zahl vermehrt, und Concurrenz thut die Fundgruben des menſchlichen Geiſtes auf. Vor ungefähr zehn Jahren — dem Zeitpunkte der lezten ſtatiſtiſchen Angaben — wurden gegen achttauſend Straßenbettler gezählt; jezt ſoll die Zahl um die Hälfte größer ſeyn. Zweitens hat ſich der Erwerb vermindert. Vor Kurzem wurde in den Taſchen eines beim Betteln ergriffenen, etwa fünfzig Jahre alten Mannes eine namhafte Summe gefunden. Er verſicherte, auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt dazu gekommen zu ſeyn, indem das Geld eine Sammlung milder Gaben ſey. Der Polizeirichter bemerkte, demnach müſſe das Bettlerhandwerk ein recht einträgliches ſeyn. „Bei einiger Sparſamkeit," erwiderte der Profeſſioniſt, „ernährt es ſeinen Mann, doch iſt der Verdienſt gewaltig im Sinken; das Betteln iſt bei Weitem nicht mehr, was es ehemals war, es iſt ſeit den dreißig Jahren, wo ich anfing, wenigſtens um fünfzig Prozent ſchlechter geworden." Ein Drittes endlich, was die geiſtigen Fähigkeiten des geſammten Handwerks zu größerer Anſtrengung zwingt, iſt theils die Wachſamkeit der neuen Polizei, eines für London und deſſen nächſte Umgebung unnennbar wohlthätigen Inſtituts, theils die beſtehende Mendicity Society,

ein Verein zu Abſtellung des Bettelweſens, eine Geſellſchaft von Privatleuten, die nicht bloß durch eigens angeſtellte Offizianten alle vagabondirenden Bettler in London aufſuchen, der Polizei überliefern und gerichtlich verfolgen läßt, ſondern auch Allen, die um Unterſtützung ſich an ſie wenden, wenn ſie derſelben bedürftig und zur Arbeit unfähig ſind, Nahrungsmittel reicht, den zur Arbeit Tüchtigen dagegen lohnende Beſchäftigung anweiſt, in keinem Falle jedoch Geld gibt und deßhalb von den Bettlern von Profeſſion eben ſo ſelten behelligt als auf's Innigſte verachtet und gehaßt wird. Die Mitglieder des Vereins pflegen Karten bei ſich zu tragen, um der Unterſtützung benöthigt ſcheinende Perſonen, wenn ſie von ſolchen auf der Straße um Almoſen angeſprochen werden, damit an das betreffende Bureau zum Behuf weiterer Erörterung zu weiſen, und mehr als einmal bin ich ſelbſt Augenzeuge geweſen, wie in Lumpen gehüllte Geſtalten, denen Elend und Hunger im Geſicht geſchrieben ſtand, ſobald ſie dergleichen Karten empfangen, unter Verwünſchung des Gebers ſie zu Boden geworfen und in den Koth getreten.

Nächſt den in den öffentlichen Blättern enthaltenen Polizeiberichten gewähren eigentlich nur die Vorträge und Rechnungen der Mendicity Society, und dieſe ausführlicher und richtiger als jene, eine Einſicht in den Zuſtand und einige Kenntniß von dem Umfang des Londoner Bettelweſens in allen ſeinen Haupt- und Unterabtheilungen. So ſchmerzlich auch die Reſultate dieſer Protokolle und Tabellen ſind, ſo muß man ſich doch freuen, daß es ein Beſtreben gibt, dem Uebel zu ſteuern, und daß jenes, bei der guten Einrichtung des Vereins, nicht ganz ohne Erfolg bleiben kann. Nach den eben erwähnten Urkunden iſt anzunehmen, daß bei der in England jedes Kirchſpiel ſchwer genug drückenden Verbindlichkeit, ſeine Armen zu beherbergen, zu ernähren und zu kleiden, oder eingewanderte Arme in deren Diſtrikte zu ſchaffen, in London von ſechzehn Straßenbettlern bloß Einer auf die Mildthätigkeit der Vorübergehenden Anſpruch hat; daß von dreizehn wenigſtens zwölf betrügeriſcher Weiſe Mitleid zu erwecken ſuchen; daß jeder Bettler im Durchſchnitt wöchentlich zwanzig Schillinge (zwölf rheiniſche Gulden) erntet, und daß demnach das Publikum an die runde Zahl der zwölftauſend Straßenbettler jährlich die bedeutende Summe von 624,000 Pfund Sterling oder 7,488,000 rheiniſche Gulden verliert. — Schmerzlich lang iſt die Liſte der geübten Betrügereien: alle Arten körperlicher Gebrechen und Krankheiten werden erheuchelt. Am beliebteſten ſind Blindheit und Lähmung. Auch völlige Entkräftung, anſcheinend die Folge von Krankheit oder von Mangel an Nahrung, gilt für eine einträgliche Spekulation, und mancher Mann und manche Frau lehnen erſchöpft an einer Mauer oder ſitzen zuſammengebrochen auf den Stufen eines Hauſes in einer lebhaften Straße, und vergeſſen ihre Rolle und eilen im Sprunge davon, ſobald ſie einen Polizeidiener oder einen Offizianten der Mendicity Society erblicken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Savonarola.

(Fortſetzung.)

Die Hohe ſollte ſich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menſchheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Troſt ihm untergräbt.

Iſt Chriſtus Traum, dann iſt das Leben
Ein Gang durch Wüſten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Beſtien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdroh'n den Wandrer ohne Bahn,
Aus tauſend dunkeln Hinterhalten
Lieblos und raſtlos ſpringend an.

Und wenn er mit geſchärften Sinnen
Der Feinde manchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf ſeinem heimathloſen Gang.

An ehernen Geſetzen ſchleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend ſchweifen,
Die Peſt durchtappt die Finſterniß.

Haß, Undank und gebrochne Treue,
Das Liebſte auf der Todtenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue,
Der Freunden Aſche graues Haar:

So zieht in untröſtbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troſte
Bei Kunſt und Weisheit überall,
Trink Wein, geh' in den Wald und koſte
Die Roſe und die Nachtigall:

Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl verſöhnt die ſchwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verzagen,
Und ſchaudernd ſinkſt du in die Gruft!

Das iſt das Leben und Verſcheiden,
Wenn Chriſtus nicht auf Erden kam
Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er ſie dem Chriſten nur.

In dieſes Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenroth
Iſt Schmerz noch unſer tiefſtes Fühlen,
Der innerſte Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Ging Gott in unſre Weiſe ein.

Gelöst ſind nun die bangen Fragen,
Nun iſt dem Herzen Alles kund:
Der Liebe Blüthenwelt zu tragen,
Sind Schmerz und Tod der dunkle Grund.

Und unerſchüttert ſteht das Hoffen,
Das Auge ſieht vom Grabesrand
Den heimathlichen Himmel offen,
In welchen Chriſtus auferſtand ....

Wie ſchnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forſchen und kein Grübeln frommt,
Der Geiſt kann nur den Geiſt erkennen,
Wenn ihm der Geiſt entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geiſt die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnſucht nimmermüden Lauf!

Und ſpähet, lauſchet, harret, trauert,
Bis euch ſein heil'ger Hauch durchweht,
Bis ſeine Wonne euch durchſchauert;
Erkenntniß Gottes iſt — Gebet.

Gebet iſt Balſam, Troſt und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es iſt mit Gottes ew'gem Liede
Tiefſinnerſter Zuſammenklang;

Gebet iſt Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt;
Dann ſteht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwiſchen ihr und Gottes Geiſt.

Geheimnißvoll und doch ſo helle,
Iſt es der Seele wunderbar
Ein ſüßes Schlummern an der Quelle,
Und doch ein Wachen ſeligklar.

O lernet glauben, lernet beten!
Denn bald und ſchnell kommt Gottes Schwert;
Die Wolken ſelbſt ſind die Propheten
Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien ſchrecklich ſchlagen,
Weil es für ſeine Stimme taub;
Gott wird die Medici verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimſuchend die Verbrecher,
Nicht einem Trinker ähnlich ſeyn,
Dem in den ſchönen goldnen Becher
Ein Schalk gegoſſen ſchlechten Wein.

Ausgießt den ſchlechten Wein der Zecher,
Macht das Geſchirr vom Aerger leer;
Doch wirft er ſeinen goldnen Becher
Dem Wein zu Haſſe nicht in's Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geſchirr zerſchlagen,
Zerſchmettern an der Felſenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
Gerettet und beſeligt ſeyn!
Der Glaube in lebend'ger Stärke
Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und trauet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falſches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer ſingt.

O legt nicht ſchlafen das Gewiſſen,
Seyd wach und ſeyd auf Gott geſtellt!
Es iſt ein ſchlechtes Ruhekiſſen
Die Sturmeswoge dieſer Welt.

Es muß die Kirche ſich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Peſt und wilden Kriegesfeuern
Erſchütternd zu: Gedenke mein!

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Seberholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Der Hecht kennt den Grund des Teiches, Gott die Tiefe des Meeres.

Der Specht ist bunt im Walde, das Menschenleben noch bunter.

Hilf dem Mann, wenn er den Berg erklimmen will, nicht wenn er schon wieder unten ist.

Der Gute gibt vom Wenigen, der Böse nicht einmal vom Vielen.

Wer ohne Ursache zürnt, der versöhnt sich ohne Grund.

Ein dreifacher Strick reißt nicht entzwei; Freunde besiegt man nicht, wenn sie einig sind.

Das Ueberflüssige macht nicht fett, wenn nicht die Mäßigkeit ernährt.

Eine gute Schelle hört man weit, eine böse Nachricht noch weiter.

Es ist nichts so gut, daß es nicht noch Besseres gäbe.

Wenn er weit ist, brüllt er, wenn er nah ist, stößt er; das ist die Sitte eines bösen Ochsen.

Am Munde erkennt man den, der da gegessen, am Auge den, der Böses gethan.

Er freut sich darüber, wie der Wolf über einen Spreuhaufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, October.

(Fortsetzung.)

Der Clerus. Das Jesuitencollegium.

Auffallend ist dem aus Frankreich kommenden Reisenden das blühende Aussehen der katholischen Geistlichen, ein Beweis ihrer glücklichen Verhältnisse. In Frankreich ist die Geistlichkeit gar nicht reich besoldet und hat auch nur geringen Einfluß; nicht so in Belgien. Hier sind sie wohl genährt, werden von den Gläubigen unterstützt, und wenn auch die Regierung sie nicht außerordentlich begünstigt, so werden sie dafür vom Volke entschädigt. Wenn man einen belgischen Geistlichen über die Straße schreiten sieht, so bemerkt man sogleich, daß ihm nichts von allem dem fehlt, was zu den Freuden des Lebens gehört. Auch sieht man vom frühen Morgen an die Kirchen Belgiens mit Andächtigen gefüllt; Brüderschaften bestehen fast an allen Kirchen, und aus den an den Pfeilern angehängten Listen sieht man, daß auch die Reichen und Vornehmen es nicht verschmähen, sich in solche aufnehmen zu lassen. Klostergemeinden leben wieder auf, ohne daß der Staat einen Heller dazu hergibt; sie bestehen aus eigenen Mitteln. Ein Freund führte mich in das Collège St. Michel, ein sehr großes Gebäude, welches einige Geistliche theuer angekauft haben, um daraus ein Jesuitencollegium zu machen. Ein Klosterbruder empfing uns an der Pforte und führte uns in ein Sprachzimmer, das ganz mit Porträts berühmter Jesuiten behängt war. Nicht lange, so erschien ein wie die französischen Abbé's gekleideter Geistliche, welcher das Oberhaupt dieses neuen Hauses ist. Hier wird das Manuscript der noch nicht erschienenen Bände der großen, von den bekannten Bollandisten unter dem Namen Acta sanctorum unternommenen Sammlung der Lebensbeschreibungen der Heiligen verwahrt, und drei Geistliche dieses Hauses wollen mittelst dieser Handschriften und der anderweitig zu sammelnden Materialien das große Werk fortsetzen. Der Mann sprach sehr interessant über dies Unternehmen, dessen Schwierigkeiten er sich keineswegs verhehlte; besonders erkannte er wohl, daß ohne große Geldsummen der Druck nicht zu unternehmen sey. Erst 40,000 Franken hatten sie dazu gesammelt oder bekommen, und diese werden schon durch die Vorbereitungen darauf gehen. Ihre Absicht ist, in allen großen Bibliotheken und andern wissenschaftlichen Sammlungen Europa's nach biographischen Notizen forschen zu lassen, und zu den Arbeiten die angehenden jungen Geistlichen des Instituts zu gebrauchen, welches, wie ich hörte, auch mit geistlichen Instituten Frankreichs affilirt ist. Alles dieses war mir sehr interessant, zumal die Acta sanctorum in geschichtlicher Hinsicht wichtig sind, und deren Vollendung daher schon längst von den Gelehrten gewünscht wird. Nur steht zu befürchten, daß die wenigen Männer, welche sich der Arbeit unterziehen wollen, über dem kostspieligen und langwierigen Unternehmen den Muth verlieren werden. Der Geistliche hatte ein ganz einfaches, anspruchloses Wesen, und schien ein gemüthlicher, harmloser Mann. Ich erstaunte nicht wenig, als man mir nachher sagte, in seinen Predigten sey er äußerst heftig, ja sogar fanatisch; ich muß gestehen, daß meine Physiognomik an diesem Manne völlig gescheitert ist. Später hatte ich auch Gelegenheit, einen Geistlichen kennen zu lernen, welcher damit umgeht, die belgischen Synodalverhandlungen herauszugeben. Ueberhaupt gibt sich die belgische Geistlichkeit, in den Städten wenigstens, mehr mit gelehrten Arbeiten ab, als der französische Clerus, welchem geschichtliche Forschungen beinahe fremd geworden sind. In der Umgegend von Laaken befindet sich ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen für Jesuitinnen gelten, und ihr Institut Sacré coeur nennen, wie das in Paris befindliche. In beiden werden Mädchen reicher Familien, besonders altadeliger, erzogen; jedoch wird das belgische Institut nicht so streng gehalten wie das Pariser, zu welchem fast kein Fremder Zutritt erhält. In dem Brüsseler wurden wir sehr freundlich von einem Nönnchen an der Thüre empfangen und auf ein Sprachzimmer geführt, wo bald eine Nonne erschien und uns über das Institut Auskunft gab; die Mädchen hörte man in dem geräumigen Garten unter den Fenstern des Sprachzimmers fröhlich spielen. Dieses Institut erkennt eine in Frankreich wohnende Aebtissin als Obere an, und thut keinen bedeutenden Schritt, ohne dieselbe um Rath zu fragen, oder Befehle von ihr einzuholen. Die Mädchen werden nicht allein von den Nonnen erzogen, sondern bekommen auch Unterricht von Brüsseler Lehrern und Lehrerinnen; jedoch scheinen bei dem Erziehungsplane hier wie in allen Klöstern sehr beschränkte Ansichten vorzuherrschen. — Die Kirchen sind in ganz Belgien prächtig ausgestattet; in Antwerpen besonders glänzen sie von Marmor und Gold, und was noch kostbarer ist, von Gemälden alter und berühmter Meister. Hier ist keine Kirche, die nicht ein oder mehrere Meisterwerke aufzuweisen hätte. Sogar die Beichtstühle sind in den Antwerpener Kirchen merkwürdig, und auch in den Brüsseler Kirchen findet sich derselbe Luxus wieder, wiewohl nicht so reichlich, wie zu Antwerpen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 23. Oktober 1837.

Vis tu homines urbemque feris praeponere silvis?
Carpe viam. —

Horat.

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

Erſter Brief.

Berlin, den 20ſten Juli 1837.

Als ich nach ſechs Jahren zum erſten Male wieder über die Trottoirs von Berlin ſchritt, fiel mir ſogleich zweierlei auf: nämlich, daß man die Pferde auf eine häßliche Art zu kurz coupirt, und daß die Damen mehr, als mir jemals erinnerlich iſt, große Umſchlagetücher tragen; dieſe Mode mag ihre Bequemlichkeit haben, hübſch iſt ſie aber nicht. — Kommt man vom Lande in die Reſidenz, ſo fühlt man ſich unter ſo vielen modiſchen Anzügen immer unmodiſch und etwas verbauert; ich ließ daher den Schneider kommen, um dies unbehagliche Gefühl ſo bald als möglich los zu werden. Im Ganzen fand ich ſeine Vorſchläge gut, aber Einiges kam mir doch geſchmacklos vor, ſo daß ich erſt Erkundigungen einzog, ob er nicht im Irrthum ſey. Er hatte indeß Recht, und da ich durchaus einen neumodiſchen Anzug haben wollte, ließ ich den untern Theil meines Körpers auf eine offenbar nachtheilige Weiſe bekleiden.

Gewiſſe Dinge machen ſich immer von Neuem bemerklich, wenn man nach Jahren wieder die Reſidenz betritt, man mag ſie früher auch noch ſo oft geſehen und gehört haben. Hierunter gehört der mannichfaltige Lärm auf den Straßen und die Haltung der Großſtädter. Wenn ich nicht irre, hatte der erſtere in Berlin zugenommen, beſonders durch Vervollkommnung und Vervielfältigung der Möbel- und Flaſchenfuhrwerke und anderer Transportmittel lebloſer Gegenſtände. Früher hatte ich geſehen, wie mühſelig das Geſchlecht der Boten die in Berlin courſirenden Akten durch die langen Straßen ſchleppte; jetzt rollten hübſche Fuhrwerke auf Druckfedern, den Küchenwagen ähnlich, in ſcharfem Trabe an mir vorüber, mit der Aufſchrift der Miniſterien oder anderer Behörden. Sie ſind zu Vertheilung der Akten beſtimmt, und vorn im Cabriolet ſitzt ganz anſehnlich der Bote, welcher, ſtatt ſonſt keuchend zu tragen, nun ſelbſt bequem gefahren wird. Dieſes Fuhrwerk iſt für die Richtung unſerer Zeit bezeichnend, die allenthalben auf Erleichterung der Mühſeligen und Beladenen hinwirkt, und, trotz der großen Gleichgültigkeit gegen poſitive Religion, mehr als frühere warmgläubige Zeiten chriſtliche Ideen realiſirt. Vor länger als 1800 Jahren ließ „des Menſchen Sohn“ die tröſtlichen Worte erſchallen: „Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd!“ Die Zeit ſpricht vielleicht nicht in dieſem herzlichen Tone, aber wirkſam und fühlbar zeichnet ſie in allen Sprachen die noch bequemeren Worte auf den Erdball: „Ich komme zu euch, die ihr mühſelig und beladen ſeyd!“

Die Haltung der Großstädter hat für die Insassen der Dörfer immer etwas Auffallendes. Die privilegirten Stände, mit Einschluß der Geistlichen, üben auf dem Lande von allen Privilegien das des Müssigganges am ausgedehntesten aus. Der Bauer arbeitet zwar in kaum glaublichem Grade, aber er verzehrt gemächlich seine groben Speisen und zieht langsam und bedächtlich, ohne jedoch gerade viel zu denken, seiner schweren Arbeit zu; hier dagegen begegnet man überall eiligen Müssiggängern und kann sie von den Geschäftigen kaum unterscheiden. Alle jene Grimassen, wodurch die Nichtigkeit sich sucht Bedeutung zu geben, erblickt man in mannichfaltigen Nüancen. Ein gewisser Inbegriff geschliffener Manieren wird in großen Städten weit verbreitetes Gemeingut; es ist aber begreiflich, daß Gemeinheit schwerlich hiedurch übertüncht wird.

Den Morgen nach meiner Ankunft suchte ich alte Bekannte auf und besah mir zunächst die neue Bauschule, über die ich sehr widersprechende Urtheile gehört hatte. Als ich, vom Schlosse herkommend, links um den lezten Granitblock jener schönen Brücke bog und am Wasser hinunter schritt, fiel mir eine krebsrothe, würfelähnliche Masse in die Augen, welche ungefähr 80 oder 90 Fuß hoch seyn mag, und 130 oder 140 Fuß in's Gevierte halten kann. Die Sonne schien gerade auf das Gebäude, und ich wunderte mich, dasselbe in gewissen Distanzen, meist horizontal, mit Blech beschlagen zu sehen. Bei näherer Besichtigung bemerkte ich indeß, daß die Mauern von dunkelgebrannten, vortrefflichen Ziegeln ohne Abputz aufgeführt und jene scheinbaren Blechbänder nichts anderes sind, als bläulichgrau glasirte Ziegel, welche man als Verzierung in gewissen Linien eingesezt hat. Das Erdgeschoß springt ziemlich stark hervor und die Linie, welche dasselbe nach oben begrenzt, läuft ohne Unterbrechung um das ganze Gebäude. In diesem Erdgeschosse befinden sich, mit einer kleinen Veränderung an der Vorderseite, breite, oben flachgewölbte Glasthüren, welche wohlaufgepuzten Läden als Schaufenster dienen; sodann folgen die Reihen der Fenster über einander, von welchen die beiden unteren wenig verschieden, die obersten aber bedeutend kleiner sind. Vom Absatz des Erdgeschosses aufwärts laufen zwischen den Fenstern ungefähr einen Fuß hervortretende Pfeiler oder Pilaster durch alle Stockwerke, oben mit einer wenig bemerkbaren Verzierung. So bildet sich zwischen dem Erdgeschosse und dem oberen Simse, immer zwischen je zwei Pilastern, ein Band, welches die Verschiedenheiten der Stockwerke enthält. Stellen Sie sich nun ein solches Band vor, so bemerken Sie in der ersten Etage ein hohes und sehr breites Fenster, welches durch zwei gemauerte, aber ziemlich dünne, oben mit Köpfen verzierte Unterschiede, etwa wie die gothischen Kirchenfenster, in drei Theile getheilt ist. Unter dem Fenster befinden sich Reliefs in drei Feldern, und über demselben sieht man das Gewölbe eines Bogenschnitts im äußeren Mauerwerke angedeutet. Der Raum, welchen der Bogenschnitt mit seiner Sehne über dem Fenster bildet, ist ebenfalls mit Reliefs geziert, und an den obern Ecken so wie auf der Mitte des Gewölbes eine Verzierung angebracht. Das zweite Fenster aufwärts ist in derselben Art geformt und verziert, nur ein wenig kleiner. Das dritte und oberste Fenster ist weit niedriger, ohne alle Verzierung, und besteht eigentlich aus drei kleinen, neben einander stehenden, den Schießscharten ähnlichen Oeffnungen, deren Unterschiede bedeutend stärker sind als bei den andern Fenstern.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortsezung.)

Längere Zeit hatte ein großer, baumstarker Mann, mit einem höchst verdächtigen Gesicht, und seinem Benehmen nach ein Taubstummer, einen der besuchtesten Theile der City in Contribution gesezt. Fast ausschließend wendete er sich an Frauen, stöhnte ihnen sein Begehren vor und sah ihnen dabei wild in die Augen. Die Einen gaben aus Angst, Andere aus Mitleid, selten blieb sein Verlangen unerfüllt. Da geschah es eines Morgens, daß er zwei junge Mädchen, die aus der richtigsten aller Ursachen nichts gaben, mit seinen Geberden und seinem dumpfen Hum, Hum auf das Unbarmherzigste verfolgte und in seinem Eifer einen Polizeidiener nicht sah, der ihn unerwartet faßte und nach einigem Widerstande in Gewahrsam nahm. Vor den Polizeirichter gebracht, starrte er in aller Unempfindlichkeit eines Taubstummen umher. „Und ist der Mensch wirklich taub und stumm?“ fragte jener. „Nicht im Geringsten,“ antwortete der Polizeidiener. „Also Alles Verstellung?“ fragte der Richter. „Nicht anders, Ew. Gnaden,“ erwiderte der Polizeimann; „er spricht und hört so gut wie ich.“ — „Nun, sauberer Freund, was sagt Ihr dazu?“ wendete sich der Richter an den Gefangenen. Dieser stierte ihn schweigend an und brummte dann sein Hum, Hum. „So will ich den Burschen auf drei Monate nach Clerkewell schicken,“ sagte der Richter, „vielleicht lernt er während der Zeit reden.“ Der Gefangene starrte ihn an, ohne einen Laut zu äußern. „So führt ihn ab,“ befahl der Richter. Kaum jedoch hatte der Büttel dazu Anstalt getroffen und den Burschen beim Kragen gefaßt, als dieser sich rasch an den Richter wendete und mit einer Stimme, die nicht deutlicher seyn konnte, sagte: „aber hoffentlich muß der Polizeimann da mir die achtzehn Schillinge wieder geben, die er mir abgenommen.“

Weniger oft als die Gebrechen der bemerkten Art, dann aber mit nicht minderer Treue wird sogar Epilepsie erheuchelt, und es sind Beispiele vorgekommen, daß die Umstehenden, ein Beweis völlig gelungener Täuschung, der Verhaftung solcher Nichtswürdigen sich gewaltsam widersezt und diesen dadurch Gelegenheit verschafft haben, der verdienten Strafe zu entgehen. Sehr häufig sieht man in kalten Wintertagen Bettler und Bettlerinnen baarfuß und ohne Kopfbedeckung, in Lumpen, die selten ihre Blöße verhüllen und an denen bloß wunderbar ist, wie sie überhaupt am Leibe halten. Das Betrügerische dieser Maskerade bedarf keines Beweises aus den Papieren der Mendicity Society; es muß Jedem sich aufdrängen, der einigermaßen Acht gibt, wie bei abnehmender Kälte die Lumpen verschwinden, während des Sommers nirgends in gleicher Zahl und in gleicher Zerrissenheit erscheinen und allmählig wieder in den nassen Novembertagen mit merkwürdiger Regelmäßigkeit an's Tageslicht kommen. Teuflisch aber ist der Gebrauch mancher Mütter — denn daß ein Vater solches gethan, liegt wenigstens nicht erwiesen vor — ihre kleinen Kinder ohne Schuhe, ohne Strümpfe, mehr als zur Hälfte nackt in der strengsten Kälte an eine Straßenecke oder in einen Durchgang zu stellen, damit sie hier, frierend und jammernd, Bilder des Erbarmens, Geld einsammeln, das aus ihren erstarrten Händchen unmittelbar seinen Weg in den nächsten Branntweinladen findet. Vergangenen Winter wurde eine solche Mutter eingezogen; sie hatte mehrere Tage lang ihre zwei Kinder, einen Knaben von fünf und ein Mädchen von vier Jahren, auf diese Art der Kälte preis gegeben, und nicht bloß die Spenden, die sie empfangen, an sich genommen, sondern auch die Schuhe und Strümpfe verkauft, die ihnen geschenkt worden, und alles das schändlich vergeudet. In milder Jahreszeit stehen häufig Weiber auf den Gassen oder sitzen vor den Hausthüren, Säuglinge, die sie zu dem Zwecke geborgt, mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich drückend und den Vorübergehenden zuflüsternd, die Kinder müssen verschmachten, weil sie selbst keine Nahrung haben. Ja, innerhalb drei Monaten sind zwei Fälle bekannt geworden, wo Frauen für ihre verhungernden Kleinen, die sie sorgsam in ein Tuch gehüllt, um milde Gaben gebeten und bei der Annäherung von Polizeidienern die wohlverwahrten Kleinen losgewickelt und die Lumpen und das Stroh, woraus sie bestanden, weggeworfen haben. Als etwas ganz Neues jedoch im Kapitel von den Betrügereien der Londoner Straßenbettler kamen vor ungefähr Jahresfrist folgende zwei Thatsachen in's Publikum.

Ein Mann, des Lebens müde, stürzte sich zu wiederholten Malen in die Themse. Der Unglückliche mußte den Versuch, seines Lebens quitt zu werden, mehrere Male wiederholen, denn immer fügte es sich, daß Jemand am Ufer Augenzeuge der raschen Handlung war, und entweder mittelst eines Bootes oder durch Schwimmen ihn rettete. Auch schien dem armen Manne zu Ausführung seines selbstmörderischen Vorhabens in seiner eigenen Schwimmfertigkeit ein wesentliches Hinderniß entgegenzustehen; man bemerkte am Ufer, daß er nach dem jähen Sprunge schnell wieder auftauchte und seinem nahenden Retter halben Wegs entgegenkam. Indessen, ein kaltes Flußbad ist wohl im Stande, das heißeste Blut zu kühlen; die Liebe zum Leben, zu dieser süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, soll ja im Menschen nie stärker seyn, als wenn er im Begriff ist, es von sich zu werfen; das also war nicht zu verwundern, daß der arme Mann, sobald das Wasser ihm an den Mund reichte, seinen Vorsatz vergaß, in dem Wasser zu sterben, und dagegen, seiner Schwimmkunde sich erinnernd, von ihr Gebrauch machte, und längere Zeit wunderte das auch Niemand. Es geschah aber, daß ein Polizeidiener zum zweiten Mal bei einer solchen Rettung zugegen war, und da diese Menschenclasse in den natürlichsten Zufällen angelegte Plane, auf dem Boden der unschuldigsten Handlungen verbrecherische Zwecke zu erblicken pflegt, so kam es auch ihm seltsam vor, daß derselbe Lebensmüde wieder denselben Lebensretter in einem, mit seinen Verhältnissen offenbar vertrauten Freunde fand. Kaum nämlich war der den Tod Suchende dem Tode entrissen und in leichter Ohnmacht an's Ufer gerudert worden, als — Alles wie beim ersten Male — der Freund in der Noth den besonders auf sein Hülfgeschrei versammelten Zuschauern eine kurze Lebensgeschichte des Unglücklichen mittheilte, wornach die drückendste Armuth ihn zu dem gewaltsamen Schritte getrieben, worauf denn — auch wieder wie beim ersten Male — jeder Anwesende, der ein Herz in der Brust und Geld in der Tasche hatte, aus lezterer dem armen, unglücklichen Manne ein kupfernes oder silbernes Scherflein reichte. Der Polizeimann ließ von seinem rege gewordenen Verdachte sich zu weiterer Nachforschung veranlassen, und das Resultat war die Entdeckung dieser neuen Bettelmethode.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die Zahl der Mitglieder der eben geschlossenen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte belief sich gegen vierhundert, wozu Prag und Böhmen kaum ein Drittheil geliefert hatten, und unter den Ausländern zählte man, trotz mancher hindernden Umstände, doch viele berühmte Namen. Wir fanden hier in der Section der gesammten Heilkunde nicht nur die Veteranen Harleß und Kreyßig, Türkheim und Wendt, sondern auch Chaufepié, Lenhossek und Textor,

Roux aus Paris, und mehrere junge Gelehrte dieses Faches, die uns noch nicht bekannt waren: Max Heine, Bruder Heinrich Heine's, aus St. Petersburg, und Korzeniowsky aus Wilna haben durch ausgezeichnete Vorträge sich bemerkbar gemacht. In der physiologisch-zoologischen Sektion zählt man Berres, Costé, Lichtenstein, Natterer, Otto, Ritgen und Tilesius, und in der chemisch-physikalischen Ettingshausen, Mädler, Mosevius, Metz, Poggendorf, Rose und Schweigger, während die botanische uns Hoppe, Nees von Esenbeck, Reichenbach, Voigt und Waiz nennt, und in ihr Biasoletto aus Triest sich einen Ruf in Deutschland gründete. Die mineralogisch-geographische Sektion führt nebst Leopold von Buch, Hügel, Breithaupt, Nöggerath und Mohs unter ihren Mitgliedern auch die Namen Cotta, Germar, Neumann, Partsch, Sack, Schlieben, Schweizer, und der jugendliche Quenstädt hat durch den Vortrag über Krystallographie Sensation gemacht. Das Alphabet der pharmaceutischen Sektion geht eigentlich nur bis in's B.; denn außer Bonsdorf, Brandes und Buchner suchen wir umsonst nach bekannten Namen unter den Mitgliedern, die größtentheils aus Apothekern bestanden. Die Sektionen der Botanik, Physik und Chemie zählten viele Dilettanten, letztere Fabrikanten, durch deren Beitritt die Zwecke des Ganzen wohl wenig gefördert werden konnten, und in die geographische ließen sich mitunter Literatoren eintragen, welche nur topographische Werke geliefert, die eben der Naturkunde nicht sehr nahe verwandt sind. Doch die meisten tauben Blüthen zählte die Sektion der Agronomie und Technologie, deren größter Theil aus Gutsbesitzern, Advokaten, Räthen und andern Beamten aller Branchen bestand, die sich, wenn sie auch von jenen Wissenschaften wenig oder nichts verstanden, unter die echten Oekonomen und Technologen einschwärzten, und solche Leute wagten es sogar, Vorträge zu halten! — Von den einheimischen Mitgliedern muß nebst Graf Sternberg und Krombholz zuerst der gelehrte Mineralog Haidinger genannt werden; aber auch Corda, Fritz, Mikan, Popp, Zippe u. s. w. haben sich durch ihre Vorträge und anderweitige Mitwirkung ausgezeichnet. Die botanische, pharmaceutische und ökonomisch-technologische Sektion machte verschiedene Ausflüge in Gärten und zur Besichtigung von Fabriken, Schulen und Gegenständen der Landwirthschaft. Die Naturforscher erhielten zierliche Geschenke: erstens, von der Stadt Prag eine sehr hübsch geprägte Münze, deren Hauptseite eine Abbildung des alten Rathhauses mit der Inschrift: „Curia“ enthält. Die Kehrseite zeigt den gewöhnlichen Schlangenring mit der Inschrift: „Praga consortii memor.“ und der Umschrift: „Concioni XV. Natur. Scrut. et Med. Germaniae 1837.“ ferner ein recht interessantes Büchlein: „Topographisches Taschenbuch von Prag, zunächst für Naturforscher und Aerzte,“ herausgegeben von J. V. von Krombholz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel Oktober.

(Fortsetzung.)

Wissenschaftliche und Kunstsammlungen.

An den Beichtstühlen in Antwerpen sind außer vielem Schnitzwerk immer zwei lebensgroße Figuren angebracht, ebenfalls aus Holz, und meistens sehr schön geschnitzt. In der Liebfrauenkirche sieht man eine lange Reihe solcher hölzernen Statuen. Brüssel selbst ist an Kirchengemälden eben nicht reich. In einer wenig von Fremden besuchten Kirche, Notre Dame de la Sablonnière, zeigt der Küster einige von Johann van Eyck auf Holz gemalte Thürflügel in der Sakristei; es läßt sich aber an ihnen wenig mehr erkennen. In eben dieser Kirche hat die fürstliche Familie von Thurn und Taxis eine Grabkapelle, die mit Marmor und Bildhauerarbeit fast überladen ist. Der Küster erzählte, diese Kapelle werde jetzt sehr vernachlässigt. Auch in dieser Kirche hingen die Tabellen mehrerer Brüderschaften an den Pfeilern; man las unter den Brüdern Namen berühmter und angesehener Familien. Eine große Merkwürdigkeit Brüssels ist das Museum, welches in seinem außerordentlich großen Umfang nicht allein die Naturaliensammlung, das mechanische und physikalische Kabinet, sondern auch die Gemäldesammlung und die Stadtbibliothek enthält. Eine eigentliche National-, oder wenn man will, königliche Bibliothek ist noch nicht vorhanden, soll aber angelegt werden. Bereits hat die Regierung einen bedeutenden Schritt dazu durch den Ankauf der van Hülthemschen Sammlung seltener Bücher gethan, die an fünfzigtausend Bände enthalten soll, und Professor von Reiffenberg ist zum Bibliothekar ernannt. Man ging eben damit um, den Plan zur Aufstellung der neuen Bibliothek zu entwerfen. Was die Stadtbibliothek betrifft, so enthält sie wenig neuere Werke; an Inkunabeln und andern Seltenheiten ist sie aber ziemlich reich. Das Naturalienkabinet erscheint natürlich gegen das Pariser etwas dürftig; dagegen ist das physikalische Kabinet ziemlich vollständig, und in dem mechanischen hat man besondere Rücksicht auf die für Belgien so wichtigen Dampfmaschinen genommen. Eben so findet man daselbst eine schöne Sammlung von Modellen hölzerner Mühlen, wie sie in Holland gebräuchlich sind. Außer den holländischen Museen besitzt wohl keine Sammlung Europa's eine so schön ausgeführte Reihe von Mühlmodellen. Im Kunstmuseum sind natürlich die niederländischen Meister vorherrschend, deren Styl man hier sehr gut studiren kann. Der Rubens und besonders der Crayers, eines Nachahmers des Rubens'schen Styls, gibt es hier eine Menge. Doch besitzt das Museum bekanntlich auch einige schöne italienische Gemälde. Eine bedeutende Stelle nimmt jetzt das Wappers'sche Gemälde, die Septemberrevolution von 1830 darstellend, ein; man hat von demselben einen ziemlich guten Kupferstich. Zu Antwerpen war gerade eine Kunstausstellung, welche außerordentlich reichhaltig schien; freilich hatte nicht allein ganz Belgien, sondern auch Frankreich und Deutschland Antheil an derselben genommen. So wie jetzt die Kunstausstellungen veranstaltet werden, sind sie für den Einheimischen weit lehrreicher, indem er die Meister aus seinem Lande mit den fremden vergleichen kann; aber für den Reisenden haben sie das Unbequeme, daß er jetzt die von den Landeskindern gelieferten Stücke nicht mehr so leicht übersehen und daraus den Zustand der Kunst im Lande beurtheilen kann. Ein vorzüglicher Antwerpener Künstler, Kayser, hatte nichts zur Ausstellung geliefert, weil man sein großes Gemälde, die Frauen am Grabe des Heilandes, nicht vortheilhaft genug im Kunstmuseum hatte stellen lassen. Jedoch war es öffentlich in einem ehemaligen Kirchengebäude zu sehen. So weit sich ein so bedeutendes und großes Gemälde in Zeit von einer Viertelstunde beurtheilen läßt, schien es ein vortreffliches Stück. Kayser ist nebst Wappers sicher der Hauptmeister der jetzigen Antwerpener Schule. Auf dem Brüsseler Museum kopirten mehrere Mädchen kleinere und einige auch große Bilder; also scheint auch das weibliche Geschlecht die Malerei zu betreiben; jedoch habe ich keine vorzügliche Malerin nennen hören.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. Oktober 1837.

Wir hätten keine Gesetze? Keine Genossenschaft bedarf nothwendiger selbstgemachter Gesetze, als diejenige, welche es sich zum Zwecke setzt, die von Andern gemachten zu verletzen.

Le Sage.

Die Londoner Bettler.

(Fortsetzung.)

Bald darauf wurde eine andere Bettelmethode, jener ziemlich verwandt, vielleicht bloß eine Nachahmung, durch ihr tragisches Ende verrathen. Ein Mann hatte sich eines Abends an einem Laternenpfahle in der Nähe eines der besuchtesten Theater kurz vor dem Schlusse der Vorstellung aufgehängt, und obschon von einer menschenfreundlichen Hand sofort abgeschnitten, war er doch, weil er das Genick gebrochen, trotz aller angewendeten Belebungsmittel, todt geblieben. Das Wunderbare, daß er solchen Ort und solche Zeit zur Ausführung seiner That gewählt, erklärte sich bei der landesüblich vor einem Coroner und einer Jury gehaltenen Leichenschau. Der Besitzer der menschenfreundlichen Hand hatte von dem Geschehenen Zeugniß gegeben, als ein geachteter Bürger um Gehör bat. Er erzählte, daß er an dem fraglichen Abend unmittelbar über jenem Laternenpfahle hinter den Blumen seines Balkons gesessen und von da deutlich gesehen, wie der Todte, bevor er einen so schmählichen Tod gefunden, auf die Schulter des Zeugen gestiegen, einen Strick an das Quereisen des Pfahls befestigt, das andere Ende sich um den Hals gelegt, dann sich selbst auf das Quereisen geschwungen und dem Freunde einen freundschaftlichen Fußtritt versetzt, plötzlich aber das Gleichgewicht verloren, Kopfüber herabstürzend, in seiner Schlinge sich gefangen habe und sofort von seinem Freund abgeschnitten worden sey. Der Zeuge leugnete die ihm zugeschriebene verdächtige Theilnahme, wurde jedoch festgehalten und das Verhör vertagt. Und als der Coroner mit den Geschworenen wieder zu Gericht saß, da erschienen fünf oder sechs unverwerfliche Zeugen, die bei drei oder vier andern Gelegenheiten dazu gekommen, wie ein Mann einen in der Straße Hängenden abgeschnitten, die in dem jetzigen Todten den damals Gehangenen und in dem jetzt Verhafteten den damaligen Retter erkannten, und deren Aussagen sich auch dahin vereinigten, daß die Umstehenden zu milden Gaben für den armen, unglücklichen Mann veranlaßt und solche dem Retter eingehändigt worden seyen. Es war gemeinsame Spekulation.

Leider geben vorstehende zwei Thatsachen nicht den einzigen Beweis, daß Spekulation, dieses gewaltige Triebrad unserer Zeit, in London auch das Bettelwesen umtreibt. Man kennt hier Leute, die recht anständig von dem leben, was Andere erbetteln. Ein Mann von einigen Geldmitteln miethet ein Haus, richtet es ein und beherbergt zwanzig bis dreißig arme Menschen, die er auch ernährt und kleidet, Alles unter der einzigen Bedingung, daß sie täglich auf's Betteln ausgehen und ihm täglich eine bestimmte Summe bezahlen, wobei er ihnen heute

creditirt, wozu ihr heutiger Erwerb nicht ausreicht, und dafür morgen bei Strafe der Verstoßung Ersatz erwartet. Zum einträglichsten Handel dieser Art werden Ausländer gebraucht, meist italienische Knaben und deutsche Mädchen, leztere vom zartesten bis zum gereiften Alter. Um nicht unter den gesetzlichen Begriff vagabondirender Bettler zu fallen, ziehen die Knaben umher mit Drehorgeln, weißen Mäusen und dergleichen, und die Mädchen — deßhalb broom-girls genannt — mit kleinen, eigentlich zu gar nichts anwendbaren Besen. Die erwachsenen Knaben und Mädchen mögen bisweilen Mittel finden, sich zu emancipiren und in ihr Vaterland zurückzukehren; aber so lange sie in den Händen ihrer Brodherren sind, bleiben sie deren Sklaven, dürftig gekleidet, armselig genährt und des Nachts in engen Stuben zusammengeschichtet.

Wenn die Grundlage dieses gegenseitigen Verhältnisses ein Vertrag heißen darf, so beruhen wenigstens andere Bettlervereine in London auf gerechteren Prinzipien. Es existiren hier wirklich auf das Vollständigste organisirte Bettlergesellschaften, deren wohlbekannte Statuten das Gesetz der Freiheit und Gleichheit überall beobachten, wo Freiheit und Gleichheit den Zwecken des gesellschaftlichen Bundes nicht hindernd entgegentreten. Jeder Canditat muß vor seiner Aufnahme sich einer Prüfung unterwerfen; er muß anzeigen, wie er betteln will, und eine Probe ablegen. Das Nächste ist die Bestimmung des Distrikts, der von nun an sein Wirkungskreis seyn soll, und zulezt wird nach Maßgabe seines vermuthlichen Erwerbs die Quote seines Beitrags zu den Bedürfnissen der Gesellschaft ausgeworfen. Außer den gewöhnlichen Abendversammlungen finden an geordneten Tagen regelmäßige Festmahle Statt, unter dem Vorsitze eines gewählten Präsidenten, mit Trinksprüchen und Reden, mit Musik und Gesang. Die Zulassung von Gästen ist stets an gewisse Modifikationen geknüpft; wie aber die Mitglieder einander gleich sind, so müssen auch die Gäste auf Rang und Stand und Auszeichnung verzichten. Jeder Anwesende gilt bloß als Person. Das schlagendste Beispiel von der Unverbrüchlichkeit dieses Grundsatzes erzählt Major Hanger in seinen Memoiren.

Major Hanger war einer der vertrautesten Gesellschafter Georgs IV., und übernahm es auf dessen Verlangen, als derselbe noch Prinz von Wales war, ihm bei einem der bemerkten Festmahle Zutritt zu verschaffen. Nicht ohne Mühe erwirkte er die Erlaubniß, und herzlich gern ging der Prinz auf die Bedingung ein, kein Vorrecht anzusprechen, sondern, wie alle Uebrige, den bestehenden Formen sich zu fügen. Nach einer drolligen Beschreibung des Lokals, der Tafeleinrichtung und der versammelten Gesellschaft, und mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die Gegenwart des königlichen Prinzen und seines militärischen Freundes sämmtlichen Anwesenden bekannt gewesen, obschon Keiner weder durch Uebermuth noch durch Demuth dies verrathen, fährt Major Hanger folgendermaßen fort: „Von Sheridan und den vielen lustigen Gesellen seiner Umgebung an Scherz und Spaß gewöhnt, benahm der Prinz sich ausgezeichnet gut, und man sah deutlich, wie köstlich ihn das Ganze amüsirte. Auf einmal aber wurde er doch ein wenig aus der Fassung gebracht. Während einer Pause erhob sich der zum Präsidenten erkorene Bettler, wies auf den Prinzen und sagte: „mit aller Anwesenden gütigster Erlaubniß begehre ich von dem Herrn dort mit dem weißen Busenstreife, daß er Eins singe.“ Stürmischer Beifall folgte von allen Seiten. Seine königliche Hoheit sahen mich verlegen an; meinen Wink verstehend, stotterte er etwas von der Hoffnung, daß die Gesellschaft, in Betracht er der edlen Sangkunst unkundig sey, ihn geneigtest entschuldigen werde. „Deßhalb nicht so viel!“ versezte der Präsident. „Hier wird nicht widersprochen, sondern hübsch gehorcht, junger Herr!“ rief der Vicepräsident.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

Oben herum läuft ein doppelter Sims mit Consolen, nämlich eine Reihe der lezteren immer durch die Breite eines der beschriebenen Bänder in der Vertiefung, welche die Pfeiler bilden, von denen sie unterbrochen wird; darüber zieht sich noch ein ähnlicher Sims um das ganze Gebäude, welches oben ohne sichtbares Dach mit einem leicht aussehenden Geländer geschlossen wird. Die Pfeiler sind glatt und mit Linien von den erwähnten glasirten Ziegeln geziert, welche viereckige Figuren bilden, während solche Bänder an der übrigen Mauer bloß horizontal hinlaufen. Die Stockwerke sind immer durch einen wie durchbrochene Arbeit sich ausnehmenden, horizontal zwischen den Pfeilern hinlaufenden Streifen gebrannter Verzierungen geschieden, denen ähnlich, welche man an mittelalterlichen Ziegelgebäuden findet.

Das ganze Viereck hat an jeder Seite acht Fenster. Setzen Sie also acht der beschriebenen, perpendikular laufenden Bänder an einander, so haben Sie die Ansicht einer Seite, deren drei sich völlig gleichen. Die vordere Façade ist nur wenig von den übrigen verschieden. In der Mitte findet sich kein Portal, sondern ein Pfeiler und neben demselben zwei Thüren, zu welchen fünf oder sechs Stufen führen. Im Erdgeschosse sind hier keine Glasthüren, sondern breite Fenster, welche in der

Form bloß dadurch von erſteren verſchieden ſind, daß ſie nicht bis zur Erde reichen. Im Uebrigen hat dieſe Façade weiter keine Auszeichnung vor den andern. Die beiden Eingänge ſind bedeutend ſchmaler als jene Fenſter und Glasthüren, und ſowohl am Rande als in den Vertiefungen durch kleine Felder mit Reliefs geſchmückt. Dieſe ſo wie alle andern Verzierungen ſind aus gebranntem Thon ſauber und zierlich gearbeitet; das Mauerwerk iſt ſo ſolid als elegant ausgeführt und die Ziegel die ſchönſten, welche mir jemals als Produkte der neueren Zeit vorgekommen.

Ich habe Ihnen, ſelbſt auf die Gefahr langweilig zu werden, deßhalb eine umſtändlichere Beſchreibung der Bauſchule gegeben, weil dieſelbe für die Richtung des Geſchmacks unſerer Tage, beſonders wie er ſich in Berlin ausgebildet, charakteriſtiſch iſt, und kann mich daher auch eines flüchtigen Raiſonnements darüber nicht enthalten.

Aller hübſchen Einzelnheiten ungeachtet, kommt mir das Bauwerk doch ziemlich verfehlt vor. Dem Baumeiſter ſcheint etwas von gothiſchen, florentiniſchen und griechiſchen Elementen, ſo wie vom märkiſchen Ziegelbau vorgeſchwebt zu haben. Alles dieſes hat er zuſammengemiſcht und moderne Eleganz, aber auch Kälte und Magerkeit darüber gegoſſen. Weßhalb fühlt man ſich in unſerer Zeit bewogen, von der Strenge des claſſiſchen Styls abzuweichen? Doch nur, weil man deſſen Kälte und Monotonie in der Anwendung auf unſere Verhältniſſe gefühlt hat. Man ringt darnach, etwas Originelles hervorzubringen, das durch einen wärmeren Ton Phantaſie und Gefühl mehr anſpricht. Wie aber, wenn man die claſſiſchen Regeln verletzt und am Ende doch nur etwas Kaltes, Mageres und Phantaſieloſes erzeugt? Ich zweifle nicht, daß dies bei der neuen Bauſchule der Fall iſt. Schon der Umſtand, daß ſich faſt alle vier Seiten gleichen und in ſich ſelbſt gar keine Abwechslung haben, muß dem Gebäude etwas Eintöniges geben. Die Art der Verzierungen kann dies nicht beſeitigen; wenn ſie auch ſauber gearbeitet ſind, ſo treten ſie doch zu wenig hervor und ermangeln jener ſchwellenden Kraftfülle, welche dem Ganzen Wärme und Reichthum geben kann. Die einzelnen Glieder des Baues ſtehen kalt und ſteif da und können auf den Beſchauer nur von geringer Wirkung ſeyn. Wenn Sie nach Berlin kommen, ſo nehmen Sie bei Betrachtung der Bauſchule eine ſolche Stellung, daß Sie zugleich das Zeughaus ſehen können, und es wird Ihnen die Kälte und Magerkeit des neuen Baues um ſo mehr auffallen, wenn Sie damit die kräftig hervortretenden Glieder jenes majeſtätiſchen Werkes vergleichen, welches immer noch das beſte Gebäude in Berlin iſt, wenn auch der edle und großartige Portikus des Muſeums an ſich alles andere übertrifft. Ich erwarte hier nicht den Einwand, daß das Zeughaus von viel größerem Umfange und mit reicheren Mitteln erbaut ſey, denn es läßt ſich natürlich jede Anforderung nur nach Verhältniß ſtellen. Weßhalb man es ſchön gefunden, in der Mitte nicht ſowohl ein Portal als einen Pfeiler und neben dieſem zwei Thüren anzubringen, kann ich nicht einſehen. Allerdings ſieht man dieſe Bauart bei manchen mittelalterlichen Gebäuden, aber nachahmungswerth iſt ſie gewiß nicht, auch findet man bei allen Muſtern des edlen Styls die Oeffnung in der Mitte, wie ſolches auch ganz in der Natur der Sache liegt.

In dem hier gewählten Style zeigt ſich, wie in unſerer Zeit überhaupt, ein Streben nach ſcharfen, originellen Formen und phantaſiereichen Verzierungen, und doch wieder Mangel an Gediegenheit, Originalität und Phantaſie. Die zierliche Kleinheit der Reliefs thut der guten Wirkung Eintrag, welche das ſaubere und gediegene Mauerwerk hervorbringt. Natürliche Steine ſind in Berlin nur mit Schwierigkeit zu haben, und man hat daher in der Mark ſchon im Mittelalter ſehr gute Ziegelbauten aufgeführt. In dieſer Rückſicht verdient der Gedanke Anerkennung, etwas der Landesart Eigenthümliches herzuſtellen, und er iſt auch im Techniſchen ſehr vollkommen realiſirt; indeß die Ziegelſteine geben doch einen ſehr unangenehmen Farbenton. Im Ganzen iſt eine helle, gedämpfte Farbe für die Außenſeite der Gebäude immer am vortheilhafteſten. Nur weiß ich nicht, ob es möglich iſt, haltbaren Ziegeln eine helle Farbe im Brande zu geben; ſo lange wir dies aber nicht vermögen, wird man bei Gebäuden im edlen Style immer am beſten zum Anſtrich ſeine Zuflucht nehmen. Die Verzierung mit Linien von glaſirten Ziegeln halte ich für ſehr mißlungen, denn ſie geben, wie ich ſchon bemerkte, dem Gebäude täuſchend das Anſehen, als wenn es mit Blech beſchlagen wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Brüſſel, Oktober.

(Beſchluß.)

Politik und Kultur.

An Bildhauerſtücken iſt das Muſeum nicht reich. Man war ſehr geſpannt darauf, die Statue der Freiheit zu ſehen, welche den ſogenannten Märtyrerplatz zieren ſoll, wo die im September 1850 Gefallenen begraben worden ſind. Dieſer Platz iſt ſeitdem von den Familien der Letzteren ganz mit Blumen und Geſträuchen, zum Theil ſeltener Art, bepflanzt worden, während in der Mitte fleißig an dem Poſtamente der Statue gearbeitet wird. Sonſt ſind die Spuren des Bürgerkriegs ſo ziemlich verſchwunden; nur ſieht man noch die Trümmer der Wohnung des holländiſchen Miniſters van Maanen, und der ehemalige Bürgermeiſter Herzog von Urſel läßt ſein Hotel noch gerade ſo ſtehen, wie das Volk es zugerichtet hat, das heißt mit den zerſchlagenen Fenſtern. Von den altadeligen niederländiſchen Familien erblickt man

wenige; bei Hofe erscheinen sie noch gar nicht, sondern schmollen auf ihren Landhäusern, wenn sie nicht gar dem niederländischen Hofe nach Holland gefolgt sind. Doch bemerkt man in Brüssel ihre Abwesenheit wenig. Diese Stadt ist ein angenehmer Aufenthalt für reiche Fremde, und bei Hofe ersetzen die vielen englischen Familien die Stelle der reichen einheimischen. Uebrigens hat sich der Parteigeist in Belgien ziemlich besänftigt. Hier, wie in Frankreich, hat das Industrieweſen eine heilsame Diversion gemacht; man sinnt auf Spekulationen, kauft Aktien, baut Häuser, oder nimmt Theil an nützlichen Anstalten, und vergißt darüber den holländischen Hof, auf dessen Rückkehr Einige jedoch noch sehnlich harren. Andere haben schnell umgesattelt, und diesen der jetzigen Regierung eben so eifrig, wie zuvor der holländischen. Einige verdienstliche ältere Professoren sind bei der Septemberrevolution durch junge Leute verdrängt worden, und man hat sie bisher unverdienterweise darben lassen. Doch will jetzt die Regierung sich ihrer annehmen; es ist wahrlich Zeit. Der Unterricht ist jetzt freier als in Frankreich; es gibt Akademien, die Brüsseler z. B., welche gar nicht vom Staate abhängen, und man kann auf denselben eben so wohl studiren, wie auf den vom Staate unterhaltenen. Aber scharfe Examina stehen Allen bevor, welche Doktoren der Rechte, der Arzneikunde oder der Theologie werden wollen. Diese Prüfungen werden nicht, wie anderswo, von den Professoren der Akademie vorgenommen, wo der Kandidat studirt hat, sondern jährlich kommt eine Jury d'examen, deren Mitglieder zum Theil von den gesetzgebenden Kammern ernannt werden, zusammen und examinirt die Kandidaten aus dem ganzen Königreiche. Sie war während meines Aufenthalts in Brüssel täglich vom frühen Morgen beschäftigt, weßhalb sie sich in mehrere Sektionen abgetheilt hatte, jede von drei Mitgliedern; wahrscheinlich verfuhr sie sehr scharf, denn sie hatte die meisten Kandidaten zurückgewiesen, oder man muß voraussetzen, daß die Studien der jungen Leute sehr schwach gewesen sind. — In Belgien richten sich Trachten, Theater, Literatur, Moden nach den französischen. Das niedere Volk ausgenommen, welches flamändisch spricht und seinen alten Gewohnheiten ziemlich getreu bleibt, aber doch auch die schwarzen Mäntel oder Faillen beinahe ganz abgelegt hat, hat hier Alles sein Augenmerk auf Frankreich gerichtet; von dort kommt den Belgiern das Licht her; nicht als ob sie die Franzosen besonders liebten, aber sie sind es nun einmal gewohnt, Paris als den Sitz des guten Geschmacks in Trachten, Literatur, Theater u. s. w. zu betrachten und sich nach denselben zu richten. Ihre eigene Literatur richten ihre Nachdrucker ganz zu Grunde. Wer nur einige Bildung hat, spricht französisch. Ein deutsches Element in Belgien suchen zu wollen, wäre vergebliche Arbeit, denn es ist nicht vorhanden. Deutsche Musik lieben freilich die Belgier, und sie brauen vortreffliches Bier, so gut, als die in dieser Hinsicht ausgezeichneten Städte Deutschlands; aber eine nationale und geistige Verwandtschaft mit den Deutschen läßt sich nicht im Mindesten blicken. Kaum hat man die Aachener Grenzlinie überschritten, so wird man von Alt und Jung auf französisch angebettelt; so scharf trennen sich die beiden Sprachen. Dg.

Prag, Ende September.

(Fortsetzung.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die erste allgemeine Versammlung fand den 18ten September statt, und zum Gegenstand der gehaltvollen Eingangsrede hatte der Präsident die Schicksale der Naturwissenschaften in Böhmen seit der Gründung der Prager Hochschule gewählt, worauf die herkömmliche Verlesung der Statuten folgte. Der erste Vortrag: „Ueber die Temperaturveränderung der Erdoberfläche," verdankt dem genialen Gustav Bischoff seine Entstehung, welcher denselben zwar für diese Versammlung niedergeschrieben, da er aber durch Krankheit selbst hier zu erscheinen verhindert war, dessen Lesung einem Stellvertreter, dem gelehrten Obersbergrath Nöggerath aus Bonn, übertragen hatte. Wer Bischoffs Werk über „die vulkanischen Mineralquellen Deutschlands und Frankreichs" gelesen, erkannte sogleich seinen kühnen Geist wieder, der sich mitunter in Sonderbarem gefällt, und hier auf tausend Hypothesen den Satz gründet, daß die Erde bei der Schöpfung eine glühende Kugel gewesen und durch die Schwingung in der sie umgebenden Atmosphäre, von der Oberfläche aus, abgekühlt worden sey, und daß hierauf die climatischen Veränderungen des Erdkörpers beruhen. Dies beweist er durch Experimente mit einer glühenden Basaltkugel, später mit Kugeln von Blei, in welche er in verschiedenen Abständen Thermometer eingießen ließ, um die verschiedenen Temperaturen zu vergleichen und zu bestimmen. Der Schlußsatz sprach die Ansicht aus, daß die gegenwärtige Wärme stationär geworden sey. — Hierauf folgte eine höchst merkwürdige Reiseskizze durch alle Welttheile, sammt Aufzählung der Ergebnisse derselben, vorgetragen von dem Freiherrn Karl von Hügel aus Wien, welcher sich im Jahr 1830 im Hafen von Toulon nach Griechenland einschiffte, wo er unter Anderm die Bemerkung machte, daß die Staatsveränderung Griechenlands nicht den geringsten vortheilhaften Einfluß auf Geist und Gesittung der Einwohner geäußert habe. Von hier begab er sich über Ostindien nach Neuholland, und dort ergriff ihn mit tiefer Rührung der Anblick des so tief stehenden Menschengeschlechts, wo der Neuholländer ohne Hütte, ja ohne Zelt, noch sonstiges Obdach, in zerstreuten Horden, Rudeln von Raubthieren ähnlich, das Land durchzieht, gleich jenen instinktmäßig sich Nahrung zu suchen, beim Anblick des Europäers wie die Affen auf Bäume und Felsen klettert, und dem Reisenden die traurige Ueberzeugung gewährt, die Zähmung des wildesten Thieres sey leichter, als diesen Eingebornen den geringsten Grad von Civilisation beizubringen. Nachdem der Reisende Neuholland verlassen, durchstreifte er den östlichen Theil Indiens; doch erlaubte die Bescheidenheit dem ausgezeichneten Reisenden, welcher seinen Collegen zu viel Zeit zu rauben fürchtete, nicht, die Details der ganzen Reise mitzutheilen, und er führte daher die Zuhörer rasch durch Afrika und Amerika. Seine Sammlungen sind in vielen Theilen reicher, als selbst die kaiserlichen in Wien. Sein Tagebuch wird er jetzt, nach der freundlichen Aufnahme dieser aus demselben gezogenen Reiseskizzen, dem Druck übergeben. Der Enthusiasmus, welchen der Vortrag des Freiherrn von Hügel erregte, machte sich in einem schallenden Applaus Luft, weßhalb der Präsident in der zweiten allgemeinen Versammlung der Gesellschaft vorstellte, wie wenig eine solche Beifallsäußerung bei wissenschaftlichen Vorträgen am Platze sey. Der lezte Vortrag der ersten allgemeinen Versammlung handelte über Pflanzenversteinerungen auf nassem Wege, und Professor Göppert aus Breslau sprach sich für den Satz aus, daß noch jetzt Vegetabilien, mit Wasser oder sonst feuchten Stoffen umgeben, durch einen Uebergang von Oxydationsstufen versteinert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. Oktober 1837.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten,
Hüben, drüben muß man scheiten:
Das ist nun der Geist der Zeiten.

Goethe.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

Ich halte dafür, man hätte die Bauschule im strengsten antiken Style aufführen sollen, denn es wirkt in diesem Falle noch eine andere Rücksicht als bei den übrigen Gebäuden. Man denkt sich, daß hier Architekten erzogen werden. Es würde angemessen seyn, wenn die Zöglinge in den Räumen, wo ihr Geschmack gebildet wird, täglich eine Anwendung jener classischen Formen sähen, welche noch lange das leitende Prinzip unseres Geschmackes bleiben werden. Bisher ist unsere Architektur noch zu keiner entschiedenen Richtung gelangt, und bis dies möglich ist, werden wir noch vielfältig auf die Antike zurückgehen müssen. Fühlt sich der Zeitgeist gedrungen, freiere Formen zu versuchen, so dürften dergleichen Experimente bei einer Bauschule am unrichtigsten Orte angebracht werden. Es dürfte weit angemessener seyn, ein solches Gebäude wie ein kaltes Pensum nach den allgemein anerkannten Regeln aufzuführen, als in irgend einer Art dem noch nicht zur Festigkeit gelangten Geschmacke des Tages zu folgen. Was hilft selbst ein auf kurze Zeit ansprechender Effekt, wenn der Lehrer nach einigen Decennien dem Schüler an dem Gebäude, in welchem die Regeln vorgetragen werden, nicht sowohl deren vortreffliche Ausführung zeigen kann, als vielmehr die Manier, welche man vermeiden soll! Indeß auch hieraus läßt sich etwas lernen. Das Innere der Bauschule habe ich nicht gesehen, ich trat aber in einige der im Erdgeschoß angebrachten Läden, um Kleinigkeiten zu kaufen, und fand diese Gewölbe hell, einfach, gediegen und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend, nur hätte ich statt der sich etwas mager ausnehmenden gemalten Verzierungen an den flachgewölbten Decken eine architektonische und kräftiger gehaltene Ausschmückung gewünscht.

Damit Sie aber nicht glauben, daß ich mit griesgrämischer Tadelsucht Berlin durchstrich, will ich Ihnen sogleich von einem erfreulicheren Eindruck berichten, den die Hauptfaçade des neuen Palais auf mich hervorbrachte, welches für den Prinzen Wilhelm ausgeführt worden. Dieses Palais, dessen Abputz in einer hellen Steinfarbe mit scheinbaren Quadern gehalten ist, erinnert an italienische Palläste, und ist meines Dafürhaltens das beste Gebäude, welches in den lezten Jahren gebaut worden. Gediegen, edel und großartig entspricht es vollkommen seiner Bestimmung, zur Wohnung eines vornehmen Herrn zu dienen. Es findet sich nichts daran, was, wie an manchen andern Gebäuden, an spezielle Zwecke anderer Zeiten erinnert und jezt nur als todte Nachahmung erscheint. Besonders gibt der hohe Raum leerer Mauer, welcher sich zwischen den obern Fenstern und den unter

dem Simse in niedrigen, aber breiten Feldern im Relief angebrachten Wappen hinzieht, der Façade einen sehr noblen Charakter. Die Auffahrt nimmt sich sehr großartig aus, ist nach Außen durch treffliche Granitquader begrenzt und hat ein ehernes Geländer, das Gediegenheit und Stärke mit sehr eleganter Form vereinigt und zu dem Gelungensten gehört, was man in dieser Art finden kann. Die dorischen Säulen, welche den Balkon tragen, sind wohlgeformt, nur muß ich gestehen, daß sie meiner Ansicht nach für den Mangel eines schönen Portals an dieser Stelle nicht entschädigen. Indeß kann man erfreut seyn, in unserer, der Manier so sehr verfallenen Zeit so viel Vortreffliches zu finden, als die Hauptansicht dieses Palais gewährt, welches zu den schönsten Zierden der Stadt gehört. Der Uebelstand, daß es ohne Tiefe an die häßliche Bibliothek angeklebt ist, ließ sich an dieser Stelle freilich nicht vermeiden.

Sie kennen meine Meinung über die Literatur des Tages, und wir haben im vorigen Winter und in den rauhen Tagen des leztvergangenen winterlichen Frühjahrs lang und breit am Kaminfeuer darüber gesprochen. Mochte mir aber auch wenig von den neuesten Erzeugnissen entgangen und, was ich hier sah, größtentheils bekannt seyn, so ward mir doch unbehaglich zu Muthe, als ich in den Buchläden die ganze Masse des Gehaltlosen, Seichten, Trivialen und Wiederholten mit großer Ostentation vor mir ausgelegt erblickte. Niemals fand ich einen schreckhafteren Zustand der Literatur, und ich konnte es kaum über mich gewinnen, in den neuesten Sachen ein wenig zu blättern, welches doch sonst für mich zu den pikantesten Ergötzlichkeiten gehörte. Ganz kindisch hielt ich mich vorzüglich an die vielen Stahlstiche, Arabesken und Verzierungen, und wenn mir auch die nach Effekt haschende Manier und der, ungeachtet der lezteren, durch den Stahlstich beförderte kalte Ton der Bilder zuwider ist, so unterhielt mich doch der Stoff so vieler herrlicher und herzerhebender Gegenstände. In kurzer Zeitspanne ging die Vorstellung einer Menge von Dingen an mir vorüber, durch welche die Natur mit tiefgreifender Macht auf den Menschen wirkt, und der Mensch in verschiedenen Zuständen, was ihm erhaben, edel, schön oder wünschenswerth vorkam, mit mannichfaltiger Form auszuprägen versuchte, und in unzähligen Monumenten den Charakter der Zeiten und Nationen einer fernen Nachwelt überlieferte.

Zu meinem Schrecken fand ich noch Berliner Witze in den Buchläden, indem ich glaubte, diese Art von Literatur sey gänzlich eingeschlafen. Es ist nicht zu leugnen, daß sich in der Berliner Volksmasse eine ziemliche Portion von Witz findet. Weßhalb sollte er nicht, wie Alles, was das Leben erzeugt, Vorwurf der Literatur und Kunst werden? Indeß ist begreiflich, daß die Ausdehnung und in die Länge gezogene Wiederholung dieser fast immer sich im Gemeinen bewegenden Redensarten und Zustände am Ende einen sehr widerlichen Eindruck hervorbringen muß, zumal da der Berliner Volkswitz einen Charakter trägt, über den man wohl zu Zeiten einmal lacht, dem man aber doch ungern zu oft begegnet; denn es fehlt ihm jene gutmüthige Naivetät, welche das Beschränkte ansprechend erscheinen läßt; er trägt eine zu grelle Farbe der Frivolität und gewissermaßen des übermächtigen Wesens, und ist stark mit den Dünsten des Branntweins geschwängert; man stößt darin so selten auf wahres Behagen und so häufig auf eine schiefe und widerwärtige Sinnlichkeit, daß einem ordentlich unwohl werden kann. Es zieht sich durch die Berliner Witze und Tölpeleien nicht sowohl wie durch Otiliens Tagebuch ein rother und anmuthiger, sondern ein schmuziger, garstiger und übelriechender Faden. Da ich der Berliner Witze überdrüssig war, habe ich die Sachen, welche man als solche verkauft, nicht angesehen und kann daher über den Gehalt der neuesten Erscheinungen dieser Art nicht urtheilen.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortsezung.)

„Vielleicht, meine Herrn," warf ich jezt vermittelnd ein, „wollen Sie dem Herrn erlauben, per procura zu singen." — „Per Procura?" fragte ein Dutzend Stimmen, „was der Henker ist das?" — „Ich meine, daß an seiner Statt Jemand anders singe," erklärte ich schnell. — „O gewiß, vorausgesezt, daß er einen per procura findet," sagte der Präsident, indem er sich rings nach der Beistimmung der Gesellschaft umschaute. „Nun, so singe du, Hanger, ich kann dir nicht helfen," wendete sich der Prinz an mich. Ich erledigte mich der Aufgabe so gut oder so schlecht ich konnte, aber mit stürmischem Beifall, wobei ich inzwischen unentschieden lasse, ob er mehr meinem Gesange oder dem Sangstücke galt; ich sang die wohlbekannte, der Brüderschaft, versteht sich, wohlbekannte Ballade: des Bettlers Hochzeit; und sobald ich geendet, stand mir gegenüber ein Mann auf, ungewaschenen Antlitzes und ungeschorenen Bartes, mit einer fabelhaft eingedrückten Nase, und sagte: „meine Herren, auf die Gesundheit und das Lied des Herrn, der so eben gesungen hat." — „Welchen Trinkspruch auszubringen mir zukommt, und welchen Trinkspruch ich demgemäß hiemit ausbringe," donnerte der Präsident, sein Glas füllend, ein Beispiel, das augenblicklich allgemeine Nachahmung fand. „Also die Gesundheit und das Lied des Herrn, der so eben gesungen hat," wiederholte der Präsident, und ich hatte die

Ehre, meine Gesundheit mit dreimal drei und eins extra getrunken zu sehen. Nachdem ich mich dafür in einer, den Umständen angepaßten Rede schönstens bedankt und es wieder still geworden war, hustete dem Prinzen gegenüber ein Mann, dem der genossene Wein aus den Augen glühte, fixirte den Prinzen und sagte mit erhobener Stimme: „aber hören Sie einmal, junger Mann, warum haben Sie denn vorhin eigentlich die Gesundheit Ihres Freundes nicht mit getrunken?“ Der Prinz, der das wirklich in der Zerstreuung unterlassen, antwortete schnell gefaßt: „ich bitte wegen des Versehens um Ihre Verzeihung, mein Herr; seyen Sie versichert, es geschah durchaus ohne Absicht.“ Der Andere nickte beifällig; doch schon in der nächsten Minute richtete er sich wieder empor, fixirte den Prinzen und sagte so laut wie früher: „aber hören Sie einmal, junger Mann, warum holen Sie denn das Versehen nicht nach?“ Der Prinz füllte unverzüglich sein Glas bis zum Ueberlaufen, leerte es auf meine Gesundheit und zu Ehren meiner Ballade, setzte es umgekehrt auf den Nagel seines linken Daumens und ließ die ganze Versammlung sehen, daß kein Tropfen im Glase geblieben war. „Bravo!“ rief es jetzt von allen Seiten, „das ist ein Kerl — den lob' ich mir — der weiß zu trinken — das ist ein ganzer Bursche, trotz seines weißen Busenstreifs!“ — Der Prinz, sich nun vollkommen à son aise fühlend, sagte hierauf: „mit Verlaub, meine Herren, noch einmal dreimal drei und eins extra für den Herrn, der uns mit einem so herrlichen Gesange bewirthet hat!“ Im selben Augenblicke standen Alle auf; mit dem leeren Weinglase in der Hand schlugen Seine königliche Hoheit den Takt, und nie werde ich den mörderischen Lärm vergessen, der, meiner Gesundheit geltend, mir die Ohren zu zerreißen drohte. Noch geraume Zeit dauerte die anmuthige Scene fort, bis endlich wenigstens zwei Drittheile der jovialen Bettler sich den Schlaf in die Augen getrunken hatten und in den mannichfaltigsten Gruppen umherstanden und saßen, lehnten und lagen. Der Prinz sprach von diesem Erlebnisse später sehr häufig, und in Sheridans Gegenwart erwähnte er es nie, ohne daß dieser in Verzweiflung gerieth, nicht Augenzeuge eines so köstlichen Schauspiels gewesen zu seyn.

Die Londoner Kreuzwegfeger zeichnen sich unter den Straßenbettlern vortheilhaft durch dreierlei aus: durch Gemeingeist, durch Nützlichkeit und durch verhältnißmäßige Sparsamkeit. Es bedarf keines Beweises, daß, wer seinen Nebenbürgern ohne positives Recht auf Belohnung zu der Annehmlichkeit verhilft, anstatt knöcheltief im Kothe zu waden, trockenen Fußes einherzugehen, sich besser um sie verdient macht als der Bettler, der die Spenden, die er empfängt, just nur erbettelt. Den Gemeingeist anlangend, versuche es Jemand, einen solchen Kehrer im Besitze seines Kreuzwegs zu beeinträchtigen, und augenblicks werden alle Besen der nächsten Brüder- und Schwesterschaft sich gegen ihn erheben. Ja, wohlerworbene Rechte werden hier so vollständig geehrt, daß selbst weder Krankheit noch Abwesenheit des rechtmäßigen Inhabers einem Eindringlinge zur Entschuldigung gereicht. So lange jener athmet, ist der Theil des Londoner Gebiets, den er mittelst Besens regiert, sein unantastbares Eigenthum. Daß er bei seinem Leben darüber verfügen und sein Nachfolger dann dem Schutze der Gewerbsgenossen vertrauen kann, unterliegt keinem Zweifel. Ja, es ist geschehen, und die betreffenden Belege sind vor einer, vom Hause der Gemeinen zu Abschaffung des Londoner Bettelwesens niedergesetzten Commission zur Erörterung gekommen, daß Kreuzwegkehrer ihre Geschäfte um namhafte Summen verkauft haben.

Da ferner bisher in der ganzen Genossenschaft gerade unter den Kehrern die meisten Beispiele vorgekommen sind, daß sie, sey es lebend oder todt, sich mit ansehnlichen Fonds aus dem Geschäfte zurückgezogen haben, so wird man ihnen auch im Punkte der Sparsamkeit die Palme zuerkennen müssen. Und wenn ein Straßenfeger auf einer Liste der Mendicity Society ungebührlichen Aufwandes geziehen wird, weil er täglich, nachdem er von früh bis Abend sein Amt verwaltet, nach Hause geht und sich umkleidet, einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, eine schwarzseidene Cravatte, weiße Weste, lichte „Unerwähnbare“ und blanke Stolpenstiefeln anlegt, dann ein Wirthshaus besucht und hier bei einem Glase Grog, feine Havannahcigarren rauchend, den Herrn spielt, so gestehe ich unbefangen, daß mir das in demselben Grade gefällt, in welchem es dem Sekretär des Vereins, der den Mann deßhalb vorne mit einem rothen Kreuze und hinten mit drei Ausrufungszeichen markirt hat, mißfallen zu haben scheint. Für das erwähnte Ersparen ansehnlicher Summen mögen von vielen Thatsachen folgende sprechen.

Eine Frau, die ein Viertel-Jahrhundert lang, den Besen in der Hand, nahe bei Charing-Croß einen Kreuzweg bewirthschaftet, starb vor drei oder vier Jahren, werth, wie der Engländer sagt, ihre runden dreitausend Pfund Sterling. Es ist indessen wahr, daß ihr Kreuzwegerwerb hiezu bloß den Grund gelegt, auf welchem sie anderweitig fortgebaut hatte. Sie ging in der Genossenschaft unter dem Beinamen des Bankier, denn gute Freunde und Bekannte konnten bei ihr stets kleine Darlehen erhalten, und zu welchem Zinsfuß, läßt sich ungefähr aus einem in ihrem Nachlasse aufgefundenen Wechsel schließen, dessen Aussteller, ein sogenannter kleiner Handelsmann, baar empfangene fünfzig Pfund nach Verlauf von drei Monaten mit sechs-und-fünfzig Pfund und einigen Schillingen zurückzuzahlen versprochen. Eine andere Fegerin, die ihre Ersparnisse ganz christlich in dreiprocentige Consols verwandelt, hinterließ den gesammten, auf fünfzehnhundert Pfund ansteigenden Vorrath einem jungen Comptoiristen

weil er, wie sie ausdrücklich angeführt, öfter als irgendwer ihr ein Kupferstück gereicht. Auf ähnliche Weise bekundete ein alter Neger seine Dankbarkeit gegen die schöne Tochter des Alderman Waithman. Sie hatte ihm nicht bloß häufiger als sonst Jemand, bisweilen sogar ein Silberstück geschenkt, sondern auch die Gabe stets mit einem freundlichen Blicke begleitet. „Deßhalb ganz besonders," lautete sein Testament, „vermache ich ihr zu fernerer freundlichen Erinnerung an mich die stempelfreie Summe von achthundert Pfund Sterling." Ein Westindier, der sich wahrscheinlich nicht gedrungen fühlte, sein auf einem Londoner Kreuzwege gesammeltes Geld dem Lande seiner Geburt zu entziehen, kehrte dahin zurück mit guten Papieren für den Betrag von zweitausend Pfund Sterling. Aber das merkwürdigste Beispiel dieser Art gehört der neuesten Zeit an. Ueber dreißig Jahre lang hatte ein Mann, stets dürftig gekleidet und elenden Aussehens, einen Kreuzweg in Charing-Croß gekehrt, als er plötzlich eines Morgens fehlte und bald darauf Alle, die ihn gekannt, weniger durch die Nachricht seines Todes, als durch eine amtliche Aufforderung seiner Erben überrascht wurden; denn unter den Lumpen in seiner Wohnung waren in baarem Gold nahe an achttausend Pfund Sterling entdeckt worden.

Ich schließe hier meinen Brief; das nächste Mal von der merkwürdigsten Classe der Londoner Bettler, von den Bettelbriefstellern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

(Fortsetzung.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die zweite allgemeine Sitzung wurde mit der statutenmäßigen Wahl des nächsten Versammlungsortes, wie der Präsidenten und Secretärs für das folgende Jahr eröffnet. Drei Städte hatten sich gemeldet: Erlangen, Freiburg und Rostock, deren jede ihre Vertreter fand; doch sicherte Professor Wendt aus Breslau durch die Erinnerung an Wien und Erwähnung seines Wunsches der zweiten das Uebergewicht. Der Präsident schlug der Kürze willen vor, jede der drei Städte zu nennen, wo dann die Mitglieder bei derjenigen, welche sie für die geeignetste hielten, sich von ihren Sitzen erheben möchten. Professor Nöggerath erklärte diese Art der Wahl für zu wenig sicher, und bot sich zur Verlesung aller Namen an, wo denn Jeder, der sich eine Wahlstimme aneignen wollte, die Stadt nannte, der er die Ehre der nächsten Zusammenkunft zudachte. Die Lesung fand statt, und da viele böhmische, ungarische und polnische Namen vorkamen, lachte der Vorleser selbst oft über seine Aussprache derselben. Obschon selbst viele Männer, deren Stimmen unter die gewichtigsten gezählt werden müssen, ihre Namen still vorübergehen ließen, so wurde doch Freiburg mit 126 Stimmen, und dann noch Hofrath Beck zum Präsidenten und Professor Leuckart zum Secretär der sechzehnten Versammlung gewählt; Erlangen hatte 85, Rostock 9 Stimmen. Nachdem dieses Geschäft abgethan war, bestieg Professor Schweigger aus Halle die Tribüne, und benutzte die Erwähnung einer Akademie der Wissenschaften, welche zu Wien unter dem Präsidium des gelehrten Orientalisten Freiherrn Hammer-Purgstall errichtet werden soll, zu einer Entwickelung seiner Ansichten über wissenschaftliche Propaganda und die innige Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Religion zur Cultivirung roher Völker der andern Erdtheile. Die Abhandlung hatte unstreitig interessante Momente, doch ermüdete die äußere Form, welche zu sehr an den Vortrag eines zelotischen Predigers erinnerte, der sich über den Verfall des Glaubens ereifert. Höchst interessant war der lebendige und geistreiche Vortrag des Professors der Physik aus Wien, Ettingshausen, zur Erklärung seines sehr sinnreich erfundenen electro-magnetischen Apparats, den er durch einige höchst interessante Experimente erläuterte. Dieser Apparat hat zwar dem Principe nach einige Aehnlichkeit mit jenem, welchen Clarke in London neuerlich construirt hat, allein die Zusammenstellung der Haupttheile ist neu, und ohne dem Clarke'schen an Kraft nachzustehen, empfiehlt sich der Ettingshausen'sche Apparat nach dem Zeugnisse competenter Richter, welche keinen bessern gesehen zu haben versicherten, durch besondere Einfachheit und Bequemlichkeit. Der Protomedicus Lendosset aus Pest las über die Verheerungen der Wuthkrankheit, und verkündete zugleich eine von ihm ausgesetzte Prämie von hundert Dukaten für die beste Abhandlung über Natur und Heilung derselben, über deren Zuerkennung die sechzehnte Versammlung der Naturforscher im nächsten Jahr entscheiden soll. Die Forderungen an den Verfasser der Preisschrift sind jedoch so hoch gestellt, daß wir fast zweifeln, es werde ein Arzt sie zu erfüllen im Stande seyn. Professor Zippe las eine Abhandlung über räthselhafte verglaste und verschlackte lavaähnliche Steine, die sich an zwei Steinwällen in Böhmen vorgefunden, und erklärte selbe für eine historische, doch nicht naturhistorische Merkwürdigkeit, da nachgewiesen werden kann, daß die Verglasung wahrscheinlich erst bei der Zerstörung durch Menschenhand vor sich gegangen. (Die Zeichnung der Steinwälle, so wie die Exemplare des Gesteins zeigte er am folgenden Morgen in der mineralogischen Section vor.) Dr. Chaussepié aus Hamburg hatte sich zum Stoff den Branntwein und seine furchtbaren Wirkungen erwählt, die freilich in seiner Gegend in bei weitem furchtbarerer Gestalt erscheinen, als bei uns, weßhalb dieser Gegenstand auch nicht allgemein ansprach. Er schmückte seinen Vortrag mit großer Gelehrsamkeit und mitunter sogar mit Witz, und verglich die Erfindung des Branntweins in seiner Licht- und Schattenseite mit der des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. Die Parallelisirung mit der letztern ließ er jedoch auf halbem Wege fallen, und schloß die Rede, die aus dem Scherz in bittern Ernst hinübergeschweift war, mit einem bei uns nicht geltenden Sprüchwort: „Ein Schnäpschen kann nicht schaden!" Das Thema des Kammerraths Schlieben aus Dresden war nicht minder düster, nämlich die Zunahme der Selbstmorde und der unehelichen Geburten, wobei er alle Naturforscher aufforderte, in ihrem Wirkungskreise die Daten zur Ausmittelung der genauern Verhältnisse dieser Fälle zu sammeln und dem statistischen Verein in Sachsen, dessen Vorsteher er ist, mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 26. Oktober 1837.

Nicht das Vergangene frommt,
Da der Bildkraft Schüler ſelbſt
Nicht die Kunſt lernt durch die Kunſt.

Platen.

Savonarola.

Die Peſt.

Zwei Künſtler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren, milden Mondenſchein.

Buonarotti wandelt gerne
Mit ſeinem Freund Da Vinci dort,
Im Künſtlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu ſprechen ein begeiſtert Wort.

Gerüſtet ſind ſie heut mit Krügen
Falerners, den Horaz auch ſchwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein moriture Delli! ſang.

Sie wollen Freunden, die verblichen,
Dartrinken einen Becher noch
Im Angeſicht der ſchönen Griechen,
Und ihrer Kunſt ein Lebehoch.

Und ſollt' auch ſie der Tod verlangen,
So wollen ſie den ſchlimmen Gaſt
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und rings von Frühlingsluſt umfaßt.

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niederſehn,
Wie ſie geſehn in alten Tagen
Denſelben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz geſtört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüſtern, ſcherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer ihre ſchwanken Kerzen
Verſteckten Roſen in's Geſicht.

Die muntern Frühlingswinde ſtehlen
Den Blumen ihr Geheimniß bald,
Das ſüße Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbestimmert schallen,
Die Wolk' am Himmel lustig zieht.

Die Kunstgenossen stehn und starren
Entzückt auf ein Apollobild:
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den lezten Schleier,
Und heitrer noch Apollo lacht.

Wie mählig an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Schon hatten sie den Wein geschwungen,
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angeklungen;
Doch jezt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Orakelsprecher!
Du lächelst unserm Jammer Spott!"
Und schmetternd wirft er seinen Becher
An's Marmorherz dem Griechengott.

„Da Vinci, komm aus diesen Hainen,
Sie dünken mich so fremd, so leer!
Die Vögel zwingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen drückt mich schwer.

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenspur.

Doch, siehst du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Mondenstrahl?
Siehst du den Gott herab sich neigen
So mitleidsvoll zu unsrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröstend weist das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimathland.

Was einst Girolamo bedauernd
Dem sterbenden Lorenzo sprach,
Das ward bei diesen Klängen schauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir strömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunst,
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund." —

Da Vinci schweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Jammerton,
So wandeln neue, große Bilder
Durch seine große Seele schon.

Das himmlische Gemälde zündet
In seiner Brust, ein Wunderstrahl:
Wie Jesus den Aposteln gründet
Das „Denket mein!" im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er ist von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erschreckt.

Aus seinem ungestümen Grame,
Wie Sonnenschein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderstehlich jezt hervor.

Die vier Gestalten ließ ihn schauen
Ein geistdurchglühter Augenblick;
Und kühn beschließt er, sie zu bauen
Zusammt aus einem Marmorstück.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsezung.)

Uebrigens ist Eleganz und Ostentation in den Buchläden gestiegen, aber auch in eben dem Grade Uebertreibung und falscher Geschmack in Verzierung literarischer Werke. Sie wissen, daß kein Engländer mehr als ich große Formate, schönes Papier und scharfe, elegante Typen, so wie überhaupt ein edles Arrangement des Drucks schäzen kann, und in dieser Rücksicht verdienen die Fortschritte der neuesten Zeit alle Anerkennung; indeß haben sich auch höchst unpassende und kleinliche typographische Spielereien eingeschlichen, mittelst welchen die Bücher den gedruckten

Zeugen ähnlich werden. Nur schwarze, schön und geschmackvoll ausgeführte Typen und Verzierungen, nicht aber bunte, ausschweifende Schnörkel können dem Geiste der Literatur entsprechen. Diese Buntheit fällt um so widerwärtiger auf, wenn ernsten Schriften damit ein frivoles Gewand umgehangen wird. Ich sah Erbauungsbücher, auf deren Titel Christus mit dem Kreuze, Engel und andere Gegenstände, mit denen man den Begriff der Heiligkeit verbindet, sich in den buntesten Farben als weichlich zierliche Arabesken durch einander schlangen, etwa wie auf einem gezierten, von Sinnlichkeit duftenden Liebesbriefe. Der etwas einseitige, oft in falsch angebrachtem Stoicismus und überflüssigem Spleen befangene, aber fast immer ernste Seume mußte sich gefallen lassen, in einem rothgedruckten Titel mit blauen Arabesken zu erscheinen. Aus alle diesem blickt uns derselbe Zug des Zeitgeistes an, welcher in der Malerei gesuchtes Kolorit, steife, romantisirende Figuren und unnatürliche Effekte, in der Architektur kleinliche Ueberladung und phantastischen Styl, und in den Fabrikaten den gothisirenden und Rococogeschmack hervorgebracht hat. Wir können ihn sowohl durch die Moden der Damen als durch Wissenschaft und Kunst verfolgen. Im Ballsaal und auf Bibliotheken, in Kirchen und Kaffeehäusern wird uns dieselbe Physiognomie begegnen.

Den Thiergarten fand ich sehr verschönert. Zunächst fällt in die Augen, daß man das Unterholz hinweggeräumt und einen Rasen vom herrlichsten Grün hervorgebracht hat. Die Wege sind vervielfältigt und verbessert und an verschiedenen Orten angenehme Ruheplätze bequem eingerichtet worden; auch Blumenpartien von sehr guter Wirkung, sauber und frisch gehalten, hat man mit Glück angelegt. Gewiß ist der Thiergarten, gerade am rechten Platze gelegen, ein unschätzbares Gut für die Berliner, welches sie vielleicht nach allgemeiner Gewohnheit der Menschen nicht immer seinem ganzen Umfange nach würdigen, weil sie es täglich ohne Mühe genießen können. Denkt man sich, daß in einer sonst kargen Natur unmittelbar vor dem schönsten Thore der Stadt ein anmuthiger Park von sehr bedeutendem Umfange liegt, mit großer Fülle schattiger und höchst bequemer Spaziergänge, in dem man zugleich auf vortrefflichen Wegen reiten, fahren und an mehrere Lustorte gelangen kann, so begreift man, daß die Berliner Ursache haben, alles dieses dankbar anzuerkennen.

Ungeachtet der in den neuen Anlagen sichtbaren Bemühung, diese Genüsse zu erhöhen, haben dieselben bei einem Theile der Berliner doch eine sehr lebhafte Opposition gefunden. Man wirft nämlich den jetzigen Veränderungen vor, daß Alles, was bisher noch von Natur und Romantischem im Thiergarten gewesen, durch erstere vertilgt worden; das Herausschlagen des Unterholzes mache nun den Park auf weite Strecken durchsichtig, und bald werde man keinen Gang oder Platz mehr finden, auf welchem sich die heimliche Einsamkeit und ungezierte Abgeschlossenheit des Waldes noch genießen lasse. Ich will nicht in Abrede stellen, daß dieser Einwand nicht geradehin von aller Wahrheit entblößt ist, denn allerdings sind die Baumpartien lichter und freier geworden, und eine saubere Eleganz hat das Willkührliche der Natur mehr als früher verdrängt. Dennoch geht hieraus nichts weiter hervor, als daß jede Sache verschiedene Seiten hat, und man nicht Alles beisammen findet.

Was man durch die neuen Anlagen verlor, dürfte gegen deren Vortheile bei Weitem nicht in Betracht kommen. Der Thiergarten war schon seit langer Zeit kein uncultivirter Wald, und das natürlich Romantische, das in ihm gewesen seyn soll, habe ich nicht recht finden können. Was noch von uncultivirten und sich roher ausnehmenden Plätzen vorhanden war, rührte bloß daher, daß der Park den Grundzügen seiner Anlage nach noch nicht vollständig ausgebildet war; sobald man diese zu größerer Vollkommenheit verfolgte, mußte man nothwendig auf künstlichere Cultur des ganzen Waldes kommen.

Fragt man endlich nach dem Bedürfniß der Mehrzahl derer, welche diesen Park benutzen, so wird man finden, daß deren Genuß und Bequemlichkeit durch die neuen Anlagen entschieden erhöht und befördert worden. Der Städter wünscht nach seiner Arbeit vorzüglich einen Spaziergang mit bequemem, von der Härte des Pflasters wohlthuend verschiedenem Fußweg, oder eine wohlgehaltene Fahrstraße, wo man sieht und sich sehen läßt, so wie in der Hitze kühlenden Schatten. Bei diesem Bedürfniß der Bequemlichkeit ist das Künstliche nicht zu vermeiden, und in diesem Falle macht es doch einen weit besseren Eindruck, wenn es zu sauberer Eleganz gesteigert ist, als, zwischen Kunst und Natur mitten inne schwebend, nur das Bild einer verfallenen oder schlecht gehaltenen Anlage gewährt. Die Wenigsten haben täglich das Bedürfniß, auf beschwerlichen Wegen rauhere Waldpartien oder wildromantische Eindrücke zu suchen, und diese dürften auch früher im Thiergarten ihre Rechnung nicht gefunden haben. Uebrigens finden die neuen Verschönerungen auch bei einer sehr überwiegenden Majorität verdienten Beifall und dankbare Anerkennung.

Der Weg nach dem jetzt „Elysium“ genannten Hofjäger hat sehr gewonnen durch neue, elegante oder doch neu abgeputzte Häuser, so wie auch die Gärten zwischen den letztern und der Straße sehr verschönert worden mit kleinen, meist gelungenen und höchst sauber gehaltenen, regelmäßigen Anlagen, so daß Fahrenden und Spaziergängern einladende und immer wechselnde Ansichten geboten werden. Ueberschaut man dies Alles im Ganzen, so ist nicht zu leugnen, daß es einen lieblichen und höchst zierlichen Anblick gewährt; indeß bemerkt man doch sogleich, abgesehen von den kleinen Gärten, an denen wenig

auszusetzen ist, daß Manier und Schein über einen einfachen und edlen Geschmack fast allenthalben die Oberhand gewann. An den meisten Häusern finden Sie eine Menge kleinlicher, bunter Verzierungen, Spielereien und Ueberladung; die Architektur ist häufig eine Nachahmung malerischer Formen, aber selten glücklich ausgeführt, die Verzierungen sind selten plastisch und kräftig, sondern größtentheils in bunter, dekorationsmäßiger Zierlichkeit mit grellen Farben aufgemalt. Was man sich in neuester Zeit unter der Polychromie der Alten vorstellt, ist an den vorstädtischen Gebäuden und auch in der Stadt auf eine sehr unheilvolle Weise gehandhabt. Ich will hier nicht untersuchen, was eigentlich an der Sache seyn mag; so viel scheint mir aber gewiß, daß, wenn man bei dieser Art von Dekoration nicht mit größter Vorsicht und feinem Takt zu Werke geht, wir auf dem besten Wege sind, eine Menge unleidlichen Schwulstes in unsere Kunst einzuschwärzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

(Beschluß.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Cholera. Mozarts Denkmal.

Die Vorlesung der Protokolle der Sitzungen aller Sektionen während der Dauer der Versammlung füllte den größten Theil der dritten allgemeinen Versammlung aus, so daß nur Hofrath Reichenbach einen sehr gelehrten und mitunter poetischen, aber so undeutlichen Vortrag über den gegenwärtigen Standpunkt der Naturgeschichte hielt, daß ein großer Theil der Zuhörer über diesen Gegenstand im Dunkel blieb. Professor Kromholz trug eine allzubescheidene Abschiedsrede an die scheidenden Naturforscher vor, welche dagegen Oberbergrath Nöggerath, als Sprecher der Versammlung, mit dem feurigsten Lobe der Böhmenstadt erwiderte. Hier machte, trotz den Anmerkungen des Präsidenten, die allgemeine Theilnahme sich wieder stürmisch Luft, und jedes „Lebehoch!“ des Redners wurde mit schallendem Applaus aller Zuhörer begleitet. — Eine genaue Uebersicht der Wirksamkeit der fünfzehnten Versammlung bietet zwar allerdings viele erfreuliche Resultate dar, doch bleibt auch hier — wie bei allem Irdischen — noch Vieles zu wünschen übrig. Von den Tendenzen der Gesellschaft der Naturforscher ist seit ihrem Ursprung vielfältig abgewichen worden, denn nicht nur daß man schon Gegenstände in deren Bereich gezogen hat, die nicht mehr in unmittelbarer Berührung mit den Naturwissenschaften stehen, so werden auch mitunter Vorträge gehalten, die eben so gut in einem Journale früher oder später gedruckt werden könnten, während diese Versammlungen doch nur für Gegenstände benützt werden sollten, bei welchen es auf eine öffentliche Prüfung und Erörterung ankommt, oder solche, bei welchen es sich um Experimente im Beiseyn eines Gelehrtenkreises handelt. Professor Mitan hat schon in Stuttgart den höchst beherzigenswerthen Vorschlag gemacht, den Statuten noch einen Paragraphen beizufügen, der alle Gegenstände ausschlösse, welche oft nur deßhalb den Anschein der Neuheit haben, weil sie total veraltet sind. Gleichwohl ist auf diesen Punkt abermals nicht Rücksicht genommen worden, und wir haben sogar erlebt, daß berühmte wissenschaftliche Autoren dieselben Ansichten über einen Gegenstand, die sie vor mehr als einem Jahrzehend haben drucken lassen, nun abermals zum Stoff eines Sektionsvortrags wählten. — Die erste Veranstaltung zum Vergnügen der Naturforscher war eine Soirée musicale, welche der Gouverneur Graf von Chotek in drei Zimmern seiner Wohnung angeordnet hatte. Das Orchester war mit den Zöglingen des Conservatoriums der Musik besetzt, und Miß Adelheid Kemble, ein reiches und schon sehr gebildetes Talent, sang eine Arie aus den „Puritanern“ und mit einem Dilettanten zwei Duette aus Rossini's „Semiramis“ und „Barbier,“ dann einen Boleros und eine Romanze von dem geistreichen J. Dessauer, welcher sie am Pianoforte akkompagnirte, mit dem schönsten Erfolg. Zum Unglück stand der Raum in keinem Verhältniß zu der Zahl der Gäste, eine drückende Hitze schmälerte den Kunstgenuß, und bewegte manche von jenen, sich sehr zeitig zu entfernen. Ein reiches Mahl im großen Saale der Königsburg, zu welchem die Naturforscher auf Befehl des Monarchen geladen wurden, traf an Einem Tage mit dem Balle zusammen, welchen die Prager Kaufmannschaft denselben in dem schönen Lokal der Färberinsel gab. Beide waren in ihrer Art glänzend zu nennen und zeigten Prag in großartigen Formen. Der eigentliche Zweck der gemeinschaftlichen Mittagstafel auf der Färberinsel, die Annäherung der Mitglieder verschiedener Sektionen, wurde durchaus nicht erfüllt, da die große Zerstreuung der Gäste in diesem Saale Keinen dem Andern näher brachte, wenn er ihn nicht schon früher kennen gelernt hatte. Von den Toasts die für abwesende und anwesende Naturforscher ausgebracht wurden, fanden den stürmischsten Anklang: Oken und Kromholz.

Im Auslande hat sich das Gerücht verbreitet, daß die Cholera in Böhmen wieder ausgebrochen sey, und selbst in manchen Gegenden Böhmens glaubt man, sie herrsche in Prag. Bisher ist noch nichts von einem dritten Besuche dieser Landplage bemerkbar; doch ließ allerdings seit einiger Zeit die geringe Sterblichkeit, welche ihr gewöhnlich voran zu gehen pflegt, eine Wiederkehr derselben befürchten, und mit sonderbarer Freude liest man seit einiger Zeit wieder ein längeres Todtenverzeichniß in der Prager Zeitung, die aber noch aus der Grippezeit die Einrichtung beibehalten hat, die Todten Eines Tages in zwei Blättern zu liefern, was damals eine glückliche optische Täuschung hervorbrachte, jetzt aber eben nicht sehr tröstlich war.

Das Prager Mozartscomité beharrt fest dabei, sich dem Salzburger Vereine nicht anzuschließen. Nach der Prager Zeitung wird das Denkmal aus einer colossalen Büste des Tondichters und einer completen Sammlung seiner Partituren bestehen, welche beide in der kaiserlichen Bibliothek aufgestellt werden, und von dem Ueberschusse der eingehenden Summen sollen von Zeit zu Zeit Compositionspreise für böhmische Tonsetzer unter dem Namen: „Mozartspreis“ ausgesetzt werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 27. Oktober 1837.

Dort kannſt du Wundermähr' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.

Uhland.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

II.

(S. Nr. 202 — 208.)

Wir ſind auf unſerer kleinen Reiſe beim Zuſammenfluß der Seine und Andelle ſtehen geblieben, und ich nehme den Faden der Erzählung dort wieder auf.

Bald hinter Poſe feſſeln zwei Zwillingsberge den Blick, welche ſich auf einer gemeinſchaftlichen Baſis erheben und in einer gewiſſen Höhe ſich von einander trennen, um mit ihren ſteilen Gipfeln wie Kirchthurmſpitzen in die Wolken hineinzuragen. Zwiſchen dieſen beiden Berglegeln öffnet ſich das reizende Thal von Amfreville, deſſen ſanftes Gelände mit Fruchtfeldern, Dorfſchaften und Weilern bedeckt iſt, worunter mehrere ſchöne Fabrikgebäude angenehm in's Auge fallen. Den Hintergrund des Thales ſchließen in duftiger Ferne waldumkränzte Höhen und maleriſche Hügel. Auf unſerer, von mannichfachen Abenteuern unterbrochenen Rückreiſe erlitten wir gerade in dieſer Gegend den erſten Unfall; die an der zerrütteten Dampfmaſchine vorzunehmenden Reparaturen veranlaßten einen fünfſtündigen Aufenthalt, welchen wir dazu benuzten, die „Höhe der beiden Liebenden“ zu beſteigen, von wo herab man in der That einer herrlichen Ausſicht genießt. Zu unſern Füßen hin ſchlängelt ſich die Seine in hundert Windungen durch die Ebene, zahlreiche Inſeln bildend und einen unermeßlichen grünen Wieſenteppich einrahmend; ſie ſcheint ungern dieſe geſegneten Fluren verlaſſen zu wollen, deren wallende Flächen ſich an ihren Ufern ausbreiten; denn mehr als je ſchlingen ſich ihre endloſen Krümmungen als unentwirrbare Ringe in einander und täuſchen das Auge, welches in ihnen eben ſo viele abgeſonderte Flüſſe zu entdecken wähnt. Eine alte Volksſage, welche ſich noch vollſtändig in dem Andenken der Bewohner erhalten, leiht dieſer Gegend den Reiz naiver Dichtkunſt. An langen Winterabenden erzählt man ſich die traurige Begebenheit, welcher die Höhe der beiden Liebenden ihren Namen verdankt. Da wir die Geſchichte in keiner Chronik erzählt gefunden haben, berichten wir die Legende, wie ſie im Lande umläuft.

Vor langer Zeit ſah man an der Stelle, welche heutzutage die freundlichen Fabriken von „Amfreville unter'm Berge“ einnehmen, eine alte, mächtige Ritterburg mit hohen Thürmen und Zinnen, deren Ruinen bis auf die lezte Spur verſchwunden ſind. Dort hauſete der wilde Graf von Andelle, der Schrecken der ganzen Umgegend, welcher Raub und Mord zu ſeinem Handwerk auserkoren, und deſſen grauſamer Sinn mit den Jahren nur noch leidenſchaftlicher wurde. Allgemein gehaßt von ſeinen Vaſallen und ſeinen Nachbarn, hätte dieſer Wütherich

ſchon zwanzig Mal ſeinen gerechten Lohn bekommen, trotz der ihn überall hin begleitenden Reiſigen und des doppelten Panzerhemds, welches er bei Tag und Nacht nicht ablegte. Aber ein Engel hielt ſeine Fittige über ihn ausgebreitet und beſchützte ihn mit ſeiner himmliſchen Natur. Dieſer Engel war ſeine Tochter Marie, ein göttliches Geſchöpf, gleich ausgezeichnet durch wunderbare Schönheit und Herzensgüte. Wo Marie ſich zeigte, erloſch der Kummer und Jammer, welchen ihr Vater verurſacht; ihre Hand trocknete alle Thränen, ihr Zuſpruch verſcheuchte alle Trübſal. So konnte es nicht fehlen, daß ſie in den Mund der Leute kam, und bald war zwanzig Meilen in der Runde nur von der ſchönen Tochter des Grafen von Andelle die Rede. Ritter des edelſten Schlags brüſteten ſich mit der Ehre, ihre Farben zu tragen; man veranſtaltete Turniere, ſchickte ſich Herausforderungen und ſchlug ſich auf Leben und Tod. Sogar ſouveräne Fürſten ſandten ihre Pagen an den Grafen und warben um die Hand Mariens. Der alte, heimtückiſche Wolf hätte aber gern ſein Lamm für ſich behalten; denn er beſaß nichts auf der Welt, als dieſe einzige Tochter.

Indeſſen ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Die Menge der Freier wuchs mit jedem Tage. Nach langen vergeblichen Bitten hatten mehrere ſogar Drohungen ausgeſtoßen und unverholen erklärt, ſie wollen die Burg belagern und in Brand ſtecken, wenn die Wahl Mariens nicht zwiſchen ihnen und ihren Nebenbuhlern entſchiede. Da lud der Graf von Andelle alle Bewerber zu einem Gaſtmahl auf ſein Schloß; es waren ihrer 120, immer einer edler und vornehmerer Abkunft als der andere. Nach aufgehobener Tafel führte der Burgherr ſeine Gäſte auf die äußerſte Gartenterraſſe, und indem er ſie mit dem Blick die ſchauerliche Thaltiefe zu ihren Füßen meſſen ließ, richtete er an die verſammelten Freier folgende Rede: „Derjenige unter euch, edle Herrn und Ritter, welchen die Wahl meiner Tochter begünſtigt, wird dieſen koſtbaren Preis nicht eher erhalten, als bis er ihn ehrlich verdient hat. Er muß ſie auf ſeinen Schultern dieſen ſteilen Bergpfad hinantragen, und zwar ohne unterwegs ſich ein einziges Mal zu verſchnaufen.“

Alle anweſenden Ritter murrten. „Ihr habt meine Bedingungen verlangt,“ fuhr der Graf fort; „jezt wißt ihr ſie. In euren Jahren hätte ich ſie ganz vernünftig gefunden; aber die jezt lebende Jugend darf ſich nicht mit der von ehemals meſſen. Ich habe geſprochen, und nun keine Zeichen des Mißfallens, keine Drohungen mehr, oder —“ Von den 120 Bewerbern waren Dreiviertel bereits mit Achſelzucken davon gegangen, keineswegs geneigt, ſich dieſer abgeſchmackten Bedingung zu unterziehen. Nur derjenige, welcher mit dem böſen Feinde ein Bündniß geſchloſſen, konnte es verſuchen, einen ſo ſteilen Felſen mit einer Frau auf dem Rücken zu erklimmen. Wenn Marie noch klein und ſchmächtig geweſen wäre; aber ſie hatte eine hohe Geſtalt und königlichen Wuchs. Die leidenſchaftlich Verliebten blieben zurück, maßen die Tiefe, blickten gen Himmel und ſchwiegen ſeufzend. „Wenn wir nur ein Geländer, ein Seil, ja nur einen Stock hätten!“ riefen die Unerſchrockenſten, welche der Wein des Grafen am meiſten erhizt hatte. Darauf gingen ſie zu dreien, zu zweien einzeln, fort, 119 an der Zahl.

Als der Graf Niemand mehr ſah, wandte er ſich an ſeine Tochter mit den Worten: „Siehſt du, Marie, keiner von dieſen Prahlhänſen hat den Muth, dich zu verdienen? Du bleibſt bei mir, nicht wahr?“ — „Sie ſind nicht Alle fort, Vater,“ erwiderte das Fräulein erröthend; „ſchau nur um dich“ — und ſie entfloh raſchen Schritts von der Terraſſe. Als der Graf den Zurückgebliebenen erblickte, runzelte er die Stirn; es war ein ſchöner, reicher, berühmter Ritter, aber noch blutjung. „Einer von hundert-und-zwanzig!“ ſprach der Vater mit höhniſchem Lächeln; „das heißt die Naſe hoch tragen, wenn man ſo'n junger Burſche iſt. Und meine Tochter iſt groß und ſchön, nicht wahr, Herr Ritter?“ — „In meinem Alter, geſtrenger Herr, hättet Ihr daſſelbe gewagt, was ich wage,“ erwiderte beſcheiden der junge Edelmann; „Ihr habt es ſo gewollt.“ — „In deinem Alter ſtreckte ich mit einem Fauſtſchlag ein Pferd zu Boden und hob einen ganz gewappneten Mann aus dem Sattel.“ — „Gott und die heilige Jungfrau werden mir die Kraft verleihen, welche Ihr mehr hattet denn ich.“ — „Nach deinem Gefallen, wackerer Thor. Wie heißt du?“ — „André von Méricourt.“ — „Wohlan denn, Ritter André von Méricourt, finde dich morgen um die Mittagsſtunde am Fuß dieſes Berges ein; um die Mittagsſtunde, hörſt du? Nicht früher, nicht ſpäter. Denn dein Kunſtſtück iſt wohl werth, daß es die Sonne beſcheine,“ fügte der Wütherich, teufliſch lachend, hinzu.

(Die Fortſezung folgt.)

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

(Fortſezung.)

Auch durch pompejaniſche Malerei hat man manches Unheil angerichtet, und nicht ſelten mit großem Ungeſchick grelle Farben an Stellen aufgeſtrichen, wo nur gedämpfte paſſen konnten. Vor dreißig Jahren, wo man ſich noch zu mageren Formen, nackten und unkräftigen Flächen, ſo wie zu ſanften und oft kraftloſen Tinten hinneigte, hätte man dieſe Buntheit und dieſe kleinen Schnörkel, die zuweilen, an ſich betrachtet, glücklich gezeichnet ſind, unter-

träglich gefunden, und jezt ſind wir nahe daran, Häuſer wie Nürnberger Spielzeug zu bemalen. Ich ſah in der Stadt ein Haus, an welchem eine weiße Statue auf grellrothem Hintergrunde prangte, und die mich an Figuren erinnerte, welche man an Apotheken kleiner Städte ſieht. Die ſchnelle Abwechslung des Geſchmacks, das Springen von einem Extrem zum andern, indem man auch größere Werke gleich Kleidern und kleinem Geſchirr einer nur nach dem Neuen haſchenden Mode unterwirft, zeigt, daß wir noch nicht auf dem Punkte angelangt ſind, von welchem aus ein ruhiges und beſonnenes Fortſchreiten der Architektur denkbar iſt. Im modernen Geſchmack überhaupt liegt etwas Kleines und Gebrechliches; ſo lange nun dies Element noch vorherrſcht, dürfte meiner Anſicht nach die blaſſe und mattfarbige Eleganz des vorigen und des Anfangs des jetzigen Jahrhunderts weit angemeſſener ſeyn als die Manier, mit welcher die neueſte Richtung ſcharfe Contraſte, lebhafte Farben und mehr ausgeprägte Formen ſucht. Natürlich kann meine Meinung nicht dahin gehen, daß wir in irgend einer Art zurückſchreiten ſollten, im Gegentheil, das Prinzip der neueſten Tendenz iſt ein weſentlicher Fortſchritt, allein ſie verkrüppelt bei dem Mangel an Produktivität, Phantaſie und Erhabenheit, welchen man unverkennbar an der jetzigen Generation bemerkt. Es war erklärlich, daß bei dieſer Tendenz die Polychromie der Alten, ſo wie die pompejaniſche Malerei lebhaft anſprechen, aber eben ſo erklärlich, daß beides ungeſchickt und verderblich gehandhabt werden mußte. Wir müſſen aber bei unſerer dermaligen Beſchaffenheit dieſes Stadium durchlaufen, und ich hoffe, es ſoll am Ende doch etwas Gutes herauskommen.

Die eben angedeutete Verdrehung des neueſten Geſchmacks iſt auch der Grund, weßhalb ich Ihre Aufträge nur zur Hälfte beſorgen konnte; denn die verlangte Stutzuhr habe ich mich nicht getraut, hier zu kaufen, aus Beſorgniß, deren Form möchte Ihnen nicht conveniren. Der zwar nicht unheimliche, aber doch abgeſchmackte Geiſt, oder vielmehr Kobold, welchen man Rococo zu nennen beliebt, jene Neigung zu altväteriſchem Schnörkelwerk iſt, wie in viele andere Sachen, ſo auch beſonders in die Stutzuhren gefahren. Wollen Sie aber durchaus eine recht moderne Stutzuhr haben, ſo brauchen Sie keine neue zu kaufen, ſondern bloß jenes ungeheuerliche Kunſtwerk in Ihr Zimmer zu ſetzen, welches in dem alten, unbenuzten Saale auf dem linken Flügel Ihres Schloſſes ſteht, den Sie als charakteriſtiſchen Ueberreſt in dem Zuſtande ließen, wie ihn Ihr Großvater bei ſeinen Zuſammenkünften mit Caglioſtro und andern Adepten benuzte. Ueberhaupt werden Formen wieder beliebt, welche noch vor kurzer Zeit die allgemeine Stimme als Produkte einer abſtruſen Periode bezeichnete. Ich ſah Lithographien von Arm- und andern Stühlen, nach Originalen aus alten Schlöſſern mit den künſtlichſten Ueberladungen und phantaſtiſchem Schnizwerk gezeichnet. Dieſe Zeichnungen ſchienen nicht etwa als charakteriſtiſche Züge der Vergangenheit, ſondern als Muſter für die Gegenwart ausgeführt zu ſeyn. Ich leugne nicht, daß hin und wieder in den Schnörkelformen einiger Reiz liegt, denn keine Sache iſt ſo ſchlecht, um nicht eine gute Seite zu haben, und jede Ausprägung des menſchlichen Geiſtes wird irgend etwas Anziehendes enthalten; aber man muß ſehr blind ſeyn, um wegen eines Anklanges, den dieſe oder jene Form etwa in uns findet, das Fehlerhafte und Schiefe des Ganzen zu überſehen.

Da keine Erſcheinung vereinzelt ſteht, mußte die ſchiefe Richtung des Geſchmacks auch ihren Einfluß auf die Geſellſchaft ausüben. Ich fand daher, daß ſolche durch einige Steifheit und preciöſe Gleichgültigkeit in ſonderbarer Vermiſchung mit dem reizbaren, nervöſen Element der jetzigen Generation nicht eben gewonnen hatte; auch gab es keinen Gegenſtand aus der unmittelbaren Gegenwart, für den man ſich lebhaft intereſſirte. Man lieſt im Ganzen die neueſten deutſchen Schriften von dem pikanten Genre, aber mit weniger Theilnahme, als die Erzeugniſſe der franzöſiſchen Romantik, für welche „Literatur der Verzweiflung“ man eigentlich mehr Intereſſe hat, als man gemeinhin geſtehen will. Die Art der neueſten Berliner Verehrung Goethe's iſt Ihnen bekannt, aber er wird doch mehr gelobt, als geleſen; Jean Paul ſcheint dagegen ganz verſchollen zu ſeyn, Niemand ſpricht von ihm.

(Die Fortſezung folgt.)

Finniſche Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Ederholm, Prediger der evangeliſchen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Gleich iſt der Abſtand zwiſchen den Augen der Wölfe, Eins der Gedanke der Diebe.

Die Lüge hat kurze Spuren (wird bald entdeckt).

Das Wort keimt durch das Wort, ein Moor brennt von einem Funken.

Hebe den Hund aus dem Brunnen, ſo ſchüttelt er dir Waſſer um die Ohren.

Wer durch's Spiel reich wird, wird arm an guter Sitte.

Was verkehrt gewonnen, vergeht verkehrt.

Immer rechts dreht ſich der große Bär, verſtändig gehen die Sterne am Himmel.

Schönes Wetter nach den Wolken, Freude nach dem Weinen.

Die lehmfarbene Wolke regnet, eine fette Kuh gibt Milch.

Gib Gott vom König zu hören, nicht ihn zu ſehen!

Geſchenke verheren das Geſetz, die Schmiere bringt das Rad zum Rollen.

Der Reiche kommt davon mit ſeinem Gelde, der Arme mit ſeiner Rückenhaut.

Mit dem Beutel am Hals wird Niemand gehenkt.

Das Geſetz ſchwankt, wenn der Richter den Becher hält.

Eine alte Badſtube gibt ein tüchtiges Bad (verhärtete Richter ſtrafen am härteſten.

Der Pfarrer hat Worte wie Kienſpahnklötze.

Bodenlos, wie des Pfarrers Sack, lang wie ein Hungerjahr.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der hiſtoriſche Verein. Preisaufgaben.

Es wurde hier wieder vom ſogenannten Inſtitut historique auf dem Rathhauſe ein gelehrter Congreß gehalten, bei dem es aber äußerſt ſtill herging. Das Inſtitut historique iſt ein Privatverein, der keiner großen Achtung genießt, und manche mittelmäßige Gelehrte zu Mitgliedern oder vielmehr Subſcribenten hat; denn beinahe Jeder, der ſeinen Beitrag zu zahlen erbötig iſt, wird aufgenommen. Der jährliche Congreß unterſcheidet ſich von den gewöhnlichen Sitzungen des Vereins bloß dadurch, daß während deſſelben die Verhandlungen öffentlich ſind. Mitglieder, welche auftreten wollen, können ein gewähltes und vom Verein gebilligtes Thema behandeln, ſchriftlich oder bloß mündlich, und es iſt nach dem Vortrage Jedem verſtattet, Einwürfe zu machen und die vorgetragenen Behauptungen zu bekämpfen. Dies wäre nicht ohne Intereſſe, wenn nicht zuweilen Leute mit furchtbar dicken Manuſcripten aufträten. Dabei wird einem angſt und bange, und die Ungeduldigſten unter den Zuhörern laufen ſchon während der Zurüſtungen zum Leſen davon. In der That iſt es eine Unbarmherzigkeit, in Paris, wo man die Zeit ſo angenehm zubringen kann, die Leute auf dem Rathhauſe zu verſammeln, um ihnen ſtundenlang etwas vorzuleſen, was am Ende doch nur in gewagten Behauptungen beſteht und die Wiſſenſchaft um nichts fördert. Damit ſoll jedoch keineswegs dem Congreſſe im Allgemeinen der Stab gebrochen werden. In einem Staate, wo Oeffentlichkeit ein Hauptgrundſatz der Verfaſſung iſt, muß auch die Wiſſenſchaft öffentlich verhandelt werden können; man muß das pro und contra behaupten und erörtern können. Auch kommt doch zuweilen beim Hin- und Herreden wirklich etwas heraus; man lernt die ſtarke und die ſchwache Seite eines Satzes kennen, und bekommt Licht über gewiſſe Materien, mit welchen man nicht Zeit oder Gelegenheit gehabt hatte, ſich zu befreunden. Da das Inſtitut historique ſo gut iſt, ſämmtliche Verhandlungen des Congreſſes auf ſeine Koſten drucken zu laſſen, und ſie alſo auch in die Hände derjenigen, welche dem Congreſſe nicht beigewohnt haben, gelangen oder doch gelangen können, ſo will ich mich bei dem jetzigen nicht länger aufhalten; Congreßliebhaber werden ihn bald völlig gedruckt ſehen. — Die Gelehrtenvereine werden ſo zahlreich, daß es keine leichte Aufgabe mehr iſt, mit dem, was ſie leiſten, verſprechen oder verlangen, genau bekannt zu werden. Ein Herr Caſſin, Rue Taranne Nr. 12, hat ſo eben eine Zeitſchrift oder ein Bülletin begonnen, das zum einzigen Zweck hat, die Preisaufgaben der Gelehrtenvereine einzuregiſtriren und bekannt zu machen. Schon die franzöſiſchen Akademien und Gelehrtenvereine geben Stoff zu ſolch einer Zeitſchrift. Es iſt kaum glaublich, wie viel Preisaufgaben jährlich bekannt gemacht werden; leider ſtehen in den Provinzialſtädten die Preiſe oft mit der Wichtigkeit der gelösten oder zu löſenden Fragen nicht im Verhältniß, wogegen ſie in Paris, beſonders durch die Montyonſchen Stiftungen, oft übertrieben ſind. So z. B. fragt die Akademie zu Bordeaux gewaltig viel, kann aber denjenigen, welche ihr gut antworten, nur 2 bis 300 Franken verſprechen. Unter andern verlangt ſie für eine Goldmedaille von 300 Franken zu wiſſen, welchen Einfluß auf die Bildung der beiden Welten die drei wichtigen Werke Montesquieus: Lettres persanes, Esprit des lois und Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains gehabt haben; wer wird ihr antworten? Eben ſo verſpricht ſie dem, der ihr ſagen wird, welche Fabriken und Gewerbanſtalten, bei dem ſinkenden Seehandel Bordeaux's, am vortheilhafteſten anzulegen wären, um der Stadt ihren alten blühenden Handel wieder zu verſchaffen, eine Goldmedaille von 200 Franken. Mich dünkt, einem Mann, welcher ihr dieſe Frage genügend löſte, könnte ſie wohl 2000, ja 20,000 ſchenken. Die Marſeiller Akademie iſt ſchon ein wenig freigebiger; für den, der ihr die Wichtigkeit Algiers für Frankreich überhaupt, und für Marſeille insbeſondere, in Hinſicht auf Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel gut auseinanderſetzt, hält ſie eine Goldmedaille von 100 Fr. in Bereitſchaft, und eben ſo viel ſollen dem zierlichſten Gedichte über die Dampfſchifffahrt zu Theil werden. In Betreff des erſten Stoffes hätte eine noch nützlichere Frage aufgegeben werden können. Daß Algiers Beſitz wichtig für Frankreich und beſonders für Marſeille ſey, leidet keinen Zweifel, und braucht nicht bewieſen zu werden. Die Frage iſt nur, wie man es anzufangen hat, um dieſe Kolonie zu beſitzen ohne ungeheure Opfer an Geld und Menſchen. Wer hierauf genügend antworten könnte, verdiente nicht einige hundert, ſondern hunderttauſend Franken. Wie glänzend belohnt dagegen aus den Montyonſchen Stiftungsfonds die Académie française Schriften und Thaten! Der Küraſſieradjudant Martinet, welcher bei dem ſchrecklichen Gedränge am Eingang des Marsfeldes im verwichenen Juni ſo thätige Hülfe geleiſtet, iſt mit einem Geſchenk von 8000 Fr. belohnt worden; fünf unbekannte Leute aus der Provinz haben jeder 2000 und ſieben andere jeder 1000 Fr. für tugendhaftes Betragen erhalten, und 20,000 Fr. ſind an fünf Schriftſteller vertheilt worden. Wenn auch dieſe Preiſe für den äſthetiſchen und moraliſchen Werth der belohnten Schriften zu hoch ſind, ſo haben ſie doch das Gute, daß ſie zur Abfaſſung moraliſcher Werke aufmuntern und die Schriftſteller bewegen, ihren Leiſtungen eine moraliſche Tendenz zu geben. Unter den belohnten Schriftſtellern befindet ſich auch der bekannte Azais, deſſen letzte Schrift: Physiologie du bien et du mal, mit einem Preiſe von 5000 Fr. belohnt wurde. Wahrſcheinlich hat man nicht ſo ſehr dieſes Werk, welches wenig Aufſehen erregt hat, belohnen wollen, als das beſtändige Streben dieſes Greiſes, in der philoſophiſchen und moraliſchen Sphäre auf einen feſten Grund zu kommen; ein Streben, welches dem armen Mann viele Lobſprüche in den Zeitungen, aber im Grunde wenig Erfreuliches eingebracht hat. Freilich betrachtet man ihn als einen Träumer, deſſen Syſteme unhaltbar ſind; aber der Mann muß doch leben, und ſeine Vorträge haben ihm wenig eingebracht, obſchon er ſie auf platoniſche Weiſe in einem Garten neben dem Luxemburger Pallaſte hielt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. Oktober 1837.

Immer leerer, immer nackter,
Immer dürftiger wird die Zeit,
Immer dünner und abstrakter,
Nur ein Schein von Wirklichkeit.
Als man nur noch Moden wechselte,
Gab es Neuigkeiten doch;
Seit man sich Systeme drechselte,
Kriecht kein Hund vom Ofenloch.

Pucha.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

In der Aufklärungszeit war noch mehr Enge und Steifheit der Sitten aus früheren Zeiten übrig, aber man bekämpfte die beengenden Schranken kräftig und lebhaft, wenn man ihrer auch noch nicht ledig werden konnte, sondern solche als lästige Haarbeutel mit sich umherschleppte. Jezt ist der umgekehrte Fall: die altväterische Steifheit haben wir abgestreift, aber wir bemühen uns, ihren Schatten wieder bei uns einzuführen und unsern im Grunde freieren Sitten eine unnatürliche Gravität aufzuzwingen. Wir sehen mit beneidender Sehnsucht auf die naive Behaglichkeit und Vergnügungsfähigkeit unserer Großväter, aber vergebens bemühen wir uns, diese abgeschiedenen Geister herauf zu beschwören. Sie stecken keineswegs in den Fetzen, die wir an Kleidern, noch in den Schnörkeln und Farben, die wir an kleinem Geräthe anbringen und aus der Plunderkammer jener alten Perrücken hervorholen. So bestehlen wir den Leichnam der altväterischen Zeit, aber den Duft, welchen die hochparfümirte Dame bei Lebzeiten ausströmte, können wir nicht mehr hervorbringen, und ich glaube, er röche auch nicht so gut als vormals. Wer findet noch an jenen allerliebsten französischen Kleinigkeiten Gefallen, wen amüsiren noch jene Sinngedichte, wer findet diese Pointen und Antithesen noch pikant? Wo ist der Mann mit der classischen Metapher, der überall Horaz und Seneca citirt und ersteren fast auswendig weiß? Wo sind die lustigen Schwänke und Mystifikationen? Würden sie nicht jezt größtentheils platt und gemein erscheinen?

Was die Conversation an Wärme und Herzlichkeit verloren, hat sie an Prätension gewonnen. Man spricht ab und scheint Widerspruch weder zu erwarten noch zu beachten. Zwar ist deutlich bemerkbar, daß wir an kritischem Bewußtseyn gewonnen haben, aber es ist auch die Gewohnheit eingerissen, ziemlich gewöhnliche Sachen mit intellektueller Vornehmheit in sehr schwülstige und räthselhafte Ausdrücke zu hüllen, wobei der Einfluß der Hegelschen Terminologie unverkennbar ist. Man ist sehr bemüht, etwas Unerwartetes zu sagen, aber dergleichen springt nicht mit jener lebhaften, pikanten Schnelligkeit hervor, wodurch Paradoxen interessiren, sondern es wird pretiös enthüllt. Ich gestehe, daß ich mich in Manches nicht gleich finden konnte, und Einige mochten mich wohl für einen dummen Dorfteufel halten; wenn ich aber aus diesen Schalen den Kern herausſuchte, kam er mir häufig verschrumpft, saftlos und unerquicklich vor, so daß ich bei solchen mit dem Anspruch auf Geist gesagten Sachen, statt gereizt und belebt zu werden, mich öfter zum Kopfschütteln veranlaßt

fand. — Ich würde aber höchſt undankbar ſeyn, wenn ich verleugnen wollte, wie gut ich mich unterhalten habe; denn bei den ausgezeichneten Eigenſchaften meiner Freunde, welche Sie kennen, und auf die natürlich jene Manier keinen Einfluß übte, konnten mich die Mängel der neueſten geiſtigen Atmoſphäre nicht eben geniren.

Cheſterfield und der Marſchall von Sachſen dürften die bezeichnete Art der Converſation ſchwerlich nach ihrem Sinne finden; inwiefern ſie der äußere Luxus befriedigen würde, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, indeß ſcheint man ihre Zeiten hierin zum Vorbild zu nehmen. Sie ſehen daher jene ſchwerfälligen Caroſſen von faſt überflüſſiger Tiefe, die reichen und an altmodiſche Gravität erinnernden Livreen, den Jäger mit dem betreßten Federbute, dem goldenen Bandelier und den glänzenden Litzen. Rollt eine ſolche Equipage vorüber, ſo iſt Kleidung und Schmuck der Dame in Harmonie mit dieſem altariſtokratiſchen Prunk, aber der Herr erſcheint nothwendig als Anomalie. Die dunkle Unſcheinbarkeit und enge Plattheit ſeines Anzugs nimmt ſich faſt wie ein ſchwarzer Flecken in jenem bunten Glanze aus, mit dem bloß Quaſte und glänzender Knopf ſeines langen, altväteriſchen Stockes in Einklang ſteht, aber ſofort wieder mit ſeinem Rocke disharmonirt, wenn der Herr als ein für ſich beſtehendes Ganzes zu Fuße geht.

Rückſichtlich des Wagens, welchen Sie wünſchen, bin ich glücklicher geweſen, als mit der Stutzuhr, und glaube, Sie werden mit dem, welchen ich Ihnen ſchicke, zufrieden ſeyn. Zwar hat, wie ich ſchon andeutete, der Rococogeſchmack die Staats- und Familienwagen keineswegs unangetaſtet gelaſſen, indeß iſt gerade die Form der Jagdwagen von der Art, wie Sie einen verlangen, auf's Vortheilhafteſte und zwar dem Bedürfniſſe und Geiſte unſerer Zeit gemäß fortgebildet worden. Die Räder macht man nicht mehr ſo niedrig als vor einiger Zeit, die Farbe iſt, wie auch früher, dunkel und das Eiſenwerk ſehr nett. Zwar wird Ihnen der Preis von 360 Thalern ſehr hoch vorkommen, wenn Sie aber in Anſchlag bringen, wie viel nach hieſigen Verhältniſſen der Handwerker an einem ſolchen Stücke verdienen muß, wenn er auskommen ſoll, ſo werden Sie ſich über den Preis nicht eben wundern. Der Wagenbauer, bei dem ich Ihren Wagen kaufte, zahlt nämlich jährlich 800 Thaler Miethe, hält mehrere gutbeſoldete Leute und verkauft das Jahr hindurch nicht mehr als etwa dreißig Wagen.

Dies über die erſten Eindrücke, welche ſich mir in wenigen Tagen meines Hierſeyns darboten; vielleicht verweile ich länger hier als urſprünglich mein Plan war, und werde Ihnen dann weiter berichten, was ich etwa zu bemerken Gelegenheit finde. Bei den jetzigen herrlichen Tagen gedenken Sie meiner, wenn ſich die Sonne zum Untergang neigt und Sie den ſanften und doch erhabenen Reiz des abendlichen Himmels auf der Terraſſe an der Gartenſeite Ihres Schloſſes genießen, welche uns ſo oft in ſeliger Entlegenheit dem gemeinen Geräuſch menſchlicher Werkthätigkeit entzog. Sr.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

In der Nacht begab ſich André an den Thurm, welchen Marie bewohnte, auf ein verabredetes Zeichen erſchien die Geliebte am Erkerfenſter und warf ihrem Getreuen eine heilige Reliquie aus Jeruſalem herunter; darauf vereinten Beide ihre Gebete, um glücklichen Erfolg auf morgen zu erflehen. — Nachdem es Mittag geſchlagen, ſah der Ritter, welcher ſchon am Fuß des Berges wartete, ſeine Geliebte in Begleitung zweier Prieſter und zahlreicher Gewaffneter ankommen. Sie ſtürzte ſich weinend in ſeine Arme. „André, wag' es nicht!“ rief ſie einmal über das andere; „ſiehſt du die Sonne, wie ſie ſo drückend heiß vom Himmel herunter brennt?“ — „Ich wage es,“ erwiderte der entſchloſſene Jüngling. „Wenn ich ſterben ſoll, kann ich einen ſchönern Tod finden?“ Der Ton eines Jagdhorns ließ ſich in der Ferne vernehmen; er kam oben vom Felſen herunter, es war das Signal. Der Liebende beichtete den Prieſtern, welche ihm die Abſolution ertheilten; darauf nahm er ſeine Geliebte in die Arme und ſtieg mit ihr eiligſt in einem Athemzug den ſteilen Felſenpfad hinan. Tauſendfacher Jubel erſcholl auf der Plattform; der Ritter hört die lärmende Begeiſterung, er ſieht über ſeinem Kopfe das damaſtene Zelt und darunter den Brautaltar mit den brennenden Wachskerzen; im Uebermaß ſeines Glücks ſchwanken ſeine Knie, taumelnd macht er den lezten Schritt zum Ziele, ſezt ſeine theure Laſt auf den Raſen und ſtürzt todt nieder. Marie reicht ihm die Hand, in dem Glauben, er ſtehe aufrecht hinter ihr; da ſie aber ſtatt des Lebenden einen Leichnam erblickt, verflucht ſie ihren Vater und ſchließt die Augen auf ewig. Lui, mourut de fatigue, elle, de sa douleur, ſingt der Dichter Ducis. Beide Liebenden wurden auf der Plattform begraben. Der untröſtliche Graf ließ an der Stelle, wo der Brautaltar errichtet worden war, eine Sühnkapelle erbauen, worin er die Aſche der Beiden niederlegte. Die Kunde, dieſer Begebenheit verbreitete ſich bald im ganzen Lande und die neue Kapelle wurde ein beſuchter Wallfahrtsort aller unglücklichen Liebenden. Einige Mönche der Gegend, welche ſahen, daß dort etwas zu gewinnen ſey, bauten um die Kapelle ein weitläuftiges Kloſter, das über 500 Jahre unter dem Namen: „die Priorey der beiden Liebenden“ berühmt war. Die ſchöne Kloſterkirche iſt nicht mehr

vorhanden, wohl aber sieht man noch die Wohnung des Abtes in der reizendsten Lage.

Nicht weit von da, wo die Andelle einmündet, sahen wir die Eure in die Arme der Seine eilen, und unmittelbar darauf gelangten wir nach dem Städtchen Pont de l'Arche, äußerst lieblich an's linke Flußufer hingelagert, welches eine lange Brücke von zwei-und-zwanzig Bogen mit dem rechten Ufer verbindet. Diese Brücke, welcher die Stadt offenbar ihren Namen verdankt, geht über drei Seinearme hinüber, deren lezter zwei Schleusen enthält, welche der Schifffahrt zu Nutzen kommen, weil das Strombett hier voller Klippen und Sandbänke ist. Die Schiffer behaupten, daß man die Meeresfluth bis hieher spüre, was mir indeß unwahrscheinlich ist. Pont de l'Arche verdankt seinen Ursprung Karl dem Kahlen, welcher die Stadt befestigen, mit Wall und Graben umgürten, und auf dem andern Ufer einen Brückenkopf anlegen ließ. Die Normänner, welche damals schon immer zudringlicher wurden, zerstörten die Vertheidigungswerke. Ganz in der Nähe der Stadt bemerkt man die Ruinen eines halb kloster-, halb pallastartigen Gebäudes, welches aus der Zeit Karl des Kahlen herstammt, der darin zwei Kirchenconzile und Notabelnversammlungen hielt, 862 und 869. Von dem ganzen Bau ist nur noch eine prächtige Kirche übrig geblieben. Eine Stunde von Pont de l'Arche liegen, unter Bäumen und Schutt versteckt, die Ueberreste eines großen Pallastes, welchen die Königin Blanche, die Mutter des heiligen Ludwig, bewohnte. Daneben erhebt sich die bescheidene Kirche von Lery, im byzantinischen Style erbaut. Die Nachbarin dieses armen Dorfes ist die reiche und durch ihre Tuchmanufakturen berühmte Stadt Louviers mit einer imposanten Pfarrkirche, deren Architektur den Kunstgeschmack des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts verräth.

Mit dem Dorfe Criquebœuf hat das Departement der Eure ein Ende; bei dem gegenüberliegenden Freneuse beginnt das „Departement der untern Seine," eines der reichsten, bevölkertsten, gewerbfleißigsten und bekanntesten in ganz Frankreich, welches den bedeutendsten Theil der alten französischen Provinz haute Normandie umfaßt und nach dem untern Lauf der Seine benannt ist, die sich zwischen Honfleur und Havre in's Aermelmeer ergießt. Es hat eine Oberfläche von beinahe 500 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 700,000 Seelen, welche in achthundert Gemeinden leben. Fette Wiesen und herrliche Triften erfreuen ununterbrochen das Auge, jede Biegung des Stroms deckt ein neues Landschaftgemälde auf. Die Dörfer, häufig in Obsthainen versteckt, haben meist ein gar freundliches, heimliches Ansehen und eine ganz eigenthümliche Anlage. Um die Kirche herum wohnen nur der Pfarrer, der Gastwirth, der Kleinkrämer und Grobschmied. Die Wohnungen der Landbauer liegen in kleinerer oder größerer Entfernung zerstreut und bilden jede ein für sich abgeschlossenes Eigenthum.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Die Cholera.

Man hat an mehreren Orten bemerkt, daß die Wuth der Cholera von dem Augenblicke an sich gebrochen, wo man es offen aussprach, daß sie da sey. Die Untersuchung darüber möge auf sich beruhen bleiben; gewiß ist, daß, so lange man es nur mit dunkeln Gerüchten zu thun hat, der Zustand in einer volkreichen Stadt weit peinlicher ist, als wenn von Obrigkeits wegen ihre Existenz eingestanden wird. Es hat diesesmal lange Kämpfe gekostet, bis man sich gedrungen fühlte, etwas anzuerkennen, was nicht mehr zu leugnen war. Doch waren die Gründe dagegen nicht in einem bloßen Eigensinn zu suchen. Viele Stimmen hatten sich auch im Publikum beim ersten Erscheinen der Krankheit gegen die tägliche Verdffentlichung der Listen, als gegen etwas ausgesprochen, was die Angst und damit die Empfänglichkeit mehre. Zudem existiren auf dem Papiere noch immer unwiderrufen alle die entsezlichen Präcautions- und Desinfectionsvorschriften, welche beim ersten Ausbruch von den High-Tories unter den Contagionisten impetrirt werden. Die Cholera anerkennen, hieß daher entweder alle diese absurden und verspotteten Gesetze, die ihrer Zeit dem Staate so vieles Geld gekostet, wieder in Anwendung bringen, wogegen sich die gesunde Vernunft, die allgemeine Stimme und der Geldbeutel sträubten, oder eine ganze Gesetzgebung plötzlich umstoßen. Daher der lange Aufschub, das Uebel bei Namen zu nennen, bis hundert andere Gründe keine Wahl mehr ließen. Die alten Gesetze, die, in ihrer buchstäblichen Anwendung, Handel und Wandel vernichten würden, und einen Zustand herbeiführen, gegen den die Cholera, wie sie ist, ein geringeres Uebel wäre, werden nur mit möglichster Schonung und weiter Auslegung beobachtet. Trauen darf man den polizeilichen Erkrankungslisten, wie sie täglich die Zeitungen publiciren, nicht; denn die Anmeldungen halten höchstens ein steigendes und sinkendes Verhältniß mit den wirklichen Fällen. Wo ein gewiegter Arzt es mit seinem Gewissen ausmachen kann, gibt er der Krankheit einen andern Namen, um den schon hart getroffenen Angehörigen des Todten oder Befallenen nicht noch die Belästigungen einer offiziellen Desinfection zuzuziehen, von der auch die Contagionisten überzeugt sind, daß sie, nach der Normalvorschrift angewandt, überflüssig ist. Die jungen Aerzte dagegen, welche, kaum zur Praxis zugelassen, ihren Eifer bethätigen und, was an ihnen, zur Förderung ihres Ruhmes thun möchten, sollen dafür desto mehr Cholerafälle täglich anmelden und Genesungen eintragen lassen, wo eine harmlose Diarrhöe oder eine gewöhnliche Brechruhr glücklich beseitigt ist. Dieser Ueberfluß an Pflichteifer gleicht dann im Resultate einigermaßen jenen Mangel wieder aus. — Die Todtenlisten lügen wenigstens nicht in der Zahl, und vergleichen mit denen beim ersten und dem schwächern zweiten Erscheinen der Krankheit, hatte Berlin diesmal einen härtern Stand. Jezt scheint die Kraft der Krankheit abzunehmen,

aber das Schlußresultat ist leider noch nicht zu ziehen, und wird günstigen Falls im Vergleich zu 1831 die Sterbefälle jenes Jahres sehr überbieten. In einem Hause, freilich einem großen Familiengebäude, sind in kurzer Frist einige siebzig Opfer gefallen. Es sind ganze Familien ausgestorben, dergestalt, daß fremde Personen ihren Tod in den Zeitungen anzeigen mußten. Auch mancher namhafte Mann, viele junge Leute wurden unerwartet abgerufen. Man begegnet bei jedem Schritte Trauernden. Doch Berlin ist groß, und wo nicht schmerzliche Verluste in Familien Erinnerungen zurücklassen, die keine Zeit vernarbt, wird das Gedächtniß dieser Schlachttage bald wieder verwischt seyn. Wurde die lebende Generation leichtsinniger oder stumpfsinniger? Schon jezt, wo noch der gespensterhafte Druck über unserer Atmosphäre wuchtet, sieht man das Verlangen, den Druck abzustreifen, elastisch aufschnellen. Eine gespensterhafte Furcht ist wohl da, aber der ernste Eindruck wird vermißt. Nur ein negatives Etwas nehme ich als Symbol dafür, daß es diesmal mit dem Ernste den Leuten ernst war: es verlauten keine Cholerawitze!

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Preisaufgaben. Bibliotheken.

Merkwürdige Preisaufgaben sind diejenigen, wozu der verstorbene Bischof Gregoire die Summen hinterlassen hat, und worüber zum Theil die hiesige Académie des sciences morales et politiques, zum Theil die Société de morale chrétienne und zum Theil der wissenschaftliche und Kunstverein zu Grenoble zu entscheiden haben soll. Die von leztern bekannt gemachten Preisaufgaben sind vorzüglich zu bemerken. Die erste verlangt, man solle aus der heiligen Schrift und aus der Tradition beweisen, daß der Despotismus, geistlicher sowohl, als weltlicher, den Lehrsäzen und der Moral der katholischen Kirche zuwider ist; hiezu sind 1000 Fr. ausgesezt. Die zweite fordert Auseinandersezung der wirksamsten Mittel, um den Freiheiten der gallikanischen Kirche ihre Energie und ihren Einfluß wieder zu verschaffen, und um die alte Kirchendisciplin ganz wieder herzustellen. Leztere Frage hat jedoch seit der Julirevolution viel von ihrer Wichtigkeit verloren. Der Einfluß des Ultramontanismus auf die französische Clerisei hat bedeutend abgenommen, und die sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche werden wenig gefährdet, seitdem die Geistlichkeit in den weltlichen Angelegenheiten wenig mehr mitzusprechen hat und bei Hofe ihr Ansehen nicht mehr mißbrauchen kann. Daß sie sich nicht gutwillig in diese neue Ordnung der Dinge ergibt, hat man aus den heftigen Hirtenbriefen des Erzbischofs von Paris in Betreff des Pantheons gesehen. Dieser Erzbischof ist aber auch der heftigste und auffahrendste aller Pariser Geistlichen; wenigstens weiß er am wenigsten an sich zu halten, und doch ändern seine unüberlegten Mandements nichts an der Sache. Das Pantheon wird doch nicht wieder zu einer Kirche umgeschaffen werden, wenn es auch sonst zu nichts dient, und Voltaire's und Rousseau's Bildnisse bleiben am Giebelfelde, das die Regierung endlich nach langem Zögern hat aufdecken lassen. — Zur Förderung der Studien will der jezige Minister des öffentlichen Unterrichts den Versuch machen, die Pantheonsbibliothek, welche in dem von Studenten aller Art bewohnten Reviere der Stadt liegt, bis eilf Uhr Abends offen zu halten, damit die Studenten den Abend, welcher sich in Paris bis eilf Uhr verlängert, nüzlich verwenden können. Da diese Bibliothek auch geheizt wird, was bei mehreren andern Pariser Bibliotheken nicht der Fall ist, so kann den Winter hindurch solch eine Maßregel allerdings ersprießlich seyn. Auch ist schon vorgeschlagen worden, eine Bibliothek am Sonntag offen zu halten, damit besonders die Handwerker dieselbe benuzen können. Dies könnte vorzugsweise an der Bibliothek des Conservatoire des arts et métiers bewerkstelligt werden. Glücklicherweise ist man zur Einsicht gelangt, daß öffentliche Nationalsammlungen nicht dazu da sind, daß man den Fremden die aufgestellten Bücher, Gemälde oder Modelle zeigen könne, sondern dazu, daß sie auf alle mögliche Art benuzt werden und auf die Bildung des Volkes einwirken. Dergleichen Sammlungen werden mit dem Gelde der Nation angeschafft, also ist es auch nicht anders als billig, daß sie der Nation nüzen, so viel es thunlich ist. Aus eben diesem Grunde ist auch schon vor mehreren Jahren vom Ministerium die Einrichtung getroffen worden, daß in der Vakanz nicht alle Bibliotheken von Paris zu gleicher Zeit geschlossen werden, sondern daß die Vakanz einer Bibliothek anfängt, wenn die einer andern aufhört. Indessen entschädigt freilich das Offenstehen aller andern Bibliotheken keineswegs für die sechs Wochen langen Ferien der königlichen Bibliothek, wo man allein die im Auslande erschienenen Bücher, so wie Werke über Antiquitäten, Kupferstiche und Landkarten antrifft, während die andern Bibliotheken meistens nur mit ältern Büchern versehen sind. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 246.

1. Das Jahrtausend. 2. Die Jahrhunderte. 3. Die Jahre. 4. Die Monate. 5. Die Tage. 6. Die Stunden. 7. Die Zeit oder der alte Saturn.

Räthsel in alcäischem Versmaße.

1.

Von Eisenfesseln für die Gefangenen,
Von Rosenfesseln anders Gebundener,
Rücksichten, auch von euren Fesseln,
Welche vermeintliche Freie binden,

Klirrt, wie des weiland classischen Alterthums
Geweihte Hall', auch unserer Zeit Parket;
Doch eine weitre Fessel zwingt uns,
Welche nicht Römer noch Grieche kannten.

Und wir erfreu'n uns ihres melodischen
Geräusches und vergessen darob den Druck,
Und wie sie Geisterbann verübet,
Wie sie den Flug der Gedanken hemmet.

Ein böser Preßzwang, den Politik uns nicht,
Den alten Mönchthums Glockengeschmack vererbt;
Fort, fort von ihrem Schellenklingeln!
Her zu dem geistigen Waffentanze!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 30. Oktober 1837.

O lächle, holder Himmel! oder triff,
Unholder Tod! denn finſter blickt die Welt,
Und Wolken haben meine Sonn' umzogen.

Shakespeare.

Ritter Hagenbach.

1474.

Als ſtünde hier kein dunkler Zwinger,
So ſchreit die Lerche himmelan;
Ich zeig' ſie dir mit meinem Finger,
Als hingen Ketten mir nicht dran;
O mach die Bande mir geringer,
Daß ich von dieſes Thurmes Brüſtung
Vielleicht die Kämpfer in der Rüſtung,
Die Hengſte ſehe auf der Bahn.

Hab Dank, geſtrenger Eiſenmeiſter,
Daß du es menſchlich mit mir meinſt;
Dank Sonne, daß du Lebensgeiſter
Mir in die finſtre Seele ſcheinſt;
Dank, alter Rhein, du weitgereiſter,
Daß du mit deinen regen Fluthen
In meine Wunden, welche bluten,
In meine Heldenthränen weinſt.

O Lenz, wie biſt du ſchön geworden,
Als hätt' ich dich noch nie geſchaut!
Du ſchlingſt um dieſe Felſenpforten
Sogar den Blüthenarm vertraut;
O Maienzweig, wenn ſie mich morden
Und peinigen, umſchlingſt du dieſen,
Der in den feuchten Thurmverlieſen
Beinahe über Nacht ergraut?

O goldnes Abendlicht hier innen,
Du ſchmeichelſt noch dem armen Mann!
Geh, lege dich um jene Zinnen,
Wo mich die Gräfin liebgewann!
Dort ſitzt ſie in verlornem Sinnen,
Geh, ſpiegle dich in ihrem Grame,
Wie einſt im Hochzeitſchmuck der Dame
In der berauſchten Burg zu Tann!

Du aber, Vöglein in dem Riede,
Du ſchlage fort die Abendzeit,
Und zieh mit deinem Minneliede
Den Bach hinab, wo manche Maid
Ihr ſchönes Kränzlein hoffnungsmüde
Hinabwirft aus den loſen Haaren,
Und ruf' ihr im Vorüberfahren:
Dein Schatz iſt fort, wer weiß wie weit!

Ja weit von hier ſind jene Wochen
Voll Frauen- und voll-Lautenzier;
Fort ſind die Schwüre und gebrochen,
Wie Lanzen einſtens beim Turnier;

Schlachtroſſe fort und wundgeſtochen,
Und Schlachten ſelbſt und Liebesfahrten
Fort, todt die treueſten Picarden,
Und ich bin ſelbſt am Ziele hier.

O Montlhery, du Glanz der Fehden
Für mich und meines Herzogs Thron!
O ſiegverkündende Trompeten,
Am Kampfestag bei Nourbillon!
Das Eiſen ſelbſt ward weichgetreten,
Und mitten in dem Schlachtenwunder
Focht Karl, der kühnſte der Burgunder,
Und Hagenbach bei ihm, ſein Sohn.

Und ſein Viſier iſt nun dies Gitter,
Sein Bügel dieſer Eiſenſtock?
Statt jenes Wappenrocks der Ritter
Trägt er den Armenſünderrock?
Er ſpielt mit Feſſeln ſtatt der Zither,
Und dies iſt Hagenbach, der gräme,
Der, wenn's zum Sterben morgen käme,
Hingeht und legt ſein Haupt aufs Block?

Nicht ahn'ſt du, Karl, wenn ich geendet,
Wie mich dies feige Volk entehrt!
Dies Volk, das, dir um Geld verpfändet,
Längſt an den eignen Ketten zehrt,
Hat mich entrittert und geſchändet,
Hat, Guter! — könnteſt du es wiſſen —
Dein goldnes Vließ mir abgeriſſen
Und auf der Folter mich verkehrt!

Schaut her da drunten in den Schiffen!
Kennt ihr den Landvogt von Burgund?
Das Lied, das man euch vorgepfiffen
Vom niedern, ja vom niedern Bund,
Dies einzige habt ihr begriffen?
— Sie ſchiffen fort, es ſpotten Stimmen;
O könnten nicht die Nachen ſchwimmen,
Ihr lägt ſchon längſt im tiefſten Grund!

Doch ſieh, der Fluß wird faſt zu enge,
Es reiht ſich Kahn an Kahn im Rhein;
Dann drüben eine Menſchenmenge,
Dann Reiſige dahinter drein —
Was ſoll zur Nachtzeit dies Gepränge?
Die Zahl von Männern und von Roſſen,
Was ſoll ſie, die mit Schweiß begoſſen,
Und was der grelle Fackelſchein?

Biſt du's mit deinen Siegsſtandarten,
Mein Bruder Stephan, o ſo fleug!
Und meine wackeren Lombarden,
Erſcheint ihr, o ſo ſputet euch!
Hieher zu dieſem ſchlechtbewahrten
Gefängniß! brecht die morſchen Thüren!
Hier ſteigt herauf! — doch wie? ſie rühren
Sich nicht, und ruhig hält ihr Zeug?

(Der Beſchluß folgt.)

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer

(Fortſetzung.)

Leider war es uns nicht vergönnt, dieſer ſchönen Anſichten und maleriſchen Gruppen lange zu genießen. Es fing anzu dämmern, und bald konnten wir die Gegenſtände am Ufer nicht mehr deutlich unterſcheiden. Kaum hatten wir eine halbe Stunde im Dunkeln geſchifft, ſo bemerkten wir zu unſerer Linken eine Maſſe grauer und blauer, über einander gelagerter Häuſer, über welche eine Reihe dampf- und feuerſpeiender Säulen und zwei Kirchthürme emporragten, deren graziöſe gothiſche Formen, inmitten der düſtern Atmoſphäre kaum bemerkbar, ſich von einem grünen Hintergrunde abhoben, welchen hohe Bergrücken mit herrlichen Waldungen im Amphitheater bilden. Tauſende von Fabrikherden, aus deren Schornſteinen rothe Flammen herausſchlugen, beleuchteten dieſes impoſante Nachtgemälde, über welches der Mond ſeine Silberſtrahlen ausgoß. Das Schreien der Feilen, das Hämmern der Amboſe, das Stöhnen der Blaſebälge, das Brauſen der Dampfmaſchinen vereinigte ſich zu einem fremdartigen diſharmoniſchen Conzert, welches die friedliche Stille des Abends weithin unterbrach und unſerm geſpannten Ohre das cyklopiſche Leben einer raſtlos thätigen Fabrikſtadt verkündigte. Es war Elbeuf, deſſen Manufakturen unter Colbert kaum aufzublühen anfingen, als der Jeſuit und Beichtvater Letellier den orthodoxen Ludwig XIV. beredete, das Nationalitätsedikt zu Gunſten der Proteſtanten zurückzunehmen, welches der ehemalige Ketzer Heinrich IV. in Nantes unterzeichnet hatte. Durch dieſe ſchlechte Politik in Schrecken geſetzt, entflohen zu Tauſenden die Einwohner von Elbeuf, lauter fleißige, arbeitſame Hugenotten, und trugen ihren Gewerbfleiß nach Belgien, England und Deutſchland. Diejenigen, welche die Liebe zum Vaterlande zurückgehalten hatte, wurden „mit Blut getauft,“ wie die Dragonneurs des großen Königs ſich auszudrücken pflegten. Noch bis auf den heutigen Tag hat ſich in Elbeuf das ſchreckliche Andenken an die Bekehrungen jener Zeit erhalten, wo man Soldaten die Säuglinge von der Mutterbruſt wegreißen ſah, um ſie im Namen Gottes in die Seine zu werfen. Lange Zeit nachher konnte ſich Elbeuf von dieſem Mordſtreich nicht wieder

erholen; erſt zu Anfang der franzöſiſchen Revolution gewannen ſeine Fabriken neuen Aufſchwung, welcher ſeitdem immer zugenommen hat. Gegenwärtig beſchäftigen dieſe Manufakturen über zwei Drittheile der Bevölkerung der Stadt und Tauſende aus den benachbarten Dörfern. Die Stadt iſt zwar ſchlecht gebaut und noch ſchlechter gepflaſtert, aber äußerſt reizend in einem Thalkeſſel gelegen, welchen nördlich die Seine beſpült und ſüdlich eine waldige Bergkette amphitheatraliſch einſchließt. Der Kunſtfreund findet daſelbſt zwei ſchöne gothiſche Kirchen, Saint-Etienne und Saint-Jean-Baptiſte, erſtere mit vortrefflichen Glasmalereien und von hohem Alter, letztere minder ehrwürdig, aber gleichfalls durch ihre bemalten Fenſter ausgezeichnet. Von dem Allen ſahen wir auf unſerer Hinreiſe nichts mehr; denn als wir bei Elbeuf vorüberfuhren, war es Nacht. Von den vielen mit Weiden und Pappeln bepflanzten Inſeln zwiſchen Rouen und Elbeuf merkten wir eben ſo wenig; nur dann und wann zu einem der Kajütenfenſter hinausblickend, meinten wir wie durch einen Wald zu fahren. Einige zitternde Lichter verkündeten allein die Dörfer, an denen wir vorüber kamen. Allmählig näherten wir uns den Vorſtädten von Rouen; es war eilf Uhr, als das Dampfboot an der großen Brücke anlegte.

„Monsieur, hôtel du Midi!“ — „Hôtel de la Rose!“ — „Der Herr ſteigt nicht in der Roſe, ſondern im Tannenzapfen ab, nicht wahr?“ — „Nein, ich kenne den Herrn beſſer als du, er logirt bei uns im hôtel de France!“ — „Monsieur, hôtel de Paris, hier ganz in der Nähe am Quai.“ — „Meine Herren! Sie können bei mir einkehren,“ redete uns ein dicker Gaſtwirth an, „hôtel Vatel, treffliche Appartements, Meſſagerien nach allen Weltgegenden, Table d'Hôte um fünf Uhr, alle Bequemlichkeiten, herrliche Bedienung und vorzügliche Weine.“ — „Schenken Sie ihm kein Gehör, es kehrt keine Seele mehr bei ihm ein. Hôtel de Lyon, ici en face!“ — „Schweig doch! dieſe Herren wohnen bei uns.“ — „Willſt du das Gepäck der Herren in Ruhe laſſen, oder ſoll man dich für einen Spitzbuben halten?“ Die Ausbieter fallen über einander her und es entſteht ein förmliches Gefecht um das Gepäck.

Dieſen Scandal ſah unſer armer Pariſer nicht im Geringſten voraus, ſonſt hätte der Undankbare die alte Diligence ſeiner Großeltern dem modernen Steamer vorgezogen, deſſen revolutionärer Reiz ihn in Verſuchung geführt. Kaum hat nämlich das Dampfboot ſeine Landungsbrücke am Quai Henri IV. ausgeworfen, ſo ſtürzt ſich eine wüthende Horde auf's Verdeck und nimmt im Namen der Gaſtwirthe in Rouen von der ganzen Schiffsladung Beſitz; gleich wilden Corſaren confiszirren ſie die ganze Reiſegeſellſchaft ſammt ihrem Gepäck. Ich habe nirgends etwas dem Aehnliches geſehen. Man kann ſich keinen Begriff davon machen, welchen Schrecken dieſer nächtliche Einbruch auf dem Dampfboot verbreitet. Jeder ſucht, ſo gut es angeht, ſeine Effekten zuſammen und ſtellt ſich zitternd an ihre Seite. Es entſteht ein unbeſchreibliches Gewirre, worin man nichts hört als männliche Flüche und weibliche Fiſtelſtimmen. Alle Bitten und Drohungen prallen unwirkſam von der Bruſt der Barbaren ab; ſie nehmen die Reiſenden beim Kragen und ſchleppen ſie unbarmherzig mit ſich fort; ſie kehren Alles um, werfen Alles durcheinander, daß es ſelbſt beim hellen Tage ſchwer halten würde, ſeine Sachen aus dieſem Chaos von Schachteln, Nachtſäcken, Jagdtaſchen, Kiſten und Koffern herauszufinden; wie ſoll man das erſt bei ſtockfinſterer Nacht anfangen? Man ſchaudert, wenn man an alle die verwechſelten Hüte, zerquetſchten Schachteln und erſäuften Mützen denkt. Was iſt aus dem treuen Mantel und der unzertrennlichen Blouſe unſeres Pariſers geworden? Er hatte beide nebſt ſeinem Caputrock in der Kajüte vergeſſen. Bei der neuen eiſernen Hängebrücke wird er dieſes Unfalls gewahr, und er kehrt eiligſt zurück, um ſie zu holen. Unterdeß hat der Träger ſeinen Koffer, welchen er ins Hotel de Rouen transportirt glaubte, im Thorweg des Hotel Vatel abgeſetzt, und da rennt nun der arme Pariſer in allen Hotels der Stadt herum, bis er endlich gegen zwei Uhr Morgens das Hotel Vatel findet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Amerikaniſche und franzöſiſche Freierei.

Die Charakterzüge, welche die heutigen Amerikaner von jenen Bibelchriſten, welche vor zwei Jahrhunderten Neuengland ſtifteten, geerbt haben, ſind nicht alle liebenswürdig. Folgende Anekdote aber gibt ein ſehr freundliches Bild, und bringt einem lebhaft eine der lieblichſten Gruppen aus Hogarths Bildern in's Gedächtniß, diejenige nämlich, wo in der Kirche der fleißige Lehrling mit des Lehrherrn Tochter aus demſelben Buche ſingt, eine Scene, die auf's Anmuthigſte Unſchuld und Tugend athmet. — Im verfloſſenen Frühjahr kam ein junger Amerikaner in der Kirche neben ein Mädchen zu ſitzen, das ihn durch Schönheit, beſonders aber durch die Züchtigkeit, welche über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen war, lebhaft anzog. Er ſchlug ſeine Bibel auf, hielt ſie ihr vor und deutete auf den fünften Vers im erſten Kapitel des zweiten Briefs Johannis, wo es heißt: „Und nun bitte ich dich, Frau (nicht als ein neues Gebot ſchreibe ich dir, ſondern das wir gehabt haben von Anfang), daß wir uns unter einander lieben.“ Das Mädchen las und wurde roth; ſie blätterte im alten Teſtament und reichte ihm die Bibel zurück, indem ſie im erſten Kapitel des Buchs Ruth auf den ſechzehnten Vers wies: „Rede mir nicht darein, daß ich dich verlaſſen ſollte, und von dir umkehren. Wo du hingeheſt, da will ich auch hingehen, wo du bleibeſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott.“ — Acht Tage darauf waren ſie Mann und Frau.

Wie artig! Wie häßlich und verletzend iſt dagegen folgende Geſchichte aus dem modernſten Frankreich, das überhaupt auf dem beſten Wege ſcheint, mit den dort leider ſogenannten Vorurtheilen der Religion auch die der Ehre abzulegen. — Ein alter Edelmann aus Perigord bekommt auf einmal Heirathsgedanken, er möchte nicht gerne ohne Leibeserben ſterben, und ſo reist er nach Paris, feſt entſchloſſen, ſich eine Frau zu ſuchen. Kaum angelangt, läßt er in die Zeitungen einrücken: ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren, von guter Geſundheit, angenehmem Aeußern, verträglicher Gemüthsart und 12,000 Fr. Einkommen, ſuche eine Lebensgefährtin zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren; er ſehe nur auf gute Erziehung und ſanftes Temperament. Meldungen gingen in Menge ein, aber bald hatten ſich die Blicke des alten Junggeſellen auf ein zwanzigjähriges Mädchen gerichtet, das nicht nur hübſch war, ſondern auch recht gutmüthig und beſcheiden ſchien. Vierzehn Tage nach der erſten Zuſammenkunft war die Sache im Reinen und der Hochzeitstag anberaumt. Der überglückliche Liebhaber hatte ſeiner Braut, welche ihm nur die Ausſteuer der Mutter Natur beibrachte, ein koſtbares Trouſſeau überreicht. Man wartete, um ſich aufbieten zu laſſen, nur noch auf Cecilliens Taufſchein, und zum großen Verdruß beider Theile wollte er nicht kommen; woran lag dies? man konnte es nicht begreifen, und die Braut war recht betrübt. Eines Tags muß er ausgehen, um etwas einzukaufen; Cecilie hat rothgeweinte Augen und will ihn durchaus nicht begleiten. Er bleibt nicht lange aus; indem er die Treppe heraufgeht, überfällt ihn eine bange Ahnung; er läutet mit klopfendem Herzen — die Thüre geht nicht auf; er läutet noch einmal — keine Antwort. „Gott im Himmel! ſie hat ſich umgebracht!“ Er riecht Kohlendampf, es iſt ihm, als höre er innen leiſe wimmern. Vielleicht lebt ſie noch! vielleicht iſt ſie noch zu retten! Er läuft Sturm gegen die Thüre, er ſchreit um Hülfe; das Haus läuft zuſammen und der Portier übergibt ihm den Zimmerſchlüſſel, den Madame beim Weggehen in ſeiner Loge zurückgelaſſen. — Cecilie war mit dem Trouſſeau auf und davongegangen, und der Heirathscandidat machte ſich auf den Weg in ſein Dorf, feſt entſchloſſen, zu ſterben, wie er bisher gelebt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortſetzung.)

Cholera. Typhus.

Auch die Aerzte ſind ernſthafter geworden. Ihre diätetiſchen Vorſchriften ſind ſtrenger als früher. Ein hochberühmter Mann hat einen Choleratäfchenzettel drucken laſſen; das beſte Produkt unſers Buchhandels. Es geht reißend ab. Mit dieſen Diätvorſchriften, und wie ſie befolgt werden, ſieht es übrigens ſonderbar genug aus. Die Rationaliſten ſagen: Genieße Alles, aber mit Maaß, und entferne dich ſo wenig als möglich von deiner gewöhnlichen Lebensweiſe. Ob ich die Andern Supernaturaliſten nennen ſoll, weiß ich nicht, diejenigen nämlich, welche dieſes und jenes als abſolut todtbringend verpönen, z. B. den Genuß einer Pflaume, Gurke, ein Glas kaltes Waſſer! In den höchſten Claſſen haben dieſe Supernaturaliſten den meiſten Anhang. Wäre zum Lachen Zeit, ſo forderte die lächerliche Aengſtlichkeit, mit der man vor dem Anblick einer verbotenen Speiſe hier ſchaudert, dazu auf. Seit langen Jahren wuchtete kein ähnlicher Segen in unſern Obſtgärten. Die Bäume erliegen unter der Fülle der edelſten Früchte; aber ſie ſelbſt verkommen großentheils auf den Aeſten, oder verfaulen am Boden. Das wäre vielleicht der herbſte Fluch der Cholera, wenn ſie bei uns als einheimiſche Krankheit ſich anſiedelte, daß wir in der natürlichſten Lebensweiſe, im Genuß der einfachſten, heimiſchen und geſunden Nahrungsmittel geſtört würden. Die Furcht vor Obſt gewinnt hie und da etwas Phantaſtiſches. Es iſt, was ich Ihnen hier erzähle, kein Berliner Witz, ſondern ein Factum. Ein Arzt findet ſeinen Kunden, einen verſtändigen Mann in geſetzten Jahren, umwunden mit Shawls, Tüchern und Decken, blaſſen Angeſichts im Zimmer hinſchleichend. Der Getrümmte hielt ſich den Bauch. — „Hatten Sie einen Anfall?“ — „Nein.“ — „Genoſſen Sie Verbotenes, oder was Sie für ſchädlich halten?“ — „Auch das nicht. Meine Diät konnte nicht geregelter ſeyn. Aber ich hatte einen fürchterlichen Traum. Ich aß eine Menge Pflaumen, und erwachte darauf von den entſetzlichſten Leibſchmerzen, die mich noch jetzt peinigen.“ — Beim Anblick der Obſtgärten unſerer wohlhabenden Einwohner möchte man zu glauben verſucht werden, die Mythe vom Tantalus in der Unterwelt ſey bei den Griechen gedichtet worden, als eine Art Cholera im Lande war. — Ganz anders legen die niedern Stände die Diätvorſchriften aus. Die Mehrzahl betrachtet die Wohlfeilheit der Früchte und Gemüße als eine Segnung des Himmels, mit der ſie vorzugsweiſe bedacht worden. Umſichtigere glauben, wie Polycrates, die Götter durch ein Opfer verſöhnen zu müſſen. Der Eine ißt keine Pflaumen, dafür aber Gurken, Melonen, Birnen deſto mehr. Zwei Soldaten gingen vor mir auf der Straße, und ich hörte ihrem vernünftigen Geſpräche über die Unvernunft einiger ihrer Cameraden zu: „Solche Menſchen! und da ſollen ſie nicht die Cholera kriegen! eſſen dir ganze Schüſſeln voll Gurkenſalat und Aal dazu, fetten Aal! — und kannſt du dir's denken! — keiner trinkt einen Schnaps drauf.“ Im höchſten Erſtaunen wiederholte der Andere: „Keinen Schnaps drauf!“ Es geht alſo mit der Diät, wie mit der Moral: ſie läßt bequem alle Auslegungen zu. Unſere bewährteſten Aerzte geſtehen, und das iſt ein großer Fortſchritt, nicht zu wiſſen, was die Cholera erzeugt und was ſie kurirt, wenn ſie gleich durch fortgeſetzte Obductionen der Leichen dahin kamen, jetzt zu wiſſen, was das Uebel iſt. Deſto kenntnißreicher ſind mehrere Laien, und ſolche Aerzte, die ihnen nahe ſtehen. Es fehlt nicht an ſo viel Theorien als wir Ecken in Berlin haben, und populäre Vorſchläge, wie man ſie jedenfalls kurirt, wimmeln in den Zeitungen.

Zu dem wirklichen Uebel kam das Gerücht von einem zweiten, glücklicherweiſe fingirten. Es war dies nichts Geringeres, als die Peſt, welche in der Charité und dann im Joachimsthal'ſchen Gymnaſium ausgebrochen ſeyn ſollte. Nach den officiellen Erklärungen iſt es ein allerdings ſchlimmer Typhus, der in einem Theile des Charitégebäudes um ſich gegriffen hat, und auch im Alumnat des gedachten Gymnaſiums hat ein bösartiges Nervenfieber die Mehrzahl der Penſionäre dergeſtalt befallen, daß ein einſtweiliger Schluß der Klaſſen nöthig wurde. Nervenfieber ſind die gewöhnlichen begleitenden oder nachfolgenden Erſcheinungen der Cholera; es iſt daher an ſich dabei nichts Ungewöhnliches oder beſonders Erſchreckendes.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 31. Oktober 1837.

Ha, diese Stadt ist wohl gethan!
Wie fangen dies die Bürger an?
G. Schwab.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage nach unserer Ankunft in Rouen überreichte mir der Gastgeber des Hotel du Midi, wo wir eingekehrt waren, den Handelsalmanach von Rouen; dies war die Antwort auf meine während des Frühstücks an ihn gerichtete Frage, welche Merkwürdigkeiten die Stadt habe. Ich schlug die erste Seite auf und fand folgende Beschreibung: „Rouen, eine sehr alte, große, reiche Handelsstadt, Hauptort des Departements der untern Seine, Sitz einer Cour royale, mehrerer Tribunale erster Instanz und einer Handelskammer, hat eine Börse, eine Bank, ein Münzgebäude, eine königliche Akademie der Künste und Wissenschaften, eine Universität, ein königliches College, einen landwirthschaftlichen Verein, eine Assekurranzgesellschaft für verunglückte Schiffe, eine Maler-, Bildhauer- und Bauschule, einen botanischen Garten, ein Museum, zwei Theater, ein Erzbisthum, eine königliche Post und eine Bevölkerung von 88,086 Seelen.“ Ist das nicht herrlich, was der Handelsalmanach von Rouen sagt? Allerdings, Rouen ist eine sehr alte Stadt; denn wenn man den Gelehrten glauben darf, wird ihrer bereits im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt erwähnt. Ihr Name stammt von Ro-Tomagos, was damals eine seichte, durchwadbare Stelle im Flusse, eine Furth bedeutete, wie ebenfalls gelehrte Alterthumsforscher herausgebracht haben. Die Römer machten aus Ro-Tomagos Rothomagus, und die Kinderwärterinnen in der Normandie erzählen ihren Kleinen, daß der berüchtigte Zauberer Rothomagus die Stadt Rouen erbaut habe. Allerdings, Rouen ist eine große und schöne Stadt, denn man findet sie groß und schön, selbst wenn man von Paris oder London herkommt; sie ist auch reich, und zwar augenscheinlich reich, denn man vergißt ihren Reichthum selbst in den Straßen von Harre nicht, wo doch Gold und Silber den Vorübergehenden bei jedem Schritt in die Ohren klingen. Rouen ist ferner eine merkwürdige, anziehende Stadt, voll von historischen Erinnerungen, welche an seinen Kirchen, Pallästen und Häusern in Stein und Holz verewigt sind; es ist eine edle, stolze Stadt, beseelt von Tapferkeit und muthigem Bürgersinn, welche sechs Monate lang ein ansehnliches englisches Belagerungsheer unter Heinrich V. von seinen Mauern zurückschlug und sich nur ergab, nachdem 50,000 Menschen Hungers gestorben waren; es ist eine gelehrte, kunstliebende, freisinnige Stadt, worin große Dichter, Künstler und Schriftsteller das Licht der Welt erblickt, Corneille und Fontenelle, Basnage und der Père Daniel, Berruyer, der Geschichtschreiber des jüdischen Volks, und Brümoy, der Uebersetzer des griechischen

Theaters; Jouvenet, der berühmte Maler des siebzehnten Jahrhunderts, welcher so viele schöne Gemälde mit seiner Rechten geschaffen und Meisterwerke mit seiner Linken hervorgebracht, als ihm nur noch diese übrig geblieben war; Champmesle, der Freund und Erklärer Racines, Géricault, der Vater der romantischen Malerschule, Boieldieu, der Componist der „weißen Frau," Armand Carrel, der Publizist ohne Furcht und Tadel, so vieler anderer Berühmtheiten nicht zu gedenken. Die Bürger von Rouen sind wackere Patrioten, welche in den Julitagen den Parisern zu Hülfe kamen und vier Jahre später Laffitte zu ihrem Abgeordneten wählten, als die vergeßlichen Pariser die Aufopferungen Laffitte's mit Undank lohnten. Rouen ist endlich unter allen Fabrikstädten Frankreichs vielleicht die einzige, welche das harte Loos des Fabrikarbeiters erträglich zu machen strebt, indem sie ihm einen hinreichenden Arbeitslohn sichert. Ist es nicht sonderbar, daß diese gemeinen Wollen- und Baumwollenfabriken in Rouen ihre Weber ernähren und zufriedenstellen, während die glänzenden Seidenfabriken in Lyon ihre Ouvriers zum Aufruhr oder zum Selbstmord zwingen? Muß denn jede Berührung des Armen mit dem Reichen nothwendig unheilbringend für die Armen ausfallen? Alle Journale der Hauptstadt gaben neulich eine Statistik der Industrie in Rouen, woraus hervorging, daß daselbst über 100,000 Arbeiter von den Baumwollenmanufakturen leben. Dieses, trotz der immer häufigeren Anwendung von Dampfmaschinen erhaltene Resultat ist höchst erfreulich. Es predigt laut wider den angebornen Haß, welcher die menschliche Kraft gegen ihre Nebenbuhlerin, die mechanische Kraft, bewaffnet. Es ist keine Frage, die Maschinen an und für sich verderben den Arbeiter nicht; sie verdrängen ihn höchstens augenblicklich von seinem Platz und versetzen ihn in eine andere Sphäre der Thätigkeit; wenn er kein Brod hat, so liegt die Ursache anderswo.

In Rouen regiert der Dampf. Längs des Quai d'Harcourt wimmelt es von Remorqueurs und Dampfschiffen: der Louis Philippe, die Stadt Elbeuf, Emma, die Seine, und das schönste von allen, die Normandie. Dieses Paketboot ist vollkommen so groß, als ein Linienschiff; auf seinem Verdeck gibt es Häuser, Straßen und Gärten; im untern Raume ist ein elegantes Café, ein Estaminet für die Raucher, ein großer Eßsaal mit Schlafkabinetten, ein eigener Salon für die Damen, mit pompejanischen Wandmalereien und Vergoldungen, mit kostbaren Spiegeln und Divans, mit Mahagonimöbeln und parketirtem Fußboden, mit krystallenen Thüren und marmornen Kaminen, deren Mäntel prachtvolle Blumenvasen und Stuhuhren tragen. Lenormand, ein Arbeiter aus Rouen, hat dieses wirklich gigantische Dampfschiff gebaut, welches 140 Pferdekraft hat und 800 Passagiere am Bord aufnehmen kann. Es wird von zwei Dampfmaschinen mit niedrigem Druck in Bewegung gesetzt und macht stromauf und stromab im Durchschnitt sieben Lieues in einer Stunde. — Die Mechanik häuft in Rouen Wunder auf Wunder. Man kann nicht leicht etwas Interessanteres sehen, als die tausend Erfindungen, welche der mechanische Instinkt der Weber und Wollspinner beständig vermehrt oder vereinfacht. Es gibt nichts Sinnreicheres, als den nach Jacquard vervollkommneten Webstuhl, welchen ich in der schönen Fabrik von Patry-Auber im Faubourg Saint-Gervais habe arbeiten sehen. Man denke sich vor diesem Werkstuhl einen einzigen Arbeiter sitzend und ganz allein ein Stück geblumten, mit Seide durchwirkten Wollenzeugs bereitend. Um dieses zu Stande zu bringen, hat der Arbeiter weiter nichts zu thun, als zwei oder drei Weberschiffe, welche er kaum ansieht, hinüber und herüber zu werfen, der Werkstuhl sorgt für alles Uebrige. Nur wenn ein Faden zerreißt oder ein Schiff abgelaufen ist, benachrichtigt der Webstuhl den Arbeiter durch ein Glöckchen, daß er seinen Faden wieder anknüpfe und sein Schiff wieder aufwickle. Es ist als hätte der Webstuhl einen Bedienten, dem er jedesmal schellt, wenn er etwas braucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ritter Hagenbach.

(Beschluß.)

Vor ihrem Drängen, ihrem Reiten
Wird die Almende rings zu schmal;
Sie schließen einen Kreis, sie streiten;
Dann wieder Stille auf einmal.
Nun werden sie zum Theiding schreiten,
Denn rings legt sich des Volkes Murren,
Es springt von den beschrotnen Gurren
Manch' Reiter klirrend ab zu Thal.

Sie brauchen lange; doch nun dringet
Ein Todt und Ab zu meinem Ohr;
Ein Wort noch, das der Wind verschlinget —
Drauf recken sie die Hand empor,
Und plötzlich nahn, mit Eil' beschwinget,
Acht Männer diesen finstern Händeln
Und ziehen unter rothen Mänteln
Acht nackte Schwerter lang hervor.

Drauf tritt der Kleinste von den Achten
Mit seinem Schwert heraus und zielt;
Doch wo ist jener, den sie schlachten,
Das Leben wo, mit dem man spielt?

Gilt mir dies geiſterhafte Trachten,
Und dieſe nächtliche Verſchwörung,
So fordre keck dies Haupt, Empörung!
Hier iſt's, nach dem du feig geſchielt!

Sie wenden ſich, und raſch und dichter
Bewegt ſich nun der ganze Zug;
Beim rothen Qualm der vielen Lichter
Erkenn' ich wohl und ohne Trug
Die ſcharfgeſchnittenen Geſichter,
Langbärtig, braun, geſtreng geſtaltet,
In ſchwerer Rüſtung, halbveraltet
Wie die, worin einſt Erlach ſchlug.

Wohin ſie nur auf ihren Roſſen
Die Nacht noch wollen? Wie, hieher?
Ach Gott! das ſind die Eidgenoſſen!
Mein letzter Lebenstag iſt der!
Sie haben meinen Tod beſchloſſen!
Da weht das Banner der Luzerner,
Und dorten lechzt in dem der Berner
Der alte Nimmerſatt, der Bär!

Kommt an, taucht eure weiße Binde,
Den reinen Armſchmuck, in mein Blut!
Kommt an und zeigt es eurem Kinde,
Wie ſüß der Mord am Feinde thut!
Doch daß nun eure Ehre ſchwinde,
Daß eure keuſchen Freiheitsſchlachten
Vorbei, daß euch nun Fürſten pachten,
Dies ſagt ihm auch, und kurz und gut.

Ihr einſt der Tod der Leopolde
Und jetzt der Schutz für Sigismund!
Miethtruppen jetzt im welſchen Solde,
Und bei Sankt Jakob einſt ein Bund,
Den keiner überleben wollte!
Entzweit ſodann und allen Landen
Verkauft als Schlachtenelephanten,
Und ehedem *ein* Herz, *ein* Mund!

Wo ſonſt ein Vogt euch ſchlecht geſchienen:
Urphede ſchwur er und entwich;
Wir ſind nicht euer Vogt, wir dienen
Dem Herzog, und ihr tödtet mich?
Sey's drum, ſo opfert mich denn ihnen,
Die euch mit blanken Sonnenkronen
Den Mord, auf fremdem Boden, lohnen,
Dem Sigismund und Ludewig!

Führt mich hinab, ich weiß zu ſterben,
Und euer Henker zielt genau;
Doch dieſe That wird euch verderben
Und euer Schwert durch jeden Gau
Mit eurer Kinder Herzblut färben!
Schenkt meine ſechzehn Hengſte dorten
Und dieſen letzten Ritterorden
Dem Kirchlein unſrer Lieben Frau.

Ernſt Ludwig Rochholz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beſchluß.)

Das Lager bei Tettow. Herzog Karl von Mecklenburg.

Das Lager von Tettow hat wirklich ſtatt gefunden. Nur iſt aus dem Rieſenlager, welches Völkermaſſen umſchließen ſollte, ein kleines, zierliches Uebungslager einer kleinen Anzahl unſerer Truppen geworden. Auch dieſes ſchwankte noch wenige Tage, bevor es eröffnet wurde, zwiſchen Seyn und Nichtſeyn. Die Furcht in Berlin, der Rath aller Aerzte, die frühe unfreundliche Witterung, die Meinung der meiſten dazu Berufenen waren dagegen. Die entgegengeſetzte Anſicht, von ſehr Wenigen geſtützt, hat geſiegt. Einen bedeutenden Ausſchlag mag, außer der Luſt zum Lagerſpiel, der Klageruf einer großen Anzahl Gewerbtreibender gegeben haben, welche, dazu conceſſionirt und patentirt, nicht allein einen gehofften Gewinn ſchwinden ſahen, ſondern ſich zu Liquidation für umſonſt gemachte Auslagen berechtigt hielten. Zum Glück und Unglück ſind ſämmtliche Erwartungen nur zur Hälfte in Erfüllung gegangen. Die Cholera iſt zwar nicht ganz ausgeblieben, hat ſich jedoch für die günſtige Gelegenheit nur in geringem Maaße gezeigt, und der gefallenen Opfer ſind im Verhältniß gegen Berlin nur wenige geweſen. Man hatte, was möglich war, dagegen gethan, und neben unſern Standarten von den in München neu erfundenen prophylaktiſchen vor die Zelte einige geſtellt. Aal und Gurkenſalat ſoll zwar vorgekommen ſeyn, jedoch nur als Contrebande; die Soldaten mußten um 7, ſpäteſtens 8 in ihre Zelte und in Tuchhoſen ſchlafen u. ſ. w. Dieſe Prophylaxis hat indeſſen unter denen, für die ſie geübt wurde, nicht ſolche Wortredner wie in den Münchener Zeitungen gefunden. Im Gegentheile ſoll gerade das in Hoſen Schlafen verſchiedene Söhne Berlins empfindlich verdroſſen haben, aus Gründen, die ſich hier nicht gut ausſprechen laſſen, die man aber des weiteren in Nicolais Italien nachleſen mag, und es iſt zu offenen Demonſtrationen dagegen gekommen, welche für Einige äußerſt ernſthafte und noch empfindlichere Folgen gehabt haben. Nun wurde zwar viel Wein und ſogar Champagner von hohen Gäſten und Gäſtinnen auf das Wohl der Soldaten getrunken, Louis Druckers berittene Kellner flogen umher, und der Frohſinn fehlte an den Aushängeſchilden nicht; da aber auch die Berliner Gäſte ſchon um 7 Uhr Abends das Lager wieder verlaſſen mußten, — anfangs ſollte der Beſuch überhaupt nicht geſtattet werden, — ſo klagen die Lagermarkitente ebenfalls über nicht erfüllte Erwartungen.

Meine Fenster, indem ich dies schreibe, dröhnen von einer anhaltenden Erschütterung. Es ist kein Gewitter, auch kein Erdbeben. Kanonendonner mischt sich in das prasselnde Kleingewehrfeuer. Sie setzen die Leiche des Herzogs Karl von Mecklenburg im Dome bei; auf dem Lustgarten werden ihm die militärischen Ehren eines Feldmarschalls erwiesen. Doch schon in dieser Nacht wird der Körper des Verblichenen zur Gruft seiner Väter nach Mecklenburg abgeführt. Abermals trat in ihm einer der thätigen Zeugen einer großen Zeit von der Bühne des öffentlichen Lebens ab. Herzog Karl war jedenfalls eine bedeutende Person; seine einflußreiche Thätigkeit wurde in allen Akten unseres öffentlichen Lebens seit dem Franzosenkriege sichtbar, oder man glaubte ihn zu sehen, wo andere handelnd im Vordergrunde standen. Die Urtheile über ihn sind sehr verschieden; wie sollten sie es auch nicht seyn, wo so viele Eigenschaften zur Beurtheilung kommen? Wer in gewissen Punkten, welche die Leidenschaftlichkeit einer bewegten Zeit als Losungszeichen ansieht, gegen die Ansichten der Mehrzahl sich ausspricht und handelt, wird auch in andern Punkten mit Augen des Vorurtheils betrachtet. Welcher Meinung der Herzog als Staatsmann war, ist offenkundig. Daß er es offen war und offen aussprach, dürfte auch von seinen Gegnern als der edlere Theil seiner Thatkräftigkeit hierin anerkannt werden müssen. Nur einmal, sagt hier die öffentliche Stimme, welcher ich nachschreibe, verrieth sich eine Diplomatie, welche mit seinem ritterlichen Auftreten contrastirt; nämlich in seinem notorischen Widerspruch gegen die Orleansche Heirath, und der Art, wie er diesen Widerspruch zu motiviren und durchzuführen suchte. Wer, der einer Partei angehört, unterliegt nicht dem moralischen Fluche, welcher von allen Parteikämpfen unzertrennbar ist? Ein entschiedener Wille und unbestrittene Uneigennützigkeit ehren wenigstens sein Andenken auch in diesem Kampfe vor Andern. Eine vollkommene Aussöhnung mit dem großen und edlen Stifter und Beförderer dieser segenvollen Vereinigung ist indessen vor dem Tode des Herzogs erfolgt. Entschiedener spricht sich die patriotische Meinung in Preußen gegen den Herzog aus, wo seine Ansichten als Staatsmann ihn in unser Militärwesen, wie er es aus dem Befreiungskriege neu geschaffen vorfand, durch Wort und That eingreifen ließen. Hier bürdet sie ihm viel auf: daß er die Schöpfung einer großen, begeisterten Zeit, deren Elemente eine innige Verschmelzung des Bürgers und Soldaten, eine Gleichheit der Stände im Dienste des Vaterlandes waren, mißgünstig und mißtrauisch ansah; daß er darauf hinarbeitete, was Scharnhorst und seine begeisterten, klugen und thatkräftigen Genossen verbunden hatten, wieder zu trennen; daß er den militärischen Geist wieder zu einem Kastengeist machen; wo gleiche Rechte aus gleichen Opfern sich durch herrliche Thaten festgestellt, abermals Privilegien einführen wollen. Daß beim großen Gewicht des Verstorbenen nicht mehr geschehen als der Fall ist, glaubt der Preuße allein der väterlichen Umsicht seines Königs zu danken zu haben. Die Wirkungen dieses Rückwärtsgehens wurden zunächst nur bei den Garden sichtbar; aber eine dumpfe Ahnung, daß es dabei nicht sein Bewenden haben könne, umflorte den loyalen Geist, der unsere ganze Armee erfüllt, freilich ohne ihn zu erschüttern; aber jeder Vaterlandsfreund dankt der Vorsehung, daß während dieses schleichenden Prozesses keine große europäische Krisis eintrat. Es ist ein Unterschied zwischen loyaler Pflichterfüllung, wo das Herz trauert, und einer begeisterten, freudigen Mitwirkung, wo Alle *eines* Sinnes sind und *ein* Ziel haben. Oder sollte diese schwere Errungenschaft einer großen Zeit, diese sichtbare Offenbarung eines höheren Willens in gewissen Kreisen schon wieder ganz vergessen seyn? Ein Unrecht ist es, daß das Publikum die Person nicht vom Staatsmanne und Politiker zu trennen wußte. Mußte man doch in diesem auch das achten, daß er, mit ritterlichem Sinne und Stolze an's Werk gehend, nicht die veralteten Institutionen mit ihren Modeflecken wieder ins Leben setzen wollte, sondern daß er als ein sittlicher Reformator auftrat, und dem bevorzugten Stand eine gewisse ethische Sprödigkeit einzuimpfen versuchte, die ihm als Firniß diene gegen jede Art von Befleckung. Ein gewisses Epigramm gegen den erlauchten Todten, das, bei mehreren Gelegenheiten wieder aufgewärmt, auch in ausländischen Zeitungen abgedruckt wurde, gereicht nur dem Parteihaß zur Schande, der es aufgriff oder erfand, weil er keine andern Mittel hatte, seinen Unmuth auszudrücken. In welchen Irrthümern der Herzog auch befangen gewesen sey, wo sein Wille zur Erscheinung kam, trat er nicht anders als edel auf. In die Verschwiegenheit seines häuslichen Lebens hat er dem Publikum keinen, und wir glauben Wenigen einen Blick vergönnt. Wer hat also da ein Recht zu urtheilen? Dürfen wir aber auf einige Winke in seinen Schriften Gewicht legen, so scheint es, es habe mehr der Kummer als die Freude in seiner stillen Einsamkeit geherrscht. Wer mit ihm in gesellschaftliche Berührung kam, dem erschien er edlen Sinnes, liebenswürdig und gern zur Hülfe bereit. Vielleicht daß er selbst am schmerzlichsten die ihm fehlende Popularität empfand. Als Schriftsteller ist er durch den mit der seligen Frau von Fouqué gemeinschaftlich herausgegebenen Roman bekannt. Sein Festspiel: „Das Fest der weißen Rose," hat europäische Bedeutung. Wenn er der Verfasser des Drama's: „Die Isolirten" ist, was anzunehmen aller Grund vorhanden, so liefert dieses Schauspiel wohl ein treuestes Spiegelbild, wie wir den Todten als Mensch zu betrachten haben. Ueber dieses Stück ist seiner Zeit in diesen Blättern berichtet worden. Mehr als in einer Hinsicht muß der geistvolle Prinz isolirt dagestanden haben, und was er darin verschuldet, daß er, was die Zeit verschmolzen, wieder isoliren wollte, hat er vielleicht, seinen Feinden unbekannt, durch seine eigene isolirte Stellung gebüßt. Sein Tod hat etwas Erhebendes. Er wußte mit Sicherheit sein Herannahen. In wiefern sein Glaube mit dem kirchlichen harmonirt, darüber weiß man auch jetzt, nachdem er sein Glaubensbekenntniß einem Adjutanten in die Feder dictirt, weil er zum Gespräch mit dem berufenen Geistlichen nicht mehr Kraft zu besitzen meinte, nichts Bestimmtes; aber gewiß ist, daß er das Abendmahl aus den Händen des Hofpredigers Strauß empfing. Noch am letzten Abend speiste er, trotz des gewissen Vorgefühls, daß es sein letzter sey, an der Tafel mit seinen Adjutanten, und starb, ähnlich dem großen Ernst von Mansfeld, der stehend im Kreis seiner Officiere den Tod erwartete, ohne die Uniform abzulegen, im Lehnstuhl.

Auflösung des Räthsels in Nr. 258.

Der Reim.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 87 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 1. November 1837.

I perceive,
Men must learn nois with pity to dispense;
For policy sits above conscience.

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Bettler.

Die Bettelbriefſteller.

(Fortſetzung von Nr. 255.)

So groß auch unter manchen Klaſſen der Londoner Bettler der Aufwand von Liſt und Erfindungskraft iſt, ſo müſſen ſie doch ſammt und ſonders, die gewandteſten Heuchler nicht ausgenommen, in geiſtiger Beziehung den Bettelbriefſtellern den Vorrang laſſen. Von ihnen namentlich gilt die im vorigen Artikel gemachte Bemerkung, daß auch die Londoner Bettler mit dem Jahrhunderte fortgeſchritten und ihr Scharfſinn und ihre Thätigkeit oft eines beſſern Zweckes werth ſeyen; ihre ſchriftlichen Leiſtungen können ſich nicht ſelten mit denen der neueſten Novellendichter meſſen. Obgleich nun aber wegen der falſchen und geſetzwidrigen Anwendung ihrer Talente auch ſie von den Dienern der Polizei und von den Offizianten der Mendicity Society ſcharf beobachtet werden, ſo liegt es doch ſchon in der Natur ihres Gewerbes, daß ſie viel leichter als die gemeinen Straßenbettler ſich der unwillkommenen Aufmerkſamkeit entziehen. Schreiben ſie unter angenommenen Namen von Frauen oder Männern, denen Stand, Erziehung, Krankheit oder was ſonſt zum Vorwande dienen kann, nicht perſönlich anzuklopfen, oder läßt die Individualität der anzuſprechenden Perſon ſie die Möglichkeit einer Entdeckung mit all ihren unangenehmen Folgen befürchten, ſo werden die Schreiben durch die Stadtpoſt überſendet und die Empfänger ganz ergebenſt gebeten, die Antwort gefälligſt in ein Gaſthaus, in eine Taverne, in einen Haarkräuslerladen oder dergleichen zu addreſſiren. Gegen Erlegung des Portos und das Verſprechen einiger Vergütung ſind eine Menge Menſchen zu Annahme von dergleichen Briefen recht gern bereit. In den Stunden nun, wo der Poſtbote ſeinen Umgang hält — und dies geſchieht in London mit einer, oft auf die Minute zutreffenden Regelmäßigkeit — befindet der Briefſteller ſich in der Nähe des bezeichneten Orts, genau Acht gebend, nicht bloß, ob der Poſtmann dort eintritt, ſondern auch, ob etwa einer von den unwillkommenen Aufmerkſamen ihn begleitet. Iſt Letzteres der Fall, ſo läßt er die Antwort entweder ganz im Stiche, oder holt ſie ab, wenn der Unwillkommene ſich entfernt hat. Erfahrung hat den Briefſteller gelehrt, daß es heimtückiſche Seelen und Verräther gibt; dies iſt aber immerhin ſelten. Viele geben, um den Ueberläſtigen ſchnell los zu werden, Andere vernichten die erhaltenen Schreiben und damit die Beweiſe der Betrügerei, nur die Wenigſten fühlen ſich aufgelegt, Mühe und Zeit an die Entlarvung des Betrügers zu wenden. Solche Hinderniſſe müſſen die angeſtrengteſten Beſtrebungen der Behörden lähmen, und obwohl daher die Bettelbriefſteller

in den Protokollen und Listen der Mendicity Society oft genug vorkommen und mitunter auch in den Polizeiberichten erscheinen, so ist es doch unmöglich, in Bezug auf sie genaue statistische Angaben beizubringen. Es wäre unchristlich und falsch, wenn man alle Bettelbriefe für Lügen hielte. Mancher wahrhaft Bedrängte mag zu ihnen seine Zuflucht nehmen, und manche so erwirkte Gabe mag Thränen getrocknet und wieder Lust zum Leben in das muthlose Herz eines Familienvaters gebracht haben. Doch scheint es, daß die Fälle wahrer Bedrängniß zu den gewerbsmäßigen Erdichtungen sich ungefähr wie eins zu fünfzig verhalten. Wenigstens ist dies das Ergebniß mehrerer, mit größter Sorgsamkeit angestellten Nachforschungen.

Eine andere, vielleicht noch schwerer zu lösende Frage ist die nach der Durchschnittszahl der professionirten Londoner Bettelbrieffabrikanten. Das Gewerbe hat sich, wenn mit Geschick betrieben, so einträglich erwiesen, daß bei der Selbstzufriedenheit der meisten Menschen mit ihren geistigen Fähigkeiten es an solchen, die dazu greifen, nicht fehlen kann. Dagegen erfordert es, um gut zu lohnen, ein Geschick, das nicht beim Schreibmeister erlernt wird, und mag deßhalb öfter versucht als fortgesezt werden. Viele scheitern wahrscheinlich beim ersten Angriffe; sie lassen, wenn sie auch ungestraft bleiben, die Angst vor der kaum vermiedenen Gefahr sich eine Warnung seyn und ziehen sich still zurück. Andere mögen Jahre lang das Handwerk mit Erfolg betreiben, ohne daß ihre Namen je vor das Publikum kommen. Durch gegenseitiges Abwiegen dieser Rücksichten und durch Ausrechnung derer, die binnen der lezten fünf Jahre ihres Betrugs gerichtlich überführt worden sind, kann man die durchschnittliche Summe zu zweihundert und fünfzig annehmen.

Ferner wäre es interessant zu erfahren, wie viel erdichtete Bettelbriefe täglich in Umlauf gesezt werden. Hierüber läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen; nach den vorliegenden Urkunden aber dürfte ihre Zahl gegen tausend betragen. Diejenigen in der Genossenschaft, welche, wie sie sich ausdrücken, auf die hohe Jagd gehen, damit die reiche und vornehme Welt, die Damen und Herrn des hohen Flugs meinend, können nur die Verfasser der wenigsten Briefe seyn; denn das Gebiet, das sie ausbeuten, ist verhältnißmäßig beschränkt und fordert deßhalb Schonung, und dann ist die Jagd, der sie nachgehen, nur während der Londoner Saison, also kaum die Hälfte des Jahrs hindurch offen; trifft aber von fünf Schüssen auch nur einer, so gibt das Wild reichen Ertrag. Aus den umgekehrten Gründen sind diejenigen, welche, in bescheidenerer Sphäre sich haltend, ihre schriftlichen Ergießungen lediglich im Mittelstande circuliren lassen, die fruchtbarsten Briefconcipienten. Mehrere Beispiele liegen vor, daß Einzelne aus dieser Klasse jeden Tag regelmäßig ihre zwanzig Briefe schrieben, und erst vor Kurzem wurde einer auf seiner Runde ertappt, mit sechzehn Episteln in der Tasche, gesiegelt und adressirt. Demnach muß wirklich die Berechnung von dreimalhundert und einigen tausend Bettelbriefen für das Jahr als eine mäßige erscheinen.

(Die Fortsezung folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsezung.)

Ein wenig weiterhin, hinter jenem rothen Thorweg, den große Haufen von Steinkohlen und Schlacken versperren, ist eine unermeßliche doppelte Werkstätte, worin sich ein Ameisenhaufen von Arbeitern bewegt. Wenn der erschreckliche Lärm, welcher selbst die stärkste menschliche Stimme übertäubt, dem Leser keinen Schwindel verursacht, so trete er getrost ein. Betrachtet jene kohlschwarzen Männer, welchen die sengende Atmosphäre, worin sie leben, das Mark in den Knochen dörrt; seht, wie sie mit ihren schrecklichen Brecheisen einen glühenden Metallblock aus dem ewig flammenden Ofen hervorholen. Sie bringen diesen Block andern Männern, welche ihn unter tausend Pfund schwere Hämmer werfen, die unaufhörlich pochen. Der Metallblock dehnt sich unter ihren unbarmherzigen Schlägen, einen feurigen Platzregen um sich her verbreitend, bis er am Ende platt wird und so gehorsam, wie der Teig beim Bäcker. Andere Cyklopen fassen nun den aus dem Gröbsten gearbeiteten glühenden Block und bringen ihn unter neue Hämmer, welche minder schwer sind, aber weit geschwinder auf und nieder gehen, als die ersten. Die Hebeisen versehen sofort ihren Dienst, sie kehren, drehen und wenden den Block, daß er nach und nach eine Gestalt annimmt. Das also zubereitete Metallstück steigt dann kaum erkaltet in die Höhe und fixirt sich zwischen den beiden Backen einer ungeheuern Drehscheibe, deren von einer unsichtbaren Kraft in Bewegung gesezte Wippe alle Seiten einem ungeheuren Meisel zuwendet, den sechs erwachsene Menschen nicht tragen könnten, welchen indeß ein Kind zu leiten im Stande wäre. Der Block schreit unter der Schneide des Meisels, und aus seiner rohen Masse wird ein Baum, ein Zapfen, ein Wagenrad, was weiß ich! Das Polirrad empfängt den fertigen Gegenstand und puzt ihn spiegelblank, so daß man sich darin beschauen kann. Vor wenigen Augenblicken noch war es ein schmuziges Stück Eisen voller Sand und Rost, welches man nicht anrühren konnte, ohne seine Haut daran sitzen zu lassen. Und wer hat das Stück Eisen in den Ofen geworfen? wer schürte das Feuer? wer schlug den Takt zu dem höllischen Concert der Hämmer? wer dreht die Drehscheibe? wer tritt auf die Wippe? wer führt den Meisel? wer schneidet die Eisenstäbe wie Weidenruthen

entzwei? wer durchbohrt sie mit tausend Löchern wie ein Sieb? wer leihet ihnen die Spiegelglätte? der Dampf.

Zwei Schritte von der Stelle, wo der Scheiterhaufen der Jungfrau von Orleans gestanden, und jezt, ein trauriges Denkmal königlicher Vergeßlichkeit, eine Minerva im Zopfstyl auf dem Brunnen steht, bemerkt man eine halb gothische, halb byzantinische Pforte, über welcher die schwedische und norwegische Flagge weht. Dort wohnt der Consul für Schweden und Norwegen; das Haus ist Eigenthum des reichen Kaufmanns Mattheus, welcher es gerne sieht, wenn Fremde ihn besuchen und seine Kunstschätze in Augenschein nehmen. Treten wir daher in den kleinen Hof; der Thürsteher begrüßt uns höflichst im Vorbeigehen an seiner Loge und dringt sich keineswegs als Cicerone auf, so daß wir vollkommen Muße haben, das zu betrachten, was unsern Blicken sich darbietet. Uns gerade gegenüber erhebt sich ein kleines Haus, an welches sich ein alter Thurm anlehnt, der mit halb erhabenen Skulpturarbeiten geschmückt ist, die noch so schön sind, als ob sie gestern erst gemeiselt wären. Sie stellen Scenen aus dem Schäferleben dar und sind wirklich meisterhaft ausgeführt. Jene Bäume wachsen und blühen in Stein, jene Früchte laden uns ein, sie zu pflücken; wir glauben beim Anblick dieser Basreliefs die Schalmei des Schäfers und den Gesang der Schäferin zu hören; jene garstigen, längs der Fenstergesimse hinaufkriechenden Amphibien grinsen uns mit ihren Teufelsköpfen an, daß uns angst und bange wird. Man möchte diesen allerliebsten Thurm unter einer Glasglocke auf seinem Kamine haben; und doch macht er nur den bei weitem kleinsten Theil der Meisterwerke aus, welche das merkwürdige Haus aufzuweisen hat. Seht, welch prachtvoller Gallerie der Thurm gleichsam als Eckpfeiler dient! Auf einem etwa 7 Fuß hohen Sockel erheben sich schlanke Pilaster, welche sechs Arkaden mit gedrückten Gewölbbogen bilden. Ueber den Arkaden, deren jede ein Fenster bildet, läuft ein reichverziertes Gesims. Die sechs Basreliefs der sechs Felder des Frieses sind wahre in Stein gehauene Kleinode, über welche Religion und Dichtkunst ihre zauberischen Reize ausgegossen. Den Sockel schmücken eben so viele Basreliefs, welche leider viel gelitten haben. Das sind die berühmten sechs Basreliefs des Bourgtheroulde; denn vor uns ist das Hotel Bourgtheroulde, das Erbgut der Lerour, welche darin ihre Handelscomptoire hatten. Ein Künstler, dessen Namen die Geschichte verschweigt, hat diese kostbaren Basreliefs des Sockels in Stein gehauen; sie stellen die Zusammenkunft Franz I. und Heinrichs VIII. im „Lager des goldenen Tuches“ (camp du drap d'or) vor, und sind vielleicht eine allegorische Andeutung, daß die Gründer des Hotels Tuchmacher waren. Wir sehen hier das Lustlager, wie es im Jahre 1520 in der Picardie zwischen Guines und Ardres aufgeschlagen war, mit allem seinem Pomp, seinen Turnieren und Ritterspielen. Alles ist voll Leben und Bewegung; die Pferde schnauben und bäumen sich, die Menschen jubeln und frohlocken, die Banner wehen in der Luft.

Zwanzigmal haben die Engländer dem Herrn Mathéus Haufen Golds für seine sechs Basreliefs geboten, wenn er ihnen erlauben wolle, sie nach Westmünster zu transportiren; aber der jetzige Besitzer hat alle Anerbietungen standhaft ausgeschlagen. Wenn sie in Paris wären, hätten sie die Engländer schon lange; denn die Pariser verkaufen gegen klingende Münze Alles, was sie besitzen; selbst das Grab ihrer Väter würden sie verschachern. In Rouen dagegen sind die Beispiele nationaler Uneigennützigkeit nicht selten. Ganz nahe beim Hotel Bourgtheroulde, in der abscheulichen Elstergasse (rue de la pie) finden wir ein armes, winziges, vom Rauch geschwärztes Haus, welches nach gar nichts aussieht; aber über der Eingangsthür steht in goldenen Buchstaben zu lesen: Ici est né, le 6 juin 1606, Pierre Corneille. In diesem bescheidenen Hause wohnt gegenwärtig ein Nagelschmied. Als man die Entdeckung machte, daß hier der große Corneille geboren sey, fanden sich viele Liebhaber, welche dem Besitzer viel Geld für einige schlechte Möbeln boten, die der Dichter angeblich besessen hatte; der Handwerker, obschon ein dürftiger Familienvater, wollte nichts davon verkaufen; als er aber erfuhr, daß der Magistrat von Rouen damit umgehe, ein Antiquitätenkabinet anzulegen, schenkte er den Behörden Alles, was er von Corneille besaß.

(Die Fortsezung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Aus dem Munde in Gottes Ohr, aus Gottes Ohr in den Beutel (Gebeterhörung).

Ein altes Maas im Pfarrhause sind sechs Schweine, sieben Schinken.

Die Heiden kommen zurecht ohne Prediger, nicht aber ohne Schmied.

Der Küster ist des Pfarrers Ohrenbläser.

Ich der Herr, du der Herr, wer von uns wird das Ränzel tragen?

Mit Vornehmen lohnt es sich nicht in die Beeren zu gehen.

Die Eile der Vornehmen braucht geraume Weile.

Auch der Herren Hunde werden zu Herren.

Mit der Pfeife pflügen die Herren.

Der Arme hat ein hübsches Weib, der Narr ein gutes Pferd für den Junker in der Nachbarschaft.

Ein gesprochenes Wort ist wie ein geschossener Schuß.

Eine Bürgersfrau aus Roggen ist besser als eine Edelfrau aus Rindenbrod.

Eine zerrissene Mütze hat die Frau des Leinhändlers, ein Holzschloß die Wirthin des Schmiedes.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Strauß. Die Gesellschaft.

Gestern Abend gab Strauß auf flüchtiger Durchreise Conzert und Ball im Odeon. Die herbeiströmende Menge stand in keinem Verhältnisse mit dem Lokale. Bezeichnend, aber keineswegs erfreuend der Contrast: die Vorstellung für Mozarts Denkmal — leere Bänke, und hier — „Sturm auf Sigeth.“ Nie befand ich mich in solchem Gedränge. Ungestüm trieb uns die Fluth auf die Gallerie, wo sich auch sonst bei ähnlichen Gelegenheiten (Streichs Unterhaltungen ꝛc.) die bessere Gesellschaft findet. Heute schienen diese Elemente mehr unten im Saale zu gähren: viele Lichter, haute volée, elegante Gestalten, aber auch grelle Contraste; meist hübsche Toiletten. Wie dem Einzelnen beim lieben Nächsten geht es auch den Städten: München schreit über Wiener Moden, zuckt die Achsel über Stuttgart; Stuttgart macht die Nähe von Frankreich geltend und verkleinert München; so gilt das Kappensprichwort auch von den fashionablesten Hauben, und bald hier bald dort fallen wir diesem Fanatismus zum Opfer. Doch jetzt zu Strauß, dem verkörperten Wien. Der Beifall war immer noch brausend, obwohl seither hiesige gelungene Copien den Reiz der Neuheit geschwächt haben. München ist doch ein wenig Wien, und wen überhaupt berauschten nicht diese freudewogenden Klänge? Strauß gebehrdete sich wieder wie die pythische Priesterin auf dem Dreifuß; musikalische Gichter zuckten dem armen Kapellmeister durch alle Glieder. Nächst seinen Ballraketen und Pilgern am Rhein (auch wieder „Walzer, über die man sich zu todt weinen könnte“) überraschten die Contraste in seinem Potpourri. Die Zöhrer, der Tenor, wirklich Männerstimme, und der bekannte Diskant sangen ein Duett, von beiden Seiten widrig, ganz so widrig, als wenn männliche Charaktere weibisch, weibliche männlich sind; also die Moral wenigstens gut. Der Ball begann, auf einem Raume, nicht viel größer als ein Präsentirteller, drehten sich Gold- und Silberhäubchen, wie Mond und Sterne, in bescheidenen Kreisen um ihre Axe. Man stieß sich im Saale umher, nirgends Conversation. Strauß war die ganze Poesie des Balls; sonst sah ich überall nur Prosa, und war froh zu entkommen. — Mich zog Halms Griseldis ins Theater. Das Trauerspiel wurde nicht schlecht gegeben. Doch Eine Oase in den Steppen dramatischer Literatur! Es thut wohl, einmal etwas Neues zu sehen, was an das Bessere, Alte erinnert — würdige Sprache, Wahrheit im Contrast der Charaktere: der weibliche — Treue, Geduld, Liebe mit ihrer unbegrenzten Hingebung, und nach dieser doch auch wieder mit dem edlen Stolze; der männliche in seiner Kraft, aber auch in seinem Uebermuthe, in seinem Egoismus, und endlich, damit die Frauen sich nicht überheben, in Ginevras Charakter die Bemerkung, daß nur dem weiblichen in seiner Abart gegeben ist, recht Teufel zu seyn, mit Schlangenlist höllische Wege zu ersinnen, die hier andernseits freilich etwas peinigend werden und zuletzt sogar unwahrscheinlich durch die fortgesetzte Seelenfolter der armen Griseldis. Die Dahn hat ein rührendes Mienenspiel. Ich möchte ihr aber das Studium der Antike empfehlen: die äußere Ruhe, Schönheitsstille der Form beim innersten mächtigen Ortan der Leidenschaft. Nicht der Sturm des Schmerzes, wohl aber eine gewisse Ruhe im Schmerze macht ihn ergreifend. Die guten Leute spielen zu sehr Comödie; ich will Künstler, keine Schauspieler. Wo bleiben auch klassische Wahrheit und einfache Natur der guten, älteren Schule? Eslair hat mit Recht Ruhe auf Lorbern anzusprechen, und die Fries, so zu sagen der Zögling Goethes, die ihre dramatische Bahn unter seinen Augen in Weimar eröffnete, wird weder gewürdigt, noch angemessen beschäftigt. Möchte die wahre Muse das ihr geweihte herrliche Haus auch immer bewohnen dürfen! München verspricht und gibt so viel für Kunst, daß man berechtigt ist, auch viel zu verlangen, nicht nur Glanz und bunten Schein, auch den ächten, geistigen, tief innersten Kern, nicht nur die kostbare Muschel, auch die köstlichere Perle. Bayern hat Riesenschritte gethan aus der Nacht der Zeiten, und sein Weg — mögen es vergangene Jahrhunderte mit ihren Todten verantworten — sein Weg war der weitere. Lebhafter als der literarische ist der Sinn für Musik. Doch hat auch diese Muse selbst in den ihr heimischen Salons meist nicht die Ehre des Fauteuils, nur das bescheidene Tabouret. Was Zweck seyn sollte, ist Mittel, und die Vorliebe für jene Kunst nur zu häufig Manie, wie der literarische Tick in den Berliner Thees. Ein aufgezogener Automat am Flügel scheint eben so de rigeur im Salon, wie die singende Theemaschine. Doch haben sich im Gegensatze auch Vereine gebildet, die, Bellinis u. A. Flitterstaat verschmähend, zur klassischen, ja sogar zur Kirchenmusik flüchten, und nicht selten, wenn der Champagnerrausch des Carnevals verflogen, den Kenner mit schönen Früchten ernster Studien überraschen. Was das geräuschvolle Leben der großen Welt betrifft, so bildet es ja überall den gleichen Cyklus: auch hier bestimmte Tage, an denen man empfängt; auch hier die geistödtenden Raouts mit ihrem Gähnen, ihrer Last und Hitze; auch hier herkömmliche Bälle und Diners bei Gesandten und dem Adel, die ausnahmsweise eine glänzende Variation bekommen durch Feste, bei welchen die Prinzen des Hauses die Crême der Gesellschaft versammeln. Die Hoffeste geben ihren regelmäßigen Gang: Cammerbälle und Hofbälle, Academien, Conzerte, Tafel. Die zweite Gesellschaft copirt zum Theil die haute volée, und hie und da vereinigen sich beide in einem der reichsten Bankierhäuser, mehr zum Glanze, als zum Vergnügen und Comfort. Das Kunstleben, wenn ich einige schöne Familienkreise ausnehme, entfaltet seine Geselligkeit im Gasthause, und ist für die Theilnehmer voll Reiz und Schwung — ein kleines Rom. Uebrigens sind die geselligen Verhältnisse im jetzigen Augenblicke noch ziemlich lose und ohne bestimmte Form: kaum daß die schöne Welt von Reisen, oder von der Villeggiatur aus dem nahen Gebirge heimkehrt. Der Tegernsee, dessen Ufer mit Campagnen besäet sind, gleich den beliebten Seen Italiens und der Schweiz, hat einen glänzenden Herbst gefeiert. Es war eine schöne Vereinigung in jenem Zauberkreise der Gebirge, die aber mehr das Gepräge eines Familienfestes trug, wo Kronen für Alpenrosen eingetauscht wurden. Indessen flochten dort die herbstlich langen Abende auch manchen heitern Kranz der Kunst; u. a. erneuerte das kleine französische Theater, welches zuweilen den Landaufenthalt der Königin Wittwe belebt, seine Vorstellungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 2. November 1837.

Juwele.

Ha, welch lebend'ges Leben rings sich regte,
Als einst der Abt den Grundstein legte!
Aus Kronen brachen Kön'ge da Juwele,
Daß es an Steinen für den Bau nicht fehle,
Und rüstig aus dem blanken Mauerwalle
Stieg Kuppel, Kreuzgang, Thurm und Säulenhalle.

A. Grün.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Drei Straßen weiter, in der Rue des bons enfans, finden wir ein anderes merkwürdiges Haus, an dessen Façade folgende Inschrift in kupfernen Lettern steht: Fontenelle est né dans cette maison le 11 Février 1657. Durch ein Labyrinth enger Gassen hindurch gelangen wir an den Justizpallast, ein Gebäude im reinsten gothischen Style, welcher hier in einer äußerst kühnen und zarten Ausführung vor unser Auge tritt. Im Innern sieht man einen geräumigen Saal, worin die Assisen gehalten werden, dessen seltsamer Plafond mit seinem vergoldeten Täfelwerk offenbar einer späteren Kunstepoche angehört und den verdorbenen Geschmack der ausgearteten Renaissance verräth. Der Prokuratorensaal im linken Flügel wird nicht benutzt; er ist 170 Fuß lang und bei Regenwetter ein trefflicher Spaziergang, wie der Saal des pas perdus in Paris; er hat ein sonderbares Gewölbe von Kastanienholz, welches durchaus den Anblick eines umgekehrten Schiffsrumpfes gewährt. Von dem Justizpallast führt die Rue des belles femmes zu dem alten, ehrwürdigen Thurm der großen Stadtuhr, der aus einer Zeit herstammt, wo die gothische Baukunst nur höchst einfache Formen anwandte. Er war mit dem alten Stadthause durch einen bedeckten Gang verbunden, den man noch sieht. Unter dem Thore ist der heilige Christoph in Holz mit einer dicken Herkuleskeule abgebildet. Das Gefängniß, worin die Jungfrau von Orleans saß, ist längst verschwunden, ebenso das alte Rathhaus, worin die Bürger sich versammelten, als Rouen noch Hansestadt war.

Unter den Merkwürdigkeiten Rouens steht der Dom oben an, ein Meisterstück alter Kunst, aber leider unvollendet, wie die meisten grandiosen Kirchenbauten unserer religiösen Vorfahren, die so in's Große gingen, daß Jahrhunderte zur Ausführung erforderlich waren, und daher in's Stocken geriethen. Und dennoch, wie weit stehen alle unsere ausgebauten modernen Kirchen hinter diesen halbvollendeten gothischen Münstern zurück! Unsere Tempel sind allerdings lustige, helle, bequeme Gotteshäuser; wir bemalen sie, pflastern sie mit Marmor, belegen den Fußboden mit Teppichen und vergolden die Decken, wie wenn es sich um einen Schauspiel- oder Museumssaal handelte. Die Architekten der alten Zeit — welche man übrigens, nebenbei bemerkt, nicht Architekten, sondern Maurer schlechtweg nannte — waren einzig und allein mit dem Gedanken an Gott beschäftigt, wenn sie ihre vier bis fünfhundert Fuß hohen Domthürme in die Wolken

hinein bauten. Sie hatten Arbeiter, welche mit ſchwarzen Haaren in die Baugerüſte dieſer unbegreiflichen Thurmſpitzen hinaufkletterten und mit grauen Haaren wieder herabſtiegen. Und die Gelder, die Milliarden, welche dieſe Bauten erforderten waren raſch aufgetrieben: Bürger, Kaufleute, Künſtler, wie Könige und Fürſten traten zuſammen und lieferten freiwillige Beiträge an Geld, an Arbeitern, Materialien, Lebensmitteln u. ſ. w. Die bemalten Fenſter der gothiſchen Dome haben dieſe Erinnerungen verewigt: auf jedem derſelben ſieht man Wappenſchilde und eine Menge anderer Zeichen abgebildet; jede Handwerkszunft iſt darauf durch ihre Zunftbanner und Handwerkszeuge repräſentirt. Jedermann weiß, wie weit der Eifer und die Ausdauer der Gläubigen bei ſolchen Unternehmungen ging. Edle Ritter und ſchöne Frauen legten ſelbſt mit Hand an's Werk, und es war nichts Ungewöhnliches, daß man ſie als gemeine Handlanger Steine reichen, den Schubkarren ziehen oder Bauſchutt aufladen ſah. Es iſt bekannt, daß die Städte des Mittelalters mitunter zwanzig, fünfzig, hundert Meilen in der Runde einander Arbeiter zuſandten. Dieſe Pilger ſegnete der Biſchof bei ihrer Abreiſe, nachdem ſie gebeichtet und ſich gegenſeitig ausgeſöhnt hatten, ihr Haus, ihre Geſchäfte, ihre Familienangelegenheiten und ſogar ihre Prozeſſe im Stich laſſend. Jeder ſo gebildete Arbeitertrupp wählte aus ſeiner Mitte einen oberſten Schiedsrichter, der ſogleich nach der Ankunft jedem Einzelnen ſeinen Poſten und ſeine Thätigkeit anwies. Indulgenzen, Abſolutionen, Verſprechungen des ewigen Lebens waren der Tagelohn dieſer frommen Arbeiter, denen Jedermann gern ſeinen Tiſch und ſein Haus anbot, um der Gnaden theilhaftig zu werden, welche ſie mitbrachten. Die, welche krank aus der Heimath abgereist, kehrten geſund zurück, und die, welche mit ſchwerem Herzen und ſündenbelaſtet die Wanderſchaft angetreten, fühlten ſich am Ende derſelben frei von allem Alpdruck des Gewiſſens. Die auferlegte Buße wurde je nach der Gefahr, welche die Arbeiten mit ſich brachten, in gewiſſe Grade abgetheilt; und jene unbegreiflichen durchbrochenen Thürmchen, jene wunderbaren Geſimſe mit ſteinernem Spitzenbeſatz, jene zehn Klafter weiten Ueberhänge, welche unſere Einbildungskraft mit Schauder erfüllen, ſind vielleicht Sühnungen irgend eines Verbrechens, welches man in die Bruſt eines Prieſters niedergelegt. So wurden die Kathedralen gebaut, beim Geſange von Hymnen, beim Duft des Weihrauchs, welcher Tag und Nacht brannte. Dafür aber wurden es auch wirkliche Gotteshäuſer, deren Zweck und Beſtimmung ſich klar und deutlich und Allen verſtändlich ausſprach; ſie brauchten keine lateiniſchen Inſchriften, wie die heidniſchen Tempelnachahmungen in Paris, woraus man alles machen kann: Börſen, Grabdenkmäler, Theater, Conzert-, Ball- und Gerichtsſäle; aber was hat außer Gott noch in einem gothiſchen Dome Platz?

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortſetzung.)

In welchem Verhältniſſe die Bettelbriefe reüſſiren, iſt eine weitere, kaum zu beantwortende ſtatiſtiſche Frage, aber der durchſchnittliche Jahresverdienſt eines Bettelbriefabrikanten beläuft ſich, laut den von der Mendicity Society geſammelten Daten, den des Einen in den des Andern gerechnet, jährlich auf zweihundert Pfund Sterling, und es würden demnach — bei zweihundert und fünfzig ſolcher Profeſſioniſten — dem mildthätigen Londoner Publikum jährlich fünfzigtauſend Pfund Sterling aus der Taſche manövrirt. Daß dieſe Annahme eine excentriſche ſey, iſt, ſelbſt ohne Urkunden, ſchon darum nicht glaublich, weil — was in der That bloß in London, der Weltſtadt, geſchehen kann — einige vom Glück vorzugsweiſe begünſtigte Bettelbriefſteller vom Ertrage ihres Gewerbes ſich Schreiber, Kutſche und Pferde gehalten haben. Einer dieſer Merkwürdigen hieß Williams, mit dem Beinamen der Blinde, eine Bezeichnung, die ihm bloß daraus erwachſen ſeyn kann, daß er nichts weniger als blind war. Vor fünf bis ſechs Jahren brach er, als er ein Frauenzimmer ſpazieren führte, den Hals im Hydepark. Seine hinterlaſſenen Papiere wieſen nach, daß ſeine Korreſpondenz ihm jährlich ſelten unter achthundert Pfund Sterling eingetragen und er jährlich ſelten unter zwölfhundert Pfund gebraucht hatte. Ein genaues Schuldenverzeichniß benahm jeden Zweifel, wie er den Ausfall gedeckt. In ſeinem Dienſte hatten ſeit längerer Zeit zwei Schreiber geſtanden, der eine mit einem jährlichen Gehalte von achtzig, der andere mit einem von fünfzig Pfund. Beide führten Anfangs auf gemeinſchaftliche Rechnung und Gefahr das Geſchäft fort, trennten ſich aber ſpäter und etablirten jeder ein eigenes Bureau. Der Eine derſelben war der berühmte Joſeph Underwood, der natürliche Sohn eines Londoner Alderman. Aus keines Aldermans von der Kirche geheiligter Ehe iſt je ein geiſtvollerer Sohn entſprungen. Sein Vater hatte ihm eine claſſiſche Erziehung geben laſſen; dieſe entwickelte ſeine angebornen Talente, ihre Ausbildung aber dankte er ſeinen eigenen Anſtrengungen. Auch andere Bettelbriefabrikanten haben ſich reich an Hülfsmitteln erwieſen, aber jeder iſt weit hinter Joſeph Underwood zurückgeblieben. Außer der Fähigkeit, die Handſchriften einzelner Perſonen getreu

nachzuahmen, muß ein Bettelbriefſteller, der in ſeinem Gewerbe vorwärts kommen will, wenigſtens über vier currente Schreibmanieren verfügen können: die erſte iſt eine gewöhnliche Handſchrift, wie ſolche für ſogenannte allgemeine Fälle paßt, die zweite, wie ein bejahrter Mann von guter Erziehung, vielleicht ein Geiſtlicher, der ſeine Pfründe, oder ein Arzt, der ſeine Kundſchaft verloren hat, die dritte, wie ein junges, ſchwer vom Unglück betroffenes Mädchen, und die vierte, wie eine alte Dame aus gutem Hauſe zu ſchreiben pflegt. Für die ſchwierigſte dieſer Schreibarten gilt die ein junges Mädchen charakteriſirende, und während andere Bettelbriefſteller ſich dabei fremder Hülfe bedienen müſſen, war Underwood über jeden ſolchen Nothbehelf erhaben. Er war Eins und Alles in ſich: Meiſter der verſchiedenartigſten Handſchriften, vermochte er in allen Sinnesarten zu ſchreiben; die Quellen ſeines Geiſtes ſprudelten unerſchöpflich. Er war nicht bloß im Stande, in jeden Charakter ſich hineinzudenken, ſondern auch ſich ſofort niederzuſetzen und der angenommenen Rolle gemäß zu korreſpondiren. Ich habe eine große Sammlung von ihm verfaßter Briefe durchgeſehen und wußte nicht, was ich mehr bewundern ſollte, die mechaniſche Fertigkeit, ſo verſchiedene Hände zu ſchreiben, oder die intellectuelle Kraft, Gedanken und Styl mit dem Charakter der vorgeſtellten Perſonen in reinſten Einklang zu bringen. Bedenke ich dabei, wie glücklich und mit welch ſeltener Kraft er die Gebilde ſeiner Phantaſie zu beleben und ins Leben einzuführen verſtand, ſo muß ich es einen Verluſt für die Literatur und einen Gewinn für die Schriftſteller unſerer Zeit nennen, daß Joſeph Underwood, ſtatt des Bettelbriefſchreibens, nicht des Novellendichtens ſich befleißigt hat. Wie alle großen Männer hatte auch er ſeine Feinde und Neider. Sie bewirkten mehrere Male, wonach die Diener der Polizei und der Mendicity Society vergebens ſtrebten: ſie überlieferten ihn dem Arme der Gerechtigkeit; aber für weltliche Richter war Joſeph Underwood zu klug, zu gewandt, zu vorſichtig. Oefters trug die Unterſuchung nur bei, ſeinen Ruhm zu verherrlichen, und wenn er, ſchuldig befunden, auf einen oder zwei Monate ins Gefängniß geſchickt wurde, ſo herrſchte darüber Eine Stimme, daß er zwar im Allgemeinen viel härtere Strafe, jedoch im vorliegenden Falle keine verdiene, daß der Richter ihn für das gezüchtigt, weſſen er nicht angeklagt worden. Endlich ſchien es aber, als ſolle er doch ein Opfer der Verrätherei fallen. Vor ungefähr Jahresfriſt übergab ſein Geheimſchreiber der Obrigkeit eine mit Dokumenten beglaubigte Anzeige, auf deren Grund Underwood verhaftet wurde. Die Pietiſten hatten lange keinen ſchönern Sieg gefeiert; der Geheimſchreiber war einer der Ihrigen geworden, und um ſein Gewiſſen vom Ausſatze zu reinigen, hatte er die Pflichten vergeſſen, die er ſeinem Herrn ſchuldete, hatte er deſſen Schreibepult erbrochen und die Papiere entwendet, hatte er ihn eines Abends zu ſich eingeladen, damit ihn hier die Häſcher fänden, und trat als Zeuge wider den auf, der ihn zwar zu Betrügereien gebraucht, aber auch ſeinen alten Vater aus dem Schuldthurme losgekauft hatte. Das erſte Verhör genügte, den Angeklagten an die Aſſiſen abzugeben. Bis dieſe gehalten wurden, ſollte Underwood in Newgate verwahrt bleiben; aber ſonderbar, am Abend deſſelben Tages, an deſſen Morgen die zwei mit der Aufſicht über Newgate betrauten Aldermänner das Gefängniß durchgangen und ſich überzeugt hatten, daß das Entſpringen eines Gefangenen ſchlechterdings unmöglich ſey, entſprang Underwood. Gerüchte mancherlei Art waren damals in Umlauf, und da es ſich fügte, daß einer der zwei inſpicirenden Aldermänner Underwoods Vater war, ſo ließ die Preſſe es an bedeutſamen Winken keineswegs fehlen. Allein in der Rathsverſammlung der Aldermänner — ausnahmsweiſe in geheimer Sitzung — reinigte ſich der Vater von jedem Verdachte, und Underwood iſt verſchwunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Hummel. Sorge für alte Kunſtwerke.

Weimar und mit ihm die ganze muſikaliſche Welt hat einen ſchmerzlichen Verluſt zu beklagen. Hummel iſt am 17. d. M. geſtorben. Schon ſeit längerer Zeit mit körperlichen Leiden kämpfend, unterlag er endlich einer hartnäckigen Krankheit, der Bruſtwaſſerſucht, im noch nicht vollendeten 59ſten Lebensjahre. Obwohl in den letzten Jahren ſeine Wirkſamkeit als Hofkapellmeiſter großentheils paralyſirt war, iſt ſein Dahinſcheiden dennoch ein in jeder Beziehung betrübendes Ereigniß. In ihm iſt ein reichbegabter Genius, einer der wenigen großen Meiſter Deutſchlands im Gebiet der Tonkunſt dahin gegangen. Der letzte Schüler Mozarts, hat er, ſeinem erhabenen Muſter mit rüſtiger Kraft und glänzendem Erfolge nachſtrebend, als Komponiſt wie als Klaviervirtuos geſchaffen und geleiſtet, was nur den Auserwählten zu ſchaffen und zu leiſten vergönnt iſt, und ſich ein bleibendes Andenken geſichert. Die Mehrzahl ſeiner Werke, die tauſendfältig Früchte getragen, erfreut, erquickt, belehrt und angeregt haben, wird der Nachwelt erhalten bleiben, denn in ihnen weht ein tiefer, ſinniger Geiſt, ſie reden die ewig wahre Sprache des Herzens in ergreifenden und großartigen, wie in lieblich klaren Harmonieen. Als Virtuos iſt er der Begründer einer neuen Schule. Jener ſeelenvolle Ausdruck, jene Rundung, Solidität und Eleganz des Spiels, die, bei aller meiſterhafter Beherrſchung der Technik, die Fertigkeit und Ueberwindung der höchſten Schwierigkeiten nur als Mittel auf Gemüth und Geiſt erhebend zu wirken, nicht als Hauptzweck betrachtet und gebraucht, hat in ihm den größten Repräſentanten gefunden. In brillanter Fertigkeit mag er

vielleicht neueſter Zeit von einigen wenigen erreicht, ja übertroffen worden ſeyn, an innerer Gediegenheit und Grazie des Spiels von keinem einzigen, und wie wahrhaft groß und unerreicht er als Meiſter der freien Phantaſie daſtand, weiß die Welt; hier offenbarte ſich der volle Reichthum, die ganze Kraft, Schönheit und Originalität ſeines Geiſtes, hier ſprach er in wunderbar ergreifenden Tönen zu der Seele. Als Menſch hat er ſich durch Beſcheidenheit, Anſpruchsloſigkeit und eine ſeltene Biederkeit die allgemeinſte Achtung erworben, und ſeine Untergebenen betrauern in ihm den wohlwollenden, humanen Vorgeſetzten. Wer Hummels Nachfolger als Kapellmeiſter werden wird, iſt noch unbekannt. In unſerer Mitte befinden ſich glücklicherweiſe noch tüchtige Männer, die in ſeinem Geiſte fortzuwirken befähigt ſind; ich meine die beiden wackeren Muſikdirektoren Eberwein und Götze, und nebſt ihnen einen Künſtler, welcher in der muſikaliſchen Welt durch ſeine Leiſtungen als Tonſetzer ſich bereits einen ehrenvollen Namen erworben hat: Lobe, Mitglied der Hofkapelle. Er gehört wohl zu den begabteſten Komponiſten der jetzigen Zeit. Seine bei weitem noch nicht nach Verdienſt verbreiteten Tondichtungen, beſonders im Felde der Opern- und Inſtrumentalmuſik, beurkunden ein großes, ausgebildetes Talent, einen eigenthümlichen Geiſt und ein friſches, kräftiges Leben.

Das in vieler Hinſicht reich geſegnete Thüringen iſt nicht blos dem Geſchichtsforſcher als Schauplatz denkwürdiger Begebenheiten, ſondern auch, und in nicht geringerem Grade, dem Kunſtfreunde durch die Menge ehrwürdiger Ueberbleibſel aus früheren Jahrhunderten an Bauwerken, Gemälden ꝛc. werth und theuer. Wie manchen trefflichen und unſchätzbaren Ueberreſt enthält nicht allein Eiſenach mit ſeiner Wartburg. Nicht immer aber und nicht überall hat die ſpätere Generation dem Nachlaſſe der Vorfahren die ſchuldige Pietät gezollt. Durch rückſichtsloſe Gleichgültigkeit und Unkenntniß einestheils, durch die rohe Hand des Kriegs anderntheils iſt eine Menge der ſchönſten Denkmäler der Vernichtung anheimgefallen. Die neueſte Zeit, welcher, im Segen des Friedens, die Liebe zu Kunſt und Alterthum wieder Aufſchwung, Nahrung und Schutz verdankt, hat das Bedürfniß nach Erhaltung jener Kunſtſchätze recht lebendig hervorgerufen und erkennen laſſen; faſt in allen Gegenden Deutſchlands ſind Vereine zu dieſem Zweck ins Leben getreten. Daß auch das Großherzogthum Weimar in dieſer Beziehung nicht zurückbleiben werde, ſtand zu erwarten. Die Staatsregierung hat vor kurzem durch die Oberaufſicht für Wiſſenſchaft und Kunſt eine Menge angemeſſener Winke und Anweiſungen über die zweckmäßigſten, ſicherſten und einfachſten Mittel zur Erhaltung der von der Vorzeit ererbten Beſitzthümer im Lande an alterthümlichen Gebäuden, Bildhauerarbeiten, Gemälden, Waffenſtücken, Urkunden, Münzen, Gefäßen und Grabgeräthen gegeben und die Alterthümer gleichſam dem öffentlichen Schutze der Bürger anvertraut.

(Der Beſchluß folgt.)

München, Oktober.

(Beſchluß.)

Kunſt.

Die neuvollendeten Giebelbilder ſchmücken nun die Glyptothek, doch dünkt mir die Gruppe etwas gedrückt. In freudiger Ungeduld, wie man die Schwelle des Vaterhauſes überſchreitet, ſtieg ich die Stufen hinan, auf denen ich als Kind geträumt von Aſpaſia, Sokrates und Akademie, und ſo erſchien ich mir beinahe gleich Ahasverus, ein Pilger von Jahrtauſenden. Mit warmem Danke für König Ludwig und ſeine Wundergaben ging ich durch die Säle, verfolgte andächtig das Erdenwallen der himmliſchen Grazie, von Phidias erhabener, ſterngeborener Muſe bis zu Praxiteles meerentſtiegener, mit unſterblichem Reize begabter Göttin. Auch die Silengrazie iſt repräſentirt durch den barberiniſchen Faun — und wie! der Marmor lebt, des Schläfers halboffene Lippen athmen warmen Hauch. Bei der Medusa Rondanini möchte man knien vor der Größe der Alten: da iſt keine Frazze, aber Todesgraus im Ausdrucke dieſer rein geformten Züge — eine erſtarrende Schönheit. Roma, Athene, zwei Bruſtbilder; beide als Minerva, beide gleich gebildet, und dennoch ſo fein und treffend im Gegenſatze charakteriſirt, wie zwei in den Zügen ähnliche und im Gemüthe ganz verſchiedene Zwillingsſchweſtern: Rom die jugendliche, kriegsbietende, Pallas die ſinnende, jungfräulich erhabene Göttin. — Es wimmelte von Ameiſen am Fuße der Heroen; im erſten Gliede die Künſtler, den Hut ſchief auf dem Kopfe, den Mantel kunſtgerecht gefaltet; dann die bebrillten Blauſtrümpfe, die Naſe hoch, im Vertrauen auf Minerva, die Patronin, und Sappho, die älteſte und erſte aller blue stockings; dann endlich der große, theilweiſe elegante Haufe. Wie Schwalben in einem hehren Werke der Architektur harmlos aus und ein ſchwirren, zwitſcherte es ringsum bei allen Marmorgruppen: hier Volksdialekt, zu dem ſich die hochtönenden klaſſiſchen Broſamen wunderlich reimten; dort Jargon der Geſellſchaft, den man in den olympiſchen Salons wohl noch weniger zu reimen weiß. Im Saale der Neueren blühen liebliche Blumen auf verſunkenen Gräbern der erhabenen Alten. Man fühlt ſich hier ſchon mehr zu Hauſe und bei ſeines Gleichen. Gerne ſieht man Winkelmanns Büſte an dieſer Stelle; Bandels Charitas vermiſte ich dagegen. — Am heutigen Thereſentage iſt es laut und bunt genug in der Stadt. Beim feierlichen Hochamte in der Frauenkirche wiegte ich mich ſo recht in dieſer Kirchenpoeſie. Unter den Arkaden und im Schloßgarten wogte die ſchöne Welt auf und nieder. München hat hier ganz die Phyſiognomie einer großen Stadt: ſie iſt ſchön, in eleganter Toilette, zu Zeiten mit großen Manieren und etwas diplomatiſchem Tick; dabei ein gewiſſer künſtleriſch genialer Blick, und doch auch wieder manche Züge breiter Wohlbehaglichkeit. Mit Bedauern muß ich bemerken, daß der katholiſche Augenaufſchlag, der ſo weſentlich zur Poeſie der römiſchen Kirche gehört, hier nicht mehr ſo hervorſtechend erſcheint. Wie kommt es doch, daß er abnimmt? Ich liebe ihn, dieſen Madonnenblick, zumal an den Frauen geringerer Klaſſe, wo man ihn als ganz natürlich und angeboren vorausſetzen darf. — Die Strömung riß uns in den Kunſtverein, den heutigen Rendezvous der vornehmen Welt; doch fehlte auch nicht la province à Paris. Eine Landſchaft von Bürkel feſſelte, als Neuigkeit, die Kenner; ferner das Innere eines ſpaniſchen Kloſters, von Gaib: ein ſonnenheller Kreuzgang, ein ganzes Leben, eine ganze Welt; ſtundenlang hätte ich mich in dies Bild verſenken mögen. Es ſind doch hier an der rauhen Iſar allein in der Kunſt ſchon viele dichteriſche Elemente! — Abends gab man im beleuchteten Hauſe eine Neuigkeit — Preciosa. Der Mond, der ſich ſo ſchön im Waſſer ſpiegelt, gefiel mir am meiſten; aber es erbaute mich, daß am Ende bei der Erkennungsſcene die Taſchentücher zum Vorſchein kamen, wie weiland in einem Iffland'ſchen Stücke.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 3. November 1837.

In dich hatt' ich mein Ziel gericht,
Mein einzig All, mein's Lebens Licht:
Nun hat des Glükes Neid
Von deiner Seiten mich geriſſen,
Drum wünſch' ich dieſer Zeit
Nicht mehr des Lebens zu genieſſen.

Martin Opitz.

Nachruf.

Kein Frühling mir! Nur dein gedenk' ich,
Wie du im Trotz von mir geſchieden.
Ich weine nicht, die Blicke ſenk' ich;
Aus meinem Buſen wich der Frieden.
Zwar ſchlagen dort die Nachtigallen
Wie jene bange Sterbenacht,
Doch ihre Stimmen widerhallen
Nicht mehr in mir. Ich bin erwacht.

Es war ein Traum. Er iſt zerronnen,
Die ſanfte Nacht iſt mir entſchwunden,
Ein düſtrer Morgen hat begonnen,
Und wieder bluten alle Wunden.
Du ſenkteſt mich in Liebesträume,
Dem Geiſte wurde Licht von dir,
Es formten ſich die flücht'gen Schäume
Des Lebens zur Geſtalt in mir.

Den blauen Himmel ſah ich droben,
Den ſchönern doch in deinen Augen,
Von Herzen konnt' ich beide loben,
Und durfte beiden Troſt entſaugen.
Dein Auge brach. In blaſſen Farben
Hangt nun der Himmel über mir.
Dein Mund erblich. Die Roſen ſtarben
Im Lenz und auf den Wangen dir.

Ich bin allein, und muß es tragen,
Wiewohl die ganze Seele ſchmachtet,
Bei allen Herzen anzufragen,
Ob keins der Liebe werth mich achtet?
Doch Keiner hört mich; Alle fliehen
Hinweg von mir, und ach! ich kann
Nicht tilgen aus der Bruſt das Lieben
Und waffnen mich mit Haß und Bann.

Nur einmal mag der Geiſt beſiegen
Die Laſt der Welt und ihre Schmerzen;
Minutenlang nur möcht' ich liegen
An einem warmen Menſchenherzen.
Ich würde nicht im Buſen wühlen,
Zu übertäuben meine Qual,
Des Lenzes Pulsſchlag würd' ich fühlen,
Und wärmen mich am Sonnenſtrahl.

Mir bangt im Frühling unter Roſen,
Bei Sonnenlicht, bei Nachtigallen!
Wie werd' ich erſt im freudenloſen,
Im öden Winter mir gefallen!

Ausharren will ich! Feuergluten
Entſtieg ſchon oft das Weiche hart;
Und ſoll das Herz in Gram verbluten,
Ström hin! jezt in der Gegenwart!

Karl Göbeke.

Die Londoner Bettler.

(Fortſetzung.)

In geiſtiger Beziehung mit Joſeph Underwood nicht vergleichbar, dürfte Peter Hill ihn an Fertigkeit übertroffen haben, ſeine Geſtalt zu metamorphoſiren. Auch Peter Hill war ein Bettelbriefſteller von Profeſſion, und iſt ebenfalls einer von denen, die nicht mehr ſind. Er ſtarb eines freiwilligen Todes kurz nach dem unfreiwilligen des blinden Williams, und obgleich London Raum genug für zwei und drei Betrüger derſelben Gattung hat, ſo ſcheint es doch, daß aus ſeinem Grabe reicher Segen für Underwood erwuchs; es gab nun keinen zweiten, der ſich mit ihm zu meſſen wagte. Das Archiv der Mendicity Society enthält in Betreff Peter Hills eine große Zahl höchſt ſpaßhafter Anekdoten, alle um ſo lächerlicher zu leſen, je unverkennbarer der Aerger iſt, in welchem ſie niedergeſchrieben worden ſind. Und der Aerger iſt ſehr begreiflich, da die Herrn des Vereins zu einer Zeit gegen dreihundert, von Peter Hill unter falſchen Namen abgefaßten, meiſt in Perſon überbrachte Briefe in Händen hatten, ihre Offizianten ſich die größte Mühe gaben, ihn mit Hülfe der Polizei zu faſſen, und ihn doch nicht faſſen konnten, ja, Peter Hill die Unverſchämtheit ſo weit trieb, dem Vereine öfters brieflich anzuzeigen, wo und in welcher Verkleidung er das Vergnügen gehabt, mit Männern aus ihrem Kreiſe zuſammenzutreffen und mit ihren Aufpaſſern zu ſprechen. Ich kam in Verſuchung, ein halbes Dutzend der fraglichen Anekdoten hier auszuheben; da ſie jedoch dem Zwecke gegenwärtiger Mittheilung nicht unmittelbar dienen und als Epiſoden zu lang ſind, ſo mögen ſie einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben. Es genüge, hier zu erwähnen, was dem Grafen von Harrowby begegnete. Der edle Graf war Mitglied des Bettler verfolgenden Vereins und verſprach als ſolches demjenigen Offizianten, der Peter Hill zur Haft bringen würde, aus eigener Börſe eine Belohnung von zwanzig Pfund. Am Morgen des nächſten Tages ließ ein proteſtantiſcher Geiſtlicher aus Irland ſich bei ihm melden, erzählte, wie die Katholiken ſeine Wohnung niedergebrannt und er Alles verloren, legte dem vorſichtigen Grafen obrigkeitliche Zeugniſſe vor und empfing einen goldenen Sovereign. Als der Graf ſich zum Mittageſſen umkleidete, wurde ihm ein Porträtmaler gemeldet, deſſen Leidensgeſchichte einige Wochen früher in London Aufſehen erregt, und der edle Graf ſchenkte ihm zwei goldene Sovereigns. Er ſaß mit ſeinen Freunden beim Nachtiſche, da behändigte ihm ein Diener einen ſo eben eingegangenen, als preſſant bezeichneten Brief. Der edle Graf öffnete ihn, erſtaunte, drei goldene Sovereigns beigefügt zu finden, las, wendete ſich nach dem Ueberbringer um, ſchellte, weil dieſer ſich entfernt, befahl dem eintretenden Diener, den, der den Brief gebracht, ſofort herein zu ſchicken, erfuhr nach wenigen Minuten, daß Niemand von der Dienerſchaft ihm einen Brief behändigt, fragte hierauf, ob ſämmtliche Dienerſchaft anweſend, erhielt ein Ja zur Antwort mit dem Beiſatze, daß, obſchon kein Diener fehle, doch der Portier einen aus dem Hauſe habe gehen ſehen, der zur Zeit nicht zurückgekommen, und löſte dann den, von dem Allen nichts verſtehenden Gäſten das Räthſel durch Vorleſung des Briefs, worin Peter Hill ihn bat, die auf ſeine Ergreifung geſtern geſezte Belohnung von zwanzig Pfund mit den im Laufe des Tags ihm geſchenkten drei Goldſtücken zu vermehren, ſich dabei als Ueberbringer in eigener Perſon unterzeichnend. Nach Hills Tode fanden ſich in ſeiner Wohnung Backenbärte und Stutzbärte, Judenbärte und Perrücken von allen Farben, und ein Sortiment von Kleidungsſtücken jeder Art, ſo reichhaltig, daß die Verſteigerung zwei Tage währte und die Kleiderhändler wiederholt verſicherten, eine ſolche Sammlung ſey ihnen in Israel noch nicht vorgekommen.

Von Männern wie Peter Hill, Joſeph Underwood, Williams und mehrere Andere, die zu Betreibung ihres Gewerbes Sekretäre und Bureaux hielten, iſt an ſich ſchon anzunehmen, daß ſie eine gewiſſe Geſchäftsordnung beobachteten. Sie mußten das thun, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten, unter denſelben Namen und mit derſelben Geſchichte an dieſelbe Thüre zu klopfen und dadurch die Entdeckung ihrer Betrügereien recht muthwillig zu veranlaſſen. Demgemäß fand bei ihnen eine regelmäßige Buchführung Statt. Sie hatten ihr Schmierbuch, ihr Hauptbuch, ihr Korreſpondenzbuch und ihr Kaſſenbuch, vielleicht auch jeder ſein geheimes Buch. Ein ſolches kam bei der Verhaftung eines John Douglas, auch eines Bettelbriefſtellers, zum Vorſchein, der erſt vor wenigen Monaten auf ſieben Jahre nach Neu-Süd-Wallis transportirt worden iſt. Zum Verſtändniß einiger daraus anzuführenden Stellen, die am geeignetſten ſeyn dürften, die Natur und den Zweck des geheimen Buchs zu erklären, bemerke ich wegen der vom Inhaber beliebten Kürze, daß dem Datum der Name der adreſſirten Perſon, dieſem der fingirte des Adreſſirenden, hierauf die geſchichtliche Fiction, dann das Reſultat, endlich eine Notiz zur Nachachtung folgt. Alſo heißt es dort: „20. Juni. Herzog von Richmond, John Smith, ein Bein verloren, ſeit ſechs Monaten außer Arbeit,

eine Frau und sieben Kinder, dem Hungertode nahe. Zwei Pfund. Nicht übel; hoffentlich das nächste Mal mehr. —

(Der Beschluß folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Notre-Dame von Rouen ist nicht nur eine der größten und weitläuftigsten, sondern auch eine der reichsten und schönsten christlichen Kirchen, welche ich gesehen. Rollo wurde darin im Jahr 912 getauft; er ließ sie darauf ausbessern, denn sie drohete Einsturz; daher finden wir auch in einer Seitenkapelle Rollo's Grabmahl. Fünf Jahrhunderte später, nachdem die Eroberung der Normannen gesichert war, fingen die Erzbischöfe, stolz auf ihre souveränen Herzoge, den ungeheuren Bau an, den wir noch heutzutage sehen und welcher langsam bis zum sechzehnten Jahrhundert fortgeführt wurde. Das Aeußere des Doms verkündet, trotz der häufig vorgefallenen Unterbrechungen, einen reinen gothischen Styl und eine eben so feine, zierliche Arbeit, wie am Straßburger Münster; es ist zwar nicht so elegant und vornehm, wie das der Kathedrale von Mailand — dazu fehlte das geeignete Material — aber es ist immer ein höchst schätzbares Monument. Die Hauptfaçade mit den Thürmen und drei Portalen kann zu den regelmäßigsten und musterhaftesten gezählt werden; sie ist sehr vollständig, imposant und reich an Details. Die Bildhauerarbeiten und Statuen an den Thüren des Portals und in den Galerien am Thurm sind von trefflichem Meisel. Der Mittelpunkt des Kreuzes trägt auf einem massiven viereckigen Thurmunterbau eine Laterne, von welcher unlängst noch ein hölzerner, mit Blei gedeckter, vierhundert Fuß hoher Thurm gen Himmel stieg. Am 15ten September 1822 zerstörte ihn der Blitz; an diesem Tage floß geschmolzenes Blei in den Gossen von Rouen; ein Stück von der Thurmspitze fiel auf das Dach eines benachbarten Hauses, von da durch Decken und Zimmerböden von drei Stockwerken hindurch bis in's unterste Geschoß, wo es noch ein tiefes Loch in die Erde schlug. Der vor zwei Jahren gestorbene Architekt Alavoine, welcher auch den Plan zu der auf dem Bastilleplatze zu errichtenden Julisäule geliefert, hatte den Auftrag erhalten, den zertrümmerten hölzernen Thurm durch einen andern höhern von Eisenguß zu ersetzen. Diese Masse, welche über eine Million Pfund wiegen wird, beginnt schon sich in die Luft zu erheben; aber ein durchbrochener Thurm von Eisenguß auf einer Kirche von durchbrochenem Stein kommt mir wie ein Anachronismus vor.

Vor diesem gigantischen Produkt der Dampfmaschinen erheben sich zwei schöne, bis zur höchsten Galerie vollendete Thürme, von welchen der eine lange Zeit hindurch der Butterthurm genannt wurde, weil man die Kosten seines Baues mit dem Ertrag der Dispensationen bestritten hatte, welche die Geistlichkeit denjenigen verkaufte, die während der Fasten Butter essen wollten. Gegenwärtig heißt dieser Thurm Georges d'Amboise, wahrscheinlich deßhalb, weil dieser Kardinal die Butterauflage ersonnen hatte. Er enthielt ehemals eine große Glocke, deren Gießer bei seinen Lebzeiten im Ruf der Zauberei stand und vom Teufel geholt wurde, wie die Sage berichtet. Trotz der Hülfe des bösen Feindes hatte diese Glocke nur einen höchst mittelmäßigen Klang; sie zersprang bei der Anwesenheit Ludwigs XVI. in Rouen; um ihren Rand herum stand geschrieben:

Je suis nommée Georges d'Amboise,
Qui bien trente six mille poise,
Et cil qui bien me poisera,
Quarante mille trouvera.

Während der französischen Revolution schmolz man die zersprungene Glocke zu Kanonen um. Die eben angeführte Strophe wurde von nachfolgendem Terzett abgelöst, welches man auf den bei dieser Gelegenheit geschlagenen, jetzt sehr selten gewordenen Denkmünzen liest:

Monument de vanité,
Détruit pour l'utilité,
L'an II de l'égalité.

Der Kardinal Georges d'Amboise, Liebling und Minister Ludwigs XII., hinterließ ein scandalöses Vermögen. Da er trotz aller seiner Intriguen und Bemühungen dennoch nicht hatte Pabst werden können, so wollte er, wenn auch nicht der erste, doch wenigstens der reichste Kirchenfürst seyn. Indeß scheint er auf seinem Sterbebette Reue darüber empfunden zu haben, und er ließ Ludwig XII. zu sich rufen, um ihn wegen so großer Schätze um Vergebung zu bitten. Es handelte sich in der That um drei Millionen Goldunzen, welche Georges d'Amboise, Niemand wußte wie, zusammengescharrt hatte; und dabei waren die bedeutenden Einkünfte des erzbischöflichen Stuhls in Rouen noch nicht mitgerechnet. Beim Leichenzuge dieses geistlichen Rothschild sah man 28 Fürsten, 200 Edelleute, 1200 Prälaten und 11,000 Priester und Mönche.

Als merkwürdige Probe von der gesellschaftlichen Stellung der damaligen Künstler und als Gegenstück zu den Reichthümern, welche die Erzbischöfe erwerben konnten, führen wir Folgendes an. George d'Amboise hatte in seinem Testamente 2000 Sonnenthaler, d. h. etwa 4000 Livres nach damaligem Gelde, ausgesetzt, für welche Summe er ein marmornes Grabmal im Dom zu seinen Ehren aufzurichten befahl. Es ist dies das prachtvolle Mausoleum im schönsten Styl der Renaissance, welches man rechts vom Hochaltar im Hintergrund der Kathedrale bewundert, dem Monument des Großseneschals von Livézé gegenüber. Der Maurermeister Roullant-le-Roux machte den Plan und die Zeichnungen dazu; er leitete die Arbeiten, welche

beinahe fünf Jahre dauerten, und erhielt für seine Mühe vierzig Sonnenthaler (80 Livres). Die Maurergesellen und Steinhauer hatten je fünf Sous täglich, die Bildhauer sechs und sieben und einen halben Sous. Der Bildhauermeister bekam allein zwanzig Sous für sich und seinen Handlanger. Das ist noch nicht Alles: der Neffe und Nachfolger von Georges d'Amboise I. fand es für gut, sich in dem Mausoleum, welches er seinem Oheim errichten ließ, einen Platz aufzubewahren. Anstatt einer Statue hatte also der Bildhauer nun zwei knieende Standbilder, eines für den Todten, ein anderes für den Lebenden anzubringen. Als man dieselben vollendet hatte, war Georges d'Amboise II. bloß Erzbischof. Da er später den Kardinalhut empfing, befahl er, sein Standbild als Erzbischof wegzunehmen, welches man in einen Winkel warf, um es durch eine Kardinalstatue zu ersetzen. Diese erste Statue und die seines Oheims waren indeß von Jean Goujon gearbeitet und hätten wohl Schonung verdient. Die Quittung für diese Statuen findet man in einem Ausgabebuch des Kapitels von Notre-Dame, wo es heißt: A Jehan Goujon, tailleur de pierre et masson, pour faire la teste des prians et sépulture de Monseigneur, pour faire asseoir icelle en la place où elle doibt demeurer par le marché de VI. april et par ses quittances XXX l.s. (30 Franken.) So bezahlte man zu Franz I. Zeit die Künstler; man frage einmal Herrn Bra oder Lemaire, wie viel sie für ihre Arbeiten in Versailles und an der Madelaine bekommen. Die Statue des Regenten in Versailles hat die Regierung mit 80,000, und das Basrelief am Giebelfeld der Magdalenenkirche mit 300,000 Franken bezahlt. — Das Innere des Doms bietet einen feierlichen Anblick. Mit tiefer religiöser Ehrfurcht betritt man sein heiliges Dunkel; die hohen, gen Himmel strebenden Säulen, die herrlich bemalten Fenster, 130 an der Zahl, welche nur ein schwaches Licht durchlassen, das alterthümliche Grau, die vielen Wappen an Wand und Decke, die Grabkapellen machen einen großartigen Effekt. Der vergoldete Hochaltar enthält ein schönes Gemälde von Philipp von Champagne, die Anbetung der Hirten darstellend.

Wir brechen hier unsere Wanderung in Rouen ab, um sie ein anderes Mal fortzusetzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Theater.

Die diesjährige Kunstausstellung ist an Anzahl wie an Gediegenheit der Werke hinter ihrer letzten Vorgängerin zurückgeblieben. Der Grund mag hauptsächlich in dem Umstande liegen, daß einer höchsten Bestimmung zufolge auswärtige Künstler nur alle zwei Jahre zu Beiträgen eingeladen werden sollen, um den einheimischen Künstlern und den Schülern der Zeichenakademie ein unbeschränkteres Feld zur Entfaltung ihrer Kräfte zu gewähren. Den unserer Stadt angehörigen Künstlern darf der ausgezeichnete Freskomaler Neher aus München, welcher sich bereits Jahr und Tag in unserer Mitte befindet, mit um so mehr Recht beigesellt werden, da er sich fast ausschließlich mit Lösung der Aufgabe beschäftigt, die Hauptmomente aus den dramatischen und lyrischen Werken der großen Dichter Weimars für einheimische Zwecke, nämlich zum Schmuck des großherzoglichen Residenzschlosses, in Farben darzustellen. Die diesmalige Ausstellung brachte von ihm vier große Cartons aus Schillers Fiesko, Don Carlos, Wallenstein und Braut von Messina, nebst zwei kleineren zu den beiden letztern Tragödien. Nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner lassen sie weder hinsichtlich der Auffassung und Composition, noch der Ausführung etwas zu wünschen übrig. Der thätige und geschickte Preller lieferte auch in diesem Jahr eine Anzahl werthvoller Erzeugnisse seines kräftigen Pinsels: zunächst den vielversprechenden Entwurf zur Dekoration des für Wielands Werke im Schlosse bestimmten Zimmers, dann ein großes Landschaftsgemälde in Oel, eine Waldpartie aus den Umgebungen der romantisch gelegenen thüringischen Bergstadt Ilmenau, durch Treue, Frische, Wahrheit und Schönheit des Colorits gleich hervorragend. Eben so zeugen mehrere landschaftliche Skizzen aus den Niederlanden, Italien, der Insel Rügen ꝛc. für das bedeutende Talent des Malers. Von einem andern, ebenfalls sehr kunstfertigen einheimischen Maler, Adolph Kaiser, brachte die Ausstellung ein höchst gelungenes Oelgemälde, eine Felspartie unweit Karlsbad darstellend. Mehrere Porträts, Aquarell- und Kreidezeichnungen von Remde, Luise Seidler, Heinrich Müller in Eisenach, landschaftliche Zeichnungen von Holdermann und Hey, werthvolle Genrebilder von Marterſteig aus Weimar und Schulz aus Karlsruhe, zwei Zöglingen der Düsseldorfer Malerakademie, und eine treffliche Büste von Adolph Straube aus Weimar, Schüler von David in Paris, gewährten den zahlreichen Besuchern Freude und Genuß. In hohem Grade fesselte die Aufmerksamkeit das berühmte Bild von Begas in Berlin: die Lurley, ein herrliches Werk in Erfindung, Gruppirung und Farbenschmelz; eben so fand das Gemälde von Buckmann aus München, Romeo's und Julia's Abschied, vielseitige Anerkennung. Einige Zeit vor Eröffnung der Ausstellung hatten auch wir Gelegenheit, Bendemanns Jeremias und Lessings Hussitenpredigt, von dem jetzigen Besitzer, dem Kronprinzen von Preußen, auf den Wunsch der Frau Großherzogin zur öffentlichen Beschauung hieher gesandt, zu sehen und zu bewundern. Wie verschieden auch die Urtheile über den größern oder geringern Werth beider Schöpfungen ausfielen, so herrschte doch auch bei uns nur Eine Stimme über das seltene Talent und den hohen Beruf der genialen Künstler. — Das Theater geht seinen ruhigen, besonnenen Gang fort, das Werthvolle älterer Kunstperioden im Blick behaltend, ohne hinter den Anforderungen der vorwärtsschreitenden Zeit zurückzubleiben. Noch besitzt es tüchtige Kräfte, obschon der Mangel an wahrhaft ausgezeichneten dramatischen Künstlern in Deutschland auch die hiesige Bühne drückt. Das Preislustspiel: „die Vormundschaft," hat sich vor Kurzem auch hier, bei einer ziemlich gerundeten Darstellung, Geltung und Beifall zu verschaffen gewußt, mehr allerdings durch den gewandten und leichten, oft pikanten Dialog, so wie durch Raschheit und Lebendigkeit der Handlung, als durch Neuheit der Intrigue.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 4. November 1837.

Fuimus Troes, und ſemit ſchließt ſich das alte Lied; aber Häuſer, Familien und Menſchen haben lang genug beſtanden, wenn ſie ſo lang ſtanden, bis ſie mit Ehren fielen, und jezt habe ich's bis zu einem Hauſe gebracht, das einer domus ultima ähnlich genug ſieht.

Walter Scott.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

Es wäre ſehr weitläufig, zu erzählen, auf welche Weiſe mein Vater um ſein Vermögen kam, genug, er kam um daſſelbe. Unſer leztes Beſitzthum war ein Schloß, welches mein Vater mit großen Koſten auf einer ziemlich hohen Bergſpitze erbauen ließ, indem er die Ruinen einer alten Burg wieder herſtellte, welche die Sage als den einſtmaligen Stammſitz unſerer Familie bezeichnete. So ſehr meiner Mutter die Ausführung dieſer Idee mißfiel, ſo war ſie doch zu gefällig, um meinem Vater zu widerſprechen; ſie ſezte daher ſich und ihre Familie geduldig auf die hartgepolſterten, hohen gothiſchen Stühle, da ſie doch auf dem bequemſten Canapé hätte ſitzen können, und kletterte täglich einmal einen beſchwerlichen Bergpfad hinauf, während ſie im Thal in ihrem eleganten Wagen die angenehmſten Fahrten hätte machen können. Mein Vater war aber auch für ſo viel Zuvorkommenheit nicht unerkenntlich; er ruhte nicht eher, als bis er meiner Mutter ein Bett verſchafft hatte, das genau nach dem Muſter des Bettes der Gemahlin Karls des Kahlen gearbeitet war; ebenſo ſah er es für einen Ehrenpunkt an, ihr eine Toilette zu geben, wie die Königin Brunhild ſich einer bedient hatte. Aber er achtete wenig darauf, daß meine Mutter in jenem Bette nicht ſchlafen und vor dieſem Spiegel ihren Anzug nicht muſtern konnte. Ebenſo fand er es für nöthig, in ſeinem Schloſſe eine Kapelle und eine Bildergalerie anzulegen. In der erſtern ſäuerte an warmen Tagen die Wirthſchafterin heimlich die Milch, und in die andere führte uns unſere Amme, wenn wir unartig waren, um uns mit den dort aufgehängten Bildern zu erſchrecken. Wirklich beſtand die ganze Sammlung aus jenen Vogelſcheuchen der Kunſt, welche die Kenner mit dem Namen altbyzantiniſche Schule zu bezeichnen pflegen. Jedes bemalte Täfelchen der Art, jede bunte Glasſcherbe und jede gothiſche Roſe wog mein Vater mit Gold auf. Er fühlte ſich von einer wahrhaft königlichen Freigebigkeit beſeelt, wenn zufällig ſein Auge auf einen alten, morſchen Tiſch fiel, mit einer wurmzerfreſſenen Platte und plumpen, gedrehten Füßen, auf einen ſchmalen irdenen Krug mit einem Zinndeckel oder gar auf ein Crucifix von Ebenbaumholz, an dem ein ſchmächtiger Chriſtus von Elfenbein hing. Dieſe Gegenſtände wanderten zu ganzen Schaaren in unſer Schloß, und er gab viel Geld aus, um den Leuten die Mühe zu erſparen, ihre Kramläden und Polterkammern durch einen Kehrichtträger vom alten Gerümpel reinigen zu laſſen. Doch nicht die Burg allein, auch ihre Umgebung war nach dem Geſchmack ihres Erbauers eingerichtet. Wir hatten Taubenſchläge, die von fern täuſchend kleinen Kapellen ähnlich ſahen, und Hühnerſtälle

mit gothiſchen Eingängen. Wenn der Schlächter herauftam, um einen Ochſen zu ſchlachten, ſo mußte er ſein Opfer in einer düſtern Einſiedelei aufſuchen, die ihre zierliche Thurmſpitze aus dem Dickicht des nahen Wäldchens emporſtreckte; ſelbſt das Hundehaus erinnerte auf eine rührende Weiſe an die alte romantiſche Zeit.

Mein Vater hatte oft im frohen Uebermuthe geäußert, wie es völlig unmöglich wäre, die Burg einzunehmen; aber ſeine Gläubiger belehrten ihn eines andern. Ihre Art der Belagerung war eben ſo ſtill als nachdrücklich. Sie pflanzten kein Geſchütz auf und ließen auch keine „Söldnerhaufen," wie mein Vater ſich ausdrückte, gegen unſere Mauern anmarſchiren, und dennoch befanden ſie ſich eines ſchönen Morgens im Beſitz unſerer unüberwindlichen Veſte. Der Himmel weiß, wie ſie das anfingen, aber einigen friedlichen, in ſaubere ſchwarze Ueberröcke gekleideten Männern war gelungen, was kein Ritter der Tafelrunde des Königs Arthus zu Stande gebracht hätte. So wenig kann man ſich heutzutage auf alte gothiſche Schlöſſer verlaſſen.

Mein Vater mußte alſo ſeinen Stammſitz Leuten abtreten, deren Familien noch lange nicht zu der Ehre eines Stammſitzes gelangt waren. Er zog in ein beſcheidenes Städtchen unten im Thal, mit dem Vorſatze, ſeine Burg immer im Auge zu behalten, um ſie, wenn ſich Hoffnung dazu zeigte, wieder einzunehmen. Unterdeſſen ſezten die Gläubiger einen Verwalter hinein, der als ein Mann von rohen Intereſſen nicht die mindeſte Ehrfurcht weder dem Bette der Gemahlin Karl des Kahlen, noch dem Putztiſche der Königin Brunhild bezeigte, ſondern dieſe Merkwürdigkeiten mit anderm alten Kram auf eine entfernte Thurmkammer ſchaffen ließ. Dieſer Zug eines wüſten, barbariſchen Sinnes ſchmerzte meinen Vater am tiefſten, und er konnte ſich nicht enthalten, darüber gegen meine Mutter in die bitterſten Klagen auszubrechen. Aber dieſe edle Dame war mit ganz andern, viel wichtigern Gegenſtänden des Kummers beſchäftigt, nämlich mit dem Schickſal ihrer Kinder, die ihr ſehr am Herzen lagen. Das zärtliche Gemüth dieſer guten Mutter litt die empfindlichſte Marter, wenn ſie ſich uns in Elend und Entbehrung dachte. Bei der Sinnesart und den Zerſtreuungen meines Vaters ſah ſie ſich in ihrem Herzen als die Hauptſtütze der Familie an, und obgleich ſie von dieſer ſtolzen Ueberzeugung gegen ihren Mann ſich nichts merken ließ, ſo nahm ſie doch im Verborgenen ihre Maßregeln darnach. Sie hatte ſich auf's Genaueſte von der Anzahl und der Beſchaffenheit unſerer Gläubiger zu unterrichten gewußt, und erfahren, daß eigentlich unſer Schickſal in den Händen eines reichen Kaufmanns lag, der in der benachbarten Reſidenz wohnte. Die Macht dieſes Herrn war im Stande, wenn er nach der vollen Strenge der Geſetze verfahren wollte, uns in das fürchterlichſte Elend zu ſtürzen. Meine Mutter erſchrack auf das Heftigſte, als ſie dieſen Umſtand erfuhr; zum Glück aber war ihr ſchon früher der Charakter dieſes drohenden Feindes ihrer Ruhe durch Hörenſagen bekannt geworden, und ſie faßte daher die Hoffnung, daß, wenn es ihr gelänge, kluge und vorſichtige Wege der Vermittlung einzuſchlagen, jener es nicht würde bis zum Aeußerſten kommen laſſen.

Mit dieſen Plänen beſchäftigt, machte ſie ihren Mann mit dem Wunſche bekannt, eine Fahrt in die Reſidenz zu unternehmen, worin mein Vater gern willigte, weil er den wahren Beweggrund deſſelben nicht ahnte. Sein Stolz hätte ſonſt den Abſichten meiner Mutter unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt, und ich bin überzeugt, daß dieſe treue und gehorſame Gattin zum erſten Mal in ihrem Leben, von den peinigendſten Umſtänden gedrängt, es wagte, hinter dem Rücken ihres Mannes und gerade gegen ſeinen Willen etwas zu unternehmen. Sie ſezte ſich alſo mit mir und meiner Schweſter in den Wagen und fuhr mit bekümmertem Herzen den Thoren der Reſidenz zu.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Beſchluß.)

25. Juni. Biſchof von London; William Anderſon, ein Geiſtlicher ohne Anſtellung, Frau ſeit drei Wochen todt, fünf kleine Kinder. Nichts. Iſt ein zu alter Vogel, ſich an einer Leimruthe zu fangen. Soll nächſte Woche mit einem Netze verſucht werden. — 28. Juni. Sir Peter Laurie; John Laurie, ein arbeitsluſtiger Schotte ohne Arbeit, vierzehn Tage von Waſſer und Brod gelebt, jezt blos Waſſer. Verweis an die Mendicity Society. Iſt ein Filz und ein Schotte. Nicht ferner zu incommodiren. — Eodem. Lord Melbourne; Jane Simpſon, ein blinder Vater, die Mutter geſtorben, kein Geld zum Begräbniſſe. Fünfzehn Schillinge. Richtig vermuthet, hat für Mädchen eine offene Hand und Geld in der Börſe. — 30. Juni. Sir Peter Durham; Jack Scraggs, verlor unter ihm den rechten Arm und das linke Bein am Bord der Pallas, große Noth, nicht einmal Geld zu einem hölzernen Bein. Fünf Pfund. Braver Kerl. Habe ſeine Geſundheit in Madera getrunken. Soll in vierzehn Tagen wieder kommen. Werde nicht verfehlen. — 4. Juli. Sir Robert Peel; Samuel Downie, Gewürzkrämer, durch Anhänglichkeit an die Tories ruinirt, Kundſchaft verloren, weil für Sir Francis Burdett geſtimmt, ein Feind der Reform, das Herzblut für die Conſervativen. Lange Antwort mit zehn Schillingen. Dumm! wußte ja, daß er lieber nimmt

als gibt, ein Conservativer seines Geldbeutels. — 6. Juli. Lord Holland; Jonathan Manson, gleichsam ein Märtyrer der Reform, vertrauter Freund Muir's, Palmers und anderer schottischen Reformers, die 1794 für ihre Grundsätze gelitten, eine sterbende Frau und sechs gesunde Kinder, in Lumpen, ohne Bett und ohne Speise; von der äußersten Noth gedrängt, unter Thränen schreibend. Fünf Pfund und eine theilnehmende Antwort. Soll die Runde machen. — 8. Juli. Lord Brougham; ditto wie an Lord Holland. Verweisung an die Mendicity Society. Verwünscht die Mendicity Society sammt dem Lord! Wie ihm wohl die dortige Wassergrütze zum Mittagessen und die Tretmühle zur Verdauung behagen würde? Mag mit dem dürrbeinigten Burschen nichts mehr zu thun haben." u. s. w. u. s. w.

„Soll die Runde machen," hatte John Douglas bei der von Lord Holland empfangenen Antwort angemerkt, und in diesem, sich selbst in's Gedächtniß geschriebenen Vorsatze auf eine Bettelmethode gedeutet, die von sämmtlichen Genossen für eine so einträgliche erachtet wird, daß eine solche Antwort ihnen mehr gilt als die reichste beigeschlossene Spende. Sie kennen bereits oder erfahren mit leichter Mühe die politischen Anhänger und persönlichen Freunde des angesehenen Mannes, der in einer Aufwallung von Mitleid sich hat täuschen lassen. Unverweilt couvertiren sie das Schreiben, fügen einige Zeilen bei, machen damit die Runde und sprechen selten vergebens vor. Wer die Handschrift des angesehenen Mannes kennt, gibt in der Ueberzeugung, daß derselbe so nicht geschrieben haben würde ohne genaue Kenntniß von der Thatsache, und wer sie nicht kennt, gibt, weil er sieht, daß Andere gegeben haben. In Underwoods, von dessen Geheimschreiber dem Gericht überlieferten Kassenbuche fanden sich zwanzig Pfund vereinnahmt als Geschenk des verstorbenen Grafen von Plymouth, und dann folgten drei- und zwanzig andere Posten, keiner unter zehn Pfund, mit der Randglosse, daß sie die Früchte des von dem gutmüthigen Grafen ausgestreuten Samens seyen. In der Masse ähnlicher, auf Täuschung berechneter und sie nur zu häufig bewirkenden Methoden zeichnen sich außerdem folgende zwei aus.

Ein Bettelbriefsteller nimmt ohne Weiteres Namen und Stand eines wohlhabenden Mannes an, und sendet als solcher eine Subscriptionsliste umher, an deren Spitze er selbst mit einer namhaften Summe steht und deren Ertrag zu Unterstützung einer unglücklichen Familie oder eines einzelnen Individuums bestimmt seyn soll. In gedrängter Kürze, aber nach Möglichkeit pathetisch, wird die Leidensgeschichte erzählt. Näheres ist beim Unternehmer der Subscription zu erfahren, der natürlich bloß aus Menschen- und Christenpflicht handelt, den Namen des Leidenden verschweigt, um dessen Gefühl nicht zu verletzen, und zu Annahme von Gaben unter dem Versprechen sich erbietet, sie auf das Gewissenhafteste zu dem angegebenen Zwecke zu verwenden und seiner Zeit öffentlich Rechnung darüber abzulegen. Ich weiß leider aus eigener Erfahrung, mit welch teuflischer Gewandheit dieses Manöver ausgeführt werden kann. Bei der zweiten Methode werden zu Erreichung desselben Zweckes zwei verschiedene Mittel gebraucht, die jedoch in eines zusammenfallen. Der Spekulant kauft gedruckte Formulare, dergleichen die Obrigkeit sich bedient, wenn sie einem Steuereinnehmer gegen einen Steuerrestanten oder einem Hausvermiether gegen seinen säumigen Miethsmann einen Erlaubnißschein zur Auspfändung ertheilt, ein Act, mit welchem die Obrigkeit in England sich selbst nicht befaßt. Wie letztere, füllt der Spekulant die Formulare aus, schreibt dann an Personen, die im Rufe der Mildthätigkeit stehen, erzählt eine Reihe von Unfällen, die ihn und die Seinigen an den äußersten Rand des Elends gedrängt haben, und fügt als Belege neben einigen der bemerkten Formulare ein Zeugniß seines Kirchenvorstehers oder eines Arztes oder eines sonst glaubwürdigen Mannes bei, alles natürlich eigenes Fabrikat. Oder er kauft in üblicher Weise gedruckte Pfandverleihers-Zettel, schreibt in die leeren Räume, was dahin gehört, und sendet diese mit herzbrechender Bitte aus, ihn durch milde Beiträge in den Stand zu setzen, die aus Noth verpfändeten Gegenstände wieder einzulösen, damit er seine nackten Kinder kleiden und bei der strengen Kälte vor dem Erfrieren schützen könne, weßhalb sich von selbst versteht, daß die angeblich versetzten Sachen stets die unentbehrlichsten des Menschen sind. Eine vorzüglich dankbare Gelegenheit zu Ausschickung so bewaffneter Bettelbriefe zeigt sich der Genossenschaft, wenn das Feuer ihr den Gefallen thut, die Vorräthe eines bedeutenden Pfandverleihers in Asche zu legen, und die öffentlichen Blätter von dem Jammer und Wehgeschrei der Armen erzählen, die dadurch ihr bestes Eigenthum verloren haben. Es gibt dann gewiß in ganz London keine als mildthätig bekannte Matrone und keine alte Jungfer, auf deren Kasse nicht Sturm gelaufen wird; denn auch das darf zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben, daß die Bettelbriefsteller mit richtigem Takte ihre Angriffe nach der geschlechtlichen Zugänglichkeit des menschlichen Herzens abzumessen verstehen.

W. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die große Oper. Das neueste Ballet.

Nun haben wir doch, was man nicht mehr gehofft hatte, einen Weinmonat. In der Umgegend von Paris ist man emsig mit der Weinlese beschäftigt, die hier aber nicht

die geringste Poesie hat, sondern das allerprosaischste Geschäft ist, das man nur sehen kann, weßhalb auch die Städter keinen andern Antheil daran nehmen, als sofern sie das Produkt der Weinlese verzehren, und auch dies ist nur Sache der ärmern Stände; denn alle andern trinken Weine besserer Gattung, welche weiter her kommen, vorzüglich aus Burgund und der Umgegend von Orleans. Ueberhaupt kommt wenig Wein vom Pariser Gebiete in die Stadt; das Meiste wird in den Schenken der naheliegenden Dörfer, die schon bei den Pariser Barrièren anfangen, verzehrt, und dorthin begibt sich das Stadtvolk haufenweise am Sonntag, und zum Theil leider auch noch am Montag. Unterdessen hält das schöne Herbstwetter noch viele reichere Stadtbewohner auf ihren Landgütern zurück, und deßhalb ist es in den größern Schauspielen jezt noch nicht so voll, als es in dieser Jahrszeit sonst wohl zu seyn pflegt. Dies bemerkt man vorzüglich in der italienischen Oper, einem vorzugsweise von den Reichen besuchten Schauspiel, das bekanntlich seine halbjährlichen Vorstellungen im Oktober beginnt und bis Ende März fortsezt. Seit einigen Jahren führt sich diese, mit Ausnahme der Chöre, vortreffliche Truppe wahrhaft exemplarisch auf. Anfangs Aprils geht sie alljährlich nach London, spielt dort den Sommer hindurch und findet sich pünktlich zu Ende Septembers hier wieder ein, ohne daß auch nur Einer fehlt. Mlle. Grisi ist nach wie vor Primadonna, Rubini, Tamburini, Lablache sind noch immer die ersten Sänger, wie vor mehreren Jahren; und wenn auch von Zeit zu Zeit eine neue Sängerin oder ein neuer Sänger auftritt, sogar mit großem, im Auslande erworbenen Ruhm, so sieht das Publikum doch bald den Abstand zwischen den ältern und den neu auftretenden Virtuosen. Auf diese Art sind Manche auf der hiesigen Bühne gescheitert, indeß die Aeltern im Besiz der Gunst des Publikums blieben und als erprobte Künstler reichlichen Lohn erhielten, mit welchem sie sich weislich begnügen, anstatt in der Welt herumzuwandern und in allen Ländern ihr Heil zu suchen. Auch die Auswahl der dargestellten Stücke scheint diesmal wenig von der vorjährigen abzuweichen. Bis jezt wenigstens haben Rossini's, Bellini's und Donizetti's Opern hingereicht; jedoch heißt es, man studire einige neuern Opern ein, die in Italien gute Aufnahme gefunden haben; das italienische Urtheil wird aber nicht immer von den Franzosen bestätigt, und es könnte den fremden Stücken leicht gehen wie den fremden Virtuosen. Man hat sich Hoffnung gemacht, einmal wieder eine neue Oper von Rossini zu bekommen; aber diese Hoffnung beruhte bloß auf dem Umstand, daß er auf einer Reise in Italien mit einem Dichter eine lange Unterredung gehabt, ja sich sogar mit ihm eingeschlossen habe, woraus man denn gefolgert, es sey die Rede vom Texte einer neuen Oper gewesen. Seitdem, das heißt seit ungefähr sechs Monaten, hat man aber von der Sache nichts weiter gehört, und da Rossini nun schon seit beinahe zehn Jahren keine neue Oper mehr gesezt hat, so steht schwerlich zu erwarten, daß er jezt wieder Trieb zu neuen Compositionen fühlen wird. Paris ist für ihn geworden, was Capua für Hannibals Heer. Er hat sich an das hiesige Wohlleben gewöhnt, sich den Zerstreuungen hingegeben und sich damit begnügt, hier die Früchte seines Ruhms in Ruhe und Muße einzuernten. — Die große Oper hat in der lezten Zeit zwei große Ballette zu Tage gefördert, da sie aus Erfahrung weiß, daß schöne Ballette noch mehr Reiz für's Publikum haben, als schöne Opern, weil Jedermann Augen hat, es aber Vielen an musikalischem Gehör und Geschmack fehlt, und weil überhaupt der Tanz in der Pariser Oper vollkommener ist, als der Gesang. Mit dem einen Ballette, die Mohicans, dessen Stoff aus dem bekannten Cooperschen Roman genommen war, hat sie aber nicht viel Beifall eingeerntet. Wilde, welche drohen, einen Weißen aufzufressen, machen nicht viel Eindruck, weil man wohl weiß, daß es mit dem Auffressen kein Ernst ist, und der Tanz der Wilden läßt sich nicht lange ansehen. Dieses Ballet ist daher auch bald bei Seite gelegt und dagegen ein anderes vorgenommen worden, auf welches die Direktion große Kosten verwendet hat. Diesmal wollte man uns etwas ganz Chinesisches geben; Landschaften, Paläste, Häuser, Möbeln, Kleidung, Alles ist à la Chinoise. Auch das Stück sieht zum Theil aus, als ob es von einem chinesischen Verfasser herrührte, so sonderbare Motive sezen die handelnden Personen in Bewegung. Scribe hat ein Vaudeville geschrieben: „die verwandelte Katze;“ dies hat jedoch mit dem Ballette wenig gemein. In lezterm kam es hauptsächlich darauf an, viel Tanz und Theatereffekte herbeizuführen. In so weit hat man den Zweck erreicht, und gewiß gehört das neue Ballet zu den prächtigsten, die man je hier aufgeführt hat, und dies will nicht wenig sagen; denn die Pariser Oper besizt einen wahren Reichthum an großen Balletten. Auch hat das lezte den Vorzug, daß es keinem vorhergehenden gleicht. Aus all diesem folgt aber noch nicht, daß es ein wohlangelegtes Stück ist; es läßt sich im Gegentheil viel über die Albernheit der Erfindung sagen; was ist z. B. lächerlicher, als die Hauptperson des Stückes, ein chinesischer Student, welcher den Weibern feind, aber seiner weißen Katze außerordentlich hold ist, in den sich eine Prinzessin verliebt, und dem man weiß macht, seine Katze habe sich in eine Prinzessin verwandelt? Auf Vernunft muß man freilich bei manchem Ballet Verzicht leisten, so auch hier, und es ist noch ein Glück, daß man vor lauter angenehmer Augenweide kaum daran denkt, der Verfasser habe sich ein wenig über sein Publikum lustig gemacht.

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel in alcäischem Versmaß.

2.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio,
Quem Deum?

Horat.

Wen soll der Ode höherer Schwung zuerst
Verherrlichen? wen preisen die Harmonie?
Wen als die gegenwärt'ge Gottheit,
Welche die Adern der Welt durchdringet!

Des Weltenschöpfers herrlichstes Bild ist sie,
Wo sie erscheint, ist Leben und Licht und Lust,
Schönheit und Kraftgefühl der Körper,
Und für die Geister ein Sonnenaufgang.

Des Weltenschöpfers herrlichster Zweck ist sie,
Von ihren Mitteln wimmelt die weite Welt;
Und Jugend ist ihr schönes Erbtheil,
Immer auf's Neue verjüngte Jugend!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 6. November 1837.

Das Ewige iſt ſeinem Weſen nach Wort; von ihm iſt gegeben das Wort Honover, das vortreffliche, reine, heilige, ſchnellwirkende, das da war ehe der Himmel war und irgend ein Geſchaffenes.

Zendaveſta.

An Jakob Grimm.

Zuweilen ſoll die Heil'ge mit der Lilie,
Die Sängerin mit ihrem Engelchore
An lieben Kinderwiegen ſtehn, Cäcilie;
Da ſoll ſie Töne aus dem Flötenrohre
Der Orgel locken, bis den holden Kleinen
Ein ſüßer Nachhall ſpielt im wachen Ohre.
Und von der Stunde ſollen dann die Reinen
Im Schlafe lächeln und noch im Erwachen
Fortlächeln, ſtatt wie andere zu weinen.
Iſt dieſes wahr — und ſolche Wunderſachen
Erzählt von Taſſo man und andern Knaben,
Die nun Muſik auf unſern Lippen machen:
So warſt auch du in dieſen Traum begraben
Und eingewiegt von ſolchen Engelchören,
So mußt auch du im Schlaf gelächelt haben!
Wie könnte ſonſt dein Ohr, wenn alle Röhren
Der ungeheuern Sprachenorgel brauſen,
Den urgermaniſchen Accord erhören?
Wie könnt' es ſonſt jahrtauſendlange Pauſen
Und drauf die allgemeine Völkerfuge
Ertragen und erſterben nicht vor Grauſen?
Und wie entkämſt du im Entdeckungszuge
Den Felſen, die noch jetzt zuſammenſchlagen:
Dem alten und modernen Selbſtbetruge?

Drum wird dich einſt dein deutſches Volk befragen,
Wie einen Aeltervater, um ſein Weſen,
Und Enkel werden zweimal gläubig ſagen,
Wenn ſie des Wortes Urgeſchichte leſen
Und Gottes Offenbarung in den Worten:
Es ſey im Anfang Gott das Wort geweſen
Und dieſes Wort ſey alſo Fleiſch geworden! —
Denn ach, welch Kühne zogen ſchon von dannen,
Und thürmten Stein auf Stein zu Tempelpforten,
Und wollten eine Göttin dort umſpannen,
Die, als die Wort- und Götterdämmrung graute,
Doch nur ein leeres Wolkenbild gewannen:
Indeß dein Geiſt das Pantheon erbaute
Und ein Orakel ward und ein Prophete
Der ſcheinbar ſonſt verwirrten Sprachenlaute.

Wenn nun des Schülers andachtsvolle Rede
Dein Ohr erreicht, ſo muß im Ungemeinen
Einhergehn ſeiner tiefen Formen jede;
Denn ſeit er dich vernommen hat, erſcheinen
Die Sprachen ihm theils als ein himmliſchlichter,
Theils als ein trüber Spiegel des Dreieinen.
Du lächelſt über mich, geſtrenger Richter?
Doch höre nur zum allerſten Male,
Wie dies Geſtalt gewann in deinem Dichter.

Ein Memnon klang, geweckt vom eignen Strahle,
Und rief ſich ſelbſt, und alſo rief in's Leben
Sich dieſer Erſte dreier Urvokale.
Ihm war, dem Alten, volle Macht gegeben,
Aus ſeiner Einzelheit herauszuſchreiten
Und wieder in ſich ſelbſt zurückzuſtreben;
Doch er verließ die öden Ewigkeiten
Und trat hervor, nun aber klang dem Wanderer
Die Stimme wie die Stimme eines Zweiten;
Er ſchien ſich ein Verklärter und Gewandterer,
Und doch als Zweiter in der tiefſten Ader
Entfremdet ſich zu ſeyn, zu ſeyn ein Anderer;
Bis Beiden nun aus ihrem Götterhader
Ein Echo ſcholl, ein Reim aus Doppelworten:
Da ward der Vater wiederum zum Vater,
Da war aus widerſtrebenden Accorden
Der Geiſterdreiklang dieſer Welt vermittelt,
Und alſo war das A das O geworden.

Wenn fromme Wuth als Frevel dies betitelt,
Du nennſt es anders, der du vorempfunden,
Wie ſich der Sprache tiefſtes Weſen drittelt;
Ihr aber, die im All noch nichts gefunden,
Als nur die eigne Aermlichkeit und Weigerung,
Vernehmt, man gibt das Heil'ge nicht den Hunden.
Drum bleibt auch dieſe göttliche Bereicherung
Ein Räthſel euch und ewig euch verſchloſſen,
Das in Geſchlecht, in Laut, in Zahl und Steigerung
Wie ein Kryſtall dreiſeitig angeſchoſſen.
Du aber, Geiſt mit lautbegabtem Ohre,
Vom Weltenſang umfluthet und umfloſſen,
Dem alle Völker wie in Einem Chore
Die längſtverſchollnen Hymnen wieder ſingen,
Sey's auf der Leier, ſey's am Haberrohre:
Vergönne mir, dies Lied dir darzubringen,
Laß, wie vom dreigearmten Wieſenbronnen,
Von ſeinem Dreiklang innig dich umſchlingen,
Der auch ſich ſelbſt verlor, als er begonnen,
Bis er im Bruderlaut ſein altes Leben
Nur um ſo ſchöner wiederum gewonnen.
Wie tief doch ein geheimnißvolles Streben,
Ein Opfern im Entſtehen, wo wir fragen,
Erſcheint, ein Werden und ein Aufſichgeben;
So daß man betend denken darf und ſagen:
Der alte Lyriker, den die Maenade
Im Rauſch des Seyns zerriſſen und erſchlagen:
Der Phantaſus der Weltenilade,
Der erſt den Orphiſchen Geſang geſungen,
Und drauf mit der Begeiſtrung Flammenrade
Entzückt ſich durch die Himmel hingeſchwungen
Und dort in eine Welt des Lichts zerſchoſſen:
Aufleb' er wiederum auf Menſchenzungen!

Ja, wie ſich Jener, den kein Raum umſchloſſen,
Im Stalle finden ließ in einer Krippe,
Damit wir würden ſeine Reichsgenoſſen:
So findet der ſich auf der Menſchenlippe,
Der ſich im Epos von den Sonnenlichtern
Verlor, als wie in einer Aganippe —
So hört und lieſt ſich ſelber Gott in Dichtern.

Ernſt Ludwig Rochholz.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortſetzung.)

Es iſt jezt Zeit, daß ich von der Hauptperſon dieſer kleinen Geſchichte ſpreche, die dazu beſtimmt war, uns allen einen ſo wichtigen Dienſt zu leiſten. Ich nenne ſie mit Stolz meine Schweſter.

Zum Glück war die Familie, für die zu ſorgen meine Mutter ſich ſo heldenmüthig entſchloſſen hatte, nicht zahlreich; ſie beſtand nur aus mir und meiner Schweſter. Dieſe hatte eben ihr ſiebzehntes Jahr erreicht und entwickelte die zarteſte Blüthe von Schönheit und Jugend. Mein Vater hatte ihr in der Taufe den alterthümlichen Namen Fredegunde aufgeheftet; ja er war eigentlich Willens geweſen, ſie Friedewide zu nennen, weil dieſer Name mit einem noch viel alterthümlichern Klange ſeinem Ohr ſchmeichelte und ihn zugleich an die Heilige dieſes Namens erinnerte, die in der Chronik des gelehrten Biſchofs von Mainz eine ſo merkwürdige Rolle ſpielt; allein meine Mutter hatte ſich ſeinem Anſinnen mit ſo vieler Kraft widerſezt, daß es bei jenem Namen geblieben war und mein Vater nur noch Gelegenheit gefunden hatte, die Namen Irmengard und Coriſande als beſonders wohlklingend hinzuzufügen. Die Einſchränkung, die er ſich hier hatte gefallen laſſen, gab ihm Gelegenheit, bei mir, als dem ſpäter Geborenen, und noch dazu einem Knaben, ſeine volle Luſt zu büßen. Ich prangte daher mit nicht weniger als ſechs Namen, die alle den merkwürdigſten Ritterbüchern entlehnt waren, ſo daß man hätte glauben ſollen, die berühmten zwölf Pairs ſeyen meine Pathen geweſen. Von unſerer Wärterin, die ſich keine Kenntniß der renommirten Helden des Mittelalters anmaßte, wurde aber meine Schweſter ganz kurz Fredchen und ich Artel genannt, womit ſie den herrlichen Namen Arthus verballhornte. Dieſes Weib wurde von meinem Vater wegen ihres gemeinen Sinnes und ihrer ſtumpfen Faſſungskraft mit der äußerſten Verachtung behandelt, ſo daß ſelbſt der Umſtand, daß ſie übrigens die Pflichten ihres Amtes mit der größten

Sorgfalt erfüllte, nichts dazu beitrug, sie in seinen Augen wegen jener elenden Verstümmelung so kostbarer Namen zu entschuldigen.

Meine Schwester hatte, wie gesagt, eben ihr siebzehntes Jahr und ich mein vierzehntes erreicht, als die Katastrophe von der Einnahme unserer Burg sich ereignete. Ich artete mehr nach dem Charakter meines Vaters, sie nach dem der Mutter, und man muß gestehen, daß ihr Wesen dem zu Folge in's wahrhaft Liebenswürdige überging, ich jedoch bald sehr stark in's Unliebenswürdige ausartete. Dabei theilte ich meines Vaters Hang für das Mittelalter. Ich strebte, mich in den Sitten und Gebräuchen desselben zu befestigen, zum großen Kummer meiner Mutter, die nun die Thorheiten ihres Mannes ganz von Neuem wieder aufleben sah. Das Schicksal kam dieser guten Frau zu Hülfe; es hatte mich nicht zum alten Ritter bestimmt, und die Eroberung unseres festen Schlosses gab plötzlich meiner Erziehung eine völlig verschiedene und äußerst glückliche Richtung.

Als meine Mutter mit uns in der Residenz angelangt und bei einer Dame ihrer Bekanntschaft abgestiegen war, suchte sie auf das Angelegentlichste Nachrichten über das Haus des Baron Bändler, so hieß der Bankier, dem mein Vater schuldete, einzuziehen. Was sie hierüber in Erfahrung brachte, war nichts weniger als tröstlich. Ich werde mir später die Freiheit nehmen, das Porträt dieser sehr ehrwürdigen Sippschaft zu entwerfen, mit der wir jezt in enge Berührung kommen sollten; für jezt genügt es, zu bemerken, daß meine liebevolle Mutter, in Folge der eingezogenen Nachrichten, es für gut fand, dem Bankier, oder vielmehr dessen Gattin, einen Besuch abzustatten. Der Himmel weiß, wie schwer ihr dieser Schritt geworden seyn mag; doch ließ sie sich gegen uns nicht das Mindeste davon merken, nur nahm sie meine Schwester mit, gleichsam als fände sie es nöthig, sich mit einem sichtbaren guten Engel zu versehen, auf dem beschwerlichen Pfade, den sie zu wandeln hatte.

Man wird mir ohne Zweifel, wenn ich jezt den Charakter meiner Schwester zu schildern unternehme, Parteilichkeit vorwerfen, und doch kann ich sehr ernstlich versichern, daß ich mit dem kältesten Blut und dem vollkommensten Gleichgewicht der Seelenkräfte daran gehe, das Bild eines höchst liebenswürdigen Mädchens zu malen, das zufällig meine Schwester ist. Soll dieser Umstand einen Grund abgeben, meine Wahrheitsliebe und meine Urtheilskraft in Zweifel zu ziehen? Dies wäre sehr ungerecht; die Liebe eines Bruders zur Schwester ist lange nicht so stürmisch, so übereilt und aus einem solchen Tumulte aller Gefühle entsprungen, wie jene Leidenschaft, der man einen blinden Gott zum Repräsentanten gegeben hat. Der Gott unserer Liebe trägt keine Binde; also darf man mir glauben, wenn ich versichere, daß Emilie (so nannten wir sie, wenn der Vater nicht gegenwärtig war) das sanfteste, zarteste, liebevollste Wesen war, das hundert Meilen in der Runde gefunden werden konnte. Seelen, wie die ihrige, hat die Natur offenbar dazu bestimmt, in dem chemischen Prozesse der Gesellschaft das Medium zu bilden, wodurch die vielen Säuren, Bitterkeiten und Salze mit einander verbunden werden. Nähme man diese weichen, warmen, süßen Seelen hinweg, so würde der alte Sauerteig in seiner ganzen Widerwärtigkeit daliegen, und alsbald in innerm Zwist und Hader auseinanderfallen. Deßhalb auch das Sehnen und Verlangen, diesen Seelen nahe zu kommen; Alles, was in sich Stolz, Bitterkeit oder Säure spürt, begibt sich unwillkührlich an die Seite dieser weichen Stoffe, und deßhalb werden die Theetische, die Salons, die Kaminecken und die Boudoirs, wo Wesen dieser Art sich aufhalten, nie leer; ja es gibt sogar Beispiele, daß man ihretwegen Bodentreppen erklimmt und sich in tiefe Keller herabläßt. Die Engländer nennen diese Eigenschaft temper und drücken damit etwas Unbeschreibliches aus. Wer kann auch die wahre Liebenswürdigkeit der Seele beschreiben? sie will empfunden seyn, und dann läßt sie in dem Gemüth ein Gefühl zurück, als hätte man eine gute Handlung begangen. Dabei muß man jedoch nicht glauben, als hätte Emiliens „Temper“ etwas Dumpfes, Trübseliges oder Langweiliges an sich gehabt; im Gegentheil, sie trug die volle Frische und Jugendlichkeit ihres glücklichen Alters zur Schau. So zart gebaut sie war, hatte ihr Auge eine Lebhaftigkeit und ihr ganzes Wesen eine Beweglichkeit, die eine hinlängliche Dosis Geist und Feuer verriethen; aber diese Heiterkeit artete nie in den ungestümen, wilden und erkünstelten Rausch aus, der oft als entzückende Jugendlichkeit gepriesen wird. Es war ihr unmöglich, zu glänzen, aber es war ihr eben so unmöglich, ihre Umgebung kalt und unbefriedigt zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Mostau.

Der Ostwind hört nicht eher auf zu wehen, als bis es regnet, das Weib nicht eher zu zanken, als bis es weint.

Der hat sich nicht die Zunge am Brei verbrannt, der sich mit einem Weibe zanken kann.

Gute Mädchen, artige Töchter, wo kommen denn die bösen Weiber her?

Fort mit dem Kehricht aus der Stube, fort mit den Mädchen aus dem Hause.

Lobe das Wetter am Abend, die Braut im andern Jahr, den Schwiegersohn zu Hause im dritten.

Leicht sind der Wittwe Schuhe, in denen sie dem zweiten Manne entgegengeht.

Der bekommt ein ausgewähltes Weib, der eine übrig Gebliebene freit.

Man freut sich über die Vermählten, man beweint die Verstorbenen, beides ein Jahr lang.

Eine Base ist gut — am Ende der Landzunge.

Das Kind ist der Schutz des faulen Weibes und zügelt die rasche.

Das Geld zerreißt nicht den Beutel, noch zersprengt der Verstand dem Manne den Kopf.

Fern steht ein mutterloses Kind, wenn es auch neben der backenden Stiefmutter steht.

Der Thor hat immer sein Herz im Munde, der Kluge seinen Mund im Herzen.

Das Bier hat ein gutes Glück, man trinkt es ohne Durst, die Mädchen kein schlimmeres, denn sie werden ungeprüft geheirathet.

Gott (Jumala) gibt den Verstand, der Hopfen (Humala) nimmt ihn.

Das Schicksal geht vor dem Manne her, seine Gewohnheit in seinen Fußstapfen.

Der Arme lebt so wie nasses Holz brennt.

Im Morast ist ein großer Fuß gut, in der Kirche ein netter Schuh.

Wer ein Häuflein Geld hat, der hat ein Schock Freunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Dlle. Elsler als Katze. Musik.

Eine Sonnenfinsterniß spielt in diesem Stücke eine bedeutende Rolle; denn bei diesem Ereigniß muß sich die Prinzessin selbst einen Gemahl wählen, wo sie denn natürlich den von ihr geliebten, aber nur seine Katze verehrenden Studenten wählt. Um diese Sonnenfinsterniß nun darzustellen, mußte natürlich eine Sonne erscheinen. Bisher hatte man es noch nicht gewagt, so viel mir bekannt ist, ein so mächtiges Gestirn auf der Bühne nachzumachen. Der Mond erscheint bereits in ältern Stücken, z. B. im Ballette Hero und Leander; so erhellt auch Mondschein den Klostergang in Robert le diable. Ferner ist das Funkeln der Sterne in der Oper: die Hugenotten, nachgebildet worden. Nun war aber noch das Hauptgestirn, Helios selbst, darzustellen. Dies ist jezt geschehen, und zwar gar nicht übel. Man darf freilich nicht vergessen, daß es sich hier um eine Opernsonne handelt, die sich doch immer nur zur wahren Sonne verhalten kann, wie ungefähr die Decke des Opernsaals zum Firmament. Ein Laternenfest versteht sich von selbst in einem chinesischen Ballette, und getanzt wird natürlich viel. Dlle. Elsler hat die Hauptrolle, nämlich die der angeblich aus einer Katze in eine Prinzessin verwandelten Liebenden und Anfangs nicht Geliebten. Sie macht aber so viele liebliche Katzensprünge und Pfotenzierlichkeiten, daß der chinesische Student ganz natürlich seine Katzenliebe auf dieses zweibeinigte weiße Kätzchen überträgt; ich sage ganz natürlich, in der Voraussetzung, daß man sich auf den Standpunkt des Dichters versezt. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Tageblätter versichert haben, daß Dlle. Elsler zum Behufe ihrer Rolle ein großes Katzenstudium vorgenommen, deßhalb ihre natürliche Abneigung gegen Katzen überwunden und sich beinahe, wie der Student, ihr Theaterliebhaber, wirklich in eine schöne weiße Katze verliebt hat. Freunde des edlen, ernsthaften Tanzes wollen jedoch dieses Ballet nicht billigen, und meinen, Dlle. Taglioni würde sich nie zu solch einer Rolle hergegeben haben. Aber Grazie und Anmuth sind immer etwas Angenehmes, ja Aesthetisches, und darüber kann man leicht einige Katzensprünge verzeihen, besonders wenn sie mit so vieler Behendigkeit ausgeführt werden, wie hier. Dlle. Elsler hat sich in der Katzenschule, in welcher sie sechs Wochen lang gewesen seyn soll, vortrefflich gebildet. Zwar haben die Zeitungen ganz ernsthaft einen faux pas von ihr gemeldet, welcher ihr einen Schnupfen, ein Fieber, vielleicht gar noch etwas Aergeres hätte zuziehen können, wie eben diese Zeitungen melden. Sie hat nämlich auf der Bühne im Springen einen Tisch umgeworfen, mit diesem einen Milchnapf, und die kalte Milch ist ihr den warmen Rücken hinuntergerieselt und hat sie erkältet; aber so etwas begegnet wohl einer Katze, weßhalb auch alle Tageblätter sie entschuldigen; der Tisch stand nicht auf festen Füßen; es ist seine Schuld, nicht die ihrige, daß er umgefallen ist. Die Musik zu diesem Ballette ist der erste Versuch, wenn ich nicht irre, eines jungen Tonkünstlers, Montfort, der erst vor einiger Zeit aus Italien zurückgekommen ist, und der nun zeigen muß, daß er seine auf Staatskosten unternommene Kunstreise gut genüzt hat. Es ist jezt Raum da für die jungen Tonkünstler, ohne daß sie sich nach der Errichtung eines neuen Operettentheaters zu sehnen brauchen, wie sie lange gethan; denn alle alten und berühmten Tonkünstler sind von der Weltbühne verschwunden; Lesueur ist vor Kurzem gestorben, und Berton, der sie Alle überlebt, ist zu alt, als daß er noch Opern setzen könnte. Deßhalb rühren auch alle neuen Operetten und Opern, welche in der lezten Zeit auf der Bühne der Opéra comique gegeben worden sind, von jungen Tonkünstlern her, als les Etats de Blois, L'an mil u. a., die ziemlich häufig gegeben werden, aber doch nicht das Aufsehen erregen, wie Beyelden's, Nicolo's, Mehüls Operetten in ihrer Neuheit. Die jungen Tonkünstler wollten sich auch in der Kirchenmusik versuchen, und einige jüngere Pfarrer zeigten sich geneigt, den Gottesdienst damit zu schmücken; aber da ist der grämliche Erzbischof gekommen und hat ihnen verboten, allzuweltliche Musik in den Kirchen aufführen zu lassen. Es ist schlimm, daß Paris einen Erzbischof hat, dem der Kunstsinn fehlt, und welcher sogar seine eigene Kathedrale, die doch sicher ein merkwürdiges Denkmal gothischer Bauart ist, in schlechtem Zustande läßt, als ob auch diese Kirche verfallen müßte, seit man ihm seinen daneben stehenden Pallast niedergerissen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 7. November 1837.

— Auf ihr Alle! wendet euch!
Richtet euch! ſtreckt vor den Stachel!

Ariſtophanes.
Die Weſpen.

Techniſche Reiſeerinnerungen.

Von Dr. A. Poppe.

Die Stecknadelfabrik.

Wenn man ſich unter den zahlloſen Produkten der Fabrikinduſtrie etwas näher umſieht, ſo ſtößt man auf manche Fabrikate, welche ſowohl dem Preiſe, als auch dem Zwecke und der Form nach beim erſten Anblick als ſo unbedeutend und geringfügig ſich darſtellen, daß man ſich ſcheuen möchte, dieſelben unter die Zahl der Nationalgewerbszweige einzureihen. Gleichwohl müſſen auch ſie, aus dem richtigen Geſichtspunkte betrachtet, als wichtige Glieder jener großen Kette angeſehen werden, welche den Wohlſtand der Völker befeſtigt und zuſammenhält. Unter die Fabrikate dieſer Art gehört die Stecknadel, dieſe einfache, kleine, ſpitzige, dem ſchönen Geſchlechte ſo unentbehrliche Waare. Sollte man denken, daß dieſes unbedeutende, anſpruchsloſe Ding, welches wir am Wege liegen ſehen, ohne uns die geringe Mühe zu nehmen, es aufzuheben, das wir ſprüchwörtlich in den Mund nehmen, wenn wir eine für uns möglichſt werthloſe Sache bezeichnen wollen, durch ſechzig bis achtzig verſchiedene Hände gegangen iſt, ehe es als Waare in den Handel kam?

Beinahe alle Stecknadeln werden jezt fabrikweiſe, und zwar in ungeheurer Quantität verfertigt; England allein erzeugt täglich fünfzehn Millionen Stecknadeln. Der Hauptgrund dieſer enormen Produktion mag in ihrer großen Verlierbarkeit liegen. Alle Stecknadeln verſchwinden, man weiß nicht wie. Niemand kann indeſſen hierüber genauere Auskunft ertheilen, als die Pariſer Chiffonier's, welche den Straßenkehricht durchwühlen, und hauptſächlich auf das Verlieren ihren Erwerbszweig gründen. Ein fleißiger Chiffonier findet im Durchſchnitt jährlich nur 550 Knöpfe und 1500 Haarnadeln; dagegen darf er ſicher auf 10,000 Stecknadeln rechnen, welche ſofort wieder im Handel als neue Waare erſcheinen.

So einfach die Stecknadel ausſieht, ſo intereſſant und merkwürdig iſt ihre Fabrikation im Großen, indem wohl bei keiner andern Fabrik der Vortheil und die glänzenden Reſultate einer zweckmäßig angeordneten Arbeitstheilung ſo auffallend hervortreten. Es dürfte daher nachfolgende Beſchreibung einer Stecknadelfabrik, ſo wie ich in Köln Gelegenheit hatte ſie zu ſehen, für manche Leſer und namentlich Leſerinnen von Intereſſe ſeyn.

Die Stecknadelfabrik der Madame Reineker in Köln gewährt dem Freunde der Induſtrie beſonders dadurch ein höheres Intereſſe, daß ein und daſſelbe Fabrikgebäude alle Operationen, welche der rohe Draht bis zur fertigen Stecknadel durchzumachen hat, vereinigt und ſomit einen

bequemen und ſichern Ueberblick über das Ganze geſtattet. Allen Stecknadelfabriken, welche ich gelegentlich ſpäter ſah, mangelte dieſe dem Betrachter ſo erwünſchte Annehmlichkeit.

In der Regel weist der Fabrikherr den verſchiedenen Arbeitern ihr verſchiedenen Arbeiten an, gibt ihnen das Material dazu, und ſie gehen damit in ihre Hütten, verarbeiten den Draht, jeder der ihm angewieſenen Operation gemäß, und empfangen im Verhältniß der gelieferten Quantität ihren Lohn. Eine ſolche Fabrik bildet zwar auch ein Ganzes, aber ein Ganzes, deſſen einzelne Theile im Umkreis von oft mehreren Stunden zerſtreut liegen; daher es dem, welcher zum erſten Mal eine ſolche Fabrik ſieht, ſchwer, ja oft unmöglich wird, einen richtigen Ueberblick und klaren Begriff von der Reihenfolge und dem Ineinandergreifen der verſchiedenen techniſchen Akte, von der Art und Weiſe, mit welcher ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitet, zu erhalten. Im genannten Etabliſſement dagegen verfolgt man die progreſſive Umwandlung des Meſſingdrahtes in die zur Verſendung fertige Stecknadel von Anfang bis zu Ende mit allen vorkommenden Nebenoperationen.

Im erſten Arbeitsſaale beobachtete ich das Geraderichten, Zerſchneiden und Zuſpitzen des Meſſingdrahtes. Dieſer iſt, ſo wie er aus dem Drahtzuge kommt, ringförmig zuſammengelegt, und muß daher, bevor er in die einzelnen Stücke, welche nachher die Stecknadeln bilden ſollen, zerſchnitten werden kann, ganz gerade ausgeſtreckt werden. Hiezu bedient man ſich einer ſehr einfachen Vorrichtung. Der Draht liegt, um eine Scheibe gerollt, auf einem Tiſche; mit Hülfe einer Beißzange wird er zwiſchen einer Reihe in den Tiſch eingeſchlagener Stifte gewaltſam hindurchgezogen, wodurch er ſeine Krümmung verliert. Die ſo vorbereiteten langen geraden Drahtſtücke werden nun von demjenigen Arbeiter in Empfang genommen, welcher den ganzen Tag nichts weiter zu thun hat, als dieſelben in lauter kleine Drahtſtückchen oder Schäfte von gleicher Länge zu ſchneiden. Dieſe lezteren müſſen indeſſen die doppelte Länge der daraus zu bildenden Stecknadeln haben. Wenn jedes Drahtſtück einzeln abgemeſſen und abgeſchnitten werden ſollte, ſo gäbe dies eine entſetzlich langwierige, zeitraubende Arbeit, welche eine Legion Arbeiter in Anſpruch nähme; allein ein bewundernswürdig einfacher Apparat, das Schaftmodel, ſezt einen einzigen Arbeiter in Stand, die ganze Fabrik mit Nadelſchäften zu verſehen. Dieſes Meßinſtrument iſt weiter nichts als ein viereckiges, mit einem Handgriff verſehenes Stück Holz, welches, in gemeſſener Entfernung vom Rande, eine ebene Rückwand beſizt und ſeitwärts noch mit erhöhten Leiſten verſehen iſt. Der Arbeiter nahm ungefähr achtzig Drähte auf einmal in die Hand, ſtieß ihre Enden, um ſie in einerlei Fläche zu bringen, gegen die erwähnte Rückwand des Models, und ſchnitt ſie mittelſt einer koloſſalen, an einen Block befeſtigten Scheere alle mit einem Ruck an der Kante des Models ab; ſo erhielt er lauter Nadelſchäfte von gleicher Länge. Dieſe Operation wiederholte er in der Minute wenigſtens zehn Mal und lieferte daher in dieſer kurzen Zeit den Stoff zu 1600 Stecknadeln.

Die rohen Stecknadelſchäfte, welche dieſer Arbeiter zubereitet, werden den Händen von vierzehn Zuſpitzern übergeben. Vier Pferde ſetzen acht-und-zwanzig in zwei Reihen vertheilte Spitzringe in ungeheuer ſchnelle Umdrehung. Dieſe die Stelle der Schleifſteine vertretenden Spitzringe ſind ſtählerne Scheiben, deren Umfang, um eine rauhe Oberfläche darzubieten, feilenartig mit Querfurchen behauen iſt. Jeder Arbeiter ſizt vor zwei Spitzringen, einem rauh und einem feiner behauenen; zwiſchen beide Daumen und beide Zeigefinger faßt er eine Partie von etwa dreißig Stecknadelſchäften und drückt ihre Enden gegen die eine rauhere Scheibe, indem er mit vieler Geſchicklichkeit jedes einzelne Nadelſtück zwiſchen den Fingern hin und her rollt. Dann hält er die roh zugeſpizten Schäfte gegen die zweite feiner behauene Scheibe, um der Spitze den gehörigen Grad der Feinheit und Politur zu geben. Nun kehrt er die Schäfte um und wiederholt mit den andern Enden den eben beſchriebenen Prozeß. Ein Schleifer ſpizte nach meiner Beobachtung in ſechzehn Sekunden eine Handvoll Schäfte, oder etwa fünf-und-zwanzig Stück zu beiden Seiten, d. h. er verſah innerhalb ſechzehn Sekunden fünfzig Stecknadeln mit Spitzen. Acht Sekunden verfloſſen, bis er mit einer neuen Handvoll bereit war. Demnach wäre ein ſolcher Zuſpitzer im Stande, in einem Tage, bei einer Arbeitszeit von acht Stunden, 60,000 Stecknadeln mit ihren Spitzen zu verſehen. Dies ſtimmt auch wirklich mit den Angaben Anderer überein.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortſezung.)

Die ſeltſam überſpannte Phantaſie meines Vaters, die auf eine für uns ſo mißliche Art in's Leben getreten war, hatte ſich in der Seele ſeiner Tochter zu einer ſanften Poeſie umgeſtaltet. Sie erfand und erzählte ganz niedliche Mährchen. Hätten wir gewußt, daß dieſes Talent ſie uns entführen würde, wir hätten nicht mit ſo ausſchweifender Freude ihren kleinen Erzählungen zugehört, die ſie mir und einigen Kindern der Nachbarſchaft oft in den Abendſtunden vorzutragen pflegte. Ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie in ihrem weißen Kleide, mit den bleichen, zarten Zügen, in der dunkeln Mauerblende in unſerm

Burggarten saß, und während die niedersinkende Sonne ihre lezten Strahlen zu uns hinaussandte, dem kleinen Kreise ihrer Bewunderer eine Geschichte aus Tausend und Einer Nacht vortrug. Hätte ich damals ahnen können, daß sie für uns eine zweite Scheherazade werden würde?

Als sie auf Verfügung meiner Mutter in die Residenz abreiste, um lange Zeit in dem Hause des Bankiers zu bleiben, ergriff die ganze Umgegend der Burg und des Städtchens ein allgemeiner Schmerz. Unsere kleine, sanfte Fee ging von uns. Alte Grauköpfe, die wahrlich nicht an einem Uebermaß von Gefühl litten, sah man bei dieser Gelegenheit herumgehen und einander diese Nachricht mittheilen mit einer Miene, als wäre die beste Kuh aus ihrem Stalle gestohlen. Der Pfarrer und die Frau Kastellanin vergossen Thränen, und einen ganzen Tag lang war in dem Städtchen wirklich von nichts anderem die Rede als von der Abreise des Burgfräuleins. So nannte man meine Schwester.

Als die Kutsche, in der sie abfahren sollte, vor unserer Thüre hielt, brach, ich muß es gestehen, auch mir das Herz. Ich nahm der alten Magd, die laut heulte, das Bündel mit Emiliens Sachen ab und brachte es selbst in den Wagen, dann sezte ich mich zu ihr und faßte mit krampfhafter Zärtlichkeit ihre beiden Hände; ich fand sie kalt und zitternd. Der Wagen rollte jezt aus dem Hofthore, die lezten Abschiedsworte der Eltern erstarben im Geräusch der Räder auf dem Pflaster, und ich, der ich die Schwester eine kleine Strecke Wegs begleiten durfte, fand erst auf der Landstraße Zeit und Kraft, meine Stimme zu erheben und unter heftigen Seufzern Worte hervorzustoßen, die mir schwer auf dem Herzen gelegen hatten. „Ach, Emilie," rief ich, „so gehst du nun von uns, um einer widerwärtigen fetten Frau Geschichten zu erzählen! Wahrlich, es ist sehr fein von der Mutter gewesen, dir diesen Posten zu verschaffen! Was geht uns die Dame mit ihren schlaflosen Nächten an?" Meine Schwester wollte mich mit ihrer gewohnten sanften Stimme begütigen, allein der Erguß meines Zorneifers war so heftig, daß ich sie nicht zu Worte kommen ließ. „Sage mir nichts zu Gunsten dieses Krämerweibes, das jezt die vornehme Dame spielt! Ich weiß recht gut, wie die Sachen zusammenhängen, aber eben so weiß ich, daß ich deinen Abschied aus dem väterlichen Hause nicht überleben werde. Jezt weißt du, wonach du dich zu richten hast!" Bei diesen Worten brach ich in ein lautes, trotziges Weinen aus. Emilie that nichts dazu, mich zu beruhigen; entweder rührte sie dieser Beweis meiner Liebe und stimmte sie zu gleicher Trostlosigkeit, oder sie hielt es für unnütz, mit mir über ihre weitern Pläne und Aussichten zu streiten. Sie schloß mich, nachdem der erste heftige Anfall meines Schmerzes sich gelegt, auf das Liebevollste in die Arme, indem sie sagte: „Lieber Arthel, es gibt Verhältnisse und Lagen in der Welt, in die man sich fügen muß, ohne viel nach dem Warum und Wie zu fragen." Nachdem diese philosophische Sentenz über ihre Lippen gegangen, war auch plözlich scheinbar alle Düsterheit von ihr gewichen; sie ward lebhaft und gesprächig und erzählte mir, indem wir an den einsam zerstreuten Landhäusern und Edelhöfen vorbeifuhren, eine Menge kleiner Geschichten, die mich allmählig so aufheiterten, daß ich gänzlich das mir gesteckte Ziel der Trennung vergaß und schon weit darüber hinaus gefahren war. Der Wagen hielt jezt und ich stieg aus. Meine Schwester wünschte mir nochmals das beste Wohlergehn; sie gab mir sogar in der Schnelligkeit einige Verhaltungsregeln in Betreff meines Betragens gegen die Eltern; dann wandte sie sich ab, verbarg mit der einen Hand ihre Thränen und zog mit der andern den Kutschenschlag zu, um den Abschiedsmoment zu verkürzen. Bald sah ich mich nun allein auf der Landstraße, eingehüllt in den Staub des Wagens, der all meine Schäze, ja mein Leben selbst hinwegtrug. Ich glaubte, das zärtliche Mädchen würde noch einmal nach mir herausschauen, allein es geschah nicht; so wanderte ich denn in der trübsten Stimmung nach dem Städtchen zurück.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Königin Victoria in Brighton.

Nächsten 7ten November werden — geliebt es Gott! — Ihre Majestät die Königin und Allerhöchstdero Frau Mutter, die Frau Herzogin von Kent, den sogenannten Marinepallast in Brighton verlassen und ihre Residenz in London nehmen. Die guten Brightoner waren bei der Ankunft der allerhöchsten und höchsten Herrschaften in der zweiten Hälfte des Septembers, was sie noch jezt sind, entzückt über ihre junge Monarchin, und wohl hatten sie Ursache dazu. Brighton, jezt die stolze, in ihrem neuern Theil prächtig gebaute Stadt, war vor Jahren ein ärmliches Fischerdorf, und wäre es wohl noch, hätte nicht Georg IV. sonderbarerweise eine große Vorliebe für einen Ort gefaßt, dessen Umgegend Meilen weit aus dürrem, jede Cultur verspottendem, kaum einen Strauch hervorbringenden Sande besteht. Aber König Georg gefiel sich hier, brachte hier den größern Theil des Jahrs zu und erbaute gedachten Marinepallast, äußerlich eine Beleidigung der Baukunst, innerlich eine Wintelei und in seinem Namen ein Widerspruch, denn selbst von seiner höchsten Zinne vermag kein Auge die See zu erblicken. Die reichen und vornehmen Engländer sind ein loyales Geschlecht; der Geschmack ihres Fürsten ist der ihrige, und obschon Georg IV., wenn er sich aus seinem Pallaste erhob, Reiter voranschickte, die Straßen menschenleer zu machen, so strömten doch die reichen und vornehmen Engländer von nun an nach Brighton, fanden es delightful und machten es fashionable. Wilhelm IV. theilte nicht die Liebhaberei seines Vorgängers; er gab unbedingt Windsor den Vorzug, und nichts beweist

wohl schlagender, daß man in Sachen des Geschmacks nicht streiten kann, als daß je ein Monarch lieber in Brighton als in Windsor residirt hat. Zu den guten Eigenschaften Wilhelms gehörte indessen auch Gutmüthigkeit: man sagte ihm, es würde ein Unglück für Brighton seyn, wenn er es aufgäbe, und so nahm er jährlich einige Monate lang seinen Aufenthalt im Marinepallaste, und die reichen und vornehmen Engländer fuhren fort, Brighton zu bevölkern, es blieb delightful und fashionable wie zuvor. Da starb König Wilhelm, und die guten Brightener erschraken. Die Königin konnte leicht ihren Ort während einer muthmaßlich langen Regierung, wenn je, immer seltener besuchen, und Brighton mußte dann bald aufhören, den vornehmen Engländern delightful und fashionable zu erscheinen. Die Angst stieg, als Königin Victoria ihren ersten Ausflug von London nach Windsor nahm, daselbst die herrliche Landschaft zu Roß durchstreifte und bei jeder Gelegenheit mit ihrem dortigen Aufenthalte sich zufrieden erklärte; der Zusammentritt des Parlaments nahte heran, es war vorauszusehen, daß die Königin während der Sitzung desselben in London verweilen würde, und immer noch ließ sich keine Anstalt zu einer Uebersiedlung nach Brighton blicken. Endlich ging die Nachricht ein, Ihre Majestät habe sich entschlossen, Brighton zu besuchen. Einen Theil der Angst nahm diese Kunde den Einwohnern von der Brust; den übrigen vergaßen sie über den Vorbereitungen zum Empfang der Königin. Brighton hat nie einen festlichern Tag, nie mehr Triumphbögen und Blumengewinde gesehen, und die Einwohner haben sich nie schöner geschmückt, nie lauter gejubelt, sich und ihre Häuser nie lustiger illuminirt, als an dem Tage, der Königin Victoria zum ersten Male in ihre Mauern führte. Schon im Allgemeinen liegt für jedes ritterliche Volk — und wer möchte dem englischen diesen Titel absprechen? — mehr poetischer Reiz in der Erscheinung eines weiblichen als eines männlichen Herrschers. Dazu zeigte sich König Wilhelm, der Siebziger, nie zu Roß, selten in offenem, meist in verschlossenem Wagen, und dankte zwar denen, die ihn grüßten, jedoch auf eine Art, die nicht gemessener seyn konnte. Königin Victoria, die Achtzehnjährige, fährt und reitet aus; fährt sie, so geschieht es stets in offenem Wagen, meist in einem leichten Phaeton, von vier glänzend weißen Pferdchen — ponies — gezogen. Und das Geschirr der vier weißen Pferdchen ist von rothem Maroquin, reich mit Silber belegt, und die zwei Jockei's, welche die Sattelpferdchen reiten, sind zwei Bürschchen mit wunderhübschen Gesichtern, schlank und glatt wie Tannenbäumchen, sie tragen spiegelnde Stolpenstiefelchen mit funkelnden silbernen Sporuchen, knapp anschließende weiße Casimirhöschen, rothe Jäckchen mit goldenem Besatz und schwarzsammtne Mützchen mit goldener Trodbel. Gleich ihnen sind die zwei Vorreiterschen gekleidet, beide ebenfalls auf glänzend weißen Pferdchen. Und hoch zu Roß traten hinter dem Phaeton fünf oder sechs vornehme Herren des Hofstaats. Auf sie sieht Niemand, Aller Augen sind auf die Königin gerichtet, die, eine einzige Dame zur Seite, frische Rosen auf den Wangen, Freundlichkeit im Blick und außerdem den einfachsten und geschmackvollsten Anzug trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Musard und Dufresne. Das Cornet à piston.

Für die musikalischen Abendunterhaltungen des nicht musikalischen Publikums sorgt noch immer der vielbesprochene Musard, der in manchen Zeitungen ganz übertriebene Lobsprüche erhält; diese rühren aber wahrscheinlich von den Spekulanten her, welche ihn vorschieben und sich auf seine und des Publikums Kosten zu bereichern suchen. Sie haben zu diesem Behuf einen prächtigen Saal nicht weit von dem elegantesten und besuchtesten Theil der Boulevards einrichten lassen, und hier gibt denn der Mann alle Abend seine Tanzmusik und auch einige andere Musikstücke zum Besten. Es ist ihm aber widerfahren, was er an einem Andern verübt hatte. Das erste Unternehmen eines täglichen Abendconcertes rührte nämlich von einem Manne her, welcher Musard zu diesem Zwecke als Orchesterdirigenten besoldete. Am Ende meinte Musard, es sey doch vortheilhafter, wenn er das Orchester auf eigene Kosten dirigire, trennte sich von dem Manne und legte somit ein zweites Abendconcert an; das erste, dem nun die Hauptstütze fehlte, nämlich Musard selbst, konnte sich nicht mehr halten, und der Unternehmer wurde bankerott. Nun hatte Musard einen Musikanten, der das damals eben neu aufgekommene Instrument Cornet à piston vortrefflich spielte, und daher zur guten Aufnahme der Musardschen Tanzmusik viel beitrug. Nachdem dieser nun zwei Jahre lang Musard fleißig unterstützt hat, ist ihm ebenfalls die Lust gekommen, Orchesterdirigent zu werden und ein tägliches Abendconcert zu unternehmen. An Capitalisten, welche ihm dazu die nöthigen Fonds vorgeschossen, hat es ihm eben so wenig gefehlt, als früher Musard, und so ist denn in einem mit großer Eleganz eingerichteten Saale ein tägliches Abendconcert entstanden, welches schon besser ist als das Musardsche; denn Dufresne, so heißt dieser neuaufgetretene Dirigent, läßt die Tanzmusik, welche bei Musard die Hauptsache war, nur beiläufig erscheinen, und gibt auch Bruchstücke aus Beethovens Symphonien. Allmählich könnte er, wenn er es geschickt anlegt, den Geschmack des Publikums umstimmen und veredeln; dann würde zuletzt die einfältige Quadrillenmusik ganz wegfallen, und statt derselben würde man Abends für die Kleinigkeit von einem Franken (denn so viel kostet der Eintritt in beide Concertsäle) eine Auswahl classischer Tonstücke zu hören bekommen. Dies wäre ein Genuß, an dem es noch in dieser Hauptstadt fehlt. Die eigentlichen Concerte, die dann und wann stattfinden, sind wegen des hohen Eintrittspreises nur den Reichen zugänglich. Auch hier kann man das allgemeine Streben unsers Zeitalters nicht verkennen, alle Arten von Kunstgenüssen, die sonst nur Reichen zu Theil wurden, auch den Nichtbemittelten erreichbar zu machen und sie allmählich bis zu dem sogenannten Volke herabzuziehen. Jetzt sind beide Unternehmer mit der baldigen Ankunft des Walzerkönigs Strauß bedroht, welcher vielleicht ein drittes Concert anfängt, wofern nicht eines von den beiden ihn zu gewinnen sucht. Einen kühnen Versuch habe ich in dem Dufresne'schen Abendconcerte bemerkt; der Mann gibt nämlich mit einem seiner Tonkünstler auf Cornets à piston ein Duett aus der Rossini'schen Oper Tancred; er hat es so weit gebracht, daß sein Instrument gar nicht übel die Rolle der menschlichen Stimme übernimmt. Gesetzt nun, dieses würde weiter ausgebildet, so käme es vielleicht noch dahin, daß man ganze Opern auf Cornets à piston hören könnte, und im Nothfall die menschlichen Stimmen und die so theuern Primi Tenore und Prime Donne entbehrlich würden. Dem Cornet à piston scheint in der Zukunft eine wichtige Rolle vorbehalten, falls es einer weitern Ausbildung fähig ist; dies ist aber noch eine Frage.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 8. November 1837.

— Words do well,
When she, that speaks them, pleases those that hear.
Shakespeare.

Wie Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortſetzung.)

Es wird jezt nöthig ſeyn, etwas von der edlen Dame zu ſagen, die meine Schweſter bei ſich aufnahm, unter der Bedingung, daß dieſe ihr die ſchlafloſen Nächte verkürze. Man muß es dieſer Frau gebührend nachſagen, daß ſie das ſanftmüthigſte Geſchöpf von der Welt war; auch hatte ſie zu viel Fett, um viel Leidenſchaften zu haben. Ihr einziges Trachten ging dahin, eine vornehme Miene in ihr rundes, lebhaft geröthetes Antlitz zu bringen. Kaum hatte der Bankier, ihr Mann, ſein Adelsdiplom in der Taſche, als auch ſeine Gemahlin anfing, Cheſterkäſe zu eſſen und den Lord Byron zu leſen. Ihr Magen verdaute das Eine eben ſo wenig als ihr Geiſt das Andere; allein das machte durchaus nichts zur Sache; genug, daß Madame glaubte, jene beiden Dinge, der Cheſterkäs und der Childe Harold, müßten nothwendig von einer Frau von Welt genoſſen werden. Der Baron nahm wenig Notiz von dieſen vornehmen Ausſchweifungen ſeiner Gemahlin; er ging nach wie vor dem Diplom ſeinem Erwerb nach, und hatte nur ein Kleinod, das ihm am Herzen lag, das war die Firma ſeines Hauſes. Er hatte ſich von jeher eine gewiſſe ſcharfe Unerbittlichkeit zu eigen gemacht, die ihn antrieb, jede Forderung mit Gewalt einzutreiben, wenn gelindere Mittel nichts fruchten wollten. Unſer altritterlicher Freiherr hatte alſo von ihm Alles zu fürchten, und das Gewitter hätte ganz unfehlbar eingeſchlagen und gezündet, wenn nicht meine liebenswürdige Schweſter dieſes Mal zum Ableiter ſich hergegeben hätte. Meine gute Mutter wußte etwas von den Thorheiten der Baronin, ſie wußte, wie ſehr es dieſer ſchmeicheln mußte, wenn ſie Artigkeiten und Beſuche von einer Dame empfing, die im Beſitze eines guten Rufes und eines angeſehenen Namens ſtand. Nur durch diplomatiſche Verhandlungen ſo zarter Art konnte dem Uebelſtande abgeholfen werden.

Meine Mutter erſchien bei der Baronin, und beide Frauen ſprachen eine übermäßig lange Zeit über geſtickte Ofenſchirme, ſilberne Leuchter, Fußteppiche, Kaminvaſen und Fenſtervorhänge. Jedes Wort meiner Mutter fing die Baronin wie einen Orakelſpruch auf. Zulezt ſtockte aber dieſe geiſtreiche Unterhaltung, und ich weiß nicht, welch ein verwünſchter Zufall die Rede auf meine Schweſter und auf ihr Talent zum Erzählen brachte. Sogleich fing die dicke Dame Feuer und brachte die Bitte vor, meine Schweſter möchte eine Probe ihres Talents auf der Stelle ablegen. Die gute Emilie war gerne bereit dazu. Die Neuheit der Erſcheinungen, die ſie heute zum erſten Male ſah, die große, prächtige Stadt, das Gewühl auf

den Straßen, alles dieſes hatte die lebhafte Phantaſie des reizenden Mädchens ungewöhnlich angeregt, und ſie brachte geſchickt genug die eben bezeichneten Eindrücke im Kontraſt mit der alterthümlichen frühern Reſidenz ihres Vaters in einem niedlichen Geſchichtchen zur Sprache. Die Baronin war außer ſich vor Entzücken. „Ach,“ ſagte ſie, „wenn ich zu dem Glücke gelangen könnte, in meinem Salon ein ſolches Talent zu beſitzen! Meine ſchlafloſen Nächte würden dann, anſtatt eine Qual meines Daſeyns zu bilden, den wahren Genuß deſſelben ausmachen.“

Dieſe etwas lächerliche Uebertreibung überhörte meine Mutter keineswegs, obgleich ſie ſich die Miene gab. Sie baute im Stillen an ihrem Plane weiter. Doch warum ſoll ich weitläufig und gleichſam Schritt vor Schritt die ganze Verhandlung, die für mich ein ſo unangenehmes Reſultat hatte, auseinanderſetzen? Meine Mutter willigte in das Verlangen der Baronin, meine Schweſter ihr auf unbeſtimmte Zeit zu überlaſſen, damit ſie ihr Geſchichten erzähle, und jene Dame übernahm dafür ſtillſchweigend die Verpflichtung, den Bankier, ihren Mann, zu einer nachſichtsvollen Friſt für meinen Vater zu ſtimmen. So war denn Alles ausgeglichen, und meine Schweſter war die neue Scheherazade, die da Mährchen erzählte, nicht allein um ſich, ſondern auch um die Ihrigen zu retten, eine Handlung, die vielleicht nicht ſo poetiſch wie die der morgenländiſchen Prinzeſſin war, dafür aber einen größern Schimmer von Tugend um ſich verbreitete.

Die gute Emilie! Und was erzählte ſie nun der reichen Bankiersfrau? Gewiß nicht ſehr bedeutende Geſchichtchen; allein welche noch ſo einfache Novelle erhält nicht Werth, wenn ſie von den Lippen eines ſiebzehnjährigen Mädchens fließt, das den zarteſten Sinn, die reizendſte Naivetät mit einer ungewöhnlich lebhaften Phantaſie verbindet, und das dazu noch von einer ſo graziöſen Lieblichkeit der äußern Erſcheinung begleitet wird? Ich werde mich wohl hüten, dem kalten Papier und der vielleicht wenig geneigten Theilnahme meiner Leſer eine der kleinen Geſchichten, die Emilie hinter der Aſtrallampe und auf dem weichen Canapé der Baronin erzählte, anzuvertrauen; ſie möchten zu dürftig ausfallen. Nur einige Bemerkungen will ich beifügen, die der Gegenſtand unwillkührlich hervorruft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Techniſche Reiſeerinnerungen.

(Fortſetzung.)

Es wunderte mich, bei den Spitzringen keine Anordnung angebracht zu ſehen, um die Arbeiter vor dem ſo ſchädlichen Feilſtaub zu ſchützen. Daß es an Erfindungen, welche dieſem Uebel vorbeugen ſollen, nicht fehlt, war mir wohl bekannt; wahrſcheinlich haben ſie ihrem Zwecke nicht entſprochen. Indeſſen iſt zu bedauern, daß der menſchliche Erfindungsgeiſt, welcher zu Gunſten des Kraftſparungsſyſtems und der körperlichen Bequemlichkeit der Arbeiter ſich ſo außerordentlich thätig zeigt, bis jezt noch kein befriedigendes Mittel erſonnen hat, um jenes Gift abzuwehren, welches der am Spitzringe Arbeitende mit jedem Athemzuge einſchlucken und damit ſein Leben verkürzen muß. — Die Zuſpitzer übergeben die doppelt zugeſpizten Nadeln einem andern Arbeiter, deſſen Geſchäft darin beſteht, durch Halbiren dieſer Drahtſtücke den eigentlichen Stecknadelſchaft, welchem nun noch der Kopf fehlt, zu bilden. Dies geſchieht wieder, wie oben, auf ſehr ſchnelle Weiſe mit Hülfe des Schaftmodels.

Aus dem zweiten Arbeitsſaale tönte uns ein klapperndes Getöſe entgegen. Hier erhält die Stecknadel ihren Kopf, dieſes weſentliche Glied ihres einfachen Körpers. Wenn man eine Stecknadel näher betrachtet, ſo bemerkt man, daß Schaft und Kopf nicht aus einem Stück gearbeitet ſind, auch wird ein feiner Riß, welcher rings um den Kopf in einer Schraubenlinie läuft, dem Auge nicht entgehen. Der Kopf muß daher vorher beſonders zubereitet und dann erſt an den Stecknadelſchaft befeſtigt worden ſeyn. Die Zubereitung des ganzen Bedarfs an Stecknadelköpfen wird von wenigen Knaben mit unglaublicher Geſchwindigkeit bewerkſtelligt. Sie bedienen ſich hiezu einer einfachen, dem gewöhnlichen Spinnrade ähnlichen Vorrichtung, welche aus einer kleinen Rolle und einem größeren Rade beſteht, um welche wie beim Spinnrade eine Schnur geſchlagen iſt, ſo daß, wenn das große Rad von einem der Knaben umgedreht wird, auch die kleine Rolle ſehr geſchwind umläuft. Der zweite Knabe ſteckt in die Umdrehungsaxe der lezteren einen geraden, ziemlich dicken Draht, und befeſtigt an denſelben einen feineren Meſſingdraht, den er ſo geſchickt zu halten weiß, daß der erſtere Draht, welcher ſehr raſch mit der Rolle ſich umdreht, von dem lezteren der Länge nach überſponnen wird, wobei eine Windung genau an die andere ſich anlegt. Darauf ſtreift derſelbe Knabe mit geringer Mühe den überſponnenen Draht von dem andern herab und erhält dadurch eine dünne Drahtröhre von etwa zwei Fuß Länge, welche er ſofort dem dritten Knaben übergibt. Dieſer ſteht mit einer Scheere in Bereitſchaft und ſchneidet mit großer Gewandtheit die Drahtröhre in lauter kleine Stückchen von gleicher Größe. Jedes dieſer Stückchen bildet ein Drahtgewinde von zwei Windungen und verwandelt ſich durch die darauf folgende Operation in einen Stecknadelkopf. In zwölf Sekunden war eine Röhre gebildet, welche Gewinde zu 300 Stecknadeln enthielt. Rechnet man, in Betracht des durch das Abſchneiden und

Wiederaufnehmen des zu überspinnenden Drahtes und durch zufällige Umstände verursachten Zeitverlustes, dreißig Sekunden auf die Verfertigung der Röhre, so ist ein fleißiger Knabe im Stande, in einem Tage, bei achtstündiger Arbeit, zu 288,000 Stecknadelköpfen den Stoff zu liefern, folglich die ganze Fabrik zu versehen. Die Kinder, welche aus den Röhren die Gewinde aus freier Hand schneiden, hatten eine solche Uebung, daß sie im Mittel sechzig Schnitte in der Sekunde machten, wornach ein Kind in acht Stunden Arbeitszeit 28,800 Gewinde liefern kann.

Das Geklapper, welches mir, wie gesagt, schon von Weitem in die Ohren drang, rührte von einem Heer von Maschinen her, deren Anblick unwillkührlich an jene entsetzliche Kopfabschneidungsmaschine, die Guillotine, erinnert. Hier gilt es indessen, Köpfe anzusetzen, und zwar recht fest anzusetzen; denn eine Stecknadel, die den Kopf verloren hat, fällt überall durch und ist unbrauchbar. Das Anköpfen der Nadeln wird durch ungefähr vierzig Knaben von sechs bis zehn Jahren besorgt. Jedes Kind sizt vor seiner Wippe, deren Haupttheile ein kleiner Ambos und ein darauf passender, mittelst eines Fußtrittes auf und nieder bewegbarer Stempel sind. In dem Ambos befindet sich ein halb kugelförmiges Grübchen von der Größe des zu bildenden Stecknadelkopfes und in dem Stempel ein korrespondirendes Grübchen, welche beide zusammen eine Form für den Nadelkopf abgeben. Neben sich hat das Kind zwei Behältnisse, wovon das eine mit den Nadelschäften, das andere mit den kleinen Drahtgewinden gefüllt ist. Es faßt mit dem stumpfen Ende des Schaftes ein Gewinde, führt den Schaft in die Form auf dem kleinen Ambos, schiebt das Gewinde bis an das äußerste Ende der Nadel und thut mit dem schweren Stempel drei bis vier Schläge darauf, welche hinreichen, nicht nur den Kopf zu befestigen, sondern auch demselben die bekannte Kugelform zu geben. Die Gewandtheit und Geschicklichkeit, welche die zarten Geschöpfe bei dieser Manipulation beweisen, ist wahrhaft bewundernswürdig; das Ergreifen des Nadelschaftes, das Fassen des winzigen Ringchens, das Zurechtlegen auf dem Ambos, die vier Schläge mit der Wippe, alle diese partiellen Akte, in welche sich die Operation des Anköpfens theilt, sind das Werk von fünf Sekunden, wornach ein Kind in einer Stunde 720 Stecknadeln liefern kann. Der Grund, warum zu diesem Prozesse so kleine, zum Theil kaum sechsjährige Kinder genommen werden, liegt eben in der Natur des Geschäftes, welche zarte, gelenkige Hände und ein feines Gefühl in den Fingerspitzen verlangt, wie man es nur bei Kindern suchen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Zeitschriften. Böhmische Musiker und Priester in Amerika.

Die schon vor längerer Zeit angekündigte neue Zeitschrift: „Ost und West, Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben," redigirt von Rudolph Glaser, herausgegeben von Jakob Saubs, ist mit dem Juli in's Leben getreten, und zeigt im Ganzen eine so anständige Haltung, so schätzbare Mitarbeiter auch aus dem Auslande, daß sie allerdings auf einige Aufmerksamkeit Anspruch zu machen ein Recht hat. Bis jezt scheint ihr ein festes System zu fehlen, und aus den uns vorliegenden Blättern können wir noch den Umfang ihrer eigentlichen Tendenz nicht enträthseln. — In unserer ältern Zeitschrift „Bohemia" hat sich Franz Schufalka förmlich als böhmischer Saphir installirt, und seinen Beruf mit einer Humoreske (das böhmische Bier), satirischen Pillen u. s. w. bewährt. Die vierte oder Notizenseite dieses Blattes hat in der lezten Zeit eine ganz veränderte Gestalt erhalten; denn nicht nur, daß die größern böhmischen Badeorte mehr oder minder ausführliche Berichte einsenden, es finden sich auch aus vielen andern kleinen Städten des Reichs Korrespondenzen, und da sieht es freilich sonderbar aus, wenn das Blatt neben einer andern deutschen Zeitschrift liegt, und man in dieser die Aufschriften Paris, London, Rom, Wien, Berlin ꝛc., dort aber Cyrubim, Elbogen, Falkenau, Leitmeritz, Saaz und Schlan liest. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein poetischer Patriot aus Bilin so beginnt: „Hieher, stolzer Franzmann! der du dich brüstest, allein zu besitzen den Wein der Liebe und der heitern Laune, entsprossen der üppigen Rebe an der Aube und der Marne! Ich beneide dich nicht um deiner Champagne perlenden Nektar, der, ein Fremdling den Armen, seine Freuden nur beim üppigen Mahle des Reichen vergeudet. Hieher, wo die freundliche Najade ihren Wunderborn, der den Saft jeglicher Rebe in schäumenden Nektar umwandelt, unerschöpflich spendet für Reich und Arm, doch nicht bloß erheiternd im flüchtigen Rausche, sondern auch zu neuem, kräftigen Walten das siechе Leben erstarkend u. s. w."

Interessant ist die Nachricht, daß eine Gesellschaft von Prager Musikanten, an deren Spize ein tüchtiger Musiker Namens Lebek steht (Prague Company), die Compositionen von Strauß und Lanner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bekannt macht; sie geben dort sehr besuchte Concerte und besorgen die Herausgabe der Tänze für die Musikalienhändler. Der „New-York-American" vergleicht Strauß mit Fulton und nennt die Galoppe einen Dampftanz, während ein anderer amerikanischer Journalist zu erklären versucht, warum gerade Prag so viele gute Musiker hervorbringe. Prag, meint er, liege zwischen Dresden und Wien und bilde die richtige Mitte zwischen diesen beiden deutschen Hauptstädten, von denen die erstere eine Stadt der Kunst (a city of art) und die lezтere eine Stadt der Natur (a city of nature) sey. Prag vereinige Beides, Natur und Kunst, und diese Vereinigung gerade sey es, die dem musikalischen Talente stets förderlich gewesen, und die unter Anderm auch eine Henriette Sontag hervorgebracht, deren wunderbarer Ruf, allerdings in etwas fabelhafter Gestalt, sich auch über Nordamerika verbreitet hat. — Unter den Missionären in Nordamerika zeichnet sich einer unserer Landsleute, P. Johann Neumann, vortheilhaft aus, welcher vor zwei Jahren das Gelübde ablegte, sich dem amerikanischen Leopoldinerverein zur Verbreitung des Christenthums anzuschließen. In

dieser Absicht verließ er im Februar des vorigen Jahrs sein Vaterland, ging im April an Bord des Dreimasters l'Europe, und betrat am Frohnleichnamstage die amerikanische Erde, wo ihn der achtzigjährige Bischof von New-York auf's Herzlichste empfing und ihm am 26sten Juni die heiligen Weihen ertheilte. Hier sah New-York seit seiner Gründung die erste geistliche Primizfeier, bei welcher der neugeweihte Priester dreißig von ihm vorbereiteten Kindern das erste Abendmahl reichte. Tags darauf begab er sich in den ihm zugewiesenen Missionsbezirk, welcher in den Umgebungen des Niagara, zwischen dem Erie- und Ontariosee liegt. P. Neumann fand viele deutsche Ansiedler da, welche mit Freuden die lange entbehrten Tröstungen ihrer Religion empfingen, und sein Bestreben so lebhaft unterstützten, daß er bereits mehrere Schulen errichtet, den Bau von drei Kirchen begonnen und den vierten vorbereitet hat. Er wird in seinem Blockhause von den tief in den Wäldern wohnenden Kolonisten häufig besucht, und viele Andere, selbst Wilde, unternehmen unermüdet mehrere Tagereisen, um seiner Spur zu folgen; oft wird er auch mehrere Meilen weit an ein Sterbebette berufen, und so ist sein Leben eine beständige Wanderschaft. Bedenkt man dabei, daß er ohne alles sichere Einkommen ist und nur von dem lebt, was ihm die Armuth seiner Gemeinden mittheilt, so ist es begreiflich, daß es ein höherer Geist seyn müsse, der ihn aufrecht erhält, und ihm sein Loos nicht nur erträglich, sondern selbst zu dem seligsten macht. Von diesem Geiste wünscht er alle seine Nachfolger beseelt, nur dann verspricht er ihrem Wirken einigen Erfolg. „Hier," sagt er, „darf das Herz des Seelsorgers an nichts Freude haben, als an dem Seelenheil seiner Kinder. Liebt er Bequemlichkeit, Ehre, oder gar das Geld, so verliert er das Zutrauen; sein Wirken ist zu Ende." Obgleich auf diese Weise vielseitig in Anspruch genommen, verwendet er seine freien Stunden zu dem als Liebhaberei betriebenen Studium der Botanik, das in einer ganz neuen Pflanzenwelt ganz neue Reize findet. Er sammelte bereits Mehreres von dem Seltensten, und gedenkt es gelegenheitlich seinem Vaterlande als einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu verehren. Ein zweiter böhmischer Missionär, P. Clemens Hammer, hat sich auf dem Wege nach Amerika am 29sten Juli dieses Jahrs zu Havre eingeschifft. Er bringt den Gläubigen der andern Hemisphäre manche erfreuliche Gabe aus dem Vaterlande, unter andern ein großes Altarblatt von Kablik mit.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Königin Victoria. Vorbereitungen auf den Lord Majorstag.

Häufiger noch reitet die Königin aus, und von den verschiedenen Pferden, welche in tüchtiger Schule für die königliche Jungfrau abgerichtet, aber keineswegs zu unerschütterlicher Gelassenheit niedergeritten worden sind, scheint sie am liebsten einem Eisenschimmel die lange, gekräuselte, schwarze Mähne zu klopfen. Und wenn das Thier dann stolzer den feinen Mohrenkopf hebt, das silberne Gebiß beißt, daß der weiße Schaum herabtropft, und wie auf Sprungfedern die kleinen Hufe treten, so sieht man, der Eisenschimmel weiß, daß eine Königin, und fühlt, daß eine geschickte Reiterin ihn zügelt. Ein bis zum Boden niederreichendes Kleid von feinem grünen Tuch umschließt ihre zarte, aber volle Gestalt; in der nationalen Kunst, den schwarzen Biberhut aufzusetzen, wetteifert die Tochter einer deutschen Mutter siegreich mit der edelsten Engländerin, und kein Schleier fällt vom Hute nieder, und der einzige Juwel an der Person der Königin ist ihre Jugendfrische. Die Natur hat ihr einen hohen Wuchs versagt, allein zu Roß erscheint sie gleich hoch mit der Herzogin, ihrer Mutter, die, eine hohe Frau, ihr meist zur Seite reitet, und sitzt so edel, daß von den zwölf und mehr vornehmen Herren ihres Gefolges mancher auf seinem Pferde doppelt stark umherzubaumeln scheint. Und wo immer Menschen versammelt stehen, die Königin erwartend, da sind die Kutscher und Jockei's angewiesen, langsam zu fahren, da muß auch der Eisenschimmel den Schritt zähmen, und die Königin dankt, zur Rechten und zur Linken, mit gleicher Huld dem Edelmanne und dem Bauer.

Am 15ten November steht die Eröffnung des Parlaments bevor, und da mit dieser die Londoner Season beginnt, so wird London in seiner ersten Season unter der neuen Regierung endlich einmal eine vernünftige haben, eine aus der guten alten Zeit, wo die Menschen, um sich zu amüsiren, nicht die glühenden Sommer-, sondern die kühlen Wintermonate in den hiesigen Salons zubrachten. Die Season wird dessenungeachtet eine sehr glänzende werden; die erwähnte Loyalität der vornehmen und reichen Engländer wird sich auf's Neue bewähren. Was im Jahr 1836 abscheulich gemein — shocking vulgar — gewesen wäre, nämlich sich vor Weihnachten in London blicken zu lassen, wird im Jahr 1837 durch die Königin zur Eleganz gestempelt werden. Ob das Jahr 1838 in die bisherige Unvernunft zurücksinken oder die neue Regierung auch den Ruhm gewinnen wird, die Londoner Season vernünftig zu machen, möchte vor der Hand allerdings ungewiß seyn. Genug, es ist jetzt die Absicht der Königin, wie es früher der Wunsch der Herzogin von Kent war. Allein vor Eröffnung des Parlaments ist noch ein wichtiger Tag, der 9te November. Es ist kaum zu glauben, wie viele Köpfe und Hände dieser Tag bereits seit Wochen in Thätigkeit setzt. Man nimmt ein Zeitungsblatt zur Hand, und ein Avertissement nach dem andern und ein Artikel nach dem andern handeln vom 9ten November. Eine Menge Neugieriger suchen in der City Fenster zu miethen, die Häuserbesitzer in den betreffenden Straßen bieten ihre Fenster an, und die geforderten und bewilligten Preise betragen hie und da fünf Guineen für den Kopf. Dann benuzt jeder Krämer den 9ten November, um unter dieser interessanten Rubrik sich und seine Waaren einem vergeßlichen Publikum in's Andenken zu rufen, und es ist lächerlich, aber wahr, daß selbst ein Bandagenfabrikant zu solchem Reizmittel gegriffen hat. Wo ein Artikel aus der City steht, da steht gewiß auch etwas vom 9ten November. Bald werden die Hausbesitzer bedeutet, an jenem Tage weder Bänke, Stühle, Tische und dergleichen vor ihre Häuser zu stellen, noch Gerüste zu erbauen oder früher erbaute stehen zu lassen. Bald werden sie erinnert, ihre Fenstersbrüstungen, Altangeländer und die steinernen Einfassungen ihrer Dächer, nach Vorschrift einer unter Wilhelm III. ergangenen Parlamentsakte, zu untersuchen und nöthigenfalls zu repariren. Bald spricht der Lord Mayor ihnen seine feste Ueberzeugung aus, daß Jeder die Fronte seines Hauses mit Teppichen und Blumengewinden behängen und Abends stattlich erleuchten werde, von Seiten eines obersten Magistrats eine höchst artige Manier, seinen Willen kund zu thun. Bald werden die Straßen angegeben, durch welche am 9ten November weder Pferde, noch Wagen, noch Karren, sondern bloß Menschen passiren dürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 9. November 1837.

— Tantum series juncturaque pollet.
Horat.

Techniſche Reiſeerinnerungen.

(Beſchluß.)

Von hier trat ich in ein anderes geräumiges Zimmer, wo die Köpfe an die Schäfte nicht angeſchlagen, ſondern angegoſſen werden. Dieſes ſeltener angewendete Verfahren iſt zwar viel leichter und produktiver als erſteres, liefert aber ein weniger dauerhaftes Fabrikat. Auch hier finden wieder dreißig bis vierzig Kinder Beſchäftigung. Jedes Kind hat eine Form vor ſich, welche zum Gießen von fünfzig und mehr Köpfen auf einmal eingerichtet iſt. Damit der Guß feſthält, ſind die Schäfte vorher an derjenigen Stelle, wo der Kopf hinkommen ſoll, durch eine der oben erwähnten Wippe ganz ähnliche Vorrichtung rauh geſchlagen worden. Das Kind nimmt nun eine Handvoll Nadelſchäfte und bringt ſie auf die eine Hälfte der Form in Rinnen, welche dicht neben einander liegen und ſich in halb kugelförmige Grübchen endigen; ſodann deckt es die zweite korreſpondirende Formhälfte, welche durch Charniere mit der erſteren verbunden iſt, darüber, ſo daß nun das ſtumpfe, raubgeſchlagene Schaftende von einer kugelförmigen Höhlung umgeben iſt, welche nur noch durch die Maſſe ausgefüllt werden darf. Ueber alle dieſe kleinen Höhlungen geht eine Rinne, von deren Grund kleine Gießlöcher in die einzelnen Grübchen gebohrt ſind. Wenn alle Formen zum Guſſe bereit ſtehen, ſo füllt ein erwachſener Arbeiter die Compoſition, deren Bereitung ein Geheimniß iſt, aus dem Schmelztiegel in einen Trichter mit feiner, durch eine Art Hahnen verſchließbarer Mündung. Er hält die Trichteröffnung über die nächſte beſte Form, öffnet den Hahnen und fährt in einem Striche über alle Gießlöcher in der Rinne hinweg, wodurch ſich alle Kopfhöhlungen füllen. Dies iſt das Werk einer Sekunde. So ſchnell wie möglich eilt der Mann nun zu einer zweiten, dritten, vierten Form und füllt ſie auf dieſelbe Weiſe. Der Knabe aber ſchlägt, ſobald der Guß erkaltet iſt, die Form auseinander, nimmt die nunmehr mit Köpfen verſehenen, zum Theil noch an einander hängenden Stecknadeln heraus, trennt das überflüſſige Metall und bereitet die Form zu einem zweiten Guſſe vor. Von der ungemeinen Produktivität dieſer Methode kann man ſich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der erwähnte Arbeiter in Zeit von zwei Minuten an 2000 Stecknadeln mit ihren Köpfen verſehen hatte.

Nun ging es in den lezten Arbeitsſaal, worin ich gegen fünfzig Kinder von acht bis zwölf Jahren, und zwar zum größten Theile Mädchen, mit Aufſtecken der Stecknadeln auf Briefe in emſiger Thätigkeit erblickte. Mit dieſer Arbeit, welche mit großer Behendigkeit und Geſchicklichkeit gehandhabt wird, ſchließt ſich die Kette der verſchiedenen techniſchen Akte, welche den rohen Draht in zweckmäßig

geordneten Uebergängen allmählig in die zur Verpackung fertige Stecknadel umwandeln. Jedes Kind hat vor sich eine Art Mulde, in welcher die Stecknadeln verworren durcheinander liegen. Wenn es nun jede Stecknadel einzeln aufsuchen und an's Papier stecken wollte, so würde diese Operation vielleicht mehr Zeit und Arbeit kosten, als die Verfertigung der Stecknadel vom Anfang bis zum Ende. Daher kommt es erstens darauf an, die Stecknadeln so zu ordnen, daß eine gewisse Quantität auf einmal bei den Köpfen gepackt werden könne, zweitens, dieselben in größeren Partien zu zehn oder zwölf auf einmal auf das Papier zu stechen, und zwar in gleichen Distanzen. Zu dem Ende ist das muldenförmige Behältniß, worin die Stecknadeln liegen, um ein Are drehbar, und der Boden desselben ist reihenweise von mehreren schmalen Ritzen durchbrochen. Indem das Kind die Mulde einige Male hin und her schwingt, gerathen die Nadeln in die Ritzen, können aber nicht ganz durchfallen, sondern bleiben an den Köpfen hängen, die Spitzen nach unten gekehrt; nun packt es mit dem Daumen und dem Zeigefinger eine Anzahl Nadeln und legt sie in gehöriger Ordnung auf den eigentlichen Aufsteckapparat, welcher eben so einfach als sinnreich ist. Er besteht aus einem horizontalen messingenen Lineal, so lang als die Breite des Briefs und so breit als zwei Drittel der Stecknadellänge, welches seiner Breite nach mit so vielen kleinen, gleichweit von einander abstehenden Rinnen versehen ist, als der Brief Stecknadeln in einer Reihe enthalten soll. Vor diesem Lineal ist eine Vorrichtung, welche das Papier an der Stelle bricht und einklemmt, wo die Nadeln durchgestochen werden sollen. Das Kind nimmt also, wie oben bemerkt, eine Anzahl von etwa dreißig Nadeln aus der Mulde und streicht sie über das Messinglineal, wobei jede Nadel in eine Rinne so zu liegen kommt, daß alle Köpfe über die eine Kante des Lineals hervorstehen. Auf diese Weise liegen durch einen Strich alle Stecknadeln in Reih und Glied so neben einander vor dem Papiere, daß es nur eines leichten Drucks mit der Hand auf die Köpfe bedarf, um zehn bis zwölf Stecknadeln auf einmal auf den Brief zu stechen. Diese einzelnen Manipulationen gehen so rasch vor sich, daß im Durchschnitt jedes Kind in einer Minute einen Brief liefert. — In demselben Saale bemerkte ich außerdem noch mehrere Knaben, welche das ganze Quantum der producirten Stecknadeln noch einmal belesen und die fehlerhaften Stücke aussondern; andere waren ausschließlich damit beschäftigt, die krummen und verbogenen Nadeln auf einem kleinen Amboße wieder gerade zu klopfen.

Mit der Stecknadelfabrikation vereinigt dieses Etablissement auch noch die Fabrikation der Häftchen und Haarnadeln, aber in einem beschränkteren Maßstabe. Das Häftchen geht durch drei Hände; ein Knabe zerschneidet mit Benutzung des Schaftmodels den Eisen- oder Messingdraht in Stücke von gehöriger Länge, ein zweiter Knabe bildet mittelst eines einfachen Instruments an beiden Enden des Drahtstückes ein kleines Oehr, der dritte Knabe endlich biegt den Draht nur noch um einen dünnen Cylinder, um das fertige Häftchen zu erhalten. Das zugehörige Häckchen durchläuft auf ähnliche Weise vier Hände, ehe es vollendet ist. Die Fabrikation der Haarnadel ist noch einfacher; die geraden Drahtstücke werden zuerst an beiden Enden auf dem Spitzringe flach zugespizt, dann in der Mitte umgebogen.

In hohem Grade befriedigt verließ ich das Etablissement. Wenn man, wie ich, kurz vorher eine Fabrik, wie die des John Cockerill in Seraing gesehen hat, so sollte man kaum denken, daß die Fabrikation einer Waare, deren geringer Einzelwerth zum Sprüchwort geworden ist, das Interesse noch anzuregen im Stande sey. Aber eine Stecknadelfabrik besizt einen eigenthümlichen, ich möchte sagen verführerischen Reiz, der einen industriösen Kopf leicht zu ähnlichen Unternehmungen hinreißen kann. Man sieht das Ganze beinahe ausschließlich durch Kinder betrieben, welche hier eine, ihrem zarten Alter und ihren Kräften angemessene Beschäftigung finden und dabei einen geringen Arbeitslohn in Anspruch nehmen; man überzeugt sich mit eigenen Augen von den unverkennbaren Vortheilen einer selbst bis auf die kleinsten Details ausgedehnten Arbeitstheilung; das Auge sieht sich vergebens nach großen complicirten Maschinen um, man erblickt nur höchst einfache, aber unendlich viel leistende Apparate zur Unterstützung der Handarbeit; der zu verarbeitende Stoff ist wohlfeil, der Absatz der Waare muß sehr bedeutend seyn, denn in unzähliger Menge geht die Stecknadel aus den lezten Händen hervor; kurz, es vereinigt sich hier Alles, was den technischen Nachahmungstrieb zu erwecken im Stande ist.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortsetzung.)

Wir haben eine solche Menge von Novellen, warum schreibt man nicht solche, die besonders zum mündlichen Vortrag in einer gebildeten, heitern Gesellschaft geeignet sind? Warum verzichtet der Dichter auf diese so reizende Beihülfe, die ihm der graziöse und lebhafte Vortrag eines jungen Mädchens gewähren muß? Welches Lüstre muß eine kleine, scherzhafte Geschichte erhalten, wenn schöne Lippen mit dem süßesten Lächeln die Perioden runden und der Glanz schöner Augen mit dem Glanz geistreicher Effektstellen zusammentrifft? Und dann ein bequemer Fauteuil, eine duftende Tasse Thee, ein brennender Kamin, ein warmer Teppich und eine im verhüllten Glanze schimmernde Lampe — was können diese Dinge nicht bewirken, um,

zuſammengenommen, ſelbſt die ſchalſte Erzählung amuſant erſcheinen zu laſſen? Aber freilich, unſere unendlich langen Novellen werden ſich nie vortragen laſſen; es müßten jene kurzen, niedlichen Geſchichtchen ſeyn, wie Boccaz ſie erfindet und erzählt, nur ſittſamer, einem Salon unſerer Tage angepaßt. Es müßten jene witzigen, halb albernen, halb ſpöttiſchen Mährchen ſeyn, wie Lafontaine ſie erzählt, nicht ernſthaft genug, um den Verſtand wach zu rufen, und nicht frivol genug, um die Phantaſie durch unnütze Sprünge zu ermüden. Wie die Stücke des Gozzi müßten dieſe Geſchichten Platz für den Improviſator laſſen, um manchen muthwilligen Scherz, manche dreiſte, luſtige Anſpielung auf den Zuhörerkreis einzuflechten; es könnten ſogar zwei Erzähler ſich in eine Novelle theilen und Einer den ernſten Theil, der Andere den ſcherzhaften übernehmen, ein junges Mädchen die Schilderungen der Liebe vortragen und ſo gleichſam den lyriſchen Theil mit einem ſanften Organ hervorheben, und den derbern Stoff, die Satire, den Humor dann ihrem Nachbar abtreten. Was ließe ſich nicht Alles machen, um die Langeweile eines „Abends nach der Mode“ ein wenig zu verſcheuchen!

Aber ich kehre wieder zu meiner kleinen Scheherazade zurück. — Es waren einige Wochen vergangen, in denen ſie der ſchlafloſen Baronin Geſchichtchen erzählt hatte, da ereignete ſich das Wunder, daß der Salon dieſer Dame, der ſonſt durch Oede und Verlaſſenheit einen niederſchlagenden Anblick darbot, ſich nach und nach zu beleben anfing, und daß da Gruppen ſich zuſammenfanden, von denen man nicht begriff, wie ſie gerade in dieſes Haus kamen. Es waren lebhafte Frauen, geiſtreiche Männer, und dann jene geheimnißvollen Weſen, die im Rufe ſtehen, durch ein bloßes Zeichen, ein kleines hingeworfenes Wort, einen halbdeutlichen Wink ganze Stadtviertel in Bewegung zu ſetzen. Man wußte zum bewundern genau die Stunde anzugeben, wo dieſe Weſen in dieſem oder jenem Hauſe ſich befanden. Waren es Männer, ſo zog ein ganzer Schwarm ihrem Frack, der Form ihres Hutes, der Farbe ihrer Handſchuhe nach, waren es Damen, ſo hing der Blick von hundert Frauen unausgeſetzt an den Puffen ihrer Ermel, an den Federn ihres Hutes, an dem Ueberzuge ihrer Mäntel. Immer waren aber dieſe geheimnißvollen Weſen der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit von Tauſenden. Sie konnten ſich vor ihrem zahlreichen Cortege nicht in Sicherheit bringen; das Schickſal hatte ſie einmal aus der Menge herausgeriſſen und ſie trugen die ganze Laſt der Mode und der Berühmtheit. Von dieſen Weſen fanden ſich nun einige in dem Salon der Baronin Bändler ein. Wo gab es jetzt eine glücklichere Frau als ſie! Man ſprach jetzt von ihr, man ſprach jetzt von ihrer Haube, auf der ein Bouquet gelber Roſen prangte, man ſprach jetzt von ihrem Service und ihrem Kaminſchirm. Es wurde Mode, im Zimmer der Baronin zu einer gewiſſen Stunde zu ſitzen und Geſchichten anzuhören. Man ſtritt ſich um einen Stuhl, um ein gepolſtertes Tabouret, als wären außerordentliche Vergünſtigungen daran geknüpft. Wer nah am Kamin ſaß, wurde beglückwünſcht, wer alle Abende kommen durfte, war ein Gegenſtand des Neides, wer auch nur an der Thüre ein beſcheidenes Plätzchen fand, konnte vom Schickſal für begünſtigt gelten. Und alle dieſe bewundernswürdigen Wirkungen brachte meine gute Schweſter hervor. Sie erzählte, und — die halbe Stadt hörte ihr zu. Aber ſie hätte unmöglich alle Abende erzählen können, wenn ſie auch dazu in ihrer unerſchöpflichen Phantaſie Stoff gefunden: es fanden ſich bald welche, die ihr die zu ſchwer werdende Bürde abnahmen.

Zu den ausgezeichneten unter den Remplaçans der ſchönen Emilie gehörte ein junger Dichter, ein Talent von ausgezeichnetem Rufe; nach ihm eine Marquiſin, die kleine Geſchichten, untermiſcht mit Geſang, vorbrachte; dann ein alter Obriſt, der hie und da ein munteres Jagdabenteuer einſchalten durfte, ein Diplomat, der in der Manier des Freiherrn von S—a Hofanekdoten, ziemlich ſtark gefärbt, vortrug, und noch manche Andere. Aber ſie Alle erkannten die ſchöne Emilie als ihr Oberhaupt. In der That, die dicke Baronin konnte jetzt immerhin ſchlafloſe Nächte haben, ſie beklagte ſich nicht mehr darüber, denn ſie war eine Femme du monde geworden, und ein ſolches Vorrecht erkauft man nie zu theuer.

Mein Vater ſpürte die auffallendſten Vortheile von dieſer Umwandlung. Er hatte es jetzt plötzlich mit einem Gläubiger zu thun, der mit ſich handeln ließ. Mein Vater dachte ſogar daran, ſein altes Schloß wieder zurück zu erobern. Meine Mutter ſah ſich von Neuem mit dem Bette Karls des Kahlen und der Toilette der Königin Brunhild bedroht, in mir erwachten wieder alle Träume der Ritterwelt. Der Schluß jedoch dieſer kleinen anſpruchloſen Geſchichte beweiſt, daß ſich Zuſtände, die einmal da geweſen, nie wiederholen. Meine Schweſter war wider Willen in's Haus der Baronin gezogen, und man hätte jetzt durch die härteſten Zwangsmittel ſie kaum wieder daraus entfernen können. Sie war umgewandelt und auf die Seite unſerer Feinde getreten; mit Einem Worte, Guſtav, der Sohn des Bankiers, hatte ſich ihr Herz zu eigen gemacht. Man erzählt nicht ungeſtraft drei Jahre hintereinander Liebesgeſchichten: endlich verſtummt die Beredſamkeit der Lippe vor der des Herzens. Wie rührend wußte Emilie die Geſchichte Aſchenbrödels zu erzählen, eines armen, verlaſſenen Kindes, das ſeinen Schuh und ſein Herz verliert. Wie erſchütternd klangen in ihrem Munde die Klagen des Mädchens, und wie glänzend trat aus dem Hintergrunde ihres wundervollen Bildes der ſchöne Prinz hervor, der Aſchenbrödel zu Glück und Ehren bringt. Guſtav zögerte nicht einen Augenblick, ſich die Rolle des Prinzen zuzueignen. Er ſah im Spiegel ſeine

dunkeln Locken, das zarte Oval seines Gesichts und dessen etwas bleiche Farbe, und gerade so hatte Emilie den Prinzen geschildert. Von dem Momente dieser Entdeckung an gab er einen aufmerksamen Zuhörer im Salon seiner Mutter ab, und Emilie ihrerseits versäumte nicht, am Fenster zu stehen, wenn er gegen Mittag auf dem schönen neuerkauften Pferde dahersprengte. Auch die äußern Umstände paßten so ziemlich auf das Mährchen von Aschenbrödel. Zwar war die schöne Emilie nicht verwaist, sie mußte nicht in der Küche das Geschirr reinigen, während ihre Schwestern auf den Ball fuhren; allein sie war dessenungeachtet die Arme und Gustav der Reiche.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Vorbereitungen auf den Lord Majorstag.

Bald wird männiglich aufgefordert, in jenen Straßen sich anständig zu verhalten, nicht zu drängen und zu schlagen, und vor allen Dingen sich nicht zu betrinken. Bald wird bekannt gemacht, daß für den 9ten November die Polizei durch besonders vereidete Constables verstärkt und angewiesen worden sey, wider etwaige Ruhestörer und unordentliche Personen mit Nachdruck zu verfahren, sie ohne Ansehen des Ranges und Standes zu verhaften und auf vierundzwanzig Stunden einzusperren. Und die Sheriffs und Aldermänner in der City sind seit lange nicht so thätig gewesen, und in den gemeinen Rathssitzungen dieser Herren ist seit lange nicht so wenig geschlafen, so lebhaft gesprochen und eine solche Quantität schlechter Späße gemacht worden, als seit es die Berathung der Feier des 9ten November gilt. Comité's aller Art, aus ihrer Mitte erwählt, sitzen von früh bis Abend; das eine hat darauf zu sehen, daß die erwähnten Straßen wohlgepflastert und gehörige Massen gelben Sandes zum Ueberstreuen vorhanden seyen; ein anderes hat die Reparatur des Stadtschwertes zu besorgen, an dessen mit guten Perlen besetzter Scheide, sonderbar genug, gerade die kostbarsten sich unlängst absentirt haben; ein drittes leitet die Ausschmückung des großen Saales in Guildhall und erörtert die Frage, ob Galerien gebaut und ob, im Fall der Bejahung, auch andere Damen als die Verwandten der Magistratsherren eingelassen werden sollen; ein viertes wählt die ruhigsten, besonnensten und stärksten Klepper für die jüngsten, schönsten und des Reitens am wenigsten unkundigen Mitglieder des gemeinen Raths, deren Pflicht es ist, am 9ten November zu Roß zu erscheinen; ein fünftes kostet die Weine, die am 9ten November in Guildhall aufgesetzt werden; ein sechstes ordnet die Schüsseln für das Bankett an besagtem Tage; ein siebentes verfaßt die Adressen, Reden und Trinksprüche, die beim Mahle überreicht, gehalten und ausgebracht werden sollen, und ein achtes, neuntes und zehntes beaufsichtigt das Decken der Tafel, die Ab- und Einlieferung des Silbergeschirrs und die muthmaßliche Naschsucht der Dienerschaft. Dies nur eine Probe von der Zahl der sitzenden Comité's und ihrer Geschäfte. Sie alle zu nennen, ist schon deßhalb unmöglich, weil fast jeder im täglich versammelten gemeinen Rathe auftauchende Gedanke die Wahl eines besondern Ausschusses zur Folge hat. Schon ist in der Bankettshalle die Decke weiß getüncht, die Wände sind mit frischer Steinfarbe angestrichen, die Säulenknäufe neu vergoldet und die vierzehn darüber aufgestellten Schilde blank geputzt. Schon strahlen Gog und Magog, die beiden gigantischen, weltberühmten Cityhelden, in verjüngtem Glanze. Der Schneider hat ihnen neue Kleider angezogen, der Waffenschmied neue Rüstungen gegeben, der Maler ihre Gesichter überpinselt und der Vergolder dem Einen die Lorbeerkrone und dem Andern den Helm mit dem Eichenlaubkranze in frisches Gold getaucht. Nur Schwert und Streitart fehlen ihnen noch, und der betreffende Ausschuß ist zur Zeit stark in Zweifel, ob es nicht ziemlicher, sie für den 9ten November gar nicht zu bewaffnen; sein Bedenken soll in einer besondern Rathsversammlung erörtert werden. Der Beschluß hingegen, neue Dielen und neue Teppiche zu legen, war ein so einhelliger, daß die das Comité bildenden, zufällig aus Holz- und Teppichhändlern bestehenden Mitglieder auch sofort die Anschaffung — auf gemeine Kosten — übernommen haben. Kurz, nach den Vorbereitungen zu urtheilen, wird es am neunten dieses Monats in der City ungeheuern Spektakel geben. An diesem Tage soll geschehen, was seit 1761 nicht geschehen ist: der Lord Mayorstag soll durch die Gegenwart derjenigen verherrlicht werden, die jetzt Englands Krone trägt. Georg III. war der Letzte, der in gedachtem Jahr dem Guildhallschmause beiwohnte. Sein Thronnachfolger, Georg IV., erhielt keine Einladung der Art. Er hatte als Regent an dem im Jahr 1814 dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen gegebenen Bankette Theil genommen, und da dieses Bankett die City mehr als 25,000 Pfund Sterling gekostet, so achtete man ihn bei seiner Thronbesteigung für abgespeist. Dann kam Wilhelm IV., und daß dieser durch anonyme Drohungen sich vom Erscheinen abhalten ließ, ist eine Thatsache, an welche ich nicht zu erinnern brauche, und welche sein dereinstiger Geschichtschreiber Mühe haben wird, mit seinem gerühmten seemännischen Muthe zu vereinigen. Außer diesen zwei Fällen kennt die englische Geschichte nur noch einen, daß ein König über England geherrscht, ohne einmal am Lord Mayorstage — dem alten Style nach am 29sten Oktober — mit dem Lord Mayor gespeist zu haben. Dies war Jakob II., und der Grund kein anderer, als weil die Krone zwei Jahre vor seiner, im Februar 1685 erfolgten Thronbesteigung der City ihren Freiheitsbrief genommen und er gesäumt, ihn ihr zurückzugeben. Aber so glänzend auch die Anstalten sind, welche zu Königin Victoria's Empfang jetzt getroffen werden, es dürfte doch den Herren des gemeinen Raths schwer genug fallen, ihre Proklamation wahr zu machen, daß der jetzige Glanz jeden frühern übertreffen solle, ja schwer genug, auch nur manchen frühern zu erreichen. Im vierzehnten Jahrhundert speiste mit Henry Picard an dessen Ehrentage Eduard III. In vollem Königsschmuck begleiteten ihn Johann, König von Frankreich, David, König von Schottland, und Peter, König von Cypern. Ein Jahrhundert später bewirthete der fabelhaft reich gewordene Whittington Heinrich V. Das kostbarste Gewürzholz loderte im Kamine, und in das lodernde Feuer warf Whittington eine Verschreibung des Königs über 60,000 Pfund Sterling. Und wieder ein Jahrhundert später speiste Königin Elisabeth mit Sir Thomas Gresham, und was trank dieser auf der Königin Gesundheit? die pulverisirte Perle, die der Königin zu hoch im Preise gestanden. Nun, es wird sich zeigen, ob die Herren des Raths etwas im Schilde führen, was solche Vorgänge überwiegen kann. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 10. November 1837.

Have you a mind to sink?

Shakespeare.
The tempest.

Atlantiſche Skizzen.

Von Guſtav v. Heeringen.

I.

Dunkelblau war der Himmel, dunkelgrün der Strom, und ein Nachmittag, hell glühend, wie ein reiner Diamand, ohne Zittern der Luft, ohne jene elektriſche Schwüle, wie ſie den heißen Tagen des Nordens eigen iſt, lachte über dem Tajo und umarmte die ſchönen, weichen Küſten von Eſtremadura. Wie lieblich das Grün ihrer Haine und Berge gegen den Himmel abſtach, wie feierlich die marmornen Dome von Liſſabon emporragten! Unter mir rollte der Strom und trug mit unzufriedenem Rauſchen das überladene Boot, auf welchem nebſt mehreren andern Paſſagieren und zahlloſen Kiſten, Koffern und Ballen auch ich und meine wenigen Habſeligkeiten ſich befanden. Um eine dieſer lezteren hatte ich, im Boote liegend, meinen Arm geſchlungen; ſie war rauh, haarig, voller Leben, Beweglichkeit und Appetit nach Roſinen und Maiskörnern, Orangen und Mandeln, von denen ſich ein großer Vorrath in einem ſchönen bunten, von Aloefäden geflochtenen Handkorb befand, der auch einen Theil meines Gepäckes bildete und ein Geſchenk Mariquinhas war. Gewöhnliche Menſchen würden das armlange Subjekt, deſſen Kopf meine Hand ſo gemüthlich ſtreichelte, ſchlechtweg einen Affen genannt haben, mir war es mehr: es war in dem Augenblick der Theilnehmer meines Schickſals. Er ſtammte aus Mariquinhas Loja und koſtete mich zehn Cruſados. „Macacc,“ flüſterte ich in ſein Ohr, während ich ihm eine Mandel zu verſpeiſen gab, „ich habe dein Schickſal an das meinige geknüpft, und du mußt Portugal mit mir verlaſſen, dieſes Land der Sonne und der Orangen und der Granaten. Schwillt dein Herz nicht vor Wehmuth, Macacc? Sieh dich noch einmal um nach Mariquinhas hoher Stadt! Winke ihr mit deiner ſchwarzen Hand ein Lebewohl! Wie ihre Thürme allmählig verſchwinden! Schon iſt Alfama nicht mehr ſichtbar und O Mejo tritt in den Hintergrund. Bald wird dieſes ganze prachtvolle Bild nur noch unſerer Erinnerung angehören.“ Macacc, der noch kein Deutſch verſtand, ſchien wenig von dieſer elegiſchen Klage gerührt, ſondern ſah mich, da ſeine Mandel eben verſpeist war, mit jenem menſchlichgemeinen Ausdruck und der Geberde an, welche da ſagt: Es iſt alle, gieb mehr her! Irmao, Mariquinhas Bruder, ein brauner, ſchöner achtzehnjähriger Burſche mit offener Bruſt und ſchwarzen, fliegenden Locken, der auf dem höchſten Ballen Platz genommen hatte, ſo daß es ausſah, als ſey er der König des Bootes, lächelte auf uns, die wir zu ſeinen Füßen gelagert waren, mit einer Art von königlicher Anmuth nieder. Er verſtand und ſprach

franzöſiſch, aber mit dem tiefen, dunkeln, ſüdlichen Accent von Portugal. Wenn er es redete, glichen ſeine Worte einer bekannten Landſchaft, die man durch ein rothgefärbtes Glas betrachtet. „Wie muß ich ihn regieren, mit Milde oder mit Strenge?“ fragte ich zu ihm hinauf, indem ich auf meinen Schickſalsgefährten wies, und Irmao erwiderte: „Nach den Umſtänden, mein Herr.“ — „Sehr richtig, Irmao, und der iſt ein wahrer Philoſoph, der ſich am beſten in die Umſtände fügt; meinen Sie aber nicht, daß die unſrigen recht ſchlimm werden könnten, noch ehe wir Belem erreichen? Das Boot geht zu tief, wir haben keine Hand breit Bord und der Strom iſt unruhig.“ — „Senhor, das iſt er immer hier. Wir ſind auf der Höhe von Pampulia und Alcantara. Aber meiner Treu, das Boot geht tief und die Barqueiro's ſind ſo ſtill!“

Das war gegründet. Ernſt und düſter verrichteten die Schiffer ihre Arbeit und antworteten nicht ein einziges Mal auf tauſend Fragen, welche vier bis fünf im Boot befindliche Damen, die vor Angſt vergingen, bald in franzöſiſcher, bald in portugieſiſcher Sprache unaufhörlich an ſie richteten. Offenbar hatte das Boot zu viel geladen; es war dem Sinken nahe und wir befanden uns, je mehr wir uns Belem näherten und je ſtärker die Wirkung des nahen Meeres in immer höheren Wogen ſichtbar ward, in wirklicher Gefahr. Verſchiedene Wellen ſtürzten in unſer Boot, welches bald emporgehoben, bald in die Tiefe geworfen ward. Die Seekrankheit meldete ſich bei den Damen, und indem ſie ihre widrigen Empfindungen ihrer Furcht beigeſellte, machte ſie ihren Zuſtand in der That qualvoll. Sie lagen einander weinend in den Armen oder beſtürmten die Barqueiro's mit den ſüßeſten Namen, ſie zu retten, im Fall das Boot ſänke. Dieſes Ueberladen von Booten, welche Paſſagiere mit ihrem Gepäck an Bord eben abſegelnder Schiffe bringen, iſt gar nichts Seltenes und rührt von der Habſucht der Schiffer her, die zulezt am wenigſten dabei wagen. Sie ſind alle geübte Schwimmer, haben ihren Lohn vorweg und wiſſen ſich zu tröſten, wenn ohne ihre Schuld ein Unglück geſchah. Es ſind übrigens die ehrlichſten Leute von der Welt, die niemals einen Paſſagier, der ſich ihnen anvertraut hat, berauben und über Bord werfen, was ſie doch auf der ungeheuren Fläche des Tajo, wo Niemand ihr Verbrechen entdecken würde, ſo füglich könnten. Mehr als einmal bin ich aus dem Pallaſt von Neceſſidades nach Pampulia hinunter gegangen und habe mich hier in dieſem öden Hafen voller Winkel, Vorſprünge und Treppen dem erſten beſten braunen Kerl anvertraut, der mich, wenn eben Ebbe war, aupackte, auf ſeine Schultern ſezte und ſo durch das ſeichte Waſſer nach ſeinem Boote trug. Ein Ruck ſeiner herkuliſchen Geſtalt, ein Stoß von ſeinen Fäuſten, ein Schlag mit der Ruderſtange, und es war geſchehen um den vorwitzigen Fremdling mit ſeiner goldenen Uhrkette und dem Aeußern, welches eine ziemlich volle Börſe verſprach. Doch niemals kommt ein ſolcher Fall vor, und das verdient laut geprieſen zu werden. Jezt aber theilte ſich die Angſt der Frauen und das beſorgte Weſen einiger Männer endlich auch mir mit, vielleicht in Folge der erſten Spuren von Uebelbefinden, erzeugt durch das Schwanken des Fahrzeugs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Beſchluß.)

Der Liebeshandel ging zwei Jahre im Geheimen fort, dann wurde er laut. Guſtav ward um meine Schweſter, und mein Vater erſchrack nicht wenig, als er um ſeine Einwilligung erſucht wurde. Er verweigerte ſie in den beſtimmteſten Ausdrücken. Meine Mutter war untröſtlich, denn ſie hatte ihrerſeits gegen dieſe Heirath nichts einzuwenden. „Warum,“ rief ſie, „ſoll ein junger Mann von Bildung, von untadelhaftem Betragen Emilien nicht heirathen?“ — „Aber, meine Beſte,“ erwiderte mein Vater, und in ſeinem Antlitz lag der ungemeſſene Stolz eines Mannes, der eine Stammburg beſeſſen hat, „kann ich dieſen Ritter, den ein Geldſack zum Ritter gemacht hat, kann ich ihn wohl einſt mit meiner Friedewide, oder Fredegunde, wie du ſie nennſt, auf die Burg hinaufführen, wenn ſie einmal wieder mir gehört? Müßte ich dann nicht erröthen und erſchienen nicht alle meine Pläne und Ausſichten als eine zweckloſe Spielerei? Nein, nein; es iſt ganz gut, daß meine edle Tochter dieſen Leuten etwas erzählt hat; der Adel kann dem Bürger ſchon was erzählen, er hat Erinnerungen, Traditionen, die jenem fehlen; aber weiter darf es nicht gehen. Eine Heirath hier zu ſtiften, wäre ſehr thöricht, und alle Ritterbücher und Turnierordnungen ſind dagegen.“

Dieſe Sprache meines Vaters zeugt von ſeiner gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Welt. In Wahrheit lebte er auch ganz ſeinen Grillen und Abenteuerlichkeiten; er war um dreißig Jahre in ſeinem Ideengange zurück geblieben; man nannte ihn im Städtchen nur den alten Ritter. Er war der alte, verknöcherte Adel im Gegenſatz zu Emilien, die den modernen Adel, den Adel der Geſinnung, die ſchöne Hinneigung für die lebendigen Weltintereſſen bezeichnete. Und in der That, dieſes Bild iſt paſſend: wenn wir unſere alten köſtlichen Erinnerungen, unſere geweihten Traditionen, unſere Folianten mit ehrenwerthen Namen und Thaten nur dazu anwenden, daß

ſie dem friſchen Leben als bunter, farbenvoller Teppich dienen, wenn wir manche Beiſpiele alter Zeit als ein luſtiges Geſchichtchen im Salon und nicht als eine zänkiſche Streitfrage auf dem Markte der Politik behandeln, ſo gewinnen die Gegenſätze ſogleich ein verträglicheres Anſehen, ja ſie hören zuletzt ganz auf Gegenſätze zu ſeyn.

Meine Mutter gab es auf, dieſe und ähnliche Anſichten meinem Vater beizubringen, aber ſie wollte auf der andern Seite weder Guſtav noch Emilien unglücklich machen. Der Lebensweg meiner Schweſter nahm jetzt etwas von dem Ungewöhnlichen und Romantiſchen an, das immerdar in ihren Erzählungen geherrſcht hatte. An einem Abende, als wieder im Salon die Geſellſchaft ſich verſammelte, machte Emilie ihr altes Recht geltend. Sie erzählte unter veränderten Namen ihre eigene Geſchichte. Sie ſelbſt machte ſich zur Prinzeſſin, Guſtav zum Prinzen, und eine böſe und eine gute Fee arbeiteten abwechſelnd an Vereinigung und Trennung des Liebesbündniſſes. Nie hatte Emilie ſo anmuthig erzählt, ihre Stimme, ihr Mienenſpiel hatten noch nie einen ſo weichen Zauber entfaltet, aber ſie erzählte ja auch die Geſchichte ihres eigenen Herzens, eine Geſchichte, die ein Mädchen nie ſchlecht erzählen wird. Guſtav hörte aus der Ferne zu, ſeine innere Bewegung war ſo heftig, daß er fürchtete, ſie würde ihn verrathen, wenn er näher käme. Der Kreis der Zuhörer lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Diejenigen, welche um das Geheimniß wußten, errietben in dem poetiſchen Spiele, wo das Mährchen aufhörte und die Wirklichkeit begann; die Nichteingeweihten fanden die Erzählung ganz beſonders rührend, ohne angeben zu können, worin dieſes Rührende beſtand.

An dieſem Abend war zufällig ein wirklicher Prinz, nicht bloß einer im Mährchen gegenwärtig. Er ſah die ſchöne Scheherazade zum erſten Mal, und er fand, daß der Ruf nicht zu viel von ihr gerühmt. Er kannte ihre Geſchichte, und wußte auch, daß die Weigerung des Vaters die Quelle ihres Unglücks ausmachte. Es war ſonſt nicht ſeine Sache, ſich in Liebesangelegenheiten zu miſchen, allein hier empfand er einen unwiderſtehlichen Drang dazu. Als meine Schweſter ihre Erzählung beendet hatte und die Geſellſchaft ſich zu zerſtreuen begann, fand er eine ungezwungene Gelegenheit, mit Emilien zu ſprechen. Mit jener Leichtigkeit, die in der großen Welt erreicht wird, und in die ſich bei einem edlen Charakter ſo ſchön die Sprache des Vertrauens und Gefühls kleidet, kündigte er ſich ihr als den Vertrauten ihres Geheimniſſes an. „Ich ſtehe leider nicht mit der guten Fee in Verbindung, von der Sie Hülfe erwarten,“ ſagte er; „allein ich kann vielleicht, wenn Sie mich dazu autoriſiren, mit Ihren Freunden gemeinſam wirken, um die nachtheiligen Zurüſtungen der böſen Fee unwirkſam zu machen.“ — Emilie erröthete, und der Prinz nahm dieſes Erröthen für ein Zugeſtändniß, und hielt ſich von dieſem Augenblicke an für berechtigt, für das Glück meiner Schweſter zu ſorgen.

Er benuzte ſeine Macht, um eben ſo vorſichtig als ſicher zu gehen. Zuerſt forſchte er die Geſinnung des alten Bankiers aus und fand, daß er von ſeiner Frau beherrſcht wurde, und die Baronin günſtig zu ſtimmen, konnte nicht ſchwer fallen. Die größte Schwierigkeit blieb übrig, die hartnäckige Weigerung meines Vaters zu beſiegen. Mit der Zuſtimmung der Eltern Guſtavs verſehen, ging er daran, den alten Ritter auf ſeine Seite zu bringen. Es gelang ihm, und zwar durch folgendes Mittel.

Der Prinz gab einen glänzenden Maskenball. So wenig dies auch im Geſchmack der Zeit war, ſo hatte ſich dennoch ein Theil der Geſellſchaft entſchloſſen, in die alten grauen Zeiten des Ritterthums zurückzukehren. Aus einem hellerleuchteten Saal, wo eben die frivolen Arien Roſſini's verklangen, und in geläufigen Phraſen eine moderne Converſation hinſchwirrte, öffnete ſich mit einem Male der Zugang zu einer düſtern Klauſe des neunten Jahrhunderts. Es war das Gemach des getreuen Eginhards, des Lieblings Karls des Großen. Man ſah den blühenden Jüngling vertieft in Bücher und Papierrollen; Zitherklänge erſchollen und weckten ihn aus ſeinen Träumereien. Die ſchöne Emma erſcheint, und eine verliebte Scene geht in blühender Sprache an den Zuſchauern vorüber. Ein Page des Kaiſers überraſcht die Liebenden, und dieſe, dem Verrathe und allen ſeinen Folgen preisgegeben, zittern für ihr Leben. Sie machen Verſuche, ſich zu retten; ein mißgünſtiges Geſchick vereitelt dieſe. Die finſterſten, drohendſten Gewölke ſcheinen ſich über ihren Häuptern zuſammenziehen zu wollen, da erſcheint der Kaiſer. Sein Antlitz iſt ernſt, aber es iſt der Ernſt eines Vaters, nicht der des beleidigten Kaiſers; jenen kann man zu beſänftigen hoffen, dieſer bleibt auch der rührendſten Bitte verſchloſſen. Eginhard ſinkt vor dem gewaltigen Helden auf die Knie, Emma umfängt ihn mit den rührendſten Liebkoſungen einer Tochter. Karl zürnt nicht; ſein Ernſt galt nur dem ſtrafbaren Verſchweigen einer Leidenſchaft, die er nicht für ſtrafbar hält, obgleich ſie gegen die Geſetze des Beſtehenden ſich auflehnt. Er gibt die glückliche Emma ihrem Eginhard, und der Erzbiſchof Turpin ſegnet den Bund ein.

Dieſe Bilder in ihrem alterthümlichen Rahmen verfehlten ihre Wirkung auf das Publikum nicht, beſonders auf den Ritter nicht, der ſich in das Land ſeiner Träume verſezt ſah. Man überließ es ihm, über die Bedeutung dieſer Scenen nachzudenken, und erſt einige Wochen darauf begann der Prinz ſeine Brautwerbung. Mein guter Vater war jezt in der That in eine ſchlimme Falle gerathen: ſeine Zuſage geben, hieß ſeinem Stammbaum einen unedlen Zweig einpfropfen, ſie verſagen, war eine Beleidigung für den Prinzen und für das Andenken des großen

Karl. Das Lezterе erschien meinem Vater besonders bedenklich. Er schwankte einige Zeit, und endlich — gab er seine Zusage. Meine Mutter und unsere Freunde triumphirten. Ich für meine Person, als ich meinen neuen Schwager zu Gesicht bekam, verliebte mich in dessen schöne Reitpferde, in sein neumodisches Kabriolet und in tausend andere, sehr wenig mittelalterliche Dinge dergestalt, daß ich ebenfalls unbedenklich auf die Seite der „neuen Zeit“ trat, und mein Vater auf diese Weise seinen lezten Bundesgenossen einbüßte.

Man muß es dem Zartgefühl Gustavs nachsagen, daß er sehr eifrig daran ging, die Burg wieder in den frühern Zustand, wie mein Vater sie verlassen, zu seßen; allein es zeigte sich das Wunderbare, daß der „alte Ritter“ selbst nicht mehr hinauf wollte. Sey es nun, daß er sich im Geheim schämte, die alten Träume so offenkundig fortzuträumen, sey es, daß er die heiligen Gemächer seines Stammsitzes nicht im Gefolge seiner neuen Nachkommenschaft beziehen wollte; kurz, er blieb unten im Thale, und man sah ihn einige Monate nach der Hochzeit Emiliens in die Stadt ziehen und nichts mitnehmen als einen mäßigen Wagen, der mit einigen Lieblingsrüstungen bepackt war.

Die neue Scheherazade war so glücklich, als es schwerlich die alte gewesen seyn mag. Die Baronin, zufrieden, den kostbaren Juwel, der ihrem Hause seinen Glanz verschafft, bei sich zu behalten, gab es jezt auf, den ihr gänzlich unverständlichen Childe Harold zu lesen, da sie sich jezt für völlig gesichert im Gebiete der Mode hielt. Sie ging sogar noch weiter und versuchte jezt selbst Geschichtchen zu erzählen, allein der Effekt, den ihr Talent hervorbrachte, war in der That fürchterlich. Der Salon wurde innerhalb weniger Tage so leer, wie er früher nie gewesen war. Die Baronin erschrack und war klug genug, sich ein pythagoräisches Stillschweigen aufzuerlegen, um nur nicht durch eigene Thorheit die Früchte so vieler Jahre kläglich einzubüßen. Sie fing jezt wieder an, über schlaflose Nächte zu klagen, und die schöne Emilie hatte jezt wenig Zeit und Lust, sie ihr zu verkürzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Theater.

Fast alle hiesigen berühmten Theaterdichter bereiten etwas Neues für den künftigen Winter vor, was um so nöthiger ist, da das Odeontheater wieder eröffnet wird und neue Stücke braucht. Die klassischen Dichter jammern schon entsezlich darüber, daß diese Bühne den sogenannten romantischen Neuerern, den ästhetisch-revolutionären Dichtern preisgegeben werde, wodurch denn vollends der gute dramatische Geschmack verdorbt werden müsse. Dadurch lassen sich jedoch die kühnen Neuerer nicht abschrecken und entwerfen in ihrem Wetteifer kecke Plane, die wir bald werden zur Ausführung kommen sehen. So ist viel von einem Trauerspiel „Kaligula“ von Alex. Dumas die Rede, das am Théâtre français einstudirt wird, und von dessen Inhalt ein Tageblatt etwas verrathen hat. Im Prolog soll uns die Bühne das schwelgerische Rom zur Nachtzeit darstellen, mit seinen Greueln, die aber wahrscheinlich wohl ein wenig mit dem Schleier der Finsterniß werden bedeckt werden. Dann soll der Tag erscheinen und, wie das angeführte Tageblatt sich ausdrückt, Horazische Scenen an die Stelle der Juvenalischen treten. Das römische Volk sollen wir sehen, wie es lebte und sich bewegte, und einen kaiserlichen Aufzug im Hintergrund: Kaligula auf einem Triumphwagen, der von als Horen gekleideten Frauen gezogen wird. Auch ein Elephant soll bei dem Zuge erscheinen, man sagt nicht, in welcher Rolle. Dies Alles ist nur Vorspiel; denn nun erst beginnt das eigentliche Stück. Im ersten Aufzug soll die Handlung in einem römischen Hause vorgehen, und die Bühne so antik aussehen, daß es einem Heine oder Böttiger Freude gemacht haben würde. Im zweiten Aufzug will uns der Dichter in die Pracht des kaiserlichen Pallastes versetzen; sogar sollen wir durch die Fenster die Herrlichkeiten der Siebenhügelstadt erblicken können; unter diesen Fenstern aber wird der Volksaufruhr furchtbar brausen. Der dritte Aufzug wird die Wohnung des Republikaners Chereas darstellen; in den beiden lezten geht die tragische Handlung in den Pallast zurück, und hier sollen wir ein echt antikes Gastmahl nicht zu schmecken, wohl aber zu sehen bekommen; und wenn der Dichter zuvor juvenalisch und dann horazisch war, so soll er hier ganz petronisch werden. Ueberhaupt soll während der ganzen Darstellung das Auge eben so sehr als der Geist befriedigt werden; und bei alle dem soll der Dichter die strenge alte Regel der classischen Einheiten möglichst beobachtet haben, so daß ihm die Dichter aus der classischen Schule diesmal nicht viel werden anhaben können. Wir werden nun sehen, ob alle diese Versprechungen in Erfüllung gehen. So schön auch die Detorationen geschildert werden, so sind diese doch immer im Théâtre français nur Nebensache. Nicht so in der Oper, wo sie, in dem chinesischen Ballette zum Beispiel, beinahe die Hauptsache sind, wenigstens fast eben so wichtig, als der Tanz der Dlle. Elsler, welche auf dem Theaterzettel nicht mehr Therese Elsler, sondern Dlle. Elsler I. genannt wird, wahrscheinlich seitdem sie in dem genannten Ballette eine chinesische Prinzessin geworden ist. Ihre Schwester, die im zweiten Aufzuge des Ballets tanzt, aber nicht als Prinzessin, heißt nach wie vor Fanny Elsler. Von dieser hat das Tageblatt Figaro eine so in's Einzelne gehende „plastische“ Beschreibung geliefert, daß ein Bildhauer nach derselben im Nothfall eine Bildsäule der Dame verfertigen könnte. „Gewöhnlich sind,“ sagt Figaro, „die anscheinend schönen Schauspielerinnen häßlich; nicht so Fanny Elsler: sie steht in ihrer vollen Jugend und Schönheitsblüthe, und hat den Vortheil, nicht schon von unsern Großvätern bewundert worden zu seyn; sie ist groß, geschmeidig und gut gebaut; Hände und Füße sind zart; ihre Beine sind die einer antiken Statue, und verdienen in Gips gegossen zu werden; ihre Arme sind rund und haben nichts mit den elenden Extremitäten ihrer Gefährtinnen gemein, welche an schrecklicher Magerkeit den Scheeren eines Seekrebses gleichen; ihre Brust scheint ziemlich gerundet, was im Reiche der Sprünge etwas Seltenes ist.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. November 1837.

Das narbenvolle Antlitz unseres Trabanten bleibt, wie der auffallendste, so der für den Menschen interessanteste Gegenstand am Nachthimmel.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Im Gebiete der Himmelskunde haben wir diesmal sogleich zweier wichtigen Erscheinungen Erwähnung zu thun: des lange erwarteten Beer-Mädler'schen Commentars zu der in diesen Blättern vielfach angeführten Mondkarte, und des als Manuscript gedruckten, und durch besondere Gunst zugekommenen Berichts des Dorpater Astronomen Struve an den russischen Cultminister v. Ouvaroff über Doppelsterne. Die erstere dieser beiden Erscheinungen anlangend, liegt der betreffende schöne Quartband * endlich vor uns; und da wir, nach seinem Umfange, nicht einmal vielen unserer Leser die unmittelbare Beschäftigung damit zumuthen dürfen, so wird es angemessen seyn, über seinen interessanten Inhalt hier auszüglich Einiges beizubringen.

Dieses für die Kenntniß des Mondes classische Werk zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erstere der mathematischen und physikalischen Selenographie, die zweite aber der Topographie der uns zugewendeten Mondhalbkugel, nach den vier Quadranten, aus denen die zugehörige Karte besteht, gewidmet ist. In jenem ersteren physikalischen Theile ist sogleich ganz neu die Bemerkung, mit den für ihre Richtigkeit geführten Beweisen, daß es in den Polargegenden des Mondes so hohe Berge gibt, daß die Gipfel derselben ewigen Sonnenschein haben, wiewohl sich die Sonne wegen der dortigen äußerst geringen Schiefe der Ekliptik nur unbedeutend über den Aequator erhebt; bloß bei Mondfinsternissen, wenn sich die Berggipfel mit in den Erdschatten eintauchen, büßen sie auf kurze Zeit die Beleuchtung ein. Ueberhaupt verursachen die überaus bedeutenden Ungleichheiten der Mondoberfläche auf den meisten Punkten derselben entsprechende große Verschiedenheiten in der Tagesdauer, und der Gipfel des hohen Mondgebirges Huygens z. B. wird neun Stunden früher als sein Fuß von der Sonne erreicht, gleichwie umgekehrt viele von den großen Mondgruben so tief sind, daß aus diesem Grunde, in Verbindung mit ihrer Lage, weder Sonne noch Erde jemals darin erblickt werden. Diese Umstände müssen auch große climatische Unterschiede für sehr geringe Entfernungen hervorbringen; und Alles, was die Erde an ihren Gebirgen Aehnliches zeigt, muß

* Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa selenographica, von Wilhelm Beer und Dr. Johann Heinrich Mädler. Berlin, Schropp, gr. 4. mit Steintafeln, Preis 7 Thaler preuß.

weit hinter dem Monde zurückbleiben. Die höchste aller gemessenen Mondhöhen ist der südwestliche Wall des Gebirges, welches den Namen Newton trägt: sie beträgt 22,360 Fuß, und wenn dies nicht höher als manche Erdberge erscheint, so muß man dagegen in Betracht ziehen, daß der Monddurchmesser nur etwa 460 Meilen, also wenig über ein Viertel des Durchmessers der Erde (von 1720 Meilen) beträgt, so daß die dortigen Berge, nach diesem Verhältnisse, fast viermal höher als unsere Berge sind. Eines der wichtigsten Resultate dieser großen Arbeit über den Mond ist aber der von den Autoren geführte Beweis, daß der Erdtypus auf der Mondfläche nicht wiederkehre und daß sich die Natur, diese reiche Bildnerin, dort in ganz abweichenden Formen gefallen habe. Das Element des Wassers, in der irdischen Bedeutung des Wortes, existirt z. B. auf dem Monde höchst wahrscheinlich gar nicht, und die Mondluft ist der unsrigen auch nicht vergleichbar. Die Strahlensysteme des Mondes ferner, diese großen, besonders von den Gebirgen ausgehenden Lichtadern, welche jede Mondkarte zeigt, werden nur immer räthselhafter, je mehr man sie betrachtet, indem die Erde gar nichts Analoges darbietet. Die von früheren Astronomen behauptete Schneebedeckung der Mondpolarzonen leugnen unsere Beobachter ebenfalls; dagegen sehen sie an mehreren Stellen der Mondoberfläche ein unverkennbares lichtes Grün (was ist dies aber?). Die Leser werden fragen, ob denn alle die Vervollkommnungen unserer Fernröhre, von denen in diesen Blättern so viel und so ehrend die Rede gewesen ist, noch nicht hinreichen, um wenigstens in das topographische und physische Detail dieses nächsten aller Weltkörper einzudringen? Allein man ermesse, daß der Mond beiläufig 50,000 Meilen von der Erde entfernt ist, und daß also eine 50,000malige Vergrößerung angewendet werden müßte, um uns die Gegenstände so groß erscheinen zu lassen, wie wir sie in der Entfernung von einer Meile sehen würden. Unsere Fernröhren, in ihrer heutigen Gestalt, gestatten aber, bei der Anwendung auf den Moud, höchstens eine 300malige Vergrößerung, wenn, in Folge der Beschaffenheit unserer Atmosphäre, nicht Alles ganz undeutlich werden soll; wie kann man da kleinere Objekte, Kunstgegenstände, Bewohner u. s. w. zu erblicken hoffen?

Aus dem oben erwähnten Bericht Struves über die Doppelsterne, auf welchen wir nun übergehen, theilen wir Folgendes mit. „Ich erlaube mir," heißt es im Verlauf dieses Berichts, „der Vollständigkeit wegen einige allgemeine, auf den hier zu behandelnden Gegenstand der Doppelsterne Bezug habende Sätze vorauszusenden. Die Fixsterne sind Himmelskörper, die mit eigenem Lichte leuchten, d. h. Sonnen. Unsere eigene Sonne, in eine etwas über drei Millionen mal größere Entfernung gerückt, würde nur noch so hell gesehen werden, als der Stern erster Größe Arcturus. Die verschiedene Helligkeit, in welcher uns die Fixsterne erscheinen, hängt zwar auch von ihrer Größe und leuchtenden Kraft ab, wird aber offenbar vorzugsweis durch die verschiedene Entfernung bedingt, in der sie sich von der Erde oder unserm Sonnensystem überhaupt befinden. Im Allgemeinen sind also die helleren Sterne die uns näheren, und die schwächsten diejenigen, deren Entfernung von uns am größten ist. Die Eintheilung der Fixsterne nach Graden der Helligkeit ist bekannt. Sterne sechster Größe werden noch mit dem bloßen Auge gesehen; Sterne zwölfter Größe sind die lichtschwächsten, welche ein mächtiges Fernrohr noch am Himmel entdecken läßt. — Schon das unbewaffnete Auge sieht an mehreren Stellen des Himmels einige Fixsterne so nahe an einander, daß man sie nur mit Mühe von einander trennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ein lauter Schrei begrüßte in diesem Augenblick ein anderes Boot, welches in geringer Abweichung von unserer Fahrlinie uns entgegen ruderte. Es kam von Belem, vermuthlich von unserm Schiffe, und seine Führer mochten schon an unserer langsamen Bewegung — wir durften der Schwere wegen kein Segel aufziehen — und an unserer ganzen Erscheinung bemerken, was uns Noth that, so daß es kaum des allgemeinen Aufrufs bedurft hätte, um sie zum Herbeirudern zu bewegen. Bald befanden wir uns in vollkommener Sicherheit am Bord einer großen, schönen, leeren Gondel, in welcher wir unserm beladenen Boot vorausfuhren, das, bedeutend erleichtert, nun auch schneller und besser dem Thurm von Belem zuruderte.

Alter Thurm von Belem, Wächter und Schlüssel des Tajo! noch sehe ich deine ernste, bleiche arabische Gestalt aus den Fluthen emporsteigen und von der einen Seite den Strom bewachen, von der andern hineinragen in das unermeßliche Meer. Unheimlich ist deine Erscheinung, denkt man der Qualen, die du in deinem Innern verbirgst, deiner Kerker, deiner Wassergewölbe, deiner Folterbänke! Du bist wie ein Gedanke Philipps, groß und despotisch. Viele Thürme habe ich gesehen auf deutschen Bergen, auf den Rebenhügeln von Frankreich und den Felsenküsten von England, aber keiner ist dir ähnlich. Wenn jene Ritter sind mit zierlichem Waffenschmuck, mit Schild und Pickelhaube, bist du ein Sultan, der sich auf spanischer Erde verspätet.

Das Schiff, welchem wir zusteuerten und das segelfertig vor Belem lag, war eine französische Handelsbrigg und führte einen etwas anmaßenden, aber sehr schönen Namen. Es nannte sich die Rose des Tajo. Wer kann einer Französin etwas übel nehmen? Dazu hatte die Brigg einigen Grund, eitel zu seyn; sie war leicht, schön, schlank und elegant gebaut, und daß sie noch in bester Jugendzeit stand, sah man schon in der Ferne. Wie schön geschweift ihre Seiten waren, wie zierlich ihr Schnabel, wie sie so ganz darauf eingerichtet schien, ihre Bestimmung zu erfüllen, d. h. die Fluthen des Oceans rasch und kühn zu durchschneiden. Noch vom Anker gehalten, bewegte sie sich schon mit einer Art von Grazie; sie tanzte auf den Wellen wie eine lebenslustige Jungfrau, die vor dem Beginn des Reigens ihre Glieder bereits nach dem Takt der Musik wiegt. Von ihrem Hackbord wehte die große dreifarbige Flagge und lustige Wimpel flatterten auf ihren Masten, kokettirend mit den Winden, welche von Mittag bliesen und, abgekühlt in den algarvischen Gebirgen, Frische und Wohlgeruch athmeten. Wir legten bei der Rose an und stiegen auf einer zierlichen, für die Passagiere niedergelassenen Treppe an Bord.

„Der Kapitän empfing uns; ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, groß, hübsch und mit jenem Ausdruck, welcher ihn zum bon garçon stempelte, wie er in den Hafencafé's von Lissabon hieß. Sein Lieutenant, sein erster, sein zweiter Steuermann, seine Matrosen, seine ganze Mannschaft — Alle waren junge Leute mit frischen, hellen, kummerlosen Antlitzen, wie man sie gerne sieht, vorzüglich wenn man zu Schiffe geht. Mir ward ganz wohl zu Muthe; ich roch keinen Dampf, keine Maschine schüttelte dieses Segelfahrzeug und machte mich krank; ich hörte kein englisch reden, kein breites, seekrankes Yes traf mein Ohr; dafür das leicht hin und wieder fliegende Oui der Franzmänner, Weisungen, mit Bonmots ertheilt, Befehle mit Lachen gegeben und hingenommen. Auf dem Verdeck und in den Kajüten herrschte ganz jenes geschäftige, fast ängstliche Treiben, welches der Abfahrt eines großen Schiffes überall voran geht, nur daß es hier unter der Einwirkung französischer Elemente stand. Zahllose Boote umkreisten die „Rose des Tajo," stießen an oder stießen ab; Waarenballen und Gepäck wurden emporgewunden, in die untern Räume geschafft, gefragt, gerufen, geschrieen und gelacht. Ringsum erscholl „Monsieur, Madame oder Mademoiselle," selten noch ein „Senhor oder Senhora" von den Lippen eines Barqueiro oder Gallego, welcher seine Bezahlung empfing, oder der portugiesischen Douaniers, die noch am Bord waren, oder der Freunde und Bekannten der Abreisenden, welche Letztere hieher begleitet hatten; dazwischen die anordnende höfliche Stimme des Kapitäns und seiner Offiziere, die Scherze der Matrosen, die sie mitten in der strengsten Uebung des Gehorsams nicht unterließen. War das Leben auf dem Verdeck munter und bewegt, so war es dies nicht minder unten in den Kajüten, wo die Passagiere sich begrüßten und in den ihnen angewiesenen Kojen sich einrichteten, so gut sie konnten. Es ist mit diesen letztern eine eigene Sache und das Gefühl ganz eigenthümlich, mit welchem man den sargartigen Schrank betrachtet, der auf ungewisse Zeit der Schauplatz unserer Leiden und unserer Ruhe seyn wird, und in welchem ausgestreckt, von zerbrechlichen Wänden umgeben, wir über die Tiefen und Schrecknisse des Ozeans hinwegschweben sollen. Der meinige war bald ausgefunden, in Besitz genommen, und ich eilte auf das Verdeck zurück mit heimlich blutendem Herzen; denn dieses hohe, unglückliche Lissabon und sein Himmel und seine dunkeln, schönen Gestalten waren mir in die Seele gewachsen. Noch einmal mußte ich die Janqueira hinaufschauen, noch einmal den weißen Ajudapallast begrüßen mit seinem Garten voll Palmen, und Alcantara, an welches das göttliche Thal gleichen Namens mit seinem Aquäduct sich anschließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterseher.

Man sagt, wir gehn nicht auf geheurem Boden,
Wir theilen ihn mit finstrer Wesen Schaar,
Wir setzen unsre Füße durch den Oden
Der Gräulichen und werden's nicht gewahr.
Es wandelt aufgerichtet, ohne Schritte,
Geht fest vor dir und langsam durch die Luft,
Es dringt herein bis in des Lebens Mitte,
Und haucht es an mit kaltem Leichenduft.
Es lispelt dir in's Ohr erstorbne Worte,
So laut um dich des Tages Stimmen schrein:
Ist offen wohl des Schattenreiches Pforte,
Und schwärmen Geister bei uns aus und ein?
Ich weiß es nicht. Doch wenn der blaue Himmel
So plötzlich oft sein Angesicht versteckt,
Wer ahnt, was dann für scheußliches Gewimmel
Der Erde Blüthengarten ausgeheckt?
Und saht ihr nie die Nacht zusammenbeben,
Als wie ein irres Weib in jähem Schreck?
Sie möchte fliehn und kann sich nicht erheben,
Starrt tausendaugig nur auf Einen Fleck.
Wohl denen, die nicht schau'n noch denken können,
Was eine milde Hand mit Dunkel deckt!
Ist wohl sein Licht dem Seher zu mißgönnen,
Dem nach dem Haupt der heil'ge Wahnsinn leckt?

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Fanny Elsler. Der Musardsche Proceß.

Der Typus des Kopfes scheint dem Figaro nicht so graziös, wie man behauptet: „sie besitzt ein äußerst schönes Haar, das glänzend, wie Rabenflügel, auf beiden Schläfen in Locken herabwallt; aber dies dunkle Haar der Südländer sticht zu sehr von ihrer ganz germanischen Gesichtsbildung ab; solche Haare gehören nicht zu solch einem Kopf; und eben so wollen sich ihre schwarzen Augen, die wie zwei Sterne an einem Krystallhimmel glänzen, mit der Nase gar nicht vertragen, die wiederum, so wie die Stirne, ganz deutsch ist. Man hat Fanny Elsler eine nordische Spanierin genannt, und ihr dadurch ein Compliment zu machen geglaubt. Hierin liegt aber gerade ihr Fehler; ihr Lächeln, ihre weiße Haut, der Zuschnitt ihres Gesichtes, ihre ruhige Stirne verrathen eine Deutsche; allein ihr Haar, ihre kleinen Füße, ihre niedlich zarten Hände, der etwas kühne Zuschnitt ihrer Taille gehören einer Spanierin an; zwei Naturen und zwei Temperamente liegen bei ihr miteinander im Streite; besser wäre es, wenn ihre Schönheit sich nur für Eine Nation entschiede u. s. w.“ Ich führe hier nur einige Züge dieses kuriosen Porträts an, dessen Verfasser mit dem Rathe endigt, Dlle. Elsler solle ihre Fingerspitzen nicht allzusehr mit Rosenroth färben, „indem diese Sorgfalt gar nicht nöthig sey.“ Man sieht hieraus, wie genau die Personen, welche hier auf die Bühne treten und berühmt sind, in den Tageblättern geschildert werden. — Wenn man von den Notabilitäten spricht, welche hier öffentlich auftreten, so fällt Einem auch immer der Name Musard ein; denn der Mann tritt alle Abend in seinem schön geschmückten Concertsaal auf, läßt sich in den Zeitungen tüchtig ausposaunen und kommt Einem auch noch auf andere Art vor Gesicht oder in's Gedächtniß. So hat er auch Schriftsteller werden wollen und so eben eine „Abhandlung über musikalische Composition“ herausgegeben, wiewohl er nie etwas Anderes componirt oder vielmehr arrangirt hat, als Tanzquadrillen. Aus seiner Abhandlung wird man daher so wenig die Tonkunst lernen, wie aus seinen Quadrillen. Dann ist neulich sein Name häufig in einem sonderbaren Processe vorgekommen, der am Handelsgericht geführt wurde, und worüber sich die Journale nicht wenig lustig gemacht haben. Man wird sich aus der Carnevalszeit noch erinnern, wie einmal Musard mit seinen Musikanten auf einen Opernball berufen wurde, und daselbst eine so gewaltige Erschütterung in den Gemüthern der Tanzenden bewirkte, daß sie wie bekext umhertaumelten und aus Dankbarkeit den Mann im Triumph auf den Schultern umhertrugen, wodurch er nun vollends in die Mode kam. Es hieß damals, man habe es dem Operndirektor Duponchel sehr übel genommen, daß er den schrecklichen Rumor gelitten habe, und er sey zu 10,000 Franken Geldbuße verurtheilt worden, aber nicht von einem öffentlichen Gerichte, sondern von einer Commission de surveillance, wovon bisher Niemand gehört hatte. Dies schien so sonderbar, daß Manche es nicht glauben wollten. Der neulich am Handelsgericht geführte Proceß hat den dunkeln Vorgang nun völlig aufgeklärt. Es hat sich nämlich ergeben, daß, als Duponchel die Operndirektion übernahm, ihm eine Aufsichtscommission beigegeben wurde, welche das Recht haben sollte, ihm im Falle der Uebertretung der ihm vorgeschriebenen Bedingungen Geldbußen bis zu 10,000 Fr. aufzulegen. Nun hatte Duponchel die Unternehmung der Opernbälle an einen gewissen Mira abgetreten, und Mira war es, der Musard berief. Duponchel sah vorher, daß es Lärm geben würde, und rief die Polizei. Der Polizeipräfekt verbot den Musardschen Ball, aber Mira bewirkte einen Gegenbefehl vom Minister des Innern, und der Ball fand wirklich statt. Darauf nun verurtheilte die Aufsichtscommission Duponchel zu 10,000 Fr. Geldbuße, und Duponchel wandte sich an Mira, um die 10,000 Fr. wieder zubekommen. Dieser aber wies ihn lachend ab, und somit kam die Sache neulich vor's Handelsgericht. Hier machte sich Mira's Advokat über Duponchel lustig, daß er in seiner Einfalt eine Summe von 10,000 Fr. an Leute erlegt, welche gar keinen legalen Charakter haben; Mira, sein Client, habe den Ball mit Erlaubniß der Regierung gegeben, und folglich sey er Niemand Rechenschaft schuldig. Das Gericht erkannte dieses für richtig, und wies Duponchel mit seiner Klage ab. In der That war dieser Proceß und überhaupt der ganze Vorgang voll von Ungereimtheit. Der bloße Name Musard bewirkt einen panischen Schrecken; der Polizeipräfekt verbietet sein Erscheinen in der Oper und der Minister des Innern erlaubt es. Eine Commission, die sich mehr Macht zueignet, als sogar das Polizeigericht besitzt, fordert dem Operndirektor, welcher alles Mögliche gethan hat, um den Ball zu verhindern, eine bedeutende Geldsumme ab, und Duponchel ist so gut und gibt sie her, fordert sie aber einem Andern wieder ab, welcher ihm ein Schnippchen schlägt und dem die ordentlichen Richter Recht geben, so daß Duponchel den Spott der Tageblätter noch in den Kauf erhält. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 264.

Die Liebe.

Räthsel in alcäischem Versmaß.

3.

Sie beut die Hand der andern Unsterblichen,
Die, hohes Vorrecht! selber sich preisen darf;
Sie thut es in gerechtem Stolze,
Daß sie die Pforten des Himmels öffnet.

Sie lichtet Nacht, sie zieht um des Lebens Grau
Die Regenbogenfarben, die bunten, her,
Daß schöner Zeit verschwundne Wonnen
Sich, im Gemüthe, verklärt erneuen;

Wirft ihre Fackeln selbst in die dunkle Nacht
Zukünft'gen Lebens, das noch im Chaos ruht;
Weiß in den Geistes Schacht zu dringen
Und in der Tiefe das Gold zu finden,

Das erst nach langen Jahren unendlicher
Mühsal und Arbeit Philosophie entdeckt;
Sie hat gemünzt es und verschenket
Schon an die Kinder der goldnen Zeiten.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 13. November 1837.

Die gute That, das ſchöne Wort
Es ſtrebt unſterblich, wie Er ſterblich ſtrebte.
Goethe.

Die Säule.

Jskender war's, den Griechenland
Hat Alexander zubenannt,
Der zog vorbei in Siegereile
Mit ſeinem Heer an einer Säule.

Leer war das niedre Capital,
Doch ſchien's, als ob darauf einmal
Geſtanden eine Statue habe.
Da ſprang vom Troß ein kecker Knabe

Hinauf, und wie er oben ſtand,
Da zuckte plötzlich ſein Verſtand;
Sein Mund, vom heil'gen Drang bemeiſtert,
Erklang prophetiſch und begeiſtert.

Er drehte ſich im Kreiſe rings,
Und wie ſein Auge rechts und links
In die verſchiednen Pole blickte,
Sprach auch verſchieden der Verzückte.

Als König da, als Weiſer hier,
Und dort als kundiger Weſir:
Jskender fragte die Begleitung
Um ſolcher Räthſelding' Deutung.

Da ſprach der weiſe Stagirit,
Der immer ihm zur Seite ſchritt:
„O Herr, ein tiefer Zauber waltet
In dem, was ſich vor dir entfaltet.

Die Säule Jethi' matali' —
Den Griechen iſt Orakel ſie —
Deckt einen großen Mann im Grabe
Mit Weisheits- und Prophetengabe.

Des großen Mannes Geiſt und Wort,
Sie wirken noch im Tode fort:
Wer auf die Säule ſich geſchwungen,
Der fühlt ſich bald davon durchdrungen.

Der Schrift bedarf ſolch Denkmal nicht,
Weil es lebend'ge Worte ſpricht;
Dem Großen bleibt in allen Zeiten
Die Zauberkraft und das Bedeuten.

Unwiderſtehlich faßt's den Geiſt,
Dem es in Herrlichkeit ſich weiſt:
Dem Todten muß, was lebt auf Erden,
Zum Dolmetſch der Bewund'rung werden.

Und wie das Große liegt in Kraft,
Prophetengeiſt und Wiſſenſchaft,
In Schätzen und im Seelenfrieden,
So ſind die Säulen auch verſchieden.

Verſchiedne Zungen reden ſie,
Wie ſie der Todte ihnen lieh,
Je wie das Große ſeines Lebens
Verſchieden in der Art des Strebens.

Und alſo Wunſcherfüllung auch
Nennt ſolchen Stein der Sprachgebrauch, *
Weil dem Verzückten er kann geben,
Was dieſer nie beſizt im Leben."

Jezt war die Säule wieder leer,
Der Knabe albern wie vorher,
Der weiſe Deuter hat geſchwiegen,
Der König ſtand mit ernſten Zügen.

Wohl nannten ihn die Menſchen groß,
Er aber ſchwieg und dachte bloß:
Ob ſeines Todtenhügels Erde
Einſt ſolche Säule ſchmücken werde?

Manfred.

* Der perſiſche Sprachgebrauch nämlich; wie denn überhaupt dieſe Mittheilung auf einer orientaliſchen Sage aus „Iskender" name beruht.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

In der Nähe des hellſten Sterns der Leier z. B. gewahrt ein ſcharfes Auge einen Stern länglichter Form, in welchem es eine ſolche Vereinigung zweier Sterne ahnt, eine Ahnung, welche durch die gewöhnlichſten Fernröhren beſtätigt wird, die dieſen Stern in zwei ſehr nahe ſtehende verſchiedene Sterne auflöſen. Man könnte daher dieſem Stern den Namen eines Doppelſterns beilegen; gewöhnlich aber nennt man nur diejenigen Sterne ſo, die auf den erſten Blick ganz den einfachen Sternen gleichen und ſich erſt durch mächtigere Inſtrumente trennen laſſen. Ihr ſcheinbarer Abſtand darf dann 32 Sekunden nicht überſteigen. Denken wir uns mit dieſem ſcheinbaren Halbmeſſer von 32 Sekunden um einen Stern einen Kreis beſchrieben, und in dieſem Kreiſe noch zwei oder mehrere andere Sterne, ſo heißt eine ſolche Sternvereinigung hienach ein dreifacher oder vierfacher Stern. Der hellere Stern eines ſolchen Sternſyſtems wird Hauptſtern, der ſchwächere (oder die ſchwächern) Begleiter genannt. Die Erſcheinung eines ſolchen Doppelſterns kann einen zweifachen Grund haben. Bei der unendlichen Menge von Sternen, welche ſich in den Tiefen des Himmels neben und hinter einander finden, wird es ſich treffen, daß zwei Sterne, der eine vielleicht in ſehr weiter Entfernung hinter dem andern, doch nahe in derſelben Geſichtslinie zuſammenfallen. Sie bilden dann zufällig einen Doppelſtern, und dergleichen Doppelſterne heißen optiſche, eben weil ihr ſo nahes Beiſammenerſcheinen nur eine Täuſchung des Auges iſt, welches das auch noch ſo weit hinter einander Stehende an derſelben ſcheinbaren Innenfläche der eingebildeten Himmelskugel neben einander zu ſehen wähnt. Wenn dagegen zwei Sonnen von ſo geringem gegenſeitigen Abſtande zugleich dieſelbe oder faſt dieſelbe Entfernung von der Erde haben, ſo muß angenommen werden, daß ihr Zuſammenſeyn nicht bloß durch einen Zufall veranlaßt werde, daß ſie vielmehr ein Syſtem bilden, in welchem eine Wechſelwirkung ſtattfindet, die derjenigen analog iſt, welche ſich zwiſchen unſerer Sonne und ihren Planeten zeigt, kurz, daß dort Sonnen um Sonnen, oder mehrere Sonnen um einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt kreiſen. Dergleichen Sternſyſteme nun nennen wir, im Gegenſatze jener optiſchen, mit Recht phyſiſche Doppelſterne. Die aſtronomiſche Wichtigkeit beider Arten von Doppelſternen leuchtet bald ein. Bei einem optiſchen Doppelſtern muß ſich die ſcheinbare Stellung der beiden Sterne gegen einander ändern, ſo wie die Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne einen andern Standpunkt im Weltenraum einnimmt, und zwar deſto mehr, je näher der eine und je entfernter der andere Stern iſt. Wir beſitzen daher in den Stellungsveränderungen der optiſchen Doppelſterne ein Mittel, und zwar das geeignetſte, um die (jährliche) Parallaxe des nähern Sterns, d. h. um die Entfernung deſſelben von unſerm Sonnenſyſtem zu erforſchen. Schon Galilei machte hierauf aufmerkſam, und Herſchel d. Ae. erneuerte den Vorſchlag, die Veränderung im gegenſeitigen Abſtande der beiden Sterne eines optiſchen Doppelſterns, nachdem die Beobachtung aus dem einen oder dem andern Punkte der Erdbahn angeſtellt wird, zur Beſtimmung der Entfernung der Fixſterne anzuwenden. Hier eröffnet ſich alſo eine große Ausſicht für die Sternkunde. Von noch höherer Bedeutſamkeit ſind aber die phyſiſchen Doppelſterne. Finden ſich zwei Sonnen durch Anziehung verbunden, ſo müſſen Bewegungen in geſchloſſenen Curven erfolgen. Die frühere Aſtronomie kannte ſolche Bewegungen nur in unſerm Planetenſyſtem; die Doppelſterne zeigen ſie uns in der unermeßlichen Entfernung der Fixſterne. Wenn Newtons Gravitationsgeſetze die erhabenſte Entdeckung ſind, die der menſchliche Verſtand in Jahrtauſenden gemacht hat, ſo entſcheidet es ſich jezt, ob dieſe Geſetze nur unſerm Sonnenſyſteme, für welches ſie urſprünglich gefunden, oder vielmehr dem ganzen Weltall angehören, und es beginnt eine ganz neue Epoche für die Sternkunde.

Struve legt ſodann dem Miniſter Rechenſchaft von den auf der Dorpater Sternwarte zur praktiſchen Verfolgung der eben entwickelten Ideen theils begonnenen, theils ſchon vollendeten Arbeiten ab, deren ſyſtematiſche und ausführlichere Darſtellung mit allen Reſultaten unzähliger Nachtwachen ſich in dem von uns angekündigten großen Werke des Verfaſſers über Doppelſterne finden wird. Um einen allgemeinen Begriff von den zu dieſem Werke gemachten Vorarbeiten zu geben, führen wir an, daß, Behufs der Beſtimmung der Doppelſterne, eine Durchmuſterung aller Sterne (einſchließlich derer achter Größe), welche ſich vom Nordpol bis zum fünfzehnten Grade der ſüdlichen Abweichung, alſo auf faſt zwei Dritteln der ganzen Himmelskugel finden, unternommen wurde (indeß die in Dorpat unſichtbare Umgegend des Südpols von Sir John Herſchel am Vorgebirge der guten Hoffnung revidirt wird), daß dabei, mit Hülfe des Suchers, alle dieſe einzelnen Sterne in das Feld des Refractors gebracht und weit über 10,000 Mikrometermeſſungen ausgeführt worden ſind.

Es iſt den aſtronomiſchen Beobachtungen eigenthümlich, daß die Wiſſenſchaft meiſt erſt in ſpäter Zukunft den größten Nutzen von ihnen gewinnt, wenn ſie mit erneuten, gewöhnlich noch vollkommneren Beobachtungen verglichen werden. Da Alles in der Aſtronomie darauf ankommt, Bewegungen zu erkennen, ſo kann es ſeyn, daß, wenn dieſe ſehr langſam erfolgen, manche Beobachtung erſt nach Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtauſenden fruchttragend wird. Wo aber die Veränderungen raſcher erfolgen, da kann auch eine, nur wenige Jahre umfaſſende Beobachtungsreihe zu bedeutenden Entdeckungen führen. Für die Doppelſterne beſitzen wir die Meſſungen, welche vor etwa einem halben Jahrhundert vom ältern Herſchel, dem Gründer dieſes Theils der Aſtronomie des Fixſternhimmels, angeſtellt worden ſind. Sie geben das Fundament unſerer jetzigen Kenntniſſe in dieſem Gebiete ab, welche ſich von Jahr zu Jahr durch neues Material erweitern und vervollkommnen; und durch Vergleichung dieſer Beobachtungen mit ſeinen eigenen iſt es Struve gelungen, die Umlaufszeiten mehrerer Doppelſterne mit großer Sicherheit zu beſtimmen. Dieſe Sternſyſteme ſind:

η	in der Krone,	Umlaufszeit	43 Jahre.
ε	im Krebs,	„	56 „
ξ	im großen Bären,	„	60½ „
p	im Schlangenträger,	„	80 „
σ	in der Krone,	„	200 „
	Caſtor,	„	215 „
γ	in der Jungfrau,	„	513 „

Es iſt merkwürdig, daß hier Sonnen um Sonnen in einer kürzern Zeit kreiſen als der Planet Uranus braucht, ſeinen Umlauf um unſere Sonne zu vollenden, wozu bekanntlich 84 Jahre gehören. Wir müſſen daraus ſchließen, daß entweder dieſe Sonnen näher an einander ſtehen, als Uranus unſerer Sonne ſteht, oder daß die Summe der Maſſen zweier ſich ſo raſch umkreiſenden Sonnen bedeutend größer iſt als die Maſſe unſerer Sonne (indem ſich bekanntlich die Anziehungen und alſo die Beſchleunigungen direkt wie die Maſſen und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalten).

(Die Fortſetzung folgt.)

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Das Treiben auf dem Verdeck hatte ſich verdoppelt, als ich nach kurzer Abweſenheit wieder hinauf kam; vom Vorderdeck her ertönte das mir ſchon bekannte geſangartige Schreien der Matroſen, womit ſie das Emporwinden des Ankers begleiten. Eben ſtiegen die Douaniers die Schiffstreppe hinab in ihr Boot, ein allgemeines Abſchiednehmen fand ſtatt — mein Herz ſtand ſtill. Mit einer Art von Angſt ſuchten meine Augen Irmao. Was ging Irmao mich an, der gemeine Knabe, der Mariquinhas, einer Obſthändlerin, Bruder war? Dennoch bebte ich, er könne mich ohne Abſchied verlaſſen haben. Dem war nicht ſo: ich ſah ihn auf dem Verdeck am Rand eines Bootes knieen, in deſſen Innerem er dem Affen neben mehreren Hammeln, mit Zuſtimmung des Steuermanns, einen Wohnplatz bereitet hatte; er befeſtigte dort die kleine Kette Macacc's, und Thräne auf Thräne rieſelte über ſeine Wangen. „Irmao," ſagte ich, „warum weinen Sie?" — „J'ai pitié de ce pauvre Macacc," erwiderte er; „car il mourra dans votre pays." — „Irmao, es iſt Zeit, daß Sie mich verlaſſen, leben Sie wohl!" — „Viva! viva!" ſagte der redliche Burſche und ergriff meine Hände. — „Sagen Sie Mariquinha, daß ich ihr Andenken mit in die Ferne nehme. Glück und Segen auf ſie und auf Eure Orangen und auf Eure Affen und auf Eure ganze Loja, die ich nicht wieder betreten werde! — Adieu! mein Junge, Adieu!"

Er verließ mich und ſtieg hinab in eines der abſtoßenden Boote. Bald rauſchte und brauſte es über unſern Häuptern; es war das Spiel der aufgerollten Segel mit der Briſe; die Wogen des Meeres oder des Tajo ſchlugen heftiger gegen unſern Kiel, und mit einem Male ſchien die Lage des Thurmes von Belem eine andere. Das Schiff war in Bewegung, wir reiſten ab. Näher trat uns das Fort von Bagio, welches auf einer Felſenklippe Belem gegenüber ſchon im Meere liegt, und indem wir raſch um die Landſpitze bogen, erhoben ſich über uns, auf der terraſſenförmigen Küſte, die Mauern des Caſtells von San Juliao. Wie laut waren dieſe Mauern, wie brüllten die Kanonen des Caſtells von San Juliao, von Bagio,

von San Sebastiao auf der äußersten Spitze von Almada, von Belem, als ich wenige Monate früher einfuhr in den Tajo! Wir segelten die grüne Küste entlang, bedeckt mit Hainen und Wäldern von Oliven, Orangen und Korkeichen; schon zeigte sich in der Ferne die Stadt Cascaes, aber die Quinta's von Lissabon hatten noch nicht aufgehört, und noch immer leuchteten hoch über Alles hinweg und weit in das Meer hinaus der Pallast von Ajuda und die marmornen Domkuppeln von Estrella. Ich hatte noch keine Augen für etwas Anderes um mich her, meine Blicke hingen an diesen lezten Scheidegrüßen, welche Lissabon mir nachsandte. Auf dem Hinterdeck stehend, kümmerte ich mich wenig um das, was auf dem Schiffe geschah, meine Seele war noch am Lande, und wie man im Augenblick der Trennung einen Freund noch einmal umarmt und an die Brust schließt, so umarmte ich im Geist dieses schöne, seltsame Portugal, dessen Freund ich geworden war. So heiß, so glühend, so schön und so unglücklich! Dieses Lächeln des Todes auf einem olympischen Antlitz — ewig werde ich es sehen. — Portugal, lebe wohl!

Die Sonne sank, es mochte halb acht Uhr Abends seyn; schnelles Dunkel umhüllte den Horizont, der Azur des Himmels erlosch und allmählig stiegen die weißen Streifen und Punkte von Lissabon in die Nacht hinab. Ich sah sie nicht wieder.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, November.

Ankunft der Herzogin Maria von Würtemberg.

Seit der Anwesenheit der portugiesischen Ambassade in unsern Mauern im Winter 1835 — 36 hat sich nichts hier ereignet, was meine Feder mehr zu einem kurzen Bericht für diese Blätter aufgefordert hätte, als gegenwärtig das Verweilen einer jungen Dame in unserer Mitte, welche aus einer größern Stadt, als Coburg ist, hieher kam, aus der Stadt des Glanzes, des Luxus und der Moden, aus der Stadt der Weltereignisse, deren Pulsschlag die andern Städte des Erdtheils nachbeben müssen, sie mögen wollen oder nicht. — Pariserinnen machen in der ganzen Welt einiges Aufsehen, selbst wenn sie, geringern Standes, in einem Salen der Provinz oder sonst wo erscheinen; hat nun aber eine Pariserin gar noch Rang, hohen Rang, den höchsten irdischen, ist sie eine Königstochter, so läßt sich wohl annehmen, daß ihre Erscheinung an einem deutschen Hof und in einer deutschen Residenzstadt der fünften, sechsten Classe ein Ereigniß von Interesse seyn muß. Die Zeitungen haben die Ankunft Maria's von Frankreich, der neuvermählten jungen Herzogin von Würtemberg, in Coburg gemeldet. Ihr Gemahl, Bruder der regierenden Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha, führte sie hieher in die Arme einer zärtlichen Schwester und in den Kreis neuer Verwandten, deren in der That sehr herzlicher und liebevoller Empfang der jungen Fürstin wohlgethan und ihr über das erste bange Gefühl, welches den Eintritt einer Neuvermählten in den Familienkreis ihres Gatten, selbst unter königlichen Verhältnissen, zu begleiten pflegt, hinweggeholfen haben muß. Es war vergangenen Montag am 30sten v. M. Abends neun Uhr, als die erlauchten Reisenden von Würzburg, wo die lezte Nachtstation gehalten worden war, hier eintrafen. Eine Deputation zu ihrer Bewillkommung war ihnen nach der nächsten bayerischen Grenzstadt, Lichtenfels, von Seiten unsers Herzogs entgegengeschickt worden; eben dahin hatte sich der Herzog Ernst von Würtemberg, Bruder des Neuvermählten, begeben, der einige Tage früher von Paris hier angekommen war. Staumeister und Diener zu Pferde, der Marstall des jungen Fürsten, in reicher Livrée, waren desselben Weges gezogen, und es gewährte einen ganz stattlichen Anblick, als der Wagenzug mit seinen Laternen und die Vorreiter mit ihren Fackeln unter dem Hörnerklang der Postillone durch die Dunkelheit herannahte. Das Schloß, besonders der Flügel, in welchem das junge Ehepaar seine Residenz nehmen sollte, war glänzend erleuchtet; die Umgebungen des Schlosses dagegen weniger, fast gar nicht, was in der That mangelhaft erschien; denn eine Linie brennender Pechbecken von der äußersten Grenze der Anlagen bis zu den Pforten der Residenz, wie sie bei ähnlichen Empfangsfestlichkeiten in der Nacht gebräuchlich sind, würde gewiß einen sehr guten Effekt gemacht haben. Aus welcher Ursache sie hier fehlten, ist mir nicht bekannt. Eine Menge Neugieriger hatten sich in den untern Hallen des Schlosses versammelt, wo die Wagen vorfahren mußten und wo die Flügel der großen Treppe auslaufen. Man hatte Mühe, sie zurückzudrängen, um den Vorreitern Bahn zu machen, welche jezt heransprengten, und denen die schönen Wagen folgten, welche aus Frankreich kamen und die edelste Tochter Frankreichs uns zuführten. Sie befand sich in einem der ersten an der Seite ihres Gemahls; die Karosse hielt, leicht und kräftig sprang der Herzog aus dem geöffneten Schlage, und von seinem Arm unterstüzt, angestrahlt von Fackellicht und zahlreichen Kerzen, beobachtet von hundert Blicken, sezte die Enkelin Ludwigs XIV. den zarten Fuß auf die Schwelle eines deutschen Fürstenhauses, das ihre zweite Heimath zu werden bestimmt ist. Man sah die Züge ihres edlen, feinen, geistreichen Antlitzes, welches die Bedeutung des Moments und das zum Herzen steigende Blut höher röthete; ein schönes Auge, welches mit fast wehmüthigem Blick um Liebe in der Fremde bat — wie gerne gewähren wir ihm diese Bitte — und eine Gestalt, biegsam, leicht, schwebend, die sich jezt in die Arme der Schwester des Gemahls neigte, an eine liebreiche, gütige Brust, in welcher die wärmsten und edelsten Gefühle wohnen, und hier fast Minutenlang ruhen blieb. Wie beredt diese stumme Bewegung war, mit welcher mächtigen und hinreißenden Stimme sie redete! „Schwester,“ schien sie zu sagen, „nimm mich auf! Sieh, ich habe meine Schwestern und meinen königlichen Vater und meine königliche Mutter und meine Brüder und mein Frankreich verlassen, um Ihm zu folgen! Ich habe Opfer gebracht, meine Schwester, und mein Auge, das dich zum ersten Male sieht, muß mit Gewalt eine Thräne zurückdrängen, die es benezen möchte, die dich, Gütige, aber zu kränken fürchtet. Glücklich bin ich, denn ein liebendes Weib, das dem Gatten folgt, ist immer glücklich; aber es zieht in diesem Augenblick ein Schmerz durch meine Seele, den ich verbergen muß und den ihr wohl Alle nicht ahnet. Schicksalsvoll sind die Schiffer, in denen mein Fuß bis dahin gewandelt hat; welch ein Schicksal wartet meiner auf dieser Schwelle?“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 114. u. liter. Anzeige von Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 14. November 1837.

— Wie die Segel weiß die Schwingen breiten,
Die Küſte ſeinem Blick entflieht, da bracht'
Den Elementen er zuletzt noch gute Nacht.

Byron.
Childe Harold.

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Ich bin auf wenig Segelſchiffen gefahren und habe daher keinen beſtimmten Maßſtab für die Schnelligkeit. Aber die Roſe des Tajo, wie leicht, wie ſicher durchſchnitt ſie die Wellen! Es iſt bekannt, wie hoch dieſes Meer geht und wie gewaltig es ſeine unermeßlichen Fluthen bewegt. Aber mochte die Woge noch ſo groß und zürnend ſeyn, welche gegen den Kiel der Roſe anrollte, gewiſſermaßen mit Lächeln ſtürzte ſie ſich hinein, theilte ſie, riß ſie auseinander, ſo daß perlenweißer Schaum hoch empor ſprizte, und kam gebadet, benezt wie mit Thau, ſiegreich wieder hervor. Die Nacht hatte mir den Anblick der eſtremaduriſchen Küſte entzogen; trauernd verließ ich das Deck und ging hinab zur Ruhe. Aber dieſe Ruhe war nur unvollſtändig und kurz; die Luft der Kajüte drückte mich, die nahe Nachbarſchaft fremder Menſchen über und unter mir in den Kojen erſchien mir verdrießlich, und der erſte Widerſtand der menſchlichen Natur gegen die Bewegung des künſtlichen Gebäudes, in welchem eingeſchloſſen man dem fremden Element dahingegeben iſt, fing an, ſich in meinem Innern zu regen. Es mochte Mitternacht ſeyn, als es mich nicht länger in meinem Wandſchranke duldete. Mühſam und vorſichtig ſtieg ich über die beiden andern hinweg, die ſich unter mir befanden, und war erſt auf der Hälfte Weges, als eine grimmige Hand mein Bein erfaßte. — Qui vive? brüllte es mit einer Löwenſtimme aus dem Innern des Schrankes hervor, wo derjenige lag, der mein Herabklettern hinderte. „Scélérat! tu veux mon sang, mais c'est le tien qui coulera!“ Mit dieſen Worten ſank die Geſtalt, welche ſich halb aufgerichtet und mich gepackt hatte, langſam zurück; ich merkte nun, daß ich es mit einem Träumenden zu thun hatte, und ſezte ein wenig ärgerlich meinen Weg fort. Ich hatte zwar am Abend ſchon mehrfache Bekanntſchaften gemacht, doch wußte ich nicht genau, wer die Koje unter mir eingenommen hatte und wer mein Träumer war. Unter nicht ſehr freundlichen Gefühlen, erzeugt von den erſten Regungen eines unvermeidlichen Uebels, kam ich auf das Verdeck und ſezte mich, in meinen Mantel gehüllt, unfern vom Steuermann auf eine Bank nieder.

Die friſche Seeluft, welche mich balſamiſch anhauchte, verwehte mit ihrem ſüßen Athemzug alle feindſeligen oder zürnenden Gedanken aus meiner Seele, und erweckte dagegen jene ſanfte Melancholie, welcher wir Deutſche uns in ſternhellen Nächten ſo gern hingeben. Der Himmel war mit Tauſenden von Lichtern beſäet und leuchtend von jener ruhigen, ewigen und überirdiſchen Schönheit, die unſere Seelen überwältigt, indem ſie ſie erhebt. Ich dachte an Gott und betete leiſe mit wahrer, inniger Andacht. Dabei

waren meine Hände nicht gefaltet, und ich bat um nichts und flehte um nichts, weder mit eigenen, noch mit fremden Worten; denn die Begehrlichkeit unserer Kirchengebete ist meinem Herzen immer fremd geblieben; aber jede Fiber meines Gehirns und jeder Aderschlag meines Bluts durchströmte einige Minuten lang das Entzücken eines göttlichen Wesens. Es ging jedoch bald vorüber, wie denn ein langes Gebet ein Unding ist und nichts Seltsameres erfunden werden konnte als eine stundenlange Andacht, und die Beachtung des zunächst Liegenden trat wieder an seine Stelle. So ist denn der kleine Raum wieder leer, den ich auf der Mutter Erde einnahm, sprach ich zu mir, und nicht einmal ein Plätzchen für meine Gebeine würde ich in Europa versperren, wenn es diesem wogenden Meere etwa gefiele, mich mit sammt dem Brette zu verschlingen, auf welchem ich schwimme. Wenn es geschähe, würde wohl kaum eine Welle darum höher aufrauschen, und in wenigen Jahren wären wir Alle, die hier am Bord sind, vergessen und verschmerzt. Denn die Menschheit selbst ist ein Meer mit auftauchenden und niedergehenden Wellen, eine Generation verdrängt die andere, und den Wogenwechsel nennt unsere Sanduhr Menschenalter und Jahrhunderte. Wie die Brandung herüber donnert von der Küste, wie es braust und rollt in der Tiefe und die Welten über mir so still sind! Aber auch sie haben sicher ihre Töne, ihre Melodien, ihren Donnerklang, nur mein irdisches Ohr vernimmt ihn nicht. Sollte wohl jenseits des Todes — Was wohl der Steuermann dort von diesen Dingen halten mag? er steht so ernst, so feierlich am Compaß, wie ein Lenker der Schicksale. „Pilot," wendete ich mich an ihn, „die Nacht ist schön." — „Den Teufel ist sie! sie ist viel zu windstill, mein Herr. Wir kommen nicht von der Stelle, die Segel schlaffen mehr und mehr; gestern Abend war's besser." — „Darf ich Sie mit einem Gespräch belästigen, Pilot?" — „Warum nicht, mein Herr? es wird mir ein Vergnügen seyn, mich mit Ihnen zu unterhalten," erwiderte der Franzose, denn die Franzosen sind hölflich und verbindlich, selbst auf dem Meere, in der Nacht, am Compaß. „Es ist wahr, Pilot, der Wind geht nicht stark; aber wenn plötzlich sich ein Sturm erhöbe und wir im Meer unsern Untergang fänden?" — „Ah bah, welche Voraussetzung! Aber wenn es geschähe, so wäre es Schade um das schöne Schiff. Es ist noch neu und die schönste Handelsbrigg, welche von der Rhede von Havre ausläuft." — „Gewiß wäre es Schade, aber um die Menschen auch, Pilot. So viel ich sehe, sind Sie noch jung, wie fast Alles auf diesem Schiffe: möchten Sie schon sterben?" — „Dazu habe ich auf Ehre nicht die geringste Lust." — „Glauben Sie, Sie verzeihen die Dreistigkeit meiner Frage, glauben Sie an Unsterblichkeit?" — „Hm, sind Sie ein Priester? ein Abbé vielleicht?" — „Das nicht, aber dennoch möchte ich wissen, welche Ansicht Sie von der Unsterblichkeit unserer Seele haben, die uns in der Kindheit schon gelehrt wird." — „Mein Herr, ich bin 1814 geboren und habe noch wenig darüber nachgedacht, was nach meinem Tode mit mir geschehen wird. Ich denke, es wird mir nicht anders ergehen, als allen denen, die vor mir gestorben sind, und das sind parbleu! nicht Wenige, mein Herr! Ihr Loos wird auch das meinige seyn, ein anderes mag ich nicht!" — „Das ist recht gut, aber zu allgemein. Ich wünschte —" — „Ich wünschte, mein Herr," unterbrach mich der junge Steuermann mit einiger Ungeduld, „daß Sie den Schiffsjungen bemerkten, der schon eine Weile neben Ihnen steht und Absichten auf den Hühnerstall zu haben scheint, zu welchem Sie ihm den Zugang versperren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Aus diesem und andern Umständen folgert die Conjecturalastronomie zwar nur hypothetisch, aber nicht willkührlich, daß sich z. B. in dem vorstehend angeführten Doppelsterne des großen Bären, dessen dort angegebene Umlaufszeit von 60½ Jahre ganz besonders genau bekannt ist, zwei Sonnen durch Anziehung zu einem Systeme vereinigt finden, deren Masse 117 und 42, also zusammen 159 mal so groß ist, als die Masse unserer Sonne. Legt man diesen beiden Sonnen gleiche Dichtigkeit mit lezterer bei, so sind die Durchmesser derselben 4⁷⁄₁₀ und 3½ mal größer als der Sonnendurchmesser. Die Form der Bahn bei diesem Doppelstern ist elliptisch und die Excentricität sehr bedeutend. — Mit dieser Citation, welche einen ganz neuen Einblick in die Wunder der Fixsternwelt gewährt, und welcher wir Interessanteres und Erhabeneres nicht weiter zur Seite zu setzen wissen, schließen wir unsern Auszug aus diesem merkwürdigen Bericht, der zugleich einen Maßstab zur Beurtheilung des jetzigen blühenden Zustandes der Astronomie im russischen Reiche * abgibt.

* In diesem Bezuge erhalten wir so eben eine Mittheilung über den Fortgang der Arbeiten an der in unsern Blättern vielfach erwähnten Hauptsternwarte unsern Petersburg. Zu diesen Arbeiten, zur Anschaffung der Instrumente u. s. w. waren im verflossenen Jahre 570,746 Rubel angewiesen. Im Hauptgebäude wurden zunächst nur die nothwendigsten Constructionen fortgeführt; dagegen ist ein Theil der zu Wohnungen bestimmten Flügel in den äußern Umrissen vollendet. Eben so fleißig und mit dem besten Erfolge wird in München bei Oertel und Utzschneider, in Hamburg bei Repsold und in Wien bei Plößl an den bestellten Instrumenten fortgearbeitet; Manches ist schon wirklich abgeliefert, und so dürfen wir hoffen, diese für die Wissenschaft sehr viel versprechende Anstalt bald eröffnet zu sehen.

Wir haben in unſern frühern Berichten ausführliche Nachricht über die merkwürdigen Sternſchnuppen- und Feuerkugelnächte des 12ten und 13ten Novembers gegeben, und das Phänomen, wie es bis jezt beobachtet worden, in allen ſeinen Einzelnheiten beſchrieben. Indeß bleibt uns, was die Regelmäßigkeit ſeiner alljährlichen Wiederkehr in jenen beſtimmten Nächten betrifft, nachträglich zu bemerken, daß daſſelbe auch ſchon in den Jahren 1684, 1781, 1791, 1799, 1803, 1813, 1818-1819, 1820, 1822, 1824, 1825, immer zu derſelben Zeit, beobachtet worden iſt. Da alſo an der Periodicität gar nicht mehr zu zweifeln iſt, ſo gewinnt die Hypotheſe, welche dieſem Phänomen ſeinen Platz in derjenigen Region des Weltenraums anweiſt, in der ſich die Erde bei ihrem Umlaufe um die Sonne gerade zu jener Zeit befindet, an Wahrſcheinlichkeit. Unterdeß will man aber gefunden haben, daß um die Zeit des 10ten Auguſts mit ziemlich gleicher Regelmäßigkeit eine ähnliche Erſcheinung wiederkehre. Der Breslauer Aſtronom Boguslawski forderte daher Anfangs jenes Monats die Aſtronomen auf, ihre Aufmerkſamkeit dieſem Gegenſtande zu widmen, um ſo mehr, als in den bevorſtehenden Novembernächten gerade Vollmond einfällt, welcher die Beobachtungen vereiteln wird. Vereinte mehrfache Beobachtungen könnten uns vielleicht einigen Aufſchluß über die Höhe, Entfernung, Größe, Bahnlänge und Geſchwindigkeit dieſer Meteore geben, und ſomit einen Theil des geheimnißvollen Dunkels aufklären, welches dieſelben noch umringt. In der That ſind uns einige Berichte über die Reſultate der Auguſtbeobachtungen zu Geſicht gekommen, wodurch die Vorausſetzung des Breslauer Aſtronomen beſtätigt zu werden ſcheint; indeß muß natürlich die Wiederkehr des Vorgangs abgewartet werden.

Einiges Aufſehen hat in der lezten Zeit ein Verſuch des Licenciaten Lau zu Hamburg gemacht, die Erſcheinung des Zodiacallichts der Sonne durch eine neue Hypotheſe zu erklären. Viele Leſer werden ſchon bemerkt haben, daß zuweilen, wenn die Sonne eben auf- oder untergegangen iſt, ein weißliches Licht von ihr ausgeht, welches ſich am Horizont ſchief aufwärts in der Richtung des Thierkreiſes (Zodiacus, daher der Name) erſtreckt und ſpitz ausläuft; um die Zeit der Nachtgleiche iſt dieſe Erſcheinung, aus nachher zu erörternden Gründen, in unſern Breiten am beſten zu beobachten. Man hat dieſes Licht bis jezt einer ſelbſt leuchtenden, oder von der Sonne erleuchteten Atmoſphäre zugeſchrieben, von der wir annehmen, daß ſie den Sonnenkörper in Geſtalt eines ſehr abgeplatteten, gleichſam linſenförmigen Sphäroids umgebe, welches nach der Richtung des Sonnenäquators, der mit der Ekliptik faſt zuſammenfällt, die größte Ausdehnung habe. — Gegen dieſe Annahme erklärt ſich nun aber unſer Hamburger Beobachter. „Ich habe,“ ſagt er, „dieſe Erſcheinung in Braſilien häufig beobachtet; ſie zeigt ſich im April und Mai als ein Lichtkegel am Himmel, welcher ſeine 20 bis 25 Grad breite Baſis an demjenigen Punkte des Weſthorizonts hat, wo eben die Sonne untergegangen iſt. In unſern Breiten ſehen wir das Zodiacallicht ſelten und immer ſehr undeutlich, welcher Umſtand daher rührt, daß wir eine lange Dämmerung haben, deren Licht jenes Licht abſorbirt. In den tropiſchen Ländern dagegen ſenkt ſich die Sonne faſt und zuweilen ganz ſenkrecht unter den Horizont, daher ſie ſich in weniger Zeit tief untertaucht, ſo daß der Uebergang von Tag zu Nacht kurz iſt; die Dämmerungen ſind alſo auch kurz, und das Zodiacallicht kommt beſſer zu Geſicht. Merkwürdig iſt es, daß dies Phänomen an gewiſſe Jahrszeiten gebunden ſcheint, denn noch „nie“ (?) iſt es im Sommer oder Winter geſehen worden. Aus allem dieſen ziehe ich nun den Schluß, daß das Zodiacallicht nicht, wie bisher angenommen worden, die Sonne atmoſphärenartig, in Geſtalt einer Linſe, umgibt, ſondern daß daſſelbe ein „Lichtſchweif“ iſt, der ſeine Baſis an der Sonne und ſeine Spitze in der Richtung des Sternbildes des Krebſes habe. Vorzüglich intereſſant iſt dieſer Lichtſchweif der Sonne, weil er zu der Annahme einer Bewegung der Sonne durch den Weltenraum (vergl. unſern vorigen Bericht) führt, und ſelbſt dazu dienen kann, die Richtung dieſer Bewegung zu erforſchen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

Der Zeitgeiſt iſt gegenwärtig ein turbulenter Kannegießer, ein Alles verſuchender Poet, ein Alles wiſſender und an Allem verzweifelnder Schöngeiſt; er iſt aber ein ganz phantaſieloſer Schneider: wenn er bei der männlichen Tracht für Groß und Klein nach demſelben albernen Muſter zuſchneidet, ſo dispenſirt er ſich auch bei der weiblichen von der poetiſchen Thätigkeit; er macht den eklektiſchen Alterthümler, nimmt die Chronik des Oeil de Boeuf zum Muſterbuch und impft das bauſchigte Halstuch Marie Antoinettens auf das Mieder der Pompadour. — Wir haben ſchon öfters auf die hiſtoriſche Bedeutung der faſt alle Sphären durchdringenden Gleichförmigkeit der männlichen Kleidung aufmerkſam gemacht, und der Gegenſtand verdiente wohl einmal aus dem Geſichtspunkt der modernen Philoſophie beſprochen zu werden. Die männliche Welt, wenigſtens im Sonntagspuz, iſt nach Schnitt und Stoff gleichförmig uniformirt, wie das Fußvolk großer Heere; je vornehmer einer iſt, deſto ängſtlicher ſucht er, wenigſtens auf dem öffentlichen Platz, in der Maſſe unterzugehen. Auch im vorigen Jahrhundert herrſchte im Schnitt ein ziemlich durchgreifendes Syſtem, aber deſto ausgeſprochenere Abſtufung in Stoff und Zierrath. Jezt erſcheint nur noch das Landvolk in manchen Provinzen Deutſchlands und Frankreichs als ein farbloſes Ueberbleibſel einer Zeit, wo man die Qualität der Menſchen nach Spitzen und Treſſen und der Feinheit des Tuchs ſchäzte, und ſolch ein bäuriſcher Kirchgänger mit dem dreieckigen Hut, dem plumpen, weitſchößigen Rock, dem umfangreichen Bruſttuch und den ſchweren Schnallenſchuhen gleicht dem Peter in Swifts Mährchen von der Tonne, dem man die Galonen vom altväterlichen Rock getrennt, daß

Geschmeide abgenommen und den Puder aus den Haaren gekämmt — ein abgeblaßtes Bild eines vornehmen Herrn von ehedem. — Der reine Geck und Stutzer war sonst keine unbedeutende Macht in der Gesellschaft, er war mehr in der Literatur, als in der Wirklichkeit verspottet und verachtet; jetzt aber hat er keine sociale Bedeutung mehr, und an seine Stelle sind die Kleinmeister der Literatur getreten, welche vor dem ganzen Publikum ihre gespreizte Geistestoilette machen. Es gibt keine tonangebenden Marquis mehr, welche im Salon die Manschetten über die Finger zupfen und sich die Locken kämmen, dafür schöne Geister, welche der Lesewelt mit ihren Brillanten die Augen blenden und mit dem rothen Absatz in den Koth treten. Inwiefern diese Verschmelzung der verschiedensten Stände in der äußern Erscheinung mit den übrigen Richtungen der Zeit Schritt hielt und die Zukunft vorbedeutet, ist in einem flüchtigen Journalartikel nicht zu untersuchen; das Geschick, welches auch Röcke und Beinkleider regelt und gegenwärtig Alles in Einen Model gießt, ist übrigens Schuld, daß auch hier im Fache männlichen Modewechsels wenig zu besprechen übrig bleibt; denn der Kampf der männlichen Eitelkeit gegen die Weltkleiderordnung ist nur ein kleinlicher Guerillaskrieg mit lauter ephemeren, selten wissenswürdigen Resultaten. Wir machen diesmal, als auf den eigentlichen Charakter des gegenwärtigen Modewesens, nur darauf aufmerksam, wie der natürliche Trieb der höhern Stände zu körperlicher Auszeichnung sich immer mehr vom Pomp zur Eleganz flüchtet und damit auch wieder ein Geburtsrecht in Anspruch nimmt; denn un homme devient riche, il nait élégant. Wir zeigen an einem Beispiel, wie diese Eleganz, der spiritus familiaris der bene nati, während sie die äußern Formen in nobler Einfachheit umschreibt und ihre Farben dämpft, von der Oberfläche nach innen bis auf die Haut dringt. Da, wo die verschiedenen Schichten künstlicher Körperhülle aufhören und das Gebiet allgemeiner menschlicher Gleichheit beginnt, liegt bei Vornehm und Gering ein Kleidungsstück, das bisher im größten Theil seiner Erstreckung ziemlich anspruchslos war. Das Hemd hatte noch viel vom Gemeinmenschlichen seiner Nachbarin, der Haut; es war ein ziemlich republikanisches Sagum, ein Bischen feiner, ein Bischen gröber, und nur an den Debouchés gegen die Außenwelt, an Hals, Brust und Handgelenk, aristokratische Prätensionen entfaltend. Die Nätherin fertigte Hemden zum Voraus, und hielt sich nur an Classen nach Größe und Halsweite wie ein Milizschneider. Dem ist nicht mehr so: auch das Hemd der vornehmen Welt ist nunmehr völlig in den Kreis der Eleganz gezogen worden, es erfordert seine eigene Spezialität, wie die Franzosen sagen, einen Mannshemdenschneider. Das Signal dazu hat der berühmte Pariser Schneider Longueville gegeben, an dessen Baden-, d. h. Magazinfenstern, seit einiger Zeit in großen Buchstaben zu lesen steht: Modes en chemises. Er nimmt das Maß mit der größten Umsicht, die Notizen, die er niederschreibt, gleichen der Auflösung einer schwierigen algebraischen Aufgabe, und um ein Hemd zu schneiden, braucht er vier Stunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, November.

(Fortsetzung.)

Ankunft der Herzogin Maria von Würtemberg.

Möge die erhabene Frau verzeihen, wenn ich ihre Empfindungen zu interpretiren mich hier unterstanden habe; ich vermuthe, daß sie immerhin die Wahrheit in etwas berühren. Nach den Begrüßungen mit dem Herrn des Hauses, dem regierenden Herrn Herzog, und seinen Söhnen (welche Letztere, kürzlich von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, eine kurze Zeit hier verweilten, jedoch schon wieder nach Bonn abgereist sind) ward Maria von Frankreich am Arm der Herzogin die Treppen hinaufgeführt, umgeben vom ganzen Hof, welcher in Galla versammelt war und die Fürsten und Fürstinnen bis an den Eingang des Silberbaus geleitete, wo die Galerie der würtembergischen Gemächer beginnt. Im Gefolge der Königstochter befand sich eine Dame, deren Namen an Napoleonische Zeiten erinnert: die Herzogin von Massa. Da nun Herr und Diener dieses Hofes sich bestrebt hatten, dem königlichen Gast einen freundlichen Eindruck zu bereiten, so wäre es wohl zu erwarten gewesen, daß auch der Himmel, oder wenigstens unser Wetter ein etwas sonntägliches oder festliches Aussehen angenommen hätte; aber der deutsche Himmel, die deutschen Wettergötter wissen nun einmal nichts von Galanterie. Vielmehr kehrten sie, wie man zu sagen pflegt, völlig das Rauhe heraus, und zeigten sich so ungeschlacht, so unerträglich, daß man in der That Ursache hatte, sich ihrer zu schämen. Orkanstöße erschütterten die Gebäude, Regengüsse strömten, grau, übernächtig und löschpapieren blickte der Himmel mit erblindetem Auge auf die nasse Erde herab, und was unschön und traurig in Stadt und Umgebungen aussah — es fehlt an Solchem ja in den freundlichsten Orten nicht ganz — das hatte doppelt und dreifach diesen Charakter im Lichte des traurigsten Morgens, der jemals aufging. Der November, der vor der Thüre stand, klopfte, nicht mit leisem Finger, nein, mit der starrkalten, triefenden Faust an, und die arme Prinzessin, an die Fenster ihres Zimmers tretend und hinausschauend, hat sicher im Stillen geseufzt, ohne daß es Jemand vernahm: Oui, c'est l'Allemagne! Erst Nachmittags klärte sich der Himmel ein wenig auf und ließ einen Sonnenstrahl aus zerrissenen Wolken auf unser Thal fallen; im Licht desselben machte das junge fürstliche Ehepaar eine Spazierfahrt durch die Stadt in einem sehr schönen offenen Phaeton, von Dienern zu Pferde gefolgt, wie denn überhaupt die Equipagen des Herzogs Alexander eben so reich als geschmackvoll sind. Mit ihrem sinnigen Künstlerauge schaute seine Gemahlin um sich, und wäre ich der Erbauer von Coburg gewesen, so würde ich mich vor dem Urtheile dieses Auges und vor der unwillkührlichen Parallele, die es ziehen mußte, ein wenig gefürchtet haben. Diese Herrengasse, unsere Rue Rivoli, dürfte vor dem Zudrang überreicher und genußsüchtiger Engländer, die jene oft kaum aufzunehmen vermag, noch eine Zeitlang ziemlich sicher seyn; unsere Ketschengasse tritt hier in den Rang der Rue Castiglione, unsere Spitalgasse in den der Rue de la Paix, und zum Place Vendôme fehlt unserm Salzmarkt nichts als die Säule. Uebrigens unsere Stadt in Ehren; sie ist alt, winkelig, aber hat manches stattliche und ansehnliche Haus, und zeigt bereits den Charakter jener alten, wohnlichen, guten Städte, welcher in der Erscheinung Nürnbergs seinen Glanzpunkt erreicht. Unsere Umgegend ist eine der lieblichsten, voller Fruchtbarkeit und Anmuth, und hat noch jedem Fremden gefallen; aber um ihren Reiz würdigen und empfinden zu können, muß man auf unsere Berge steigen und bei fröhlichem Sonnenschein auf die schönen Thäler herabschauen, die ihren Fuß umkränzen; solches ist indessen beim jetzigen Wetter kaum möglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 91 u. Prospekt der deutschen Viertel-Jahrsschrift.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 15. November 1837.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln,
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen.

Goethe.

Todesluſt der Elemente.

So höre denn, du gutes Kind,
Die Elemente, welche blind
Noch immer ſind und nichts als ſind!

Ich Thau, den einſt das Blumenheer
Gefangen nahm, ich weinte ſehr,
Da ließ man wieder mich in's Meer.

Ich Sandkorn, das im Meer verſchwand,
Mich nahm ein Fiſchlein bei der Hand
Und zog mich wiederum an's Land.

Ich war ein Hauch aus einer Gruft,
Ich ward ein friſcher Roſenduft,
Nun bin ich wieder reine Luft.

Und ich, ein Strahl, der geſtern nur
In hochgeflammte Tulpen fuhr,
Bin heute wieder Licht und pur.

Glückſeliges, das nach uns wird,
Als Nachtigall um Blumen girrt
Und endlich ſich in Gott verirrt!

Ernſt Ludwig Rochholz.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Irrthümlich in der obigen Explication iſt die Behauptung, daß das Zodiacallicht nie zu anderer Zeit als der der Nachtgleichen erblickt werde. Wir finden eine Beobachtung von Caſſini vom 4ten December 1687, alſo aus der Zeit der Sonnenwende, wobei er das Thierkreislicht überdies zugleich um 6½ Uhr Abends nach Sonnenuntergange und am folgenden Morgen um 4 Uhr 40′ vor Sonnenaufgange ſah,* wornach die Sonne alſo einen doppelten „Lichtſchweif“ haben müßte. Legt man ihr nun einen ſolchen bei, wie denn wirklich auch Kometen mit einem Doppelſchweife an entgegengeſetzten Enden des Kerns beobachtet worden ſind, ſo erklärt dieſe Annahme die Erſcheinung freilich eben ſo gut, als die obige Hypotheſe einer linſenförmigen Geſtalt der Lichtſphäre der Sonne, welche leztere Hypotheſe indeß, wie geſagt, bis jezt ziemlich

* Auch de la Caille, in ſeiner bekannten afrikaniſchen Reiſe, bemerkt ausdrücklich, daß, da in der heißen Zone Aequator und Ekliptik mit dem Horizont ſo große Winkel machen und die Dämmerungen ſo kurz ſind, der Zodiacalſchein ziemlich das ganze Jahr durch Morgens und Abends ſichtbar iſt und zuweilen ſenkrecht auf dem Horizont und im lebhafteſten Glanz erblickt wird.

allgemein angenommen worden ist. Der Grund endlich, weßhalb das Zodiacallicht in unsern Breiten Abends am besten um die Zeit der Frühlings-, und Morgens dagegen um die Zeit der Herbstnachtgleiche erblickt wird, worauf wir zurückkommen wollten, liegt darin, daß die Ekliptik in beiden Fällen hinreichend hoch über unserm Horizont steht und die Dämmerungen dann zugleich kurz genug sind, um das Sichtbarwerden der Erscheinung zu begünstigen.

Wir machen den Schluß des astronomischen Theils unseres diesmaligen Berichts mit einer astronomisch-medizinischen Bemerkung, deren Mittheilung wir einem zu achtungswerthen Gelehrten und zu unbefangenen Beobachter verdanken, als daß wir die Conjectur von der Hand weisen könnten. Der Mondtopograph Mädler schreibt nämlich: „Der diesjährige Monat August zeichnete sich in seiner zweiten und dritten Woche durch eine Heiterkeit aus, welche nicht allein wegen ihrer langen Dauer, sondern auch wegen des hohen Grades der Lustdurchsichtigkeit als ungewöhnlich für unser Klima dasteht. Ganz ähnlich zeigte sich der Oktober 1831. Damals wie jezt konnten gerade während der heftigsten Cholera die trefflichsten astronomischen Beobachtungen gemacht werden, wie sie mir außerdem nie so lange hinter einander gelungen sind. Besonders merkwürdig aber war in diesen verhängnißvollen Zeiten die auffallende Lebhaftigkeit der Morgen- und Abendröthen. Wahrhaft staunenerregend zeigte sich z. B. die Morgenröthe am 19ten August, wo der ganze östliche Horizont gleichsam in Feuer zu stehen schien; eine herrlich heitere Nacht war vorausgegangen. Sollte in diesem zweimaligen Zusammentreffen einer ganz außergewöhnlichen Lustdurchsichtigkeit mit der stärksten Cholera nicht etwas mehr als Zufall liegen?“ — Die Beobachtung schließt sich sehr gut an die in unserm vorigen Berichte mitgetheilten Bemerkungen würtembergischer Aerzte über die abnorme elektrische Beschaffenheit des Luftkreises in der Nähe solcher Orte an, wo die Cholera eben heftig wüthete. Wären wir nur über die Beschaffenheit und den Einfluß der Miasmen einigermaßen genauer unterrichtet! Daß sich solche, der Gesundheit schädliche Substanzen in der Atmosphäre befinden, welche bestimmte Krankheiten erzeugen und durch die Luft verbreiten, ist auf keine Weise zu bezweifeln; auch ist es mindestens höchst wahrscheinlich, daß dieselben in wirklichen, höchst fein vertheilten Stoffen bestehen, deren Ursache und Quelle sich zuweilen ganz bestimmt nachweisen läßt, ohne daß es noch gelungen wäre, sie an und für sich selbst sinnlich darzustellen. Diese Miasmen machen sich selten durch einen übeln Geruch bemerklich; im Gegentheil ist die Luft, wie z. B. die aria cattiva Roms, oft mit den angenehmsten Blumendüften geschwängert, „et tout cela,“ wie sich Frau von Staël in der Corinne darüber ausdrückt, „c'est la mort!“ Bei diesen ganz eigenthümlichen Verbindungen der Miasmen mit der Luft und ihren besondern Einflüssen darauf, könnte das Choleramiasma also, nach Mädlers Hypothese, allerdings die gleichzeitig beobachtete normalwidrige Lustheiterkeit verursacht haben. Ich habe diese ganz ungewöhnliche Durchsichtigkeit der Luft an meinem Wohnorte (Landsberg a. d. Warthe in der Neumark) auch beobachtet und dieselbe, ohne an einen Zusammenhang mit der Cholera, welche damals in hiesiger Gegend nicht grassirte, auch nur zu denken, doch augenblicklich für ganz unnatürlich erkannt. — Wenn diese Andeutungen auch nicht gleich zu einem bestimmten Resultate führen, so erfüllen sie die Seele des Denkers doch wenigstens mit der Ahnung einer neuen Seite des Naturgeheimnisses.

Den physikalischen Theil unsers diesmaligen Berichtes können wir ebenfalls durch eine sehr interessante Mittheilung über Anwendung ganz neuer Mittel zur Telegraphie eröffnen, wozu die Idee von dem berühmten Geometer Gauß ausgegangen ist, und mit deren praktischer Ausführung man sich jezt gleichzeitig in Deutschland und England beschäftigt. Um mich über diesen Gegenstand, welcher höchst wichtig zu werden verspricht, mit den Lesern so gründlich unterhalten zu können, als es derselbe verdient, muß ich zuvörderst an den Wechselbezug zwischen Elektricität und Magnetismus erinnern. Aus meinen frühern Vorträgen ist bekannt, daß durch Elektricität eine Menge magnetischer Erfolge hervorgerufen werden können, und daß man den Inbegriff dieser, solchergestalt durch Elektricität hervorbringbaren Erscheinungen mit dem Namen des Elektromagnetismus belegt. Dagegen ist aber kürzlich durch den bekannten Naturforscher Faraday dargethan worden, daß umgekehrt auch der Magnetismus in einem geeigneten Leiter eine elektrische Strömung veranlaßt, und diese Umkehrung des obigen Elektromagnetismus nennt man Magnetelektricität.

(Die Fortsezung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsezung.)

„Hühnerstall?“ rief ich; „wahrhaftig, es piept und gackert unter mir! jezt erst bemerke ist es.“ — „Monsieur, je vous demande excuse,“ fing die Stimme des Schiffsjungen an, „levez vous un peu; ich muß ein Huhn haben; eine Dame in der Kajüte ist krank geworden und verlangt Hühnersuppe.“ — „Doch nicht Mademoiselle Juliette?“ fragte der Steuermann rasch. — „En effet, ich weiß es nicht, mein Herr,“ war die Antwort des Mouche, während welcher ich mich erhob und nun erst bemerkte, daß der Siß, auf welchem ich geruht hatte, sich empor heben

ließ, wie eine Klappe, und der Himmel eines Behältniſſes war, in welchem eine Schaar gefiederter Individuen ſich befand. Sie ſchienen zuſammengekauert, in Schlaf verſunken, während der Mouche ſich über ſie beugte und mit todbrohenden Blicken in ihre geöffnete Hürde hinabſah. Er war jezt ihr Schickſal; ahnungslos ſchlummerten ſie, die Unſchuldigen, und die Hand des Todes, welche Eines von ihnen forderte, war ſchon ausgeſtreckt. „Dieſes nicht, Mouche!“ rief ich, als ich ſah, daß der Burſche ein ſchneeweißes ergriff, deſſen Farbe jezt ſein Verderben zu werden drohte, da ſie offenbar im Halbdunkel die Hand des Mörders angelockt hatte; „ein anderes, Mouche“ — „Ein anderes? und warum denn?“ fragte der Knabe verwundert. — „Weil, weil — Sehen Sie, wie ſchön weiß es iſt! Ich dächte das daneben, das braune.“ — „Und nun nehme ich gerade das weiße!“ rief der Junge, und er packte es lachend, erhob ſich, zeigte mir ſein muthwilliges, rundes Geſicht und einen Mund, in welchem Reihen von Perlen glänzten, und ließ den Deckel der Hürde fallen. Darauf ging er nach der Gegend des Decks, wo die Küche war, und ich hörte das bedauernswerthe weiße noch eine Minute lang unter ſeinen Händen weinen, bis es ſtill ward. Es war nur ein Huhn, aber das Schlachten eines Thiers in meiner Nähe greift mir jedesmal in die Seele.

Dicht beim Hauptmaſt, in der Mitte des Schiffs, lagen verſchiedene Boote, Segelſtangen, Taue, und in einem der erſteren wohnte Macacc, mein Unterthan aus Mariquinhas ſchöner Orangenloja. Wo ſollte ich hin? Der Pilot ſchien wenig Gefallen an der Unterhaltung über die Unſterblichkeit ſeiner Seele zu finden, mein Sitz auf dem Hühnerſtall hatte ſeit dem Zuſpruch des Mouche ſeine Gemüthlichkeit für mich verloren; denn ich ſah ein, daß es in der That keinen Ort in der Welt gibt, wohin nicht urplötzlich ein tragiſches Schickſal dringen kann. So ging ich an der Küche vorüber, in welcher bereits ein luſtiges Feuer praſſelte, und näherte mich Macacc's Reſidenz, die ſich durch allerlei wunderliche Töne ſchon von ferne kund gab. Ich mußte über einige Segelſtangen und Taurollen ſteigen, um über den Rand des Bootes ſchauen zu können, in welchem ſich Irmaos Zögling befand. Da ſaß er, nachläſſig Rücken und Haupt an die weiche, wollige Bruſt eines Hammels gelehnt, der dieſe Vertraulichkeit mit Reſignation oder Nachſicht duldete. Macacc hatte die Augen geſchloſſen, ſchlief jedoch nicht, ſondern blinzelte zuweilen mit jenem äffiſchen Ausdruck, der ſo ſehr an das Menſchliche grenzt, daß er mir in der That wie ein kleiner, unglücklicher Sünder erſchien, der zur Strafe den Thieren beigeſellt ward. Indeſſen kannte er bereits die Annehmlichkeiten und Schwächen ſeiner Gefährten und wußte als echter Philoſoph Nutzen daraus zu ziehen. Weich mochte ſich's ruhen an der Bruſt des geduldigen und gefahrloſen Hammels, doch Macacc unterbrach einige Male dieſe Ruhe, um zu einem langhaarigen, ſchwarzen, zottigen Ungeheuer hinzuſpringen, welches einen Sack zu bewachen ſchien, in dem ein Loch war, aus welchem ſchöne dunkelgelbe große Körner rollten, wenn die Pfote des Affen hineingriff. Ob er dieſes Loch ſelbſt effektuirt hatte, iſt nicht ermittelt worden, aber er machte es ſich zu Nutze, und niemals, ohne dabei das langhaarige Thier zu zupfen, welches vor dem Maisſacke lag. Es war dies, wie ich am Morgen erfuhr, eine braſilianiſche Ziege, das Eigenthum eines Herrn aus Fernambuco, der ſich am Bord befand und deſſen ich ſpäter noch erwähnen werde. Einige Zeit unterhielt mich die kleine Spitzbüberei Macacc's, die Geduld der Hammel, über die er wegſprang, wie über unbedeutende Hinderniſſe, oder ſich ihrer als Kiſſen bediente, das Kopfſchütteln der gewaltigen Ziege, wenn ſie von dem Loſen gezupft ward, und das Durcheinanderſchreien einer ganzen Kolonie von Papagaien und andern Vögeln, die ſich in einer ungeheuren Volière befand, welche ihren Platz unweit vom Boote hatte. Dann aber lehnte ich mich, dieſem thieriſchen Treiben den Rücken kehrend, gegen die Brüſtung des Bords und ſchaute durch die kryſtallne Nacht in der Richtung des ſchönen Landes hinaus, welches mein Auge nicht mehr erreichte. Steige noch einmal vor mir auf, Portugal! rieſen alle Stimmen meiner Seele; Land der Sonne und der paradieſiſchen Thäler, ſende mir noch Einen aromatiſchen Gruß! Noch Einen Seevogel mit weißen Fittigen ſchicke mir herüber, Roca von Lisboa, damit ich ihm ſagen kann, wie ſehr ich dich geliebt habe!

„Le vent s'anime!“ ertönte es mit einem Male vom Steuerbord her, und fand in allen Richtungen des Schiffes, welches plötzlich lebendig zu werden ſchien, ſein Echo. Die Segel rollten und ſchwellten ſich, Matroſen kamen hervor, es wurde gepfiffen, Befehle gegeben und an den Segelleinen gezogen. In der That kam aus der Richtung von Afrika ein ſtarker, ſchwellender Luftſtrom, der ſogar die Falten meines Mantels erfaßte; er hatte Luſitanien im Vorbeiſtreifen berührt und erſchien mir als der aromatiſche Bote, um den ich gebeten. Mitten in der Bewegung, welche die Briſe auf dem Deck verurſachte, kam der Mouche aus der Küche, mit einem kleinen Porzellannapf in der Hand, und eilte der Treppenthüre der Kajüte zu. Aber Eile ohne Vorſicht führt nicht immer zum Ziel, und leztere iſt keine der Kardinaltugenden eines franzöſiſchen Schiffsjungen. Mouche in ſeinem Dienſteifer ſtieß gegen einen Matroſen, es klirrte, da lag der niedliche Napf zerbrochen auf den Bohlen, und der arme kleine Nervengeiſt des weißen Huhns, ſein gekochtes Leben, ſprüzte nutzlos vergoſſen um die Füße des Buben. Er ſtand einen Augenblick betroffen, aber lange Verlegenheit iſt ebenfalls nicht Sache eines Mouche. Mit Einem Wurf waren die Scherben über Bord und mit Einem

Sprung der Knabe bei meinem verlaſſenen Sitze, den er haſtig öffnete und ein neues Opfer daraus hervornahm. „Diesmal, mein Herr,“ ſagte der kleine Teufel lachend, indem er an mir vorüberging, „diesmal iſt es das braune! Regardez bien!“ Er hielt mir das laut piepende Ding eine Sekunde lang dicht vor die Augen und ſchnitt ihm dann den Hals ab. Zehn Minuten darauf erhielt endlich die kranke Dame ihre Stärkung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Coburg, November.

(Beſchluß.)

Ankunft der Herzogin Maria von Würtemberg.

Wie weit der Herzog und ſeine junge Gemahlin ihre Spazierfahrt ausdehnten, weiß ich nicht; Abends erſchienen ſie im Theater, und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß unſer ohnehin ſehr kleines Schauſpielhaus (welches bald durch ein neues erſetzt werden wird) gedrängt voll war. In den Logen, faſt nur vom Adel eingenommen, befanden ſich Herren und Damen im Hofkleid. Trotz dem aber, und obgleich die ſonſt recht hübſche herzogliche Loge neu dekorirt worden war, hatte das Ganze einen Charakter von Kleinheit, und an die Pariſer Schauſpielſäle beim Erſcheinen der franzöſiſchen Königstochter nicht zu denken, war faſt unmöglich. Ein donnernder Tuſch aus dem Orcheſter begleitete ihren Eintritt, und ein dreimaliges Hoch! von Seiten des Publikums, welches in die freudigſte Bewegung gerathen war, begrüßte die Fürſtin, die ſich zu wiederholten Malen dankend verneigte. Sie war einfach, aber mit Grazie gekleidet. — Die Vorſtellung eröffnete ein Feſtſpiel, deſſen, ſo wenig Geſchmack ich ſonſt dergleichen Dichtungen abgewinnen kann, ich hier doch lobend erwähnen muß, und ich fühle mich verſucht, ſeinen Inhalt kurz anzugeben. Wir ſahen eine Schäferin in einer ländlichen Gegend, beſchäftigt, einen Kranz zu winden, den ſie für die edle Herrin beſtimmt, welche von den lauten Ufern der Seine in unſer ſtilles Thal gekommen iſt. Ein Schäfer naht, und auf ſeine Fragen gibt die Jungfrau näheren Aufſchluß über das Feſt, welches unſer Thal feiert, und über die reizgeſchmückte, ſinnige Königin dieſes Feſtes. Freundin, Beſchützerin der Kunſt, ſelbſt Künſtlerin, eilte ihr Buſen bis dahin ſo kalt wie der Marmor, aus welchem ihre zarte Hand göttliche Gebilde formte. Aber ein Liebesgott, der einſt aus derſelben hervorging, beſeelte ſich plötzlich, ſpannte ſeinen Bogen und verwundete das Herz ſeiner Schöpferin, ſo daß es für einen Fürſten zu fühlen begann, welcher Krieger iſt, und deſſen Name auf den Feldern des Ruhmes genannt wird. Der Schäfer, der ſolches angehört hat, gibt ſich jetzt als den Genius des Schönen zu erkennen, welcher überall den Spuren der Fürſtin folge. Auf ſeinen Wink verſchwindet die Landſchaft und ein Tableau zeigt ſich, beſtehend aus Genien unter einem dreifarbigen Zelte, welche Wappen und Namenszüge verbinden, worauf der Vorhang niedergeht. Ein beſonderes Verdienſt dieſer kleinen Dichtung, deren Verfaſſer Profeſſor Millenet in Gotha ſeyn ſoll, war ihre Einfachheit und ihre edle Sprache. Die beiden redenden Perſonen, von Dem. Brüge und Herrn Hinz dargeſtellt, entſprachen ihrer Aufgabe vollkommen durch ein edles, gehaltenes und einfaches Spiel. Herr Hinz iſt, beiläufig geſagt, ein ſehr talentvoller, fleißiger Schauſpieler, der die Gunſt des Publikums in hohem Grade beſitzt und ſie verdient; auch Dem. Brüge, eine Berlinerin, iſt auf dem beſten Wege, Ausgezeichnetes zu leiſten, und dazu von günſtigen Naturgaben ſehr freundlich unterſtützt. Die Oper, welche auf dieſes Feſtſpiel folgte, war eine ganz neue, der Freiſchütz; denn ſeine ſchöne Muſik wird einem künſtleriſchen Ohre immer neues Entzücken bereiten. Wenn es die Abſicht der Intendanz war, ein echtdeutſches Produkt der franzöſiſchen Königstochter vorzuführen, ſo konnte ſie keine beſſere Wahl treffen: im Freiſchützen iſt Deutſchland, lebt, ſingt und atmet Deutſchland. Die Muſik, die heitere, liebliche, gemüthliche, tiefe Muſik, von diaboliſchen Blitzen durchzuckt, iſt unſere Seele. Dann dieſes Jagdweſen, dieſes Vogelſchießen, die Bergknappen, die Wilddiebsgeſchichte, der gnädige Herr Graf, der Teufel, die Wolfsſchlucht, das ganze, ängſtlich gedrückte, ſchwärmeriſche Weſen der folgenden Akte, ein unangenehmes, breiweiches, welches nicht auszuhalten wäre, wenn es nicht zuweilen von göttlichen Melodien durchzogen würde — es iſt Deutſchland. Ich geſtehe, daß das Schreiten Samiels über die Bühne, dieſes leibhaftigen Teufels mit Feueraugen, der ſeine Beute, den Jägerburſchen, umkreiſt, dieſe ſchändliche Larve, immer meine tiefſte Indignation erregt. Es iſt die Karrikatur des Romantismus, es iſt das, was ein Ausländer für unſere Poeſie halten könnte, ein Gedanke, der mich erröthen macht. Uebrigens war die Oper mit neuen Dekorationen und neuem Coſtüm ausgeſtattet und wurde recht gut gegeben. — Der nächſte Tag war zu einer großen Vorſtellung bei Hofe beſtimmt; eine leichte Unpäßlichkeit des regierenden Herzogs veranlaßte jedoch die Aufſchiebung derſelben bis zum folgenden Tage. Geſtern Abend fand ſie in den ſchön erleuchteten Staatsſälen des Schloſſes ſtatt, und mehr als hundert Perſonen, Herren und Damen, hatten die Ehre, von dem Herzog ſelbſt ſeiner erlauchten Verwandten vorgeſtellt zu werden. Es iſt ſonſt nicht meine Sache, bei den Einzelnheiten einer Toilette zu verweilen, aber bei dem Anzug einer Prinzeſſin von Frankreich, einer Enkelin Ludwigs XIV. in Coburg, erlaube ich mir eine Ausnahme zu machen. Maria von Orleans trug während dieſer Cour ein Kleid von rothem Atlas, mit Spitzen und Schleifen geſchmückt, welch letztere von diamantenen Agraffen gehalten wurden. Das ſeidene Band, welches die Damen als Schärpe zu tragen pflegen, war hier dicht mit Diamanten beſät, die den zarten und ſchlanken Leib der Fürſtin wie ein Gürtel von Sternen umgaben. Zwei Schnüre der größten, aneinander gefügten Diamanten wiegten ſich auf ihrem Buſen; ähnliche umfingen ihre Stirne, flochten ſich durch ihr Haar, und Aehren von Brillanten zitterten blitzend über ihrem Scheitel. Es war ein wahrhaft königlicher Schmuck, der trotz ſeines großen Reichthums den Charakter einer großartigen Einfachheit hatte. Die Fürſtin war durchaus nicht das, was man geputzt nennt, und was in Deutſchland faſt immer gleichbedeutend mit verputzt iſt; kein Flitter, kein Flor, kein überflüſſiger, ſich ausbreitender Zierath, nichts ſchmückte ſie, als das ätheriſche Leuchten und Strahlen jener Juwelen, und das Diamantenband, welches ſie umfing, ſchien der Gürtel der Grazien. An Jeden der ihr Vorgeſtellten richtete ſie einige Worte in franzöſiſcher Sprache; man ſagt, ſie verſtehe die deutſche gut, ohne daß ihr jedoch das Sprechen derſelben geläufig ſey; wie gerne iſt das zu glauben! Nach der Vorſtellung war Tafel im Rieſenſaal unter Begleitung zweier Muſikchöre. — Was in den nächſten Tagen geſchehen wird, um die junge Königstochter von den Ufern der Seine Paris vergeſſen zu machen, darüber werde ich weiter berichten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. November 1837.

Das römische Reich — daß Gott erbarm!

Schiller.

Andrea Ganelli.

Eine Skizze von A. Freiherrn v. Sternberg.

Die Geschichte dieses Menschen, der Verse machte und an einem Glase vergifteter Limonade starb, mag anziehend genug erscheinen, um ihr ein vorübergehendes Interesse zu weihen. — Er kam als ein bildschöner Knabe nach Deutschland mit einem Trupp Emigrirter, die ihn in der Gegend von Trier absezten und ihn seinem Schicksal überließen. Ein junger Edelman, auf der Jagd begriffen, von lustigen Genossen umschwärmt, findet ihn am Wege und macht ihn ohne viele Umstände zu seinem Diener. Andrea folgt seinem neuen Herrn in den erzbischöflichen Pallast, wo jener in Leichtsinn und großer Verschwendung lebt. Andrea lernte so einen deutschen Fürsten kennen, und einen geistlichen Hof, zwei merkwürdige Dinge, die auf einen jungen Franzosen ihren Eindruck nicht verfehlen konnten.

Wie grau, wie alterthümlich, wie großartig und wie prächtig war der erzbischöfliche Pallast zu Trier! Wenn man in's Thor einschritt und die oben übereinander gekreuzten Bischofsstäbe betrachtete, die seitdem die rauhe Hand der Zeit zerbrochen, konnte man sich eines geheimnißvollen Schauers nicht erwehren. Das alte Deutschland mit seinen Verfassungen, bürgerlichen Kriegen und endlosen Feierlichkeiten, die Kaiserkrönungen zu Frankfurt, das Reichskammergericht zu Wezlar, der Mummenschanz der alten Stadt Köln und das lübische Recht, all dieses hing an den zwei Bischofsstäben über dem Thore des erzbischöflichen Pallastes zu Trier. Jene Kammern und Säle, jene dunkeln Corridore und Treppen, jene seltsamen Erker und geheimnißvollen Stübchen waren die kleinen deutschen Staaten, die verworrenen und seltsamen Verhältnisse, und all die wunderlichen Sonderbarkeiten des alten deutschen Reichs. Andrea Ganelli trat in Deutschland ein durch dieses Thor, und es war gleichsam die neue Zeit, die mit frischen Blumenwangen und schwarzen Glanzlocken in der Gestalt eines jungen Franzosen von achtzehn Jahren einschritt in das uralte Germanien. Ganelli träumte noch von Frankreich. Es fiel ihm beim Anblick des Schlosses das alte Louvre ein, und im Gefühl des Heimathlichen, das ihn umwehte, achtete er nicht darauf, daß völlig fremde Gesichter ihn umstanden und völlig fremde Laute an sein Ohr schlugen. Ein fürstlicher Kammerdiener schritt an ihm vorüber, das Gedränge im Hofe beugte sich vor demselben, und an diesen krummen Rücken merkte Andrea, daß er in Deutschland sey; denn in Frankreich fing man damals an, gerade und aufgerichtet zu gehen, sogar in der Nähe fürstlicher Kammerdiener. Der Satrap merkte sich Andreas geraden Rücken und warf einen Groll auf ihn.

Der Baron, der unſern Helden in Dienſt genommen hatte, beſaß am Rhein bedeutende Güter, deren Einkünfte er am Hofe des geiſtlichen Fürſten verzehrte. Er hatte Jagden, Liebeshändel und Duelle. Seinen Frack und ſeine Schuhſchnallen verſchrieb er aus Paris, denn er behauptete, das deutſche Genie auf ſeinem Culminationspunkt ſey höchſtens fähig, ein erträgliches Beinkleid zu machen; ſeine Beine überließ er Deutſchland, während ſeine edlern Theile in franzöſiſche Seide ſich hüllten. Sein Haupt trug ſtolz jene Fülle leichter, gefälliger Locken, die das alte Syſtem der Allongeperrücken erſchüttert hatten und dazu beſtimmt ſchienen, langſam auf den Weg der Natur wieder einzulenken. Andrea erhielt das Geſchäft, die Friſur à la Rousseau alle Morgen neu aufzulegen, während ſein Herr dabei die „nouvelle Héloïse“ las, von der er lediglich nichts verſtand. Die Ideen, ſonſt Geſchöpfe von ſo ſchnellem Fluge, waren diesmal unbegreiflich langſam gegangen; ſie hatten noch nicht den Rhein paſſirt, und die Stürmung der Baſtille in Paris erzählte man ſich in Deutſchland als ein ſeltſames Mährchen, ähnlich den Abenteuern Candide's, wie er den Einſturz Liſſabons erlebt. Man dachte nicht an die Möglichkeit eines Erdbebens; man tanzte, ſpielte und muſizirte in den Palläſten, deren Mauern und Boden man für unerſchütterlich hielt.

Andrea Ganelli hätte hier ſehr vergnügt leben können, wenn er nicht zum Unglück ein Franzoſe geweſen wäre, und noch zu viel größerem Unglück Verſe gemacht hätte; aber dieſe beiden Eigenſchaften brachten ihn ſchnell um die einträgliche Stelle beim Baron. Er machte ſich über deſſen Aufgeblaſenheit und Unwiſſenheit luſtig, über ſein Leſen der nouvelle Héloïse und endlich über ſeinen ſchlechten Geſchmack in der Wahl ſeiner Liebſchaften. Dieſe kleinen Bosheiten, die ihm den Hals brachen, waren in die niedlichſten Epigramme gekleidet, die man ſich denken konnte, und wohin bringt ein Epigramm nicht? Andreas Epigramme flatterten eben ſo unter die ſeidenen Mantillen der Damen wie unter die ſchwere, ernſthafte Toga der Prälaten, und endlich flatterte auch eines der dreiſteſten dieſer Geſchöpfe dem Baron an die Naſe. Er erſtaunte über die Kühnheit der Verſe, und wollte nicht glauben, daß ſie von ſeinem Kammerdiener herrührten. Er ließ ihn vor ſich kommen, und Andrea, weit entfernt ſeine Autorſchaft abzuleugnen, erſchien vor ſeinem Richter mit der impertinenten Miene eines neuen Philoſophen, der ſich berufen fühlt, der Welt eine andere Geſtalt zu geben. Die Unterhandlung war ſchnell abgemacht, Andrea bekam ſeinen Abſchied und die Epigramme flogen in den Kamin. So weiß ein deutſcher Herr ſich zu helfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Gauß, welcher ſich, wie die Leſer wiſſen, zu Göttingen mit Verſuchen über den telluriſchen Magnetismus beſchäftigt, verfolgte jene Entdeckung von Faraday, indem er, nach der Vorſchrift dieſes Naturforſchers, ſeine aufgehängten Magnetſtäbe mit ſogenannten „Multiplicatoren,“ d. h. mit vielmal gewundenen Metalldrähten umgab, und dann eine fernere Verbindung aus ſolchem Drahte herſtellte, welche bis auf eine Länge von 9000 Fuß fortgeführt wurde. Dabei ergab ſich nun das äußerſt merkwürdige Reſultat, daß der angegebenermaßen durch den Magnet im Multiplicator erregte und auf den Leitungsdraht übergeführte elektriſche Strom dieſen Draht, trotz deſſen Länge von 9000 Fuß, in ganz unmeßbar kurzer Zeit durchlief; und auf dieſe unendliche Schnelligkeit des magneto-elektriſchen Stromes iſt nun der Plan der neuen Telegraphie gebaut. Zuvörderſt muß aber noch bemerkt werden, daß die Erregung des elektriſchen Stroms nicht auf die magnetiſche Einwirkung eingeſchränkt iſt, ſondern daß der Erfolg ganz der nämliche bleibt, wenn man dieſen Strom auch durch andere Mittel, z. B. eine Volta'ſche Säule u. ſ. w. hervorruft. Somit denke man ſich nun z. B. 25 Kupferdrähte, welche die 25 Buchſtaben des Alphabets repräſentiren, und durch welche man, nach Maßgabe der auszudrückenden Worte, ſucceſſiv den elektriſchen Strom leitet, ſo wird letzterer einen Draht nach dem andern blitzſchnell durcheilen und ſich am andern Endpunkte deſſelben durch ein Kniſtern, oder einen Funken, oder ein anderes elektriſches Zeichen ankündigen. So wird man, der Reihe nach, die verſchiedenen Buchſtaben des betreffenden Wortes, und ferner der ganzen beabſichtigten Mittheilung erfahren. Wir wählen dieſe Art von Einrichtung nur beiſpielsweiſe, um uns recht deutlich zu machen; die Form wird vielleicht ſehr verändert werden können, der Gedanke bleibt der nämliche.

Auf dieſe oder ähnliche Art nun haben die engliſchen Mechaniker Winſton und Stephenſon eine Vorrichtung zu dieſer neuen Telegraphie angefertigt, mit welcher zunächſt zwiſchen London und Birmingham, auf eine Entfernung von etwa 25 engliſchen Meilen, Verſuche angeſtellt worden ſind, von denen uns ein Reiſender verſichert, daß ſie ein befriedigendes Reſultat gegeben haben. Gleichzeitig geht, wie wir erfahren, der Profeſſor Alexander zu Edinburgh damit um, eine ſolche elektriſche Telegraphenverbindung zwiſchen London und Edinburgh zu Stande zu bringen. Um die Metalldrähte vor äußern ſtörenden Einflüſſen zu ſchützen, macht er mehrere Vorſchläge;*

* Bei dem Apparate von Winſton und Stephenſon ſind die Drähte zu dieſem Zweck in Hanfſchläuche eingeſchloſſen.

auch will er Zwischenstationen errichtet wissen, um die Drähte neuerdings mit elektrischer Materie zu versehen (was nach unserm Dafürhalten gar nicht nöthig seyn wird). Die Kosten Eines Drahtes von London nach Edinburgh sind zu 1000 Pfund Sterling angeschlagen, was also für die 25 Drähte der 25 Buchstaben des Alphabets 25,000 Pfund Sterling geben würde. Die Umhüllung, die eventuellen Zwischenstationen und andere Nebenausgaben sind zu 75,000 Pfund berechnet, wornach die Gesammtausgabe für die ganze Bahn von London bis Edinburgh höchstens auf 100,000 Pfund steigen möchte, als so viel oft eine einzige Eisenbahnmeile kostet. „Personen," sagt der vor uns liegende Bericht über diesen Gegenstand, „die sich an beiden Endpunkten der leitenden Drähte befänden, hätten so gleichsam eine Unterredung mit einander, und zwar in jeder beliebigen, auch der weitesten Entfernung, und eine Ausbreitung dieses Systems über das ganze Königreich dürfte eine totale Veränderung des Geschäftsbetriebs herbeiführen." Daß man die Sache in England als sehr ernsthaft betrachtet, geht aus der Ueberweisung an eine besondere Prüfungscommission hervor, welche jezt ernannt ist, um Experimente an metallenen Conductoren von mindestens 100 Meilen Länge anzustellen. Aendert eine solche Länge nichts im Durchströmen des elektrischen Fluidums (und wir halten uns fest überzeugt, daß sich dies so befinden wird), so scheint der Erfolg des Plans gesichert.

Die Versuche sind übrigens nicht auf England eingeschränkt geblieben. Man meldet uns, daß Professor Steinheil zu München jezt ebenfalls bemüht ist, diese von Gauß aufgestellte Idee einer Telegraphenkorrespondenz durch das magneto-elektrische Fluidum praktisch zu verwirklichen, und daß zu diesem Zwecke am genannten Orte eine Drahtverbindung zwischen den Frauenthürmen über die Isar und der Bogenhauser Sternwarte ausgeführt worden ist. Man soll sich, wird hinzugefügt, in München damit geschmeichelt haben, durch dieses Mittel „das Neueste aus Lissabon in zwei Sekunden nach Petersburg zu bringen." In Thesi ist dies, wie unglaublich es klingt, vollkommen richtig; es wird Alles auf die praktische Ausführung ankommen.

Die Ufer des Genfer Sees sind am 22sten Juli der Schauplaz einer fürchterlichen Naturerscheinung gewesen, welche man sonst gewöhnlich nur auf dem Meere wahrzunehmen pflegt, nämlich einer sogenannten Wasserhose (trombe de mer). Am genannten Tage Vormittags gegen neun Uhr sah man unsern Vevay den See in Unruhe gerathen und sich in seinem Wasserstande zu einer bedeutenden Höhe erheben. Bald nachher faßte ein Westwind die sich also bildende Wassersäule und trieb sie gegen die Vevayse, einen kleinen, unsern Vevay in den See ausmündenden Bach, dessen Laufe sie mehrere Minuten lang folgte, wobei sie sein sämmtliches Wasser aufsog. Zunächst entstand nun ein Wirbelwind, mit dem sich diese Wassersäule gegen die Berge bei Blonay zog, wobei unterwegs große Verwüstungen angerichtet und die stärksten Bäume entwurzelt wurden. Nach etwa einer Stunde löste sich das Phänomen in einen heftigen Platzregen auf.

Eine Beschreibung dieses Meteors findet sich schon bei Lucrez (De rerum natura. lib. VI. vers. 423 ff.); in den neuern Seereisen wird dasselbe sehr häufig erwähnt. Die entstehende Wassersäule hat gewöhnlich die Form eines umgekehrten Kegels, dessen, zuweilen über hundert Fuß im Durchmesser haltendes breites Ende sich trichterförmig gegen eine Wolke ausbreitet, indeß die Spize in das Wasser taucht. Das Meer scheint darunter gleichsam aufzuwallen und einen Rauch von sich zu geben (wie oben), welcher in die Wassersäule hinaufsteigt. Die Stellung der lezteren ist zuweilen lothrecht, zuweilen aber auch schief. Besteht der sich bildende Wasserkegel aus dichtem Wasser, so ist er durchsichtig; meistens aber findet er sich hohl und auswendig von einem feinen Wasserdunste umgeben, wodurch das Ganze trüb und undurchsichtig wird. Den Schiffern drohen dergleichen Wasserhosen die größte Gefahr, da sie bei ihrem Fortgange, welcher von einem wirbelartigen Drehen begleitet ist, alles in ihren Bereich Kommende zerstören, beim Zerplatzen aber eine ganze Fluth von Wasser ergießen. So führt der bekannte englische Seemann Dampier an, daß 1674 an der Küste von Guinea eine solche Wasserhose nahe beim Schiffe zerplazte und eine solche Menge Wasser wie eine große Last in das Meer zurück fallen ließ, daß, wenn das Schiff davon betroffen worden wäre, es unfehlbar gesunken seyn würde. Die Schiffer pflegen daher mit Kanonenkugeln auf solche Meteore zu feuern; der italienische Naturforscher Beccaria führt aber an, daß sie sich auch zerstreuen, wenn man Messer- oder Degenklingen (wohl überhaupt Metall) daran bringt. Dieser Umstand spricht für die, von den besten Naturforschern aufgestellte Behauptung, nach welcher sich das Entstehen der Wasserhose aus einer elektrischen Anziehung zwischen einer Wolke und dem Meere erklärt. * Die Wirbelbewegung, wodurch dieses Meteor eine so ungeheure Gewalt ausübt, muß dabei in die Kategorie der Wirbelwinde gesezt werden, welche wir bei Gewittern auch oft entstehen sehen, und als elektrischer Natur betrachten müssen, ohne ihren nähern Zusammenhang mit dieser großen Naturpotenz angeben zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ich beziehe mich zur Bestätigung dieser Erklärung auf einen Versuch. Das Wasser hebt sich, wenn der Knopf eines elektrisirten Leiters darüber gehalten wird. Dieser Versuch ist leicht zu wiederholen.

Finniſche Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangeliſchen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Es iſt keine Sitte in der Taſche, keine Ehre im Beutel, er mag leer oder voll ſeyn.

Kriegers Weib, Fiſchers Hund (haben es beide ſchlecht).

Die Meſſerſcheide am Gurt bewegt ſich bei der Arbeit für den Herrn, die Ellbogen bei der Arbeit für ſich ſelbſt (für ſich arbeitet man beſſer).

Die Kirchenart und der eiſerne Spaten (das Geräth des Todtengräbers) bezahlen die Schulden des armen Mannes.

Da iſt ein Dorf, wo ein Hahn kräht; ein Hund bellt auch im Moor.

Fremdes Land Heidelbeere, eigen Land Erdbeere.

Beſſer im eigenen Land aus Birkenrinde Waſſer trinken, als im fremden Lande Bier aus Krügen.

Beſſer iſt das Eigene von Stroh, als das Fremde von Wolle.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

Der Friedhof. Kirchen. Theater.

Die langen Vormittage — man ſpeiſt nicht vor vier Uhr — begünſtigen hier die Wanderungen, ich kann nicht ſagen, in's Blaue, denn das iſt hors de saison, da man hier am lieblichen Herbſtmorgen kaum weiter ſieht, als die Hand reicht. Mich führte mein Weg hinaus in die große Todtenſtadt. Der neue Friedhof iſt nun auch ſchon wieder zum alten geworden, und bald in dieſen weiten Räumen kein Plätzchen mehr zu finden. Gewaltig hat die Senſe hier gemäht, beſonders in der Cholera-Erntezeit. Aus Geſundheitsrückſichten wäre keine wiederholte Ausdehnung, ſondern eine Verlegung der Stätte wünſchenswerth, die zu nahe dem Kreiſe des Lebens liegt; und doch, wie ſchwer wäre es, das neue, ſchöne Leichenhaus aufzugeben! Von lebenden Weſen regte ſich nichts auf allen dieſen Gräbern. Die Tage Aller-Heiligen und Aller-Seelen waren vorbei, an denen der ſtille Hof zum Corſo des eleganten Münchens wird, zum Stapelplatze aller neuen Hüte und Wintertoiletten, zum Veſtibüle, in welchem oft der erſte Faden künftiger Carnevalsintrigue ausgeworfen wird, gleich dem alten Weiberſommer, der herbſtlich durch die Luft zieht. Nur hie und da ſah man auf einem Hügel eine einſame Blume liebenden Gedächtniſſes grünen. Die Honneurs des Orts machten einzelne Seelennonnen, die wie Käuzlein umherſchlichen. Ich habe oft geſehen und gehört, daß ſie bei Wartung ihrer Todten mit dieſen koſen und plaudern, faſt wie Ammen mit Kindern: „ſchau, da haſt á ſchöne Blum! du liegſt g'nieder, armer Narr ꝛc.“ Die Sitte gefällt mir, daß man beim Heraustragen aus dem Leichenſaal dem Himmel noch einmal das Antlitz der Schläfer zeigt, ehe ſie die Erde für immer aufnimmt. Dort waren jezt zwei Greiſe, die, wie mit Behagen, tief ausruhten, und zwei kleine bleiche Kinder, alſo die beiden äußerſten Lebensgrenzen. Unter einem großen Kreuze liegt das Häuflein der barmherzigen Schweſtern, die treuen Mägde, um ihr heiliges Banner verſammelt, wie Krieger, welche unter ihrer Fahne begraben ſind. Die Münchner grauen Schweſtern haben ſich zur Cholerazeit bewährt, die meiſten bis zum Opfertode. Eine ſchöne, echt chriſtliche Anſtalt! Es beliebt der Welt, das Strahlende zu ſchwärzen, und ſo wird behauptet, eine dieſer Nonnen ſey wegen leichtſinnigen Wandels der Gensd'armerie in die Hände gefallen. Dürfte denn eine ſträflich Ausnahme den Märtyrerinnen ihre Palme rauben? Jedenfalls mag es aber den guten Sitten angemeſſen ſeyn, wenn endlich das Inſtitut der barmherzigen Brüder neben jenem der Schweſtern in Wirkung tritt. — Alle neuern Denkmale des Friedhofs, deren ſich nicht wenige von allen Seiten erheben, ſind entſchieden gothiſch, zum Theil recht anſprechend in edler Einfachheit, und durch Schwanthalers Reliefs geſchmückt. Ich verweilte an dem Grabe der Gräfin Saporta. Ihr Herz, dies edle, treue Herz, kam von Hellas, um den alten Platz im Vaterlande und in der Nähe der Lieben wieder einzunehmen — life is not where we life, but where we love; ich kann kaum ſagen: es ruht hier, da es im Grabmale, hoch, von allen Seiten frei, den Stürmen ausgeſezt iſt — unheimliche Allegorie! Ich ſah in dieſem Momente, wie ein Oſſianiſches Wolkenbild, die unvergeßliche Geſtalt vorübergleiten, ſah die ſeelenvollen, güteſtrahlenden Augen, wie ſie hier einſt zu uns blickten, und wie ſie wohl dort zum lezten Male auf das Parthenon ſchauten. (Die Fenſter der Gräfin in Athen hatten die Ausſicht nach der Akropolis.) — Unterwegs trat ich in die Spitalkirche, die, ſo klein ſie iſt, den größten Zulauf aus allen Ständen hat; hier iſt das fromme München. Die Wanderung durch Kirchen, zumal in Bayern, iſt auch ein geſchichtlicher Kurſus. So kam ich heute auch in das proteſtantiſche Gotteshaus: ein würdiges Gebäude. Viele Proteſtanten werfen dem hieſigen Gottesdienſte vor, daß er mit dem neuen Baue auch mehr Glanz und zu viel Außenwerk angenommen. In evangeliſchen Ländern kann man etwas Zuthat ſchon beſſer vertragen, weil oft in dieſer Hinſicht zu wenig geſchieht; die hieſigen Lutheraner aber werden durch den Luxus des katholiſchen Ritus zu dem andern Extreme getrieben. — Die Allerheiligenkapelle mit ihren Geſtalten auf Goldgrund, mit ihrem Marmorſchmucke iſt nun vollendet und wirklich mährchenhaft ſchön, eine reiche Nachahmung der Pauliniſchen des Vatikans, ganz im Style der alten Baſiliken. Der ganze Himmel iſt offen, auch ſtrömt alles Volk herbei. — Der Abend brachte im Theater Kreuzers Nachtlager von Granada: ſchöngedachte Muſik, guter Geſang, anſtändiges Spiel der Haſſelt, würdige, glänzende Ausſtattung des Ganzen; eine prächtige Mondbeleuchtung hat das hieſige Theater, mit der ich ganz zufrieden bin, und ich verſtehe mich darauf. Geſtern gab man aus dem Cyclus der Hohenſtaufen: Kaiſer Friedrich und ſein Sohn. Ich bin undankbar für Raupachs guten Willen. Karl Devrient (Friedrich) affektirte Natürlichkeit, ſpielte den gemüthlichen Familienvater, und war doch auch wieder Kartenkönig. Die Dahn (Margarethe) iſt eine hübſche, aber ermüdend unruhige Erſcheinung. — Die Ausſtt iſt ſeit der zweiten Auflage des herrlichen Theaterbaus verfehlt und die Beleuchtung zu ſchwach für den Raum. Ich finde das Haus immer zahlreich beſucht. Ohnehin iſt jezt noch ziemlich Ebbe in der Geſellſchaft, und Fluth beginnt erſt, ſobald Alles das Winterquartier bezogen. Immer bleibt jedoch der Körper der Geſellſchaft in unzählige Coterien zerſchnitten, die, gleich den getrennten Theilen einer Schlange, auf eigene Rechnung fortvibriren; denn leben kann man ſo etwas nicht immer heißen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilagen: Kunſtbl. Nr. 92 und Intelligenzbl. Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 17. November 1837.

— Das Meer, es ist der Wein, der Alles trägt,
Weil Gott mit ihm die Lippe selbst sich einst benetzt.
Welttheile sind nur Schaum in ihm.

E. L. Rochholz.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In einer englischen Zeitschrift, dem Globe, wird die Hoffnung auf einen künftigen sechsten Welttheil sehr entschieden ausgesprochen. „Im Südmeere," heißt es nämlich daselbst, „zeigt sich eine außerordentliche Erscheinung, welche unserm Neu-Süd-Wales eine noch viel größere Wichtigkeit zu verleihen verspricht, als dasselbe bis jetzt hatte. Ein sechster Welttheil bildet sich in der Nähe, gewissermaßen unter unsern Augen. Das stille Meer ist in dem ungeheuren Raume von beinahe 50 Grad Länge und eben so viel Breite mit zahllosen, im Entstehen begriffenen Inseln besäet. Dieselben bilden sich aus Corallenbänken, welche unaufhörlich aus der nicht zu messenden Tiefe des Meeres emporsteigen. Die Vereinigung solcher Corallenmassen gewinnt bald die Gestalt einer Insel, die den Samen verschiedener Pflanzen theils durch Vögel, theils durch das Meer selbst erhält. Sobald das Wasser die neue Insel verläßt, zeigt sich die üppigste Vegetation auf derselben, und sie constituirt nun den Mittelpunkt eines Kreises, welcher auf dieselbe Weise täglich an Ausdehnung gewinnt. Die riesige Macht der Natur scheint eine ganz besondere Thätigkeit in diesen Regionen zu entwickeln; und geht es ihr zu langsam, so nimmt sie zu vulkanischen Erhebungen des Meerbodens ihre Zuflucht. Vom Süden Neuseelands an bis zum Norden der Sandwichsinseln sind die Gewässer außerordentlich reich an dergleichen jungen Formationen, welche einst Sitze der Civilisation werden werden."

Um die Natur dieses wunderbaren Prozesses aufzuklären, müssen wir uns mit einigen Worten über die Corallen verbreiten. Man nennt Corallen überhaupt diejenigen Pflanzenthiere, welche horn- oder kalkartig aufschießen und Löcher und Zellen bilden, dergestalt, daß ein solches kalkartiges Gewächs immer neue Zweige hervortreibt, welche das junge Thier darstellen. Der äußern Gestalt nach gleichen sie blätterlosen Bäumen; sie setzen sich auf allen festen Gegenständen, die sie im Meere antreffen, an, sind aber mit denselben nicht durch Wurzeln verbunden, sondern gleichsam aufgeleimt. Die Rinde dieser Korallenstauden ist meist röthlich und besteht aus sehr zarten Häuten, in denen sich eine Menge rother Körnchen finden, welche den animalischen Bestandtheil dieses Pflanzenthiers ausmachen. Was dasselbe unter dem hier aufgestellten Gesichtspunkte besonders merkwürdig macht, ist sein unbeschreiblich schnelles Entstehen, sobald sich nur ein passender Gegenstand dazu findet, und sein riesenmäßiges Anwachsen. In Westindien finden sich Schiffswracke oft binnen einiger Monate ganz damit überzogen, und alsbald wachsen die Corallen dann zu

ganzen Bänken und ungeheuren hoch aus dem Meere emporragenden Bäumen an. Die Natur scheint sich dieser stillen Schöpfungsgewalt zu bedienen, wo sie größere Hilfsmittel nicht aufbieten will: peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit. Freilich scheint aber, nach den Bemerkungen des Globe, die, wenn wir so sagen dürfen, „corallinische“ Thätigkeit in der Südsee gegenwärtig ausgezeichnet energisch zu wirken; und man möchte annehmen, daß die Vorsehung ihre besondern Gründe habe, für das sich übermäßig mehrende Menschengeschlecht schon jezt auf neue Wohnsitze zu denken. Man sieht, wie viel wir wissen und wie viel mehr wir nicht wissen.

Das Gebiet der antediluvianischen Naturgeschichte ist in den lezten Tagen durch so manchen Fund, durch so manche lehrreiche Untersuchung bereichert worden, daß wir uns zwischen der Menge dieses Stoffs und der Enge unserer Blätter in Verlegenheit befinden. Wir beschränken uns diesmal auf einen einzelnen Gegenstand, auf eine Vergleichung der Hölzer jener vorsündfluthlichen und unserer jetzigen Welt, worüber der Breslauer Naturforscher Göppert in seinen Studien zur Kenntniß der fossilen Hölzer höchst interessante Andeutungen gemacht hat. Göppert hat sich überzeugt, daß man aus der Lage und Beschaffenheit der Gefäße Gattungscharaktere zu entnehmen vermag, nach denen sich die Hölzer der Jeztwelt und hiernächst auch die der Vorwelt klassificiren lassen. Bei den bloß verkohlten oder gebräunten Hölzern kann man diese Untersuchungen meistens ohne große Schwierigkeiten anstellen; bei den versteinerten Hölzern dagegen, bei denen oft das Schleifen nothwendig wird, um die innere Struktur verfolgen zu können, muß man auf Mittel denken, diese Operation zu umgehen oder zu erleichtern. Vor allem kommt es darauf an, sich möglichst gleiche und dünne transversale und eben so winkelrechte Longitudinalsplitter zu verschaffen, wozu man bei den in Chalcedon leicht, bei den in Hornstein verwandelten Hölzern aber schwieriger gelangt. Oft reicht Kneipzange und Meisel hin, um transversale Splitter zu bekommen, welche nicht erst geschliffen werden dürfen, sondern bei denen man mittelst eines guten Mikroskops die Mündungen der Holzzellen und Gefäße auch so zu unterscheiden vermag. Bei den Longitudinalschnitten dagegen ist das Schleifen in den meisten Fällen nothwendig, obwohl zuweilen auch ungeschliffen solche Splitter hinreichen, um wenigstens die Nadelhölzer (Coniferen) von andern Baumarten zu unterscheiden. Die bei weitem größte Zahl der fossilen Hölzer besteht nun aus Nadelhölzern. *

(Der Beschluß folgt.)

* Dieser Umstand scheint ebenfalls für die niedrigere Stufe zu sprechen, auf welcher sich die Vorwelt im Vergleiche zur Jeztwelt befunden hat. Die Nadelhölzer nehmen nur einen untern Rang unter den Bäumen ein. Ihr Stamm besteht aus concentrischen Schichten ohne Schrauben- oder Treppengänge; es fehlt demselben, gleich den Zweigen, in der Regel das Vermehrungsvermögen. Die Blätter sind wenig ausgebildet, lederartig, meist fadenförmig (Nadeln) und fallen nur bei sehr wenigen Arten periodisch ab. — Zu wie viel zierlicheren, ausgebildeteren Formen ist die Natur im Alt der Jeztwelt vorgeschritten.

Andrea Ganelli.

(Fortsezung.)

Am churfürstlichen Hofe hielt sich ein Mann auf, der mit krummem Rücken und zitternden Beinen herumschlich, der auf einem Auge blind und auf beiden Ohren taub war. Er war ein Krüppel und hatte nur anderthalb Sinne, aber mit diesem Rest sorgte er trefflich für die Sinne Anderer. Alle Welt suchte diese tauben Ohren, um durch sie das feinste Geflüster hinter dem erzbischöflichen Stuhle zu erlauschen, dieses eine Auge nahm man in Anspruch, wo hundert Augen vergeblich sich anstrengten, etwas zu sehen, und mit diesen lahmen Beinen lief der Verrath und die Intrigue schneller durch die dunkeln Corridors des alten Schlosses, als wenn die zierlichen Beine des schönsten Pagen ihnen zu Trägern gedient hätten. Aber wie machte das der Doktor Bunzelius? Dieses Räthsel zu lösen, hat seine Schwierigkeit: nur seine vertrautesten Genossen wußten, daß dieser edle Herr, wenn er fünfzig Meilen vom Sitze des Erzstiftes entfernt war und er nicht mehr nöthig hatte, der Doktor Bunzelius zu seyn, daß er dann vortrefflich hörte, sehr gut sah und mit dem geradesten Rücken und den besten Beinen von der Welt herumlief. Je näher er aber wieder dem Orte seiner Wirksamkeit kam, desto gekrümmter wurde sein Rücken, desto ärger plagte die Gicht seine Beine und desto lauter mußte man schreien, um von ihm verstanden zu werden, bis er in die Thore von Trier als vollkommener Krüppel einfuhr, als Doktor Bunzelius, als der Liebling der vornehmen Taugenichtse und der galanten Frauen von Stande. Dieses allmächtige Genie sah sich von Zeit zu Zeit nach getreuen Helfershelfern um und glaubte einen solchen in dem Erkammerdiener gefunden zu haben. Trotz dieser Ueberzeugung ging er dennoch sehr vorsichtig beim Anwerbungsgeschäfte zu Werke.

Eines Tages trat er in die Stube Ganellis, als dieser eben ein paar Verse recitirte. „O!“ rief der Doktor plözlich und stampfte mit dem Fuße, „welch elender Reim war das! Wie das holpert und hinkt! das muß anders werden!“ Andrea sah den Doktor betroffen an. „Ihr habt gehört?“ rief er; „ich dachte, Ihr wäret taub?“ Der Doktor machte mit seinem Körper eine Schlangenbewegung, blinzelte mit den Augen und räusperte sich. „Taub?“ sagte

er endlich. „Nicht ſo ganz, mein Sohn. Es kommt auf die Stellung der Geſtirne an, ob ich höre. Auch die Metalle äußern ihren Einfluß.“ — „Das iſt ja höchſt wunderbar.“ — „Ja,“ entgegnete der Doktor und weidete ſich an der unſchuldigen Miene des Jünglings, „es gibt viel wunderbare Dinge in der Welt. So zum Beiſpiel biſt du jetzt aus dem Dienſte gejagt, weil ſich das Wunder ereignet hatte, daß der Diener klüger war als der Herr.“ — „Da habt Ihr Recht, Doktor!“ lachte Andrea. „Freilich habe ich Recht,“ entgegnete dieſer trocken, „aber du hatteſt Unrecht. Hätteſt du, wie ich, die Geſtirne und die Metalle gehörig auf dich einwirken laſſen, ſo ſäßeſt du noch in deiner Stelle.“ — „Ich glaube Euch zu verſtehen, alter Herr.“ — „Das ſoll mir lieb ſeyn, dann tritt von dem Dienſte des Barons in den meinigen.“ — „Gut, da habt Ihr meine Hand.“ — „Aber noch Eins!“ rief der Alte. „Keine Epigramme mehr, außer dann, wenn die Geſtirne es erlauben!“

Andrea ſagte lachend zu, und von dieſer Zeit an war er in die Geheimniſſe des Doktor Bunzelius eingeweiht. Dieſe beſtanden in nichts geringerem, als ein Regiſter über die Schulden, die Liebeshändel, die Erbſchaften, Zänkereien und geheimen, ehrgeizigen Plane des ſämmtlichen Hofperſonals und des Adels der Stadt zu führen. Bunzelius ſammelte die Notizen und Andrea führte darüber Buch. In der geheimen Kanzelei des Doktors wurden Briefe geöffnet und ſehr behutſam wieder verſiegelt, Kiſtchen aufgebrochen und über ihren Inhalt Rapport abgeſtattet. Nie wurde etwas entwendet; der Doktor ſtahl nur die Geheimniſſe der Bruſt, die Brillanten, die darauf flimmerten, ließ er unangetaſtet. Er eignete ſich Bekenntniſſe zu, welche ihm Tauſende auf die Hand legten, allein er griff nicht den kleinſten Theil dieſer Summen ſelbſt an. Dennoch floſſen ihm reichliche Goldquellen, die er mit Andrea theilte. Beide machten zuſammen ihre nächtlichen Gänge. Wer die Straßen einer alten deutſchen Stadt kennt, der ſieht deutlich den Schauplatz der neuen Thätigkeit unſeres Helden vor ſich. Wie dunkel, grau und abenteuerlich hängen die hohen Giebel in das dunkle Bett der engen Gaſſe hinein! Der Strahl einer einſamen Laterne bricht ſich zögernd und ängſtlich an den tauſend vorſpringenden Ecken und ſchwarzen Wänden, ehe er auf den Boden des holperigen Pflaſters niederſinkt. Eine dumpfe Kellerluft herrſcht fortwährend in dieſem engen Behälter. Nur ſpärlicher Lichtſchein belebt die Fenſter an beiden Seiten, und von ferne tönt eine elende Drehorgel durch die Stille. Es iſt zehn Uhr, und kein Wagen läßt ſich mehr hören, und kein Fußgänger betritt mehr das Pflaſter. Das iſt eine alte Stadt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Nichts war dem Doktor Bunzelius gleichgültig, nichts geringfügig. Den Giebel eines Hauſes betrachtete er eben ſo genau, als das Profil eines Menſchen. Er ſchüttelte Geheimniſſe aus einer alten Dachrinne und klopfte Antworten aus morſchem Gemäuer. Andrea begleitete ihn in die niedrigſten Kneipen, wie in die verborgenſten Winkel, und was ſie dort erlauſchten, kam oft den Prunkgemächern zu gut. Niemand legte ſich Zwang vor dem Doktor an, denn Jedermann war feſt überzeugt, daß er ſtocktaub ſey. So ſchlich der Alte herum, gleichſam das Gewiſſen der Stadt und des Hofes, bald ſchwankend geliebt, bald eben ſo ſchwankend gefürchtet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Der Spätherbſt bildet immer die entſcheidende Epoche für die weibliche Toilette. Die tonangebenden Schönen rüſten ſich zum bevorſtehenden eleganten Winterfeldzug; es handelt ſich darum, zu beſtimmen, was in Sachen der Hüte, Hauben, Mäntel, Shawls, der Zeuge zur vollen Toilette u. ſ. w. für die nächſte Zukunft Rechtens ſeyn ſoll. Und der Beſchluß kommt zu Stande ohne Verſammlung, ohne Abſtimmung, wie durch eine Ausgießung des Geiſtes, der, ein Widerſpiel des evangeliſchen Wunders, die Scheeren aller Modiſten dieſelben Pfade führt. Die erſte entſcheidende Wintertoilette iſt wie ein Volkslied, das Niemand gemacht hat, das aber Jeder, wie er meint, hätte machen können, und das er trillert, bis es gemein geworden. Der poetiſche Genius der Moden zeigt ſich aber ſeit Jahren nichts weniger als fruchtbar an neuen Bildern und Wendungen; er begnügt ſich, dem vorigen Jahrhundert nachzudichten, und ſtiehlt, wie ſchlechte Poeten die Floskeln ihrer Vorbilder, den Blumenſchmuck von den Bildern der Urgroßmütter, um ihn den Roben der Enkelinnen einzuweben. Jede Kunſtperiode wurzelt in einer Nothwendigkeit der Zeit, die ihr nicht erlaubt, aus ſich ſelbſt herauszugehen; und jede, auch die ſchlechte, bloß auf Nachahmung geſtützte, entwickelt einen eigenthümlichen Charakter, der freilich erſt der Folgezeit, früher oder ſpäter, klar und greifbar wird: eben ſo iſt auch immer dafür geſorgt, daß die Launen der Mode nicht in's Maßloſe wachſen, und wenn auch eine Zeit, wie die gegenwärtige, vorzugsweiſe auf die Formen einer unliebenswürdigen Vergangenheit zurückgreift, ſo bleibt doch des von der laufenden Cultur Aufgedrungenen genug, daß ſie ſich auch in ihrem weiblichen Coſtüm mit einem feſt umſchriebenen Bilde in die Geſchichte einzeichnet. Dieſes Bild in ſeiner Eigenthümlichkeit kommt aber den Zeitgenoſſen, eben weil ſie ſelbſt darin ſtecken, nie zur Anſchauung; der Blick des Mitlebenden und Mitbildenden verwirrt ſich im Einzelnen und Zufälligen, und ſo kommt es, daß jede raiſonnirende Zeit — und die unſrige iſt dies in hohem Grade — ſich ſelbſt in Kunſt, Literatur, Coſtüm den Charakter abſpricht, oder den beilegt, gar keinen zu haben. Doch ſchon nach kurzer Friſt tritt für den rückwärtsgewandten Blick das Bild eines eben abgelaufenen Modecyklus in deutlichern Umriſſen hervor; oft reicht eine Generation hin, um über das Gemeinſchaftliche, das eigentlich Bezeichnende einer Periode in der Perſpektive ein Urtheil zu fällen. Wollten ſich die Leſerinnen hievon überzeugen, ſo „ſtudiren ſie.

die ältern die Tracht ihrer Rosenzeit, die jüngern die Tracht ihrer Mütter. Ich denke, eine Dame des Jahrs 1857, welche von ihrem Spiegel weg die Modejournale aus der Zeit der Napoleonschen Herrschaft durchmustert, muß denselben Eindruck bekommen, wie einer, der einen Roman des jungen Deutschlands oder eine lyrische Sammlung aus der modernen schwäbischen Schule aus der Hand legt und sofort in Gellert oder Gleim blättert, oder in Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Ueberhaupt können wir das fleißige Betrachten alter Modebilder allen denjenigen empfehlen, welche nicht gemeint sind, sich, wie der Lakai die Livrée, die willkührlichsten Launen der Mode aufdrängen zu lassen, sondern gerne das Unabweisliche, von der Sitte des Tags Gebotene mit den Vorzügen und Gebrechen ihrer Persönlichkeit in Einklang bringen möchten. Jene Bilder predigen laut, daß das wahrhaft Wohlanständige, das auch dem unbefangenen, ferne stehenden Auge gefällig Erscheinende nie ein Uebertriebenes, über den natürlichen Körperumriß zu weit Hinausgreifendes ist; sie zeigen, als deutliche Warnungstafeln, wie die ihrer Zeit bewundertsten und verbreitetsten Formen häufig zum Gespötte der unmittelbaren Folgezeit werden, welche nicht daran denkt, daß ihre eleganten Capricen denen, die nach ihr kommen, um nichts malerischer erscheinen werden. Es gibt aber Elegante weiblichen und männlichen Geschlechts, denen die artistischen Beilagen der Modejournale die wichtigsten Erzeugnisse der zeichnenden Kunst sind; ihnen gilt die neueste kokette Ausgabe eleganter Menschheit im petit courier des dames, und aus ihm in allen Modezeitungen der Welt, für die duftigste Blüthe des ganzen Menschengeschlechts. Jene Frauenbilder mit den herrlichen großen Augen und dem diminutiven Mund, die so himmlisch toeffirt sind und so unmöglich Füßchen unter der Robe hervorstrecken, haben für manchen jungen Mann einen unnennbaren Reiz, und für manches junge Frauenzimmer ist der Herr mit dem süßmelancholischen Gesichtsausdruck und dem interessant geschnittenen Barte, der, so reizend auf die neueste Ottomane hingegossen, das Lockenhaupt stützt, ein Ideal edler, schöner Männlichkeit. Wer sich vom absoluten Werthe solcher Vorstellungen überzeugen will, blättere rückwärts in den Annalen der Mode: wie schnell wird das süße Ideal zur widrigen Karrikatur! Modische Gestalten, die man vielleicht selbst vor fünfzehn, zwanzig Jahren mit dem Gefühle des Neides oder des Verlangens betrachtet, jedenfalls aber bewundert hat, treten einem jetzt grauenhaft, unendlich abgeschmackt, Wachsfigurenartig entgegen, und das elegante Mannsbild, bei dessen Betrachtung dereinst der Brust der Mutter ein leiser Seufzer sich entwunden, ist in den Augen der spöttischen Tochter ein unausstehlicher Strohmann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung.)

Kunst.

Im längst bestehenden Abendklub bei Havard vereinigen sich alle Geistesnotabilitäten hiesiger Männerwelt jedes Standes ohne alle Prätention, und Fremde sind hier immer willkommen, wenn sie in Kopf und Herzen, nicht in der Tasche, ein gewisses Patent tragen. Diese kleine Republik des Geistes betrauert seit den Cholerazeiten ein werthes Mitglied in dem Director (des Kupferstichcabinets ꝛc.) v. Bruillot, einem Niederländer, dessen genialer Humor elektrisch wirkte, und der, ein Jüngling an Wärme und Begeisterung, zu einer Zeit, wo so viele Jünglinge Greise sind, in vielen Nachtstunden heiterer Stunden mit uns fortlebt. — Die Galerie Leuchtenberg ist ein wahres Juwel für München, zudem knüpft sich ein Zauber der Persönlichkeit daran: der Name Eugène Beauharnais hat einen rührenden Klang, eine Magie, die keine Kronen geben oder nehmen konnten. Honneur et fidélité heißt auch auf Thorwaldsens Meisterwerk der Wahlspruch. Canova ist nicht so groß wie jener im Gedanken, in der Erfindung, bewunderungswerth aber in Behandlung des Marmors. Welche zarte Weichheit bei seinen Grazien mit den allerliebsten Modejournalgesichtern! Vor diesen, wie vor so manchem Andern, drängten sich heute die Beschauenden. Wenn ich öfters fremde Zugvögel sehe, die nur durch die Säle drängen, um da gewesen zu seyn, fällt mir der Tourist ein, der, ich weiß nicht in welchem Museum Roms, die Nase tief im Kataloge, ohne den fraglichen Gegenstand zu betrachten, sich stolsch damit begnügte, die betreffende Nummer jedesmal durch ein Kreuz zu bezeichnen. Indem er ein neues dito einträgt, fragt er, um ja keinen Moment zu verlieren, nach irgend einer renommirten Statue: „neben Ihnen," lautet die Antwort, und Jener gönnt sich nicht Zeit, aufzusehen, streift mit der Hand flüchtig über den nahen Marmor und zieht, von dem Daseyn des Meisterwerks authentisch überzeugt, das verhängnißvolle Kreuz, gemüthsruhig fortfahrend im Texte — ist dies nicht Fashion? — Für den Kunstverein ist die Stagione noch nicht günstig. Ich bemerke ein Nachtstück von Ruden: Räuber, die, durch einen zufällig und von Amtswegen vorüberziehenden Priester bei Werken der Finsterniß überrascht, reuig zu seinen Füßen niedersinken. Es ist viel Gutes darin, aber die Persönlichkeit des Geistlichen zu sehr hervorgehoben, er tritt zu sicher auf. Nur die Kirche wirkt durch ihren Diener; hier ist kein Heiliger, der eine That vollbringt, also das Ganze zu historisch gehalten für ein Genrebild. Von Frisch hängt ein kleines Stück da: eine Kuppel Hunde, die vor einer verschlossenen Thüre zusammenlaufen — entrée défendue. Ehemals malte man in innerer Begeisterung aus sich heraus, jetzt rennt man in allen Gassen umher, zerbricht sich den Kopf, etwas Neues aufzufinden, und malt das Erste, Beste, wenn es nur die Leute lachen macht. So würdigt sich die Kunst zum Bajazzo des Publikums herab. — Die meisten Landschaften sind nur Copien, ängstliche Porträts, nicht Stimmungen der Natur, nicht ihr Geist, nur der Buchstabe. Bei Kaisers Bildern (seine vorliegende Waldkapelle ꝛc.) ist schon mehr dieses Große, Ganze der Auffassung, etwas Poetisches, Inniges, aber er verfällt doch auch oft in störende Kleinlichkeit. — Der Portier der Pinakothek mahnt an die schätzewahrenden Riesen unserer Kindermährchen, so wie der Glanz des Innern an ihre kühn geträumten Wunder. Heil König Ludwig, der dies Ideal eines Kunsttempels schuf! Alles ist hier so vortheilhaft placirt, daß manches Alte, an dem man sonst vorüberging, als neu in die Augen fällt, und das Schöne schöner erscheint, wie vom Rosenfinger einer Fee berührt. So bekommen Edelsteine erst ihren rechten Glanz durch die geeignete Fassung. Ich mußte mich einmal nach Herzenslust ungestört in diesen Räumen ergehen, und weihte ihnen mehr als einen halben Tag.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. November 1837.

— Miß Blafardine, die Blonde und Kalte,
Sieht mit dem lächelnden Stolz, den Venus auf Ida gezählt,
Wie herrlich Blond in Blond auf ihrer Stirne ſpielt.

Wieland.
Der neue Amadis.

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Aber unſerm Andrea gefiel auf die Länge dieſes Leben nicht; er war zu etwas Höherem berufen: er ſollte die Liebe und die deutſche Poeſie kennen lernen. Auf ſeinen Zügen mit dem Doktor hatte er ein hübſches Mädchen öfters geſehen, eine Blondine, die Eindruck auf ſein Herz gemacht. Die alte Luſt an Verſen erwachte neu, und er machte deren einige, trotz des Verbots des Doktors und der Geſtirne. Die ſchöne Emma verſtand es nicht, durch ein Bischen Koketterie und Laune einen Liebeshandel in die Länge zu ziehen. Ihr ſchwaches Herz wurde durch das Vergnügen, einen Anbeter zu haben, ſo angegriffen, daß es den Widerſtand ſogleich vergaß. Dies war freilich unſerm kleinen Stutzer nicht recht, er hätte gern mit einer ſchwierigen Eroberung geprahlt; allein die blonde Emma war dagegen wieder ſo gut, ſie hatte ſo viel Zärtlichkeit und Ergebung, daß man ihr den Fehler, keine Fehler zu haben, nothwendig verzeihen mußte. Die einzige Schwachheit, die dieſes vortreffliche Mädchen hatte, war, daß ſie mit wahrhaft abgöttiſcher Hinneigung an der Pflege ihrer langen gelblichen Locken hing. Unermüdet flocht, band, knüpfte und löste ſie dieſe zarten Ringe. Sie wickelte ſie ein und wickelte ſie wieder los, ſie duldete nicht, daß ein heißes Eiſen, noch weniger daß der falſche und todte Blumengeruch einer Pomadebüchſe dem jungfräulichen Golde in die Nähe kam; es mußte in ſeinem urſprünglichen Glanze leuchten, ſo wie es auf der urſprünglichen Friſche einer jungfräulichen Wange lag. Andrea machte über dieſe Schwachheit ſeiner Geliebten Epigramme, aber ſie blieben ganz ohne Wirkung, denn die blonde Emma las keine Epigramme, ſie las überhaupt nicht, außer in den Augen ihres Freundes. Wo ſie eines Buches habhaft werden konnte, prüfte ſie die Dicke des Papiers, ob es wohl tauge, um daraus Haarwickeln zu machen. Dieſe verderbliche Richtung gegen die Literatur hatte ſie ſchon ſehr frühe angenommen und beharrte darin eigenſinnig trotz der Vorſtellungen Andreas.

In einer ſolchen Stunde, wo Emma wieder endlos mit ihrem Haar beſchäftigt war und Andrea ſich ennuyirte, griff er die auf dem Boden herumliegenden Papierwickeln auf, und indem er ſie ſorgſam auseinander glättete, paßte er die einzelnen Stücke aneinander, begierig, aus den Fragmenten einen Sinn herauszufinden. Es war ein deutſches Gedicht und eines von den vielen, die die blonde Emma ihrer Zerſtörungswuth geopfert. Andrea hatte hinlänglich deutſch gelernt, um die Verſe, die er zuſammengeſetzt, zu verſtehen; er fand ſie ſehr ſchön. Er ſetzte immer neue zuſammen und ſeine Freude wuchs mit jeder

Strophe, die er dem Staube und der Erniedrigung abkämpfte. „Ach!“ rief er endlich und seine Wange glühte, „wer ist der Deutsche, der so zärtlich fühlt und so schöne Bilder braucht? Ich muß ihn kennen, er muß mein Freund werden!“ Die blonde Emma erschrack, als sie von Versen hörte, denn sie fürchtete, das Gesangbuch zerrissen zu haben, eine unverzeihliche Sünde; sie lief also schnell hin, um nach dem Reste des unglücklichen geviertheilten Buches zu sehen und kehrte beruhigt zurück, als sie auf dem noch erhaltenen Titel einen ihr gänzlich fremden Namen entdeckte. Es war Wielands Oberon. So war denn Andrea mit einem deutschen Poeten bekannt geworden. Er las ihn in seinen müssigen Stunden, er übersezte ihn und freute sich kindisch über die schöne Rezia, den getreuen Hüon, den derben Scherasmin und über den ganzen Hof zu Babylon.

Mittlerweile kamen die Franzosen über den Rhein. Die deutschen Bischöfe und Erzbischöfe flohen aus ihren Schlummerstühlen, das Geklimper der Guitarren erstarb, die Kastratenstimmen der Oper schlugen ihre lezten Triller, ein ganzer Hause Tänzer und Tänzerinnen brach aus den geöffneten Thoren und zerstreute sich in alle Welt. Die Landstraße wirbelte mitleidig ihren Staub zu dichten Wolken empor, um die Götter eines gestürzten Olymps vor den frivolen Blicken des Volks zu verhüllen. Der alte Vater Rhein sah das unruhige Leben an seinen beiden Ufern und schüttelte bedenklich das Haupt. Auch der Churfürst verließ sein altes Haus. Er war ein milder, freundlicher Herr, und es that ihm innerlich wehe, seine Angehörigen und seine Stadt zu verlassen. Aber die äußerste Verwirrung war plözlich über alle Gemüther, alle Verhältnisse eingebrochen. Niemand konnte sich zurecht finden; man blieb auf der Straße sinnend stehen und hatte den Weg zu seinem eigenen Hause vergessen. Man besuchte die Gärten, die schattigsten Plätze, die versteckteſten Lauben, aber nicht, um sich mit einem vertrauten Freunde zu lezen, um das Geflüster der Liebe lauschenden Ohren zu verbergen, sondern lediglich, um eine Kiste mit Silbergeräth in den sichern Schoß der Erde zu versenken. Man begrub um die Wette silberne Kannen und goldene Hoffnungen, denn was war zu hoffen, was zu erwarten? — die Politiker prophezeiten eine allgemeine Umwälzung, und man glaubte ihnen. Unser Andrea flüchtete aus den Thoren von Trier mit einem kleinen Ränzel auf dem Rücken, in welchem ein Sonntagsrock und die Uebersezung des Oberon steckten. Mit der lezteren hoffte er sich durch die Welt zu schlagen, ein zweiter Ritter Hüon. Er zog gegen das nördliche Deutschland. Von der schönen Emma und dem Doktor Bunzelius hatte er nicht Abschied genommen, denn beide waren schon lange vor ihm entflohen, so sehr fürchtete die Eine für ihre blonden Locken, und der Andere für sein eines übrig gebliebenes Auge.

In der Gegend von Fulda trifft unser Held auf einen Landsmann. Er sieht nämlich eine abenteuerliche Figur auf der Spize eines Hügels stehen, von dem aus zwei Wege sich trennen. Andrea hört das Selbstgespräch des Fremden, er betrachtet seine Gestalt und sieht, daß nur wenige ärmliche Lumpen einen langen, hagern Körper umhängen, dem es nicht an einer gewissen eigenthümlichen Großheit und Würde fehlt. Ein Profil mit gebogener Nase und hervortretendem Kinn zeichnet sich scharf gegen den Abendhimmel ab, die dürre Hand, die sich erhebt, hält etwas sehr zierlich mit Daumen und Zeigefinger und scheint unschlüssig, wohin sie den erfaßten Gegenstand werfen soll. Andrea nähert sich und grüßt ehrfurchtsvoll, denn sein Herz sagt ihm, daß er einen Unglücklichen vor sich habe. Der Fremde macht eine Verbeugung und beginnt gleich darauf, ohne sich stören zu lassen, sein früheres Manöver. Andrea bemerkt, daß es eine Münze ist, die jener in der Hand emporhebt. „Was wollen Sie damit?“ fragte er; „etwa prüfen, ob Sie dort über den Fluß hinüber werfen können?“ — „O nein, mein Herr,“ entgegnete der Lange, „so kindisch bin ich nicht; im Gegentheil, Sie sehen mich hier in einem sehr ernsten Geschäfte. Dieses ist mein lezter Sous, der mir von einem Vermögen von vier Millionen Franken übrig geblieben. Ich habe nichts mehr, es ist mir ganz gleich, wohin ich mich wende: dieses Geldstück soll mir den Weg zeigen zu meinem Glück. Ich werde es in die Luft schleudern und dann sehen, gegen welchen von jenen beiden Wegen es niederfällt.“ Andrea trat zur Seite und der Graf warf. Das Geldstück fiel gegen den Weg rechts hin. „Ach!“ rief unser Held, „das ist auch meine Straße. Wenn es Ihnen recht ist, Herr Graf, so bleiben wir beisammen. Ich trage unerschöpfliche Erwerbsquellen bei mir, und es wird mir eine Ehre seyn, wenn Sie mich von der Last meiner Reichthümer etwas befreien wollen.“ Dieser Scherz lockte dem Grafen ein trübes Lächeln ab; er sah, daß sein Gefährte eben so arm, eben so verlassen, aber auch eben so entfernt von niedriger Gesinnung war wie er selbst, und diese Betrachtung besiegelte schnell den Bund der Beiden. Sie wanderten zusammen die Straße weiter, der Eine französische Verse, der Andere deutsche vor sich her singend.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

So ward z. B. durch genaue Untersuchung kleiner geschliffener Flächen ermittelt, daß der große urweltliche versteinerte Stamm des Dresdner Museums Nadelholz

und nicht, wie man bisher gewähnt hat, eine Eiche iſt; daß die zahlreichen, bei Buchau in Schleſien, in älterem Kohlenſandſtein vorkommenden, bisher zu den Palmen gerechneten Stämme ebenfalls Nadelhölzer ſind, und daß dieſelbe Art auch am Kiffhäuſer und in Ilmenau angetroffen wird u. ſ. w. Eines der ſchönſten Exemplare verſteinerter, urweltlicher Hölzer beſizt die Sammlung der Univerſität Berlin, nämlich einen fünfjährigen, mit der Rinde noch bekleideten, in Hornſtein verwandelten Nadelholzſtamm, welcher auf der horizontalen Fläche noch deutlich das Mark und den Uebergang deſſelben in die Markſtrahlen, im Longitudinalſchnitte aber die Aſtbildung, und zwar wie wir ſie bei den Nadelhölzern der Jeztwelt ſehen, deutlich erkennen läßt. — Der ſchleſiſche Naturforſcher verbindet mit dieſen Mittheilungen die Bitte, ihm Exemplare von Braunkohle, verſteinerten Hölzern, aber auch von ſeltneren Hölzern der Jeztwelt zu weiterer Vergleichung mitzutheilen.

In der Gewerbswiſſenſchaft erwähnen wir, als beſonders ausgezeichnet, der Fortſchritte in der Anfertigung von Rubinglas, Milleſiori und künſtlichen Rubinen. Hinſichtlich des erſtern werden diejenigen, welche ſich für gewerbliche Produktionen intereſſiren, bemerkt haben, daß dergleichen Gläſer von einer ſchönen, tiefen Purpurfarbe jezt ein ſehr häufig vorkommender Handelsgegenſtand zu werden anfangen. Es iſt dies nicht etwa bloße Modelaune, ſondern ein wirklicher Fortſchritt des guten Geſchmacks; man kann in der That nichts Reizenderes ſehen, als Gefäße von dieſem Rubinglaſe; und zwei Vaſen davon z. B., welche, gefüllt mit weißen Roſen, in dieſem Augenblick vor meinen Augen ſtehen, gewähren einen ſehr ſchönen Anblick. Nun iſt die Kunſt, dem Glaſe dieſe brennende Farbe zu geben, freilich ſchon ſeit längerer Zeit geübt worden; wer hätte, als Beweis dafür, namentlich die prachtvollen Rubingläſer im grünen Gewölbe zu Dresden nicht geſehen? Allein die Anfertigung ward in der ſpätern Zeit als ein Geheimniß einiger böhmiſchen Glashütten betrachtet, obgleich man im Allgemeinen recht gut wußte, daß dies Glas ſeine Farbe einem Antheile von „Goldpurpur des Caſſius“ * verdanke. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen machte daher im Jahr 1833 die Erfindung einer vollkommen ſichern Methode zur Bereitung des Rubinglaſes durch Goldpurpur zum Gegenſtand ſeiner Preisaufgabe, und Dr. Fuß von der chemiſchen Fabrik zu Schönebek bei Magdeburg erwarb dieſen Preis, indem er ausfand, daß, wenn man dem Glaſe Goldauflöſung und Zinnoxyd in richtigem Verhältniſſe zuſetze, ſich während des Schmelzens der Goldpurpur ſelbſt und ſomit die Rubinfarbe bilde. Der Gewerbsverein hat das Verfahren öffentlich bekannt gemacht, und ſeitdem produciren mehrere preußiſche Glashütten Rubinglas, welches beſonders auch noch in der Art angewendet wird, daß man damit weißes Glas fein überzieht, wodurch roſenfarbene Gläſer erhalten werden, welche, wie wir erfahren, während der lezten Badeſaiſon beſonders in den böhmiſchen Bädern viel Glück gemacht haben. — Milleſieri dagegen iſt eine Glasart, welche man dem Moſaik vergleichen möchte, da ſie eine Vereinigung zarter farbiger Punkte, tauſendfacher Blumen (woher der Name) und anderer phantaſtiſcher Gebilde darſtellt. Dieſe Glasart (von der in unſern Blättern ſchon einmal die Rede geweſen iſt) ward früher auf den venetianiſchen Glashütten der Inſel Murano gefertigt, und ſtand in hohem Preiſe; das Geheimniß war aber ganz verloren gegangen, bis der oben erwähnte Chemiker Fuß daſſelbe auch wieder aufgefunden hat. Jezt verfertigt man das Milleſiori auf der ſchleſiſchen Glashütte der Gebrüder Matterne; und da es ſich zu allen Arten von Bijouteriearbeiten vortrefflich eignet, ſo nüzen wir dieſe Veranlaſſung, die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf zu richten. — Die künſtlichen Rubinen endlich ſind eine Erfindung des franzöſiſchen Chemikers Gaudin, welcher der Pariſer Akademie Proben davon vorgelegt hat, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Er verfertigt ſie, indem er vor dem Knallgaslöthrohr Ammoniak, Alaun und chromſaures Kali zuſammenſchmilzt. Die alſo dargeſtellten künſtlichen Steine haben die Härte, Farbe, Unſchmelzbarkeit der echten Rubinen, ritzen Bergkryſtall, Topas ꝛc., ſchneiden den beſten Gußſtahl, und können ſelbſt von Kennern von den orientaliſchen Rubinen nicht unterſchieden werden.

* Dieſer Caſſius, den man für einen Römer halten möchte, war vielmehr ein Hamburger Arzt aus der lezten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und erfand den hier in Rede ſtehenden Goldpurpur, welcher weiter nichts iſt, als eine innige Vermiſchung des metalliſchen Goldes mit Zinnoxyd, wodurch ein feines Pulver von Purpurfarbe entſteht. Das Detail der Zubereitung gehört nicht hieher.

Lenz und Herbſt.

An Friedrich Rückert. 1835.

Dir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil dir ſelbſt im Kreis der Jahre
Schon dein Lebensherbſt genaht;
Mir behagt der Lenz, der frühe,
Weil ich noch im Lenze blühe
Und mein Hoffen iſt die Saat.

Dir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil er dir in greiſe Haare
Neue Jugendkränze flicht;
Mich erfreut der Lenz, der frühe,
Weil er mir für meine Mühe
Einen gleichen Lohn verſpricht.

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil dir so der wunderbare,
Ew'ge Frühling näher steht;
Mir noch frommt der Lenz, der frühe,
Denn des Tages Hitze sprühe,
Eh' des Abends Kühlung weht!

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil du deinem Hausaltare
Hundertfältig Korn gemäht;
Mein noch ist der Lenz, der frühe,
Und ich flehe: O verglühe
Eher nicht, als ich gesät.

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Mir der Frühling, doch gewahre
Ich, was jener dir beschert,
Hör' ich deinen Lorbeer rauschen,
Denk' ich: könnt' ich dennoch tauschen!
Solch' ein Herbst ist Kronen werth.

Lebrecht Drewes.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beschluß.)

Kunst. Mandard.

Respekt vor meinem Cicerone, den ich der Güte des Galeriedirektors verdankte! Es war erquicklich, an jenem so viel Wärme und frische Begeisterung zu finden, da solche Aufseher gemeinhin gleichgültig am Göttlichsten vorbeigehen, durch Praxis so abgestumpft für Schönheit und Entzücken, wie Aerzte, Leichenfrauen u. dgl. für Mitleid und Graus. Vorzüglich freute mich an besagtem Führer, daß er fromm durch die Kunst geworden war, d. h. von innen heraus. — Die Verklärung der Mutter Gottes von Cignani, und die zweite, bekannte von Guido Reni — herrlicher Gegensatz! Erstere im Augenblicke, wo sich Maria von der Erde aufschwingt — welche Begeisterung, welche Sehnsucht! letztere im Augenblicke, wo die Madonna zum Himmel schwebt — ganz Heiligkeit, Glorie, alles Irdische völlig abgestreift. Dann wieder Cignani's Magdalena, auch in Begeisterung. Sehnsucht emporblickend, und doch wie verschieden von Maria! Correggio's Ecce Homo ist eine ganze Bibel. Er ist es, der unsere Sünde auf sich genommen hat, die ganze Last des Weltschmerzes liegt auf ihm; welch Leiden in Liebe! Und Liebe, die heiligste, rührendste Mutterliebe ist es auch, die gegenüber in der kleinen Madonna Raphaels sich zum Kinde neigt, ihre ganze Welt in ihm, die ganze Welt in ihm umfassend; diese beiden Bilder sind eine Religion. In der Seitengalerie stellt Zimmermann die Kunstgeschichte dar; es ist wohl schlechter Geschmack, daß mich die Fresken so schnell und sehr ermüden, und il y a de quoi hier in München. Mir ward die Ehre, in diesen heiligen Hallen dem Erzherzog Franz Karl zu begegnen, der am gleichen Morgen auch eine Kunstwallfahrt angetreten hatte, hieher und in die Glyptothek. — Ich rieche gerne Weihrauch; was mich aber am heutigen Sonntag eigentlich in die Michaelskirche zog, war der Militärprediger Manhard, der noch nicht lange hier den Gottesdienst versieht, aber Aufsehen macht durch seine gute Kanzelrede und durch die Freisinnigkeit, mit der er eingefleischte Vorurtheile angreift. Manhard mag an des Mannesalters letzter Grenze stehen; er agirt wohl zu viel, man sieht, daß Gewandtheit, Geschmack ihm fehlen; so rein die Diktion, so fehlerhaft die Aussprache, und doch — merkwürdiger Contrast! — im Vortrag, in der Stimme, den Modulationen der Töne so viel Gefühl, Wahrheit, Ausbildung, daß der Redner, abstrahirt vom Dialekt, entweder der größte Künstler, oder ein echter, frommbegeisterter Christusjünger ist. In alle Seelentiefen dringt das, obschon mißtönende Wort, das vom Herzen kommt, zum Herzen geht. Mich rührt, daß an diesem armen, vergessenen Feldpater, der bis jetzt in irgend einem finstern Winkel Bayerns ungekannt lebte, nun spät die inwohnende Kraft sich kund gibt. Das ist Tobias, dem der Engel Gottes das Gesicht gibt. Das heutige Evangelium war weniger geeignet, den Petrus, als den Johannes zu zeigen, ich hätte ihn aber mögen donnern hören. Doch hatte er auch heute Momente, wo er sich den zahlreichen Zuhörern als Sohn des freieren Jahrhunderts erwies. Manhards Zukunft soll nicht sicher seyn, er auch jetzt immer noch dürftig leben; der, den du predigst, hatte ja auch auf Erden nicht wohin sein Haupt legen! Nach der Predigt begann die Militärmesse: es hat etwas Ergreifendes, wenn die Trommeln gerührt werden, bei der Wandlung ꝛc.; nur störte mich die lustige Opernmusik, eine Scene aus dem Freischütz. Um zwölf Uhr ist in der Metropolitankirche und bei den Theatinern die elegante Messe. In letzterer Kirche versammelt sich im Allgemeinen das weniger solid-fashionable Publikum, und dann speit das dreifach geöffnete Thor die elegante Feule aus, welche sofort den Hofgarten überschwemmt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 270.

Die Poesie.

Räthsel in alcäischem Versmaß.

3.

Mit Ernst im Antlitz nahet die Dritte sich,
Fast ihre Feindin, wenn die Unsterblichen
Sich hassen könnten, nach dem hohen
Sinn in dem Spiele des Lebens forschend.

Nicht Regenbogenfarben genügen ihr,
Sie sucht des reinen Lichtes geweihten Quell,
Wo nicht gebrochen, noch gebogen
Glänzen der ewigen Sonne Strahlen.

Sie wohnt in Fernen, welche des Menschen Blick
Mit seinem Fernrohr künstlich erspähen kann:
Doch schickt sie denen, die sie suchen,
Strahlen des ewigen Lichts hernieder.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 20. November 1837.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn. —

Schillers Wilhelm Tell.

Die Rache.

Es ſaß auf Tibets altem Thron
Dharma, der Freund der ſchwarzen Mächte.
Er ſprach des Volkes Glauben Hohn,
Ermordend Buddhas * fromme Knechte.
Das Beil fiel nieder Streich auf Streich,
Das Feuer der Verfolgung brannte,
Daß man aus Furcht im ganzen Reich
Die heil'gen Namen nicht mehr nannte.

Von dieſen Greueln endlich hört
Ein frommer Siedler im Gebirge;
Der Einſame war ungeſtört,
Vergeſſen blieben vom Gewürge.
Dem Tſoktu brennt ſein großes Herz,
Daß Buddhas Ehre ſo verſinket;
Im Traume ſtellt ſich ſeinem Schmerz
Der Gott dar, der ihm Beiſtand winket.

Kohlſchwarz färbt er ſein milchweiß Pferd,
Bei Dharma Zutritt zu gewinnen,
Sein Kleid hat raſch er umgekehrt,
Das weiß iſt außen, ſchwarz von innen.

Die falt'gen Aermel bergen leicht
Den Bogen ſammt den ſichern Pfeilen.
Den Königshof hat er erreicht
Und fleht um Vorlaß ohne Weilen:

Er zieh' herbei aus fernem Land,
Dem König Ehrfurcht zu bezeugen.
Man ſieht ihn drei Mal, bis zum Sand
Die Stirne ſenkend, ſich verbeugen:
Beim erſten legt er auf den Pfeil;
Das zweite hilft den Bogen ſpannen;
Beim dritten hat den Flügelkeil
In's Herz gejagt er dem Tyrannen.

„Der Wind wühlt Staub auf; der verſchlingt
Das Waſſer; Waſſer löſcht das Feuer;
Der Vogel Garudi bezwingt
Des Meeres Drachenungeheuer.
Smaragde aus der Berge Schacht
Kann ſcharfer Diamant zernagen;
Buddha beſiegt der Schimnus Macht —
So hab' den König ich erſchlagen."

Raſch kehrt er um ſein ſchwarz Gewand
Und ſchwingt, umrauſcht von weißen Falten,
Sich auf ſein Roß und ſprengt's vom Rand
Des Ufers in den Strom, den kalten.

* Buddha, der indiſche Sonnengott.

Am andern Ufer klimmt empor
Auf weißem Roß der blanke Reiter;
Die Sonne, die den Glanz verlor,
Scheint über Tibet wieder heiter.

G. Pfizer.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott," sagte der Graf, „es sind schon zwei Tage, daß ich nichts gegessen habe; es wird endlich Zeit seyn, daß ich etwas Warmes in den Mund bekomme." Andrea rezitirte ihm die Verse aus dem Oberon vor, wo die halb verschmachtete Rezia auf der wüsten Insel plötzlich gestärkt und getröstet wird. Indem er noch in der Deklamation begriffen war, ging ein Mann vorbei, der sich freundlich umsah und nun stehen blieb, als er die deutschen Verse hörte. Als unsere Freunde heran kamen, wollte er weiter gehen, allein er blieb immer wieder stehen, und hörte immer aufmerksamer zu, und lächelte immer freundlicher; zulezte grüßte er sogar. „Sie sind Franzosen, meine Herrn?" fragte er. „Ja, mein Herr, wir sind Bourbonische Lilien, die in fremden Boden verpflanzt worden." Der Mann lächelte. „Steht nicht geschrieben," sagte er, „daß Gott der Herr die Lilien auf dem Felde kleidet? mit den Bourbonischen Lilien scheint er aber nicht so gnädig zu verfahren." — „Wollen Sie spotten, mein Herr?" — „Um Gotteswillen, nein!" rief jener fast ängstlich, „wer könnte über das Unglück spotten? zumal, wie dürfte es Einer wagen, der ihm so nahe gestanden hat, wie ich selbst? Jener Dichter, dessen Verse Sie eben hersagten, hat mich vor Unglück und Armuth geschüzt." — „Voltaire?" fragte der Graf; — „Wieland?" rief Andrea. „Der Leztere," entgegnete der Mann. „Ich bin ein Buchdrucker, meine Herrn, und wohne in jenem Städtchen, dessen rothen Dächer über das niedrige Laub der Nußbäume herüberleuchten. Wenn Sie mit mir gehen und heute Mittag meine Gäste seyn wollen, soll es mir eine Ehre und ein Vergnügen seyn." Andrea stieß den Grafen auf und machte ihm begreiflich, daß er dieses Essen Oberon zu verdanken habe. „Wer ist Oberon?" rief jener. „Wird er mir meine vier Millionen Franken, mein himmlisches Weib, mein schönes Schloß am Ufer der Rhone wieder schaffen?" — „Noch mehr als das," entgegnete Andrea, „Oberon wird uns lehren, ein Leben ohne Schloß, Weib und Gold erträglich zu finden." Der Graf schüttelte das Haupt.

Der Mann, bei dem sie jezt einkehrten, war ein Buchhändler und Buchdrucker zugleich. Er hatte in Dürftigkeit angefangen und war nach und nach zu einem kleinen Besitzthum gelangt. Ueber seiner Hausthür stand der Vers:

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Ueber Tisch kam Andrea mit seiner Uebersetzung des Wieland hervor. Der Buchhändler freute sich über diese Arbeit und gab Hoffnung, daß sie verkauft werden könnte. „Sind die gegenwärtigen Zeitläufte," sagte er, „auch nicht sehr günstig für die belles lettres, so wohnen hier in der Gegend herum doch manche vornehme Herrschaften, die ein Buch wie das Ihrige kaufen und vielleicht sogar die Kosten für den Druck hergeben dürften." Diese Worte des Herrn Petermann entzückten unsern Andrea. Er sah sich schon gedruckt, Schriftsteller und von bedeutenden Personen geschäzt und gesucht. Der Graf, dem er seine Hoffnungen mittheilte, sagte: „Was ist ein Schriftsteller? Ein Wesen, von dem ich gelegentlich ein paar gute Gedanken borge, und das ich dann bei Seite werfe, wie ein altes Kleid. Ich habe diese Herrn zu Dutzenden in meinem Salon gehabt, und kann nicht sagen, daß nur Einer derselben mir achtungswerth erschienen. Sie füllten meine Ohren mit Versen und ich ihren Magen mit Saucen. Eine schöne Frau und eine Note von hundert Pfund äußerten erstaunlichen Einfluß auf die Gesinnungen dieser Menschen." — „Ach," rief Andrea, „auf diese Weise wäre in der ganzen Welt nichts Achtungswerthes." — „Das sage ich ja eben. Uns allen steht ein fürchterlicher Moment bevor, wir mögen nun reich, schön, geistreich, von Tausenden angebetet seyn, gleichviel, der Moment des Todes. Wer kann diesem entgehen? Alle Spielereien von Achtung, Tugend, Weisheit gäbe ich hin, wenn ich damit nur von einer schmerzhaften Nervenzuckung mich loskaufen könnte. Aber wenn wir auf unserm Todtenbette liegen, verlassen uns die Verse der Dichter, verlassen uns die schönen Frauen und verläßt uns die Religion. Es ist nichts wirklich und gewiß, als daß ich sterben muß."

„Du danke Gott, wenn er dich preßt,
„Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt,"

sagte Petermann, der unvermerkt zu ihnen getreten war und jezt zwischen den Sprechenden stand. Die Abendsonne warf ihre Glut über das kleine Haus, die nahen Gebüsche und leuchtete in die enge Gasse hinein; in den Bäumen rauschte der Abendwind. Die drei Männer standen bei einander und eine lange Pause herrschte. Dann fing Petermann an, religiöse Trostgründe vorzubringen; der Graf fiel ihm in die Rede. „Lassen wir das!" rief er. „Sie reden ein zu barbarisches Französisch, als daß ich Ihnen folgen möchte, und redeten Sie auch mit den Zungen der Engel, ich würde Sie doch nicht verstehen. Aber sehen Sie hier, zehn gesunde Finger, sie sind mein

Eigenthum, ich habe sie noch Niemanden verkauft, Sie sind der Erste, dem ich sie anbiete. Stellen Sie mich bei Ihrem vermaledeiten Druckerkasten an, und Sie sollen sehen, daß ich meinen Mann stehe.“ — „Topp!“ rief der Buchdrucker, „da sind wir ja verbündete Leute.“ Der Graf murmelte vor sich hin: „Es geschieht ja nur wegen der Todesangst, denn sonst hätte ich ja — sterben können.“

Andrea richtete sich in einem kleinen Bodenstübchen im Hause Petermanns ein und dachte nun ernstlich daran, ein großer Mann zu werden. Der Buchhändler hatte ihm eine vornehme Herrschaft in der Nähe genannt, und er machte sich eines Morgens auf den Weg nach dem hoch und schön gelegenen Schlosse. Er langte dort in den ersten Nachmittagsstunden an. Es war eine starke Hitze; die Rideaux der Fenster waren geschlossen, auf dem Hofe spazierte einsam ein prächtiger Pfau, und ein kleiner, in rothen Sammt gekleideter Lakai hockte auf dem Piedestal einer wettergrauen, verstümmelten Statue. In der Entfernung blickten die dunkeln Buchen des alten Schloßgartens durch das Gitterthor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tartarische und kleinrussische Sprüchwörter. Anhang zu den finnischen Sprüchwörtern und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Versteh dich selbst, so wirst du Gott verstehen.

Der Regen erfrischt das Gras, den Menschen das Gebet.

Der Herr versprach mir einen Pelz, doch auch sein Wort ist warm.

Versteck es, lieber Gott, damit es der Teufel nicht sieht.

Wenn der Großrusse sagt: es ist trocken, so schürze dich bis an's Ohr.

Bete zu Gott, aber erzürne auch den Teufel nicht.

Wo der Teufel nicht fertig wird, da schicke ein Weib hin.

Dem Reichen wiegt der Teufel die Kinder.

Herrenhöflichkeit reicht nur bis zur Schwelle.

Den Höckrigen macht das Grab gerade.

Wenn nur Honig da ist, ein Löffel findet sich.

Befreunde dich mit dem Großrussen, aber halt' einen Stein im Busen.

Liebe dein Weib als deine Seele, aber schüttle sie wie einen Birnbaum.

Wenn der Abt zum Glase greift, greifen die Mönche nach dem Krug.

Füttere den Wolf wie du willst, immer steht sein Sinn nach dem Wald.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die folgenden Bemerkungen sollen nur einige der Formen besprechen, denen die Herrschaft für diesen Winter gesichert scheint. — Am meisten Aufsehen vielleicht machte die Regeneration der großen Mantille, des Mantelet. Das Mantelet ist seiner Natur nach ein Mittelding zwischen Shawl, Umschlagtuch und Mantel, wird aber durch keines dieser drei ersetzt. Es ist ein altväterisches, aber eben darum modefähiges Kleidungsstück, und die Laune der Pariserinnen hat sich dieses Jahr daran gemacht, diese „precieuse coquetterie“ so umzugestalten, daß der Urtypus kaum mehr kenntlich ist. Der neue Schnitt läßt sich im Allgemeinen so bezeichnen: die Pelerine fällt hinten sehr weit herab und ist oval zugeschnitten, wie der Chorrock des Messe lesenden Priesters; statt die Arme hemmend zu bedecken, ist das Kleidungsstück bis über das Ellbogengelenk ausgeschnitten, so daß der Anfang der Taille sichtbar wird. Von hinten nimmt sich das Ganze aus wie ein Shawl. Es wird aus dunkelm Stoff gemacht, watirt, mit natürlichem oder künstlichem Pelz besetzt, und ist warm und leicht zugleich. — Pelzwerk wird Allem nach stark getragen werden, schon weil die russischen Formen bei den Ueberkleidern vorherrschen; indessen kann überall der Sammt den Pelz vertreten. Der Pelz zu großer Toilette ist übrigens so kurz, daß die Garnitur des Kleides versieht. — Im Fache der Kleidungsstücke, welche man unter dem allgemeinen Namen Mantel zusammenfaßt, zeigte sich schon seit einigen Jahren die Neigung, von den maßlosen, kuttenartigen Formen zu passenderen, kleidsameren umzukehren: dieses Jahr hat sich diese Richtung vollends entschieden, und die Mäntel verdienen jezt kaum diesen Namen mehr, sofern sie sämmtlich Ermel und eine Taille haben, und so genau anliegen wie ein Ueberrock. — Unter der ganzen Aristokratie der weiblichen Kleidungsstücke ist die Familie des Cachemireshawls die vornehmste und reichste. Ihre Herrschaft ist eine unerschütterliche, auf innern Werth gegründete. Die Qualität einer Dame mißt sich am sichersten, sicherer als nach Juwelen, nach dem Sortiment von Shawls ab, die sie nacheinander, zu Hause, im Wagen, am öffentlichen Ort, auf ihren Schultern zu bewundern gibt. Ein echter Shawl dient nie aus, nur tritt er, wenn er nach Farbe und Dessin nicht mehr zum „Distinguirtesten“ gehört, in die Competenz des Negligé zurück. Grün und schwarz, bisher die Hauptfarben, werden von roth und gelb verdrängt; das Dessin besteht durchgängig aus Palmen, Bändern, Schlangenlinien und ist sehr reich; die teppichartige Form ist definitiv verworfen. — Unter den mancherlei Motiven, welche gegenwärtig der Tracht unserer Mütter und Großmütter entlehnt werden, bemerken wir auch das bauschige Halstuch, wie es kurz vor der Revolution getragen wurde. Es wird entweder vom Leib des Kleides halb bedeckt, oder geht ganz darüber her. Man verfertigt diese Halstücher aus Linon, den zu diesem Zweck weder Gaze, noch Mousseline ersetzen soll. Man erinnert sich, daß dieses Kleidungsstück seiner Zeit bis an das Kinn heraufreichte und einen Riesenkropf bildete, der alle natürlichen Auswüchse freundlich unter seine Hülle nahm. So weit scheint man es vor der Hand nicht treiben zu wollen; indessen sind mit dieser Neuerung sogleich die Aktien aller Frauenzimmer gestiegen, welche bei einer Halsdraperie zu gewinnen haben. Manche loben an diesem Halstuch besonders, daß es nicht zerknittert werde, weil es

schon zerknittert ist, und finden es, sehr offen umgelegt, äußerst gracids. — In den Stoffen der Kleider ist man noch entschiedener zum Geschmack des vorigen Jahrhunderts zurückgekehrt, als im Schnitt. Der volle großmütterliche Blumenflor erschließt sich wieder auf den Roben der Enkelinnen. Zu halber Toilette erhält den Vorzug die Wollmousseline mit eingewobenen Blumen und Laubwerk von Seide; der Grund ist hell in unentschiedenen Farben aller Nüancen, und die Dessins sind meist genaue Nachbildungen alter Muster. Dasselbe ist bei den schweren Seidenzeugen zum vollen Putz der Fall, und all diese façonnirten Atlasse, diese neuaufgelegten Pekins, Bougrans, Armures, und wie sie alle heißen, mit ihren tausenderlei Blumen und Schnörkeln, ihren matten und glänzenden Streifen und schillernden Reyen, sind lauter, vom modernen Geschmack in der Zeichnung kaum modificirten Copien einer Pracht, welche die ältesten unserer Zeitgenossen eines Tags ein Ende mit Schrecken nehmen sahen. Im Schnitt dagegen wagt man sich nicht ganz so weit vor, oder vielmehr zurück. Man fühlt, daß der Typus der Zeit, welche man sich einmal zum Muster gewählt, ohne Puderfrisur und Reifrock doch nur unvollständig reproducirt ist; man scheut sich, die Büste gar zu sehr zu degarniren, und bleibt so im Meisten auf halbem Wege stehen. Es ist der Weise, wie sich das Costüm überhaupt zu entwickeln pflegt, ganz angemessen, daß eine Zeit, welche so entschieden die Tracht einer ältern copirt, in denjenigen Momenten, gegen welche sich der allgemeine Geschmack doch zu sehr sträubt, keine herrschende, durchgreifende Form aufbringt. So kommt es, daß namentlich der Ermel, und eben damit zum Theil auch der Leib keinen legalen Umriß gewinnen kann; er ist so ziemlich der individuellen Laune und dem Geschmack preisgegeben. Dieses Verhältniß ist denjenigen, welche den Verstand oder den Muth haben, ihren Körper zu studiren, willkommen und förderlich; es ist aber verwirrend und ärgerlich für solche, welche gewohnt sind, das nächste beste Modebild für einen verkörperten Kabinetsbefehl anzusehen oder sich blindlings der Discretion ihres Schneiders zu überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die allgemeinen Wahlen. Die Journalistik.

Zu Paris, so wie in ganz Frankreich, ist man jezt mit den Deputirtenwahlen beschäftigt. Alles läuft dabei sehr ruhig ab, und die Polizei hat nichts zu besorgen. Hier kommt es nicht einmal zu einem Streite, viel weniger schlägt man Wähler todt, wie zu Barcellona; aber dessenungeachtet herrscht ein reger Wetteifer unter denjenigen, welche sich berufen fühlen, in der Deputirtenkammer die Angelegenheiten des Vaterlandes zu besorgen. Freilich ist dies das ehrenvollste, obwohl nicht das leichteste Amt. Gelehrte, Künstler, angesehene Beamte, Leute, welche von ihrem Vermögen gemächlich leben, Alle treten auf und bewerben sich um die Volksgunst. Magendie läßt seine Kranken und seine medizinischen Forschungen bei Seite, um das Recht zu erwerben, in der Versammlung der Deputirten zu sitzen. David legt den Meisel nieder und wird Politiker. Maires von Paris, Staatsräthe, Bankiers u. A. seyen ihre politischen Glaubensbekenntnisse auf und treten in die Reihe der Candidaten und Sollizitanten. Dies beweist, daß die Ehre, der Repräsentant seiner Mitbürger zu seyn, immer höher geschäzt wird. Die großen Tageblätter haben in dieser Zeit mehr Gewicht als sonst, nicht als ob sie, wie man irrig glaubt, den Ton angäben, sondern weil sie aussprechen, was eine Partei, eine Classe, eine gewisse Anzahl von Bürgern wünscht oder will, und weil man nur durch diese Organe der öffentlichen Meinung eigentlich erfährt, wie es mit der Gesinnung der Stadt- und Landbewohner steht, welche Männer von ihren Mitbürgern unterstüzt worden, welche nicht. Daher haben die Journalisten jezt vollauf zu thun. — Ich habe früher der 40 Francsjournale erwähnt, welche sogleich ziemlich starken Absaz erhielten, besonders in nicht sehr bemittelten Häusern, in denen man wohl 40 Franken aufbringen kann, aber nicht das Doppelte, welches der gewöhnliche Preis der ältern Tageblätter war. Die Journale, deren Lektüre nun einmal in einem Staate, wo sie sich frei aussprechen können, ein unentbehrliches Bedürfniß der Bürger geworden ist, drangen also in Häuser und Classen ein, wo sie sonst nicht gehalten wurden, oder wo man nur die kleinern Spottblätter las, deren täglich mehrere erscheinen, und die zuweilen lustige Einfälle zum Besten geben, aber sonst auch nichts. Die ältern Blätter trafen nun auch Maßregeln, um ihre Abonnenten nicht zu verlieren. Einige wurden größer, konnten also weit mehr liefern, andere gaben Beilagen mit interessanten Aufsäzen. Berühmte Schriftsteller wurden zu Redaktoren angenommen, und einige Blätter bekamen dadurch ein neues Interesse; denn bei dem angenommenen großen Format konnten sie Alles verhandeln und alle Stände befriedigen, Handelsleute, Industrielle, Börsenmänner, die elegante Welt u. s. w. Aber die 40 Francszeitungen hatten die ökonomische Welt für sich, die nur oberflächlich wissen will, was am politischen Horizont, im Theater u. s. w. vorgeht, und sich daher leicht mit einem Blatte im alten Format begnügt. Indessen fangen die Unternehmer doch an einzusehen, daß es bei den immer steigenden Forderungen, welche die Lesewelt an ein Pariser Tageblatt macht, nicht wohl möglich ist, dasselbe für den Preis von 40 Fr. zu liefern; denn nicht allein soll das Blatt gut gedruckt, sondern auch gut geschrieben seyn, nicht allein die politischen Neuigkeiten so früh und ausführlich liefern, als die andern, sondern auch eine große Mannichfaltigkeit darbieten, die Leser mit den Vorgängen in der Dramatik, der Kunst u. s. w. bekannt machen, kurz, die Leser so unterrichten, daß sie in der Unterhaltung über Tagesbegebenheiten nicht zu stocken brauchen. Zur Abfassung eines solchen Blattes gehören aber tüchtige Leute, die in Paris gut honorirt werden müssen, wenn sie sich mit diesem Geschäft befassen sollen. Daher hat auch eines der 40 Frankenblätter bereits gestanden, es könne den bisherigen Preis nicht mehr beibehalten, und müsse ihn künftig auf 60 Fr. erhöhen. Wenn das Journal la Presse, das zuerst erschienene wohlfeile Blatt, nicht auch schon seinen Preis erhöht hat, so soll dieses daher kommen, weil der Unternehmer, Emile Girardin, und seine Frau, Delphine Gay, und wahrscheinlich auch die Schwiegermutter, Sophie Gay, diejenigen Aufsäze selbst schreiben, welche in andern Blättern am theuersten honorirt werden. Indessen sind doch auch einige ältere Blätter so klug gewesen und haben den Preis von 80 Fr. herabgesezt. Wahrscheinlich werden sich allmählich die beiden Gattungen auf halbem Wege entgegenkommen und die Differenz ausgleichen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Dienstag, den 21. November 1837.

High sunny summits, deeply shaded dales,
With various prospects gratify the sight,
And scatter fixt attention on delight.
Parnell.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

Reiſe von Chriſtiania über Ringerige nach Kongsberg.

Das ſchönſte Auguſtwetter begünſtigte meine Fahrt in's Innere Norwegens. Mein Fuhrwerk war das dort zu Lande allgemein übliche Carriol, das ſich vor den zweirädrigen ſchwediſchen Karren vortheilhaft auszeichnet. Es iſt ohne Zweifel eines der zweckmäßigſten Fuhrwerke für Bergländer, zugleich leicht und ſolid, einfach und bequem. Auf der eiſernen Axe, welche die beiden nicht ſehr hohen Räder verbindet, iſt eine etwa zwölf Schuh lange Gabel vom Holze junger Eſchen oder Vogelbeerbäume befeſtigt, welche die Breite von ungefähr vier Fingern und nur eines ſtarken Daumens Dicke oder Höhe hat. Auf dieſer Gabel ſizt der Kaſten des Fuhrwerks auf, der mit ſeinem hinterſten untern Theile bis auf einen Schuh gegen die Axe hinreicht, ſo daß alſo der darin Sizende die Stöße der Axe nicht fühlt, indem er zwiſchen dieſer und dem Punkte am Kummt des Pferdes, wo die vordern Enden der Gabel befeſtigt werden, auf den elaſtiſchen Stangen gewiegt wird. Man hat in neuerer Zeit dem Hintertheile des Kaſtens bei eleganteren Corriols eine liegende Feder unterſezt, weil die Schwingung natürlich gegen den feſten Punkt der Axe hin am meiſten gehemmt iſt; allein das meinige, das eine ſolche Feder nicht hatte, ſchien mir auch ohne ſie bequem genug. Der Kaſten ſelbſt iſt ſchmal und unbedeckt, für eine einzige Perſon eingerichtet, die darin, etwa wie in einem lappländiſchen Schlitten, halb ſizt, halb liegt, indem die Beine ganz zu ſtrecken Raum genug iſt. Zu Unterbringung des Gepäckes iſt das Sizkäſtchen und der Platz unter den Beinen beſtimmt, auf welchen man ein mäßiges Felleiſen der Länge nach aufſchnallen kann, ohne in jener halbliegenden Stellung gehindert zu ſeyn. Für den Fall, daß das Gepäck den innern Raum mehr ausfüllen ſollte, oder daß man die Lage zu ändern wünſchte, ſind zu beiden Seiten des Kaſtens auf den Gabelſtangen Haltpunkte für die Füße angebracht, häufig in Form von Pantoffeln, dergleichen man im Orient als Steigbügel angewendet ſieht. Hinter der Axe iſt an den äußerſten Theilen der Stangen ein kleines Brettchen befeſtigt, zum Sitz für den begleitenden Poſtjungen beſtimmt. Iſt die Witterung gut, ſo läßt ſich nichts Angenehmeres denken, als in ſolchem Carriol, behaglich hingeſtreckt, mit einem jener muntern und gutmüthigen kleinen norwegiſchen Roſſe, deren Sicherheit und Ausdauer bewundernswerth iſt, raſch durch Thal und Berg zu rollen; denn außer der Leichtigkeit des Fuhrwerks macht auch deſſen ſchmale Spur es zum Gebrauch im Gebirge beſonders geeignet, während zugleich die Niedrigkeit

der Räder das Umfallen erſchwert. Bei ſchlechtem Wetter, dem ich Gottlob nie darin ausgeſezt war, wird die Sache etwas bedenklicher; doch iſt durch das Spritzleder das Gepäck und der untere Theil des Körpers bedeckt, und für Kopf und Oberleib hat man eigenthümliche Verwahrungsmittel, die in zweckmäßiger Einfachheit zum Ganzen ſtimmen. Man ſchüzt nämlich die Schultern mit einem rund geſchnittenen Kragen von weichgegerbtem, waſſerdichtem Rennthierleder, der über den Rand des Carriolkaſtens hinausgeht und den Regen darüber hinablaufen läßt; der Kopf wird durch einen Hut von Leinwand mit waſſerdichtem Ueberzuge, wie ihn die Matroſen zu tragen pflegen, vorn mit einem kleineren, hinten mit einem größeren, den Nacken deckenden Stülpe, hinreichend verwahrt.

Wer nun in Norwegen von irgend einem Seeplatze aus in's Innere zu reiſen gedenkt, muß ſich ein ſolches Carriol nebſt Pferdegeſchirr entweder kaufen oder miethen, da er im Lande ſelbſt ein Reiſefuhrwerk zu finden nicht hoffen kann, eben weil man gewohnt iſt, daß Jedermann ſein eigenes mitbringt. Der Preis iſt gering; ein hübſch lakirtes Carriol nebſt Geſchirr koſtet neu nicht mehr als ſechzig Thaler, und es hält in der Regel nicht ſchwer, in den größeren Seeſtädten auch ſchon gebrauchte Fuhrwerke dieſer Art, wenn gleich nicht viel wohlfeiler, zu kaufen, da die Reiſenden, welche z. B. zu Chriſtiania ankommen, um zu Lande nach Bergen oder Drontheim zu gehen und dort wieder zur See das Land zu verlaſſen, am Abgangsorte dieſe Equipage, und zwar zu ziemlich guten Preiſen, wieder zu verkaufen pflegen. Ich meinerſeits, deſſen ganzer Aufenthalt in Norwegen nur auf eine Woche berechnet war, zog es vor, mir dies Reiſebedürfniß miethweiſe für je zwei Mark täglich zu verſchaffen.

Zuerſt ging die Fahrt raſch zwiſchen den freundlichen Landſtellen am nordweſtlichen Ufer des Chriſtiana-Fjord hin bis zu einem Dorfe, bei welchem ſich der Weg rechts in's Gebirge wendet. Es iſt dies die große Straße nach Bergen, eine der beiden Hauptſtraßen Norwegens, deren andere die nach Drontheim iſt. Die Berge, einförmig mit Tannen und Fichten bewachſen, auch durch Geſtalt nicht bemerkenswerth, gewähren doch von Zeit zu Zeit nach Außen einen weiten Blick auf die tief liegenden Meeresbuchten, oder ziehen das Auge nach Innen hinüber in ein freundliches Gebirgsthal. Ein ſolches iſt nahe bei Jonsrud, wo links in ein kleines romantiſches Thälchen ein Bach ſich zieht, der die Eiſenwerke von Bärum in geringer Entfernung von der Straße treibt. Ueberall in Norwegen findet man Bergwerke, Hütten und was ſonſt damit zuſammenhängt, denn der Boden iſt reich an Metallen und der Bergbau kein Regal.

Hinter Jonsrud, der erſten Station, die hoch auf einem Wieſenhange ſteht, wartet ſodann des Reiſenden eine großartige Ueberraſchung. Während er denkt, nach der eben geſchehenen kurzen Unterbrechung wieder in den einförmigen Tannenwald hineinziehen zu müſſen, öffnet ſich vor ihm eine gewaltige Schlucht. Tief unten breitet ſich das gelobte Land Ringerige aus, zu dem in der Spalte des Gebirges eine jäh abfallende und lange Steige, von einem Bache begleitet, durch den dunkeln Wald ihn führen ſoll. Dies iſt der berühmte Standpunkt von Brokleven. Zwiſchen Bergen eingeſchloſſen, lachte über die Baumgipfel die genannte Provinz herüber, ein hügeliges, fruchtbares Land mit grünen Matten und gelben Getreidefeldern, zerſtreuten Gehöften dazwiſchen, durchzogen von dem köſtlichen Tyriſiord, einem Binnenſee von lieblich wechſelnder Form der Ufer. Lebhaft mahnte es mich an einzelne Theile der Schweizerkantone Appenzell und St. Gallen. Vielleicht ließe ſich die Gegend noch beſſer dem Plateau des Schwarzwaldes bei Freudenſtadt am Kniebis vergleichen, wie denn überhaupt die runde Form der Berge in dieſer Nähe von Chriſtiania, die dunkle Bewaldung durch Nadelholz und die kleinen, waſſerreichen, friſchgrünen Schluchten dazwiſchen dem Charakter dieſes ſüddeutſchen Gebirges nahezu entſprechen. — Ich verließ das Carriol und ging langſam den Berg hinunter; dann fuhr ich raſch durch die lieblichen Gründe, die durch den Genuß im Fluge an Mannichfaltigkeit gewinnen mußten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Andrea ſtand lange in Gedanken und athmete die Stille und die ariſtokratiſche Luft dieſer Umgebung ein; dann wagte er es, mit der gehörigen Vorſicht ſich dem Gitterthor zu nähern. Es war nur angelehnt und er trat in den Garten. Die dunkeln Buchengänge warfen faſt einen nächtlichen Schatten; Alles war ſtille, nach der Schattenſeite zu ſtand ein Fenſter offen und ein leiſer Windzug ſpielte mit einem gelbſeidenen Vorhang, den er wie ein Segel hinaus trieb und wieder zurückſchlug. Im Fenſter ſaß eine ältliche Dame und las in einem Buche. Aus der Tiefe des Zimmers wurde jezt zur Klavierbegleitung ein Geſang hörbar. Es waren Verſe aus der „ſchönen Müllerin“ von Paeſiello:

„Mich fliehen alle Freuden,
Ich ſterb' vor Ungeduld,
An allen meinen Leiden
Iſt nur die Liebe ſchuld.“

Der junge Franzoſe horchte noch auf dieſe klagenden Töne, als er plötzlich bemerkte, daß die ältliche Dame, vom Buche aufſehend, ihn ſcharf fixirte. Er trat jezt hervor und machte ſeine grüßende Verbeugung. „Wer ſeyd „Ihr?“ fragte ſie; „was wollt Ihr?“ Er gab ihr den

Brief des Buchhändlers. Sie entfaltete das Schreiben, und während sie las, kam ein allerliebstes Mädchen und guckte ihr über die Schulter; ein großer Mann mit einem fetten Gesichte voll gesunder Freundlichkeit zeigte sich neben den Frauen. Der Gesang hatte aufgehört, die dunkeln Augen des jungen Andrea sahen unverwandt auf die Gruppe und besonders auf das schöne Kind von achtzehn Jahren, das eben über die Liebe sich beklagt hatte und doch so gänzlich unbekannt mit ihren Leiden zu seyn schien. Diese Stirne war so klar, diese zarte Linie des Profils noch so unberührt zart, das Auge noch so voll kecker Frische, daß man deutlich sah, wie hieran noch kein Schmerz gerührt. „Was gibts?“ fragte sie, „und was will der Mensch da?“ Die Dame mit dem Buch gab ihr den Brief. „Der Herrenhuter Petermann,“ sagte sie, „unten im Städtchen, hat zwei Emigranten bei sich aufgenommen, von denen dieser Einer ist. Der Vater wird für sie in Anspruch genommen; aber du lieber Gott, man kennt ja diese Leute nicht. Es kommen ihrer so viele seit der lezten Zeit, viel zu viele.“ — „Still, Tante!“ sagte die Junge leise, „merken Sie nicht, daß er Deutsch versteht? Wie abscheulich, wenn wir ihn kränkten! Wollen wir ihn in einer halben Stunde wieder bestellen, wo der Vater ihn wird sprechen können?“ Sie rief darauf zum Fenster hinaus und bat, Andrea möchte so lange im Garten spazieren gehen, bis man ihn rufen werde.

Sie verschwand mit dem dicken schwarzen Herrn in der Tiefe des Zimmers, die Tante fing an zu lesen und die Dekoration am Fenster zeigte ganz wieder die erste Scene; auch der Gesang ertönte von Neuem. „Mein Himmel!“ rief Andrea bei sich, indem er in eine geschnittene Tarusallee einbog, „wie wunderlich sind diese alten Schlösser in Deutschland! In ihnen singt man noch von den Qualen der Liebe, während man jenseits des Rheins mordet. Hier wandeln im kühlen Schatten die alten, gefälligen Thorheiten, während dort im heißen Brande zertrümmerter Städte neue, wilde Ideen mit einander streiten. Der Pfau schreit, der Lakai gähnt, die schöne Müllerin singt und der Abbé nimmt behaglich eine Prise — das ist die Physiognomie von Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts!“

Er hatte in diesen Träumen noch nicht lange geschwärmt, als er zu dem Baron hinaufgerufen wurde. Dieser ältliche Herr legte es darauf an, Friederich den Großen zu imitiren. Er war eben so kurz, schneidend und ungefällig in seinen Fragen, eben so stolz in seinen Rathschlägen und so impertinent in seinen Anreden. Auch blies er die Flöte und machte französische Verse. Andrea mußte ihm von seinen frühern Schicksalen erzählen, und er erzählte so launig und so lebhaft, daß der Baron mit Theilnahme zuhörte. „Sie haben Talent,“ sagte er endlich, „ich muß das wissen, und ich sage, Sie haben Talent; dies merke ich, ohne daß ich Ihre Verse gelesen habe. Wir Deutsche verstehen nicht zu sehen, und darum auch nicht zu erzählen. Es kann Einer zwanzig Jahre am Hofe zu Trier gewesen seyn, und weiß doch nicht zu sagen, von welcher Farbe das Sammtkäppchen ist, das Ihro Hochwürden auf dem Kopfe trägt, noch wie oft diese oder jene Dame in die Wochen gekommen ist. Ein Franzose ist kaum einen Tag bei uns und weiß das Alles. Darum wird es auch dem lieben Herrgott so schwer in Frankreich, es so zu machen, daß man ihm nicht in's Detail seiner Haushaltung hineinsieht.“

Diese Bemerkungen wurden in einem sehr eleganten Französisch schnell hingeworfen, und Andrea ergözte sich daran. In einer kurzen halben Stunde sprach der Baron mit eben solcher Schnelligkeit die Literatur, die Religion und die ganze deutsche Staatsverfassung durch, dann erhob er sich und machte seinem Zuhörer ein Entlassungszeichen. Als dieser in der Stadt von seinem Empfang auf dem Schlosse erzählte, rief Petermann: „Alles, was Sie da sagen, deutet auf höchst günstige Stimmung. Sie werden sehen, der Baron läßt Sie nicht mehr von sich. Wenn wir nur unsern düstern Grafen eben so wohl placiren könnten; denn ich kann nicht leugnen, daß die schaurige Stille, mit der er am Druckerkasten arbeitet, mir manchmal schwer auf die Seele fällt. Es ist jezt, als wenn der böse Geist in Person meine Kalender druckte, und schwerlich können gute Jahre aus solchen Händen hervorgehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere mich, wie ich als Jüngling in meiner Vaterstadt einen Offizier bedauerte, den die Natur und sein Dienstrock dazu verurtheilten, beständig einen schreienden Farbenmißton hervorzubringen. Sein stark gefärbtes, bläulichrothes Gesicht war seitlich vom einem rothen Backenbart, unten aber vom scharlachrothen Kragen der Uniform eingerahmt. Wie ersprießlich wäre dem Mann ein hellblauer oder schwarzer Kragen gewesen! Dieser Unglückliche fiel mir ein, als ich vor einem Jahr auf einem rheinischen Dampfboot ein deutsches Frauenzimmer kennen lernte, die Tochter eines ziemlich hoch gestellten Staatsdieners, welche bei blondem Haar und sehr starkem Teint einen kirschrothen Hut, und zum Ueberfluß ein Umschlagetuch mit verschiedenen rothen Schattirungen trug. Der Offizier, dachte ich, grollt gewiß vor dem Spiegel seinem Souverän, dessen Laune ihm einen Scharlachkragen aufgezwungen, und das Mädchen hier macht ganz gemüthsruhig und unbefangen die Honneurs ihrer natürlichen und künstlichen Reize, weil sie sich einer eingebildeten Ordonnanz unterworfen und damit alle Ansprüche, welche sie an die Welt und die Welt an sie hat, erfüllt zu haben meint. Es fällt ihr nicht ein, daß die Uniform, die sie wohlgefällig selbst gewählt, für eine ganz andere Waffen-

gattung im Heere der Schönen angeordnet war. Wir möchten hiemit unsere Landsmänninnen auf eine Klippe aufmerksam machen, an welcher, wie unser Modesystem einmal ist, das ernstliche, ja verdienstliche Streben nach Eleganz nur zu oft scheitert. — Eine elegante Frau, in der höchsten Bedeutung des Worts, umgibt sich mit Allem, was der Luxus und die Verfeinerung des Jahrhunderts bietet. Unter dem Einfluß des allgemeinen Zeitgeistes, dem auch sie gehorcht, wählt sie aus der Masse des Gebotenen, nach angebornem und angebildetem Takt, das, was ihrer Individualität am besten zusagt, und hilft dabei in engerem oder weiterem Kreise den Geschmack ihrer Umgebung bestimmen. Der Gebrauch theilt ihre äußere Erscheinung in mannichfache Phasen, und sie weiß jede, das ganze, das halbe Negligé, den Anzug für den Wagen, das Kleid zum Morgenspaziergang, die halbe, die ganze Toilette, in ihrer Eigenthümlichkeit zierlich zur Anschauung zu bringen und das Ganze zu wohlgefälliger Harmonie zu verschmelzen. Dies ist gleichsam, zwischen Lever und Coucher, ihre tägliche Umdrehung um sich selbst; sie durchläuft aber auch eine jährliche Bahn um das Gestirn der Eleganz; sie legt, wie die Erde, mit jeder Jahreszeit einen alten Schmuck ab, einen neuen an; unendlich reicher, als ein langweiliger Trabant der Sonne, der jährlich zur selben Zeit dieselben Blüthen treibt, bekleidet sie sich jedes Jahr mit einer frischen Flora, und beschämt durch die wundervollsten Gebilde aus Papier, Sammt und Gaze unsern Herrgott selbst. Solche Eleganz, in unbeschränkter Uebung, ist natürlich nur die Sache weniger durch Geburt oder Glück hochgestellter Weiber, und selbst diese müssen nebenbei von der Natur gut bedacht seyn, um einer richtigen Definition des modischen Lebens in vollem Maße nachzukommen: „le principe de la vie élégante est une haute pensée d'ordre et d'harmonie destinée à donner de la poésie à toutes choses.“ Von jenen Höhepunkten der weiblichen Menschheit läuft das Geschlecht in immer größer werdenden Massen auseinander, und die Modecompetenz, der Anspruch an eine geniale Mannichfaltigkeit der äußern Erscheinung wird, je weiter abwärts, immer geringer. Jedermann fühlt und weiß, daß das Negligé der einen Frau bei einer andern zur halben Toilette, bei einer dritten zum vollen Putze wird. Damit erhält die weibliche Tracht ein oberflächliches Ansehen von Gleichheit, während sie an sich, der demokratischen männlichen gegenüber, sehr aristokratisch ist. Man sollte nun meinen, jede Frau könnte nach ihren Mitteln und in ihrem Kreise die Poesie der Eleganz für sich üben, und den Gemeintypus der Tracht in ihrem Putz harmonisch und gefällig zur Anschauung bringen. Dies ist aber leider nicht der Fall.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die kleinen Blätter.

Es ist vorherzusehen, daß hier, wie in England und Belgien, die Herabsetzung des Zeitungsstempels wird beantragt werden; und wird einmal die Stempelauflage vermindert, so können auch die Journale sogleich ihre Preise herabsetzen. Es liegt Liberalität genug im jetzigen Regierungssystem Frankreichs, daß es die Journale nicht mehr zu fürchten und ihre Verbreitung zu erschweren braucht. Es wird von nun an auch immer schwerer, die Entwickelung der Journalistik zu hemmen; denn sie hat einen solchen Aufschwung genommen, und ist dergestalt in die Gewohnheiten der Nation eingedrungen, daß diese ihrer nicht mehr entbehren kann. Neben den großen, Alles umfassenden Tagesblättern nehmen sich die täglichen Flugblätter sonderbar aus, deren es über ein halbes Dutzend gibt, die speziellen Blätter nicht gerechnet, welche sich mit Moden, Industrie, Kunst, Wissenschaft ꝛc. abgeben. Da ist ein Charivari, das witzigste unter den kleinen Blättern, ein Figaro, der schon fünf- oder sechsmal untergegangen und immer wieder auferstanden ist, ein Corsaire, ein Tamtam, sogar ein Aspic, dessen Stiche aber unbemerkbar bleiben. Alle diese kleinen Blätter machen sich über die Tagesbegebenheiten und die eben auf der Weltbühne thätigen Personen her, und zwar so lange, als die Rede von ihnen ist; daher dauern solche Witzeleien zuweilen Monate lang. Mitunter kommt manches Spaßhafte zum Vorschein; aber im Allgemeinen ist dieses lange Hin- und Herzerren eines Namens, einer Handlung oder einer Begebenheit für gesetzte Leser sehr ermüdend. Freilich hat man die leichten Witze des vorigen Tages schon vergessen, wenn ein Blatt mit neuen Witzen ankommt. Gegenwärtig beschäftigen sie sich hauptsächlich mit den Deputirtenwahlen, und schon seit einem Monat deuten sie diesen, freilich an komischen Elementen reichen Stoff sehr fleißig aus. Eines derselben macht sich über die vorigen Deputirten lustig, welche vor einigen Monaten noch so vornehm auf die übrige Welt herabsahen und jetzt so demüthig vor den Wählern stehen, die schönsten Versprechungen machen und die liebenswürdigsten Herren geworden sind. Ein anderes schildert den Besuch eines vornehmen Kandidaten bei einem Gewürzkrämer, der nun auch seine Würde fühlt und seinen Clienten fühlen läßt, und daneben sich freut, daß seit der Auflösung der Kammern seine Kunden sich vermehren, weil man sich um sein Votum bewirbt. Ein anderes Blatt liefert einen Auftritt in einer Schusterbude. Der Meister ist auch Wähler; eine Dame bestellt Schuhe, und läßt nebenbei merken, wie sehr sie wünschte, der Meister möchte ihrem Manne, den sie für den ersten Advokaten von Paris ausgibt, sein Votum geben, wo denn der Irrthum des Schusters, welcher glaubt, es sey von den Füßen, von Maß und von Leder die Rede, zu drolligen Quiproquo's Anlaß gibt. Einige dieser Scenen sind wirklich sehr lustig ausgeführt und können als echt komische Auftritte gelten, aus denen man sich so ziemlich die Sitten der jetzigen Zeit abstrahiren kann, wenn man den Blättern nur ihre Uebertreibung zu Gute hält. Unter diesen Flugblättern erreichen einige schon beinahe die Größe eines politischen Tagblattes, und sind größer und theurer als manche deutsche Zeitung. So kostet das Abonnement des Figaro 72 Fr. jährlich; dafür bekommt man, wenn man auch nur auf drei Monate pränumerirt, acht Bände Balzacscher Romane mit in den Kauf, à titre de prime gratuite, wie die Anzeige besagt. Mich dünkt, Balzac muß sehr ungehalten darüber seyn, daß man seine Schriften als Köder gebraucht, um Abonnenten zu angeln, und man könnte die Anzeige für eine Ironie halten, wenn nicht schon ähnliche Sachen in Paris versprochen worden wären, um Pränumeranten zu gewinnen. Wahrscheinlich besitzt der Herausgeber oder Verleger des Figaro einen Vorrath von Exemplaren Balzacscher Romane und sucht sich derselben vermittelst seines Figaro zu entledigen, oder umgekehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 93 und liter. Anzeige von Friederich Fleischer in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. November 1837.

French are those arts that mind to mind endear;
They please, are pleas'd, they give to get esteem.
Goldsmith.

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Andrea dachte jezt daran, daß man den Buchhändler oben auf dem Schloſſe einen Herrenhuter genannt, und er verlangte zu wiſſen, was dieſer Ausdruck bedeute. — „Ach ja,“ erwiderte der Mann mit ſeiner gewohnten, ſanften Freundlichkeit, „man iſt mir oben nicht gut, weil ſie glauben, daß ich zu einer Sekte gehöre. Allein wir Herrenhuter ſektiren nicht. Wir haben uns nur als eine kleine Gemeinde vor der großen Schalkheit der Zeit gerettet und ſuchen das urſprüngliche Wort in ſeiner Wahrheit bei uns lebendig zu erhalten. Wer zu uns treten will, der iſt uns willkommen, wer uns verlaſſen will, den halten wir nicht. Wir ſind gehorſame Bürger des Staats, in dem wir leben, und das weltliche Geſetz iſt über uns wie über jedem Andern.“

Der Franzoſe hörte ihn aufmerkſam an und Petermann fügte zulezt lächelnd hinzu: „Uebrigens, ſollte ich meinen, haben Sie mir keine beſondere Laune angeſehen. Ich bin fröhlich mit den Fröhlichen; ich kann den weltlichen Witz, ſogar den ganz boshaften, verſtehen, obgleich ich ihn ſelbſt nicht übe. Sie ſehen es ſelbſt an den Büchern, die ich drucke, daß mein Geſchmack das ebenfalls gefällig und ſchön findet, was die Welt ſo nennt.“ — „Lieber Petermann,“ rief Andrea und ſchloß den Buchhändler in ſeine Arme, „Sie ſind ganz mein Mann! Mögen Sie thun, was Sie wollen, den heiligen Auguſtin oder den Ovid verlegen, gleichviel: Sie haben uns bei ſich aufgenommen, da Sie uns unglücklich und verlaſſen ſahen; dies iſt ein Zeichen, daß Sie es mit Gott und der Welt gut meinen, Sie mögen nun Herrenhuter ſeyn oder nicht.“

Andrea war zur Mittagstafel auf's Schloß geladen worden; er begab ſich hin. Er fand Geſellſchaft und die ſtrengſte Etiquette wurde beobachtet. Andrea, der ſich deſſen nicht verſah, hatte ſich in den Kopf geſezt, die junge Baroneſſe zu Tiſch zu führen, weil er ſehr richtig ſchloß, daß ſie ihm die angenehmſte Tiſchnachbarin ſeyn würde. Sie ſah ihn groß und verwundert an und ſchob leiſe ſeinen angebotenen Arm zur Seite. „Aber, mein Herr, das geht nicht.“ Sie war ſo unendlich liebenswürdig, eine ſo holde Röthe bedeckte ihr Antlitz und ihre Stimme ſchwankte ſo rührend, wie ſie dieſe wenigen Worte ſprach, daß Andrea erſt lange nachher merkte, daß ſie ihn eigentlich beleidigt hatte. Munter, wie er war, tröſtete er ſich bald mit einem Epigramm, das er während des Eſſens componirte. Ein Mann von mittleren Jahren ſaß ihm gegenüber mit einem feinen, lächelnden Geſichte und ſehr ſchönen dunkeln Augen, die er von Zeit zu Zeit auf unſern Jüngling richtete. „Wie gefällt Ihnen Deutſchland?“

fragte er endlich. „Dem Vertriebenen,“ antwortete Andrea, „muß ſchon das Land wohlgefallen, das ihn gaſtfreundlich aufnimmt. Der Widerruf des Edikts von Nantes hat die Franzoſen Deutſchland ſchon kennen gelehrt.“ — „Es wäre Schade, wenn es nur bei ſolchen Anläſſen geſchähe,“ erwiderte der Fremde. „Könnte es nicht ſeyn, daß Sie freiwillig herüber kämen?“ — „Nein, nein, mein Herr, das kann nie ſeyn. Der Franzoſe verläßt ſein Land nur, um zu ſiegen, oder um — vor einer augenblicklichen Unbequemlichkeit zu flüchten.“ — „Wir Deutſche gehen überall hin, wo wir etwas Gutes zu finden hoffen.“ — „Freilich, deßhalb kommen Sie auch zu uns nach Frankreich. Das iſt Alles ganz in der Ordnung.“ — „Reizt Sie denn nichts an unſerer Staatsverfaſſung, an unſerm Leben, an unſerer Literatur?“ — „Ich wüßte nicht; wo ich hinkomme finde ich franzöſiſche Sitten, franzöſiſche Speiſen, franzöſiſche Verſe.“ — „Sie haben Recht, aber wir haben auch deutſche Dichter.“ — „O ja wohl — Wieland!“ Der Fremde blickte ſchnell und wie überraſcht auf, ſenkte dann ſein Auge wieder, und Andrea glaubte eine leichte Befangenheit über ſein Antlitz gleiten zu ſehen. Eine Pauſe entſtand und der Fremde ſchien keine Luſt zu haben, das Geſpräch fortzuſetzen. Erſt gegen das Ende der Tafel fragte er: „Wenn es nicht indiscret wäre, ſich nach Dingen zu erkundigen, die einen nichts angehen, ſo möchte ich wohl wiſſen, was Sie auf jenen Zettel geſchrieben haben, der neben Ihrem Teller liegt.“ — „Sie können deſſen Inhalt erfahren,“ erwiderte Andrea. „Er bezieht ſich auf die junge Dame des Hauſes, die ich zu Tiſche führen wollte, ohne die Geſetze des Herkömmlichen zu kennen, die man bei ſolchen Gelegenheiten in Deutſchland beobachtet. Da leſen Sie.“ — Der Inhalt der Verſe war weſentlich dieſer: Du, ſchönes und reizendes Geſchöpf, deſſen Vater ein Philoſoph iſt, du ſollteſt dich über die kleinlichen Geſetze der Convenienz frei erheben. Zur Strafe, daß du mir die Gunſt verweigert haſt, dich zu Tiſche zu führen, verſpreche ich hiemit, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich dich zum Altar geführt habe. — „O!“ ſagte der Fremde lachend, „das iſt ganz vortrefflich, aber zugleich ſehr keck. Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſem Unternehmen, das wahrlich eben ſo verwegen iſt als irgend ein Paladin am Hofe des großen Karl eines ausgeführt.“ — „Und Sie ſollen ſehen, ich verſpreche nicht zu viel!“ rief Andrea. — „Ich nehme Sie beim Wort,“ ſagte Jener. „Bedenken Sie, daß Sie an mir jezt einen ſcharfen Beobachter haben werden, der Sie verſpottet, wenn Ihre Ritterthat nicht gelingt. Vor allen Dingen bitte ich mir Ihren Namen und Ihre Freundſchaft aus, junger Mann.“ — „Ich heiße Andrea Ganelli, und Sie, mein Herr?“ — „Wieland.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen auf einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Bald hinter der zweiten Station führt der Weg über einen engen Arm des Torifjord, über den eine Brücke von der einfachſten Conſtruktion, eine gewiß uralte Art von Hängebrücken führt. Zwiſchen zwei rohen, von unbehauenen, regellos auf einander gehäuften Stämmen gebildeten Pfeilern gelangt man auf einen ſchwimmenden Knüppeldamm, der jenſeits der Mitte der Ueberfahrt wieder zwiſchen zwei ähnlichen Pfeilern durchführt, welche, wie jene am Einfahrtspunkte, beſtimmt ſcheinen, die Floßbrücke, die ſich durch ihre Schwimmkraft allein nicht zu halten vermöchte, durch ein Hängwerk, deſſen ich mich jedoch im Einzelnen nicht mehr erinnere, zu unterſtützen. Dennoch drückte ſelbſt mein leichtes Fuhrwerk die Fahrbahn unter die Fläche des Waſſers hinab. Für eine Hauptſtraße möchte eine andere Brücke zweckmäßiger ſeyn; für den Landſchafter wird man keine paſſendere finden.

Gegen Mittag erreichte ich Kläkken, einen einzeln ſtehenden Hof an der Straße. Von hier iſt Höneſos (der Hühnerwaſſerfall) nur dreiviertel Stunden entfernt, und zu ihm war eigentlich für heute meine Wallfahrt gerichtet. Nachdem ich daher in Kläkken Mittag gemacht hatte, wanderte ich zu Fuß von der bisher befahrenen großen Straße ab. Der Weg geht zwiſchen Wieſen von Hügel zu Hügel, an einzelnen Gehöften vorbei, bis er endlich zu einem Punkte führt, wo er ſich durch einen Wald raſch in's Thal ſenkt, vorher aber die Geſammtanſicht des von dem nahen, gegenüber liegenden Abhang der Berge herabrauſchenden Waſſerfalls gewährt. Dieſer iſt von ganz eigenthümlicher Art. Weder ſehr ſteil, noch in einer geſchloſſenen Maſſe ſtürzt der Fluß, der ihn bildet und Aaterſelv heißt, von der Höhe, vielmehr dehnt er ſich über einen ſchrägen Hügel breit aus, indem er ſich zwiſchen zahlloſen Felſen ſchäumend einen Weg ſucht. Zu ſeinen beiden Seiten liegt das Dorf Höneſos, deſſen Theile durch eine lange hölzerne Brücke verbunden ſind, die in Form eines ∞ quer über den untern Theil des Falles ſelbſt ſich hinzieht. Die ſeltſame Form dieſer Brücke rührt daher, daß auf einer großen Anzahl von Felſen mitten im Waſſerfall größere und kleinere Sägemühlen ſtehen, zwiſchen welchen ſie die Communikation zu vermitteln hat. Hinter den weißen Gewäſſern heben ſich Wieſenhügel, von waldigen Höhen überragt, und dunkle Tannenberge ſchließen etwa in der Entfernung von einer Stunde die Ausſicht. Sandabſtürze unterbrechen da und dort das Grün, und im Vordergrunde fließt links an Wieſen und Aeckern hin, die um Gehöfte ſich reihen, in niedrigem Bette der Fluß nach Süden.

An Mannichfaltigkeit fehlt es diesem Bilde, wie man es von dem Standpunkte, auf dem wir weilen, über die Häupter der Birken und Tannen hin erblickt, keineswegs; seinen besondern Charakter schließt aber der Hönefos, namentlich für einen Myops, wie ich bin, erst in der Nähe auf.

Nichts Ansprechenderes ist mir bekannt, als die vereinte rührige Geschäftigkeit der Mühlen und des Wassers. Von Balken und Brettern leicht und durchsichtig gebaut, fassen diese Mühlen mit kleinen Rädern da und dort die zwischen den Felsen lustig hinunterrauschenden, vielfach sich trennenden und wieder vereinigenden Bäche auf, welche wie im Spiel die leichte Arbeit verrichten. Da braucht es keiner sorgfältigen Spannung des Wassers; wie muntere Kinder die Eltern und größeren Geschwister bei der Arbeit umspringen, so fließen unbenuzt die kleinen Bäche überall, kreuz und quer neben den beschäftigten frei dahin. Die einfachen Wasserleitungen, die dennoch nothwendig sind, dienen nur dazu, überall noch besondere reizende Partien hervorzuheben. So findet das Auge bei jedem Schritt auf dem Gange über die Brücke einen neuen Haltpunkt, und ein Maler würde für alle Arten von Wasserfällen und Mühlenpartien hier unerschöpfliche Studien im Kleinen finden. Im Ohre mischt sich das Getöse des Wassers mit dem der arbeitenden, überall sichtbaren Sägen, deren eifrige Emsigkeit und gedankenlose Hast, neben dem spielenden Schäumen, das etwas Lebendiges und Geistiges hat, einen komisch-ernsthaften Eindruck macht. Es ist, als ob das flüssige Element sich im Vorüberrauschen nur den Spaß machte, die alten steifen Mühlwerke außer Athem zu jagen, und der klingendzischende Ton der schneidenden Sägen nimmt sich wie ohnmächtiges Geifern kindischer Greise aus, das dann wieder die Wirkung zu haben scheint, den regen Muthwillen der ewig sich verjüngenden Wellen in unauslöschlichem spöttischem Gemurmel und übel unterdrücktem Lachen zu erhalten.

Fröhliche Kinder und erwachsene Stumpfheit begleiteten mich auch in anderer Gestalt; denn eine Schaar munterer bettelnder Kleinen und ein großer, langer Cretin, nur mit einem Hemde begleitet, auf spinnendürren Beinen einherwankend, ein wahrer Neuholländer, wie sie uns Dumont d'Urville vorführt, bildeten mein Gefolge. Arm scheinen die Leute hier zu seyn, doch zufrieden; nur der Krämer, in dessen Schenke ich durch einen Schluck des heimischen Cognacs mich erquickte, klagte darüber, daß die Deutschen in den Bergwerken, wobei er wohl an Modum dachte, das wir später erreichen werden, so viel verdienen. Ein ungerechter Neid, denn die deutschen Bergwerksbesitzer geben den Norwegern mehr Verdienst und zahlen regelmäßiger als die einheimischen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

Der Oktober. Beatificationen.

Der Oktober ist der Festmonat des römischen Volkes. Er ist die gesegnete Zeit für die Frauen der Minenti, für Lohnkutscher und Speisewirthe; denn ginge auch der lezte Bajocco drauf, die erstern müssen umherfahren und sich gütlich thun. Wo nur irgend Villa, Vigne oder freier Raum ist, innerhalb und bei der Stadt, hört man an Sonn- und Donnerstagen das Tamburin und das Jauchzen der Tanzenden. So ist die Zeit der Weinlese vorübergegangen, die, des zu unbeständigen und feuchten Sommers wegen, weder reichlichen, noch vorzüglichen Ertrag lieferte. Das herrlichste Wetter hat den ganzen Monat über Volksbelustigungen und Landpartien begünstigt. Bei diesem tiefblauen, klaren Himmel, dem frischen Rasen, dem in allen Farbenabstufungen spielenden Laub, bei diesem magischen Sonnenlicht, das glühende, purpurne Tinten auf Gebirge und Ruinen wirft, deren Umrisse sich bis zur einbrechenden Nacht scharf und deutlich zeichnen, mußte auch das ernste Rom zur Freude und zum Genuß gestimmt werden. Vorübergegangene Uebel werden leicht vergessen, namentlich von dem Südländer, der zwar oft lange und heimlich mit den Menschen, selten aber über eine gewisse Zeit hinaus mit dem Schicksal grollt. Sind auch die Aussichten für die nächste Zukunft eben nicht die erfreulichsten, so ist man doch die schlimmste Furcht quitt, die zwei Jahre lang wie der Alp auf der Brust gelegen, jeden Bissen im Munde vergällt, und das Ausbleiben der Pifferari, sogar den Verlust eines Carnevals verschuldet hatte. Allmählich kehrt Alles wieder in die alte Ordnung und die frühern Verhältnisse zurück. Wer noch in den Städtchen des Latiner Gebirges geweilt, bezieht die Winterquartiere; die Künstler stellen die Staffelei wieder auf, die Museen sind geöffnet, und man vermißt nur noch die gewohnten Gäste, die Inglesi, die man täglich in schwerbepackten Reisewagen über Ponte molle rollen zu sehen hofft. Diese Hoffnung steht so fest, daß die Hauseigenthümer im Durchschnitt zum mindesten ein Drittel mehr für ihre Wohnungen verlangen, als in gewöhnlichen Jahren. — Von den Höhen steigen die zahlreichen Heerden herab in die Campagna, die, wenn der Himmel heiter und der Boden trocken ist, nun wieder den Reiter wie den Spaziergänger einladet. Jezt aber sagen heftige Regengüsse den nahenden Winter an.

In Rom fehlt es zwar das ganze Jahr hindurch nicht an Kirchenfesten; in der gegenwärtigen Zeit aber gibt es deren mehr als gewöhnlich. In der Peterskirche fanden ganz kürzlich zwei Seligsprechungen statt. Beide Selige gehören dem Dominikanerorden an, und haben in Peru gelebt. Der Erste von ihnen, Juan Massias, war 1585 zu Rivera in Estremadura geboren, von vornehmen, aber armen Eltern, wie das in Spanien und Polen am öftesten vorkommt. In seiner Kindheit hütete er die Schafe und hatte dabei Erscheinungen und Unterredungen mit den Heiligen. Als er größer geworden, begleitete er einen Kaufmann von Sevilla nach Santa Fe de Bogota, und begab sich von da nach Lima, wo er wieder seinen frühern Stand ergriff, bis Erscheinungen ihn mahnten, in den Orden des h. Dominikus zu treten. Dies that er in einem Alter von 37 Jahren und wurde Pförtner im Magdalenenkloster. Daß er alle Tugenden übte und allen Versuchungen widerstand, versteht sich von selbst. Er starb im Jahr 1645, und Wunder geschahen an seinem

Grabe und durch sein Bildniß. Der zweite Selige war Martin de Porres, ein Zeitgenosse des Erstern, wie er Laienbruder, und zu Lima geboren und gestorben. Man wird uns sein Leben erlassen, nur muß eines seiner Wunder angeführt werden: eine Reliquie von ihm hatte die Kraft, einer Frau, die ein Auge verloren hatte, ein neues einzusetzen. — An solchen festlichen Tagen zeigt die Peterskirche sich in ihrem vollen Glanze. Das Wetter war sehr günstig; von der Engelsbrücke an waren die Straßen und der schöne Platz mit Menschen gefüllt, darunter viele Landleute, aber meistens mit Sandalen bekleidete Ciociari, in ärmlicher, schmutziger Kleidung, nicht die anmuthigen, heitern, geschmackvollen Trachten und die blühenden Frauengesichter, denen man um Ostern zu begegnen pflegt. Die Lebensbeschreibung des Seligen und sein Porträt wurden überall feilgeboten. Vor der großen Loggia an der Façade war ebenfalls dessen Bildniß ausgehängt, aber vor der Feierlichkeit noch durch einen Teppich verdeckt. Ueber der mittlern Thüre sah man ein Gemälde mit der Darstellung eines Wunders; zu beiden Seiten waren Inschriften angebracht. Seltsam war eine derselben am ersten Tage: Juan Massias schien von sich zu sagen, er habe das Heil erlangt, „quoniam non novi literaturam.“ So war eine Stelle der Psalmen übersezt und angewandt, die etwas himmelweit Verschiedenes sagt. Die Kirche selbst war festlich ausgeschmückt: bei der Menge von Farben und Gold sind die rothen Seidentücher, womit man die Pfeiler zu behängen pflegt, weniger barock, als dies z. B. in St. Maria Maggiore der Fall ist, wo man die herrlichen weißen Marmorsäulen dieser schönsten Kirche Roms auf ähnliche Weise zu verzieren nicht unterlassen kann. St. Petrus trug seine Pontificalkleidung, und das schwarze Gesicht der Bronceſtatue nahm sich ganz sonderbar aus zur Tiara und dem reichgestickten Mantel. Im Chor, wo die Cardinäle versammelt waren, sah man in der Mitte das gleichfalls noch verdeckte Bild des Seligen, zu beiden Seiten große Gemälde mit Darstellungen von Wundern; tausend Lichter, geschmackvoll in Linien und Gruppen geordnet, machten, vereint mit dem reichen Schmuck der Wände, eine vortreffliche Wirkung. Nachdem die Verdienste des Seligen in einer ziemlich langen Rede gepriesen worden, ward der Ambrosianische Lobgesang angestimmt; zu gleicher Zeit sank der das Bildniß verhüllende Schleier, und das Geschüz der nahen Engelsburg gab wiederholte Salven. Die Musik war modern und geräuschvoll, woran man sich in den römischen Kirchen allmählich gewöhnen lernt. In einem ehrwürdig-düstern gothischen Münster würde sie unangenehm aufgefallen seyn; hier war sie mit dem Charakter der ganzen Scene weniger in Dishармonie, und der Klang der Stimmen und der Orgel in diesen majestätischen Räumen, das helle Sonnenlicht, welches auf die Marmormonumente, auf die rothen Teppiche und die viele Vergoldung fiel, die sich hin und her bewegende Menge in Festtagskleidung — Alles dies vereint brachte eine mehr weltlich heitere, als religiöse, aber immer großartige Wirkung hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Spezielle Blätter.

Außer diesen, das öffentliche Leben schildernden Blättern erscheinen in Paris besondere Blätter fast für alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft; vergebens würde man versuchen, sie zu zählen; einige erscheinen so im Verborgenen, daß man sie nur durch Zufall entdeckt. Auch gibt es kein Lesecabinet, wo man sie beisammen fände. Sie sind manchmal so speziell, daß sie nur eine geringe Zahl von Leuten interessiren können, und man nicht begreift, wie sie Abnehmer genug bekommen, um bestehen zu können. Das Blatt l'Armée kann auf die zahlreiche Classe der Militärs rechnen; l'Echo des Halles geht aber bloß die Markthändler an, und dient nur dazu, die Preise der zu Markt gebrachten Eßwaaren anzugeben. Le Journal des Tissus, das ich aber bloß dem Titel nach kenne, kann nur die Weber, Fabrikanten und Verkäufer gewebener Zeuge interessiren. So gibt es ferner ein Journal des Notaires, Journal des Huissiers, Journal des contributions indirectes, welche sicher nicht aus den Classen von Abonnenten herauskommen, für welche sie geschrieben werden. Auch für die Gelehrten bestehen spezielle Blätter, worin besonders die Verhandlungen gelehrter Gesellschaften gegeben werden, als l'Institut, l'Echo du monde savant u. a., welche jedoch nicht mit den Blättern oder Bülletins verwechselt werden dürfen, die von den gelehrten Gesellschaften selbst herausgegeben werden. Eine bekanntere Classe von Zeitschriften bilden diejenigen, welche alle fünf, acht oder vierzehn Tagen erscheinen. Zwei derselben, Revue de Paris und Revue des deux mondes, haben sich nach und nach zu Sammlungen von Aufsäzen, literarischen oder wissenschaftlichen Inhalts, gestaltet, welche von berühmten oder doch bekannten Schriftstellern, oder wie man hier sagt, von Notabilitäten der Schriftstellerwelt geliefert werden, also bloß Magazine ohne besondern Zweck sind. Eine Revue du 19. siècle will es diesen nachmachen, wird aber kaum beachtet. Der Mercure du 19. siècle ist schon bekannter, obschon auch dieser nicht so viel Absaz hat, als die beiden erstern Zeitschriften. Eine schön gedruckte Chronique de Paris, in Quartformat, behandelt Politik und Literatur. Die wieder aufgelegte Revue française bezweckt literarische Kritik, und hat in politischer Hinsicht eine doctrinäre Tendenz. Seit Kurzem hat eine Revue universelle begonnen, welche, wie die ehemalige Revue encyclopédique, die literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes bespricht, und in dieser Hinsicht eine fühlbare Lücke in der Pariser Journalistik auszufüllen sich anheischig macht. Die schon vor zwei Jahren begonnene Revue du Nord, welche sich hauptsächlich mit deutscher und nordischer Literatur abgibt, wird noch fortgesezt, jedoch scheint sie durch keine große Zahl von Abonnenten unterstüzt zu werden; auch ist sie von den Begründern, Boullet und D. Spazier, in andere Hände übergegangen. Uebrigens ist sie gut gedruckt und enthält manche interessante Aufsäze. Auch eine Revue africaine ist entstanden, die vielmehr Revue algérienne heißen sollte. Wenn sie noch nicht so anziehend ist, als sie seyn könnte, so kommt dies bloß daher, daß die Franzosen Algier erst seit sieben Jahren besizen. In einem halben Jahrhundert, falls die Revue so lange bestehen sollte, wird sie vielleicht merkwürdige Sachen zu erzählen und Vieles über die afrikanische Literatur zu berichten haben. Bis jezt besteht diese Literatur noch in einem Moniteur algérien und in einem Annuaire, das nicht einmal in Algier, sondern im mittäglichen Frankreich gedruckt wird. Später wird außerdem die Revue africaine den Zustand des Theaters, des öffentlichen Unterrichts, des Ackerbaus, Handels und Gewerbfleißes, und wahrscheinlich auch der Alterthumskunde, wofür jezt ziemlich viel geschieht, zu besprechen haben. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 23. November 1837.

— Von den Wänden blicken Bild an Bild
Der Herrſcher Linien und die Krieger wild.
W. Scott.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Nach Kläkken zurückgekehrt, zogen mich noch die Granberge auf der entgegengeſezten Seite der Straße an, einen Abendſpaziergang zu machen. Dieſe Höhen gewähren einen weiten Blick über Ringerige und den Tyrifjord hin, auf den Gebirgsſtock von Tellemarken. Auf ihnen glaubte ich Schnee zu entdecken. Doch iſt ein ſolcher Schluß in Norwegen oft voreilig, theils wegen der großen, ſchneeweißen Steinadern, die ſich häufig an den Gebirgen zeigen, theils wegen der unzähligen Waſſerfälle, die oft in großer Höhe vorkommend, mit ihrem weißen Schaume liegen gebliebenen Schneemaſſen täuſchend gleichen. So hielt ich ebenfalls von dieſen Höhen aus einen weißen Fleck in den Wäldern links von Krolleren ohne Weiteres für Schnee, bis ich Tags darauf erfuhr, daß es ein Waſſerfall war, den ſie Tanbergsfos nannten. Hatte ich in der Ferne zu viel entdeckt, ſo fand ich in der Nähe zu wenig, denn einen Runenſtein, auf welchen mich der Wirth aufmerkſam gemacht hatte, bekam ich nicht zu ſehen.

Das Wirthshaus von Kläkken ſelbſt, in dem ich nun ausruhen konnte, iſt kein eigentliches Bauernhaus, ſondern für die Bedürfniſſe der Reiſenden auf der großen Straße eingerichtet. Das Wirthszimmer iſt mit faſt einem halben Hundert Porträts berühmter Männer aller Zeiten und Arten ausgeſchmückt, die ich je zu vier und vier auf eine ganz verſtändige Weiſe geordnet fand. Hier bildeten Friedrich der Weiſe, Martin Luther, Melanchthon und Huß einen kleinen Cirkel, während dort Wilhelm Tell, Boyer, Bolivar und der Herzog von Braunſchweig Oels ſich gleichſam auf einem elyſiſchen Rütli zuſammenfanden. Canning hatte die Ehre, zu Newton, Homer und Ariſtoteles geſezt zu ſeyn, und König Ludwig von Bayern — außer dem Kaiſer Nikolaus der einzige lebendige Potentat in der großen Geſellſchaft — wird ſich nicht ungern neben Friedrich dem Großen, Guſtav Adolph und Karl XII. finden. Natürlich fehlte Napoleon nicht; mit ihm und dem Herzog von Reichſtadt mag ſich nun auch der Herzog von Berry vertragen, denn der Tod iſt der beſte Friedensſtifter. Die Zahl der Inländer war verhältnißmäßig äußerſt gering, ich bemerkte nur den däniſchen König Waldemar II., den Reichsadmiral Otto Rug, einen gewiſſen Knutſön und einen Chriſtian Krong aus der neueſten Zeit. — Eine eigenthümlich nordiſche Einrichtung fehlte aber auch dieſem Hauſe nicht, nämlich der mit Winterkleidern aller Art ausgehängte Vorplatz. Da iſt allerlei Pelz- und Lederwerk und dicke wollene Kleidung, und erinnert an den Winter, die fröhlichſte Jahreszeit des

Nordens, welche die Menschen, die hier im Sommer vereinzelt wohnen, erst zum geselligen Vereine bringt, indem sie Schneebahnen über sonst unwegsame Berge und Eisbrücken über die hemmenden Gewässer baut. Leicht kann man hier das Bedauern ausgesprochen hören, daß man nicht im Winter nach Norwegen gekommen, weil nur in ihm die Bewohner den Fremden das volle Maß ihrer Gastfreundschaft darbringen zu können glauben. Doch ist diese Gastfreundschaft meines Bedünkens auch im Sommer schon vollgültig, und was man an eigenthümlichen Genüssen und Anschauungen im Sommer verlieren mag, man wird es bei dem freundlichen Ausdrucke wohlwollender Gesinnung, die man immer findet, gewiß nicht vermissen.

Auch in Norwegen schien mir ein ähnliches Vorurtheil für Deutsche zu herrschen wie in Schweden, und obgleich Norwegen noch immer durch Sprache und Erinnerungen geistig enge mit Dänemark verbunden ist, so scheint man wenigstens in diesen Gegenden keineswegs den verächtlichen Widerwillen zu theilen, den man in Dänemark gegen unsere Landsleute, obgleich jezt wohl weniger als früher, verbreitet findet. Bekanntlich gelten die Deutschen bei den Dänen für Windbeutel, eine Ansicht, die sich in den Holberg'schen Komödien vielfach ausgesprochen findet. Die Begünstigung, welche den Deutschen eine Zeitlang bei Hofe zu Theil ward, machte sie und ihr Wesen den Einheimischen verhaßt und stellte sie dort in das nämliche Verhältniß, in welchem die Franzosen und ihre Art, die in den lezten Jahrhunderten an unsern deutschen Höfen so viel galten, unsern Landsleuten gegenüber standen. Dieser Grund des Hasses und des im Gewande der Verachtung erscheinenden Neides ist aber jezt in Dänemark wie in Deutschland weggefallen, und es kann nicht fehlen, daß, wie hier der Franzosenhaß, so dort die Abneigung gegen uns Deutsche mehr und mehr zur Antiquität werden muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortsezung.)

Der Fremde machte eine leise Verbeugung und verschwand, indeß Andrea erstaunt und im Innersten erschüttert stehen blieb. Für einen Enthusiasten, wie unser Freund einer war, mußte dieses Zusammentreffen den höchsten Reiz haben. Hier war nichts Gezwungenes, lange Vorbereitetes, durch Etikette Gelähmtes. Frei und offen tritt ein liebenswürdiger und großer Geist einem Jünglinge entgegen, der mit gesunden Sinnen offen in's Leben schaut. Ein romantisches Unternehmen, eine Art von moderner Ritterthat muß die Verbindung hergeben zwischen einem Poeten und einem lustigen, übermüthigen Burschen. Der Scherz war jezt kein Scherz mehr: ein großer Dichter war jezt Zeuge seines Versprechens; er mußte jezt die schöne Aurore lieben, er mußte sie zum Altar führen, er mußte sein Wort lösen. Aber dies hieß beinahe eben so viel, als sich anheischig machen, vier Backenzähne und eine Handvoll Bart dem Sultan von Babylon zu rauben.

Unterdessen richtete sich unser Andrea im Schlosse des Barons fast häuslich ein. Er corrigirte die Verse seines Mäcens, philosophirte mit ihm über die Rechte des Menschen, sagte ihm tausend Schmeicheleien über seinen Geschmack und Geist, und der Baron nannte ihn dafür seinen kleinen Voltaire. Beide waren höchlich mit einander zufrieden. Eines Tags kam die Rede auf den Grafen, und der Baron bat Andrea, er möchte jenen doch einmal auf's Schloß bringen. Als er diesen Auftrag ausrichtete, entgegnete der Graf finster: „Was soll ich da? Ich habe das Reichste, Feinste und Edelste selbst im Ueberfluß gehabt, man kann mir in dieser Hinsicht nichts Neues bieten. Die Einrichtung des Barons, seine Vereinigung der Dichter ist doch nur eine schwache Nachahmung meines Salons in Paris. Nein, lassen Sie mich hier bei meinem Druckerkasten. Ich setze Mondschein in den Kalender und thue damit vielleicht mehr Gutes, als wenn ich die erhabene Leuchte der Philosophie mit aufstellen hälfe. Zudem zähle ich jezt zum ersten Male die Tage eines Jahrs und finde, daß ihrer nur dreihundert fünf-und-sechzig sind. Mein Gott, sollten nicht dreihundert fünf-und-sechzig Tage am Ende zu überstehen seyn?“

Der Graf blieb also beim Buchhändler und Andrea ward im Schlosse einheimisch. So vergingen vier Jahre in einem ziemlich gleichmäßigen Wirkungskreise; dann traten näher und näher die großen politischen Ereignisse, welche die lezten Jahre des abrollenden Jahrhunderts erschütterten und auf einen noch heftigeren Brand der kommenden Zeiten deuteten.

Eines Tages, als Andrea sich in die Zimmer des Barons begab, erschien ihm dieser stiller und nachdenklicher als gewöhnlich. Nachdem Beide einige Zeit über Poesie und Literatur gesprochen, schob der Baron plötzlich wie mit einer Art von Unwillen die Verse hinweg, die, auf einem saubern Bogen zierlich abgeschrieben, unser Freund ihm eben überreicht hatte. „Zu etwas Anderem,“ rief er dabei, „und zwar zu etwas Ernsterem! Ich fürchte, daß mein Ende naht. Es sind mir sichere Zeichen geworden, daß ich bald abgerufen werden soll.“ Auf die erstaunte Frage Andreas erwiderte der Baron nach einer Pause: „Ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt; nach jenen Worten könnten Sie vielleicht glauben, ich sey ein Geisterseher; allein

ich habe keinen Geiſt geſehen. Ich ſtatuire dergleichen Mittheilungen aus einer andern Welt nicht und ſie haben mir daher auch nie nahe treten dürfen, obgleich meine Familie gleichſam berüchtigt iſt als eine Sippſchaft von determinirten Geiſterſehern. Allein ich habe auf der andern Seite den Glauben, daß jedes Individuum, als geſchaffenes Weſen, materiell an das Ende ſeiner dermaligen Exiſtenz gemahnt wird. Es iſt damit nicht anders, als wenn wir mit verbundenen Augen durch eine Reihe von Gemächern geführt werden, die mit einem kalten Vorſaal ſchließen. Ohne daß wir wiſſen, daß ein ſolcher uns bevorſteht, fühlen wir ſchon in den anſtoßenden Gemächern einen kühlen Luftzug uns anwehen, der dem Aufmerkſamen ſagt, wohin es nun bald mit ihm gehen werde. Es mag Ihnen dieſes Bild geringfügig erſcheinen, aber ich kann Ihnen auch in Rückſicht der wirklich mir gewordenen Offenbarung eben nichts Bedeutenderes anführen. Hören Sie.“

„Vorgeſtern in der Nacht, als Sie mich verlaſſen hatten, ſaß ich noch lange bei meinen Papieren. Ich arbeitete an einem Verſe und vertiefte mich dergeſtalt, daß ich aufblickend plötzlich bemerkte, wie die Kerzen vor mir faſt bis auf den Leuchter herabgebrannt waren. Dieſer Umſtand brachte mich aus meinen Träumereien. Mir fiel ein, daß ich jezt im ganzen Schloſſe der einzige Wachende ſey. Den Diener hatte ich ſchon längſt fortgeſchickt und mochte ihn jezt nicht heraufklingeln, um mir neue Kerzen aufſtecken zu laſſen. Schnell alſo berechnete ich, wie lange ungefähr die Reſte vorhalten möchten, und richtete darnach in der Eile meine Anſtalten, um zur Ruhe zu gehen, ein. Sie müſſen wiſſen, daß ich nie ein Nachtlicht brenne. Es war allerlei zu thun: ich mußte meine Papiere verſchließen, meinen Anzug ablegen, das Nachtzeug anlegen, und alles das that ich immer mit ängſtlichen Blicken auf die Lichtſtümpfchen, die nur noch ſchwach braunten. Endlich jedoch war ich fertig, und ſiehe da, ich hatte nur noch Zeit, mich auf meinem Polſter zur Ruhe hinzuſtrecken, da verlöſchten die Lichter und eine tiefe Finſterniß umhüllte mich. Im Augenblick aber, wo die ausgebrannten Dochte in die Höhlung des Leuchters zuſammenſtürzten, durchlief mich ein kalter Schauer. Das war offenbar die Nähe jenes kühlen Zimmers, gegen das ich geführt wurde. In der Stille, die mich umgab, fiel mir der Spruch ein: Es ſchaffe und wirke Jeder ohne Unterlaß, denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken mag. Ich wußte nun ganz deutlich, nicht in Form einer Ahnung, eines undeutlichen Vorgefühls, nein, als poſitive, unleugbare Gewißheit, daß jene herabgebrannten Kerzen mein Leben bedeutet hatten und daß ich jede Minute jezt ſorgfältig beachten müſſe, um meine Angelegenheiten und Geſchäfte vor meinem Tode geordnet zu hinterlaſſen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Beſchluß.)

Oeffentliche Arbeiten. Das Alt von Gubbio.

Mit den **öffentlichen Arbeiten** in der Stadt wird ſtets in derſelben Weiſe fortgefahren. In dem Schlunde, welchen man am Anfang des Forums, vor der Mauer des Tabulariums, worauf der Pallaſt des Senators gebaut iſt, gegraben hat, kriechen immer noch maulwurfartig Kärrner umher; wenn ſie überhaupt irgend etwas thun, ſo kratzen ſie hier ein Bischen Erde ab, dort ſcharren ſie ein Häuflein zuſammen, um es morgen wieder umzuwühlen und abzutragen, und einen halben Schritt weiter von Neuem aufzuſchütten. Was man eigentlich mit dieſer intereſſanten Unternehmung bezweckt, weiß Niemand, und es muß wohl ein großes Staatsgeheimniß dahinterſtecken. Da man von dieſer Stelle, welche der ehemaligen Schatzkammer der alten Römer ſo nahe liegt, gar nicht wegkommen zu können ſcheint, ſo hofft man vielleicht verſenkte Schätze dort zu finden, um ſich für die Koſten der Choleracordons und die Verluſte bei Rothſchildſchen Anleihen zu entſchädigen. Denn daß man in Verlegenheit wäre, irgend einen Ort zu finden, wo Ausgrabungen ſich machen ließen, kann man doch vernünftigerweiſe nicht annehmen; es gibt in dieſem Fache noch genug zu thun, ſelbſt wenn man, wie der ſelige Cardinal **Galeffi** ſich einmal ausdrückte, den Nachkommen nicht alle Arbeit und die Freude, Entdeckungen zu machen, wegnehmen will. An der Weſtſeite des **Coloſſeums**, wo bekanntlich die äußere Arkadenreihe ganz fehlt, haben die Reſtaurationen wieder begonnen; ſie werden in demſelben Style ausgeführt, wie die von dem Architekten **Valadier** vor mehreren Jahren als Nachahmung der Formen des alten Gebäudes an der Nordſeite angebrachten. Der Neubau der **Paulskirche** ſchreitet ohne Unterbrechung vorwärts. Von einer der Capellen des Chors, die dem heil. Benedikt gewidmet und bereits ziemlich weit vorgerückt iſt, wurden neulich in dem Kunſtjournal: Ape italiana, Plan und Details geliefert. — Während die römiſche archäologiſche Akademie, das Beiſpiel der meiſten, großentheils auf ihren Lorbeern ruhenden italieniſchen gelehrten Geſellſchaften nachahmend, ſelten etwas Bedeutendes zu Tage fördert, fährt das **archäologiſche Inſtitut** rüſtig in ſeinen Arbeiten fort. Unter den neueſten, auf die Stadt und ihre Umgebungen ſich beziehenden ſind die Unterſuchungen über das Forum Romanum und die Kaiſerfora, und jene über die ſchönen Subſtructionen der Via Appia im Thale von Ariccia (von intereſſanten Planen und Anſichten begleitet) vorzugsweiſe zu bemerken. — Man hat oft behauptet, die große Maſſe intereſſire ſich wenig für Alterthümer und Archäologie; leztere ſey eine Wiſſenſchaft für wenige Auserwählte und ein Steckenpferd für reiche Leute. Eine tragiſche Geſchichte, die ſich vor einiger Zeit zu **Gubbio** in Umbrien ereignet hat, möge das Gegentheil beweiſen. In dieſer Stadt, die dem Alterthumsforſcher eben ſo werth und wichtig iſt wegen ihrer Eugubiniſchen Tafeln, eines der berühmteſten italiſchen Sprachdenkmale, das ſie mit lobenswerther Sorgfalt aufbewahrt, wie dem Verehrer des Mittelalters wegen ihrer Architektur und ihrer Erinnerungen an **Dante**, an ſeinen Freund, den Grafen **Boſone de' Raffaelli**, Verfaſſer des erſten italieniſchen Romans („L'avventuroso Ciciliano“), an den Miniaturmaler **Oderigi**

nonor d'Agobbio e dell' arte“ — in Gubbio also fand Jemand ein altes umbrisches As. Da der Finder kein Münzsammler war, schenkte er es einem Mitgliede des Magistrats; da die Stadt eben so wenig ein Münzcabinet besitzt, und nicht die Absicht zu haben scheint, ein solches anzulegen, so fiel dem Magistrat ein, daß die Jesuiten in der Hauptstadt eine Sammlung von altitalischen Assen veranstalten und ein Werk über dieselben mit vielen Abbildungen (worauf die Freunde der Numismatik hiemit im voraus aufmerksam gemacht werden) herauszugeben denken. Man beschloß also, den frommen Vätern das Geldstück zuzusenden, und so geschah's. Wie groß war aber das Erstaunen, als einige Zeit darauf ein dicker Brief des Jesuitencollegiums an den Magistrat der guten Stadt Gubbio einlief, worin für die Uebersendung des werthvollen und seltenen Geschenks (das As hatte nämlich einen bis dahin noch nicht vorgekommenen Revers) der wärmste Dank ausgesprochen, und zugleich eine schöne Medaille beigeschlossen war, welche das Collegium als Beweis seiner Erkenntlichkeit hatte prägen lassen. Nun fielen den Behörden die Schuppen von den Augen, und sie wurden inne, welchen Schatz sie unbedachtsam aus den Händen gegeben hatten. Die bleichen Gesichter der Compromittirten schwatzten bald das Geheimniß aus. Das Volk wurde unruhig und begann zu murren; in allen Straßen sprach man von dem verlornen As. Von den Klagen, daß man der Stadt Ruhm und Vortheil so wenig kenne und zu wahren wisse, kam es zu halblauten Drohungen. Wenn einst Modena und Bologna wegen eines geraubten Eimers einen so harten Strauß kämpften, daß er zum Gegenstand eines Epos wurde, weßhalb sollte das Volk von Gubbio seinen sorglosen Regenten nicht wegen des verwahrlosten Schatzes den Krieg erklären? Der Gonfaloniere und die übrigen Magistratspersonen wurden ängstlich, denn die Gassenbuben schrien ihnen in antiquarischem Eifer auf der Straße nach und machten ihnen ihre Unwissenheit zum Vorwurf; man befürchtete einen Volksauflauf vor dem Gemeindepallast, und erinnerte sich überdies mit Schrecken, daß die römische Constitution von 1831 — eine nicht octroyirte, sondern auf Motupropriis beruhende Charte — nichts von Inamovibilität der Beamten wisse. Kurz, eine Revolution war vor der Thüre; da biß der Magistrat in den sauren Apfel, und erbat sich in einem eindringlichen Schreiben an die Jesuiten, und unter Hindeutung auf die bedrohte Ruhe der Stadt und vielleicht ganz Umbriens, das verhängnißvolle As zurück, indem er zugleich die Wiedererstattung der dafür erhaltenen Denkmünze und des Danksagungsschreibens anbot. Mit umgehender Post traf zu großer Beruhigung der Betheiligten der Erisapfel mit der Antwort ein: man möge die Beweise der Dankbarkeit des Ordens behalten, denn letzterer nehme seine Geschenke nicht wieder zurück. Nun war die Eintracht wieder hergestellt, und der Gonfaloniere von Gubbio konnte ruhig schlafen. Seitdem wird neben den Eugubinischen Tafeln auch das verlorene und wiedergewonnene As den wißbegierigen Fremden vorgelegt, welche, was Allen anzurathen wäre, nachdem sie Perugia und Assisi bewundert, die wenigen Miglien nach Gubbio nicht scheuen, um eine schöngelegene, und den Baustyl des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auch im neunzehnten noch bewahrende Stadt zu besuchen. Rt.

St. Petersburg, November.

Kunst.

Die Petersburger Briefe sollen Ihnen auch einmal etwas über den Zustand der Künste in Rußland sagen, damit Sie nicht glauben, wir bleiben immer Nachbeter und Nachahmer des Ausländischen und werden nie selbstständige Schöpfer von Kunstgebilden. Im Gegentheil streben wir in der neuesten Zeit mit Eifer dahin, dies zu werden, wie wir uns überhaupt die möglichste Mühe geben, die Künste bei uns in Aufnahme zu bringen. Vorzüglich ist dies der Fall mit der Malerei und Bildhauerei, zu deren Förderung von Seite der Regierung und vermögender Privatpersonen sehr viel geschieht. In beiden besitzen wir jezt ungewöhnliche Talente, deren Schöpfungen wir in der lezten Exposition unserer Akademie der Künste bewunderten, wovon auch Sie seiner Zeit Kunde nahmen. Die uns jüngst durch den Tod geraubten Künstler Kiprewsky und Lebedew, welche auch das Ausland zu würdigen wußte, haben empfindliche Lücken gelassen. Jüngst beging die seit sechzehn Jahren hier bestehende Gesellschaft zur Aufmunterung vaterländischer Künstler ihr Stiftungsfest, wobei der Sekretär Grigorowitsch das Jahresbudget verlas, aus dem ich einige der interessantesten Resultate ausbebe. Bei der Begehung des Jahresfestes von 1836 belief sich der baare Geldfond der Gesellschaft auf 57,551 Rubel, ihre Ausgaben im Laufe des Jahrs betrugen 37,665 Rubel. Bei dem Antritt ihres gegenwärtigen Jahres behielt sie in Reserve 9692 Rubel, die jährlichen Beiträge ihrer Mitglieder und andere Einnahmen ungerechnet. Sie zählte achtzehn Zöglinge, von denen einige durch gelieferte treffliche Arbeiten zur vorjährigen öffentlichen Kunstausstellung die Aufmerksamkeit der Akademie und des Publikums auf sich zogen; ich nenne darunter Sacharow, Petschenkin, Türonow und Rajew. Petschenkins aus dem Leben gegriffene Scenen des russischen Volkslebens, das auf dem Tambourin spielende Mädchen Türonows konnten nicht genug bewundert werden. Des noch sehr jugendlichen Rajews Erzeugnisse aus der Landschafts- und Perspektivmalerei erwarben sich den Beifall des Publikums und selbst des Monarchen. Seine vier Ansichten der Residenz Petersburg kaufte der Kaiser für 5000 Rubel. Rajews Talent berechtigt zu großen Erwartungen für die Zukunft. In diesem Moment befindet er sich auf Herrn von Demidows Bergwerke von Nischnji-Tagilsk im Gouvernement Perm, wo er im Auftrag des Leztern mit der Aufnahme von Ansichten beschäftigt ist. — Die Gesellschaft unterstüzt reichlich einen in Neapel lebenden jungen russischen Künstler, mit dem es folgende Bewandtniß hat. Der russische Obrist Kapnist verließ vor zwei Jahren Neapel, wo er einige Zeit verweilt hatte, und ließ einen jungen Leibeigenen, Schapowalow genannt, zurück, der nach der Abreise seines Herrn in die Dienste des Malers Dauri trat, welcher gleich bei ihm eine ungewöhnliche Neigung zur Malerei entdeckte, ihn als Glied seiner Familie aufnahm und zu unterrichten begann. Schapowalow machte unglaublich schnelle Fortschritte in der Kunst. Nach Verlauf weniger Monate entwarf er die richtigsten Zeichnungen mit der Bleifeder, und begann schon mit Farben zu arbeiten; mit dem glücklichsten Erfolge versuchte er sich auch im Modelliren. Als der Obrist Kapnist nach Neapel zurückkehrte, gab er ihm die Freiheit. Die Gesellschaft will auch künftig für den talentvollen jungen Schapowalow Sorge tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 94 u. Subscriptionsanzeige von Goethe's Gedichten und Faust.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 24. November 1837.

Das ist hochadliche Gesellschaft nun,
Die strebenden Gemüthern ziemt, wie ich.

Shakespeare.
König Johann.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea wollte auf diese Mittheilung etwas erwidern, allein der Baron fiel ihm in die Rede. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," rief er; „aber sprechen Sie es nicht aus. Hier helfen keine Gründe, hier kann man nicht ausreden oder überführen wollen. Es ist so, weil — es so seyn soll. Ich gehe dahin, vielleicht noch in dieser Woche. Daß Sie mich für mein Alter noch so rüstig und anscheinend gesund sehen, thut nichts zur Sache. Ich habe schon gestern und heute fleißig an meinem Testamente gearbeitet, denn, wie gesagt — die Kerzen brennen schon tief im Leuchter."

Unser Freund konnte sich, bei all seinem leichten Blut, eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Er blickte dem Baron in's ernste, ruhige Antlitz, und zum ersten Mal wurde es ihm deutlich, daß der Mann doch wohl mit der Philosophie, die er immer im Munde führte, keinen Scherz getrieben habe. Denn so vom Tode zu sprechen, zeigte an, daß man zu sterben verstehe.

„Ich lasse Sie in einer bewegten Zeit zurück," fuhr jener ruhig fort, indem er die noch übrigen Papiere auf dem Tische zusammenlegte. „Die Franzosen werden vielleicht bald bei uns zu Mittag speisen. Ich kenne Ihre Landsleute; jezt, da sie einen kühnen und geistreichen Führer haben, werden sie bereitwillig das Aeußerste unternehmen. Sie können sich denken, daß mir bei diesen Aspekten für die Meinigen bangt. Auf diesem Schlosse dürfen sie nicht bleiben; darum, mein lieber Ganelli, wenn ich meine Schuld der Zeit bezahlt haben werde, machen Sie sich mit meiner Schwester und meiner Tochter unverzüglich auf den Weg nach N. Der dortige Fürst ist mir befreundet und wird nach meinen ihm bewußten Planen für Aurorens Schicksal besorgt seyn. Als Reisemarschall begleiten Sie die Damen, und wenn Sie dann wollen, bleiben Sie in N.; der Fürst ist schon von Ihrer Ankunft unterrichtet und wird Sie zu brauchen wissen, wenn Sie seine Dienste nicht verschmähen. Ich rathe Ihnen, in N. sich niederzulassen, wenigstens so lange, bis man wird angeben können, wie die Sachen sich gestalten. Der Fürst ist ein Beschützer der Musen; er dichtet selbst Romane, er ist geistreich und empfindsam. Offenbar nicht für eine rauhe Zeit gemacht, bewahrt er innerlich ein Gemenge wunderlicher Launen und weichlicher Thorheiten. Nun, Sie werden ihn selbst sehen. Sie haben einen geistlichen Fürsten beobachtet, jezt mögen Sie auch einen weltlichen kennen lernen."

Nach diesen Worten sezte sich der Baron auf's Sopha und fing wieder an seinen Papieren zu mustern.

Andrea entfernte ſich, zum erſten Mal in einer trüben, ungewiſſen Stimmung. Als er das Schloß verlaſſen hatte und unten im Städtchen angekommen war, wiederholte er ſich Wort für Wort die ganze Unterredung, die er mit dem Baron gehabt. Stand ihm wirklich eine ſo nahe Veränderung ſeiner Verhältniſſe bevor, welche Reſultate konnten ſich alsdann für ſein künftiges Wirken daraus ergeben? Er muß das Schloß verlaſſen, deſſen Räume, deſſen Bewohner ihm lieb geworden. Die Stunden, wo er mit Auroren den Racine lieſt, hören auf; er begleitet dieſes reizende Mädchen in eine ihm fremde Stadt, übergibt ſie fremden Händen und muß ſich dann in ehrfurchtsvoller Entfernung zurückziehen. Dies iſt Andreas Sache nicht! — Er verwünſcht den alten Baron, er verwünſcht die Tante, er macht einen abenteuerlichen Plan nach dem andern, wie er Auroren entführen, wie er mit ihr nach Frankreich, nach Genf, nach Italien flüchten will. Er iſt in dieſem Augenblicke wieder ganz der Abenteurer, der wilde Brauſekopf, dem es recht iſt, daß alle Verhältniſſe ſich auflöſen, daß die Welt in Trümmer ſinkt. Es geht ihm noch viel zu langſam, er wünſcht ſeine Landsleute herbei, er ſieht ſie ſchon plündernd eindringen, das Schloß des Barons in Flammen, Auroren in ſeinen Armen, durch ihn gerettet!

Während ihn die Unruhe plagt und dieſe Träume ihn erhitzen, geht er einige Tage hindurch nicht auf's Schloß. Wie er eines Morgens den Weg dorthin antreten will, kommt ihm Petermann entgegen. Das Antlitz dieſes frömmſten aller Buchdrucker iſt bleich, die Augen voll Schrecken. „Sie wiſſen noch nicht —“ ruft er unſerm Freund zu. „Ich weiß,“ fällt dieſer ſchnell errathend ihm in die Rede, „der Baron iſt todt!“ — „So iſt's!“ ruft Petermann; „heute in der Nacht plötzlich am Schlagfluß geſtorben. Das ganze Schloß iſt in Verwirrung. O Lieber, ſo ſchnell kann ein Kind der Zeit in die Ewigkeit übergehen!“

Andrea ging jezt nicht auf's Schloß, er wartete einige Tage und zeigte ſich dann in dem Saal, wo die Leiche ausgeſtellt war. Hier lag die ſchöne Aurore, wie Donna Anna im Don Juan, in einem weit hinfluthenden Kreppgewande an der Leiche ihres Vaters. Sie richtete ſich an Andreas Arm wieder auf, und dieſer fühlte zum erſten Male, daß er Pflichten übernommen habe und daß man auf ſeine Exiſtenz einen Werth lege. Er machte Anſtalten zur Abreiſe. Tante und Nichte fügten ſich gerne in ſeine Anordnungen, denn ſie wußten, welches Vertrauen der Verſtorbene in dieſen Genoſſen ſeiner lezten Lebensjahre geſezt. Das Schloß wurde einem rechtlichen und erprobten Intendanten übergeben. In weniger als vier Wochen nach dem Begräbniß des Barons befanden ſich die Reiſenden auf dem Weg nach N. So ſchnell gingen die Ereigniſſe der damaligen Zeit. Der Schauplaz des Krieges ward jezt in dieſe Gegenden verlegt. Die Schlachten, die Siege, die Märſche und Plünderungen hat Jedermann im Gedächtniß.

(Die Fortſezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſezung.)

Norwegen ſtand dagegen in nicht ſo genauer Berührung mit Deutſchland wie Dänemark, und nur in Bergen, wo die deutſche Handelscompagnie einen überwiegenden Einfluß, den ſie mißbrauchte, lange behauptet hat, war ein ähnliches Verhältniß zu finden, aus welchem ein gleicher Widerwille ſich erzeugen mußte. Die Schweden ſcheinen vielmehr jezt in Norwegen ſo betrachtet zu werden, wie früher die Deutſchen in Dänemark. Sie ſind keineswegs beliebt, und die in der Geſchichte ausgeſprochene Feindſchaft beider, wenn gleich verwandter Stämme iſt durch ihre Vereinigung unter einer Krone ſo wenig ausgeglichen, daß vielmehr die Eiferſucht auf die vermeintlich Begünſtigten die Kluft zu erweitern geeignet ſcheint. Der Norweger fühlt ſich beleidigt, wenn man ſein Vaterland als ein Nebenland Schwedens betrachtet, und ſieht es als eine reine Zufälligkeit an, daß ein König beide beherrſcht. Mit Stolz weiſt er auf ſeine Verfaſſung, deren Urkunde man unter Glas und Rahmen aufgehängt findet, und gern verweilt er bei den beiden Punkten derſelben, welche ſie zur freieſten in Europa macht: bei der Einſchränkung des königlichen Veto, das nur zweimal dem im Storthing ausgeſprochenen Willen des Volks wirkſam entgegentreten kann, wenn aber dieſer zum dritten Male übereinſtimmend ſich ausſpricht, verloren geht und den König zwingt, ſich dem Volkswillen zu beugen; und bei der Abſchaffung des Adels für alle künftigen Zeiten, welche widerrufen zu ſehen der König, eben durch jenes erſtere Vorrecht gehemmt, bereits vergeblich gewünſcht hat.

Mit nicht geringerem Behagen vergleicht der Norweger ſeine für ſich beſtehenden Finanzen mit denen Schwedens; er liebt es, das leztere als ein armes Land zu bezeichnen, und ſtellt der größeren Fruchtbarkeit des Nachbarlandes an Getreide, die dennoch den Bedarf deſſelben nicht durchgängig deckt, den Metallreichthum ſeiner Berge entgegen, der es ihm möglich macht, ſich von der Nationalſchuld in kürzeſter Zeit zu befreien.

Wie ſoll man aber den Andrang zur Auswanderung, der in Norwegen zunimmt, während man in Schweden

nichts davon hört, erklären? Auf der andern Seite zeigen allerdings die norwegischen Bauernhöfe einen weit größern Wohlstand des Einzelnen, als man ihn in Schweden zu treffen gewohnt ist. Vielleicht ist in Schweden das Vermögen nur gleichmäßiger vertheilt, wie dies Land denn auch stärker bevölkert ist, während in Norwegen die ärmere Classe der Küstenbewohner entbehren muß, was der reichere Gutsbesitzer genießt. Doch möchte ich mir nicht anmaßen, bei meinem kurzen Aufenthalt aus eigener Beobachtung ein Urtheil über diese Frage abzugeben. In sittlicher Beziehung hat dagegen der Norweger offenbaren Grund, sich über den Schweden zu stellen, denn eine größere Kernhaftigkeit des Charakters, ein unverdorbenerer Menschenschlag ist hier nicht zu verkennen. Jedenfalls ist, für einen Schweden zu gelten, hier eben nicht angenehm. Dies begegnete mir bei meiner Rückkehr in's Gasthaus zu Kläkken. Ich fand nämlich dort einen Mann vor, seinem Ansehen nach ein Beamter aus der Umgegend, der eine Unterhaltung mit mir anfing und mich im Laufe derselben fragte, ob ich nicht zu der Suite des Prinzen Oscar gehöre. Wahrscheinlich nahm er mich für einen Franzosen.

In der That, wenn ich Alles wäre, wofür ich auf Reisen schon gehalten worden, so müßte ich ein sonderbares Naturprodukt seyn: zugleich Nord- und Süddeutscher, Engländer, Spanier und Schwede, Militär und Priester, Gelehrter und Künstler, Architekt nicht weniger als Schauspieler. Es gibt nun einmal solche Leute, die für Nationalität und nun gar für ihre feineren Nüancen, für das Charakteristische einer Provinz durchaus kein Auge und Ohr haben, die den schwäbischen Dialekt mit dem sächsischen verwechseln, oder meinen, der Bayer und der Elsässer sprechen gleich, oder einen Westphalen und Hamburger nicht an der Sprache unterscheiden. Nahe mit der Fähigkeit, solche Unterschiede zu treffen, ist die andere verwandt, Stand und Gewerbe der Menschen aus ihrem Wesen und Gespräch herauszufühlen. Viele Leute machen es sich freilich bequem damit, sie sind gleich mit den Fragen bei der Hand: um Vergebung, woher sind Sie? wie heißen Sie? was für Geschäfte treiben Sie? eine, abgesehen von ihrer Unbescheidenheit, unausstehliche Art, die einen Hauptreiz des Zusammenseyns und der Unterhaltung mit ganz fremden Menschen zerstört: ich meine eben das Errathen der gegenseitigen Verhältnisse aus allerlei kleinen Zügen, Aeußerungen und Gewohnheiten, ein Spiel des Scharfsinns, an dem die Phantasie mächtig Antheil nimmt, indem sie die Lücken des Gebäudes ausfüllt und manche anmuthige Erscheinung durch den dunkeln Grund romantischer, in weite Ferne gesetzter Verhältnisse hebt und doppelt anziehend macht. Ein gewisses Versteckenspielen bei solchen Unterhaltungen erhöht noch mehr den Reiz des Spiels, weil es mehr Scharfsinn aufzuwenden nöthigt und zugleich die Phantasie zu erregen und mit zahlreicheren und verschiedeneren Bildern zu bereichern pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Bei allen Völkern, wo eine Volkstracht, wenn auch nur in Trümmern, besteht, äußert sich der angeborene Takt des weiblichen Geschlechts für das Zierende und Zierliche mit erstaunlicher Sicherheit. Es könnte nun befremden, daß diese divinatorische Koketterie sich beim modernen Putz nicht selten verleugnet, daß dieser untrügliche Blick für das Passende und Reizende so oft getrübt erscheint, wenn es sich darum handelt, die bunten Muster der Mode nach Form und Farbe auf die eigene Person überzutragen. Diese Erscheinung erklärt sich aber leicht, und wir fühlen uns versucht, den Punkt etwas näher zu betrachten, auf die Gefahr hin, unsere anspruchslosen Bemerkungen nicht gut aufgenommen zu sehen.

Eine Volkstracht, just indem sie Allen dieselbe hergebrachte geometrische Figur gibt, wird für den Trieb des Weibes, zu gefallen und sich auszuzeichnen, zu einem dankbaren Stoff, an dem er seine poetischen Künste mit Leichtigkeit übt. Wo der Gebrauch Allen Hut und Haube, Rock und Mieder, Tuch und Mantel in derselben Form, oft in derselben Farbe vorschreibt, da wird die Tracht etwas Vorausgesetztes, etwas sich von selbst Verstehendes, und just in dieser Beschränkung findet der weibliche Instinkt seinen größten Vortheil: er wirkt das Ueberraschendste mit den kleinsten Mitteln; die Grazie verkörpert sich im Wurf einer Falte, das natürliche Schönheitsgefühl im Nicken einer Feder, und mit leichtem Finger wirft die Koketterie ihre Kränze um das oft starre Substrat der altväterlichen Tracht. Jedes nationelle Costüm, auch das für uns zurückstoßendste und abgeschmackteste, hat seine Poesie, und das Auge findet überall schnell die Individuen heraus, welche durch natürlichen Geschmack und ungelernte Kunstgriffe die Träger dieser Poesie sind. Man sieht, unter diesen Umständen fragt es sich nicht, was man trägt, sondern wie man das Gegebene trägt; bei der Modetracht ist es aber gerade umgekehrt. Hier ist die Basis des Bleibenden, des Gegebenen, des sich von selbst Verstehenden zu schmal, und auf ihr ruht, ein buntes Aggregat zufälliger Motive, ein maßloses Gebäude, weßhalb es auch jeden Augenblick theilweise einstürzt. Für die Weiber in den höchsten Kreisen der Gesellschaft ist dieses ewige Einreißen und Wiederaufbauen eine mehr oder weniger geistreiche Beschäftigung; der Trieb, die Gebilde einer fashionablen Phantasie in Gaze und Seide, in Blumen und Diamanten zu verkörpern, mag immerhin die Poesie eines vorzugsweise der Repräsentation gewidmeten Lebens ausmachen, und so weit wäre nicht viel dagegen zu sagen. Nehmen nun aber Weiber, deren moralischen und intellektuellen Kräften noch ein anderer Wirkungskreis angewiesen ist, stets wechselnde Formen der Tracht aus jener Sphäre in die ihrige herüber, wird es zum bindenden Gesetz, das, was dort in freier Thätigkeit ausgebildet worden, an sich ängstlich zu reproduciren, so läuft der größte Theil des Geschlechts Gefahr, in einem seiner liebenswürdigsten Rechte, in freier Ausübung der Koketterie, sich selbst zu kränken. Volkstracht ist classische Schule, wobei es nur darauf ankommt, die feste Form mit Grazie zu umspielen

und den alten Mantel mit Anstand zu drapiren. Das Modewesen ist romantische Schule, welche keck in alle Höhen hinauf-, in alle Tiefen hinabgreift, die disparatesten Bilder und Farben nebeneinander setzt und in scheinbarem Unsinn tiefen Sinn zu errathen gibt. Und diese Schule nun macht die Mehrzahl der Weiber zu romantischen Nachahmern; wir wissen aber Alle, wie bei diesem zweideutigen Geschäfte nur zu oft die Persönlichkeit desto mehr verloren geht, je mehr man eigentlich dabei mit ihr bezahlen sollte. — Im Chaos lockender und abstoßender, in raschem Kreislaufe auf- und niedertauchender, und sich kreuzender, gestern bewunderter, morgen verhöhnter Formen, hat eine Frau, ein Mädchen, die neben der Eleganz noch andere Lebenszwecke zu verfolgen hat, große Mühe, ihren natürlichen Schwerpunkt zu finden und zu behaupten. Man fühlt wohl, daß es der Frau zukommt, die bildende Künstlerin ihrer eigenen Persönlichkeit zu seyn; sie schickt sich auch dazu an, sie wählt und ordnet, sie meint schöpferisch frei zu handeln, aber wie der Gottseybeiuns hinter dem alten Maler, steht hinter ihr der Dämon der Mode und führt ihr die Hand und taucht die Pinsel in die Farbentöpfe. Oft, wir wollen glauben sehr oft, wird ein Kunstwerk daraus, und ein schöner Körper im harmonischen Gewande, frei in der Form, eins im Gedanken, scheinbar nothwendig, wie die Hüllen, welche die Natur um ihre Körper wirft, ist ein Kunstwerk. Nicht selten aber hat die Künstlerin sich selbst verzeichnet, hat hier einen Reiz durch Contouren und Farben, statt ihn zu heben, beschattet, dort eine Schwäche zur Blöße gemacht; im guten Falle beugt sie sich dann seufzend vor einer Tyrannei, welche jede Revolte furchtbar mit Lächerlichkeit straft, im schlimmen aber ruft sie vor ihrem Spiegel: anch' io sono pittore!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Kunst.

Zu den würdigsten, in neuester Zeit auf Kosten der Gesellschaft zur Unterstützung vaterländischer Künstler in der Akademie der Künste ausgebildeten Eleven zählt sie den jungen Iwanow. Für ein von ihm gefertigtes Tableau: Joseph deutet im Gefängniß die ihm vorgelegten Träume, verlieh ihm die Akademie die goldene Medaille erster Classe, und setzte ihn in den Stand, auf ihre Kosten sich in Italien vollends zum Künstler auszubilden. Sein neuestes Tableau: Christus erscheint Maria Magdalena nach seiner Verklärung, war eine der Hauptzierden der vorjährigen Ausstellung der Akademie. Sie würdigte ihn dafür der Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder. Die Direction der erwähnten Gesellschaft brachte sein Tableau dem Kaiser dar, der es huldvollst aufnahm und ihm eine Stelle in der russischen Galerie der kaiserlichen Eremitage anwies. Im Auftrag der Gesellschaft fährt Professor Bruni fort, Sujets aus der vaterländischen Geschichte auf messingenen Tafeln zu graviren; schon hat er deren gegen dreißig beendigt, die sämmtlich für sein großes Talent sprechen. Herr Reswoy, ein gründlicher Kenner der vaterländischen Geschichte und eifriger Verehrer der Kunst, liefert zu diesen Bruni'schen Sujets den erklärenden Text. Die Arbeiten des verstorbenen Bildhauers Martos waren bisher nirgends vollständig gesammelt und geordnet worden; sie sind zerstreut im ganzen Reiche, ein großer Theil von ihnen ist in Moskau. Die Gesellschaft für Aufmunterung der heimischen Künstler wird nun bald alle Erzeugnisse dieses berühmten vaterländischen Bildhauers in einer vollständigen Sammlung herausgeben. Bereits sind sechzig Tafeln gestochen. Durch eine jüngst von ihr veranstaltete Sammlung von Planen und Rissen zur geschmackvollen Ausführung neuer steinerner Kirchen, die sie in alle Theile des Reichs an die Gouvernementschefs und die höhere Geistlichkeit versandte, hat sie dem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet; denn in den entlegenen Provinzen wurden bisher die Kirchen meist sehr geschmacklos gebaut. Durch die vielen in dieser Beziehung bei ihr eingegangenen Bestellungen haben die jungen, in ihrem Dienst stehenden Künstler für sich gewinnreiche, für's Allgemeine nützliche Beschäftigung gefunden, während sich die Kunst einen Weg bis in die fernsten Punkte des Reichs bahnt. Auch dem Zustand der Kunst im Auslande widmet die Gesellschaft beständig ihre Aufmerksamkeit. Graf Kutaissow, eines ihrer Mitglieder, hat sich vermittelst des hier accreditirten dänischen Gesandten, Grafen Bloom, mit der in Kopenhagen bestehenden Gesellschaft der nordmännischen Alterthümer in Korrespondenz gesetzt. Um auch Notizen über die in den Museen Stockholms aufbewahrten nordischen Alterthümer zu erhalten, hat derselbe eine Verbindung mit dem hiesigen schwedischen Gesandten, Grafen Palmstjierna, angeknüpft. Die Gesellschaft hat auf diesem Wege neue wichtige Bereicherungen im Fache der vaterländischen Alterthümer zu erwarten. — Von keinem russischen Dichter neuerer Zeit sind so viele Bildnisse erschienen, als vom verewigten Puschkin. Für den besten Kupferstich von ihm wird der Uttinsche gehalten, gefertigt nach dem Porträt von Kiprenskoy, so wie für die beste Büste die von Halberg gilt. — Brülow, der Schöpfer des letzten Tages in Pompeji, beschäftigt sich jetzt hier mit Porträtiren und den Entwürfen zu zwei großen Kirchengemälden. Welten aus Karlsruhe, bekannt durch sein lithographisch-artistisches Institut, besuchte in diesem Sommer Petersburg, um eine möglichst genaue Zeichnung von jenem Brülowschen Meisterwerk zu erhalten. Sie soll in Paris in Aqua tinta ausgeführt werden. Die Ausführung ist einem dortigen talentvollen jungen Künstler übertragen und wird gewiß der gehegten Erwartung entsprechen. Bruni hat im Auftrag des Kaisers eine Copie von Raphaels Madonna d'Alba genommen. Der Monarch lohnte die gelungene Arbeit mit zehntausend Rubeln. — In den letzten Wochen kehrte der junge Akademiker Rabus zurück. Der Landschaftsmalerei mit besonderer Vorliebe zugethan, unternahm er eine Reise über die Krimm nach Konstantinopel und Griechenland, von wo er eine Menge landschaftlicher Ansichten zurückgebracht hat. Gaiwasowsky, durch seine trefflichen Seeansichten bekannt, schickt sich zu einer Reise in die Krimm und weiter hinauf zu den Ostküsten des schwarzen Meeres an, um ein Gemälde zu entwerfen, das aus dem letzten Türkenkriege die bekannte Heldenthat Kasarskji's auf der Brigg Merkur darstellen soll. Solche Reisen unserer jungen Künstler zur Ausbildung ihres Talents sind jetzt sehr häufig; so bereisen zwei unserer jungen Landschaftsmaler, Worobjew und Fritte, die romantischen Küsten Revals und der Provinz Esthland, ein dritter, Sternberg, für gleiche Zwecke die kleinrussischen Provinzen. Die Reisekosten aller drei bestreitet der reiche russische Gutsbesitzer Tarnowskji, ein eifriger Verehrer der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 119 u. Intelligenzbl. Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 25. November 1837.

Die Bildung soll den Menschenwerth erhöhen; aber ohne die Stücke Natur, welche die Polirstelle sitzen läßt, was wären Menschen und Völker häufig noch werth?

Jean Paul.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Die nächste Tagereise ging nach Kongsberg. Man geht einen Augenblick auf der Straße gegen Christiania zurück, zieht sich dann an dem westlichen Ufer des Tyrifords hin, verfolgt hierauf den Lauf des Flusses Drammen und wendet sich südwestlich über's Gebirge. Auf der ersten Station hatte ich einen kleinen Arm des Tyrisees zu passiren und lernte dabei zuerst die norwegischen Fähren kennen, deren einfache Brauchbarkeit den übrigen Einrichtungen des Landes entspricht. Quer über einen breiten, flachen Kahn sind Bretter gelegt, die auf dessen Rande aufruhen, so jedoch, daß der hintere Raum des Kahns für den rudernden Fährmann frei bleibt; eine Befriedigung ist nicht vorhanden und scheint bei dem ruhigen Naturell der Landespferde auch überflüssig zu seyn.

Von dieser Bucht aus steigt der Weg am Rande der Berge hinauf, welche diese Seite des Sees umgeben und mit Feldern, Matten und Gehöften bedeckt sind. Ueber Bierke gelangt man so nach Egge, einer Station, die ungefähr in der Mitte dieses Ufers des Fiord liegt, und vereint alles darbietet, was man auf dem Wege bisher von da und dort aus allmählig genießt. Ein geschlossenes Gehöfte mit einem Gärtchen, wie man im weiteren Gebirge nicht mehr antrifft, liegt Egge mehrere hundert Fuß über dem Spiegel des Sees an einem steilen, grünen Abhang. Gegenüber ziehen sich etwas wildere Ufer hin, mit Fels und Wald; der Tannberg schließt sich an die Höhe von Krokleven und läßt hoch aus seinen Forsten den Schaum des schon von den Granbergen aus gesehenen Wasserfalls blinken. Die Heuernte war im Gang und verbreitete freundliches Leben in der nächsten Umgebung. Zu dieser Freundlichkeit paßte mein alter Postbauer, ein Seitenstück der gutmüthigen Schweden in Upland. Die paar Schillinge Trinkgeld, die er empfing, machten ihn so dankbar, daß er nicht abließ, mir einen Theil des dafür erkauften Branntweins aufzunöthigen, den ich bongré malgré trinken mußte.

Angenehmer als diese Mittheilung war mir die hier erhaltene Nachricht, daß ein italienischer Graf (en italiensk greve, sagten sie mit Bedeutung, denn das war noch etwas seltneres als ein Deutscher) gestern hier durchgekommen sey und denselben Weg genommen habe, den ich verfolgte. Das Postbuch wies seinen Namen aus, und ich nährte nun die Hoffnung, ihn zu erreichen, mehrere Tage lang, bis ich am Gousta seine Spur verlor. Nicht nur weil ich einen Begleiter in ihm zu finden erwartete, war mir diese Hoffnung besonders lieb, sondern namentlich deßwegen,

weil es ein Italiener war. Ich liebe schon an sich aus Blutsverwandtschaft die Italiener wie ihre Sprache; aber hier im hohen Norden mußte das Zusammentreffen mit einem Südländer einen doppelten Reiz haben. War er ein aufmerksamer Mann, zu wie interessanten Bemerkungen mußte ihm da nicht der Gegensatz zwischen seinem Vaterlande und dessen Bewohnern und diesen Gegenden Gelegenheit geben; in allen Einzelnheiten mußte er hervortreten, und doch wieder in manchen Punkten eine Uebereinstimmung sich finden; denn bei den südlichen Völkern hat auch die gesteigerte Kultur nie die zu Grunde liegende kräftige Natürlichkeit vernichten können. Weit mehr sind die Völker mittlerer Zonen, jener Gegenden, wo die Kultur sehr hoch gestiegen, die Natur der Menschen aber eine mehr ruhige und empfangende, eine wenigstens mehr überlegt producirende als eine aus unwiderstehlichem Triebe schaffende ist, weit mehr sind diese einer schädlichen Einwirkung der Kultur ausgesezt. Viel leichter wird bei ihnen das Reinmenschliche verdrängt und erdrückt, und solchen Einfluß hat dort die wissenschaftliche wie die gesellige Bildung. Niemals ist der italienische Gelehrte so pedantisch wie der deutsche; nie werden sich bei aller Mühe, die man sich gibt, die spanischen Verhältnisse der Gesellschaft zu der formellen Dürre der französischen herabdrücken lassen. Eine gewisse umgängliche Urbanität, verbunden mit einem natürlichen Selbstgefühl ist daher dem italienischen Volke geblieben, eine Eigenschaft, die auch bei dem Norweger sich findet. Leicht wohl hätte ich über ähnliche Dinge bei meinem Italiener mich Raths erholen können; denn er mußte in der übrigen Welt bewandert seyn, da er nach Norwegen kam. Allein das Schicksal wollte es nicht. Sogar das überaus günstige Omen, daß unsere Namen sich reimten, sollte sich als ein trügliches zeigen. Wenn sich daraus nicht schließen ließ, daß wir zusammen zu treffen bestimmt seyen, wer sollte dann noch an Vorzeichen glauben?

Für's Erste hatte ich noch die Hoffnung zum idealen Begleiter, mein wirklicher war ein junger Bursche, der die tellemarkische Tracht trug, braune Hosen, einen braunen Rock mit stehendem Kragen, beides von grobem wollenem Tuch; der Rock vorne herunter mit schwarzem Sammt eingefaßt, eine Reihe silberner Knöpfe auf jedem dieser Sammtränder, die Aermel auf den Schultern zu einem epaulettenartigen Wulst aufgenäht; hinten an der Taille, wo die Rockschöße anfangen, keine Knöpfe. Er sezte sich hinten auf oder lief neben her, während ich über das bergige Terrain mit seinem starken und mehr als gewöhnlich großen Pferde so rasch fuhr wie sonst nie. In weniger als zwei Stunden hatte ich die drittehalb norwegischen Meilen, also sieben Wegstunden zurückgelegt. Das würde man einer deutschen Post selbst in der ebensten Ebene nicht zumuthen dürfen. Und was würde vollends ein deutscher Lohnkutscher gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie mein Bursche auf der Station sein Pferd nur einen Augenblick an den Zaun band, selbst schnell einen Schluck Schnaps nahm und dann mit dem ungefütterten Pferd unmittelbar nach Hause zurückkehrte. So sind hier Menschen und Thiere, hart und ausdauernd, aber, oder vielmehr eben deßwegen gutmüthig und willig.

(Die Fortsezung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortsezung.)

Andrea hatte von seinen Freunden, dem Grafen und dem Buchhändler, auf kurze Zeit Abschied genommen, denn es war seine Absicht, wieder zu ihnen zurückzukehren, statt dessen aber wurde er am Hofe des Herzogs festgehalten. Der Empfang bei diesem Fürsten war ganz dazu geschaffen, Andreas Abenteuer suchenden Sinn zu befriedigen. Nachdem seine Ankunft und seine Aufträge von Seiten des verstorbenen Barons gemeldet worden, führte man ihn in ein Gemach, wo der Herzog ihm eine Audienz zu gewähren die Gnade hatte. Es war schon spät am Tage, als unser Held in einen, von düstern rothen Vorhängen beschatteten Raum trat. Eine Flötenuhr füllte mit leise wispernden Tönen sein horchendes Ohr; zwei stumme und wie leblose Statuen aufgestellte Pagen hüteten den Eingang. Eine Dame auf einem Ruhebette erhob sich mit halbem Leibe, als der Eintretende sich bemerkbar machte. Niemand sprach, die Uhr hörte auf zu flöten und eine tiefe Stille herrschte. Die Dame spielte wie befangen mit ihren Armbändern. Andrea blieb in einer anständigen Entfernung stehen, immer wartend, daß der Fürst nun bald eintreten werde. Aber es erschien Niemand, die Pagen gähnten, Andrea stand und wartete, die Dame beschäftigte sich mit ihren Armbändern. Endlich rief eine männliche Stimme mit halbunterdrücktem Lachen: „Nun, mein Herr, was haben Sie mir zu sagen?“ Der, an den diese Frage gerichtet war, sah sich erstaunt um, denn er wußte nicht, ob er seinem Ohre trauen sollte; es war ihm vorgekommen, als hätte die Dame auf dem Ruhebette gesprochen. Wie er noch mit der Antwort zögerte, trat einer der Pagen schnell zu ihm heran und flüsterte ihm in's Ohr: „Monsieur, Sie bemerken, daß Ihro Durchlaucht der Herzog mit Ihnen spricht; es wird nöthig seyn, daß Sie ihm antworten.“ Andrea begriff jezt schnell, was um ihn her vorging. Es fiel ihm ein, was der Baron von des Fürsten Seltsamkeiten gesprochen, und zugleich mit diesem Gedanken wurde ihm deutlich, welche Rolle er spielen müsse. „Monseigneur,“ rief er stotternd, „lieben es, auf zweifache Art diejenigen um ihre ruhige Fassung zu bringen, die sich Ihnen nahen.

Nicht damit zufrieden, durch alle Vorzüge eines Mannes und Fürſten zu imponiren, nehmen Sie noch die Reize einer ſchönen Frau zu Hülfe, um uns arme Ungewarnte zu verwirren und zu beſchämen.“ — „Ein Scherz,“ erwiderte der Herzog lachend, „der nichts weiter auf ſich hat. Man hat mich überreden wollen, daß ich ſchöne Arme habe. Aber zur Sache. Mein alter Freund iſt geſtorben; Sie bringen mir ſeine Tochter. Ich verſprach Vaterſtelle an dieſer reizenden jungen Dame zu vertreten, im Fall das Schmerzliche kommen ſollte, was jezt eingetreten iſt. Aber — o, die Zeiten ſind jezt ſo ſchlimm, daß Jedermann nach Schutz ſich umſieht! Sie bleiben bei mir, Herr — wie heißen Sie?“ — „Andrea Ganelli.“ — „Alſo Italiener von Geburt?“ — „Franzoſe, Monſeigneur. Mein Urgroßvater verließ vor zweihundert Jahren Florenz.“ — „Verließ — Florenz — Was ſagten Sie? Ach, Alexander, kleiner Geck, mit welchem Bande haben Sie da meinen Halskragen zugebunden? Roth — roth? Sie Ungeheuer! paßt das wohl zu der hochgelben Perrücke, die ich heute aufhabe? Warten Sie, ich will Ihnen einen Schlag mit dieſer Reitgerte geben.“

Der Page trat an's Ruhebette, und die Exekution wurde vollzogen. „Da, nimm die Reitgerte,“ ſagte der Fürſt. „An ihrem Knopfe wirſt du einen Rubin finden, der als Buſennadel für einen Narren wie du ſich ganz gut ausnehmen wird. — Nun, mein lieber Andrea Ganelli — aus Florenz, ſagten Sie, nicht? O nicht wahr, die Venus von Florenz iſt das Lieblichſte und Schönſte, was man je geſehen hat? Nur etwas affektirt? Man ſagt auch, der linke Fuß ſey angeſezt. Nun, wie der Baron mir ſchrieb, beſitzen Sie Geiſt. Ach; verſtecken Sie das! und ich will Ihnen ſagen, was das beſte Maskenkleid iſt — Thorheit. Wenn die Menſchen über uns ſpotten können, ſo verzeihen Sie uns am leichteſten, daß wir groß ſind. Thun Sie den armen Narren dies zu Gefallen. Machen Sie freiwillig einen Tintenfleck auf Ihre ſchöne Uniform; ſie wird Ihnen deßhalb nicht um ein Haar ſchlechter ſitzen, und die Menſchen haben dann doch etwas zu lachen. Man wird dann ſagen, wie ſchön iſt er gewachſen, wie gut iſt ihm das Kleid gemacht! ja, werden andere darauf erwidern, aber er hat einen Tintenfleck darauf, haben Sie denn das noch nicht bemerkt? Man wird lachen — und Ihnen gut ſeyn. — Adieu, mein lieber Ganelli, Adieu! Wir ſehen uns bald wieder.“

(Die Fortſezung folgt.)

Moden.

(Beſchluß.)

Es kann nicht fehlen, in den Mittelſtänden muß häufig über der ſich jeden Augenblick aufdrängenden, beängſtigenden Frage: mit was werden wir uns kleiden? die andere vergeſſen werden: wie wird das, was uns geboten wird, uns kleiden? Der unruhige Trieb, ſich das Neueſte, oder was dafür gilt, möglichſt ſchnell anzueignen, geſtattet nur zu oft keinen Raum für Rückſichten, wobei doch die Eigenliebe weſentlich betheiligt iſt. Eine Frau läßt ſich vom Geſpenſt der Mode in eine Form hineinſchrecken, welche ihren ganzen Körperumriß verwandelt, behält aber kein Auge dafür, ob nicht vielleicht dieſer ihr neuer Umriß ein Zerrbild des theoretiſchen oder praktiſchen Muſters iſt, das ſie vor ſich hatte; ein Mädchen haſcht nach einer Farbe, welche Alles trägt, vergißt aber, mit ſich zu Rathe zu gehen, wie dieſe Modefarbe ſich bei ihr zu Teint, Haar und Auge chromatiſch verhält. Iſt die Frage, ob man modiſch ausſieht, befriedigend beantwortet, ſo wird die zweite: ob man gut ausſieht, als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes durch die Tagesordnung beſeitigt. So kommt es, daß von Zeit zu Zeit ein neuer Schnitt, ein neues Farbenſpiel das Städtchen oder die Stadt epidemiſch überzieht und unter den natürlichen Reizen der modiſchen weiblichen Welt die bedauerlichſten Verheerungen anrichtet; und die Bevortheilten lächeln dazu, und ihre befriedigten Blicke ſagen: es thut nicht weh! — Man ſucht wetteifernd, in athemloſer Haſt den immer zurückweichenden Genius der Eleganz einzufangen; er verſtreut auf ſeiner Flucht die bunten Federn aus ſeinen ewig nachwachſenden Fittigen, man rafft ſie haſtig auf, wie Atalanta die Aepfel, und iſt immer gleich weit vom Ziele.

Es könnte nicht ſchwer fallen, den Satz, daß die Mode die gefährlichſte Feindin der weiblichen Grazie iſt, durch Beiſpiele zu erläutern, zu zeigen, wie das ruheloſe Streben, alles Neue, nur weil es neu iſt, zu erfaſſen, ſehr leicht die feine Fühlung des Geſchlechts für das wahrhaft Kleidende, Ganze und Uebereinſtimmende abſtumpft; wie die vom Urtheil zu wenig unterſtüzte Eitelkeit am geiſtigen Reiz der Erſcheinung, die allein die echte, ſiegende Koketterie iſt, nagt gleich dem Wurm an der Knoſpe. Wir kommen vielleicht ein andermal darauf zurück, und werfen nur noch einen flüchtigen Blick auf das Modeweſen in ſeiner äußerſten Ausartung, wo es zur Karrikatur wird. In den unterſten Ständen, welche zur franzöſiſchen Fahne geſchworen haben, tritt das weibliche Geſchlecht gleichſam in den rohen Naturzuſtand zurück, in welchem das Weib jeden Flitter, deſſen es habhaft werden kann, gierig an ſich rafft und ihn flugs in's Haar, durch Ohr oder Naſe ſteckt, oder um Bruſt und Hüften wirft. Die Rolle des Seefahrers, der den eingebornen Schönen für Glasperlen ihr Goldblech ablockt, ſpielt hier der Trödler — das öſterreichiſche „Tandler“ verdiente das große deutſche Bürgerrecht. Er verkauft den Putzſüchtigen den Ausſchuß der faſhionabeln Maskerade, und ſie laſſen dafür noch etwas Koſtbareres zurück, als Geld, das Selbſtgefühl. Sie entſagen dem wahren, großen Vortheil einer eigenen, leicht zu handhabenden Tracht, und bannen ihre Reize in eine Form, wo die Koketterie zur Frage wird. Manche reizende oder doch blühende Tochter der Stände, die wir hier im Auge haben, trüge als Virtuoſin den Ueberwurf der Spanier und Niederländer, oder Haube und Mieder deutſcher Stämme; ſo aber macht es einen noch mehr wehmüthigen als lächerlichen Eindruck, wenn ſie mit Putzhut, Shawl, Kleid und Beſchuhung ein optiſches Charivari aufführt.

Bei der Volkstracht iſt es genialer Naturalismus, der mit ſicherem Takt ſeine Mittel wählt und mit den kleinſten unbewußt die größten Wirkungen hervorbringt; die modiſche Tracht dagegen iſt zu einer wahren Kunſt des Anzugs geworden, wobei die angeborene Grazie von der Bildung, der

Instinkt von der Ueberlegung geleitet werden will. Die höchsten Stände haben ihre Leibpoeten und Dekorateurs, die für sie dichten und denken; die untersten sinken in einen Naturalismus zurück, der, eine Mißgeburt der Cultur, durch rohe Nachahmung und Gemeinheit sich charakterisirt. Der Frau der Mittelstände bleibt die kitzliche Aufgabe, aus der überwältigenden Masse von Formen und Schattirungen, welche täglich auf dem Markt der Mode auftaucht, sich ihre äußere Erscheinung gleichsam zu dichten. Es kommt dabei darauf an, daß man wisse, welche der zahllosen Elemente des Anzugs einander fordern, welche sich ausschließen und abstoßen, vor Allem aber, daß man sich selbst kenne und den Spiegel möglichst als Rathgeber, nicht als Schmeichler, in Dienst nehme. Die Hauptsache ist, die Forderungen der Meinung mit dem Selbstbewußtseyn zu versöhnen und unter keiner Bedingung sich selbst aufzugeben. Man sieht, unter diesen Umständen reicht der sonst so siegreiche Mutterwitz nicht aus; dies beweist schon ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen der Volkstracht und der Modetracht. Jene wird in ihrer Eigenthümlichkeit nur von den Mädchen und jüngsten Weibern mit natürlicher Grazie und ungelerntem Anstand zur Anschauung gebracht; mit vorrückenden Jahren verfallen die Weiber schnell in den nüchternen, salopen Schlendrian des Costüms. Im modischen Leben dagegen ist es häufig die reifere Frau, welche sich am besten kleidet, und die junge Elevin der Eleganz kann der mütterlichen Lehren schwerlich entrathen.

Kann nun die Kunst des Anzugs gelehrt werden? kann sie ein Lehrfach in Kostschulen abgeben? könnte man vielleicht die Vorträge über Seelenlehre etwas beschränken und dafür über Sympathieen und Antipathieen des Teints lesen? oder die Proportionen der Himmelskörper summarischer abmachen, und dafür nach den einfachsten Grundsätzen der Geometrie die Verhältnisse des weiblichen Körpers erläutern? Wir wissen es nicht zu sagen, wir wissen nur, wo man die geheimnißvolle Kunst niemals lernt — aus den Modejournalen. Nach dem Modejournal wird man elegant, wie man nach dem Reimlexicon dichtet. Vernünftiger eingerichtet, könnten aber diese Rathgeber der Grazien immerhin wesentlichen Nutzen stiften, während sie so, wie sie sind, nur dazu dienen, unberechenbares Unheil anzurichten. Wir haben einen umfassenden Plan einer rationellen Modezeitung entworfen, der von competenten Richterinnen, denen wir denselben mitgetheilt, sehr gepriesen wird. In einer Zeit, welche einen weniger zur Selbstsucht drängte, würden wir ihn ohne Rückhalt preisgeben. Aber heutzutage sind gute Gedanken baares Geld, und so kann man uns nicht verübeln, wenn wir eine Spekulation darauf gründen. Wir sehen den gefälligen Anträgen von Unternehmern entgegen, welche Lust tragen, ein Geschäft zu machen, das desto glänzender ausfallen muß, einem je tiefer und allgemeiner gefühlten Bedürfnisse es abhilft.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Die Taglioni.

An die schönen Künste reiht sich unmittelbar die dramatische, über deren neuesten Zustand bei uns das Morgenblatt so selten etwas berichtet. Von den drei hier bestehenden Bühnen behauptet unstreitig die französische, der vorzugsweise unser Beaumonde zuzusprechen pflegt, den ersten Rang; es gehört zum suprême bon ton, hier eine Jahrsloge oder zum wenigsten — ist man noch Garçon — einen abonnirten Lehnstuhl zu haben. Sie hat im vergangenen Frühjahr einige gute Subjekte aus Frankreich gewonnen, unter welchen eine Madame Allan-Despreaux als Stern erster Größe strahlt. Auf diese Bühne folgt die russische, die, obgleich die vaterländische, der erstern nachstehen muß. Nur ein neues vorzügliches Ballet oder ein Originalstück von ausgezeichnetem Werth vermag unsere vornehme Welt dahin zu locken. In der Regel wird sie nur von den russischen Mittelclassen besucht. Sie besitzt einige treffliche komische Schauspieler, und in der Person Karatügins einen Tragiker von ausgezeichnetem Talent. Das Ballet hat hier einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, wie in irgend einer europäischen Hauptstadt. Die hiesige deutsche Bühne gilt für die letzte; auch hat sie hier nie einen ausgezeichneten Standpunkt eingenommen, sondern vegetirte immer in der Sphäre der Mittelmäßigkeit. Diese Erscheinung frappirt um so mehr, wenn man bedenkt, daß die Deutschen ein Viertheil der Bevölkerung unserer Kaiserstadt ausmachen, daß sie großentheils zu den Gebildetsten der Einwohner sich zählen und meist eifrige Verehrer der dramatischen Kunst sind und sie zu würdigen verstehen. Eine gut besetzte deutsche Bühne müßte hier glänzende Geschäfte machen, wenn es im ernsten Willen der Generaldirection läge, eine solche zu besitzen. Da unser Publikum jetzt nur der Oper seine ganze Gunst zuwendet, jede Bühnenverwaltung aber der herrschenden Stimmung des Publikums Folge leisten muß, so hat auch die unsrige in der letzten Zeit das Fach der Oper an der deutschen Bühne zu vervollkommnen gesucht und mehrere gute Subjekte für sie gewonnen, unter welchen ein Herr Breitting für den Liebling des Publikums gilt. Seit einigen Tagen von einer mehrwöchentlichen Reise aus Wien zurückgekehrt, trat er gestern in der 112ten Vorstellung der Stummen von Portici auf. — Die auffallendste Erscheinung in unserer Bühnenwelt ist die seit den ersten Tagen des Septembers hier anwesende Demoiselle Taglioni. Am 18ten trat sie zum ersten Male im Ballet Sylphide auf, die eine ihrer Forcerollen zu seyn scheint; seitdem tanzt sie wöchentlich drei- bis viermal in unserm großen Nationaltheater. Jedesmal erregt ihr Auftreten im überfüllten Hause den höchsten Enthusiasmus, und Alles behauptet, etwas der Art sey noch nie in unserm Norden gesehen worden. Sie soll von der Direktion auf drei Jahre engagirt seyn, erhält jedes Jahr 60,000 Rubel und zwei Benefize, spielt dafür nur sieben Monate und reservirt sich fünf Monate zu Gastrollen im Ausland. Das Drängen zu ihren Vorstellungen übersteigt alle Begriffe, ungeachtet die Preise um das Vierfache erhöht sind. So müssen die meisten unserer Schaulustigen entweder ganz dem Vergnügen entsagen, die Taglioni zu sehen, oder es auf lange, unbestimmte Zeit hinausschieben. Diese Schausucht äußert sich hier bei allen neuen Bühnenerscheinungen, und je mehr sie kosten, desto reger ist sie. Unser Publikum vereint mit der Genußsucht eine unzähmbare Neugier; hat es diese aber einmal befriedigt, so gehen später die schönsten Kunsterzeugnisse und deren Darsteller unbeachtet an ihm vorüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. November 1837.

Singulier mélange de courage et de frivolité.
Mad. de Staël.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea verließ das Zimmer sehr befriedigt von seiner Audienz. Die schöne Aurore mit ihrer Tante bewohnte eine Zimmerreihe im Schlosse selbst. In der ersten Zeit ihrer Trauer erschien sie nirgends; erst nach Verlauf eines Jahrs nahm sie Theil an den Vergnügungen des Hofs. Während dieser Zeit hatte sich Andrea in der Gunst des Herzogs befestigt und wagte es jezt, sehr ernstlich an die Lösung seines dem Dichter des Oberon gegebenen Versprechens zu denken. „Ich muß sie an den Altar führen, diese reizende Schöne," rief er bei sich selbst; „ich liebe sie nicht, wenigstens nicht so heftig und nicht so ernstlich, daß ich aus Leidenschaft thäte, was ich thue; aber ich habe mein Wort verpfändet, und das muß ich lösen." Er warb jezt förmlich um Auroren, und erhielt sowohl von der Tante als vom Fürsten eine entschieden abschlägige Antwort. „Wo denken Sie hin?" rief der Herzog. „Sie wollen es Napoleon zuvorthun und noch schneller Deutschland erobern als er! Wenn ich Sie auch in den Adelstand erhöbe und mit Reichthümern überschüttete, so würden Sie doch in den Augen jener Leute nichts als ein Parvenü seyn. Wissen Sie, was das heißt, an Rechte tasten, die Jedermann für unverletzbar hält? Sie sind ein Abenteurer und haben die Grundsätze eines Abenteurers. Es ist gefährlich, sich mit Ihnen einzulassen."

In Andreas Charakter lag weder Rachgier noch Tücke; er empfand den Stachel jener Worte nur oberflächlich. Sein eigentliches Wesen war ein unzerstörbarer, frischer Leichtsinn, der immer nur mit dem Glanz und den Effekten des Lebens spielen mochte. Solche Charaktere wollte jene Zeit, diese waren es, die sie erhob, die in dem tiefen, stürzenden Strudel, der alles Feste und Starke in sich hineinzog, allein oben schwammen und triumphirten. Das unglückliche Resultat der Ansprache hatte keine weitern Folgen, als daß bei dieser Gelegenheit einige scherzhafte Gedichte entstanden, die dem Hofe zur Belustigung dienten. „So ist ein Franzose!" sagte die alte Oberhofmeisterin, indem sie dabei ihr Porzellandöschen durch eine ungeheure Prise erschöpfte; „immer heiter, immer aufgeweckt zu Possen! Man nimmt ihm seinen Gott, man nimmt ihm seinen König, endlich sogar nimmt man ihm sein Mädchen — was thut er? er zählt an den Fingern die Sylben eines Madrigals ab, durch das er seine Feinde züchtigen will. O wie bin ich begierig, die Bekanntschaft dieser Leute einmal recht in der Nähe zu machen!"

Dieser Wunsch einer alten Ehrendame wurde erfüllt: die Schlacht von Jena ward geschlagen. Welche Ereignisse, welche Schrecken traten jezt in's Leben! Die Muse der

Geſchichte, die die vollgeſchriebene Tafel des achtzehnten Jahrhunderts eben niedergeſezt hatte, griff mit Haſt nach der neuen Tafel, um deren friſche Weiße ſogleich mit blutigen Zeichen zuzudecken. Zerbrochen fiel der kleine Scherz der Zeit nieder vor dem eiſernen Druck der Hand, die plözlich aus den Wolken herabgriff. Auch unſer Held wurde einer Kataſtrophe entgegengetrieben.

In einer Nacht weckte man ihn ungeſtüm. Ein Fremder, in einen weiten Mantel gehüllt, trat in ſein Zimmer und ſchloß die Thüre hinter ſich. Sein ganzes Weſen zeigte, daß er zu gebieten habe. Andreas Vorwürfe und Fragen wurden durch ein langes, verachtendes Stillſchweigen beantwortet. Endlich erhob ſich die Stimme des Fremden: „Mein Herr, Sie ſind ein Franzoſe?“ — „Ja.“ — „Was machen Sie hier an einem fremden Hofe? Sind Frankreichs Ruhm, ſind Frankreichs Waffen noch nicht zu Ihrem Ohr gedrungen? Mich dünkt, man hätte unſere Kanonen ſprechen hören können.“ — „Das hat man,“ entgegnete Andrea mit einem leichten, vorübergehenden Lächeln. — „Und haben Sie die Sprache dieſer kräftigen Redner verſtanden?“ fragte jener. „Mich dünkt, ſie ſagten Ihnen, daß Sie hier nicht an Ihrem Platze ſeyen.“ — „Mein Herr,“ rief Andrea in empfindlichem Tone, „Sie gehen darauf aus, mich zu belehren. Und wo wäre denn mein Platz, wenn ich fragen darf?“ Der Fremde machte eine Bewegung mit dem Arm, wie Einer, der in die Ferne zeigt. „Dort iſt Ihr Platz! beim Kaiſer, bei Ihrem Herrn; nicht hier am Hofe des Dieners, eines Dieners, eines Thoren, der, als Frauenzimmer gekleidet, ſich von ſeinem Hofſtaat die Cour machen läßt.“ Andrea erwiderte mit einer raſchen Aufwallung des Zorns: „Mäßigung, mein Herr, wenn wir Freunde bleiben ſollen! Dieſer Fürſt, von dem es Ihnen beliebt, in Ausdrücken, die ich nicht billigen kann, zu ſprechen, iſt Souverän. Er iſt mein Beſchüzer, mein Wohlthäter; ich finde es der Ehre zuwider, ihn zu verlaſſen gerade in einem Zeitpunkte, wo tauſend Andere an meiner Stelle ihn vielleicht verlaſſen würden.“ — „Das ſind nicht die Geſinnungen eines Franzoſen!“ rief der Fremde mit raſchem Unwillen. „Es ſind die Geſinnungen der Ehre,“ erwiderte Andrea feſt. Es verging eine lange Pauſe, während welcher der finſtere Eindringling ſich an's Fenſter ſtellte und unverwandt auf den dunkeln Schloßplatz blickte. Endlich wandte er ſich wieder zu Andrea und ſagte: „Die Zeit drängt; es iſt nicht der Augenblick für diplomatiſche Feinheiten und Phraſen. Eine einzige Frage wird entſcheiden, wie wir zu einander ſtehen.“ Er trat bei dieſen Worten nahe an Andrea heran und dieſer ſah zum erſten Mal in das blaſſe edle Geſicht ſeines Gegners. „Sie ſind hier am Hofe bekannt,“ hob jener jezt an, „Sie kennen die Verhältniſſe des Fürſten, ſeine Verbindungen und Hoffnungen. Bringen Sie darüber Ihre Gedanken zu Papier und händigen Sie mir dieſe Schrift ein. Der Gebrauch, den ich von Ihren Mittheilungen mache, wird ein discreter ſeyn, und dennoch wird ganz der Vortheil auf Ihre Seite fallen.“ Andrea antwortete mit feſter Stimme: „Sie haben ſich in der Perſon geirrt, mein Herr. Das Geſchäft, das Sie mir aufbürden möchten, verträgt ſich ſchlecht mit den Geſinnungen, die ich Ihnen zu äußern eben die Ehre hatte.“ Der Fremde entfernte ſich ſtillſchweigend.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſezung.)

Ich war nun wieder zum Niveau des Sees heruntergekommen, wo er in einem Strombette abfließt und bald mit den aus Hallingdal kommenden Zuflüſſen den Namen Drammen annimmt. Eine Fähre brachte mich und mein Carriol am Ausfluſſe des Sees auf die andere Seite, wo die Reiſe nach einem kleinen Frühſtücke weiter ging. Abermals zieht ſich der Weg in die Höhe, weil das felſige und ſchroffe Strombett an ſeinen Seiten einer Straße keinen Platz läßt; Stromſchnellen und Waſſerfälle reihen ſich an einander; ſind dieſe lezteren nicht ſehr bedeutend, ſo ſcheinen ſie nicht einmal Namen zu haben. Einen jedoch nannte man mir als Ingebergs-Fos. Zu beiden Seiten ſteigen in rundlichen und fruchtbaren, d. h. mit Wieſen und Kornfeldern bedeckten, oben waldigen und felſigen Erhöhungen bedeutende Berge empor: ſo geht es fort bis nach Hougſand, wo ſich links hin das weite Drammenthal öffnet, rechts ab der Weg nach Kongsberg führt. Wer jedoch dieſen Weg ohne Unterbrechung machen wollte, würde ein intereſſantes Intermezzo verſäumen und dies, wenn er ein Deutſcher iſt, doppelt bereuen. Es liegen nämlich zwiſchen Vigerſund und der nächſten Station, eine halbe Stunde ſeitwärts im Gebirge, zu Modum, die Kobaltwerke des Herrn Benecke von Gröbezberg aus Berlin, die in der Umgegend auch, unſtreitig von dem dabei liegenden Waſſerfalle, Foſſumwerke genannt werden. Man biegt rechts ab von der Straße, ſezt in einer felſigen Schlucht auf einer Fähre über den Drammen * und fährt dann auf ſteilen Wegen aufwärts, bis man durch den freundlichen Anblick des Bergdorfes überraſcht wird.

* Es iſt eigentlich nicht richtig, der Drammen zu ſagen, denn das en am Schluſſe iſt nichts als der angehängte Artikel, allein es würde doch wohl affektirt klingen, ſich hier von dem deutſchen Sprachgebrauche zu entfernen.

Auf einer grünen Anhöhe liegt allein das hübsche Haus des Herrn Wegner, des Oberinspektors der Bergwerke. Kleine englische Anlagen ziehen sich neben demselben bergan; durch eine Schlucht von dem Hügel getrennt, auf welchem diese Wohnung liegt, steigt als Hintergrund der mächtige Kopplansaas, ein schöngestalteter schroffer und kahler Felsberg, hoch in die Luft; den Hügel herunter liegen einzelne Wohnhäuser, darunter das des zweiten Inspektors, Herrn Roschers; am Fuße des Abhangs aber ziehen sich in einer langen Straße die kleinen, reinlichen Wohnungen der Arbeiter hin. Der Weg zu den Werken biegt am Ende dieser Straße rechts ab, in eine tiefe, enge Felsschlucht hinunter.

Nachdem ich mich bei Herrn Wegner gemeldet, der leider gerade am Mittagstische saß, so daß ich ihn nur bitten konnte, mir Jemanden in das Bergwerk mitzugeben, und mich derselbe an Herrn Roscher gewiesen hatte, in dessen Wohnzimmer die wohlbekannten Gegenden der sächsischen Schweiz mich begrüßten, fuhr ich in die schon erwähnte Schlucht hinab. Der enge Eingang zwischen den hohen und steilen Bergen läßt ein finsteres Loch erwarten, allein diese Erwartung wird angenehm getäuscht. Ein tiefes, enges Thal öffnet sich, durch das ein Bergstrom rauscht. Auf seinem diesseitigen Ufer stehen die Gebäude, in welchen Smalte bereitet wird, unmittelbar an den schroffen Felsen von grauweißlicher Farbe, welche den Kobalt enthalten; jenseits ziehen sich weniger steil Wiese und Waldberg hinan. Das Ganze hat eigentlich nicht sowohl die Physiognomie eines Bergwerks, als vielmehr das Ansehen eines Steinbruchs, in dessen Nachbarschaft eine Glashütte sich befindet; auch ist ja Smalte nichts als gepulvertes Glas von blauer Farbe. Der kobalthaltige Stein wird zuerst in Oefen gebrannt, dann mit ausgebranntem Quarz, welcher schon bereitet von den Bauern der Umgegend herbeigeführt wird, und den übrigen gewöhnlichen Ingredienzen des Glases zu einem Flusse von dunkelblauer Farbe geschmolzen. Aus dem Schmelzofen wird die flüssige Glasmasse, ohne vorher gekühlt zu werden, unmittelbar in kaltes Wasser geworfen, die hiedurch entstehende spröde und brüchige Masse hierauf zu Pulver gestampft und gemahlen, dieser Glasstaub alsdann gesiebt und nach der Feinheit gesondert, und die Farbe, welche man Smalte nennt, ist fertig. Aus dieser Bereitungsart ergibt sich von selbst, daß sie keinen sehr ausgedehnten Gebrauch zuläßt; aus wollenen Geweben z. B., die man damit färben würde, müßte sie wieder ausstäuben, da Glas sich im Wasser nicht auflöst; man kann sie daher hauptsächlich nur zum Anstreichen und zum Färben in Feuer gearbeiteter Gegenstände benutzen. Doch ist auch die Bläue, welche unsere Frauen bei feiner Wäsche unter die Stärke mischen, nichts als Smalte. Zwar ist der Kobalt ein nicht sehr häufig vorkommendes Mineral; allein schon der Verbrauch der in diesem Bergwerke gewonnenen Masse von Färbestoff scheint räthselhaft; der junge Berliner wenigstens, ein Mineralog, der sich hier auf einige Jahre als Aufseher engagirt hatte und der mich herumführte, versicherte mich, daß in Europa die Menge der bereiteten Smalte nicht verbraucht werde, daß dagegen die Chinesen eine sehr bedeutende Menge derselben zu consumiren scheinen, nicht nur zum Zweck der Porzellanmalerei, was bekannt ist, sondern auch zum Bestreuen der Wege in ihren Gärten, eine Sitte, welche die Holländer, die so viel Aehnlichkeit mit den Chinesen haben, in ähnlicher Weise nachahmen sollen. Außer dieser Farbe wird bei der Bearbeitung des Kobalts eine bedeutende Menge Arsenik gewonnen, der bei dem Ausbrennen des Gesteins in einem Giftfange sich ansetzt. Die Ausbeute an diesem Stoff ist hier so ausgiebig, daß sie die Nachfrage weit übersteigt. Der Arsenikfang, hier ein mehrere hundert Fuß langer, viereckiger Gang, zieht sich wagerecht längs der Felsen hin. An den Wänden desselben schlagen die erkaltenden Dämpfe den Arsenik nieder, der dann von Zeit zu Zeit durch kleine Knaben, für welche Einschlupflöcher an verschiedenen Stellen geöffnet werden können, herausgeholt wird: ein gefährliches Geschäft, höchst ungesund, wie auch die Arbeit an den Brennöfen selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Beleidigung der Königin bei ihrer Ankunft in London.

Die Königin ist nach der englischen Phrase um drei volle Tage besser gewesen als ihr Wort: sie hat sich statt am 7ten November bereits am 4ten von Brighton nach London erhoben; vielleicht eine nachträgliche Bestätigung dessen, was ich früher bemerkt, daß der Aufenthalt in Brighton dem guten Geschmacke der jungen Monarchin je kürzer, je besser gefällt. Das Ereigniß ihrer Rückkehr, wie willkommen es auch ihren treuen und — commerziell gesinnten Londonern war, ging insofern ohne öffentliche Beachtung vorüber, als nur einige hundert Menschen vor den Thoren des neuen Pallastes sich versammelten, die Ankommende zu begrüßen. Dies aber konnte es nicht seyn, was das Roth auf den Wangen der Fürstin gebleicht, die freundlichen Züge in düsstern Ernst gelegt und sie von der Gewohnheit abweichen ließ, den Gruß der Menge durch Anerkennung zu belohnen. Es war deutlich, daß irgend etwas, ihr innerstes Gemüth beschäftigend, ihr Auge von der Menge abzog, irgend etwas Unangenehmes ihr begegnet war und sie noch nicht Zeit gehabt hatte, den Eindruck zu verwischen. Auch die Herzogin von Kent, der Königin zur Seite, blickte ungewöhnlich ernst vor sich nieder, und die Gräfin von Mulgrave, die Dritte in dem offenen Wagen, sah aus, als hätte sie eben einen tödtlichen Schreck gehabt. All dies wurde wahrscheinlich von

Vielen aus einer, der Königin plötzlich zugestoßenen Unpäßlichkeit erklärt; denn schon wenige Stunden später ging das Gerücht, Ihre Majestät sey krank zurückgekommen. Die Besorgniß, daß dies die vorbereitete glänzende Feier des 9ten Novembers vereiteln werde, und die Täuschung tausendfacher, hieran geknüpfter Interessen reichten vollkommen hin, das Gerücht schnell von Mund zu Mund zu führen, und es hieß am folgenden Morgen bunt durcheinander, die Königin habe das Scharlachfieber, die Masern, die schwarzen Pocken, ihr Zustand sey sehr bedenklich, im Pallaste laufe Eins wider das Andere, die Leibärzte haben ein, die Gefahr halb und halb ankündigendes Bülletin ausgegeben und das Ministerium sitze in Berathung. Dieser folgende Tag war ein Sonntag, ein müßiger Tag, und da für einen Londoner November das Wetter alles Lob verdiente, es nur ein wenig Nebel, nur ein wenig Regen und mitunter sogar ein wenig Sonnenschein gab, drängten von frühester Stunde an Tausende sich nach dem Pallaste, um hier zu erfahren, daß Ihre Majestät nicht krank sey, wohl aber bei ihrer gestrigen Ankunft einen großen Schreck gehabt habe.

Jedermann weiß aus den Tagesblättern, daß sie von einem Mann mit den plumpsten Schimpfworten angefallen und als Thronräuberin bezeichnet worden; eben so ist bekannt, wie sich die Königin dabei benommen. An der Person des angeblichen Sohns Georgs IV. war ihr und ihrer Begleitung besonders das Ordenszeichen aufgefallen, das er trug. Es ist in England nicht wie in manchem andern Lande, wo unter zehn wohlgekleideten Männern bisweilen neun mit Kreuzen und Bändern, mit Schleifen und Schnallen behangen sind. Hier erkennt man an solchem, bei nicht festlicher Gelegenheit getragenen Schmucke regelmäßig den Ausländer, und daher kam es, daß im Pallaste der verschwundene Frevler Anfangs wirklich für einen Ausländer gehalten wurde. Der Einzige, der den Mann einigermaßen beschreiben konnte, war ein Diener, der hinter der Königin gesessen, und glücklicherweise genügte diese Beschreibung, den Verdacht von den Ausländern abzuwenden und die Polizei auf die richtige Spur zu leiten. Am lezten 24sten Mai, dem Geburtstage der damaligen Prinzessin Victoria, war im Garten von Kensington ein Mann verhaftet worden, weil er einen für die Prinzessin bestimmten Lehnstuhl eingenommen; er hatte sich im Verhör für einen Sohn Georgs IV. und der Königin Caroline ausgegeben, sich übrigens, außer dieser fixen Idee, ganz verständig erwiesen, und war auf sein Ehrenwort, sich ruhig verhalten zu wollen, entlassen worden. Er hatte sich John Good genannt, früher Hauptmann im zehnten Infanterieregiment. Dem Polizeiinspektor blieb kaum ein Zweifel, daß der Fremde derselbe sey; er begab sich daher sofort in dessen, damals namhaft gemachte Wohnung, nicht, um ihn zu arretiren, denn solche Befugniß steht in England keinem Polizeibeamten eo ipso zu, sondern bloß, sich zu erkundigen, ob besagter Good die Wohnung noch innehabe.

(Die Fortsezung folgt.)

St. Petersburg, November.

(Fortsezung.)

Weibliche Schaulust.

In Beziehung auf dieses Drängen und Treiben zur Bühne bei neuengagirten Schauspielern oder bei Stücken von großem Ruf, in Beziehung auf die Sucht, dabei auf den ersten Plätzen zu brilliren, muß ich Ihnen eine Anekdote mittheilen, die zur Charakterisirung unsers schönen Geschlechts dienen mag. Die Stumme von Portici war lange das Lieblingsstück unsers ganzen Publikums. Im ersten Winter brachte das Stück unsere ganze Bevölkerung in eigentlichen Aufruhr. In allen Cirkeln sprach man nur von der Stummen; unsere jungen Elegants beider Geschlechter sangen und spielten in Gesellschaften nur Arien aus ihr. Billette zu Vorstellungen der Stummen zu erhalten — obgleich die Preise gleichfalls hoch angesezt waren — war äußerst schwer, wo nicht unmöglich. Während dieser allgemeinen Aufregung erhält ein junger Mann aus den höhern Ständen von seiner sehr reichen Braut, einem jungen, reizenden, dem russischen Mittelstande angehörenden Mädchen, die Aufforderung, ihr zu einer der nächsten Vorstellungen des Stücks ein Billet für eine Loge im ersten Rang zu verschaffen, aber nur, bedeutet sie ihm nochmals, zu einer Loge ersten Ranges. Er verspricht es, kann aber trotz aller Bemühung ihrem Wunsche nicht Genüge leisten. Am Tage jeder Vorstellung der Stummen findet er sich in den ersten Vormittagsstunden an der Kasse ein, und jedesmal entgegnet man ihm, alle Billette zu den ersten Ranglogen seyen vergriffen. Man bietet ihm Billette zu den zweiten Ranglogen, aber die gemessene Ordre seiner Braut erlaubt ihm nicht, sie anzunehmen. Sie empfängt ihn immer kälter, ihre Laune wird immer unerträglicher, er jedoch läßt von seinen Bemühungen nicht ab. Eines Morgens, da er im größten Unmuth wieder von der Theatercasse weggeht, bietet ihm im Vorhause ein Unbekannter, sehr dürftig gekleidet, das so lange ersehnte Billet zum ersten Rang für hundert Rubel an. Er findet den Preis enorm, wiegt das theure Billet einige Sekunden in der Hand, greift nach kurzem Besinnen zum Portefeuille, nimmt die verlangte Note heraus, gibt sie dem Unbekannten und eilt, innig vergnügt, endlich am Ziele seiner Mühen zu seyn, zur Heißgeliebten. Mit triumphirender Miene überreicht er ihr das kostspielige Billet. Ein verbindliches Lächeln und die Worte: ich danke herzlich, machten den Bräutigam überglücklich. Annette konnte den Tag der Vorstellung kaum erwarten. Wohl zehnmal des Tags probirte sie ihre neuesten Kleider, legte den Brillantenschmuck an und berieth sich mit dem Spiegel. Der ersehnte Tag erschien. Sie wollte an ihm von keinem Andern als von Monsieur Heliot, dem Friseur der Kaiserin, coëffirt seyn. Da aber mehrere brillante Soiréen an diesem Tage angesezt waren, so konnte Heliot ihr nur in einer frühen Vormittagsstunde aufwarten. Sie mußte sich darein ergeben, und von ihm coëffirt, wagte sie keine freie Bewegung im Zimmer, fürchtend, die schöne Frisur zu verderben. Der ganze Nachmittag vergeht mit dem Anzuge; kurz vor sieben endlich ist die Toilette ganz beendet, und die Ueberglückliche empfängt, im größten Staate prunkend, mit anmuthsvollem Lächeln den Bräutigam. Man eilt, den schon lange harrenden Wagen zu besteigen, der in wenigen Minuten vor dem Alexandratheater hält. Kaum wird es ihnen möglich, sich hier durch die wogende Menschenmasse bis zur Galerie zu drängen. Endlich ist Annette mit ihrer Suite in der ersehnten Loge und so auf dem Gipfel ihrer Wünsche. Triumphirend richtet sie ihre Blicke auf die Nachbarlogen, auf die bunte Menge, die unten wogt, und der noch immer neue Schaaren von außen zuströmen. Auch ihr Erscheinen wird bald von den Logen und dem Parterre aus wahrgenommen; Ferngläser aller Art werden in Bewegung gesezt, um ihren nach der neuesten Mode arrangirten Putz zu bewundern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 28. November 1837.

— How like you this wild counsel?
Swacks it not something of the policy?
Shakespeare.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Um wenigſtens die am Ausgang des Giftfangs ausſtrömenden Dämpfe möglichſt unſchädlich zu machen, hat man dieſen bis gegen einen großen Waſſerfall hingeleitet, welcher Hongfos genannt wird, und in waſſerreichen Jahren die Größe des Rheinfalls erreichen ſoll. Der freilich möchte eine gute Portion Arſenik verdauen können; in dieſem Jahre jedoch, das im Norden durch ſeine große Trockenheit ſich auszeichnete, war die Waſſermenge zu klein, als daß dieſer Cataraft mich lange hätte feſſeln können. Auch wird man hier zu Lande der Waſſerfälle ſo ſehr gewohnt, daß ſelbſt ſolche, zu denen man in Deutſchland wallfahrten würde, für ſich keinen Reiz mehr haben, den ſie übrigens durch den Charakter, welchen ſie der Gegend geben, in einer andern Weiſe doch behaupten.

Die Sonne war indeſſen ſchon im Sinken, und es galt, die Reiſe zu beſchleunigen. Auf die Hauptſtraße zurückgekehrt, war der erſte Punkt, der wieder Intereſſe darbot, der Waſſerfall von Hougſund und dieſes Städtchen ſelbſt. Der Fall treibt Sägemühlen in einer tiefen Schlucht; das Städtchen zieht ſich in einer langen Reihe zwiſchen dem Fluſſe und der Bergecke hin, um welche jener gegen Oſten dem Drammenfjord zuſtrömt; die Häuſer ſehen recht heimlich aus; ſie haben meiſt Vordächer über den Thüren, von hölzernen Säulen getragen, und Bänke zu beiden Seiten des Eingangs. Zum fünften Male mußte ich hier an dieſem Tage mit meinem Carriol mich über das Waſſer ſetzen laſſen, worauf ich weiter nach Kongsberg eilte. Es gelang mir denn auch mittelſt eines kleinen Gewaltſtreichs, dort um eilf Uhr Abends anzulangen. Zwiſchen Hougſund und Kongsberg liegt nämlich noch eine Station, auf welcher mein Poſtjunge ſein Pferd zurückzunehmen das Recht hatte. Da jedoch die Nacht bereits einbrach und ich befürchtete, nicht leicht wieder ein Pferd zu bekommen, ſo machte ich von dem ſogenannten Convenienzrechte Gebrauch, dieſer ſchönen Erfindung der Diplomaten, welche das Recht nach dem Nutzen zu beugen erlaubt, und fuhr, da ich Zügel und Peitſche in der Hand hatte, ohne Weiteres vorüber. Der Poſtjunge proteſtirte zwar ſehr auf ſeinem Hinterſitze und wahrte ſein Recht, das er mit der That nicht zu ſchützen vermochte, nicht minder kräftig als der Pabſt alljährlich ſeine Lehensherrlichkeit über Neapel und Parma. Bei alle dem war ich doch noch weit gerechter, als die Diplomatie verlangt, indem ich dem Poſtjungen die doppelte Taxe für ſein Pferd bezahlte und ihn alſo nur gegen eine mehr als

vollgültige Entschädigung aus seinem Gebrauchsrechte, wenn ich so sagen darf, exproprirte.

In Kongsberg wartete meiner eine freundliche Ueberraschung. Es war vollends Nacht geworden, als ich in das tiefe Thal hinunterfuhr, in dessen Grunde die Stadt liegt. Schwarze Gewitterwolken hatten den ganzen Himmel überzogen, und an Straßenbeleuchtung war nicht zu denken. Endlich gelangte ich aber doch glücklich vor ein Blockhaus, in welchem kein Licht zu sehen war und dessen Hofthor sich ziemlich lange nicht öffnen wollte. Kaum war ich aber durch die Küche geführt worden, als sich die Scene gänzlich veränderte. Ein geräumiges, hübsch möblirtes Zimmer mit einem jener großen, zweischläfrigen Himmelbetten, die in Norwegen allgemein sind, nahm mich auf; der Thee und das damit verbundene Abendbrod wurden fast wie in einem Gasthofe des Rheins servirt und machten, wie auch das treffliche Gabelfrühstück, das ich am folgenden Tage hier genoß, der freundlichen und wohlbeleibten Madame Hinsch, deren Gasthaus ich allen Fremden bestens empfehle, alle Ehre.

Nach einem erquickenden Schlafe sah ich zu meinem Leidwesen den Regen in Strömen herabfließen, allein das Glück gab mich nicht auf; nach einiger Zeit ließ er nach und ich begab mich zu dem Bergmeister, Herrn Ström, bei welchem die Erlaubniß, die Silbergrube zu sehen, einzuholen ist. In einem kleinen Hause fand ich einen Mann, dessen Wesen und Umgebung echte Bildung verrieth. In seinem Arbeitszimmer hingen alte Oelgemälde; er war in Deutschland gewesen und sprach mit Interesse von diesem Lande. Das ist eben auch ein besonderer Reiz Norwegens, daß man in der kaum bewältigten und kaum zu bewältigenden Natur, in den einfachsten Verhältnissen der Gesellschaft Männer trifft, deren Bildung zwar nicht auf dem Niveau der Tagesliteratur steht und stehen kann, die aber den Einfluß der Bildung auf Gemüth und Leben weit reiner zur Anschauung zu bringen geeignet sind, als viele Gebildete und Gelehrte civilisirterer Länder. Uns andern schlägt das Material des Wissens gleichsam ob dem Kopfe zusammen, wir haben zu thun, um uns nur den freien Athem darin zu erhalten; zugleich ist es überall so sehr mit praktischen Zwecken zerfezt, durch den Einfluß verwickelter gesellschaftlicher Verhältnisse gefärbt und getrübt, daß wir zu einem ruhigen und reinen Genusse wahrhaft humaner Bildung kaum gelangen und eben deßwegen ihrer durchgreifenden Einwirkung kaum theilhaftig werden können. Dagegen befinden sich in einem Lande wie Norwegen die Gebildeten in einer der beneidenswerthen Stellung der Alten weit näheren Lage; sie können ruhig aus der nicht überfüllten Schale der Weisheit trinken, und der einfache Zustand des politischen wie des geselligen Lebens vermag die ebene Stille der Seele nicht zu stören, durch welche die Kraft des Heils, das dieser köstlichste aller Gesundbrunnen birgt, in ihrer Wirksamkeit bedingt wird. Endlich hat auch die rauhe und erhabene Natur ihnen eine Kraft und Ausdauer gegeben, die sie vor dem Einschlummern und Versumpfen in unthätiger Bequemlichkeit bewahrt.

(Die Fortsezung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Beschluß.)

Andrea wußte wohl, daß jezt seines Bleibens in N. nicht länger war. Er entschloß sich zu fliehen. In einem Geheimgespräch theilte er dem Fürsten das Vorgefallene mit, und dieser billigte seinen Entschluß. Die nächste Nacht schon war zur Ausführung dieses Unternehmens festgesezt. Die Straßen waren mit Raubgesindel aller Art und aufgelösten Heeresabtheilungen bedeckt; allgemeine Verwirrung, wohin man nur blickte. Trotz diesen Schwierigkeiten des Entkommens, hatte sich unser Abenteurer dennoch vorgesezt, nicht allein zu entfliehen: die schöne Aurore sollte sein Schicksal theilen. Er fand Mittel, sie ohne Zeugen zu sprechen, er warf sich vor ihr nieder, bestürmte das schwache Herz der Schönen mit den eindringlichsten Worten, zeigte ihr die Verwirrung der Zeit, das Ungewisse ihres künftigen Besitzes an Rang und Reichthümern, bewies ihr, wie nöthig es sey, in solchen Stürmen eine Stüze zu finden, und endlich erinnerte er sie an die schönen Jahre, die sie gemeinsam auf dem Schlosse des Barons verlebt. Eine solche Sprache in einem solchen Momente hat etwas Unwiderstehliches. Aurore hatte sich schon lange in ihren Träumen und Gedanken als Geliebte, als Gattin des schönen Andrea angesehen, und ihr Gefühl war jedenfalls der Liebe näher als das seinige. Aurore entschloß sich, zu fliehen. Mit ihrem Juwelenkästchen unter dem Arm stand sie an der Gartenpforte des Pallastes, als Andrea, von einem vertrauten Diener begleitet, kam, um sie abzuholen. Eine rasche Postchaise brachte sie aus den Thoren von N. in nicht langer Zeit nach W.

Diese Stadt hatten eben die feindlichen Heere verlassen, nachdem sie sie einer starken Plünderung unterworfen. Hier war es, wo Andrea sich bereitete, die Früchte seiner Ritterthat zu ernten. Wie Hüon vor Karl dem Großen mit der Beute seines Sieges erscheint, so trat unser Held in die Studierstube des Dichters des Oberon und stellte ihm seine reizende junge Gemahlin vor. Ein französischer Regimentsprediger hatte das Paar vor wenigen Stunden zusammengegeben. Wieland erstaunte und erkundigte sich nach den nähern Umständen dieser

Vergebenheit. Er hatte von Andreas Aufenthalt in N. gehört, von der auszeichnenden Behandlung, die ihm der Herzog zu Theil hatte werden lassen, er selbst liebte den jungen Franzosen, und so konnte er die junge Baronesse am Arm ihres Ritters nicht für unglücklich halten. Er übernahm, auf Bitten unsers Andrea, sogar das Vermittleramt, indem er die Tante und den Herzog von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen versprach.

Wer war jezt glücklicher als unser Held? Seine Jugend, sein Enthusiasmus waren gleichsam mit dieser verwegenen That abgeschlossen; er eilte jezt, sich eine ruhige, feste Existenz zu verschaffen, denn er sah ein, daß es nur frecher Uebermuth eines Glücksritters genannt werden konnte, wenn er jezt noch, mit den Schätzen, die ihm das Glück anvertraut, den kühnen Wagehals spielen wollte. Nicht sein eigenes, leicht bewegliches Geschick, die Zukunft eines zarten Weibes, das ihn liebte, das in ihm die Stütze suchte, stand jezt auf dem Spiele. Er entschloß sich, nach Berlin zu gehen.

Vor dem Gasthofe eines kleinen Landstädtchens trifft er ein Cabriolet. Die Reisenden nehmen eben in Eile darin Platz; der Eine stößt einen französischen Fluch aus und zugleich einige Verse aus der „Pucelle," der Andere singt halb vor sich: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Es ist der Graf und der Buchhändler. In dem engen Raum eines zerbrechlichen Fuhrwerks zusammengedrängt, fahren der Atheismus und der Pietismus zusammen nach Berlin. Unser Held gibt sich ihnen zu erkennen. „Sie sehen," rief ihm der Graf zu, „wir retten uns. „Hinten ist der Druckerkasten aufgeschnallt; so wie wir ankommen, geht das Geschäft weiter." — „Das ist das alte Frankreich, das mit dem alten Deutschland gespenstisch herumfährt!" dachte Andrea bei sich.

Es war unserm Freunde schon lange ein junger Mann nachgereist, Anfangs von ihm wenig beachtet; endlich trat jener mit dem Wunsche hervor, Dienste zu nehmen bei Andrea. Er wurde angenommen. Der neue Kammerdiener versah sein Geschäft ausnehmend gut. Immer bereitwillig, freundlich, höflich, hatte er nur eine Eigenschaft in seinem Wesen, die nicht gefallen konnte, etwas Lauerndes, Verstecktes, Heuchlerisches. In Andreas offene Seele kam aber kein Verdacht. Er langte in Berlin an; seine Freunde aus N. hatten ihm bald eine ruhige, nicht unansehnliche, mit einigem politischen Einfluß verknüpfte Stelle verschafft. Die liebenswürdige Aurore war an seiner Seite ein Engel der Sanftmuth und der heitersten Zärtlichkeit. Die Verhältnisse gestalteten sich so, daß es scheinen konnte, unseres Freundes Glück sey auf die Dauer angelegt. Er hatte die männlichen Jahre erreicht, die Jahre der Bedeutung, des ernsten Wirkens, die Jahre, die für den Nachruhm arbeiten. Aber Andrea sollte nicht die achtungswerthe Höhe geläuterter Bestrebungen gewinnen; eine fremde Hand bemächtigte sich mit frechem Uebermuthe seines Geschicks. Da er nach dem Willen einer gewaltthätigen Macht sein Leben nicht modeln wollen, zerschnitt sie schnell den Faden desselben.

In einer Nacht, da er von einer glänzenden Gesellschaft nach Hause kommt, verlangt der Erschöpfte eine Erfrischung. Charles Dupré, der Kammerdiener, setzt ein Glas Limonade vor ihn hin, das Andrea in vollen Zügen ausschlürft. Charles wünscht ihm mit seiner unterwürfigen Miene und mit dem verstellt gutmüthigen, heuchlerischen Lächeln gute Nacht, und entfernt sich. Bald tönt die Klingel aus dem Schlafgemache, um ihn zurückzurufen, aber im ganzen Hause ist kein Charles Dupré zu finden. Andrea liegt in Krämpfen; seine Gattin, die Hausgenossen, ein Arzt, in der Eile herbeigerufen, umstehen das Lager des Unglücklichen. Jede Hülfe kommt zu spät; er stirbt, wie der Arzt erklärt, vergiftet. Auf dem Nachttische findet man einen Zettel, auf dem von einer unbekannten Hand die Worte stehen: „Urtheilsspruch, an Andrea Ganelli, dem Hochverräther, vollzogen am 7ten Juni 1808."

So endete ein kecker Muth, ein frisches, jugendliches Streben, ohne zu den Erfolgen gelangen zu können, die wohl hundert minder Begabte in jener stürmischen Zeit mit Leichtigkeit erreichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

(Beschluß.)

Weibliche Schaulust. Sprachforschungen.

Unterdessen weilt der von einem besondern Unglücksstern verfolgte Bräutigam noch immer draußen im Korridor, und indem er, seinen Pelz abwerfend, die Loge betreten will, hält ihn der Logendiener mit den Worten zurück: „Mein Herr, mit diesem Billet darf ich Sie nicht einlassen, es ist ein altes; wo haben Sie es her?" — „Mein Gott!" ruft der bestürzte Alexander, „ich habe es vor drei Tagen einem Unbekannten, den ich hier vor Eurem Hause traf, für hundert Rubel abgekauft." — „Da sind Sie sehr unvorsichtig gewesen," erwidert der Diener. „Sie hätten mit jenem Menschen, der Sie getäuscht hat, an der Casse erscheinen sollen." — Der Unglückliche war wie betäubt. Er vermochte keinen Entschluß zu fassen, sich nicht von der Stelle zu rühren. Er hätte bis zum andern Morgen so gestanden, wenn nicht eine Gruppe neuankommender Herren und Damen auf die Vorzeigung des wahren Billets die Oeffnung der Loge verlangt hätte. Man denke sich die Wuth der Braut, sich den schönsten Triumph ihres Lebens so schrecklich entrissen zu sehen. Am folgenden Tage erhielt Alexander seinen Verlobungsring zurück. Annette schenkte ihre Hand einem Jugendfreunde, der ihr ein Billet zur ersten Rangloge für eine

der spätern Vorstellungen der Stummen zu verschaffen wußte. — Solche Scenen lassen sich von der Mehrzahl unserer jungen Damen erwarten, und es liegt nichts Unwahrscheinliches in der hier erzählten. Genuß und Prunksucht geben ihnen über Alles, und haben ihre Launen hier erst einen Gegenstand mit Heftigkeit erfaßt, so muß er ihnen zu Theil werden, sollten sie auch darüber ihr Theuerstes einbüßen. Die Hauptquelle so ungezügelter Leidenschaften ist wohl in der modernen Erziehung zu suchen.

Für Vervollkommnung der russischen Sprache, ihre Ausbildung und Bereicherung durch die slavische, aus der sie bekanntlich sich gebildet, für Aufhellung der russischen Vorgeschichte, die noch in ein großes Dunkel gehüllt ist, herrscht jezt bei uns sehr rege Thätigkeit, die wichtige Resultate verspricht. Wostokow, Bibliothekar am Rjumänzowschen Museum, durch seine etymologischen Forschungen hier rühmlich bekannt, hat auf Einladung der Akademie der Wissenschaften die Bearbeitung des Textes eines alten Evangeliums beendet, das um die Mitte des eilften Jahrhunderts in Nowgorod unter der Regierung des Großfürsten Isjáslaw Jaroslawitsch geschrieben ist. Dieses Evangelium ist darum ein seltenes Denkmal der russischen Literatur, weil es die älteste Schrift der alten Russen ist. Es soll nächstens auf Kosten eines Patrioten gedruckt werden. Derselbe Wostokow hat schon eine Grammatik, auf dieses Evangelium basirt, drucken lassen, und beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit Abfassung eines Wörterbuchs, das alle dunkeln Wörter und Sätze dieses Evangeliums commentirt. Den Akademiker Fräyn beschäftigt eine Beschreibung verschiedener goldener und silberner Embleme und Zierrathen, die sich auf vielen Grabhügeln im südlichen Sibirien, unter dem Namen: Grabmäler der Tschuden bekannt, befinden. Akademiker Krug sezt seine Beschreibung der alten russischen Münzen fort, die sich im numismatischen Museum der Akademie der Wissenschaften befinden. Die nun seit drei Jahren bei dem Departement des Ministeriums der Volksaufklärung bestehende archäographische Commission, von welcher ich Ihnen in einem meiner frühern Schreiben Meldung that, erhielt im Februar dieses Jahrs ihre neue Organisation, die ihr die bestimmte Sphäre ihrer Wirksamkeit anweist. Dieser Bestimmung zufolge fährt sie jezt fort, alle frühern Geschichtsquellen zu sammeln, sie erklärend zu commentiren und dadurch dem allgemeinen Verständniß zugänglich zu machen. Das Auffinden dieser Quellen ist darum sehr schwierig, weil sie in fast allen Theilen des weiten Rußlands zerstreut sind. In der gleichen Absicht beauftragte sie auch jüngst Herrn Berednikow, eines ihrer Mitglieder, die Manuscriptensammlung des Rjumänzowschen Museums zu revidiren, über welche gleichfalls Wostokow vor einigen Monaten einen trefflichen Commentar in zwei Bänden geliefert hat.

London, November.

(Fortsezung.)

Kapitän Good und der deutsche Bäcker. Das Bankett in Guildhall.

Es fand sich so, und da der Polizeiinspektor, trotz der, das Leben der Königin vielleicht bedrohenden Gefahr, gesezlich nicht ermächtigt war, in die Wohnung dieses Mannes einzutreten und seiner Person sich zu versichern, so that er Alles, was er thun konnte, indem er nun weitere Verhaltungsbefehle bat, und inzwischen die Wohnung des Hauptmanns Good nicht aus dem Auge verlor. Die ganze Nacht, den ganzen folgenden Morgen hielt er die langweilige Wache. Der Hauptmann blieb daheim; endlich gegen zwei Uhr Nachmittags überbrachte ein Polizeiinspektor zu Wagen den zur Verhaftung erforderlichen, vom Staatsminister des Innern ausgestellten Befehl, und mit dieser gesezlichen Befugniß trat er in das Zimmer des Hauptmanns und nahm die Verhaftung vor. Good gestand ohne Zögern, daß er es sey, der Ihre Majestät bei der Einfahrt in den Pallast erschreckt, wiederholte seine Ansprüche auf Englands Krone, und hatte es ebensowenig Hehl, daß er in Bezug auf nächsten Donnerstag Aeußerungen gethan, die wohl so gedeutet werden könnten, als beabsichtige er einen Anschlag auf das Leben der Königin. Das ganze Verhör bewies, daß, wenn sein Verstand getrübt, er es nur in Folge Einer fixen Idee war. In jeder andern Beziehung bewährte er die unverdächtigste Klarheit. Unter solchen Umständen that der Richter, was er nach englischer Gerichtsverfassung thun mußte. Er forderte von dem, der die Königin beleidigt und bedroht, dasselbe, was er in jedem ähnlichen Falle des täglichen Lebens gefordert haben würde, Bürgschaft für künftiges friedliches Verhalten, eine Summe von eintausend Pfund Sterling und zwei Bürgen, je für fünfhundert Pfund Sterling. Da Hauptmann Good weder das Eine, noch das Andere anzuschaffen vermochte, so erfolgte, was wieder in jedem ähnlichen Falle erfolgt seyn würde, gefängliche Verwahrung. Dieses Ereigniß, das natürlich die mannichfaltigsten Auslegungen erfahren hat, wurde in der öffentlichen Besprechung von den Drohungen des deutschen Bäckers gegen die Herzogin von Kent und die Königin abgelöst. Der Vorfall spukt unter der fürchterlichen Ueberschrift: Attack on Her Majesty's life prevented, noch immer in den Tagesblättern und wurde auch auf die lächerlichste Art commentirt. In mancher Beziehung gleicht das große London wirklich dem kleinsten Krähwinkel, und während in der Regel Niemand seinen Nachbar kennt, trägt sich oft die ganze Stadt mit den erbärmlichsten Klatschgeschichten; kein Wort von dem Unsinn. Muthiger, vielleicht klüger als König Wilhelm und Königin Adelaide, die von der Theilnahme an dem ihnen bereiteten Citybankette sich durch einige Drohbriefe abschrecken ließen, verachteten Königin Victoria und die Herzogin von Kent die auf den Grund jener Vorfälle hinsichtlich des 9ten Novembers ihnen zugeflüsterten Bedenklichkeiten und Warnungen. Keine Vorsichtsmaßregel wurde angeordnet, die auch nur den entferntesten Schein von Aengstlichkeit verrathen hätte, und der Erfolg hat den klugen Muth gerechtfertigt. Nie hat ein englischer Monarch von seinen guten Londonern glänzendere Tribute der Liebe empfangen, als die junge Königin am lezterorgangenen 9ten November. Unbeschreiblich war die Schönheit der Rosse, die Pracht der Geschirre, der Glanz der Wagen, der Reichthum der Livreen. Die vier Sechsspänner des Lord Mayors und der Sheriffs und ihre von Gold starrende Umgebung wetteiferten mit den herzoglichen und königlichen Wagen und deren Dienerschaft, und wichen kaum den acht Isabellen und der goldenen Staatskarosse der Königin. Jedes Haus auf der Linie des Zugs war festlich geschmückt, und die Verzierungen oft eben so reich als geschmackvoll. Die meisten waren zugleich für die Abendillumination berechnet, und mit wenigen Ausnahmen hatte man die Aufgabe glücklich gelöst, bei Tage nicht flitterhaft erscheinen zu lassen, was am Abend glänzen sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 29. November 1837.

Oui; dans ton empire,
Cocagne, on respire.
Nul front sinistre,
Airs de ministre
N'y sont point permis,
La table est mise,
La chère exquise.
Béranger.

Wie Pariſer Kaffehäuſer.

Die Geſchichtſchreiber wiſſen gar viel von der Schönheit der alten Städte zu erzählen und machen ein gewaltiges Aufheben von Babylon und Ninive, von Theben und Perſepolis, von Rom und Palmyra. Wir ſtellen es nicht in Abrede, jene Städte enthielten bewundernswerthe Denkmale der Baukunſt, hatten Geld und Reichthümer in Maſſe, aber was boten ſie dem Volke? Ihre weitläufigen Marmorpaläſte waren Prieſter- und Königswohnungen; das Volk lebte in elenden Hütten ein jämmerliches Daſeyn. Bei uns Neuern hat die beſcheidene Wohnung eines Plebejers oft reichere Kunſt- und Luxusgegenſtände aufzuweiſen, als der Pallaſt des Darius, und die Pracht, der Glanz, der Pomp, ehemals Leibgedinge des Throns und des Altars, ſind heutiges Tags Gemeingut der Maſſen. Wenn es in der neuern Welt eine Stadt gäbe, welche vierhundert prächtige Paläſte und darüber in ihren Mauern einſchlöſſe, wenn es ferner in dieſer Stadt Hunderte von einfachen Bürgern gäbe, welche eine eben ſo reiche Wohnung als der König Salomo hätten, würde man dieſe Stadt nicht für die reichſte und prächtigſte der Welt erklären? — Dieſe Stadt iſt Paris; die vierhundert prächtigen Paläſte ſind ihre vierhundert Kaffehäuſer, und die Hunderte von einfachen Bürgern, welche in Salomoniſchen Tempeln wohnen, ſind die Hunderte von Kaffeewirthen, die wir auf den Boulevards, im Palais-royal, an der erſten beſten Ecke mit der Serviette unterm Arm von einem Tiſche zum andern, wie Monarchen durch ihre Provinzen wandern ſehen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß dieſe ſich aufwarten laſſen und jene aufwarten. In der That, jeder hieſige Kaffeewirth iſt ein Potentat und jedes Kaffehaus ein Pallaſt. Sind ſeine Frieſe nicht vergoldet, mit dem feinſten Stuck verziert und mit den ſchönſten Malereien geſchmückt? Silberne Vaſen, kryſtallene Kronleuchter, Bronze, Marmor, Dienerſchaft, iſt nicht Alles reichlich vorhanden? Der Leſer glaube ja nicht, daß wir Alles mit poetiſchen Augen anſehen; was wir ſagen, iſt rein poſitiv: die Pariſer Kaffeewirthe bewohnen wirkliche Paläſte, nicht etwa Paläſte mit rohen, unkannelirten Säulen, nackten, kahlen Mauern und düſtern, unheimlichen Gängen, ſondern lachende, heitere Tempel, köſtliche, bezaubernde Schlöſſer, wo unſer Ebenbild aus tauſend Wandſpiegeln zurückſtrahlt, wo wir auf eleganteren Seſſeln ſitzen als die römiſchen Senatoren, wo die Tiſche von Marmor und die Ornamente geſchmackvoller ſind als in vielen Reſidenzen, und wo uns endlich mit einer wahrhaft fürſtlichen Freigebigkeit die leckerſten Speiſen, die feinſten Getränke dargeboten werden. Hat wohl die alte Welt je etwas Aehnliches aufzuweiſen gehabt?

Unſer Kaffehauspotentat iſt gaſtfreundſchaftlicher als Abraham, weil er die Gaſtfreundſchaft zur Beſchäftigung

seines ganzen Lebens gemacht hat. Kaum sind wir über die Schwelle seiner prächtigen Wohnung getreten, so umringt uns eine Schaar von Dienern, die mit edlem Wetteifer sich nach unsern Wünschen und Bedürfnissen erkundigen. Diese Diener murren nicht über unsere Befehle, sondern sind stets freundlich und zuvorkommend; und ein wahres Wunder unserer modernen Gesellschaftszustände ist, daß derjenige, welcher uns bedient, nicht mehr, wie sonst, ein feiler Sklave, sondern ein freier Staatsbürger ist, ein Diener aus Liebhaberei und freier Wahl, der seine Existenz gewissermaßen der unsrigen gewidmet hat, und weit entfernt, das Opfer seiner Freiheit zu bedauern, nichts mehr fürchtet als seine Emanzipation, d. h. seine Dienstentlassung. — Der Pariser Kaffeewirth ist ein wahrer Märtyrer der Gastfreundschaft. Jener Altar, dessen Oberfläche eine spiegelglatt polirte Marmorplatte ziert, dessen Seiten mit seltenen ausländischen Holzarten eingelegt, mit vergoldeten Reliefs geschmückt und mit elfenbeinernen Säulen umgeben sind, jener Altar, den man für ein Duplicatum der heiligen Bundeslade halten könnte, wenn sein halsstarriger Eigenthümer nicht darauf bestände, ihm den bescheidenen Titel „Comptoir" beizulegen — jener Altar ist der Eheholokaust. Das Brandopfer, jung, schön, mit rosigen Lippen und feurigen Augen, geduldig wie Isaak, gepuzt wie Apis, ist seine Frau. Uns zu Gefallen schmückt sie sich mit ihren besten Kleidern und thront den ganzen Tag über bis spät in die Nacht auf diesem Sitze. Auf mein Wort, ihr Mann ist nicht eifersüchtig; er bittet sie sogar, jeden Gast anzulächeln, und wenn sie es versäumt, schmollt er mit ihr.

Ein Pariser Kaffehaus ist ein Feenpallast, ein Paradies auf Erden, wo man für wenige Obolen eben so empfangen wird, wie die homerischen Helden in jener Welt, und wo, gleichwie in dem glücklichen Reich der Schatten, die Menschen ihren Rang, ihre Geburt und ihre Meinungen vergessen, um in Friede und Eintracht neben einander zu leben. Hier sind alle Classen der Gesellschaft verschmolzen; hier allein herrscht jene Gleichheit, auf welche man uns nach unserm Tode vertröstet; Einer gilt hier so viel als der Andere, und der unparteiische Garçon mißt Perikles und Maternus mit gleicher Elle. Will man zum Beweise ein redendes Beispiel? Jener Herr mit dem Ordensbande, welcher so eben hereintritt, ist ein Herzog und Pair von Frankreich; er bestellt seine Lieblingszeitung. „Garçon, le Journal des Débats"! — „Il est en main," antwortet der Kellner. Der Mann in der Ecke dort liest die verlangte Zeitung; es ist ein gemeiner Schuhflicker aus der nächsten Querstraße, und der Herzog und Pair wartet ruhig, bis er zu Ende gelesen hat. — Welchen Einfluß mußten nicht solche Verhältnisse auf die französischen Sitten ausüben? Fürwahr, man kann nicht berechnen, was die Pariser Alles ihren Kaffeehäusern verdanken, welche in unsern Augen der charakteristischste und vollkommenste Ausdruck des französischen geselligen Lebens sind.

Frau von Sévigné war eine höchst unglückliche Prophetin, als sie in einem ihrer geistreichen Briefe weissagte, „Racine und der Kaffee werden aus der Mode kommen." Racine hat seitdem vielleicht vierhundert Auflagen erlebt und es existiren über vierhundert Kaffeehäuser in Paris. Der Kaffee ist das Nationalgetränk der Franzosen; die Engländer trinken Thee, die Russen Branntwein, die Türken Opium, die Deutschen Bier, die Franzosen Kaffee. Das Gesetz, welches Napoleon gegen den Zucker und Kaffee der Engländer gab, beweist seine Allgewalt klarer als alle seine Schlachten; er mußte der Unterwürfigkeit seines Volks sehr gewiß seyn, um ungestraft den Franzosen ihr tägliches Frühstück zu rauben. Es ist unerhört, welche Masse Kaffee in Frankreich consumirt wird; man frage nur einmal die Cichorienhändler, sie können darüber die beste Auskunft geben. Von der flinken Grisette, welche die Haare mit einem kleinen Mühlhäuser Madras umwunden, um sieben Uhr Morgens aus ihrem Kämmerchen des sechsten Stockwerks herabsteigt, um bei der nächsten Milchfrau ihren Vorrath einzukaufen, bis zu der faulen Herzogin, welche gegen Mittag ihrer Kammerzofe schellt, um die Fenstervorhänge ihres Zimmers zurückschlagen zu lassen, vom Laufburschen bis zum Bankier, trinkt alle Welt Kaffee.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Ich wollte wirklich, ich hätte längere Zeit in diesem Lande verweilen können. Da ich aber überhaupt nur im Fluge genießen durfte, so konnte ich auch bei Herrn Ström nicht lange verweilen. Ich fuhr alsbald zu der, dreiviertel Meilen weit entfernten Silbergrube. Durch gelichtete Wälder gelangt man an einen rauhen Bergabhang von beträchtlicher Höhe, wo der Eingang in die Grube und die wenigen dazu gehörigen Hütten sich befinden. Am Eingange fesselt den Blick ein seltsames Monument: auf einem Untersatze ruht ein unregelmäßig geformter Stein von mehreren Cubikfuß Inhalt. Es ist die Nachbildung jener ungeheuren Stufe gediegenen Silbers, die vor einigen Jahren, das Gewicht von zwei Schiffspfund fast erreichend, hier gefunden wurde. Den Eingang in die Grube selbst bildet ein 2400 Ellen langer Stollen, d. h. ein wagerechter, in den Bauch des Berges führender Gang von sieben Fuß Höhe und einer Breite, welche den Lauf eines gewöhnlichen zweirädrigen Karrens gestattet. Auf solchen Karren wird das Mineral aus dem Berge

gebracht und Bedürfnisse hineingeschafft. Sie werden von Pferden gezogen, und es findet sich in der Mitte des Stollens eine Art Station zu deren Ablösung. Wir, der Steiger, der mich führte, und ich, brauchten etwa zwanzig Minuten Zeit, um zu der nicht geräumigen Höhle zu gelangen, von welcher aus das Bergwerk in die Tiefe sich senkt und wo zugleich die steile Rutsche niedergeht, auf welcher hauptsächlich das nöthige Holz hinunter geschafft, wahrscheinlich auch das Silber aus der Tiefe heraufgehoben wird. Uebrigens waren wir schon im Stollen an mehreren Orten vorübergekommen, an welchen das schauerliche Rauschen abfließender unterirdischer Gewässer gehört wurde. In der Höhle saßen, von einem Holzfeuer grell beleuchtet, die rußigen Bergleute in gewöhnlichen Kleidern; eine besondere Tracht, wie unsere deutschen Bergleute sie tragen, habe ich nicht bemerkt. Nun begann die Niederfahrt. Auf senkrechten Leitern, die aus einer Kammer in die andere führten, stiegen wir 1200 Fuß tief bis zum untersten Grunde der Grube hinab; die Kammern sind meist gerade unter einander, durch Bretterböden getrennt, und nur einmal führt ein kurzer Stollen zu einem andern Punkte der Niederfahrt. Ganz unten traf ich reiche Silberadern; der Aufseher brach in meiner Gegenwart, ohne zu suchen, nachdem er kaum etwas wenigen Ruß und Schmutz vom Felsen beseitigt hatte, ein Stückchen gediegenen Silbers von der Größe eines Fingergliedes aus dem Gestein. Nun ging es wieder an die Auffahrt, wenn man anders das äußerst mühsame Geschäft des Erklimmens von mehr als dreißig Leitern mit etwa tausend Sprossen mit einem Namen bezeichnen kann, der mehr an eine lustige Luftreise erinnert. Dies Hinaufsteigen ist in der That eine sehr beschwerliche Arbeit. In der dumpfen Luft erhizte ich mich sehr, und nach Anfeuchtung der trockenen Kehle lechzend, war ich so unüberlegt, mich durch Ablecken des an den Wänden herunterrieselnden Wassers erquicken zu wollen. Das mache mir ja Niemand nach, denn ich bekam den Mund voll Fackelruß und Moder; das Uebel wurde nur schlimmer und ich konnte den Stollen nicht erreichen, ehe der gefällige Steiger mich durch etwas herabgeholtes Wasser erquickt hatte. Ja wohl:

Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Doch hinterdrein ist's schon gut, alle überstandene Mühseligkeit hat doppelten Reiz. Niemals wird mir aber wieder ein Glas schlechten Fusels so munden, als nach dieser Anstrengung in der warmen Kammer des Aufsehers; die Erquikung war in der That dem Genuß des besten Mahles gleich zu achten. Nun durften aber die Pochwerke nicht vergessen werden, deren Besichtigung jedoch wenig Zeit wegnahm, denn das Silber ist, abgesehen von den großen gediegenen Stücken (ich selbst hatte eines von fünfzehn Pfund in der Hand), so reichlich im Gestein verbreitet, daß es fast keiner Vorrichtung bedarf, um es rein darzustellen. Es wird in Wasser gepocht, der Schlamm dann ausgewaschen, und es werden auf diese Weise durch eine kleine Zahl von Arbeitern wenigstens 1600 Mark feinen Silbers monatlich gewonnen. Bei solcher Ergiebigkeit und so wenig Reduktionskosten erklärt sich leicht der schon oben erwähnte glänzende Stand des norwegischen Staatsschatzes. Uebrigens war es nahe daran, daß dieser ganze Gewinn dem Auslande zugefallen wäre. Die Kongsberger Silbergrube war nämlich lange Jahre unbenuzt geblieben, weil man sie für erschöpft hielt, und man dachte schon daran, den Holzeinbau zu zerstören und das Bergwerk zu verschütten, als Herr Benecke von Grödizberg, der Besitzer der Kobaltwerke zu Fossum, der Regierung den Antrag machte, es ihm zu verkaufen. Der Handel zerschlug sich jedoch, angeblich, weil Herr Benecke so bedeutende Privilegien forderte, daß die Regierung dieselben nicht bewilligen zu können glaubte. Nun ließ der Minister Graf Wedel die Grube selbst von Seiten der Regierung wieder in Stand und Bearbeitung setzen, und sein Unternehmen wurde bald darauf durch Auffindung der reichsten Gänge glänzend belohnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Landwirthschaft. Bühne. Die Hunde.

Von dem neugestifteten Vereine deutscher Landwirthe, welcher vor Kurzem in hiesiger Residenz versammelt war, enthielten schon einige der vorzüglichsten öffentlichen Blätter Nachrichten. Er sey daher hier nur ebenfalls noch erwähnt, um zu bemerken, daß dieses neue Institut ungemeinen Nutzen verspricht. Gerade in der Landwirthschaft sind seither nur noch allzu oft Theorie und Praxis sich feindlich gegenüber getreten. Oft hat die Wissenschaft zu hochmüthig auf die langjährige Erfahrung herabgeblickt, oft auch die leztere manchen gegründeten Einwurf der Wissenschaft gegen das seither Beobachtete unberüksichtigt gelassen. Eine jährlich einmal nach dem Beispiel bereits bestehender ähnlicher Vereine bald hier, bald dort stattfindende Versammlung von Theoretikern und Praktikern im Interesse des so wichtigen Industriezweigs der Oekonomie ist gewiß am besten geeignet, beiden, der Theorie und Praxis, ihre wohlbegründeten Rechte zu bewahren und eine den allgemeinen Nutzen am schnellsten fördernde, enge Verbindung zwischen ihnen für immer aufzurichten. Vermöge der gegenseitigen mündlichen Mittheilungen aus den entferntesten und verschiedensten Gegenden wird sich immer besser herausstellen, welche der alten ökonomischen Verfahrungsarten entweder ganz oder unter Modifikationen beizubehalten und welche gänzlich abzuschaffen seyn möchten. — Madame Schröder-Devrient hat mit der „Norma" wieder ihre hiesige Bühnenlaufbahn für den Winter begonnen. Zu den recht glücklichen Acquisitionen der hiesigen Bühne gehört besonders die anmuthige Tochter des seit langer

Zeit unter den Bühnenkünstlern einen bedeutenden Rang behauptenden Schauspielers Anschütz. — Am vierten dieses Monats fand eine Feierlichkeit im Theater statt, welche die Billets dazu schon lange zuvor erschöpft, auch bei der Aufführung das Haus ungemein überfüllt hatte. Fünfzig Jahre früher war an dem nämlichen Tage zu Prag das Mozartsche Meisterwerk: „Don Juan," zum ersten Male gegeben worden. Zur dankbaren Erinnerung wurde diese Oper aufgeführt und die Feier durch einen Prolog von Theodor Hell sinnvoll erläutert und eingeleitet. Das Personal, Madame Schröder-Devrient als Donna Anna an der Spitze, bot alle Kräfte auf zu einer des unsterblichen Meisters würdigen Darstellung. — Die Winterconcerte hat der reisende Virtuos auf der Violine, Vieuxtemps, recht glänzend angefangen. Sein voller, starker, reiner Ton hob das wichtige, nur allzu oft durch die bloße mechanische Fertigkeit auf eine niedrigere Stufe gestellte Instrument zu seinem vollkommenen Adel und seiner ganzen Macht über das Gefühl empor, und erregte damit allgemeinen Enthusiasmus. Es lassen sich um so größere Erwartungen von diesem Künstler hegen, da er, dem Vernehmen nach, das siebzehnte Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat. Auch manchem Freunde der Poesie und schönen Redekunst bietet der angehende Winter eine willkommene Perspektive in einer Reihe von Vorlesungen des Dr. Burkhard aus Leipzig über Goethe's und Schillers vorzüglichste Schöpfungen. — Die Industrie streckt ihre zahllosen Arme immer weiter aus, um ihr Reich nach allen Seiten zu verstärken und zu erweitern. So nimmt sie seit noch nicht allzu langer Zeit das hauptsächlich durch seine Treue den Annalen des Ruhms einverleibte Geschlecht der Hunde in hiesiger Gegend, man könnte sagen, von Tag zu Tag mehr in Anspruch. Vormals gehörten unsere Hunde, etwa mit Ausnahme der an der Kette liegenden, durchaus nicht unter die arbeitende Classe. Sogar die Hunde der Schäfer und Fuhrleute trugen mehr den Charakter von Vostonärs, als von ordentlich zu Diensten verpflichtetem Gesinde. Die große Mehrheit des Geschlechts ambitionirte sich, den Gesellschaftscavalier und die Gesellschaftsdame vorzustellen. Nur ein ziemlich geringer Theil wurde der Gelehrsamkeit und der Kunst, oft im eigentlichen Verstande, bei den Haaren zugezogen, doch bis zum Lesen und Schreiben hat auch dieser Theil es nie gebracht. Einen einzigen Pudel hatte ich eine Zeitlang sehr in Verdacht, daß er vom Lesen wirklich Fall mache. Ich kam einst zur Mittagszeit bei einem Hause vorüber, vor dem ein schwarzer, vierfüßiger Kraustopf saß und auf einen Anschlagzettel, mit der Aufschrift: „hier ist ein Quartier zu vermiethen," seine ganze Aufmerksamkeit dergestalt zu richten schien, als ob er wirklich eine Wohnungsveränderung beabsichtige. Zwei andere Male, wo ich wieder zur nämlichen Stunde an dem Hause vorbeikam, saß jederzeit derselbe Hund noch vor dem Zettel. So kurz und deutlich die Worte auch waren, so schienen sie doch der hündischen Fassungskraft zu schaffen zu machen; sein muthmaßlicher Eifer verdiente indessen meines Erachtens die ehrenvollste Erwähnung in irgend einem öffentlichen Blatte. Da sah ich aber, als ich abermals zur Mittagszeit vorüberging, wie das gerade über dem Zettel befindliche Fenster des ersten Stocks sich öffnete und beim Erblicken eines dort erscheinenden schönen Kindes der Pudel aufsprang und seine Freude durch laute Ausrufungen kund that. So ergab sich, daß weder Zettel, noch Studien den Hund an diese Stelle bannten, ja daß es nicht einmal die freundliche Person im Fenster, sondern nur das Futter aus der niedlichen Mädchenhand war, was ihn Mittags immer wieder dahin lockte.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Der Zug der Königin nach Guildhall.

Hier bedeckten grünes Laubwerk und Blumengewinde die kahlen Wände, dort hingen prächtige Teppiche, Fahnen und Flaggen wehten überall; oft waren sie in bunten Reihen über die Straßen gezogen, und wo nur Raum zu Errichtung eines Gerüstes sich bot, da stand eines, zwar nur aus Brettern aufgebaut, aber die Bretter mit bunten Farben übermalt oder mit Tuch beschlagen und mit Behängen geziert. Handel und Wandel ruhten, alle Verkaufslokale waren geschlossen, alle in die vom Zuge berührten Straßen ausmündenden Zugänge jeglichem Fuhrwerk gesperrt. Vom untersten bis zum obersten Stockwerk und längs der Dächer waren die Häuser mit Zuschauern gefüllt, überall schöne Frauen und Mädchen, die vollkommen für die häßlichen entschädigten, und elegante Herren als Abstich. Eben so waren die Gerüste besetzt, hie und da von Schulkindern beiderlei Geschlechts in ihren besten Sonntagskleidern, und während die Königin an ihnen vorüberzog, wirbelten die jungen Kehlen das herrliche God save the Queen. Ungeheuer war der Jubel, womit die Königin längs ihrer Fahrt begrüßt wurde; der Lärm verkündete halbe Stunden weit ihre Ankunft. Nächst ihr galten die lebendigsten Freudenbezeugungen der Herzogin von Kent, vielleicht, weil sie die Mutter der Königin, vielleicht, weil sie die Erste im Zuge, vielleicht aber auch, weil sie von allen Herzogen und Herzoginnen des königlichen Hauses die Einzige war, die es, wenn nicht für etwas Anderes, für artig hielt, mit niedergelassenen Fenstern zu fahren, sich nach Möglichkeit dem Volke zu zeigen und ihm freundlichst zu danken. Wie lang auch die Straßenzeilen und wie breit die Trottoirs sind, so war doch überall Kopf an Kopf gereiht, gewiß ein Drittel der Londoner Bevölkerung stand aufgeschichtet und eine Menge Personen wurden ohnmächtig weggetragen. Bis zum Erscheinen der Königin verhielten sich die Massen im Verhältniß zu ihrem gepreßten Zustande im Ganzen recht ruhig; Einzelne wurden freilich mehr, als ihnen lieb war und sie ertragen konnten, auf die Füße getreten, gestoßen und umhergeworfen; doch blieb das Getümmel immer nur partiell. Die Tausende der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Polizeidiener wehrten jedem überhandnehmenden Ungebührnisse, und wenn der Strom sie zu überwältigen drohte, da brachte ein einreitender Leibgardist auf seinem gewaltigen schwarzen Streitrosse die Ungezogenen wunderbar schnell zum Weichen und stellte die gestörte Ordnung wieder her. Allein bald nachdem die Königin vorüber war, hörten die Polizeidiener auf zu wehren, und fürchterlich wogte nun das Gedränge; es war ein Menschenmeer, das aus seinen Ufern brach. Mühsam und vielfach belästigt folgten die letzten Wagen; die Kutscher hieben auf ihre Pferde, die Pferde bäumten und schlugen aus, und das war der letzte Damm des ausgetretenen Meers. Es währte geraume Zeit, ehe die brandenden Wogen sich beruhigten, und am nächsten Tage erfuhr London, daß in Ein Hospital zwanzig und einige Personen gebracht worden, mehr oder minder lebensgefährlich verletzt. Die Gesammtzahl der Verunglückten ist zur Zeit nicht bekannt. Wie schmerzlich die Königin hievon betroffen seyn wird, läßt sich schon daraus abnehmen, daß mehrere Male während ihrer Fahrt, wenn sie die Massen zu scharf von den Reitern gedrängt glaubte, sie dem Grafen von Albemarle befahl, letztern in ihrem Namen die größte Schonung zu gebieten. W. S.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. November 1837.

Wo ernst der Strom hinunterbraust,
Der Katarakt in Schäumen saust,
Wo nur der kühne Waidmann geht,
Nur Köhlers Hütte einsam steht,
Da fühlst du dich, nicht dich allein —
Es ist ein ungetheiltes Seyn.

v. Feuchtersleben.

Nach den Bergen.

Wo ich schon als froher Knabe
Wohlgemuth durch Berg und Thal
Zog am kleinen Wanderstabe,
Dorthin möcht' ich noch einmal.
Was ich meine, weißt du wohl:
Ach, das schöne Land Tyrol!

Wie mit höheren Gewalten
Zieht's mich nach den Bergen hin,
Aber dich, dich müßt' ich halten,
Und du müßtest mit mir ziehn.
Fort, auf ewig fort von hier,
Nach den Bergen zögen wir.

Froh mich über Klippen schwingen
Wollt' ich, wo's dem Wandrer graut,
Eine Blume dir zu bringen,
Die kein Auge noch erschaut.
An der tiefsten Klüfte Rand
Brächt' ich sie mit kühner Hand.

Dann auf sonnenhellen Matten
Ueber Blumen führt' ich dich,
Nur der flücht'gen Wolke Schatten,
Keiner sonst verfolgte mich,
Und von ferne braust die Fluth,
Und ihr Sturm, der nimmer ruht.

Jezt auf schmalen, schwanken Stegen
Nahen wir des Stromes Fall,
Aber sein Gewitterregen
Wird zum Tempel von Krystall;
Durch ein Regenbogenthor
Schwebest du den Berg empor.

Und zur höchsten Alpenspitze
Führt' ich dich die luft'ge Bahn;
Unter dir hin zucken Blitze,
Tobt ein wüthender Orkan;
Doch du selber stehst im Licht,
Mit verklärtem Angesicht.

Bald auch aus der Nebelhülle
Taucht empor Gefilst und Thal,
In erneuter Segensfülle
Schwelgt der abendliche Strahl.
Froh erstaunet blickst du nieder,
Denn die Erde lächelt wieder.

Gastlich harrt die dürst'ge Schwelle
Einer Alpenhütte dein,
Aber erst zur Waldkapelle
Wallen wir, und treten ein.
Und am ernsten Bußaltar
Kniet nun ein beglücktes Paar.

Horch! — aus tiefen Thalesgründen
Einer fernen Glocke Ton!
Und die Gletscher alle zünden
An ihr Abendopfer schon;
Und nur sanfte Rosengluten
Steigen auf zum Ewigguten.

A. Feuerbach.

Die Pariser Kaffeehäuser.

(Fortsetzung.)

Es darf uns daher nicht wundern, daß die Zahl der hiesigen Kaffeehäuser in den lezten Decennien sich beträchtlich vermehrt hat. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Besuch dieser Anstalten keineswegs allgemein. Während des Kaiserreichs, wo es wenig müssige Leute in Frankreich gab und der Krieg dem Handel und Ackerbau kaum so viel Hände übrig ließ, als er zu seiner Bestellung brauchte, entschädigten die von einem Feldzuge zurückkehrenden Soldaten allein die Kaffeehäuser, aus denen die ruhigen Bürgersleute wegblieben, weil sie sicher darauf zählen konnten, jedesmal einen Stab von Unteroffizieren anzutreffen, die von nichts als gewonnenen Schlachten sprachen und einen Lärm verführten, als wenn sie im Bivouak wären. Auf allen Tischen standen damals Batterien von Flaschen, Schnappsgläsern und Punschbowlen aufgepflanzt, und der Gast, welcher eine Groseille framboisée oder ein Glas Zuckerwasser begehrte, wurde als „Pekin" traktirt. Gegenwärtig ist das Kaffeehaus für Jedermann ein Bedürfniß; man gibt dort seinen Bekannten Rendezvous, liest daselbst Zeitungen u. s. w. Die vielen hier lebenden Fremden vermehren noch die Kundschaft dieser Anstalten, und was außerdem viele Leute in's Kaffeehaus zieht, ist der Umstand, daß seit Kurzem die besseren Kaffeewirthe auch Speisewirthe geworden sind und déjeuners à la fourchette verabreichen. Wer keine eigene Haushaltung hat, so wie alle Geschäftsleute, welche weit von da wohnen, wo sie ihre Gänge machen müssen, frühstücken in den Kaffeehäusern, wo man eben so schnelle Bedienung und gute Küche, nur etwas höhere Preise als in den Restaurans trifft, dafür aber auch den Vortheil hat, viele Journale lesen zu können.

Unter den Pariser Kaffeehäusern haben einige eine ganz besondere Physiognomie. Wir eröffnen billigerweise unsere Liste mit dem ältesten, mit dem Café Procope welches von dem Italiener Zoppi in der Rue des fossés Saint Germain, der alten französischen Komödie gegenüber, gegründet wurde. Das ehemalige Théâtre français ist von dem Atelier des unglücklichen Malers Gros und einem Papierladen verdrängt worden; das Café Procope hat alle Stürme der Zeit überlebt und sieht nach wie vor zahlreiche Besucher in seine Säle strömen, welche einst das Rendezvous der berühmtesten Schöngeister des achtzehnten Jahrhunderts waren. Dort schleuderte Piron seine Epigramme, dort rezitirte der aufgeblasene, eitle Jean Baptiste Rousseau seine schwülstigen Oden, dort endlich erschien jeden Abend die sardonische Gestalt Voltaires, welcher sich in den hintersten Winkel des Salons zu flüchten pflegte, so oft er seinen Antagonisten Fréron eintreten sah. Der kleine schwarze Marmortisch, an dem sich der Patriarch von Ferney gewöhnlich niederließ, steht heutzutage noch an derselben Stelle. Wie oft hat meine Einbildungskraft die Säle des Café Procope wieder bevölkert und sich in das literarische Treiben des vorigen Jahrhunderts zurück versezt, welches der Gegenwart schon so ferne liegt! Aber so oft ich meinen historischen Träumen Audienz gab, hörte ich statt eines Epigramms von Piron die Jeremiade eines Juristen, der seine Prüfung nicht bestanden; statt eines sarkastischen Ausfalls von Voltaire vernahm ich den brutalen Fluch eines Mediziners gegen den Doppelsechser, diese ewige Verzweiflung der Dominospieler. Obschon das Café Procope heutzutage nicht mehr der Sammelplatz der lebenden literarischen Notabilitäten ist, wird es doch noch häufig von einigen bekannten Schriftstellern und Künstlern besucht. Das echte Publikum dieser Anstalt ist aber die studirende Jugend. An jedem Tische wird mit großem Geklapper Domino gespielt, gewöhnlich um das Frühstück oder die halbe Tasse mit dem petit verre nach dem Mittagessen. Die Verlierenden setzen das Spiel unter sich fort, und es ereignet sich bisweilen, daß um Mitternacht ein Einziger alle Verluste auf dem Rücken hat und die Zeche des ganzen Tags bezahlt. In der Studentensprache heißt dies se faire culotter. * Nicht selten muß ein Student, der am Morgen nichts weiter als eine Tasse Kaffee getrunken hat, am Abend 150 Franken bezahlen. Eines Tags haben wir sogar einem noch merkwürdigeren Unglücksfalle beigewohnt. Ein Student, der bereits sein Frühstück gewonnen hatte, sah einer Partie zu und machte

* Culotter heißt im gemeinen Leben, wenn man eine irdene Pfeife so anraucht, daß die untere Hälfte des Kopfes und der Stiel glänzend schwarzbraun werden. In den Estaminets findet man Leute, die sich ihr täglich Brod damit verdienen, daß sie Thonpfeifen culottiren, welche sie den Pfeifenbuden und Liebhabern um 20, 30, 40 Sous verkaufen, je nachdem das Meisterstück ausgefallen ist.

sich über den Verlierenden lustig; allermittelst dreht er sich um und stößt ein Glas vom Tische. An's Comptoir zu gehen und fünf Sous für das zerbrochene Glas zu zahlen, lohnte sich der Mühe nicht, er spielt also um die unglücklichen fünf Sous eine Partie Domino; er verliert die erste, die zweite, die dritte und so fort, bis ihn nach Verlauf von zwei Stunden das Glas auf 125 Franken zu stehen kommt.

Im Allgemeinen ist das ganze linke Seineufer, das Quartier latin sowohl als der Faubourg Saint Germain, schlecht mit Kaffeehäusern versehen. Desto zahlreicher dagegen sind daselbst die Estaminets, Orte, wo geraucht wird, wie das Dictionnär der französischen Akademie erklärt. Der Student vergöttert bekanntlich die Freiheit unter allen Formen und Gestalten; er liebt sie vorzugsweise unter dem Sinnbild des Tabaksdampfes, und deßwegen behagen ihm die schlechten Estaminets besser als die eleganten Kaffeehäuser, wo die Cigarre streng verpönt ist und auch nicht leicht Credit (de l'oeil *) gegeben wird. Die besseren Kaffeehäuser des Lateinerlandes außer dem Café Procope sind das Café Molière, an der Ecke der Odeonstraße, berühmt durch seine schöne Wirthin, und das Café Voltaire am entgegengesetzten Ende derselben Straße. Das Café Desmares in der Rue du Bac, an der Ecke der Rue de Lille, ist das aristokratische Kaffeehaus des Faubourg Saint Germain, welches von den Deputirten der äußersten Rechten viel besucht wird.

Das Palais-royal, dieser Lieblingsaufenthalt der Fremden, hat natürlich zahlreiche und glänzende Kaffeehäuser unter seinen Arkaden aufblühen sehen; man ist nur verlegen, welches man besuchen soll. Das Café de Foi, das Café Corazza in der Galerie Montpensier, das Café de Chartres und Café Lemblin in der Galerie de Chartres, das Café Valois in der Galerie gleiches Namens, und das Café d'Orleans in der neuen Glasgalerie überbieten sich gegenseitig an Pracht und Vergoldungen. Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren hatten sich die damals so heftig aufgeregten politischen Leidenschaften der Kaffeehäuser des Palais-royal bemächtigt, und mehrere derselben waren Parteisammelplätze geworden, wo man sich in Diskussionen erhizte und bisweilen Schlachten lieferte. Das Café Valois wurde vorzugsweise von den Aristokraten, das Café Lemblin dagegen meist von Liberalen besucht. Gegenwärtig sind alle diese Categorien verschwunden; nur das Café de Foi unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß es die Sitte des Dominospielens ganz verbannt hat und bei guter Jahreszeit Stühle und Tische unter die Bäume des Gartens stellt, wo sich Sommers nach dem Mittagessen eine ansehnliche Gesellschaft versammelt, deren Majorität aus Rauchern besteht. Für das Recht, im Garten serviren und Stühle vermiethen zu dürfen, zahlt der Eigenthümer des Café Foi 30,000 Fr.; dazu rechne man noch die 15,000 Fr. Miethe für die drei Arkaden, welche sein Kaffeehaus einnimmt. Trotz dieser hohen Pacht und aller übrigen Ausgaben muß die Anstalt dennoch einen schönen Vortheil abwerfen, da seine Fonds neulich für eine halbe Million verkauft worden sind. Der alte Eigenthümer besaß in hohem Grade das Vertrauen des Pariser Publikums, und war wegen seiner höflichen Manieren bei allen Gästen sehr beliebt. Man erzählt sich von ihm mehrere Anekdoten, unter andern folgende. Eines Tags zeigte ihm ein Garçon an, daß ein sehr elegant gekleideter Herr ein silbernes Couvert in die Tasche gesteckt habe; er verbietet dem Kellner, sich das Geringste merken zu lassen, und begnügt sich, ganz einfach auf der Rechnung des Gastes anzumerken: un couvert d'argent que Monsieur a mis dans la poche: 50 Fr. Der fashionable Dieb zahlte ohne Umstände und ließ sich nie wieder blicken.

Eine besondere Schattirung hat das Café de la Régence. Es liegt an der Ecke der Rue St. Honoré und des Platzes vor dem Palais-royal, und verdankt seinen großen Ruf weniger der Vortrefflichkeit seiner Einrichtung, als der Vortrefflichkeit seiner Schachspieler, welche hier aus allen Theilen der Hauptstadt seit vielen Jahren zusammenkommen. Die fünf oder sechs Tische links vom Eingang sind für immer von den Schachspielern belegt, und es wird Niemanden einfallen, sich dahin zu setzen, selbst wenn auch an den andern Tischen kein Platz mehr wäre. Hier herrscht immer feierliche Stille, und wenn man daselbst frühstückt, wird man beim Lesen der Journale nicht durch das ewige Geklapper der Dominosteine gestört. In diesem Kaffeehause pflegte der große Philidor jeden Abend seine Schachpartie zu spielen; man zeigt noch den Platz, wo jener in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Mann den König und die Bauern manövriren ließ. Der Sammelplatz der Damenbrettspieler ist das Café Manoury am Pont-neuf auf dem Quai de l'Ecole.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der französische Student sagt: j'ai l'oeil ici, was gerade so viel heißen will, als wenn der deutsche Musensohn sagt: ich habe hier Pump. Der französische Ausdruck kommt daher, weil man beim Herausgeben der Comptoirdame mit den Augen zuwinkt, daß sie die Zeche in's Buch schreiben soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Beschluß.)

Dreierlei Industrie. Befriedigung der Schaulust.

Doch zur Hauptsache zurück. Noch eine Menge anderer Hunde legen sich auf das Vagabundiren, und setzen sich lieber den polizeilichen Verfolgungen aus, als daß sie von selbst zu einem ehrlichen Broderwerbe griffen. Daher nimmt es,

wie erwähnt, immer mehr überhand, daß man ihnen, wie zuweilen die Gelehrsamkeit und Kunst, so auch die Pflicht, gemeinnützig zu werden, aufnöthigt. Dieses geschieht, indem die benachbarten Dorfbewohner sie häufig als Spannpferde zu Fortschaffung von allerlei Marktgegenständen anwenden. Ganz besonders bedient man sich neuerlich der Hunde zum Transport der Steinkohlen aus dem Plauenschen Grunde, von Burgk, Potschappel und Gittersee nach der Stadt. Es ist dieses ein gar nicht unbeträchtlicher und darum recht achtbarer Gewerbszweig geworden, weil er einer Menge ganz armer Menschen und Familien ihr nothdürftiges Auskommen auf rechtlicher Bahn verschafft. Man traut es den mitunter nicht sehr großen Hunden kaum zu, mit welcher Leichtigkeit sie, zuweilen einer allein, zuweilen auch zwei einen verhältnißmäßig großen und schweren Wagen fortziehen. Bei leichterer Ladung rennen sie nicht selten so schnell davon, daß es ihren Führern Mühe kostet, nachzukommen. Da übrigens zu dergleichen Hundegaloppaden, vermuthlich mißbrauchsweise, häufig der Fußsteig benuzt wird, so erlebt der Wanderer, zumal bei schmuziger Straße, wenig Freude daran. Dem großen Reichthum an Steinkohlen im Plauenschen Grunde bietet die nun sicher in Kurzem vollendete Leipzig-Dresdener Eisenbahn ein neues, recht erwünschtes Feld zu einem noch größern Vertriebe dar. — Um ein Bedeutendes minder nüzlich ist freilich die Industrie einer andern Thierclasse, welche in diesem Augenblick hier für Geld gezeigt wird. Zu denjenigen Geschöpfen, die von Seiten der Menschen mit vorzüglicher Grausamkeit behandelt werden, gehört ein aller Wahrscheinlichkeit nach über die ganze Erdoberfläche reichlich verbreitetes Geschlecht, das Jedermann kennt, zu dem sich aber Niemand bekennen, und das noch viel weniger Jemand als Eigenthum vindiciren will. Während der ungestüme, lärmende Hund, wenn auch, wie oben erwähnt, zum Theil in das Joch der Nüzlichkeit gespannt, doch im Allgemeinen allenthalben gepflegt und begünstigt wird, verfolgt man gewisse andere, überaus leise und lautlose Thiere fortdauernd in einem Grade, daß, wenn ein menschliches Auge eines davon erblickt, auch die Mörderhand schon mechanisch emporfährt, um es zu vernichten. Es ist Kes, mit Ehren zu melden, der Floh. Glaubt doch jede Jungfrau oder Frau schon ihre Lippe mit dem bloßen Namen dieses niedlichen Voltigeurs zu beflecken, und hätte sich unser verewigter Hoffmann nicht des armen Geschöpfs erbarmt, so würde es noch immer vielleicht den Ehrenplaz im Felde der deutschen Literatur entbehren. Von hier aus ist nun das bescheidene kleine Vieh endlich sogar in das dermalen Alles dominirende Gebiet der Betriebsamkeit versezt worden. Herr Bertolotto aus London gibt so eben außerordentliche Vorstellungen von betriebsamen Flöhen. Nach den Anschlagzetteln haben die Könige Englands, Frankreichs ꝛc. seine Zöglinge ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig gefunden. In der That überrascht es ungemein, ein Insekt, wie der Floh, wenn auch bloß scheinbar, in den Kreis höher organisirter Thiere nicht nur, sondern sogar des Menschen emporgeschwungen zu sehen. Die Helden Napoleon und Wellington erscheinen zu Pferde, und diese Pferde werden durch lebendige Flöhe repräsentirt; ferner fechten dergleichen Thiere eine Ehrensache, den Degen in der Faust, aus, oder vereinigen sich zu Bällen und Concerten. Der zum Aufziehen eines Wassereimers angestellte Nester des sechzig Köpfe starken Flohpersonals ist, der Versicherung nach, 1½ Jahr alt. Unter die Sehenswürdigkeiten gehören die Eleven des Herrn Bertolotto gewiß. Ueber den Ursprung dieses neuen, ganz eigenthümlichen Gewerbszweigs erzählt man sich, der Unternehmer habe seinen Bruder in England, den Kammerdiener eines hochberühmten Herzogs, auf dem Lande besucht. Die Langeweile, vielleicht durch ungünstiges Wetter herbeigeführt, sey eben dort überaus drückend gewesen. In seiner Verzweiflung über dieses grassirende Uebel sey denn Bertolotto auf die Idee verfallen, einen Floh zum Fortziehen eines kleinen Wagens anzuwenden. Der Versuch sey völlig gelungen, und der Kammerdiener, voll Freude darüber, habe den Herzog, seinen Herrn, davon in Kenntniß gesezt. Dieser, ebenfalls völlig contentirt, veranstaltet hierauf ein großes Gastmahl, bei welchem zulezt die Merkwürdigkeit produzirt wird. Lautaufrauschender Beifall, durch eine ungemeine Quantität gemünzten Dankes realisirt, lohnt den Erfinder reichlich. Hiedurch aufgemuntert, bringt er nach und nach die Sache bis zu dem jezigen Umfang und Grad der Ausbildung. Seine Zöglinge, die er, wie der Pelikan die Jungen, mit seinem eigenen Blute nährt, sollen ihm bereits ein bedeutendes Vermögen erworben haben. — Wenn nun der Statistiker den Werth der Leistungen dieser vormaligen Voltigeurs schwerlich auch nur so hoch anschlagen wird, wie das hündische Verdienst um die Betriebsamkeit durch Steinkohlenfuhren, so wird er eine dritte Industrie sicher völlig mißbilligen, die ziemlich gleichzeitig mit den beiden ersten hier sich äußerte. Ganz zur Stunde der gewöhnlichen Fledermäuse flog nämlich eine Abart derselben in den hiesigen Straßen, ja sogar auf den Treppen im Innern der Häuser herum. Diese Vögel gingen ebenfalls wie die Fledermäuse auf Beute aus. Sie hatten es auf alleinwandelnde Jungfrauen und Frauen, oder vielmehr bloß auf deren Hals- oder Schnupftücher abgesehen. Eine Menge Klagen liefen ein, daß dergleichen den Trägerinnen entrissen worden. Die Polizei schüttelte den Kopf, und was das Beste war, sie ließ es nicht hiebei bewenden, sondern traf durch große Aufmerksamkeit und Prämienverheißung ihre Maßregeln so zweckmäßig, daß eine dergleichen menschliche Fledermaus eingefangen und manches erbeutete Tuch bei ihr vorgefunden wurde. Ungegründet ist es übrigens, daß, wie erzählt worden, ein als Mädchen verkleideter Mann die Fledermaus erwischt habe. Diese bestand in einem jungen Menschen von sechzehn Jahren. Anfangs hielt man ihn für das einzige Exemplar dieser neuen Nachtvogelgattung, es gelang aber bald darauf der Fang eines zweiten, dem Vernehmen nach um zehn Jahre ältern Einsammlers. Seitdem diese beiden Liebhaber fremder Hals- und Schnupftücher sich unter Schloß und Riegel befinden, sind dergleichen abendliche Operationen nicht wieder vorgekommen. — Die Schaulust findet jezt hier, außer den Bertolotto'schen betriebsamen Thieren, manche andere Befriedigung. In einer ganz kleinen Bude hatte man noch vor wenig Tagen die große Bequemlichkeit, eine weite Reise durch Europa nach Amerika in der kurzen Zeit eines halben Stündchens zurückzulegen. Ferner lockt ein Cabinet beweglicher und automatischer Wachsfiguren aus Paris, das den „berühmten, aus Bronze, vergoldetem Silber und Edelsteinen zusammengesezten Martinetschen Elephanten“ mit enthält. So äußert sich denn sogar unter den Wachsfiguren, welche den Menschen von Ansehen und Duft etwas zu leichenhaft erschienen und sie zu verscheuchen anfingen, eine Partei der Bewegung, um die erstarrte Theilnahme wieder in Fluß zu bringen. Ueberhaupt wird Alles, Gott weiß wie hoch hinaufgetrieben und potenzirt. Vor Jahren konnte das Publikum mit einem einzigen „starken Mann“ oder einer dergleichen Frau seelenvergnügt seyn. Später erschien ein Herkules nach dem andern. Auch diese Halbgötter wollten zulezt nicht mehr ziehen; jezt haben wir hier eine ganze Herkulesfamilie. Wo will das Alles endlich hinaus?

Beilagen: Kunstbl. Nr. 96 u. Monatsreg. November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 1. December 1837.

— Welch Ende wird dies nehmen? —
Etwas iſt faul im Staate.

Shakespeare.
Hamlet.

Der Pauperismus, oder die groſse Frage der Zeit.

Eine der wichtigſten und ſchwerſten Weltfragen unſerer Zeit, die Frage über das immer drohender werdende Armenweſen, ſteht in genauer Beziehung und Wechſelwirkung mit den Grundſätzen und Maßregeln, die bei allen verſtändigen Regierungen immer unabweislicher werden und eine weſentliche Verbeſſerung in der Lage der niedern und unbemittelten Volksklaſſen herbeiführen müſſen, wenn durch ſie nicht groſse Erſchütterungen und Umwälzungen unſeres ganzen geſellſchaftlichen Zuſtandes in Europa erfolgen ſollen. Was ſoll mit den an Zahl und Verderben immer zunehmenden Armen angefangen, auf welche Weiſe ſollen ſie unterſtützt, für Staat und Mitbürger weniger läſtig gemacht, ihr moraliſcher und materieller Zuſtand verbeſſert werden? Das iſt die Frage. Zwar war das Armenweſen auch früher ſchon beunruhigend, ja ſelbſt drohend, aber auf dem europäiſchen Continent dachte man doch weniger daran und wies erſt ſeit ungefähr fünfzig Jahren auf die merkwürdige Erſcheinung der Armentare in England hin. In Frankreich fühlte die Regierung und die Staatsökonomie bald, daß es ſich hier nicht bloß von England handle, ſondern von allen induſtriellen, in ihrer Bevölkerung wachſenden Ländern, beſonders von Frankreich; darum gab die franzöſiſche Akademie voriges Jahr die gründliche Behandlung der Charité légale oder die Beantwortung der Frage auf: wie und in welchem Grad ſollen Regierungen und Mitbürger zur Unterſtützung ihrer Armen wirken?

Der Pfarrer Naville in Genf, der ſich vor Kurzem erſt durch ſein treffliches Werk über die öffentliche Erziehung ausgezeichnet hatte, concurrirte auch hier und gewann die Hälfte des Preiſes, den die Akademie theilen zu müſſen glaubte. Sein Werk in zwei Bänden über die Charité légale, ihre Wirkungen und Urſachen, über Armen- und Arbeitshäuſer und die Unterdrückung der Bettelei, behandelt den Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfang. Wir heben daraus für unſere Leſer das Intereſſanteſte und Charakteriſtiſchſte aus.

Charité légale, oder öffentliche Unterſtützung, heißt ihm diejenige, welche nicht von Privatperſonen, ſondern ganz öffentlich vom Staat im Namen des bürgerlichen Vereins aus den Staatseinkünften geleiſtet wird. Die Art der Verwendung iſt faſt in jedem Land verſchieden. England hat die Armentare, wobei bis 1834 ſechs Siebentheile der Gemeinde- oder Kirchſpielabgaben zur Unterſtützung der Gemeindearmen verwendet werden mußten; denn erſt in jenem Jahr wurden durch die Bill vom 14ten Auguſt einige der immer zunehmenden, ſchreienden Mißbräuche in der Einnahme und Verwendung der Armentare abgeſchafft.

Die öffentliche Unterſtützung finden wir aber nicht nur in England, ſondern mit einigen Modifikationen auch in Norwegen, Schweden, Dänemark, Liefland, den Niederlanden, Deutſchland, in einem großen Theil Schottlands, der Schweiz und der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Ueberall aber hat ſie dieſelben Nachtheile. Der Arme weiß, daß er ein Recht auf Unterſtützung hat, darum ſtützt er ſich darauf und fordert ſie mit Ungeſtüm, Grobheit, ja manchmal ſogar mit heftigen Drohungen. Zu dieſer Undankbarkeit geſellt ſich bald Faulheit, Sorgloſigkeit, Verſchwendung und ſittliches Verderben, ferner übereiltes und frühzeitiges Heirathen, wäre es nur, um leichter Unterſtützung zu erhalten; aus dieſen Verbindungen entſtehen dann die Haufen Kinder, die in Schmutz, Laſtern und Unwiſſenheit aufwachſen, ſpäter aber den Gemeinden zur Laſt fallen. Dieſe traurigen Ergebniſſe pflanzen ſich bei den unterſtützten Familien von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, erſticken bei ihnen alles Ehrgefühl und alle Thätigkeit, ja ſie arten häufig in Verbrechen aus, weßhalb der Lordkanzler Brougham bei der Diskuſſion über jene Bill von 1834 in öffentlicher Parlamentsſitzung erklärte: „Die engliſchen Armengeſetze ſeyen die vorzüglichſte Urſache der ſittlichen Ausartung und Verſchlechterung des Volks in England.“

Sehr nachtheiligen Einfluß hat auch die Art, wie die Unterſtützung gewöhnlich zugeſtanden und vertheilt, welchen Bedingungen ſie unterworfen wird, möge ſie nun, wie gewöhnlich in England, Belgien und den Vereinigten Staaten, dem ehrlichen, wahrhaft hülfsbedürftigen und empfehlungswürdigen Armen wie dem verdorbenen und ausgearteten gegeben, oder wie in Bayern, Freiburg und Maſſachuſets nur nach vorgängiger Unterſuchung an verſchämte, im Stillen leidende Arme vertheilt werden; mögen die Armen nach der Reihe, nach dem Loos untergebracht oder gar durch Auktion an die am wenigſten Fordernden abgegeben werden. Ueber lezteren Unfug, der noch jezt in den Kantonen Bern und Waad gebräuchlich iſt, erfahren wir Folgendes: „Jedes Jahr, an einem gewiſſen Tag, werden alle hülfsbedürftigen alten und kränklichen Leute und die Kinder im Saal des Munizipalraths verſammelt, ausgeſtellt, beſichtigt und dann ausgerufen; es wird auf ſie geboten, und wer am Wenigſten fordert, der bekommt ſie; gewöhnlich ſelbſt ganz Unbemittelte, die in entfernten Gegenden ohne alle Hülfsquellen ein armſeliges Leben führen, und die nur darum Andere in Koſt nehmen können, weil ihr eigenes Elend wohlfeiler iſt. Greiſe und Gebrechliche verſchwinden ſo freilich und fallen nicht mehr unangenehm auf, aber an den entlegenen Orten, wo ſie hinkommen, iſt ihr Leben um ſo trauriger und hülfloſer bei Leuten, die kaum Brod genug für ſich ſelbſt haben. Das Schickſal der Kinder iſt noch trauriger und ihre Verſteigerung kann man nicht ohne inniges Mitleid mit anſehen; mitten im Saal ſitzen ſie auf einer Bank, als wäre es für ſie ein Feſt; manche nimmt die ſparſame Ortsbehörde von braven Leuten weg, wo ſie es gut hatten, Liebe und Pflege fanden, um ſie Andern zu übergeben, die ſie um einige Franken wohlfeiler nehmen wollen; dann weinen die Kinder bitterlich. Der neue Koſtherr nimmt ſie auch oft nur aus Spekulation wohlfeiler, denn ſie müſſen auf der Straße betteln und ihm das empfangene Geld abliefern. Gewöhnlich werden ſie ohne allen Unterricht im Zuſtand der Verdummung gelaſſen, damit ſie leichter in unwürdiger Abhängigkeit gehalten werden können.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariſer Kaffehäuſer.

(Fortſetzung.)

Unmittelbar neben jedem Schauſpielhauſe befindet ſich ein Kaffeehaus, welches nach dem Theater benannt iſt. Dieſe Regel leidet keine Ausnahme, vom Kaffeehaus der großen Oper an, wo man Eispyramiden ſchmauſt, bis zum Kaffeehaus des kleinen Luxemburgtheater herab, wo man ſich an Aepfelwein delektirt. In dieſen neben den Theatern befindlichen Kaffeehäuſern trifft man die meiſten dramatiſchen Dichter und Schauſpieler. Hier entwirft man den Plan zu einem neuen Melodram, während man eine Omelette aux fines herbes verſpeist; man knüpft die Intrigue an, indem man ein halbes Huhn zerſchneidet, und man tödtet oder vergiftet das unglückliche Opfer, während man gemüthlich ſeine halbe Taſſe ſchlürft und eine Havannahcigarre dazu raucht. Vier Wochen darauf begibt ſich der Eigenthümer des Kaffeehauſes in's Theater, um das neue Stück wie wahnſinnig zu bellatſchen, weil es von dem Erfolge deſſelben abhängt, ob ſeine Rechnung bezahlt wird; es gibt wohl auf der ganzen Welt keine beſſeren Claqueurs, als die Gläubiger eines dramatiſchen Autors.

Man muß ſich nicht einbilden, daß der ganze Unterſchied zwiſchen den vierhundert Pariſer Kaffeehäuſern lediglich darin beſteht, ob die Marmortiſche mehr oder minder zahlreich ſind, die Aufwärter mehr oder minder fein friſirt, die Comptoirdamen mehr oder minder reizend. Einzelne dieſer Anſtalten verdienen aufgeſucht zu werden und ſind in der That merkwürdig. Dahin gehört das neulich eröffnete Café Pierront auf dem Boulevard Bonne Nouvelle, welches mit ungewöhnlicher Pracht ausgeſtattet iſt. Das ſchönſte und am reichſten verzierte Kaffeehaus von ganz Paris war unſtreitig das Café Mozard (man leſe Mozart), deſſen Eigenthümer fallirt hat. Es lag an

der Ecke der Rue Feydeau und des Börsenplatzes, also in einem der belebtesten Stadttheile; aber es hatte den großen, sehr großen Fehler, daß es im ersten Stock etablirt war, und ich glaube, es ist unmöglich, die Pariser zu bewegen, zehn Stufen zu steigen, wenn sie in's Kaffeehaus gehen. Es gibt kein faules Wesen als das Publikum, und besonders das Kaffeehauspublikum. Das Café Mozard hat kaum zwei Jahre bestanden und ist in den Händen von wenigstens drei Kaffeewirthen gewesen, die alle ihr Vermögen dabei eingebüßt haben. Ursprünglich hieß es Café de la renaissance; seine schönen Salons waren wirklich ganz im Geschmack Franz I. dekorirt, und man konnte sich nicht leicht einen reizendereren Aufenthalt denken. Allein es fehlte stets an Gästen; nur acht Tage lang hatte das Café de la renaissance einen unermeßlichen Zulauf, als es nämlich dem Eigenthümer einfiel, anstatt der schönen Ferronnière die Nina Lassave, die Maitresse Fieschis, als Comptoirdame zu engagiren. Das Pariser Publikum, welches sich früher keinen Schritt weit bemüht hatte, die prachtvollen Vergoldungen dieser Prunksäle zu bewundern, stürmte jezt die Treppe, als man ihm das garstige Schauspiel einer soeben aus der Salpetrière entlassenen Dirne verkündete. Es mußten Munizipalgardisten requirirt werden, um die herbeiströmende Menge zu zügeln; man machte Queue an der Hausthüre und bezahlte sein Eintrittsgeld an der Casse, ganz wie wenn man die erste Vorstellung eines Melodrams im Ambigu-comique sehen will. Der Besitzer des Café rieb sich die Hände und glaubte, Fortuna sey bei ihm eingekehrt; aber leider gefiel es dieser Fortuna, welche wider alle Regeln der Mythologie nur halb blind, d. h. einäugig war, an einem schönen Frühlingsmorgen den Weg nach England einzuschlagen, welches zur Folge hatte, daß das Publikum den Weg nach dem Café de la Renaissance vergaß. Die schönen parketirten Zimmerfußböden, welche einen Augenblick von den tausend und aber tausend Füßen aller Pariser Gaffer besudelt worden waren, erhielten zum Leidwesen des Eigenthümers bald ihren alten Glanz wieder. Die müßigen Garçons fingen wieder an, die Charaden des Corsaire zu rathen, die Comptoirdame nahm ihren Stickrahmen wieder zur Hand und der Kaffeewirth kreuzte seine Arme, wie Napoleon; auch er hatte seine Schlacht bei Waterloo verloren, und wunderbarerweise waren gleichfalls die Engländer an seinem Unglück Schuld. Da erleuchtete, oder richtiger gesagt, da benebelte plötzlich eine Idee das Gehirn des Napoleons am Börsenplatz: er ließ in allen Journalen anzeigen, die Pariser dürfen in den glänzenden Sälen des Café de la Renaissance rauchen. So sank das schönste Kaffeehaus, welches je in Paris existirt, zu einem Estaminet herab, und bald waren seine strahlenden Vergoldungen von den verpestenden Rauchwolken des infamen französischen Tabaks geschwärzt. Aber das Estaminet brachte dem Besitzer eben so wenig Vortheil, als das Kaffeehaus; es mußte daher ein anderes Mittel ausfindig gemacht werden. Das Estaminet de la Renaissance wurde geschlossen und das Café de la Renaissance erstand von Neuem wieder unter dem Titel Café Mozard, was wahrscheinlich Café Mozart heißen sollte. Ein zahlreiches, vom Kapellmeister Mohr dirigirtes Orchester spielte daselbst jeden Abend die Ouvertüren der besten in- und ausländischen Opern; die Pariser, welche sich, wie die Kaninchen, so leicht bei den Ohren fassen lassen, fingen bereits an, die Säle des Café Mozart zu bevölkern, als sich leider in seiner Nachbarschaft ein gefährlicher, todtbringender Nebenbuhler erhob. Musard, der große, unsterbliche Musard verlegte seinen Concertsaal aus der Rue St. Honoré in die Rue neuve Vivienne, und verpflanzte dorthin den teuflischen Lärm seiner berüchtigten Quadrillen und Contretänze. Musard und Mozart wurden Nebenbuhler. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wer von Beiden die Segel streichen mußte; die Ouvertüre des Don Juan verstummte vor dem Postillon von Longjümeau.

Ganz in der Nähe des Café Mozart, hinter der Börse, finden wir das Café du Report, wo sich uns ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Wir haben gerade den günstigen Moment gewählt: es ist halb vier Uhr; treten wir ein und nehmen wir an jenem Tische Platz, wo wir das Gespräch unserer Nachbarinnen mit anhören können; denn schon beim Hereintreten ist es uns aufgefallen, daß die Mehrzahl der anwesenden Gäste Damen sind. Zwei davon knüpfen so eben eine Unterhaltung an: „Tiens, bon jour, mame Fricard! wie geht's, wie stehts?“ — „Nicht zum Besten, Mame Chaffaron; meine Spanischen summen mir verdammt in den Ohren: 21½, und ich hatte sie zu 33 eingekauft; es scheint, Don Carlos hat den Ebro passirt; der Spitzbube ruinirt mich.“ — „Das geschieht Euch ganz Recht, Mame Fricard, warum habt Ihr keine Dukaten eingekauft? ich habe mit Profit gewechselt; jezt will ich's mit Haiti's versuchen. Es ist aus, ich nehme keine Fünfprozentigen mehr; wißt Ihr denn schon, daß man im Begriff steht, die Fünfprozentigen zurückzuzahlen und Dreiprozentige dafür zu geben?“ — Es gesellt sich eine dritte Devatterin mit ganz verstörten Mienen zu der Gruppe. — „Vous ne savez pas, mesdames? Don Carlos hat einen großen Sieg über die Christinos erfochten, welche einer telegraphischen Depesche zufolge 30,000 Mann und zwei Stück Geschütz eingebüßt haben; die Cortes werden unter Null zu stehen kommen.“ — „Ihr seyd doch gar zu einfältig, Mame Potard; für eine ehemalige Hebamme ist das zu stark; kennt Ihr denn das Spiel gar nicht?“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Venedig, November.

Feile Kunstwerke. Cicognara.

Bei rechter Liebe zur Sache und mit einer hübschen Summe Geldes könnte man hier in diesem Augenblick Kunstschätze von Werth erstehen. Die Sammlung Canova, deren der Bischof Canova, Bruder des berühmten Künstlers, sich zu entäußern wünscht, ist bei St. Simeon Piccolo im Pallast der Gräfin Ravedin ausgestellt, und um einen nicht übermäßig scheinenden Preis zu haben. Wer weiß, wie nicht allein jenseits der Berge, sondern in Italien, ja selbst in Venedig, alle Bilder, auf denen man eine Ansicht von Venedig, namentlich den Canal grande, den Markusplatz, die Kirche della Salute, im Vordergrund einige Gondoliere, einige frisch hingeklecksle Figuren, wohl ausstaffirt mit Perrücke und der Tracht des vorigen Jahrhunderts, im Hintergrund endlich einen italienischen Lufiton erblickt, ohne weiteres Bedenken Canaletto getauft werden, wird seine wahre Freude haben, unter vier Bildern, die hier seinen Namen tragen, endlich einmal ein Paar der wundervollsten Originale zu erblicken. Es ist dies eine Freude, die selbst demjenigen, der Muße hat, Venedig nach allen Seiten hin zu durchsuchen, höchst selten geboten wird. Aus einer Enttäuschung fällt man in eine andere; Marieschi, Guardi, Bellotti, die alle dem Canaletto ähnlich sehen und doch so himmelweit von ihm verschieden sind, heißen alle Canaletto, neuere Machwerke nicht zu erwähnen, die schon so oft unter diesem Namen für schweres Geld in auswärtige Galerien kamen. Beide genannten Bilder haben den Canal grande zum Hauptgegenstand, so aber, daß in dem einen die Kirche della Salute auf der rechten Seite die Hauptmasse bildet, während sie in dem andern mehr in den Hintergrund gerückt wird. Der erstgenannten Ansicht ist jenes unbezweifelt echte und größte Bild dieses letzten venetianischen Malers auf's Ueberraschende ähnlich, das von der Republik Frankreich zum Geschenk gemacht, und so lange es unberührt war, als eine der schönsten Zierden des Louvre betrachtet wurde. An Umfang stehen diese zwei Bilder so gut, wie alle übrigen, dem Pariser nach, übertreffen aber dennoch auch in dieser Beziehung die meisten echten und unechten Canaletto's. Die andern Bilder, von gleicher Größe, sind Ansichten des Markusplatzes und seiner Umgebung. Unter den übrigen Sachen, die theils für eine Skizze von Paul Veronese, theils für Palma vecchio, Tizian, Dominichino u. dgl. gelten, hebe ich nur noch ein männliches Porträt in sitzender Stellung, Kniestück, hervor, von Moroni, das unter den historischen Bildern dieser Sammlung ohne Vergleich das bedeutendste genannt werden darf. — Merkwürdig genug wird jetzt zu derselben Zeit auch die ausgezeichnete Kupferstich- und Miellosammlung des Freundes von Canova, des Grafen Cicognara, zum Verkauf kommen. Eine sehr ausführliche und gewissenhaft verfaßte Beschreibung dieser Kupferstichsammlung ist so eben in französischer Sprache erschienen; die italienische Schule ward von Alexander Zanetti, die deutsche von Carlo Albrizzi behandelt. Die italienischen Meister nehmen gegen 568, die deutschen nur gegen 180 Seiten ein. Man würde sich aber täuschen, wenn man darnach auf den untergeordneten Werth der deutschen Schule schließen wollte; nur besondere und zufällige Rücksichten trugen dazu bei, den ersten Theil so außerordentlich auszudehnen. Die Anzahl der deutschen Stiche beläuft sich auf 1510, die der italienischen auf 1495. Von dem unbekannten Meister vom Jahr 1466 sind zwei Nummern verzeichnet, von Schongauer 15, von Israel von Mecken 15, von Dürer im Ganzen 219, von Lucas von Leyden 58. Unter den Italienern fehlt fast kein Name von Bedeutung. Sie beginnen mit dem Monte sancto di Dio von Baccio Baldini, und folgen beinahe ohne Unterbrechung der Entwickelung und Blüthe dieser Kunst. Von Montegna sind 20 Nummern aufgeführt, von Marc-Anton 170 (was, schlägt man Alles, was von ihm bekannt ist, auf 570 an, in jeder Sammlung viel, hier in Italien außerordentlich ist), von Agostino Veneziano 115, von Marco von Ravenna gegen 50, von Giorgio Ghisi gegen 60. Die Exemplare von Dürer und Marc-Anton zeichnen sich durch Frische und Erhaltung auf gleiche Weise aus; den Ghisi wird man nicht leicht irgendwo so vortrefflich finden. Mit gewissenhafter Sorgfalt ist immer der Zustand und die Größe jedes Stichs angegeben worden. Jeder Schule ist eine Monogrammentafel, und dem Ganzen ein ausführlicher Index beigegeben. Bei der Beschreibung der Miellosammlung ward das Werk zu Grunde gelegt, in welchem Cicognara selber vor ungefähr sechs Jahren über diese überaus wichtigen Seltenheiten berichtete. Die Familie ist noch nicht einig, wo und wie der Verkauf vor sich gehen soll. Es wird unter den jetzigen Umständen wohl ein frommer Wunsch bleiben, die Sammlung fortan der hiesigen Galerie einverleibt zu sehen. Venedig, an andern Schätzen so reich, besitzt keine, auch nur mittelmäßige Kupferstichsammlung. Es ist betrübend, daß, was ein gebildeter Mann mit System und Methode angelegt und gesammelt hatte, nach seinem Tode in alle Weltgegenden sich zerstreuen muß. Die Vorrede des Werks enthält eine kurze Biographie Cicognara's, welche Liebe und Dankbarkeit in die Feder diktirten. Es fehlt nicht an allerlei interessanten Details, die den Grafen auf mannichfaltige Weise, gewöhnlich aber nur von der vortheilhaften Seite charakterisiren. Cicognara erscheint in seiner frühesten Zeit am unabhängigsten, am edelsten vielleicht in seinem Benehmen, das er in einem kritischen Augenblick gegen Bonaparte entfaltete. Als im Jahr 1797 der Congreß in Reggio versammelt war, um die Constitution zu diskutiren, versuchten einige junge Edelleute, von der Hefe des Volks unterstützt, einen Aufstand. Bonaparte, der damals Ursache hatte, solche Emeuten zu fürchten, ließ sie auf der Stelle gefangen nehmen, mit der Absicht, an ihnen ein warnendes Exempel zu statuiren. Er rief das Comité zusammen, und das Urtheil der Schuldigen in der Hand, Unwillen, ja Zorn auf der Stirne, ging er mit großen Schritten auf und ab, bis er in das eh bien! ausbrach, das in seinem Munde oft Losungswort zum Tode war. Drei junge Nobili aus den angesehensten Familien Reggio's waren dem Schwert verfallen. Mit Grauen, aber schweigend vernahmen die Umstehenden den harten Spruch, der Cicognara in die Feder diktirt wurde. Seine Güte vermochte dieser Härte nicht als Werkzeug zu dienen; er setzte sich an die Tafel, machte Anstalten zum Schreiben, schrieb aber kein Wort nieder. Napoleon nahte sich ihm nach einer Pause und sagte mit der ihm eigenen, seiner Umgebung aber bedeutungsvollen Kälte: „A moi la sentence.“ Eben so kalt gab Cicognara ihm das Papier; Napoleon betrachtete es, zog einen Augenblick seine Stirne in Falten, zerriß es, warf es in's Feuer und sagte: „C'est bon, ce ne sont que des imbécilles!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 122 und Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 2. December 1837.

Phrynia et Timandra. — Give us some gold; hast thou more?
Timon. — Hold up, you sluts,
Your aprons montant!
Shakespeare.

Die Pariſer Kaffeehäuſer.

(Fortſetzung.)

„Behaltet ruhig Eure Coupons, gegen das Ende der Börſe werden ſie ſchon in die Höhe gehen und die Abſchlüſſe können nur günſtig ausfallen; da iſt Herr Auguſt, der kann ſagen, ob ich Recht habe.“ Herr Auguſt, ein Mäkler der Stockbörſe, tritt zum Kreis der Damen heran. „Was beliebt, meine Damen? Différés oder perpétuelles? belgiſche oder römiſche? Ich glaube, wir haben lange keine Geſchäfte mit einander gemacht; darf ich's wagen, den Damen ein Gläschen Kirſchwaſſer anzubieten?“ — „O, um Gotteswillen, Herr Auguſt, das iſt viel zu ſtark! laſſen Sie uns ein Gläschen Aniſette geben, wenn's gefällig iſt.“ — „Garçon, trois verres d'huile de rose!“ Madame Potard, ſich eines andern beſinnend, ruft dem Kellner nach: „Garçon, décidément j'aimerais mieux le kirch!“

Das Geſpräch, welches wir ſo eben mit angehört haben, wiederholt ſich, einige Varianten ausgenommen, alle Tage; denn das Café du Report iſt die Börſe der Frauen, ſeitdem ein Beſchluß des Handelstribunals den Weibern den Zutritt in die Galerie der Börſe unterſagt hat. Man hoffte dadurch der Spielwuth, welche ſich ſelbſt der niedrigſten Claſſen der Geſellſchaft bemächtigt, ein Ende zu machen; allein jetzt haben ſich die Weiber in das Kaffeehaus hinter der Börſe geflüchtet, wo ſie ihre Aufträge geben und jede Minute von den Schwankungen der Börſenkurſe unterrichtet werden. Der tolle Schwindelgeiſt, welcher ſich in Paris zur Zeit des Law'ſchen Syſtems offenbarte, ſcheint gegenwärtig unter die Frauen zu fahren. Auffallend iſt, daß dieſe unglücklichen Geſchöpfe nicht ſowohl dem Mittelſtande als der unterſten Volksclaſſe angehören; mit unbegreiflichem Leichtſinn ſetzen ſie ihr kleines, durch dreißigjährige Arbeit und Entbehrung zuſammengeſpartes Vermögen von einigen tauſend Franken auf die zweifelhaften Chancen des Börſenſpiels. Das Café du Report würde einen höchſt ergötzlichen Anblick gewähren, wenn man nicht bedächte, daß dieſe grotesken Scenen oft mit einem Akt der Verzweiflung und dem Ruin ganzer Familien enden.

Wir können unmöglich die vornehmſten Pariſer Kaffeehäuſer die Revue paſſiren laſſen, wir halten daher inne und bedauern, den Leſer nicht nach dem Café turc auf dem Boulevard du Temple führen zu können, deſſen Garten ſich Sommers in einen Conzertſaal verwandelt, und deſſen Säle Winters das Rendezvous der kleinen Rentiers aus dem benachbarten Marais ſind, lauter Paſchas, welche anſtatt des Roßſchweifs einen Haarzopf, und ſtatt des Yatagans einen apfelgrünſeidenen Regenſchirm tragen.

Was das Café des aveugles und den Caveau Montesquieu anlangt, so gestehen wir, daß es uns an Muth gebricht, in diese unterirdischen Spelunken des Palais-royal und der Rue Montesquieu hinabzusteigen. Unsere Schilderung der Pariser Kaffeehäuser würde aber höchst lückenhaft seyn, wenn wir nicht einige Worte über das Personal derselben hinzufügen wollten. — Der Eigenthümer ist in der Regel ein höflicher Mann, der stets mit einer Serviette unterm Arm herumspaziert, um nachzusehen, ob seine Kunden prompt bedient werden; mit bekannten Gästen wechselt er jedesmal einige verbindliche Worte. Er zeigt sich keineswegs engherzig, wenn ein fremder Gast einmal zufällig seine Börse vergessen hat oder fortgeht, ohne zu bezahlen. Man kann nicht genug das Zutrauen loben, welches die Pariser Kaffewirthe im Allgemeinen jedem Fremden schenken; sie mögen mitunter dabei zu kurz kommen, aber in ihrem humanen Gemüth halten sie am Grundsatz, daß es besser sey, von zehn Schurken betrogen zu werden, als einen ehrlichen Mann zu kränken. — Eine zweite wichtige Personnage ist die Dame du comptoir, von deren Persönlichkeit sonst das Glück einer Anstalt abhing. Eine hübsche Dame hinter dem Zahltisch brachte ehemals ganz Paris in Aufruhr, und jeder Stifter eines neuen Kaffeehauses betrachtete eine Schönheit am Comptoir als eines der unentbehrlichsten Möbel seiner jungen Anstalt. Gleichwie Madame de Maintenon den Braten durch eine Anekdote ersezte, so entschädigte eine Comptoirdame durch ihre graziösen Manieren und ihre reizende Gestalt für die unschöne, unerlaubte Vermählung des Kaffees mit der Cichorie. Heutzutage sind diese Göttinnen aus der Mode gekommen, wie in Paris Alles, was Mode ist, aus der Mode kommt; die Herrschaft jener Königinnen mit dem strahlenden Geschmeide, den kostbaren Kleidern und dem stereotypen Lächeln hat aufgehört; gegenwärtig sind die meisten Comptoirdamen gute, einfache Familienmütter, und nicht mehr wie sonst von Anbetern, sondern von Kindern umgeben. Man findet gegenwärtig kaum vier oder fünf schöne Frauen am Zahltisch. Ich für meinen Theil kenne nur zwei: die, welche das Comptoir des Café Corazza ziert, und die Frau des Eigenthümers des Café Molière, welche, wie ich höre, vor Kurzem von einem Studenten entführt worden ist. — Die dritte Person, welche unsere Aufmerksamkeit verdient, ist der Garçon, zwanzig bis dreißig Jahre alt, nie jünger, nie älter; äußerlich kündigt er sich durch eine blautuchene Jacke, eine weiße Cravatte, einen soliden Wuchs, feine Schuhe und schön frisirte Haare an. Was die moralischen Eigenschaften anlangt, so muß der Garçon deren eine ziemliche Quantität besitzen; er muß flink, geduldig, zuvorkommend und durchaus nicht verliebter Natur seyn; denn die Liebe macht zerstreut, und ein Zerstreuter, der die Kaffeekanne in der Hand hält, schüttet die halbe Tasse mitunter in die Schnupftabaksdose und servirt Dominosteine statt Zucker. Eine unerläßliche Eigenschaft für ihn ist Menschenkenntniß und Physiognomik; er muß jedem Eintretenden an der Nase ansehen, was er wünscht, und ihn nicht mit der ewigen Frage belästigen: que désire Monsieur? Den Magern und Blassen sezt er ohne weiteres die stärkende Tasse Chokolade vor; den Nervösen, welchen der Kaffee nicht zuträglich ist, servirt er sofort eine Bavaroise, und ein Bonvivant hat kaum Platz genommen, so sagt er ihm schon: Monsieur, votre beefsteak est sur le gril.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pauperismus, oder die grosse Frage der Zeit.

(Fortsezung.)

Anderwärts geschieht noch Empörenderes, z. B. in Carlisle in der Grafschaft Cumberland und in Appenzell; denn da werden Arme, Kränkliche, Alte und Kinder in Masse an die am wenigsten fordernden Gemeinden versteigert. Aehnliches geschieht an vielen Orten, und es zeigt sich da, daß bei der Charité légale, bei der öffentlichen Unterstützung, das Gefühl ebenso mit Füßen getreten wird, wie die Menschenwürde. Und wo geschieht dies? in dem durch Gesetze, Sitten, Wissenschaft, Literatur und Kunst civilisirten Europa, das sich seiner Fortschritte so rühmt und vornehm auf die Zeiten und Völker herabschaut, wo doch an solche Unmenschlichkeit nicht zu denken war.

Die Armentare in ihren verschiedenen Formen wirkt aber nicht nur nachtheilig auf den sittlichen Zustand der Armen, sondern auch auf diejenigen, die keine Unterstützung erhalten und von denen sie gefordert wird. So wurden 1830 in London fünfzig Familienväter desselben Kirchspiels vor Gericht gefordert, weil sie ihre Armentare nicht ganz bezahlt hatten. Einige bewiesen, daß sie ihr Geräth, ja sogar die Betten ihrer Kinder verpfändet hatten, um die Taxe nur zum Theil abtragen zu können. Sie wurden dessen ungeachtet gefänglich eingezogen, weil sie den Rest nicht bezahlen konnten. Im Kanton Bern geschieht Aehnliches, und der wegen der Armentare von der Obrigkeit Verfolgte borgt und verpfändet, bis er selbst den Bettelstab ergreifen muß. Die unvermeidliche Folge dieses Mißbrauchs ist, daß sich die besten, die freiwilligen Almosen und Unterstützungen in dem Maß verringern, als die Armentare größer wird. In Schottland wird an den Orten, wo diese Taxe gebräuchlich ist, viel weniger

Gutes gethan, viel weniger an die wahre und rechte Unterstützung der Armen gedacht, als unmittelbar daneben, wo sie nicht herrscht. Ebenso ist es nach offiziellen Angaben in den Niederlanden, im Nassauischen, in Florenz, Bern und Luzern. Eine ehrenvolle Ausnahme machen in dieser Beziehung Kopenhagen und Berlin. Wird es aber immer so bleiben?

Die öffentliche Gemeindeunterstützung nach der Größe des Grundeigenthums führt zu großen Mißbräuchen, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten; so müssen z. B. die Einwohner von Shipley 25 bis 30 Prozent ihres Einkommens bezahlen, in Brede, Kanton Sussex, noch weit mehr, in Dorset aber, nur fünf-und-zwanzig Meilen von Brede, beträgt die Armentaxe nur fünf Prozent. In der Schweiz, besonders im Waadland, gibt es so reiche Gemeinden, daß ihnen nach Erhaltung ihrer Armen und Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, nach Vertheilung von Wein, Getreide, Kartoffeln und Holz noch bedeutende Summen baaren Geldes übrig bleiben, die unter die Gemeindeglieder vertheilt werden. In der Nähe dieser Gemeinden sind andere, die ihre Armen nicht aus ordentlichen Gemeindemitteln erhalten können und daher eine Armentaxe auflegen müssen.

Unvermeidlich ist, daß in nur etwas unbestimmten Fällen Gemeinden in Chikanen, Kampf und Streit über die Aufnahme eines Armen mit einander gerathen. Dabei werden in England keine Summen gespart. In einem Kirchspiel der Grafschaft Norfolk betrugen die Kosten zu Bestimmung der Heimath einer armen Familie 1760 Franken; die Interessen dieses verlorenen Kapitals hätten zu ihrer Unterstützung hingereicht, man brachte es aber durch dies Opfer dahin, daß die Armen auf der Landstraße durch Hunger, Frost und Elend umkamen. Ein Prozeß zwischen zwei Kirchspielen über die Heimath eines einzigen Armen hat oft viel mehr gekostet als die Erhaltung aller Armen in diesen zwei Kirchspielen ein ganzes Jahr lang. So starb Lange, ein verstümmelter Soldat, im Brandenburgischen Hungers, während zwei Gemeinden, auf deren Unterstützung er unbestrittenes Recht hatte, sich stritten und weigerten, ihn zuerst zu nehmen; Summers starb auch in England Hungers, während man sich über seine Aufnahme zankte.

In England, wo in dieser Beziehung die größten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten geschehen, und wo man dies nicht einmal einsehen und gestehen will, fallen die Gemeindeinspektoren ohne alles Mitleid über die aus einem andern Kirchspiel eingedrungenen Armen und Hülflosen her, um sie wie Hunde wegzujagen. Haben sie in einer elenden Hütte Zuflucht gefunden, so kaufen diese die Aufseher manchmal um hohen Preis, um sie einreißen zu können; das nennen sie dann in ihrer Kunstsprache: „ein Nest von Bettellindern zerstören.“ In einigen Gegenden der Schweiz geschieht Aehnliches. Hochschwangere, ihrer Entbindung ganz nahe Frauen werden mit Gewalt über die Grenze gebracht, damit die Gemeinde nicht Gefahr laufe, ihr Kind aufnehmen zu müssen. Dies zwingt denn die benachbarten deutschen Länder zu ähnlicher Härte. Aehnliche Grausamkeit wird auf dem deutschen „Schub“ begangen. Wer kennt die „Heimathlosen“ in der Schweiz nicht und die Art, wie von einem Kanton zum andern mit ihnen verfahren wird?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung von Nr. 265.)

Das Bankett in Guildhall.

Die Ceremonien, mit welchen die Königin am 9ten November in Guildhall empfangen wurde, sind aus den Tagblättern bekannt; diese haben auch das Bankett beschrieben, es dürfte hier aber am Orte seyn, letzteres etwas ausführlicher zu besprechen. — Nachdem im großen, zu einem prächtigen Audienzzimmer umgeschaffenen Rathszimmer die Adresse des Gemeinderaths verlesen und beantwortet war, nachdem der neubaronisirte Lord Mayor, der seine Laufbahn als Laufbursche eines Lichterziehers begonnen, die Aldermänner und deren Damen vorgestellt und sie insgesammt die Hand der Königin geküßt hatten, erhob sich diese nach dem für sie bereiteten Ruhezimmer. Nach einer halben Stunde erhielt der Präsident des Gastmahlcomité's Anzeige, daß die Schüsseln aufgetragen seyen, und meldete solches sofort dem Oberkammerherrn, der es seinerseits der Königin meldete. Es war für London eine frühe Speisestunde, Schlag fünf Uhr; dennoch ließ die Königin kaum zwanzig Minuten warten. Dann erschien sie in veränderter Toilette, in rosenfarbenem, mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkten Atlas, mit einer einfachen Perlenschnur um den Hals, diamantenen Ohrgehängen und einem Diadem kostbarer Brillanten im dunkeln, glatt gescheitelten Haar.* Auch die Lady Mayoreß, die an der Hand ihres Gemahls der Monarchin voranschritt, hatte inzwischen ihre Kleidung gewechselt. Ihre Robe von grünem, mit weißem Atlas gefütterten Sammt war mit goldenen Fransen und Brüsseler Blonden garnirt, und große Opale und Diamanten funkelten ihr an Brust und Gürtel, um den Hals, in den Ohren und auf der Stirne. Ein stolzer Reiherbusch zitterte auf ihrem Haupte, und was in Deutschland ein Stuarts-, in England ein Elisabethstragen genannt wird, umgab ihren Nacken. So wie die Königin, geführt vom Oberkammerherren und gefolgt von den Herzoginnen, den Fuß über die Schwelle des Banketsaals

* Trotz allen Vorstellungen hatte die Königin Locken- und Federschmuck beharrlich zurückgewiesen. Schon früher waren bei der Nachricht, daß Ihre Majestät an dero Haupte Weides nicht dulden wolle, die Haarkünstler und Federhändler in Angst und Schrecken gerathen. Dieser neue Beweis davon beim Anfang einer Season droht beide Gewerbe in Verzweiflung zu stürzen; denn der Geschmack der jungen Königin wird natürlich auch im Reiche der Moden Regent seyn.

hob, brauste vom Orchester nieder die jeden Engländer enthusiasmirende Melodie: O! the roast-beef of old England! Der Anblick der Halle mußte imponiren. Durch einen breiten, mit Brüsseler Teppichen bekleideten Gang war sie in zwei Hälften getheilt. In der östlichen standen der Thron, die königliche Tafel, bis quervor lief und um vier bis fünf Fuß erhöht war, und vier für die vornehmsten Gäste bestimmte Tafeln; in der westlichen sechs andere Tafeln für die Mitglieder des gemeinen Raths, deren Frauen und unstitulirte Fremde. In hoher, keuscher Pracht strahlte der Thron. Die stark vergoldeten Kranzleisten erinnerten an die Zeit Ludwigs XIV. Sie liefen in Palmenzweige aus, die ein Schild trugen mit der königlichen Chiffre V. R. — Victoria Regina — und dazwischen goldene Füllhörner, auf denen die Reichskrone ruhte. Die Draperie vom feinsten carmosinen Sammt war mit goldenen Fransen und Quasten geschmückt. Vom Thronhimmel wehten weiße Federbüsche, und an der innern Decke von carmosinem Sammt funkelten silberne Sterne und schossen goldene Strahlen aus einem weißatlasnen Oval. Der Rücken von weißem, in Falten gezogenen Atlas trug das königliche Wappen in hell poliertem Gold.

(Die Fortsetzung folgt.)

Venedig, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Die Eisenbahn und die Brücke.

Von unsern Theatern ist wenig zu berichten; Unbedeutenheit und leere Häuser sind im Herbst hier, wie überall in Italien, ihr Charakter. Im Theater Apollo ist unter der recitirenden Truppe die Amalia Pieri die Hauptperson, durch die Drucker bekannt, mit welchen sie den Zuschauern den Sinn ihrer Rollen, der meistens sehr auf der Hand liegt, verständlich zu machen sucht. — In Gallo hört man die Montecchi und Capuletti von Bellini; die Brambilla gibt den Romeo. Hier gefällt sie; die Venetianer werden wissen, warum. Sie ist kaum ein Stern zweiter Größe; die Venetianer sind aber galant und enthusiastische Theaterfreunde; das „andare in scena di una opera nuova," ist hier eine historische Begebenheit. Das Theater Fenice, ganz so, wie es vom verdienstvollen Architekten Selva gebaut ward, wieder hergestellt, wird bis zum 26sten December vollendet seyn. Der Impresario Lanari hat die Ungher, die Tadolini, Moriani und Coselli, mithin eine tüchtige Gesellschaft zusammengebracht. Es sind dieselben, welche den „Marino Faliero" in Florenz mit so vielem Beifall zur Aufführung brachten. Diese Oper, welche in Mailand erlaubt ist, könnte an keinem Ort mehr interessiren, als hier, wo der Dogenpallast, die zwei weltberühmten Säulen, die ganze Umgebung von St. Marco noch redende Zeugen jenes merkwürdigen Ereignisses sind. Der verstorbene Kaiser, dessen Vorliebe für Venedig sich durch mehr als Eine That verewigte, hat oft gesagt, die Venetianer seyen unter allen Unterthanen seines Kaiserreichs diejenigen, welche ihm die geringste Sorge machten. Man kann auf dies gewiß begründete Urtheil ganz etwas Anderes, als die Aufführung einer venetianischen Oper wagen. — Das Hauptinteresse der ganzen Stadt, ja des ganzen Lombardo-Venetianischen Staats bildet in dieser Zeit die Eisenbahn, welche zwischen hier und Mailand angelegt werden soll. Sie wird schon nivellirt, und nach einer kürzlich erschienenen Anzeige der Gesellschaft hat man bis Padua sehr geringe Schwierigkeiten gefunden. Es wird sich namentlich darum handeln, ob und in welcher Nähe sie die Hauptstädte, welche auf dieser Strecke liegen, Padua, Vicenza, Verona u. s. w., berühren soll. Daß dem armen Venedig nur durch eine Verbindung mit dem festen Lande wieder aufzuhelfen sey, ist hier lange gefühlt, und schon vor Jahren, ehe noch von Eisenbahnen die Rede war, von einem Venetianer weitläuftiger auseinander gesetzt worden. Damals blieb ein Vorschlag der Art, der überdies seine eigenen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten erregen mochte, unbeachtet, weil eigentlich Venedig allein berücksichtigt ward; jetzt aber, wo es sich um eine Verbindung zwischen dem ganzen fruchtbaren Lombardo-Venetianischen Staat handelt, wird hoffentlich jedes Hinderniß beseitigt werden können. In dieser Eisenbahn und in der ebenfalls von der Regierung beschlossenen Verbesserung des Hafens Malamocco sehen die Venetianer jetzt die sicherste Gewähr für eine schönere Zukunft. Wenn die Brücke, welche diese Lagunen mit der Terra firma verbinden wird, zugleich als Aquädukt dienen könnte — eine Hoffnung, die keineswegs aufgegeben ist — würde der neue Verkehr ihnen ein neues Element in die Stadt führen, wie ehemals das Element ihrem Handel die Wege wies. Bis jetzt ist die Rede davon, daß die Brücke von den Fundamenti nuovi (in der Nähe des Pallastes Manfrini) durch die Lagunen in der Nähe von Mestre, aber ohne dieses zu berühren, auslaufen soll. — Die Venetianer, welche von allen Italienern zuletzt, aber dann auch jählings, wie im Sturz eines Bergstroms, ihre Eigenthümlichkeit verloren haben, sind allmählich daran gewöhnt worden, den allen Insulanern inwohnenden Stolz herabzustimmen. Ueberzeugt, daß ihrer durch Verfall beklagenswerthen Stadt nur durch diese Mittel etwas von der alten Blüthe wiedergegeben werden könne, werden sie mit Resignation verschmerzen, was Geschichte und Poesie bei dieser Verbindung mit dem festen Lande einzubüßen haben. Niemand wird verkennen, daß Venedig dann aufhört Venedig zu seyn, und daß der Hauptinhalt seiner Geschichte und die Hauptschönheiten moderner Dichter für spätere Zeiten in gewisser Beziehung unverständlich seyn werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 276.

Die Wahrheit.

Räthsel in alcäischem Versmaß.

5.

Wo sie sich zeigt, verschwindet das Weltgespenst
Mit seinen tausend Masken, mit welchen es
Unheimlich als ein großer Proteus
Durch die Gefilde des Lebens spukt.

Wo Priester sich und Tempel und Opferdunst
Mit seinen Teufelskünsten es oft erwarb
Und noch erwirbt; als einer Gottheit
Huldigen ihm die betrognen Völker.

Die Nacken beugend unter das schmähliche
Joch, und des Unsinns fruchtbare Saat im Geist
Mit Kraftvergeudung unterpflügend,
Daß sie durch ganze Geschlechter wuchert.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 4. December 1837.

There is yon house that holds the parish poor:
There children dwell, who know no parents care,
Parents, who know no children's love dwell there,
Heart-broken matrons on their joyless bed,
Forsaken wives, and mothers never wed.

Crabbe.

Der Pauperismus, oder die groſse Frage der Zeit.

(Fortſetzung.)

In andern Ländern ſind die Regierungen menſchlicher; da werden die Armen nicht weggejagt, ſondern zu induſtrieller oder Ackerbauarbeit angehalten, damit ſie wenigſtens einen Theil ihres Unterhalts verdienen. So ſind Arbeitshäuſer und Bettlerkolonien entſtanden. Aber auch darüber ſind erfahrene Sachverſtändige nicht Einer Meinung. So glaubt Naville, die unbegrenzte Concurrenz mit Induſtrieprodukten, die zu niedern Preiſen verkauft werden müſſen, bringe dem Gewerbfleiß in der Umgegend großen Schaden, drücke den Arbeitslohn zu ſehr herab und erſchwere den Abſatz ähnlicher, beſſer gearbeiteter Waaren. Außerdem ſind auch Arbeitshäuſer für Arme nach allen bisherigen Erfahrungen ſehr koſtſpielige Anſtalten, und in Beziehung auf den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand der Armen gar nicht zu empfehlen: der wohlthuende Einfluß echter Civiliſation, der Religion und der Achtung für Menſchenrechte dringt da nicht ein, und es geben da eine Menge Dinge vor, die weder Vernunft noch Recht und Sitte gut heißen können. Die mehrſten Arbeitshäuſer hören auch nach einigen Jahren wieder auf oder arten in Zwangshäuſer aus, wenn ſie nicht bloße Hoſpize oder Bettleraſyle werden, ein Zuſtand, worin ſie ſich vollends nicht halten können. Ackerbauanſtalten für Bettler ſind zwar finanziell nicht ſo nachtheilig, dem Armen aber bringen ſie keinen reellen Nutzen. Dies läßt ſich auch von den Landbaukolonien für Arme ſagen, die ſeit 1822 in den Niederlanden und in Belgien gegründet und vielfach geprieſen worden ſind. Der edle General van der Boſch, dem ſie ihre Entſtehung verdanken, hatte die Abſicht, in ihnen allen kräftigen und geſunden Armen des Landes Arbeit und Verdienſt zu verſchaffen und dadurch Elend und Bettelei zu verdrängen. Sachverſtändige, welche dieſe Anſtalten geſehen, genau unterſucht und mit aller Hochachtung für deren Gründer beſprochen haben, z. B. Huerne de Pommeuſe, Ducpétiaux und Andere, thun mit offiziellen Zeugniſſen dar, daß dieſe Kolonien durchaus nicht proſperiren, daß ſie ſich vielmehr durch Anleihen zu Grunde richten und ſich durchaus nicht durch ſich ſelbſt, ſondern nur durch große Opfer erhalten können; das Schlimmſte dabei iſt, ſie entſprechen der von ihnen gehegten Hoffnung auch inſofern nicht, als in jener Gegend durch ſie die Bettelei nicht aufgehört hat, ſondern noch immer beſteht.

Wenn der Staat oder Gemeinden auf irgend einem Wege ſo für ihre Armen geſorgt haben, daß ſie vor Hungerſterben geſichert ſind, ſo wollen ſie nicht weiter von ihnen beläſtigt ſeyn; ſie haben für ihre übrigen Leiden

und Bedürfnisse keinen Sinn und wollen nicht davon reden hören; ja die Armen sind sogar dazu verdammt, ihr Elend in der Entfernung und Einsamkeit eines sogenannten Armenhauses zuzubringen, und wenn sie herausgehen, so straft man sie und nennt dies dann „Abschaffung des Bettelns.“ Es gab eine berühmte Zeit und vielgepriesene Länder, wo dies noch viel ärger war. In Frankreich wurden die Bettler unter Ludwig XIV. mit Ruthen gehauen, an's Halseisen gestellt, gebrandmarkt, verstümmelt, in den Regimentern fast zu Tod geprügelt, ja sogar getödtet. Noch im Jahr 1777, also unter dem milden Ludwig XVI., wurde ohne Weiters Jeder im Alter von sechzehn bis siebenzig (!) Jahren zur Galeere verdammt, der sechs Monate lang kein Gewerbe getrieben hatte und sonst keine Subsistenzmittel nachweisen konnte. Wie ganz anders war es in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Spanien! In Zamora, Salamanca, Valladolid wurde unter anderm 1540 verordnet, daß selbst fremde Arme nicht ohne Almosen gelassen und gleich den einheimischen bedacht werden sollten. „Der Wandernde,“ heißt es in der Verordnung, „der Reisende in Dürftigkeit und Noth soll gleich bei seiner Ankunft Unterstützung erhalten, ohne daß von ihm ein anderes Zeugniß verlangt wird, als seine eigene einfache Erklärung,“ und § 5 heißt es: „es sollen auch die verschämten Armen unterstützt werden, aber heimlich, um ihnen nicht wehe zu thun; die armen Kinder sollen gut verpflegt werden und nach ihren Anlagen passende Erziehung und Unterricht erhalten.“ Solche Vorschriften aus einer arg verschrieenen Zeit und einem arg verschrieenen Land thun der Seele wohl und söhnen Einen wieder mit dem menschlichen Geschlecht aus. Damals war freilich noch nicht die Rede von öffentlicher Unterstützung, von Charité légale im heutigen Sinn, dafür aber von echt christlicher Hülfe, von echt christlichem Mitgefühl. Heutzutage ist gefängliche Einziehung die gewöhnliche Aushülfe gegen bettelnde Arme. In manchen Ländern kommt dazu noch gezwungenes Fasten und körperliche Strafen, z. B. in einigen Schweizerkantonen wird das Härteste gegen sie angewendet, Gefängniß, gezwungener Militärdienst, Schläge, Gefängniß bei Wasser und Brod, Brandmarkung, Zwangsarbeit auf dem Feld mit schweren Holzblöcken an den Füßen. In Florenz werden sie bei der zweiten Betretung für ihr ganzes übriges Leben in's Gewerkhaus gebracht, wo sie für die Regierung arbeiten müssen.

Jedes fühlende Herz muß sich gegen diese Zwangsmittel und Einkerkerungen empören, denn daraus entsteht das meiste, auf den Armen schwer lastende Unglück, ihre Entsittlichung und Verdorbenheit in den Arbeitshäusern. Indem man sie da hineinsperrt, raubt man ihnen Familie, mütterlichen und väterlichen Sinn, Ehre, Freiheit und alles bessere Gefühl; ja, es ist sogar eine Art Todesstrafe, da in den meisten Bettelarbeitshäusern die Mortalität um's Doppelte so groß ist als unter den elendesten Armen in der Freiheit. Davon gibt es natürlich Ausnahmen, z. B. in Lyon, wo das Armenhaus in jeder Beziehung trefflich verwaltet ist. Gewiß sind auch in Deutschland ähnliche gute Anstalten.

Die Unterdrückung und Abschaffung des Bettelns erheischt nothwendig das Verbot, Armen Almosen zu geben. Dies ist aber entsetzlich und entfremdet die Gemüther dem Mitleid, das ein Ausfluß der Gottheit genannt werden könnte; ja es führt sogar zur Verletzung des heiligen Gastrechts, besonders wenn, wie in manchen Ländern Deutschlands, die Armen von Bettelvögten und Polizeidienern bis in's Innere der Häuser verfolgt werden, wo ihnen eine milde Hand Almosen reicht, die dann oft selbst dafür gestraft wird. Dergleichen unmenschliche Anordnungen finden jedoch große Schwierigkeiten in ihrer Anwendung, werden häufig übertreten, nützen daher nicht nur nichts, sondern schaden selbst dem Ansehen des Gesetzes, das Viele umgehen.

Das Zunehmen der Armuth kann man besonders drei Ursachen zuschreiben, nämlich der immer wachsenden Bevölkerung, mit der die Subsistenzmittel nicht in gleichem Maaß zunehmen, dem Mangel an Arbeit oder deren Unzulänglichkeit, und endlich dem Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit. Es ist leicht durch Zahlen darzuthun, daß in allen Ländern die Zahl der Armen im Zunehmen ist, daß Staat oder Gemeinden immer um neue und bedeutendere Unterstützung angegangen werden, ja manchmal selbst in einem Verhältniß, das alle Quellen des Wohlstands zum Austrocknen bringt, und, wie die schottische Generalversammlung erklärt hat, den Ruin des Landes unvermeidlich herbeiführen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pariser Kaffehäuser.

(Beschluß.)

Von sieben Uhr Morgens bis Mitternacht die Gäste bedienen, die Journale auf's Brett heften, Zucker schlagen, Kaffeebohnen brennen, die oberste Rinde der Milchbrode abraspeln, die Dominosteine zählen und die Charaden des Corsaire und Charivari rathen, das sind die Hauptbeschäftigungen des Garçons, und wenn Mitternacht herbei kommt, so kann er seinen à la Titus frisirten Kopf stolz in die Höhe werfen und ausrufen: Ich habe mein Tagwerk redlich vollbracht! Der Garçon hat keinen fixen Gehalt; man vergesse daher nicht, ihm jedesmal ein kleines Trinkgeld von zwei Sous zu geben, für welche Aufmerksamkeit er sich stets erkenntlich zeigen und eine übervolle

halbe Tasse und ein starkes Fußbad * eingießen wird. Zu Neujahr verehrt der Garçon den Gästen eine Apfelsine oder eine Düte voll gebrannter Mandeln, welche man nach Belieben mit zwanzig, dreißig oder vierzig Sous honorirt.

Ein Wesen, welches wir in der Physiologie der Pariser Kaffeehäuser nicht vergessen dürfen, ist der Habitué, der Standgast. Unter diesem Namen versteht man hier nicht bloß denjenigen, welcher Monate lang in einem und demselben Kaffeehause einkehrt, sondern vorzüglich die Besucher, welche von der Gründung der Anstalt her datiren, seit dreißig, vierzig Jahren regelmäßig jeden Abend einsprechen und um ihre halbe Tasse eine Partie Domino auf 600 Points spielen. Während der rauhen Jahreszeit bringen die Habitués den langen lieben Tag im Kaffeehause zu. Im Gegensatz mit den Schwalben, denen sie jedoch rücksichtlich der treuen Anhänglichkeit an das alte Nest gleichen, geben sie im Sommer auf den Strich. Dieselben Gestalten, welche man bei freundlichem Wetter in der Petite Provence, im Luxemburg und im Garten des Palais-royal spazieren gehen sieht, sieht man Winters beständig um die ungeheuren Oefen der Pariser Kaffeehäuser versammelt. Es sind im Allgemeinen ganz honette Leute, welche kein anderes Gesetz als das Naturgesetz anerkennen und die Ansicht haben, daß der liebe Gott, da er sie in die Welt gesezt, auch zugleich die Verpflichtung übernommen habe, ihnen je nach Bedürfniß erfrischende Kühle oder behagliche Wärme zu liefern. Die eine Hälfte ihrer Anforderungen befriedigen die schattigen Laubgänge der öffentlichen Gärten, für die andere Hälfte sorgen die Eigenthümer der Pariser Kaffeehäuser, welche sie als gottgesandte Retter in der Noth betrachten und als Licht- und Holzlieferanten für den Winter in Requisition setzen. Die Habitués thun daher auch in den Kaffeehäusern, wie wenn sie zu Hause wären; sie sprechen von ihren Geschäften, sie schreiben Briefe, sie schlafen, lesen Romane u. s. w. Sie sind dergestalt eingebürgert, daß Herr und Diener ihnen keine Vorstellung zu machen wagen. Jeder Standgast hat seinen Lieblingstisch; so wie er in's Kaffeehaus tritt, macht er die Runde an allen Tischen und rafft alle Journale auf, die ihm unter die Hände fallen. Mit diesem Schatz sezt er sich in seine Ecke und liest eins nach dem andern, ohne sich zu geniren und ganz nach seinem Behagen. Wenn er mit der Zeitungslektüre fertig ist, verkürzt er den Rest des Tages dadurch, daß er der Anstalt, welche er mit seinem Besuche beehrt, allerlei Gefälligkeiten erweist; er macht den Garçon auf die eintretenden Gäste aufmerksam, sagt der Dame am Comptoir, wenn die Wanduhr falsch geht, bietet seinen Nachbarn eine Prise an, wenn die Commundose leer ist, weiß Jedem genau das Journal und die Spalte anzugeben, wo die Nachricht steht, welche man gerne lesen möchte, kurz, merkt auf alle Winke und Bewegungen der Gäste, so daß man ihn fast für den Eigenthümer des Kaffeehauses halten möchte. Er kennt in der That die Anstalt schon länger, als ihr jetziger Besitzer. Zehnmal hat das Kaffeehaus seinen Eigenthümer gewechselt; er allein ist immer unverändert derselbe geblieben. Daher betrachtet man ihn auch als einen integrirenden Bestandtheil der Anstalt, und in dem Inventarium der zum Verkauf ausgebotenen Kaffeehäuser bringt man gewöhnlich in Anschlag: Ein Dutzend Marmortische, 400 Fr., 25 fast noch neue Tabourets, 125 Fr., ein halbes Dutzend etwas heruntergekommener, aber doch noch auf fünf bis sechs Jahre garantirter Habitué's, 600 Fr. Nach trockenen Semmeln, alter Butter, Cichorienkaffee und dem Doppelsechser, kenne ich nichts Unausstehlicheres, als die Habitué's der Pariser Kaffeehäuser. E. C.

* Bain de pied nennt man das, was über den Rand des kleinen Glases in die Unterschale läuft. Die Schnapsgläser und Tassen haben in allen Pariser Kaffeehäusern einen ungleich dickern Boden als ihr Aeußeres vermuthen läßt; man schenkt daher sowohl bei der demi tasse als beim petit verre immer noch einen Theil der Unterschale voll, die Jeder ohne Scheu ausleert; so wie es auch durchaus nicht auffällt, wenn man den Ueberrest von Zucker in Papier wickelt und in die Tasche steckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Venedig, November.

(Beschluß.)

Verkehr mit Triest. Venetianische Kunst.

Zu gleicher Zeit ist man darauf bedacht, die Verbindung mit Triest noch mehr zu erleichtern. Triest gewinnt von Jahr zu Jahr an Bedeutung, und verspricht allmählich der eigentliche Stapelplatz für den Orient zu werden. Triestiner Dampfschiffe fangen jezt an, monatliche Fahrten nach Alexandrien zu machen, und so wird, was aus dem Norden nach Griechenland, Kleinasien und Egypten sich begeben will, in der Folge dort sich einschiffen. Werden nun, was gleichfalls beschlossen ist, die Dampfschiffe zwischen hier und Triest statt zwei-, dreimal wöchentlich gehen und kommen, so ist dem Westen Italiens auch auf diesem Wege der Verkehr mit jenen Ländern erleichtert. Die Preise sind jezt schon herabgesezt; für acht Gulden auf dem ersten, für zwei Gulden auf dem zweiten Platz macht man diese sieben- bis achtstündige Fahrt. — Während so die Menschen auf alle Weise bemüht sind, sich einander in ihren Interessen zu nähern, that kürzlich ein Wolkenbruch sein Möglichstes, um den Verkehr zwischen Wien und hier zu hemmen. Er ergoß sich auf die neuangelegte Friulerstraße mit solcher Heftigkeit, daß dies Werk, welches Tausende von Menschenhänden in einer Reihe von Jahren auf dem schwierigsten Terrain ausgeführt hatten, in wenigen Stunden an mehreren Stellen arg durchrissen war. Der Schaden wird, vielleicht übertrieben, auf eine Million Zwanziger angegeben; der Postenlauf, der einige Tage gehemmt war, ist seitdem längst wieder hergestellt. — Die Kunstausstellung (Juli, August) hat auch hier

das Unbequeme, daß sie eine Reihe von alten Meisterwerken den Blicken des Publikums entzieht. Hier, wo an Gebäuden gerade kein solcher Mangel ist, wie in Paris, könnte, sollte man meinen, wohl ein anderes Lokal als die Akademie für diesen Zweck eingerichtet werden. Die neuern Werke sind selten oder nie berechtigt, die Plätze der ältern einzunehmen, auch wenn man willig eingesteht, daß die venetianische Schule noch vor mancher andern in Italien sich auszeichnet. Der Farbensinn ist es, der noch fortwährend die Venetianer vor Toskanern und Römern kenntlich macht. An einem Bilde, das Gregoletti für den ehemaligen Patriarchen von Venedig, jetzigen Erzbischof von Erlau, v. Pyrker, gearbeitet und kürzlich im Battisterium ausgestellt hatte, trat dies wieder auf's Entschiedenste hervor. Es stellt den heil. Michael als Sieger über den Teufel in Lebensgröße dar, und bringt unwillkührlich eine Vergleichung mit den zwei berühmten Bildern von Raphael und Guido auf, obwohl billigerweise Guido so wenig mit Raphael, als Gregoletti mit einem von Beiden, sondern Jeder nur mit sich selbst verglichen werden sollte. Auch vermeidet der Maler den Kampf mit jenen Meistern insofern, als ihm der Engel durchaus als Sieger erscheint, der, ohne noch Schwert oder Lanze zu führen, die Wage in der Linken hoch emporhebt, während die Rechte auf den Feuerpfuhl deutet, in welchen der nackte, nur durch kleine Flügel und durch den Ausdruck des Gesichts kenntliche Teufel durch den Druck des Fußes, ja durch die bloßen Spitzen des einen Fußes hinabgestürzt wird. Es ist begreiflich, daß in dieser Auffassung die etwas zu graziöse Stellung des Erzengels zum Theil wenigstens eine Entschuldigung findet, ohne daß deßwegen jede Schwäche der Zeichnung gutgeheißen werden kann. Das Gesicht des Engels aber, das glänzende Licht, das über das ganze Bild ausgegossen, und das saftige Colorit entschädigen dafür und zeigen allerdings ein erfreuliches Sichlossagen von dem ewigen Schlendrian italienischer Akademien. — Derselbe Künstler hat, wie fünf andere Künstler, eine große Leinwand für eine neuerrichtete Kirche in Triest unter Händen, auf welcher er den für solchen Raum sehr schwierigen Gegenstand, die h. Anna die Jungfrau lesen lehrend, darstellen soll. Es steht zu hoffen, daß der geschickte Maler die Noth zur Tugend machen und sich mit desto größerm Ruhm aus der Affaire ziehen wird. — An Beschäftigung fehlt es überhaupt den venetianischen Künstlern gar nicht und das eifersüchtige Jagen nach Bestellungen kennt man hier weniger als in Rom und Florenz. Unter den übrigen fünf Künstlern, die für die Triestiner Kirche arbeiten, befinden sich auch der Sohn des Kupferstechers Schiavoni und zwei österreichische Maler.

London, November.

(Fortsetzung.)

Das Bankett in Guildhall.

Der für Ihre Majestät bestimmte Armstuhl war behangen mit carmosinem Sammt, worauf das königliche Wappen und die Krone in goldener Stickerei zu sehen war, geschmackvoll von der Rose, der Distel und dem Kleeblatte umrankt, den Nationalzeichen Englands, Schottlands und Irlands. Gleich dem Gange bedeckte ein rother, mit Gold durchwirkter Fußteppich die Plattform. Der übrige Fußboden der Halle und sämmtliche Stühle waren mit carmosinem Tuche überzogen. Die Wände der südlichen und nördlichen Seiten bildeten eine ungeheure Spiegelfläche; aber am östlichen Ende über dem Throne war das Fenster einer prachtvollen Gaserleuchtung gewichen. Ueber dem Fenstersimse und über dem Stadtwappen wehte die königliche Fahne und die Flagge der Union. Darüber stand V. R. in gewaltiger Größe und darüber das einfache: Welcome, Alles von einem Lorbeerkranze umgeben, den wieder die Rose, die Distel und das Kleeblatt banden. Es ist Thatsache, daß der Arabeskenrand unter Welcome und V. R. mehr als zweitausend Gasflammen zählte. Ueber der Uhr am westlichen Ende, Gog zur Rechten, Magog zur Linken, füllte eine bedeutende Waffenmasse ziemlich die ganze Breite des Saales, während dreißig Fahnen zu einem herrlichen Hintergrunde entrollt waren. Unmittelbar darüber brannte in viertausend fünfhundert Gasflammen, aus carmosiner Sammtdraperie hervor, der große Stern des Hosenbanderordens mit der aus geschliffenen Gläsern bestehenden Umschrift: die Königin segne Gott. Und darüber prangte in colossalem Verhältnisse die Reichskrone, von Lorbeerkränzen umwunden; Rosen, Disteln und Kleeblätter, sinnreich verschlungen, füllten den übrigen Theil der Wand. Das Orchester, geschmackvoll mit Festons von scharlachener Seide geziert, befand sich über dem von zwei Rittern in voller Stahlrüstung bewachten Haupteingange, und dem Orchester gegenüber war eine Galerie aus Waffen gebaut. Zwei halbrunde, für die Feier des Tages besonders gefertigte Kronleuchter hingen von der Decke nieder. Jeder maß im Umfang gegen vierzig Fuß, war in rechtwinklige Felder geschnitten und trug die königliche Chiffre, die Krone, die Rose, die Distel und das Kleeblatt. Es wurde berechnet, daß die Gesammterleuchtung der von sechsundvierzigtausend brennenden Wachskerzen gleich sey. Es versteht sich demnach, daß der Saal hell war; allein in Folge der geschickten Vertheilung des Lichts fühlte sich das Auge nirgends geblendet. Man denke sich hiezu noch die Pracht der weiblichen Anzüge, den Glanz der Geschmeide und die wogenden Federn, und auch die Männer in den bunten Uniformen und reichgestickten Hofkleidern. Gläser und Flaschen aufgenommen, die, vom reinsten Krystall und mit eingeschnittenem Weinlaub, neben der Rose, der Distel und dem Kleeblatte das königliche Wappen trugen, war auf der königlichen Tafel sämmtliches Geschirr von gediegenem Golde und erlesener Arbeit. In der Mitte stand ein prächtiger Aufsatz, von den drei Grazien getragen, Sphinxe als Fußgestell und rings ein Kranz von Wein- und Eichenlaub. Die Suppen- und Speiseteller hatten Weinlaubguirlanden und in der Mitte das königliche Wappen in getriebener Arbeit. Zum Nachtisch wurde weißes Porzellan aufgesetzt, die Teller mit goldenem Weinlaubrande und einem Kranz von Eichenlaub und Eicheln in mattem Golde, in einem obern Medaillon das königliche, in einem untern das Stadtwappen in bunten Farben, und in der Mitte, von Blumen eingefaßt, die Buchstaben V. R. Dieser Teller waren vierundzwanzig und der Preis jedes einzelnen zehn Guineen. Von gleichem Porzellan war das Geschirr auf den übrigen Tafeln, doch ohne andere Zierrath, als Weinlaub in erhabenem Golde um die Ränder. Dabei fehlte es auch hier nicht an Gold und Silber. Die einzelnen Zünfte hatten ihre Vorräthe gesteuert, und der Gesammtwerth wurde auf 400,000 Pfund Sterling geschätzt. Während die Königin den Thron bestieg, reihten sich hinter ihr, sie zu bedienen, der Lord Mayor, dessen Gemahlin und die sechs ältesten Aldermänner. Aber so wie der Jubelruf verstummt war, mit welchem die Monarchin empfangen werden, wendete sie sich zum Lord Mayor und gebot ihm und den Andern, ihre Plätze einzunehmen, was selbige auch nicht säumten, unter tiefsten Referenzen sofort zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 5. December 1837.

— Dieſe Mühmchen, zart und ſchmächtig,
Sie ſind mir alleſammt verdächtig.

Goethe.

Atlantiſche Skizzen.

Von Guſtav v. Heeringen.

II.

(Fortſ. von Nr. 275.)

Der Sonnenaufgang und die Pracht des oceaniſchen Morgens rief ſämmtliche Bewohner der Kajüten auf das Verdeck herauf, und ich erlaube mir, den Leſer mit ihnen bekannt zu machen, und zwar ſie gleich ſo zu bezeichnen, wie ich ſie im weitern Verlauf der Reiſe kennen lernte. Ich muß hier die Bemerkung vorausſchicken, daß ſchon am vorigen Tage bei der Einſchiffung in Belem Jeder um ſeinen Taufnamen befragt und mit ihm benannt wurde; eine Sitte, die ich außerordentlich hübſch und praktiſch gefunden habe für die ſocialen Verhältniſſe eines Schiffes. Keiner wußte und erfuhr, wie der Andere mit dem Zunamen hieß, keine Rangverſchiedenheit ſtörte, es gab nur Meſſieurs Alphonſe, Charles, Manuel, und Mesdames Juliette, Henriette u. ſ. w.; dennoch fanden auch hiebei einige Ausnahmen ſtatt, wie ſich zeigen wird. Zu denſelben gehörte gleich die Dame, mit der ich den Anfang machen will, Madame Bertrand, wie ſie ſich ſelbſt nannte, und maitresse de langues, welche vielen großen Damen Liſſabons Unterricht gegeben hatte, wie ſie oft rühmend erzählte. Sie war die intereſſante Kranke, welcher das weiße und das braune Huhn geblutet hatten. Unter ihrem Schutze, unter ihrer Maternität befand ſich Mademoiſelle Henriette, eine hübſch gewachſene Brünette von etwa zwanzig Jahren, mit ſchönen, vielſagenden dunkeln Augen, jedoch ohne beſondere Anmuth der Züge. Madame Bertrand nannte ſie „ma fille,“ und ward von ihr mit dem Titel Mama belohnt. Sie gab ſie wirklich für ihre Tochter aus, ich entdeckte aber bald, daß Mademoiſelle Henriette der Matrone nicht ſo nahe verwandt ſeyn mußte, denn ſie vergaß ſich einige Male und nannte ſie Madame; ſpäter geſtanden mir Beide, ſie ſeyen gar nicht verwandt. Henriette wollte für eine Franzöſin gehalten ſeyn, während ſie doch eine Portugieſin, eine geborene Liſſabonerin war; ſie hieß auch gar nicht Henriette, ſondern Dona Iſabel da S., und beobachtete folglich ein Incognito, aus Urſachen, deren Schleier ich ſpäterhin durchblickt habe. Ich würde es ihr ohnehin niemals geglaubt haben, daß ſie Franzöſin ſey, auch wenn ſie fortgefahren hätte, es zu behaupten; wer jemals portugieſiſche Augen ſah und aus einem portugieſiſchen Munde die franzöſiſche Sprache vernahm, kann ſo leicht nicht getäuſcht werden. — Die zweite intereſſante Erſcheinung am Bord war Mademoiſelle Juliette, für die Monſieur Alphonſe, der Lieutenant des Schiffs und Pilot in jener Nachtſtunde, ſehr zärtliche Gefühle zu hegen

schien. Er war indessen nicht der Einzige, der dergleichen für das sehr schöne Mädchen nährte, welches offenbar der Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen wäre, hätte es sich nicht vom Beginn der Reise bis zum Ende derselben in einem leidenden Zustand befunden. Mademoiselle Juliette war Pariserin von Geburt und Kammerfrau der Infantin Dona Anna da Jesus Maria von Portugal; denn für hohe, schöne, intriguante Damen ist eine Pariser Kammerfrau fast unentbehrlich. Auf Juliettens weißer, denkender Stirn lag das Siegel manches königlichen Geheimnisses, der Genuß des Lebens hatte ihre holden Lippen geküßt, aber nicht entzaubert, und ihr Lächeln hatte etwas ungemein Tiefes, Weltweises und Seelenvolles. Sie redete wenig, aber ihre Worte, selbst die unbedeutendsten, hatten einen Anstrich von Bedeutenheit, welche nicht etwa Affektation ihnen verlieh, sondern das sich nirgends verleugnende Uebergewicht einer begabteren Natur. Die Bewegung des Schiffes wirkte peinlich auf ihren zarten Körper, weßwegen sie die meiste Zeit liegend auf einer Matratze zubrachte, welche auf einer der Bänke des Decks oder auf dem Boden ausgebreitet war. Die übrige Damengesellschaft bestand aus Modehändlerinnen und jungen Demoiselles de boutique, welche, nachdem sie eine Zeitlang ihr Glück in Portugals Hauptstadt versucht hatten, im Begriff standen, nach dem Eldorado ihrer Sehnsucht, nach Paris zurückzukehren. Ihr drittes Wort war Paris oder eine geringschätzige Aeußerung über das edle, unglückliche Lissabon, dessen Poesie sie nicht verstanden. Da waren Demoiselles Adèle, Françoise, Louison, genug, eine kleine Schaar von recht niedlichen Grisetten, denen es auch gar nicht an Anbetern fehlte; der Anbeter ist ein Zoll, den ein französisches Mädchen in jeder Männergesellschaft gebieterisch fordert, und der ihr auch niemals verweigert wird.

Gehe ich nun zu den Männern über, so ist zuerst die bedeutendste Erscheinung unsers Kreises zu nennen, Obrist Arnour, ein hochgewachsener ältlicher Mann mit einer Adlernase und jener Liebenswürdigkeit in Rede und Benehmen, die älteren Franzosen, und namentlich Militärs, eigen ist. Sie bedürfen, um zu gelten, der Anmaßung nicht, welche junge Roués nicht selten zu Hülfe rufen, um sich bemerklich zu machen. Ihr bloßer Anblick ist Weltgeschichte, die Falten auf ihren Wangen, die Narben auf ihrer Stirn sind historische Erinnerungspunkte. Was den Obristen nach Portugal geführt und in welchen Kreisen er dort gelebt hatte, ist mir nicht bekannt geworden; ich erinnere mich aber nicht, ihn in den Palästen gesehen zu haben. Seine Gegenwart am Bord war ein wahrer Segen für die Damen. Als Alle nach und nach, vom Seeübel ergriffen, krank und hülflos geworden, war er es, der sie bediente, trug, unterstützte, bettete; ja sie ließen sich von dem würdigen Herrn Hülfleistungen gefallen, die sie gewiß in gesundem Zustande nicht angenommen hätten. Mademoiselle Juliette kam fast nicht aus seinen Armen, wie eine schöne kranke Tochter von der Brust ihres Vaters. — Ihm mag Senhor Manuel folgen, ein ernster, schweigsamer Brasilianer von einigen vierzig Jahren, der aber sehr beredt werden konnte, wenn zufällig die rechte Feder an dem Uhrwerk seines Geistes berührt ward. Er war von hoher und schöner Gestalt, welche jedoch anfing, wohlbeleibt zu werden, und Besitzer einer ganzen Menagerie tropischer Thiere, namentlich jener zahllosen Cacadus und Papageien, die, wie früher erwähnt, in der Nachbarschaft meines Affen Macacos einen goldgegitterten Pallast bewohnten. Ich hielt ihn deßhalb für einen Kaufmann, der mit solchen Thieren in Paris Handel zu treiben beabsichtigte, und irrte mich sehr in dieser Vermuthung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pauperismus, oder die grosse Frage der Zeit.

(Beschluß.)

Zu diesem beunruhigenden Zustand, zu der immer drückender werdenden Unterstützung der Armen durch Staat oder Gemeinden wirken eine Menge Ursachen direkt und indirekt zusammen. Zuerst das Mitleid selbst, dem es peinlich ist, Andere leiden zu sehen, dann der Wunsch, der Armen, der Bettelei los zu werden; denn Bettelleute sind manchmal zudringlich und gefährten dadurch oft die öffentliche Sicherheit; endlich kommt hinzu der Egoismus und die Bequemlichkeit so Vieler, die allenfalls, wenn es nicht anders seyn kann, zur Erhaltung der Armen so viel beitragen wollen, als die Armentare von ihnen fordert, aber keinen Heller mehr; sie mögen auch mit der Vertheilung der Unterstützung keine Mühe haben, und überlassen dies gerne andern. Die Unzulänglichkeit der Armentare und das nothwendige Einschreiten der Regierung zu weiterer Hülfe haben es endlich dahin gebracht, jene öffentliche Unterstützung in Aufnahme zu bringen, ja sogar für ein Glück, für eine gute Anstalt zu halten. Dies ist sie aber nicht.

Was soll nun aber geschehen? Wie soll Almosen gegeben werden? Dies deutet Naville mit folgenden Worten an: „Der Gesetzesmann, der Staatsdiener vertheilt natürlich Alles, was durch Armentaren und Regierungsunterstützung einkommt, der Geistliche nur die Gaben freiwilliger und stiller Mildthätigkeit, wobei die Geber volles, gänzliches Zutrauen in ihn setzen. Wenn er erscheint, so legt dies den Reichen oder Wohlhabenden keinen Zwang auf, sie geben ganz freiwillig und aus vollem Herzen; auch der Arme kann keine Art von Recht gegen ihn geltend machen. Wohlthun und milde Gaben sind ohnehin Attribute seines

Standes, sie sind ein Theil seiner Pflicht. Seine Stellung gibt ihm auch nähere Kenntniß von der Lage, den Bedürfnissen, Verhältnissen und selbst Geheimnissen der Familien, er weiß, wodurch sie herunter gekommen sind, warum sie Armuth drückt, wie ihnen am besten wieder zu helfen ist und wie viel dazu gehört; er kennt auch die verschämten Armen, so wie den rechten Augenblick, wo ihnen zuweilen mit Wenigem Hülfe und Unterstützung gegeben werden kann; der Geistliche ist mit einem Wort der freundliche Mittler, Freund und Helfer aller offenen und geheimen Noth, ja sein Auftreten und Eingreifen ist überall willkommen und wohlthuend. Wie ganz anders ist die Stellung eines Staatsbeamten in dieser Beziehung! So wie er bei Reichen und Armen auftritt, verschwinden alle jene Vortheile."

Zu der immer mehr zunehmenden Fühllosigkeit und Gleichgültigkeit gegen Arme und damit zu dem Einschreiten des Staats oder der Gemeinden durch Armentaxen führt auch hier und da der Protestantismus. Jene öffentliche Unterstützung lastet besonders auf protestantischen Ländern und ist nur selten in katholischen zu finden. In England und Holland wird die Armentaxe am weitesten getrieben, konnte aber in Irland nicht Fuß fassen; Belgien hat sie erst seit seiner Verbindung mit Holland; sie schlägt Wurzeln in Norwegen, Dänemark, Schweden und Liefland, in Italien und Spanien hingegen ist keine Spur davon zu sehen. Wo sie in Deutschland eingeführt worden, ist die protestantische Bevölkerung immer bedeutender als die katholische; im Kanton Bern ist sie fast so arg wie in England, in Wallis und Tessin findet sie sich hingegen nicht. Appenzell Außerrhoden ist reformirt und hat die Taxe, Appenzell Innerrhoden hingegen ist katholisch und hat sie nicht. In den amerikanischen Freistaaten gilt dieselbe Bemerkung. Die katholischen Geistlichen stehen den Familien näher und sind durch die mächtige kirchliche Anstalt der Ohrenbeichte inniger mit ihrem Denken und Thun verbunden, können sie daher leichter zum Wohlthun und Unterstützen der Armen vermögen. Auch der Arme steht ihnen näher mit seiner Noth und seinen wahren Bedürfnissen. Dieser Bemerkung ließe sich vor allen andern wohl die entgegensetzen, daß die Bettelei und deren Unverschämtheit nirgend ärger ist als in katholischen Staaten, wo die Gewißheit, Nahrung oder Almosen in Kirchen und Klöstern zu bekommen, Viele zum Betteln bringt, die sonst arbeiten würden.

Für die öffentliche, für Staats-, Regierungs- oder Gemeindeunterstützung, haben sich seit achtzig Jahren die größten Autoritäten erklärt: Rousseau, Montesquieu, Bossuet und Voltaire, später und in unsern Tagen Malthus, Davison, Macfarland, Townsend in England, Livingston in den Vereinigten Staaten, Watteville, Sellon und Fellenberg in der Schweiz, viele Philanthropen in Deutschland, Bailli, Alexandre Laborde, Morogues, Fodéré, Villeneuve de Bargemont und Andere. Alle verlangen für die Armen Arbeit in Landbaukolonien oder in Arbeitshäusern. Naville ist anderer Meinung: denn außerordentliche Unglücksfälle und momentane besondere Verhältnisse ausgenommen, will er, daß die Unterstützung und die Erhaltung der Armen nicht auf öffentlichem und Staatswege geschehe, sondern lediglich durch Privatmildthätigkeit. In dieser Beziehung stellt er folgende Grundsätze auf. Es handelt sich nicht allein davon, Elend und Armuth zu mildern, sondern ihnen durch kluge Mittel aufmerksamer, väterlicher Regierung zuvorzukommen. Beim Wohlthun muß man der Stimme des Mitleids und der Mildthätigkeit folgen, ohne bei den Armen die Kraft zu erdrücken, mittelst welcher sie durch eigene Anstrengung ihren Unterhalt ganz oder zum Theil erwerben können. Man hätte Unrecht, bei dem Armen nur seine materielle Dürftigkeit zu berücksichtigen; was sein moralisches Daseyn fordert, hat nicht weniger Bedeutung. Gewöhnlich gehört der Arme der bürgerlichen Gesellschaft oder einer Familie durch Verhältnisse und Bande an, die nothwendig beim Wohlthun berücksichtigt und geschont werden müssen, sonst wird das Wohlthun Grausamkeit. Wenn das System der Privatmildthätigkeit mit Ausschluß aller Regierungsmittel gelingen soll, so muß vor Allem das Publikum günstig gestimmt und gewonnen werden. Dieses System muß so organisirt seyn, daß es nicht bloß zum Wohlthun anregt, sondern den Wohlhabenden und Reichen auch Lust macht, selbst zu den Armen zu gehen, um ihnen mit Rath und That beizuspringen, und dabei diesen Besuchen die menschenfreundliche und kluge Richtung zu geben, die auf den sittlichen und moralischen Zustand der Armen für den Augenblick und für die Zukunft günstig wirkt und ihr Elend in jeder Beziehung mindert. Dies kann nur auf dem Weg der Association geschehen, so daß sich deren Mitglieder in ihren Bemühungen ablösen und sich in die Geschäfte theilen, die von einem gemeinschaftlichen Centrum ausgehen und nach einem allgemeinen Plan geleitet werden, damit aller Art von Leid und Elend geholfen, die Unterstützung gut vertheilt, alle Verdoppelung vermieden, dabei aber die moralische Seite immer hervorgehoben und jedem Armen gerade nur die Art von Unterstützung werde, die er nach Lage, Verhältnissen, Geschlecht, Alter, Gesundheitszustand u. s. w. bedarf, entweder Arbeit, oder Darlehen, oder milde Gaben; denn dies sind die drei materiellen Hauptmittel aller Hülfe und Unterstützung. Nur auf diese Weise treten Reiche und Wohlhabende wieder in das rechte menschliche und echt christliche Verhältniß zu ihren armen, unglücklichen Brüdern und Schwestern, nur auf diese Weise wird der bisherigen Armenunterstützung das Harte, Schroffe und Unmenschliche genommen, das eine offene, immer eiternde Wunde unserer egoistischen, nur nach Reichthum,

Bequemlichkeit und Genüssen strebenden Zeit ist. Diese Association für Armenhülfe führt den würdigen protestantischen Geistlichen zu einer trefflichen Aeußerung über Klöster.

„Es war gewiß ein rührender und erhabener Gedanke, religiöse Zufluchtsorte für die Unglücklichen zu öffnen, die menschliches Mitleid verdienen, und sie dadurch vor Demüthigungen, Gefahren und Mißhandlungen der Welt zu schützen, worauf diese Armen und Hülflosen mit jedem Schritt gestoßen wären. Hätte Frömmigkeit und Religion diese Zufluchtsorte nicht schon verehrungswürdig gemacht, so wäre zu hoffen gewesen, bloße Humanität werde sie vor Angriffen und Zerstörung schützen. . . Es waren fromme Anstalten für menschliches Weh, das nichts als die Religion lindern konnte.“

In der Association für Armenhülfe sieht Naville eine Erneuerung der Klöster ohne deren Uebelstände. Wir schließen mit seinen schönen Worten darüber: „Gottlob! Vernunft, Wahrheit und Menschlichkeit treten wieder in ihre Rechte. Die von der Gesellschaft ausgestoßenen Unglücklichen, denen alle Wege zum Fortkommen in der Welt verschlossen sind, können jezt hoffen, menschliches Wohlthun werde ihnen wieder schützende Zufluchtsorte eröffnen. Wären die Associationen für Arme, Unglückliche und Reuevolle weniger nützlich und achtungswürdig als diejenigen, welche sich für politische Zwecke, für Genuß oder frivoles Vergnügen bilden?“ Dr. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsezung.)

Das Bankett in Guildhall.

Ich habe angegeben, daß vier Tafeln den vornehmsten Gästen bestimmt gewesen seyen. An der ersten präsidirten die Lady Mayoreß und der Lord Mayor. Hier saßen 45 Personen, unter ihnen die höchsten vom Adel und die Minister. Die zweite Tafel zählte 48, die dritte 47, die vierte 42 Converts. An der dritten Tafel befanden sich die Gesandten und am Fuße der vierten die Herausgeber der geachtetsten Zeitungen. Nachdem der Capellan des Lord Mayor den Segen gesprochen, begannen überall die Hände sich zu rühren und zu regen, und gewaltige Werke wurden nun vollführt. Den Speisezettel, den die englischen Blätter bei solchen Gelegenheiten immer mittheilen, haben gewiß alle deutschen Zeitungen abgeschrieben, und ich kann daher die Mühe sparen. Wesentlich von der allgemeinen Speisekarte verschieden war die für die königliche Tafel, verschieden nach Form und Inhalt. Wer hätte das vom Gastmahlcomité erwarten sollen, von schlichten Engländern des Mittelstandes, bei Anordnung eines durch und durch englischen Diners! Byron hat die Absurdität der vornehmen Engländer gegeißelt, weil sie oft ihren vaterländischen Gerichten französische Namen geben, und die ehrlichen Bürger der City, die wahrscheinlich von dieser Gewohnheit gehört und Byron nicht gelesen, fabrizirten einen französischen Speisezettel, französisch durchaus, bis ihnen vielleicht das Französisch ausging, denn den Beschluß machen wirklich zwei Gerichte mit englischen Namen. Nach all den Potages, plats de poisson, relevés, entrées u. s. w., nach 64 in kauderwelschem französisch aufgeführten Schüsseln heißt es am Ende: plumpudding, mince-pies (Fleischpastetchen). Und diese 66 Schüsseln wurden, mit Einschluß der Königin, zehn Personen aufgetragen; denn außer den Herzogen von Sussex und Cambridge und den Herzoginnen von Gloucester, Cambridge und Kent, saßen auch Prinz Georg und Prinzessin Auguste von Cambridge, die Herzogin von Sutherland und die Gräfin von Mulgrave an der table royale. In der ersten Viertelstunde nach begonnenem Mahle sendete Ihre Majestät durch einen ihrer Pagen dem Lord Mayor und dessen Gemahlin den Befehl, Wein mit ihr zu trinken. Jedermann kennt diese echt englische Sitte, und die beiden Beehrten füllten ihre Gläser voll zum Ueberlaufen — was nicht nöthig — und standen auf, und die Königin stand ebenfalls auf, einen vollen Becher in der Hand. Und huldreich nickte sie dem Lord Mayor und der Lady Mayoreß zu, und Beide leerten — was unnöthig — die Gläser bis zum lezten Tropfen. Bald darauf wiederholte sich dasselbe zwischen der Königin auf der einen und dem gewesenen Lord Mayor und seiner Gattin auf der andern Seite, und es wurde ausdrücklich bemerkt, daß Ihre Majestät bei beiden Gelegenheiten 120jährigen Xeres getrunken habe. Im Ganzen ging sie fünfzehnmal durch die Ceremonie des obligaten Nickens. Das Orchester spielte inzwischen seine heitersten Weisen; aber wie Sphärenmusik klangen in den Ohren der Ausschußmitglieder die schmeichelhaften Aeußerungen der Königin, die, kaum über ihre Zunge getreten, den betreffenden Individuen zugetragen, unter Erröthen von ihnen angehört und dann den gratulirenden Nachbarn mitgetheilt wurden. Sobald das eigentliche Gastmahl beendet, stimmten kunstgeübte Kehlen das Dankgebet an: non nobis, Domine, sed nomini tuo da gloriam. Dann schmetterten die Trompeten, allgemeines Verstummen, und feierlichen Schrittes trat der gemeine Ausrufer mitten in die Halle und sprach: „Der ehrenwerthe Lord Mayor gibt die Gesundheit unserer gnädigsten Herrscherin, Königin Victoria.“ Wie eingeübt waren in gleichem Momente alle Anwesenden auf den Füßen, und ihr Jubel war beträchtlich. Melodiereichere Stimmen sangen dann: God save the Queen. Nach dessen Beendigung erhob sich die Königin und verbeugte sich, und unmittelbar darauf öffnete wieder der gemeine Ausrufer den Mund und sprach: „Ihre Majestät gibt: der Lord Mayor und Wohlergeben der City von London.“ Der Trinkspruch wurde mit Acclamation aufgenommen. Drauf folgte der lustige Rundgesang:

When the wind blows,
When the mill goes,
Our hearts are all light and merry.
When the wind drops,
When the mill stops,
We laugh and sing hey down derry.

Eine kurze Pause, und der gemeine Ausrufer verkündigte den lezten Trinkspruch mit den Worten: „Der ehrenwerthe Lord Mayor gibt: das königliche Haus.“ Stürmischer Beifall, gefolgt von einem, England eigenthümlichen Gesange mit Chor, einem sogenannten Glee, dessen Text folgender war:

O happy fair!
Your eyes are loadstars, and your tongue's sweet air
More tunable than lark to shepherd's ear,
When wheat is green, when hawthorn buds appear.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. December 1837.

Der Träume ſeenhafter Chor,
Die Fülle wechſelnder Geſtalten,
Sie drängen fordernd ſich hervor.
Was mir der Fels, die Welle klagen,
Dem Blatte muß ich's wieder ſagen.

v. Feuchtersleben.

Lieder aus dem Berner Oberlande.

Von Ludwig Seeger.

1.

Die Tage, wo ich mich heraus getaſtet
Allmählig aus zertrümmerten Gemäuern,
Wo eine Welt voll ſchönen Abenteuern
Ich vor mir ſah, der müde ſich geraſtet;

Die Tage, wo ich neu mein Schiff bemaſtet,
Um auf des Lebens Höhn hinaus zu ſteuern,
Wo in des Morgens, in des Abends Feuern
Ich allen Wuſt verbrannt, der mich belaſtet;

Die Tage, wo ich auf den Alpenveſten
Entzückt geſtanden, bei dem Sturmgetoſe
Der Waſſerfälle, bei den Eispalläſten —

O ſchöne Zeit! Was gönnen nun die Looſe
Von dir zu retten mir an Ueberreſten? —
Ein Liederheft und dieſe Alpenroſe.

2.

Auf dem Thunerſee.

Lege dich nieder, mein Haupt!
Wogen und Winde
Wiegen dich linde.
Laß dich beſpülen
Die flatternden Schäume,
Laß ſie dir kühlen
Die ſchwülen,
Die zuckenden Träume.
Lauſche den Tönen,
Sie kommen
Vom ſchönen
Geſtade herübergeſchwommen.
Schlafe nur zu,
Singt's in meine Ruh:
Wir hüllen deine
Schmerzen ein mit ſanftem Mondenſcheine!
O weine,
Verklungne Hoffnung ſüßer Tage;
O flüſtre,
Leiſe, düſtre
Kirchhofklage
Um verſtorbne Lenze
Durch das Laub der Todtenkränze!

Zitternde, traute
Trauerlaute,
Was will mir euer Klingen? —
Du kennst uns doch, wir gingen
Um deine Wiege, schlichen
Uns dir an's Herz, dem Kranken,
Und sanken
Bis zum Grunde;
Da hingen wir mit festem Munde,
Und sind auch nie von dir gewichen,
Wo du gewandelt auf und nieder;
Du kennst uns nimmer —
Im dämmernden, verhängten Kinderzimmer
Die alten Ammenlieder?
Wir kommen her von himmelfernen
Gefilden, von den frommen Blumensternen,
Dich anzuhauchen,
Dich einzutauchen
In unsern Morgenduft und Schimmer.
Ist's Morgen? — Nein, es ist das Abendwehn!
Die Schatten gehn
Und flattern und rennen,
Es ist Nacht;
Ich bin erwacht,
Meine feuchten Augen brennen
Unter kalter Hand;
Das Lied ist still, wir sind am Strand.

3.

Ewiger Schnee.

Der Frühling, meint ihr, ist nicht schlau:
Er fliegt dahin zu stolzen Siegen,
Und läßt des Winters Festungsbau
Hier oben unerobert liegen.

Da seyd ihr einmal fehlgerannt;
Als ob er das nicht baß verstände:
Der Winter ist dort festgebannt,
Und ballt vor Wuth die starren Hände.

Unmächtig schaut herab sein Zorn
Auf den verwegenen Gesellen,
Und seiner grimmen Thränen Born
Kann nur des Frühlings Bäche schwellen.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Monsieur Dominique, der nun hervortreten mag, mein Träumer und Festhalter in der Nacht, war der erste Held der französischen Bühne zu Lissabon, wo ich ihn öfters gesehen und bewundert hatte. Er spielte die tragischen Rollen mit großem Beifall. So sehr er auf der Bühne im Feuer des französischen Pathos stürmen und wüthen konnte, so ruhig, freundlich, gemüthlich und natürlich war er in seiner Unterhaltung. Er hielt auf elegante Toilette, war eitel auf seine blendend weißen Hände und im Ganzen ein recht liebenswürdiger Gesellschafter. Oft bat ich ihn, mir etwas über die näheren Verhältnisse der französischen Bühne in Portugal zu erzählen; er erklärte sich höflich bereit dazu, aber er that es nicht, so oft ich ihn auf fernen Umwegen oder direkt auf dieses Kapitel zu bringen suchte. Ueberlegte ich die Sache genauer, so konnte ich ihm diese Diskretion, einem Fremden gegenüber, nicht verdenken. — Ein junger Kaufmann vom Chiado, aus Rouen gebürtig, verschiedene junge Seeleute von französischen Fahrzeugen, welche in Lissabon verkauft worden waren, Offiziere, die in ihr Vaterland heimkehrten, nachdem sie zum Theil unter Dom Pedro gefochten und Ansprüche bei der jetzigen Regierung geltend gemacht hatten, und endlich ein sehr vornehmer portugiesischer Knabe, der Sohn eines Herzogs, der unter der Obhut zweier Bedienten nach Paris gesandt ward, wenn ich nicht irre, zum Grafen Pinheiro, seinem Verwandten, bildeten die übrige Gesellschaft der Passagiere. Der Kapitän und seine beiden Lieutenants vervollständigten den Kreis als zu ihm gehörig. Unsere Frühstücks- und Mittagstafeln waren vortrefflich, und bei der letzteren gab es immer Champagner. Freilich war der Ton dabei ein ganz anderer als der an der Tafel Dom Fernandos auf dem brittischen Dampfboot; denn wo sich deutscher Hofton mit englischem an einer englisch besetzten Tafel umarmt, da entsteht ein ganz anderes Element als die etwas frivole Champagneratmosphäre auf einem französischen Kauffahrteischiff, wie die „Rose des Tajo.“ — Doch bin ich lange nicht Hofmann genug, um solchem Wechsel nicht eine heitere Stirn bieten zu können.

Macacc hatte die Ehre, der ganzen Notabilität des Verdecks vorgestellt zu werden, und benahm sich bei dieser Cour mit einem so leichten Anstand und mit so viel Liebenswürdigkeit, daß er das Glück hatte, allgemein zu gefallen, ein Vorzug, um den ihn sein Herr sehr beneiden durfte. Er schien geboren für das Parkett und wurde von schönen Händen mit so viel Zuckerwerk, Mandeln, Feigen und Rosinen belohnt, als er nur immer verzehren mochte. Der Glückliche! auch hierin stand sein Herr ihm von jeher nach. „Bon jour, Monsieur Gustave,“ sagte Madame Bertrand am Morgen nach jener Nacht, nachdem wir uns Alle auf dem Verdeck eingefunden hatten, „bon jour. Monsieur, comment se trouve Macacc?“ — „Ich danke, Madame,“ war meine Antwort, „und würde Ihnen noch dankbarer seyn, wenn es Ihnen beliebt hätte, zu fragen,

wie ich mich befinde. Hinsichtlich des Affen muß ich Ihnen eine traurige Geschichte erzählen.“ — „Eine traurige Geschichte?“ riefen Madame Bertrand und Mademoiselle Henriette, die immer bei einander waren, aus Einem Munde; „mein Gott! ist dem armen Macacc ein Unglück widerfahren?“ — „Man könnte es so nennen, meine Damen. Der Arme wird keine glückliche Küste wieder erblicken.“ — „Ist er todt? erzählen Sie, um Gotteswillen!“ — „Hören Sie. Ich erhob mich in der vergangenen Nacht, weil mir unwohl ward, und stieg auf das Verdeck. Hier auf dieselbe Bank, auf welcher Sie ruhen und unter welcher die Hühner sich befinden, ließ ich mich nieder. Die Nacht war ruhig und schön; außer dem Rollen des Meeres und dem Zischen der Wellen, die unser Kiel durchschnitt, kein Laut in der Natur. Da dringt plözlich ein Schrei vom großen Mast her in mein Ohr; es war wie der Angstruf eines Menschen, eines Kindes; ich kann den Schrei nicht beschreiben.“ — „Genug, es war Macacc, der um Hülfe rief?“ fiel Henriette ein, und die ganze Gesellschaft wurde jezt aufmerksam. „Mehreremals wiederholte sich der Schrei,“ fuhr ich fort, „bevor ich aufsprang und dem Ort zueilte, wo jedenfalls irgend eine Gewaltthat geschah. Leider kam ich zu spät. Sie wissen, der unglückliche Macacc erhielt seine Wohnung, um den Matrosen nicht im Wege zu seyn, im großen Boot, wo seine Kette im Ringe befestigt ward; unglücklicherweise theilten diesen Raum mit ihm drei oder gar vier, ihm an Kraft und Größe weit überlegene Thiere, denen ich gleich Anfangs nicht viel Gutes zutraute, obwohl sie durch den Heuchelschein einer gewissen Friedfertigkeit sich das Zutrauen der Menschen erworben haben; diesen Hammeln aber leuchtete, wenn man sie recht betrachtete, nur schlecht verhehlte Mordgier aus den Augen. Als ich das Boot erreichte und, auf die Balken steigend, über seinen Rand schaute, ward ich nun Zeuge eines schauderhaften Auftritts, der mich auf's Tiefste erschütterte. Die Hammel hatten den niedlichen Affen zerrissen, todt lag er ausgestreckt unter ihren Klauen, und sie wühlten mit von seinem Blut gerötheten Mäulern in seinem Felle. Er ist dahin!“ — „Les barbares!“ riefen mehrere zarte Stimmen; „ah mon Dieu! les moutons ont devoré Macacc!“ In diesem Augenblick zeigte sich der Beklagte, dessen Tod so viele Theilnahme erweckte, wohlgemuth auf dem Rand des Bootes, sein Frühstück verzehrend, das aus einer schönen portugiesischen Frucht bestand. Ich aber machte mich aus dem Staube, nachdem ich die Unschuld der Hammel so hart verläumdet hatte. — Ein anderes Mal erzählte ich als Morgenchronik, wie Macacc, vom Heimweh ergriffen, in der Nacht mit Hülfe der Hammel seine kleine Kette gelöst und sich vom Backbord hinab in das Meer gestürzt habe, um wo möglich die Küste zu erreichen. „Er wird sie nicht erreichen, sondern ertrinken,“ rief Joconde, die kleine Vorlaute. — „Sie würden unfehlbar Recht haben,“ war meine Antwort, „wie denn eine hübsche Pariserin niemals Unrecht hat, wenn nicht Macacc zwanzig Ellen vom Schiff einen Delphin angetroffen hätte, der ihn auf seinen Rücken nahm und durch die Fluthen trug.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Neue Bauten im englischen Garten.

Der englische Garten, gewiß eine der schönsten und großartigsten Anlagen der Art, entbehrte bei der üppigsten, schönsten Vegetation und reichen Wasserpartien dennoch des Schmuckes plastischer und architektonischer Monumente.

Um ihm diese zu gewähren, ließ der kunstsinnige König Ludwig den mit lithochromischen Zierden geschmückten jonischen Monopteros erbauen, in welchem nun auch eine Art von runder Stela, theils aus weißem, theils aus farbigem polirten Marmor, aufgestellt worden ist, welche durch passende Inschriften den Zweck des Tempels anzeigt. Die hohen Verdienste der beiden lezten Regenten Bayerns um die Anlage und Verschönerung dieses herrlichen Gartens sollen dadurch der Mitwelt beurkundet und der Nachwelt aufbewahrt werden. Folgende Inschrift, von dem erhabenen Erbauer dieses Tempels angegeben, liest man auf dem obern Absatze jener Stela:

Dem Gründer dieses Gartens
gegen Ende des XVIII Jahrhunderts
Churfürsten Karl Theodor
und
dessen Erweiterer und Verschönerer
im Anfange des XIX
König Maximilian I
errichtete dieses Denkmal
im Jahre MDCCCXXXVI
König Ludwig I.

So ward diesem Tempel die lezte Vollendung gegeben.

Etwas rückwärts stand ein runder, ebenfalls tempelartiger, höchst unförmlicher Bau aus Holz, welcher seit Jahren nur durch beständige Reparaturen vor dem Einsturz gesichert werden konnte. Dieser Bau ward im vergangenen Sommer nun demolirt, und an seine Stelle ließ der König einen jener schönen, halbrunden Ruhesize oder Exedern errichten, von welchen wir in den Ruinen des Alterthums und namentlich in Pompeji Ueberbleibsel sehen. Diese Exedra, ganz aus Salzburger Marmor, erhebt sich auf drei Stufen in halbkreisförmiger Gestalt von etwa dreißig Fuß im Durchmesser, und ist an beiden vordern Enden mit geflügelten Löwenfüßen geschmückt. Auf der innern Seite der Rücklehne steht folgende, ebenfalls von dem erhabenen Erbauer verfaßte Inschrift:

Hier wo ihr wallet da war sonst Wald und ein Sumpf.

Da der Platz dieses neuen Denkmals, unter hohen Ahorn- und Eschenbäumen auf einer grünberasten Landspitze zwischen zwei fließenden Wassern, sehr schön und paßlich gewählt und die Dimension hinreichend groß ist, so muß dasselbe als eine eben so zweckmäßige, als verschönernde Zugabe betrachtet werden, welche dem englischen Garten und seinen Besuchern durch die Großmuth Sr. Majestät des Königs gewährt worden ist.

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Illumination am 9ten November.

Bald nach acht Uhr erhob sich die Königin und ging nach dem Audienzzimmer, wo ihr in goldenem Geschirr der Thee gereicht wurde. Und merkwürdig war es und gewiß nicht der kleinste Tribut innigster Loyalität, daß sämmtliche Anwesenden, sogar die Aldermänner, unverzüglich einen Saal verließen, der mit dem Scheiden der Monarchin allen Reiz für sie verloren, obschon die Tafeln noch viele unberührte Schüsseln und noch viele volle Flaschen trugen. Nur kurze Zeit hatte die Königin im Audienzzimmer verweilt, als ihr Wagen angesagt wurde, und bald darauf schied sie, unter wiederholten Versicherungen ihrer lebhaftesten Zufriedenheit, und begleitet von den Segenswünschen ihrer glücklichen, hoch begeisterten Wirthe. In der frühern Ordnung und durch dieselben Straßen kehrte der königliche Zug nach dem neuen Pallaste zurück, aber statt der Staatskarossen bestand er aus zweispännigen Stadtwagen. Der Zustand der Straßen war minder lebensgefährlich, nicht aus Mangel an Neugierigen, sondern weil das Verlangen, die Illumination zu schauen, die Massen in steter Bewegung hielt und weder Polizei, noch Reiterei die Straßen verengten. Möglich auch, daß der rieselnde Regen die Zuschauer um einige Tausende verminderte. Nur gutes Wetter, war seit Wochen der Wunsch Aller gewesen, die an der Feier des 9ten Novembers thätigen oder leidenden Theil nehmen wollten. Man zankte sich nicht nur in Schnapspalläsen und auf Bierbänken, sondern selbst in den Tagesblättern über die muthmaßlichen Gesinnungen der Atmosphäre, und ein Herr Murphy, der in den lezten Monaten viel Wesens von seiner Wetterprophetengabe gemacht und den Londonern einen Wetterkalender für jeden Tag des nächsten Jahres ausgearbeitet hat, erwarb sich viele Freunde, indem er den 9ten November als freundlichen Londoner Novembertag ankündigte. Die Besorgniß aber, daß der Lord Mayorstag sein sprüchwörtliches Recht auf Nebel und Regen lieber behaupten, als dem Rufe des Herrn Murphy aufopfern werde, nahm in demselben Grade zu, in welchem das Wetter, je näher der Neunte heranrückte, desto trübseliger wurde. Zweimal vier-und-zwanzig Stunden vorher hatte London eigentlich bloß eine Ahnung von Sonnenlicht. Gelb, oder braun, oder schwarz, oft in allen drei Farben zusammengemischt, lag der nasse, übel riechende Nebel unbeweglich. In den Straßen der Themse zunächst wurden die Lampen gar nicht ausgelöscht. Diejenigen, die noch Zuschauerplätze zu vermiethen und bis dahin hohe Preise gehalten hatten, sezten ihre Forderungen herab: ohne Erfolg, denn verschwand der Nebel nicht, so blieb die ganze Prozession eine unsichtbare. Mein Vertrauen auf das Gegentheil stand unerschüttert. Denn wie oft schon hat man gelesen, wie die Wolken gerissen und die Sonne ihr mildes Licht niedergegossen in dem Momente, wo ein gekröntes Haupt sich seinen Völkern gezeigt! Und wirklich war am Morgen des Neunten der Nebel dünner und die Sonne brach hervor, zwei ganzer Minuten lang, und zwei Stunden früher, als die Monarchin den neuen Pallast verließ. Dann wurde der Himmel aschgrau; die ersten Tropfen fielen auf das entblößte Haupt des Lord Mayors, und ehe Ihre Majestät Guildhall erreichte, waren diejenigen ihrer Unterthanen, die ihr auf offener Straße gehuldigt, pudelnaß. Später verwandelte sich der dichte Regen in ein leichtes Rieseln. Weil aber die Illumination meist aus Gaslicht bestand, so schadete das weiter nichts, und es ist keine Uebertreibung, daß in den vom königlichen Zuge berührten Straßen die Nacht den Tag beschämte. Allgemeiner Versicherung zufolge hat London nie etwas Glänzenderes der Art gesehen. Guildhall ging natürlich mit gutem Beispiel voran. Die Bewohner der von hier nach Cheapside ausmündenden Straße standen keinen andern nach, und wohin das Auge blickte, brannten bunte Lampen, drehten sich silberne Sterne, hingen Lorbeerkränze und Rosengewinde, und flatterten Fahnen und Flaggen. V. R. glühte auf jede mögliche Manier; doch fehlte es auch nicht an ausführlicheren Devisen. Unter einer von buntfarbigen Lampen gebildeten Krone prangte der dichterische Wunsch: möge die Blüthe der Verheißung zur Frucht der Vollendung reifen — may the blossom of promise ripen into the fruit of performance. Hundertmal hieß es: lange lebe die Königin! — Victoria soll leben! — Heil der Königin und ihrem Volke! — Gott segne die Königin und uns! — Victoria! mögest du lange regieren und glücklich! Anderwärts war zu lesen: Willkommen, Königin! — Willkommen, Englands Hoffnung! — Willkommen, du, unser Hort! — Willkommen, schöne Rose! — Willkommen, der Blumen Blume! — Willkommen, süße Knospe! Auf einem großen, quer vor einer Nebenstraße befestigten Brette bildeten weiße Lampen das Lakonische: die Bewohner von Woodstreet ihrer Königin. Die Kürze gleichsam zu versöhnen, hatte ein benachbarter Kupferstichhändler ein lebensgroßes Bild der Königin aufgestellt, umgeben von Eichenlaub und Immergrün. Darüber schwebte eine Taube, einen Oelzweig im Schnabel, und um den Kopf derselben lief in halbrunden Zeilen: „Gesundheit und langes Leben der Königin! Möge der Segen der Vorsehung auf allen ihren Entscheidungen im Staatsrathe ruhen und dieselbe Macht die Weisheit ihrer Minister stützen, zum Wohl ihres Reichs und zum Glück des Volks: denn darauf könnt ihr euch verlassen, gutes Regiment ist die sicherste Bürgschaft für Wohlergehen und Frieden.“ Dann folgte noch mehr, was ich nicht lesen konnte. Ein sinniger Seidenhändler hatte ein Transparent, die Bibel und die Krone auf weißatlasnem Kissen, mit goldfarbigen Lampen umgeben, ein pfiffiger Haarkräusler ein wunderschönes Gesicht mit majestätischem Lockenbau geziert, darunter die Worte: „der Königin Majestät.“ und ein Kammmacher einem gewaltigen Kamm die Inschrift beigefügt; „kein Zinken steche sie!“ Der ehrwürdige Temple-bar war nicht vergessen worden. Achthundert Pfund Sterling hatte die betreffende Behörde zum Anputz und Beleuchten dieser städtischen Merkwürdigkeit bewilligt. Aus der Rose, der Distel und dem Kleeblatt geflochten, brannten auf beiden Nebenseiten die Buchstaben V. R. In colossalerer Größe wiederholten sie sich auf der Cityseite, in einem Sternenhimmel schwebend und vom Stadtwappen getragen. Auf der andern Seite flammte die Reichskrone in grünem und gelbem Lichte, darunter: willkommen, königlicher Gast! darüber das königliche Wappen und ringsum Lampen, Guirlanden, Zweige und Pfeiler bildend. Soll ich aber einem der illuminirten Gebäude die Palme zuerkennen, so reiche ich sie dem Hause eines Hofjuweliers. Von kundiger Hand gemalt und gut getroffen, saß hier die Königin in Lebensgröße auf dem Throne, genau gekleidet wie an dem Tage, an welchem sie das Parlament entließ, der nationale Schlüsselring um ihr Haupt, den Scepter in ihrer Rechten und eine prächtige Diamantkrone mit dem königlichen Purpur ihr zur Seite auf einem Tische. Dies war bei der ganzen Illumination das beste, wenn nicht das einzige Kunstwerk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. December 1837.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes in fremden Adern
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Goethe.

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

Ein Typus.

Von K. F. Ph. von Martius.

Aus der Natur Alles abzuleiten, aus den Gesetzen, die uns in der Erscheinung und in dem Zusammengreifen des Irdischen begegnen, auch auf dasjenige zu schließen, was nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Irdischen zu stehen scheint, dies ist ein Bestreben unseres Geistes, welches er nie und nirgends verleugnet. Dadurch geschieht es, daß wir stets, wenn auch unbewußt, eine Brücke aus der Niederung des Sinnlichen in die fern abliegende Geisterwelt zu schlagen suchen. Zwar sind gar manche mit einem vorwaltenden Verstand begabte Menschen, denen dies Vermögen, nach dem Uebersinnlichen zu greifen, in minderem Grade zugetheilt ist, nicht damit zufrieden, wenn sich die Erforschung des Concreten eine solche „Abschweifung“ erlaubt, sie tadeln wohl im Voraus jedes Resultat, das auf diesem Wege gewonnen werden könnte; Andere dagegen, und es dürfte dies wohl die Mehrzahl seyn, sind so organisirt, daß sie sich Schlüsse aneignen und sich mit Folgerungen befreunden, welche aus der Welt sinnlicher Anschauungen und Empfindungen in die höhere Welt des Geistes hinüberragen. Der kosmologische Beweis vom Daseyn Gottes, der nicht bloß an der Spitze fast jeder Metaphysik steht, sondern vielmehr schon von Jugend auf Theil nimmt an unserer Bildung zu Sittlichkeit und Religiosität, er ist ein Ausdruck von dem allseitig in der Menschheit lebendigen Bestreben, sich dessen, was aus der sinnlichen Anschauung zu einer innerlichen Ueberzeugung erheben wird, auch auf dem Wege des Begriffes und Schlusses zu bemächtigen.

Diese und ähnliche Gedanken beim Anblicke verschiedenster Naturfacta und Naturhandlungen haben mich zu der Meinung geführt, daß jede einzelne, bis zu gewisser Tiefe und Vollständigkeit fortgesezte Forschung irgend einer Thatsache in der Natur hinreiche, aus ihr jede philosophische Ueberzeugung abzuleiten, deren ein gegebenes Individuum fähig ist. So glaube ich also, daß der Naturforscher nur eines einzigen richtig verstandenen Factums bedürfe, um daraus eine für seine Eigenthümlichkeit vollständige, ihn beruhigende Antwort auf die Fragen über die lezten Dinge zu gewinnen. In diesem Sinne ist ihm ein einziges Naturfactum jener hinreichend feste Standpunkt des Archimedes, von wo aus er Himmel und Erde

* Aus den nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Reden und Vorträgen aus dem Gebiete der Naturforschung von K. F. Ph. v. Martius.

zu bewegen, ſich ſelbſt von der Erde zum Himmel zu erheben im Stande iſt. Freilich aber mögen philoſophiſche Ueberzeugungen, in dieſer Art gewonnen, keine objective Gültigkeit beſitzen. Sie ſind vielmehr nur der Hausſchatz und Sparpfennig des Einzelnen, welche er nicht als Münze in Umlauf ſezt, ſondern als liebes Gut zurück behält. Er möchte ihnen, dieſen Ergebniſſen einer ſubjectiven Auffaſſungs-, Gefühls- und Denkweiſe, eine geringere Autorität nach Außen zuſchreiben, als den Begriffen und Schlüſſen der Schule, denn dieſe leztern hat er von Jugend auf gelernt, in ihrer Sicherheit und verjährten Ehrwürdigkeit zu ſchätzen, wenn er ſchon ſich vielleicht manchmal geſteht, daß ſie auch nicht mehr Zuverſicht und Befriedigung gewähren, als ſolche, rein von ihm ausgegangene Ueberzeugungen, ſolche nur für ihn berechnete Gewinnſte ſeines eigenen Lebens und Denkens.

Gerade darum aber erſcheint es nun wohl bisweilen als eine mißliche Sache, ſolche von dem Naturforſcher auf eine beſondere Weiſe gewonnene Ueberzeugungen auch Andern mitzutheilen. Was jeder Einzelne über Gott und Welt, über Unſterblichkeit, Gutes und Böſes, über Perfektibilität des Menſchen, mit Einem Wort, über alle jene Ideen, aus welchen, wie aus ihrem wahren Grund und Boden, ſich jede andere höhere Erkenntniß entwickeln muß, auf ſeine ganze individuelle Weiſe, unter Anleitung der Natur mag erworben haben, es iſt nur ſein Eigenthum, und ſelten nur wird er in den Fall kommen, einem Andern ſeine volle Ueberzeugung mittheilen zu können. Gibt es ja wohl eigentlich eben ſo viele philoſophiſche Syſteme, oder um dieſen vielverſprechenden, mir deßwegen anſtößigen Ausdruck zu vermeiden, eben ſo viele philoſophiſche Ueberzeugungen als es denkende Köpfe gibt. Sehen wir doch, daß keines derjenigen Verhältniſſe, wodurch die Entwicklung gleichmäßiger und conformer Gedanken in menſchlichen Geiſtern verwirklicht werden ſoll, hierauf von weſentlichem Einfluſſe zu ſeyn pflegt, daß weder Gleichheit des Alters, des Temperaments, der Erziehung, der bürgerlichen Beſchäftigung, noch Gleichheit der wiſſenſchaftlichen Beſtrebung eine Gleichheit philoſophiſcher Ueberzeugungen verbürgen; wiederholt ſich ja ſeit Jahrtauſenden bei den Philoſophen aller Schulen die Klage, daß ihre Schüler ſie nicht verſtanden. Um wie viel eher wird es erklärlich, daß Ueberzeugungen, welche ſich der Einzelne, wie ſeine ſpezielle Offenbarung, aus der Naturforſchung holt, nicht für Alle gemeint ſeyn können. Es läßt ſich jedoch erwarten, daß die Darſtellung eines gewiſſen Ideenganges, daß die Wiederholung einer gewiſſen Empfindung, welche ſich in dieſem oder jenem Gemüthe bei der Betrachtung der Natur oder einzelner Naturfacta entwickelt, in andern Geiſtern und Gemüthern eine, wenn auch nicht gleichmäßige, doch verwandte Richtung und Stimmung erzeugen könne. Unter dieſer Vorausſetzung will ich einige Gedanken mittheilen, welche in mir bei der Betrachtung der Pflanze entſtanden ſind, und die Anſicht zurückgelaſſen haben, daß man auch der Pflanze in einem gewiſſen Sinne eine Unſterblichkeit zuſchreiben könne, und daß — dies einmal zugegeben — ſie ſelbſt die Ueberzeugung von unſerer Unſterblichkeit beſtärken, daß in einem gewiſſen Sinne auch die Pflanze eine Lehrerin unſerer Unſterblichkeit ſeyn könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Dieſe und ähnliche kleine Scherze möchte man ſich auf dem Lande wegen ihrer Gehaltloſigkeit kaum erlauben dürfen; auf dem Schiffe gehen ſie mit durch, ſie werden ſogar belacht, und das iſt genug, ja ſchon viel bei Leuten, denen im Grunde nicht lächerlich zu Muthe iſt, indem Einer mehr, der Andere weniger mit der Seekrankheit kämpft. Dieſes unangenehme Uebel warf auch mich endlich darnieder, nachdem ich mich lange dagegen gewehrt hatte, und ich verließ, lang ausgeſtreckt in meiner Koje, dieſe nicht mehr, indem ich die Augen geſchloſſen hielt und viele Stunden nichts genoß, als von Zeit zu Zeit eine Orange mit etwas Zwieback.

Kurz vorher, ehe ich das Verdeck verließ, um mich in der Kajüte einzuſperren, was wahrlich ſo ſpät als möglich geſchah, ſah ich dem Braſilianer zu, wie er die Schaar ſeiner Papageien, welche den Matroſen zur Beluſtigung dienten, fütterte, mehrere aus ihrem Käfig heraus nahm und auf dem Verdeck umher ſpazieren ließ, ſie bei ihren Namen rief und mit einer Lebhaftigkeit zu ihnen redete, die ſonſt nicht in ſeinen Bewegungen lag, jezt aber allmählig den Tropenländer in ihm verrieth. Die Vögel, ihrerſeits auf dieſe Weiſe angereizt, blieben ebenfalls nicht ſtumm, ſondern zeigten in hundert verſchiedenen gellenden Tönen, daß die Natur ſie mit tüchtigen Stimmwerkzeugen, wenn auch nicht mit der Gabe des Geſanges begabt habe. Ihr prachtvolles Gefieder ſchüttelnd, ſchrien ſie Zeter und machten einen abſcheulichen Lärm. Nachdem ſie beruhigt und abgefunden waren, begab ſich Senhor Manoel zum Boot, wo ſeine langhaarige braune, mächtig große Ziege ruhte. Er fütterte ſie, indem er verſchiedene Säcke öffnete und entweder Mais oder noch edleres indiſches Getreide daraus hervornahm. „Dieſe Ziege, mein Herr,“ begann ich, verlegen, wie ich ein Geſpräch mit ihm anknüpfen ſollte, „dieſe große, ſchöne Ziege, mein Herr, wird in Frankreich gewiß gut bezahlt werden.“ Er ſah mich an und erwiderte in ſeinem Portugieſiſch-franzöſiſch kurzab: „C'est posivel, Monssiou!“ — „Ich glaube, Sie werden nicht lange damit

in Paris seyn, ohne sie verkauft zu haben." — „Verkauft? Wer sagt, daß ich sie verkaufen will?" — „Nun, ich glaubte, sie sey ein Handelsartikel wie die Vögel." — „Vögel? Handelsartikel! warum nicht gar! Ich handle nicht." — „Senhor, ich bitte um Verzeihung, daß ich meine Vermuthung aussprach. Sie liegt nicht fern beim Anblick so vieler Thiere, die Ihr Eigenthum sind. Ich hielt Sie allerdings für einen Kaufmann und dies für einen Theil Ihrer Waare."

Der Mann lächelte, dann nahm er mich freundlich bei der Hand und entgegnete: „Voilà un erreur qui ne déshonore pas. Monssiou, ich habe eine Tochter, ein einziges Kind, welches seit zwei Jahren in Paris ist bei Madame Anglade, wo sie erzogen wird. Zu ihr reise ich und bringe ihr die Ziege mit, deren Milch meiner kleinen lieben Mariquinha immer am besten schmeckte." — „Mariquinha?" rief ich erbebend. — „Ja, mein Herr, so heißt sie. Erst zehn Jahre war sie alt, da ich sie nach Paris brachte; jezt ist sie schon zwölf Jahre alt, und was für Briefe schreibt sie! Mein Herr, Sie müssen einen Brief von ihr lesen, den lezten, den sie mir nach Fernambuco schrieb. Das arme Kind — ach! es weiß noch nicht, daß seine Mutter todt ist, daß ich komme mit dieser Nachricht, daß ich nicht wieder von ihr gehen will! Die Ziege aber bringe ich mit, weil sie sie so liebte."

Er barg das edle Antlitz in beide Hände und wandte sich ab. Dieser Strom von Vaterzärtlichkeit, von Liebe und Schmerz, der so mit einem Male alle Dämme durchbrach, wie ehrwürdig war er mir! Er holte seine Brieftasche hervor und suchte mit zitternden Händen den lezten Brief der kleinen Mariquinha, den er mir darreichte. Derselbe war französisch geschrieben mit zierlichen Buchstaben und zierlichen Inhalts, recht als habe Madame Anglade selbst ihn ihrem Zögling dictirt. An sich würde mich dieser Brief sehr kalt gelassen haben, aber den Vater hatte er dreitausend Meilen von seinem Kinde entzückt. Ich erfuhr nun allmählig im Zusammenhang, daß Senhor Manoel, schnell Wittwer geworden, sich entschlossen habe, sein Vaterland so lange zu verlassen und sich in Paris aufzuhalten, bis die Erziehung seiner Tochter vollendet wäre; er hatte es nicht mehr ertragen können, von ihr getrennt zu seyn. In zwei Jahren, so rechnete er, mußte Mariquinha eine vollendete Jungfrau seyn, und dann wollte er sie nach Brasilien zurückführen und dort verheirathen. Mit einer Art von Wollust träumte er von dem ersten Wiedersehen des Kindes, das nichts von dieser Ueberraschung, freilich auch nichts von der traurigen Nachricht ahnte, die er mitbrachte. Ueber diese hinweg sollte einigermaßen die Ziege helfen. — „Aber die Vögel, sehr werther Senhor? sind auch die Vögel für die kleine Mariquinha, die ich liebe, ohne sie gesehen zu haben, schon um ihres Namens willen?" — „Nur Einer, Monssiou, nur Einer! Aber sehen Sie, da steht es in ihrem Brief: drei-und-vierzig Zöglinge zählt jezt das Institut der Madame Anglade: für Jede ein Vogel, und ihrer etwa zehn für extraordinäre Fälle, denn seit dem Datum dieses Briefs können noch mehr Zöglinge hinzu gekommen seyn. Nun, ich habe an sechzig Vögel bei mir." — „Gott stehe Madame Anglade bei!" sagte ich halb laut. — „Hätte ich," fuhr der zärtliche Vater fort, ohne diesen Stoßseufzer vernommen zu haben, „hätte ich nur auch von unsern schönsten Vögeln; aber diese vertragen ja die Luft des kalten Landes nicht, nach welchem wir reisen." — „Es sind ihrer genug, mein Herr," versezte ich, erkaltend und bleich werdend; denn die Vorstellung von dem Geschrei aller dieser Cacadou's, Papageien und Loriots in dem Hotel der Madame Anglade wirkte auf meine Kopfnerven und von diesen auf die Nerven des Magens; das Seeübel, welches hier wie ein schlummernder Feind lag, der leisesten Berührung gewärtig, raffte sich auf, und ich verließ den edlen, seltsamen Amerikaner in einem Zustand, der mir selbst am wenigsten gefiel.

Wie lange ich in demselben verharrt und liegend in meiner Koje zugebracht haben mag, verlassen von aller Welt, nur zuweilen von einem der Mouche's besucht, welche unter allen fühlenden Herzen das mindeste Mitleid mit einem Seekranken zu empfinden pflegen, weiß ich nicht genau anzugeben, wohl aber tönt die Stimme noch in meinem Ohr, die mich diesem Jammer entriß. „Ah vous encore ici?" rief Jemand, an meinen Wandschrank klopfend. „Levez vous donc, mon brave! il faut envisager l'ennemi; il faut le prendre en face pour le vaincre." Ich schlug die lebensmüden Augen auf, welche sich weigerten, das schaukelnde Gehäuse, mein Lager, zu sehen, und erblickte den Obristen, zu mir herauf redend. „Herr Obrist, ich kann nicht aufstehen, es ist unmöglich; schon habe ich es versucht, aber jeder Versuch vermehrt mein Leiden." — „Eben darum heraus! heraus! Und Sie wollen nicht sehen, wie wir uns Spanien nähern? Noch ehe die Sonne sinkt, haben wir spanischen Boden unter unsern Füßen, wenn dieser Wind hält." — „Spanien! spanischen Boden!" rief ich, mich hoch aufrichtend.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Reform des Droschkenwesens.

Mit dem 1sten Oktober dieses Jahres fällt ein wichtiger Abschnitt der Berliner Chronik zusammen: das alte Droschkenprivilegium erlosch. Die Fiaker sind in der neuern Städtegeschichte überall kein unwichtiges Moment. An das Erlöschen unsers Droschkenprivilegiums aber knüpften sich viele Fragen über die Vortheile und Nachtheile von Privilegien und

Concessionen überhaupt. Ueber das Droschkenprivilegium durfte man frei sprechen. Man benuzte diese Freiheit, und dachte, indem man über die Droschken sprach, noch an Anderes. Man freut sich, daß die Droschkenconcession aufgehört hat, und der Hoffnung ist es nicht verboten, sich zu denken, daß in den Droschken ein ganzes monopolisirendes Prinzip gefallen ist. Ein unbemittelter Jude, Alexander Mortier, war der Eigenthümer der Idee, daß Berlin eines öffentlichen Fuhrwerks bedürfe, gerade so, wie die Droschken seit ihrer Errichtung bis jezt bestanden haben. Eine vortreffliche Idee für jene Zeit, etwas nach dem Kriege. Mortier verband sich mit zwei bemittelten, spekulativen Männern, Henoch und Joel Meyer. Idee und Gold amalgamirten sich, und der Segen kam von oben, als eine weitherzige Concession. Schon im dritten Jahr seines Bestehens hatte sich das Unternehmen dermaßen rentirt, daß, abgesehenen von allen Kosten, Zinsen, Dividenden, das sämmtliche Inventarium freies Eigenthum geworden war. Damals wollten die reichen Associe's den Aermern, welcher nur die Idee gebracht, herausdrängen und den Vortheil ihrem Gelde allein vindiciren. Ein Urtheil des königlichen Kammergerichts schüzte (ein erstes Beispiel!) das geistige Eigenthumsrecht. Dennoch wurde der reiche Herr Henoch bald darauf alleiniger Eigenthümer, indem er sich mit den Andern im Wege des Vergleichs abfand. Der Prozeß hatte für ihn indessen doch die üble Folge, daß Publikum und Behörden über den ungeheuren Gewinn des privilegirten Unternehmens erstaunten. Dieser machte es zwar noch möglich, daß das Privilegium, was auch die trauernden Fuhrherren der Stadt dagegen einwenden mochten, erneuert wurde; aber einige lästige Beschränkungen minderten schon den unverhältnißmäßigen Ertrag. Nichtsbestoweniger schien die Gefahr da, daß die drückende Concession noch auf Jahre verlängert werden würde, wäre nicht endlich die öffentliche Stimme zu laut geworden. Die unconcessionirten Fuhrwerke hatten sich indessen, des drückenden Privilegiums unerachtet, so verbessert, daß das stumpfste Auge beim Vergleichen die Mängel des veralteten Instituts erkannte. Es war einmal so klar, wie der Sonnenschein, daß es besser werden müsse, und Magistrat, Stadtverordnete und Polizei unterzogen sich der gründlichsten Untersuchung einer Sache, welche Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit geworden war. Das Resultat war, daß das alte Privilegium nicht erneut worden ist, aber für alle die Fuhrleute, welche sich den Bedingungen gefügt, die die Mehrzahl entworfen, und welche einige Sicherheit stellen konnten, widerrufliche Privilegien zur Aufstellung von Fiakern ertheilt worden sind. Die Nothwendigkeit einer strengen obrigkeitlichen Controlle für öffentliche Fuhrwerke ist überall anerkannt; sie ist nach europäischen Vorstellungen so nöthig, als die über Apotheken und Medizinalwesen. Also dürften die, welche eine völlig freie Concurrenz Aller fordern, die einen Wagen und ein Pferd stellen können, diesmal bei der öffentlichen Abstimmung über das neue Institut in der Minderzahl sich befinden. Die freundlichen neuen Wagen, die billigen Preise, die Raschheit des Fortkommens, die weiten Touren, welche man jezt, ohne zweimal bezahlen zu müssen, zurücklegen kann, finden Anerkennung und Beifall, und das Publikum ist für den Augenblick in einer Angelegenheit zufrieden gestellt, über die es zehn Jahre murrte. Das nenne ich ein wichtiges öffentliches Ereigniß, was ausgesprochen werden darf und muß, wenn es für Andere auch nicht so scheint. Aber was für heute gut ist, ist es darum noch nicht nach zehn, nach fünf Jahren. Und das sollte man sich ebenfalls klar machen und zeitig aussprechen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, November.

(Fortsezung.)

Die Königin in Drurylane und Coventgarden.

Am 9ten November muß indessen doch eine Menge Menschen entweder zu Hause geblieben, oder nicht genug gequetscht worden seyn; denn sonst könnte selbst das gewaltige Motiv loyaler Neugier das Gedränge nicht erklären, das am 15ten vor Drurylane und am 17ten vor Coventgarden stundenlang wogte und wirbelte. An diesen beiden Tagen sollte die Königin den zwei sogenannten Nationaltheatern ihren offiziellen Besuch abstatten, und das zog die treuen und schaulustigen Londoner. Seit Drurylane und Coventgarden stehen und durch königliche Freibriefe an die Spize der Londoner Theater gestellt worden sind, hat es, ich will nicht behaupten, zu ihren urkundlichen Vorrechten, aber zu den wenigen persönlichen Gunstbezeugungen gehört, deren die Monarchen Englands sie gewürdigt, daß jeder bald nach seiner Thronbesteigung erst jenes, dann dieses in königlicher Auffahrt mit seiner Gegenwart beehrte. Ehe das nicht geschehen, geht es den englischen Monarchen in Bezug auf beide Theater einigermaßen wie vormals den deutschen Kaisern in Bezug auf ihre Würde. Bevor diese nicht nach Rom gezogen, waren sie bloß Könige; so lange die englischen Monarchen nicht in fürstlichem Pompe die beiden Theater beehrt, galten sie daselbst bloß als Privatpersonen, und daher kommt es, daß sie von jeher, ehe sie der Etikette genügt, beide Theater entweder gar nicht, oder incognito besuchten. Dieser Umstand war von denen nicht beachtet worden, die, wie ich vor längerer Zeit beiläufig bemerkte, die junge Königin tadelten, daß sie aus Vorliebe für die italienische Oper die englische Bühne vernachlässige. Die italienische Oper besizt nicht das Prärogativ der Nationaltheater; dort also konnte die Königin eintreten, ohne zu fürstlicher Auffahrt oder zu gänzlicher Zurückgezogenheit sich verpflichtet zu fühlen, hier nicht. Privatim zu erscheinen, war die von der englischen Bühne gebotene Lockung vielleicht nicht stark genug, und gegen ihr Erscheinen als Herrscherin fand Königin Victoria während ihrer öffentlichen Trauer um König Wilhelm ein gewiß nicht tadelnswerthes Bedenken. Daß sie nicht im Voraus entschlossen ist, der englischen Bühne den Rücken zu kehren und den Pächtern der patentirten Theater ihre goldene Gegenwart zu entziehen, dürfte daraus folgen, daß sie bereits mehr für sie gethan als König Wilhelm, nämlich in jedem Hause eine Loge genommen hat. — In Drurylane wie in Coventgarden beginnt die Abendunterhaltung um sieben Uhr. Zwei Stunden vorher wird der Eingang in die Vorhalle und nach Verlauf der ersten Stunde der Einlaß für diejenigen geöffnet, die sich nicht früher mit Logenbillets versorgt oder auf Parterre und Galerie ihr Absehen gerichtet haben; die Logeninhaber treten durch besondere Thüren ein. Alle Ausnahme von dieser Satzung besteht bei außerordentlichen Gelegenheiten darin, daß die Vorhalle früher geöffnet wird, und so waren an den beiden, von der Königin gewählten Tagen die Vorhallen beider Theater bald nach zwei Uhr gefüllt. Es kann von der Narrheit der Menschen oder von der Unzerreißbarkeit ihrer Geduld keinen schlagendern Beweis geben, als daß Hunderte freiwillig vier Stunden lang sich pressen, stoßen und auf die Hühneraugen treten lassen, um dann Gesundheit und Leben an einen Kampf zu seyen, dessen günstigstes Resultat sie Geld kostet und ihnen einen Genuß gewährt, den sie zu anderer Zeit theils umsonst, theils bequemer haben könnten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. December 1837.

O schönes Spanien, oft vom Ruhm genannt!

Byron.
Childe Harold.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

„Ja, wir laufen in Vigo ein.“ — „In Vigo? Und warum das? Ja, Obrist, ich stehe auf, und wenn es mein Letztes wäre. Sie haben die Güte und unterstützen mich ein wenig.“ — „Mein Freund, ich habe schon Manchen gestützt, und noch auf ganz andern Wegen.“ — „Gewiß, Obrist; zum Beispiel Mademoiselle Juliette; ich sah es mit Verwunderung.“ Er lachte laut, ich glaube über mich. „Nicht doch,“ sagte er; „Verwundete, meinte ich, nach dem Gefecht.“ — „Obrist, ein Kranker ist auch ein Verwundeter, und eine Seereise ein wahres Gefecht. Ihre Güte, Ihr Verdienst ist immer dasselbe.“

Er führte mich auf das Verdeck, dem Feinde, dem Meere in das Angesicht, und nachdem ich demselben meinen Tribut zu wiederholten Malen, ziemlich heftig, bezahlt hatte, ward es mir leichter um's Herz und ich konnte wieder um mich schauen und die Gebirge von Gallizien wahrnehmen, denen sich unser Schiff in östlichem Laufe näherte. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß sich unter den Passagieren drei Männer befanden, die ich für Franzosen hielt, obgleich sie sehr wenig sprachen und überhaupt selten zum Vorschein kamen. Sie waren noch ziemlich jung, von adliger, hoher Gestalt und, wie sich jezt auswies, Spanier. Diese mußten in Vigo an's Land gesezt werden; vielleicht hatte der Kapitän auch noch andere Geschäfte daselbst. Gegen sieben Uhr Abends liefen wir über die Barre des spanischen Hafens.

Liebliche Inseln von Bayona, die ihr die grünen Gestade aus dem Meere emporhebt, welches ernst gegen das ernste Spanien anbrandet, ihr seyd mir wie der lächelnde Gruß erschienen, der zuweilen auch über das Antlitz eines Imperators oder um eine catonische Lippe spielen darf. Majestätisch steigt der Kranz gallizischer Gebirge mit seinen hohen und schroffen Massen bis zum Meere nieder, das er in einer weiten und prachtvollen Bucht umarmt. Vigo, von grünen Feldern und Gärten umgeben, überragt von einem Fort, welches wieder von Bergen überragt wird, bietet im Verein mit den Ortschaften am Strande, den Schlössern und Kirchen, welche entweder die Berggipfel krönen oder am Ufer des Meeres liegen, einen sehr malerischen Anblick dar. Von den Höhen nieder schlängelt sich ein Fluß, dessen silbernes Band zuweilen zwischen dem Grün der Oliven oder dem dunkeln Braun der Felsen hervortritt; es ist keiner der stolzen Flüsse Spaniens mit den prächtigen Namen, sondern ein bescheidenes, namenloses Flüßchen, das nur der Rio genannt wird, der Sohn der Berge, über die er lieblich und sehnsüchtig nach dem Meer herab strömt. Da

hinten also beginnt es, das weite, einst so reiche, so mächtige, so gefürchtete, so geliebte Spanien mit seiner Götterſprache! An dieſe Felſen muß man klopfen, um den Nachhall ewiger Lieder und ewiger Geſchichten zu hören!

Schon vor der Pforte der Bayonaineln war ein Lootſe an unſern Bord gekommen; irgend etwas hatte ihn jedoch mit unſerm Kapitän entzweit, und ich betrat ſo eben am Arm des Obriſten das Verdeck, als der Spanier zürnend daſſelbe verließ und ohne Worte, aber mit finſtern Blicken in ſeinen Nachen hinabſtieg. Vergebens ſuchte der Franzoſe ihn zu halten mit hundert höflichen Worten und Geberden, vergebens hielt er, wie zur Lockung oder Verſöhnung, in jeder Hand eine Flaſche Champagner hoch empor. Jener wandte uns den Rücken, ſtieß ab und fuhr in ſeinem Segelboote davon. Er wurde indeſſen bald durch einen andern erſezt, denn gegen die Küſte zu wimmelte es von weißen Segeln. Was den Spanier gegen den Kapitän der Roſe aufgebracht hatte, habe ich nicht erfahren können; Monſieur Charles ſuchte allen Fragen auszuweichen oder half ſich mit einem Strom von Scheltworten, die er gegen den bettelſtolzen Gallego ſchleuderte; offenbar war aber das Unrecht auf ſeiner Seite.

Vigo, von den Spaniern Vigos genannt, bildet in der That einen prächtigen Hafen, und das Land, dem es angehört, hat noch viel prächtigere Häfen, und Cadix, Malaga, Valencia, Barcellona, dieſe großen Hafenplätze des Mittelmeers und ehedem Kriegshäfen des ehemaligen Spaniens, ſeine Portsmouths, ſeine Plymouths, ſeine Liverpools, mögen noch etwas mehr von dem alten Glanz und Leben bewahrt haben als die verlaſſene galliziſche Bucht, in welcher wir uns befanden. — Vigo war der conſtitutionellen Regierung ergeben, unſere Päſſe von der nachbarlichen und befreundeten ausgeſtellt. Dennoch erhielten wir, die ſpaniſchen Paſſagiere ausgenommen, nicht die Erlaubniß, noch denſelben Abend an das Land zu kommen. Mir gereichte dies zum wahren Schmerz, denn ich brannte vor Begierde, den ſpaniſchen Boden zu betreten. Indeſſen ward es, ſobald wir die Anker geworfen hatten, ſehr lebhaft an unſerm Bord, Boote kamen an und ſtießen ab, unſer Verdeck begann von Spaniern zu wimmeln, von denen mehrere Uniformen trugen und zur Douane oder Hafenwache gehören mochten; andere waren gut gekleidete Kaufleute, die mit verſchiedenen unſerer Paſſagiere und mit dem Kapitän ſelbſt im eifrigſten Verkehr zu ſeyn ſchienen, wieder andere aber zeigten mir die herkuliſchen Geſtalten, die braunwollenen Jacken, die hohen Klapphüte, das ganze Koſtüm der guten Gallegos von Lisboa, die ich ſo liebgewonnen hatte. Es machte mir Vergnügen, ſie zu betrachten, im Hintergrund ihre Berge, ihr Vaterland, und beim Rauſchen des Meeres, welches hier das ſpaniſche heißt. Was eigentlich vorging auf unſerm Schiff, darüber war nicht in's Reine zu kommen. Es ſchien ein fortwährender Streit zwiſchen den Spaniern und unſerer Mannſchaft zu ſeyn; der Kapitän fluchte und lachte durcheinander und hätte doppelt ſeyn müſſen, um allen an ihn gerichteten Fragen und Antworten zu genügen. Zuweilen wurde ſein Eifer, beſonders aber ſein Zorn ſo komiſch, daß man lachen mußte. Während alles dieſes Treibens bemerkte ich den Obriſten nicht, vermißte ihn aber auch nicht; wir Paſſagiere verloren uns im Gewühl des Verdecks und der Kajüten. Endlich mit Einbruch der Nacht ward es leerer auf dem Schiff; eine Barke nach der andern ſtieß, dicht beſezt, von uns ab und ruderte der Stadt zu, in welcher ſich Lichter zu zeigen begannen. Man konnte wieder ungehindert auf dem Verdeck auf und ab wandeln. Wir portugieſiſchen Paſſagiere fanden einander wieder, begrüßten uns, machten unſere Bemerkungen, lachten und ſcherzten. Nach zehn Uhr begaben ſich die Meiſten zur Ruhe, wir hörten die Uhren der Stadt ſchlagen, ich aber hatte nicht die geringſte Luſt, in meine Koje zu kriechen; denn das Schauſpiel ward nun erſt recht entzückend ſchön. Der Mond ſtieg über die Berge von Gallizien herauf und verſilberte das Meer, während im Weſten die Leuchtthürme auf den Bayonaineln ſich entzündeten und ihre röthlichen Feuerſäulen, weit über den Meeresſpiegel zitternd, einen herrlichen Contraſt mit dem ruhigen, ſtillen, Alles umfließenden Mondlicht bildeten. Wie ernſt und feierlich und friedlich zugleich die Küſte des ſchönen Landes dalag, in welchem der ſchrecklichſte aller Kriege, der Bürgerkrieg, nun ſchon ſeit Jahren wüthete! Glockengeläute, wie das eines Kloſters, drang aus der Ferne herüber. Ich lehnte mich, wie ich das ſo gern in ſolchen Augenblicken that, gegen die Brüſtung des Decks und antwortete mit dem leiſen, kleinen Nachhall in meinem Herzen der unausſprechlichen Poeſie der Natur.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Unſterblichkeit der Pflanze.

(Fortſetzung.)

Ich brauche übrigens, nach dem eben Vorgetragenen, wohl nicht erſt hervorzuheben, daß eine ſolche Ueberzeugung in keinem Falle durch einen von der Natur des Gewächſes abzuleitenden Beweis vermittelt werden könne. Dies iſt eben ſo wenig der Fall, als ſich die Beweiſe des ſterbenden Sokrates im Phädon auf der Wage des prüfenden Verſtandes in befriedigender Untrüglichkeit bewähren. Wenn ferner ſelbſt die verſchiedenen Beweiſe, welche die Philoſophie für das Daſeyn Gottes lehrt, in ihrer Anwendung auf die menſchliche Seele keine Beweiſe apodiktiſcher Gewißheit für deren Unſterblichkeit ableiten laſſen,

wie ſollte uns dies aus der Betrachtung der Pflanze gelingen können? Nein, die Gewißheit von der Fortdauer unſerer Seele kann nicht durch Schlüſſe ermittelt und erwieſen werden, ſie iſt lediglich der Gewinn des individuellen Gemüths. Sofern ich daher, über die Pflanze hinaus, von unſerm Selbſt zu reden haben ſollte, beabſichtige ich nur, im Gemüth der Leſer jene Ueberzeugung von unſerer Unſterblichkeit zu ſtärken, welche allen Menſchen eingeboren iſt, welche ſich im ſittlichen Leben aller Völker, wenn auch auf verſchiedene Weiſe ausprägt, und deren Entwicklungsgrad gewiſſermaßer die Stufe der wahren Bildung und des Glücks zu bezeichnen ſcheint, zu welchem jeder einzelne Menſch berufen iſt.

Was und wie viel an uns Menſchen unſterblich ſey, iſt ein Frage, die jeden Denkenden in der Zeit ſeiner Jugend vielfach beſchäftigt, die ſich ein Jeder auf ſeine Weiſe zu beantworten pflegt. Jeder erinnert ſich wohl der Stunden, die ſein ſtrebſamer Geiſt, allein oder im Zwiegeſpräch mit dem Freunde, dem Nachdenken über dieſen Gegenſtand widmete. Die Natur gewährt tauſendfältige Bilder, unter denen man ſich jene Fragen beantwortet. Die Wiederkehr des Frühlings nach dem erſtarrten Winter, die Metamorphoſe des Schmetterlings, der Stoffwandel, welcher die ſogenannte todte Materie ohne Unterlaß von einer Form in die andere fortwälzt, die Unendlichkeit der Sternenhimmel, wie die immer wiederkehrende Erzeugung von Milliarden Infuſionsthierchen in einem Waſſertropfen, alle dieſe und jede andere große Naturerſcheinung kann zur Beantwortung jener inhaltsſchweren Frage benuzt werden, und die verſchiedenen Subjectivitäten verwenden ſie mannichfaltig, um ſich daraus eine Vorſtellung von der Art unſerer Fortdauer abzuleiten. Inzwiſchen kommt, mit fortſchreitenden Jahren, die Skepſis über uns, und wir fragen nicht mehr um das was und wie der Fortdauer, ſondern überhaupt um das ob? Faſt einen Jeden treibt die Welle des Lebensſtroms einmal in jene Epoche der Entzweiung, in jenen Strudel, wo er an ſo Vielem, ja an ſich ſelbſt zu zweifeln beginnt. Aber auch in dieſer gefährlichen Zeit findet der menſchliche Geiſt, er, deſſen Beſtimmung iſt, ſich ſelbſt zu retten, Hülfe in der Natur. Sie beantwortet ihm die Frage: bin ich unſterblich? in zahlloſen Stimmen. Ja, die ganze Natur tönt ihm dann in einem einzigen göttlichen Wohllaut das große Wort entgegen, womit er ſeine Zweifel beſchwichtigt. So vermag denn auch das lautloſe und doch ſo beredte Reich der Pflanzen, dieſe ſtille Schöpfung der Anmuth und Anſpruchsloſigkeit, dem Menſchen entgegenzurufen: Du biſt unſterblich!

Ich habe die Pflanzen in der größern Hälfte meines Lebens zur Umgebung gehabt; oft waren ſie meine einzigen Freunde und Vertrauten. In dem tiefen Dunkel des braſilianiſchen Urwaldes, wo das Rauſchen und Wallen unerreichbar hoher Wipfel tönt wie ein ahnungsſchweres Wort der Gottheit, war ich oft verloren zwiſchen den uralten Rieſen der grünen Wildniß. In den unüberſehbaren Grasfluren, welche ſich dort um den einſamen Wanderer wie ein Meer ausdehnten, war ich manche Stunde der Nacht allein mit den Gräſern und Kräutern zu meinen Füßen. Wenn der ätheriſche Mond und die glänzenden Sterne des ſüdlichen Firmaments in dieſem lautloſen Ocean von Pflanzenleben vor mir auf- und untergingen, waren die Pflanzen die einzigen Zeugen meiner ſtillen Thätigkeit in jenen ambroſiſchen Nächten. So wie aber dort der Glanz des Mondes reiner, das Feuer der Geſtirne herrlicher iſt, als bei uns, ſo ſchien es auch, als ob die Gewächſe um mich her in jenen Stunden der Beſchaulichkeit vernehmlicher zu mir redeten. Vergeblich würde ich mich bemühen, die Magie jener unvergeßlichen Eindrücke, die Stärke der Gefühle, die Innigkeit der Ueberzeugungen zu ſchildern, welche ſich daraus in mir entwickelten. Und unter ſo Manchem, was mir damals aus dem ſtummen Munde des Gewächsreiches vertraut wurde, tritt mir noch jezt in der Erinnerung glänzend und feurig das Wort hervor, welches ſie redeten: Siehe, Menſch, dein Loos iſt Unſterblichkeit!

Anfänglich war es die Zauberei der Nacht, der ahnungsreiche Anblick zahlloſer Sterne des ſüdlichen Himmels, was meine Seele in die Fluth einer ſanften Schwärmerei hinriß, und ſie empfänglich machte, einen früher unvernommenen Naturlaut zu hören, welchen das Gewächsreich, um mich her das einzig Beſeelte, von ſich zu geben ſchien. Als aber die Eindrücke öfter kamen, und dennoch jene wunderbare Miſchung von Empfindung und Gedanke immer lauter in mir ward, welche, in's Bewußtſeyn tretend, ſtets wiederholte: du biſt unſterblich, da begann ich weiter nachzudenken, und glaubte nun, jener erhebende, beruhigende Gedanke ſey nicht bloß das Reſultat einer magiſchen Wirkung von Naturkräften, er ſey vielmehr eine in's Bewußtſeyn hervorgebrochene Ueberzeugung, die ſich zuerſt gleichſam in der träumeriſchen Hälfte meiner Pſyche entwickelt und nach und nach im Geiſte ausgebildet habe.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beſchluß.)

Die Königin in Drurylane und Coventgarten.

Die Hunderte in der Vorhalle waren, trotz allen Ungemachs, wenigſtens im Trockenen, wogegen die Tauſende, die außerhalb mit Füßen und Ellbogen kämpften, dem Winde und dem Regen ſchonungslos preisgegeben waren. Es iſt

gewiß keine Uebertreibung, daß zwölfmal mehr Menschen um den Raum kämpften, als er fassen konnte. Unberufene Spaßmacher wußten das natürlich bestens zu benutzen. Alles geschah, was auf der ausgelassensten Stockbörse (siehe einen frühern Artikel) zu geschehen pflegt, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß dort die Hüte über die Ohren geschlagen werden, um Spaß, hier über die Augen geschlagen wurden, um Taschen leer zu machen. Wenige Minuten nach sieben Uhr kam Ihre Majestät vor beiden Theatern an, wurde unter Vortritt der Pächter und Regisseurs, die Hofkleider und Wachsfackeln trugen, vom Oberkammerherrn in ihre Loge geleitet und von der Versammlung mit einem Enthusiasmus begrüßt, der ihr das Wasser in die Augen trieb. Langsam hob sich der Vorhang, das Jauchzen schwieg, sämmtliche Acteurs und Actricen standen gereiht, hinter ihnen andere Damen und Herren, sangfertige Stimmen begannen mit voller Musikbegleitung das schöne God save the Queen, und wenn das Einfallen der Zuschauer auch nicht die Harmonie, so vermehrte es doch gewiß die Feierlichkeit der Scene. In Drurylane war die Loge der Königin, der Bühne zunächst, durch einen auf vergoldeten Säulen ruhenden Vorbau erweitert worden. Ein mächtiger Adler hielt in seinem starken Schnabel die carmesine, in Zeltform reich niederfallende Draperie, und auf der vordern Seite glänzte das königliche Wappen in polirtem Golde. Allen sichtbar zu seyn, nahm die Königin, nachdem sie freundlich ringsum gedankt, ihren Sitz an der vordersten Brüstung. In Coventgarden war die Loge geschmackvoll mit Festons von purpurner Seide behangen, die unter dem königlichen Wappen eine Rose bildeten. Auf Befehl der Monarchin wurden in Drurylane die Oper: die Belagerung von Rochelle, und das Lustspiel: Simpson und Compagnie, in Coventgarden Byrons Werner und der erste Akt von Fra Diavolo gegeben. Es versteht sich von selbst, daß die äußersten Anstrengungen von allen Seiten um den Beifall der jungen Fürstin warben. Die erste Scene von Simpson und Compagnie wurde durch den lauten Ruf: Rule Britannia! unterbrochen; augenblicklich erschienen die Sänger und Rule Britannia erscholl. Die Direction von Coventgarden beachtete den Vorgang; ungefordert folgte hier das Nationallied dem Trauerspiele. Die Königin schenkte letzterm ungetheilte Aufmerksamkeit, doch weinte sie nicht; wohl aber hatte sie über Simpson und Compagnie so herzlich gelacht, daß die fashionable Welt es nun wahrscheinlich nicht länger für eine Sünde gegen den guten Geschmack halten wird, im Theater zu lachen. Mehrere alte Damen, als sie die Königin so unbefangen heiter sahen, blickten sich erst verwundert an und wagten dann wirklich auch zu lächeln. In beiden Häusern wurde am Schlusse der Vorstellung das Nationallied wiederholt, und sie, der all dies gegolten, schied dann, wie sie gekommen, die jubelnde Menge freundlich grüßend. Hiemit war ich im Begriff, meinen Bericht zu enden, als mir einfiel — und keine Leserin hätte mir die Unterlassung verziehen — daß ich die interessanteste Hauptsache nicht erwähnt, keine Sylbe vom Anzuge der Königin gesagt. Also schnell die Bemerkung, daß Ihre Majestät in Drurylane ein Kleid von silberfarbener, in Coventgarden eines von rosenfarbener Seide, das Haar glatt gescheitelt, eine Diamantenschnur auf der Stirne, diamantene Ohrgehänge und um den Nacken einen schwarzen Spitzenschleier trug. Ich verbürge die Richtigkeit dieser Angaben, obgleich sie nicht mein Eigenthum sind: eine Dame, die Augenzeuge gewesen, hat sie mir geliehen. Der Ausdruck in den Augen, das Lächeln um den Mund und die blühende Gesichtsfarbe der Königin hatten mich unbekümmert um ihren Anzug gelassen. W. S.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Henoch.

Sonderbarerweise trifft mit der Aufhebung des Droschkenprivilegiums ein Umstand zusammen, welcher den Nutznießer desselben noch mehr zum Gegenstand des Gespräches macht, als sein erloschenes Recht. Der geheime Commerzienrath Henoch, der durch die Droschken ein so reicher Mann geworden, ist nämlich zugleich Besitzer eines großen Gutes jenseits der Oder, und hat daselbst eine bedeutende Fabrik und ich glaube auch ein Bad angelegt. Das Gut heißt Gleißen, ein unbedeutender Name, der schon früher zu manchen Witzeleien Anlaß gab. Außer Bad und Fabrik, die sich beide vortrefflich rentiren, ist es ihm jüngst auch in den Sinn gekommen, eine christliche Kirche zu erbauen. Die Sache wäre vielleicht ruhig vorübergegangen, wenn nicht die eigenen Freunde des Erbauers in den Zeitungen Lärm geschlagen hätten. In zwei langen Artikeln unter der Firma: „Eingesandt“ (d. h. für schwere Insertionsgebühren eingerückt) ward der Hergang, die Großmuth des Erbauers und die theatralische Einweihung auf's Umständlichste beschrieben. Zum Ueberfluß mußte ein anderer Freund den Kirchengründer in der Zeitung mit einem Epigramme anfingen, das ungefähr lautet:

O lebte Lessing noch, und sähe dein edles Treiben,
Er würde gleich auf dich den zweiten Nathan schreiben.

Dies war voller Ernst; aber der Ernst streifte so nahe an die Persiflage, daß diese sich denn von selbst machte. Hätte der Witz nichts weiter erfunden als eine garstige Parodie jenes Epigramms, von dem der Anstand nur die erste Zeile auszusprechen erlaubt:

Ja lebte Lessing noch, und sähe er dein Gleißen u. s. w.,

so könnte Herr Henoch sich beruhigen; aber der Berliner Witz mischte sich mit sehr ernsten, nichts weniger als erbaulichen Betrachtungen. Wenn Voltaire über das Portal seiner Kirche schrieb: Deo erexit Voltaire, so erregte die unmittelbare Nähe, in welche der Name des Deisten mit dem des Ewigen gerieth, schon Anstoß. Die goldene Inschrift in der Gleißner Kirche: daß Herr Henoch, obgleich nicht Christ, diese christliche Kirche erbaut, und sein eigenes darüber aufgestelltes Brustbild gab zu manchen Auslegungen Anlaß, von denen eine der mildern die scheint, daß der Erbauer diesen Tempel zu Ehren des Droschkenprivilegiums, obgleich dasselbe aufgehört, gegründet. Noch mehr stieß bei unsern Gläubigen die theatralische Einweihungsfeier an, bei der nicht allein die musikalische Familie des Stifters, sondern auch mehrere Mitglieder unsers Opernpersonals mitwirken mußten. Wer machte auf den Ruhm Anspruch, nicht eitel zu seyn, und wem gereicht das Streben, gerühmt zu werden, zum bösen Vorwurf? Aber auch der Codex der Eitelkeit hat seine Gesetze, die die Klugheit gab, und die nicht ungestraft übertreten werden. Als Spekulation ist es eine verfehlte. Die strengen Christen werden dadurch nicht gewonnen, den strengen Juden muß es ein Greuel und den aufgeklärten eine Thorheit seyn. Das Beste für den Stifter ist das, was er nicht will, daß es bald vergessen wird. In der Stiftung und Erhaltung seiner Fabrik soll der geheime Commerzienrath Henoch wirkliche und bedeutende Verdienste um die Umgegend sich erworben haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 9. December 1837.

Jede nähere Beobachtung des eigentlichen Lebens überzeugt uns, daß ihm überall gewiſſe gemeinſchaftliche Grundzüge zukommen, möge auch die äußere Bildung der Körper noch ſo ſehr von einander abweichen. Dieſes allen organiſchen Körpern Gemeinſchaftliche ſpricht ſich im Menſchen aus, wie in der Tanne oder im Veilchen.

Autenrieth.

Die Unſterblichkeit der Pflanze.

(Fortſetzung.)

Die Pflanze iſt belebt: ihre Theile bedingen ſich wechſelweiſe, wirken zu dem gemeinſchaftlichen Zwecke des Daſeyns, des Beſtehens zuſammen. Die Pflanze iſt organiſch, theilgliedrig, periodiſch und rhythmiſch in ihren Lebensbewegungen. Doch ſie iſt noch mehr, ſie iſt auch beſeelt. Gegen dieſen Satz erhebt ſich wohl manche Lehre. Schon jene Schule des Alterthums, welche in der Natur eine ἕξις, Zuſammenhaltung, eine φύσις, Wachſen, und eine ψυχή, Seele, unterſchied, war nicht gemeint, mehr als die beiden erſten dieſer Kategorien in der Pflanze anzuerkennen. Und gleichwie wir die Lehre von den vier Elementen ſeit Pythagoras in Schule und Leben eingeführt ſehen, denken jezt nur Wenige daran, daß auch in den Pflanzen eine Seele walten ſollte. Man verwundert ſich wohl über den Ausdruck „Pflanzenſeele,“ als ſey er den Vorſtellungen, welche im gemeinen Leben herrſchen, ſo wenig adäquat. Inzwiſchen rechtfertigt ſich Annahme und Ausdruck, ſobald wir uns das Weſen der Pſyche, in ihrer Allgemeinheit, deutlicher zu machen verſuchen. Eine erweiterte, höhere, frömmere Naturanſicht befriedigt ſich nicht mehr mit jener ſchematiſchen Eintheilung in dem Sinne eleatiſcher Philoſophen.

Wir nehmen alſo auch in der Pflanze eine Seele an. Auch die Pflanze hat eine Wirkſamkeit, die über die Gegenwart hinausreicht. Sie verfolgt ein fernes Ziel, und zwar nicht bloß leidend, automatiſch, wie etwa die Bewegungen des aufgezogenen Uhrwerks ihrem Ende zugeführt werden, ſondern ſie ſtrebt demſelben ſelbſtthätig mit einer gewiſſen Freiheit in der Wahl ihrer Mittel, mit einem beharrlichen, gleichſam überlegten Eifer entgegen. Sie ſucht ſich ſelbſt zu erhalten, ſie ſezt ſich der Außenwelt gegenüber, ſie bekämpft und beſiegt das außer ihr liegende Materielle, um es ſich anzueignen. Sie wächst und vermehrt ſich durch dieſe Aneignung, welche ſie nicht blindlings, ſondern mit einer gewiſſen Auswahl und Sorgfalt vornimmt und ausführt. Sie vermittelt endlich in dieſem beſtändigen, ſich immer erneuernden Conflicte nicht bloß die materielle Vergrößerung ihres Leibes, ſondern ſie ſorgt für Etwas, das noch nicht exiſtirt, für ein ihr Gleiches, das erſt kommen ſoll, für eine Nachkommenſchaft. Sie bereitet dieſes lezte Erzeugniß ihrer vielſeitigen, lebendigen Thätigkeiten mit großer Selbſtſtändigkeit, Conſequenz und Zweckmäßigkeit vor, bildet es und knüpft ſo, mit einer ſtillen, geheimnißvollen Vorſicht, die Gegenwart an eine ferne Zukunft. Die Pflanze hat Einen, ſie hat mehrere unter ſich harmoniſirte Zwecke; ſie verfolgt ſie alle mit

Sicherheit und Unabhängigkeit, ebenso wie der Mensch seine Zwecke verfolgt. Ja, sie thut dies mit so strengem, gewandtem und sorgfältigem Gebrauch der eingebornen Kräfte, daß sie hierin gar oft dem Menschen als Vorbild gelten könnte, der sich zwar seiner Absicht meistens bewußt ist, aber die Mittel der Erreichung keineswegs immer mit solcher Zweckmäßigkeit wählt, daß er sich auch eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen hätte. Und umgekehrt finden wir auch in der Beziehung große Aehnlichkeit zwischen der Pflanze und dem mit Geist und Seele begabten Menschen, daß sie wirklich, eben so wie dieser, bisweilen ihre Zwecke nicht erreicht. Bald wird sie von dem Geschicke ihrer Endlichkeit ereilt, bevor sie noch die Bestimmung ihres Daseyns und Wirkens erfüllte, sich ganz ausbilden oder für Nachkommenschaft sorgen konnte; bald verfällt sie in der Ausübung ihrer Thätigkeiten auf Abwege, sie irrt vom Ziele ihrer Bestimmung ab, indem sie sich von dem Kreise gegebener Wirklichkeiten in den nahe liegenden von Möglichkeiten begibt, der zwar dem einzelnen Individuum zusteht, jedoch nicht diejenige Entwicklung, denjenigen Zustand begreift, die wir, vermöge ihrer Allgemeinheit, als den Typus des Lebens, als die regelmäßigen, normalen, gesunden Zustände betrachten möchten. Sie bildet zum Beispiele, statt ihren Lebenslauf mit der Darstellung von Fruchtblättern und mit der Entfaltung derselben zur Frucht zu endigen, grüne Blätter, und vereitelt damit ihre lezte Bestimmung; die Rose füllt sich mit Rosenblättern und vernichtet dadurch die Einwirkung des Geschlechts, die Entwicklung eines reifen Samens u. s. w.

So sehen wir also in dem leiblichen Leben der Pflanze Absicht, Zweck und Mittel zur Erreichung desselben, ja wir sehen dieselben eben so beherrscht von dem Geschicke der Zeitlichkeit, wie dies bei dem höher begabten Menschen der Fall ist. Die Pflanze, wie das Thier hat Zwecke von innen heraus zu erfüllen, erfüllt sie wie dieses, und zwar je nach den verschiedenen Verhältnissen, worin sie besteht, mehr oder weniger vollkommen wie dieses. Nur ein gradueller Unterschied tritt demnach hervor zwischen der unbekannten Einheit, welche alle jene Thätigkeiten beherrscht und beim Menschen seine Seele genannt wird, und der dieser Seele analogen Kraft, welche das Gewächs in seinem ganzen Leben thätig zeigt. Ja, sofern es für die Pflanze wie für das Thier eine gewisse Ausdehnung des Kreises von Möglichkeiten und eine Beschränkung der Nothwendigkeiten gibt, dürfen wir nicht sagen, die Pflanze genieße einer gewissen Freiheit im leiblichen Leben? und läßt sich diese physische Freiheit denken ohne eine Seele, d. h. ohne bedingende Kräfte, die über der Leiblichkeit stehen, sie beherrschen, ordnen und veredeln?

Wir thun daher der Pflanze Unrecht, wir verkennen ihre Natur und Würde, wenn wir sie betrachten, als wäre sie nicht eben so, wie das Thier, mit einer allgemeinen, alle Theile durchdringenden, sie alle zu gewissen Thätigkeiten anleitenden, nicht von Außen her zu bestimmenden, sondern in sich selbst die gesammten Bedingungen des Daseyns tragenden, ihre organische Einheit vollendenden Urkraft begabt. Doch ich glaube in diesen Worten genug angedeutet zu haben, daß auch die stille, scheinbar so sehr verschlossene und gleichsam in sich versenkte Pflanzenwelt eine Seele besitze. „Der Stein hat auch eine Seele," sagte Thales; „sie ist es, welche in der Anziehung des Magnets zum Eisen sich kund thut." Diese erste Spur einer über die Grenze der Leiblichkeit hinausgehenden Kraft erscheint uns in tausend Stufen und Schattirungen durch die ganze Schöpfung. Ueberall kommt sie uns als Wahrer der Selbstständigkeit des einzelnen Naturwesens entgegen, überall wirkt sie von dem Einzelnen in die große harmonische Thätigkeit alles Uebrigen, was da geschaffen ist, hinein, und so müssen wir wohl gern anerkennen: ja, alles Irdische hat seine Seele und darum auch das Pflanzenreich. Die zahllose Verbrüderung gleichartiger Geschöpfe, die eine so wesentliche Rolle in dem Gesammtleben unsers Planeten spielt, wird, nach ihrer Stufe, von einer sanften, stillen Seele, einer Animula blandula, trepidula beherrscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr," fuhr mich eine Stimme ziemlich barsch an, „es ist schon spät, wollen Sie nicht zu Bett gehen?" — „Nein, Kapitän, mir gefällt es recht gut hier oben." — „Aber es wird kühl, verdammt kühl. Sie werden sich den Schnupfen holen." — „Ich fürchte das nicht, Monsieur Charles. Sagen Sie aber, wie lange denken Sie in diesem Hafen zu bleiben?" — „Hier? das ist unbestimmt, sehr unbestimmt, vielleicht gar nicht lange." — „Kapitän, erlauben Sie mir die Bemerkung, die kein Vorwurf seyn soll: ich glaube, Sie hätten wohl gethan, uns in Lissabon zu sagen, daß Sie hier ankern wollten." — „Pah, wußten Sie es nicht?" — „Kein Wort." — „So bitte ich tausend Mal um Verzeihung." Er lachte. „Ich für mein Theil," fuhr ich ein wenig gereizt fort, „verzeihe Ihnen gern diesen Mangel an Rücksicht; aber nicht Jedermann an Bord kann es gleichgültig seyn, Course einschlagen zu müssen, die nicht im Zweck der Reise liegen und von denen man nichts gewußt hat."

Monsieur Charles antwortete nicht, sondern beugte sich über die Ballustrade des Decks; unten plätscherte es

wie Ruderschlag; ein Boot war während unsers Wortwechsels von mir unbemerkt herangekommen und hatte an der Leeseite des Schiffes angelegt. „Ah-hi!“ rief der Kapitän hinunter, ohne ferner auf mich zu achten, „ah-hi! Colonel? Donna Antonia?“ — „Le pont!“ erscholl es von bekannter Stimme dagegen herauf; es war die des Obristen. Er kam also vom Lande, er hatte Erlaubniß gehabt, an das Land zu kommen! Und: „le pont,“ wiederholte eifrig der Kapitän, indem er selbst nach dem Ort eilte, wo die Leinen der Schiffstreppe befestigt waren, diese loswand und die Treppe herabließ. Wir hatten deren zwei am Bord, eine sehr schöne, mit bunten Teppichen bedeckte, und eine andere weniger kostbare, die heute schon viel gebraucht und nach zehn Uhr aufgewunden worden war. Der Kapitän ließ, trotz der Nacht, die gute Treppe nieder, und gleich darauf stieg der Obrist an Bord, eine Dame nach sich führend, die in dunkle, lange Gewänder gekleidet und verschleiert war. Er redete eifrig zu ihr, aber nicht in französischer Sprache; es war spanisch oder portugiesisch, was er sagte, ich konnte es nicht genau unterscheiden, mehrere Male nannten aber Beide den Namen Donna Julia.

Hier war es nun, wo unser Kapitän fast den Eifer, die Unterwürfigkeit eines Bedienten zeigte, eine Eigenthümlichkeit, die sonst durchaus nicht in seiner Natur lag. Es war offenbar, er hatte den Nachtbesuch der spanischen Dame mit dem Obristen vorher gewußt, ja erwartet, und meine Anwesenheit auf dem Verdeck, die er übrigens jezt nicht mehr brachtete, war ihm aus diesem Grunde lästig gewesen. Schnell hatte er ein paar Bortenstühle ausgebreitet, auf welchen die Dame und der Obrist sich niederließen, glücklicherweise mit dem Rücken gegen mich gekehrt, so daß ich ohne Indiskretion meinen Platz behaupten konnte. — Der Kapitän war an mir vorüber nach der Küche geeilt und brachte mit eigener Hand auf einem silbernen Teller zwei rauchende Becher mit einem heißen Getränk, die er seinen Gästen ehrerbietig darbot; nur der Obrist nahm davon, und Jener verschwand nun, nachdem er den Teller niedergesezt, in der Treppenthür, die zur Kajüte hinab führte.

So sehr die verschleierte Dame, welche ihre Unterhaltung mit dem Obristen leise fortsezte, meine Aufmerksamkeit fesselte, so konnte ich mich doch nicht enthalten, auch einen Blick hinunter zu thun über Bord an der Treppenseite, wo sich das Boot der Spanierin auf den Wellen schaukelte. Es befanden sich außer den Vaqueros verschiedene Männer darin; der Mond schien hell darauf nieder und umgab es, indem er die Spitzen der Wogen und deren Schaum in Silber und Gold verwandelte, mit einem ganz eigenthümlichen Glanz. Plözlich erkannte ich unter den Männern im Nachen die Spanier, die mit uns aus Lissabon abgereist waren und die ich für französische Passagiere gehalten hatte; Einen wenigstens erkannte ich mit Gewißheit; sie trugen Alle runde Hüte und Mäntel, aber die hohe, etwas vorwärts gebeugte Gestalt des Einen und sein lang in den Nacken hinabfließendes, schwarzes Haar waren nicht zu verkennen. Was wollte aber die Dame hier? wie kam der Obrist an ihre Seite? in welcher Beziehung stand er zu ihr? es war offenbar eine sehr vertraute, und doch auch nicht. Im Benehmen des alten Kriegers gegen sie lag ein gewisses Etwas, verschieden von der ehrerbietigen Galanterie, welche Soldaten in seinen Jahren, den Damen gegenüber, zu zeigen pflegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Strauß. Eine Vorstellung im Vaudevilletheater.

Concerte, Benefizvorstellungen, Aufführungen neuer Stücke, eine Menge Reizmittel der Art werden jezt dem Publikum Schlag auf Schlag geboten. Die große Welt ist größtentheils wieder beisammen und bedarf vieler Zerstreuungen; daran läßt es der spekulative Geist der hiesigen Unternehmer denn auch nicht fehlen. Zu den beiden permanenten Concertunternehmungen hatte sich neulich die des bekannten Strauß aus Wien, als eine dritte, für sich bestehende, gesellt. Strauß hatte sich wahrscheinlich vorgestellt, es gehe hier wie in einer kleinen deutschen Stadt, wo man begierig auf das Ungewohnte ist, und wo der Name Strauß schon hinreicht, um alle Bewohner des Ortes herbeizuziehen. Er hatte daher einen kleinen Theatersaal gemiethet, die Preise ziemlich hoch gestellt, und nebst seinen Walzern auch allerlei musikalische Schnurren versprochen. Er war aber so klug, bald einzusehen, daß er auf diesem Wege sehr wenig Glück in Paris machen würde; er gab daher seine Possen auf, verließ den Theatersaal, vereinigte sich mit dem vielbesprochenen Musard, und seitdem beschränkt er sich darauf, in dessen Concertsaal jeden Abend mit seiner Truppe aufzutreten und bloß seine Walzer hören zu lassen, worauf denn Musard den zweiten und lezten Theil des Concerts mit seinen Tanzquadrillen ausfüllt. Dies gefällt dem Publikum, und es geht fleißig hin, um deutsche Walzer und französische Quadrillen nacheinander für sein Francestück zu hören. Musards Nebenbubler, Valentino und Dufresne, fahren dagegen in ihrem Concertsaale fort, jeden Abend, nebst Quadrillen und Walzern, auch Musik höherer Gattung, und besonders Bruchstücke aus Beethovens Symphonien aufzuführen. Ein deutscher Tonkünstler drückte mir neulich sein freudiges Erstaunen über die allgemeine Anerkennung aus, welche hier dem Beethovenschen Genius zu Theil wird, und gestand, in Paris werden dessen Symphonien jezt viel fleißiger aufgeführt, als in dem eigenen Vaterlande des genialen Tonsezers. — Unter den Benefizvorstellungen zog mich neulich eine vom Vaudevilletheater angekündigte an, die einem Schauspieler dieses Theaters, Namens Hippolyte, zu Gute kommen sollte, und zu welcher sich außer der Truppe des Vaudeville auch noch einige ausgezeichnete Schauspieler des kleinen Palais-royal-Theaters vereinigt hatten. Die Vorstellung sollte aus einem beliebten Stücke lezterer Bühne: Bruno le fileur, in drei Aufzügen,

aus einem neuen Stücke, ebenfalls in drei Aufzügen, aus einem kleinen Concerte und aus der Posse: „der Thierausstopfer“ vom Repertoire des Vaudevilletheaters bestehen. Der Vaudevillesaal ist vor einiger Zeit wieder neu herausgeputzt worden, so daß er nun recht stattlich aussieht. Die Logen und das Innere der Galerien sind dunkelroth, die Galerien außen hellblau mit Goldverzierungen in chinesischem Geschmack. Bekanntlich ist dieser Geschmack jezt so ziemlich herrschend, und die Damen beschäftigen sich damit, chinesische Goldverzierungen auf schwarzen Lack zu malen. Man ahmt chinesische Arbeiten dieser Art so geschickt nach, daß in den Kaufläden Nachahmungen von den Originalen oft schwer zu unterscheiden sind. Bei der neuen Ausstattung des Vaudevilletheaters ist man dem Vorgang mehrerer kleinen Theater gefolgt: man hat die Orchesterplätze auf Kosten des Parterre vermehrt, wodurch also das Parterre sehr nach hinten geschoben worden ist. Sonst machte in allen Pariser Theatern das Parterre den Hauptheil aus; hier saß die Masse der männlichen Zuschauer gedrängt beisammen (denn das weibliche Geschlecht wird bekanntlich in die Pariser Parterre nicht zugelassen), hier wurde das Schicksal eines neuen Stückes entschieden, denn von hier ging der Applaus oder das Zischen aus. Diese sonst unwiderstehliche Kraft ist durch die neue Vorkehrung der Theaterdirektionen ziemlich gebrochen, und da das Parterre nun in den Hintergrund geschoben und von dem vornehmeren Orchester verdrängt worden ist, so hat es auch nicht mehr das vorige Ansehen; zum Theil ist es sogar nicht einmal mehr sichtbar; denn der hintere Theil wird von der ersten Galerie, worunter er sich befindet, verdunkelt. Es kommt mir so vor, als ob die Theaterdirektoren nach dem Beispiel pfiffiger römischer Gesetzgeber das Volk in die lezte Curie zusammengedrängt hätten. Dies hat zur Folge, daß es selten mehr so stürmisch in den Theatern hergeht, wie sonst, da das Parterre noch seine Gesammtkraft fühlte. Uebrigens scheint dies doch zu beweisen, daß mehr Wohlstand im Pariser Publikum herrscht, als ehemals; denn da die Preise im Orchester höher stehen, als im Parterre, so würden die Theaterdirektoren wohl nicht die Orchesterplätze vermehrt haben, wenn sie nicht so ziemlich überzeugt wären, daß diese theureren Plätze vom Publikum werden besezt werden. Hier, wie in allen andern Theatern, werden vor dem Anfang der Vorstellung die beiden kleinen Tageblätter Vert-vert und l'Entr'acte, das Blatt zu drei Sous, feilgeboten, welche man vorzüglich deßhalb kauft, weil hier die Namen aller Schauspieler mit Bezeichnung der Rollen, die sie am Abend zu spielen haben, nebst Theaternachrichten zu lesen sind. Diese Blätter werden daher auch wohl unter dem Namen le programme des spectacles ausgerufen. Dann werden auch die am Abend zu spielenden Vaudevilles umhergetragen und angeboten.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsezung.)

Advokatentragödie und Advokaten.

Mit dem Herbstanfang pflegte sonst die erloschene Theilnahme für das Theater sich wieder zu regen. Es geschah dann in der Regel etwas, um zu zeigen, daß man den Adel der Kunst anerkenne. Irgend ein bedeutendes, größeres Drama, ein Shakespeare'sches, ein spanisches, oder ein älteres deutsches Werk, das längere Zeit liegen geblieben, ward, da die Armuth der Gegenwart nichts Neues bietet, in Scene gesezt. Aber wir warteten in den lezten Jahren auch darauf vergebens. Diesmal ist die Ertlinger mit ihren beiden Töchtern auf einer langen Urlaubsreise begriffen, um auswärts Lorbeern und Vortheil zu ernten. Zu gleicher Zeit war der andere Stern des Theaters, von dessen Schimmer wenigstens ein großer Theil des Publikums angezogen wird, Fräulein von Hagn, auch auf Gastreisen entfernt. Es schien also gründlich dafür gesorgt, daß das Schauspiel nicht in seine alten Rechte treten sollte. Dessenungeachtet ist, wie von selbst, etwas auf dem Hoftheater erschienen, was, wenn es keine Revolution verursacht, doch ein Moment in der Geschichte des Theaters werden dürfte: kein Schauspieler, auch keine Schauspielerin, sondern ein Stück, und ein bürgerliches Drama: „die Geschwister,“ von einem Pseudonymus Leutner. Ob Raupach, der es bestreitet, der Verfasser ist oder nicht, ist gleichgültig; wahrscheinlich ist wenigstens, daß er an der Ausarbeitung keinen unbedeutenden Theil hat. Irgend Jemand, der unser bürgerliches Leben genau kennt, und zugleich in den äußern Gesezen der modernen Bühne genügend bewandert ist, hat es auf sich genommen, aus Vorfällen, die Jeder von uns, in nähern oder entferntern Kreisen, miterlebt hat, aus Verhältnissen, die Jeden berühren, ein Drama zu componiren, das die allerhöchste Theilnahme erregt, das eine Rührung hervorbringt zu einer Zeit, wo man die Rührung verpönen will, und Interessen hochtragischer Art anregt, während es doch nur Reibungen zum Gegenstande hat, die im modernen Geldverkehr täglich vorkommen. Wer das vermag, muß ein echter Dichter seyn? Gerade umgekehrt. Es ist nichts weniger als Poesie, weder die schöpferische, noch die lyrische Dekoratrice, die daran gearbeitet hat. Nur tüchtige Einsicht und ein scharfer logischer Verstand haben aus den alltäglichsten Vorfällen unsers socialstädtischen Lebens eine dramatische Fabel componirt, die, abgespielt, den Anschein gewinnt, als sey es kein Spiel, sondern eine Wirklichkeit, etwas, das sich nothwendig so und nicht anders zugetragen haben könne und müsse. Der nächste Gegenstand ist das verführerisch glänzende Leben unserer Justizkommissarien (Advokaten), das, mit allen Reizen der Kunst, des Luxus, der Bildung ausgeschmückt, in jedem Lustrum wenigstens einen Umschlag herbeiführt; nur daß die Wirklichkeit oft tragischer dichtet, als hier der Poet. Die Benuzung fremder anvertrauter Gelder, bei der Leichtigkeit, sie durch die große laufende Einnahme wieder zu decken, führt zur Unterschlagung, die Unterschlagung zum offenbaren Betruge, Betrug und Fälschung zum Davongehen oder zum Selbstmorde. So nagt der Wurm oft schon am Herzen, während die Genien der Anmuth und Liebenswürdigkeit um das heiter geistvolle und in allen Genüssen schwelgende Leben spielen. Der Verfasser hätte nur Scenen aus der nächsten Wirklichkeit porträtiren dürfen, um seinem Drama poetischen Reiz zu geben. Von diesem luxuriösen Leben des Helden wird uns aber nur beiläufig erzählt, und er hat es vorgezogen, in strenger Verstandesconsequenz uns nur die Bedrängnisse eines ursprünglich edlen Mannes vorzuführen, der Pupillengelder angegriffen hat, dem sein Mündel wider Erwarten vor der Zeit stirbt, der darauf, um das Verbrechen zu verbergen, Feuer in seinem Büreau anlegt, und nun, äußerlich gerettet, in die fürchterliche Krisis geräth, einen gewesenen Freund als der That verdächtig angeklagt zu sehen, und zwar einen, welcher aus Edelmuth und Liebe zu des Thäters Schwester schweigt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. December 1837.

— Ich forſchte, lauſchte, frug,
War Auge ganz und Ohr, und wurde doch nicht klug.
Regnard.

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Jezt ward es auf der Kajütentreppe wieder lebendig, der Kapitän, zwei Wachskerzen in der vorgeſtreckten Hand, leuchtete und half einer Dame herauf, deren ſchönes, bleiches Antlitz, aus der Tiefe auftauchend, in der That wie ein Gebilde aus Marmor erſchien. Bald zeigte ſich die ſchlanke Geſtalt auf dem Verdeck; ein ſeidner, an ihr herabfallender Mantel verhüllte ſie nur halb; es war der Schützling des Obriſten, Mademoiſelle Juliette. Sie trug etwas in den Händen, ich konnte nicht unterſcheiden, war es ein Päckchen oder ein Portefeuille. Ihre Mienen ſchienen Spannung und Unruhe zu verrathen und ihr Auge folgte dem Fingerzeig des Kapitäns, welcher auf uns gerichtet war. Plötzlich eilte ſie ihm voran, und die Spanierin hatte kaum Zeit, ſich von ihrem Sitz zu erheben, als Juliette ſchon zu ihren Füßen lag und ihre Knie umarmte. Ich hörte ſie, das Geſicht in die Kleider der Fremden gedrückt, in Thränen ausbrechen und ſchluchzen. Obgleich ſie aus Portugal kam, obgleich ſie, wie man am Bord ſagte, Kammerfrau einer portugieſiſchen Infantin war, hätte ich doch nicht geglaubt, daß das franzöſiſche Mädchen auch die Sprache jenes Landes rede. „O Senhora!“ rief ſie, bald die Hände, bald den Schleier der Dame küſſend, „o Senhora muito amada! O amável Dona dos Corazãos.“

Eine Weile ließ ſich die Dame dieſe unterwürfigen Liebkoſungen gefallen, die ſie mit leiſen, ſanften Schmeichelworten erwiderte, während ſie ihren Schleier zurückſchlug; dann aber hob ſie die Knieende halb gewaltſam zu ſich empor und fing an mit großer Haſtigkeit in ſie hineinzureden, ſie mit Fragen zu beſtürmen, die Juliette eben ſo raſch beantwortete. Dabei entfaltete Leztere mit ihren weißen Händen die Schleifen eines Bandes, welches um das Päckchen gewunden war, das ſie trug, und reichte der Spanierin einen Brief und wieder einen und ein halbes Dutzend Briefe, welche dieſe haſtig hinnahm, nachdem ſie die Adreſſe am Schein der Wachskerzen geprüft hatte, die der Kapitän hielt und deren Flammen in der weichen ſpaniſchen Nacht nicht einmal das Vorhalten der Hand bedurften, um nicht zu flackern.

Ich war, auf die Brüſtung des Decks geſtüzt und von Geräthſchaften, wie ſie auf Schiffen immer umherliegen, beinahe verſteckt, ganz Auge und Ohr, als der Obriſt, der ſich gleichzeitig mit der Dame von ſeinem Sitz erhoben hatte, jezt zurücktrat, offenbar aus Diskretion, um den Damen bei ihrer Unterhaltung freieren Spielraum zu gönnen. Er wandte ſich und ſchlug unglücklicherweiſe

die Richtung nach meinem Standpunkt ein, so daß er meiner ansichtig werden mußte. Ich wünschte ihn in dem Augenblick weit weg, oder mir die Nebelkappe der Unsichtbarkeit auf den Kopf, als er mit einigem Stutzen auf mich zu trat. „Wer da?“ war seine Frage. — „Ich bin es, Herr Obrist, mit Ihrer Erlaubniß,“ entgegnete ich ruhig. — „Sie? Morbleu! auf meine Ehre! ich glaubte Sie schliefen. Aber ich sehe, Sie genießen der schönen Luft. Nicht wahr, auch die spanischen Nächte können schön seyn?“ — „Obrist, in dieser Jahreszeit sind es sogar die deutschen.“ — „Richtig, gewiß! Nun, so lassen Sie uns von Deutschland reden, erzählen Sie mir etwas von Ihrem Vaterlande — ich höre so gern davon — in der That, recht gern.“ — „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich jezt lieber hörte als erzählte — o Obrist, in welchem süßen Lauschen haben Sie mich gestört!“ — „Ach so!“ lachte der Obrist, „Sie meinen die Freundin von Mademoiselle Juliette, für die sie Briefe aus Portugal brachte? . . Ja, die schöne Frau entschloß sich kurz, sie selbst hier abzuholen, und ich geleitete sie von der Stadt her. — Ein kleines, verdammtes Nest, dieses Vigo.“ — „Eine Freundin von Mademoiselle Juliette . . .? Sehen Sie, Obrist, da kniet sie wieder vor ihr, da küßt sie wieder ihre Hände. Ich würde glauben, es sey die Infantin Dona Anna selbst, wenn ich diese nicht erst noch den Tag vor unserer Abfahrt ruhig in Belem gesehen hätte.“ — „Coronel Arnour!“ tönte in dem Augenblick eine feine, melodische Stimme zu uns herüber; sie kam von der Fremden. „Ah! Sie verzeihen, mein Herr — Gute Nacht! . . Die Infantin ist es nicht — unter uns, eine Freundin der Infantin, eine Verbannte . . .!“

Damit verließ er mich und sprang zu der Dame, die seinen Arm ergriff und so eben von Juliette und dem Kapitän Abschied genommen hatte. Beide begleiteten sie bis an die Stufen der Treppe, die zum Boot hinabführte, der Obrist aber geleitete sie hinunter. Bald ertönten die Ruder, welche leicht in das Meer schlugen, ich sah das Boot abfahren, die Dame darin, und verfolgte es mit meinen Augen, so weit es die Nacht erlaubte. Es schien mir nicht ganz die Richtung der Stadt einzuschlagen, doch lagen so viel Ortschaften und Schlösser in dem Halbring der Bucht, daß es sehr erklärlich war, wenn das Boot einen andern Curs steuerte, als den nach Vigo. Bald nach der Abfahrt des Boots, das der Obrist nicht wieder bestiegen, erschien er, sich die Hände reibend, lachend, plaudernd auf dem Deck und sagte, er wolle schlafen gehen. Juliette ging auch, der Kapitän deßgleichen, und ein frischer, kühler Wind begann über uns hinzustreichen und in den Segeln zu rauschen. Eben schlug es Mitternacht auf spanischen Thurmuhren, ihr Glockenschlag zitterte feierlich über das Meer, als auch ich das Verdeck verließ, die schmale, gewundene Treppe zur Kajüte hinabging und in meine Koje kroch, unter welcher der Schauspieler aus der Rua dos Condes bereits schnarchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun eine blühende Pflanze, so tritt uns vor allen der Gedanke entgegen, wie wunderbar hier jene zwei großen Richtungen, die der Selbsterhaltung und die der Fortpflanzung, durch die Weisheit des Schöpfers sind verschlungen und in einander verflochten worden. Die Pflanze treibt aus dem Keime, dem Vorbilde ihrer künftigen Gestalt, zuerst abwärts ein Würzelchen hervor, mittelst dessen sie sich in den Grund versenkt; dann entfaltet sie am Aufwuchse Stengel und Blätter. Diese leztern Organe läßt sie am Stamme über einander staffelförmig hervortreten, sie kleidet sie in die grüne Farbe, indem sie durch dieselben athmet, und bedient sich ihrer also als allgemeinen Organes der Assimilation und Ernährung. In dieser Sphäre sind diese Blätter ausschließlich berufen, der Bestimmung der Selbsterhaltung zu genügen. Doch weiter nach oben am Stamme werden diese Blätter umgestaltet. Sie erhalten nun die höhere Bestimmung, Fortpflanzung zu vermitteln, und mit dieser edleren Funktion müssen sie ihre frühere Gestaltung und Farbe so sehr verändern, daß sie oft nicht mehr als das erscheinen, was sie ihrem Urtypus nach sind. Diese gefärbten, in ihrer innern und äußern Gestalt wesentlich von den früher gebildeten grünen Blättern verschiedenen Organe sind für die edlere That geschaffen, ein künftiges Geschlecht aus sich zu erzeugen.

Die Aufgabe dieser Blätter, deren Gesammtcomplex wir die Blüthe nennen, läßt sich als Analogon einer sittlichen Aufgabe darstellen. Ich bedarf wohl keine Verwahrung einzulegen, um in diesem Ausdruck nicht mißverstanden zu werden. Die Pflanze ermangelt der Ichheit, des Selbstbewußtseyns, der Persönlichkeit; sie hat keine Erkenntniß, darum keine sittliche Freiheit, wohl aber einen gewissen Grad von sinnlicher (physischer) Freiheit (Spontaneität). Zwischen der physischen und der sittlichen Welt herrscht aber eine vollkommene, von göttlicher Weisheit angeordnete Harmonie, und jede Handlung im Gebiete physischer Freiheit findet in höheren Gebieten einen Anklang, so wie sie selbst als ein Echo aus höheren Sphären erscheint, wenn wir sie in ihrer Innerlichkeit (und metaphysischen Nothwendigkeit) anschauen. In dem gegebenen Falle aber läßt sich anführen, daß die Idee der

Sittlichkeit großentheils in der leiblichen Selbstentäußerung zum Gewinn eines geistigen Lebens ruht. Dürfen wir aber nicht das, was uns in den Blättern der Blüthe vor Augen liegt, eben so nennen? Entäußert sich nicht die Pflanze gewisser Theile, welche sie hätte zu der Ernährung ihres individuellen Lebens verwenden können, indem sie ihnen eine Bestimmung gibt, für Etwas zu wirken, das noch nicht wirklich, nur im Reiche der Möglichkeiten liegt, für eine Nachkommenschaft? Und diese Nachkommenschaft steht zu der Mutterpflanze in einem ideellen Verhältnisse, denn ihr Erscheinen, ihre Entwicklung und ihr Alter kann jener mütterlichen Pflanze in keiner Weise förderlich seyn, dieselbe mag nach der Ausbildung ihres Samens leben bleiben oder sterben. Ja, eher wäre noch zu denken, daß diese so unbefangen und rücksichtslos erzeugten Nachkommen dem Muttergewächse feindlich werden, ihm Nahrung entziehen und es somit einer um so schnelleren Auflösung entgegen führen möchten. Doch diese Sorge kennt die harmlose Pflanze nicht. Sie erzeugt zu Millionen jene Samen, welche, auf den Boden fallend, mit jugendlicher Selbstsucht die Säfte der Erde in Anspruch nehmen, Stoffe, durch deren Genuß die Mutterpflanze selbst sich hätte ein längeres Leben erhalten mögen.

Linné nannte die Blüthen anticipirte, dem einfachen Entwicklungsgange derjenigen Pflanze, die nur für ihre Selbsterhaltung thätig ist, voraneilende Zweige. Er hat offenbar in dieser Bezeichnung angedeutet, daß er in dem Leben des Gewächses eine Doppelrichtung anerkenne, deren eine die ruhigschreitende Handlung, also die bequeme ist, während die andere stets eine gewisse Heftigkeit, Unruhe, einen Affekt, gleichsam eine Anstrengung im Drange nach Erreichung eines idealen Zieles darstellt. Diese Ansicht von den beiden polarischen Lebensprocessen im Gewächse harmonirt mit dem, was ich auf andere Weise oben ausgesprochen habe.

Ueberschauen wir nun noch einmal die ganze vielgliederige Reihe von Entwicklungen, welche die Pflanze von dem Moment ihrer Entfaltung aus dem Samen bis zu demjenigen durchmacht, da sie selbst wieder Samen erzeugt, bemerken wir, wie in diesem vielverschlungenen Processe das materielle, auf das Bestehen der Leiblichkeit, und das ideelle, auf die Erzeugung eines künftigen gerichtete Interesse sich gegenseitig bedingen, wie jedoch das leztere am Ende die Oberhand gewinnt, da es auf der Höhe des Lebens am vollständigsten thätig ist, so dürfen wir wohl nicht anstehen, in dem individuellen Pflanzenleben eine hohe moralische Bedeutung anzuerkennen. Fürwahr, ein Bild der harmlosesten Thätigkeit und Selbstentäußerung können die Pflanzen demjenigen seyn, der sich nicht begnügt, sie bei ihrer äußerlichen Erscheinung zu fassen.

Wir gehen nun einen Schritt weiter und betrachten dieses individuelle Pflanzenleben in seiner ununterbrochenen Succession. Wenige Naturerscheinungen mögen gleich dieser geeignet seyn, uns an tiefe und weitgreifende Betrachtungen hinzuführen. Es kann uns nämlich nicht entgehen, daß dieser beständige, seit der Erschaffung des Gewächses ohne Unterbrechung fortgesezte Wechsel von Leben der individuellen Pflanze, von Erzeugung einer Nachkommenschaft und von Tod der Mutterpflanze, ein Leben ohne Unterbrechung und Aufhören, ein einziges, wie ein nie versiegender Strom, ohn' Unterlaß strömendes Leben sey. Nirgends erscheint hier ein Sterben. Wo wäre nur Ein Moment, den das Leben des Gewächses nicht erfüllte? Ist der Same etwa minder lebendig, als die sprossende Pflanze, weil seine Kräfte schlummern? Ist nicht dieser rhythmische Gang in der Folge von Pflanzengeschlechtern eine gleichmäßige Oscillation von Handeln und Ruhen? von Ruhen, das keineswegs ein Tod, kein Aufhören selbstständiger Kraft, sondern nur ein momentaner Nachlaß äußerer Thätigkeit ist? Ja, betrachten wir in diesem Wechsel von äußerlicher und innerlicher Thätigkeit einer gegebenen Pflanzenreihe nur die Materie selbst, an welcher diese Handlungen vor sich gehen, so erscheint auch sie uns wie ein unendlich langer Faden, der manchmal stärker wird, manchmal sich wieder zusammenzieht und bis in die unscheinbarste Dünne verliert, der aber bei alle dem niemals und nirgends abreißt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bruno le fileur.

Ehemals waren alle Theaterstücke theuer; man hat seitdem eingesehen, daß es eine klügere Spekulation ist, dieselben sparsamer zu drucken und wohlfeiler zu verkaufen. So hat man es denn dahin gebracht, daß man ein Stück in einem Aufzuge für vier Sous und eines in zwei oder drei Aufzügen für acht Sous abgeben kann. Dafür verkauft man jezt vierzigmal mehr Exemplare, als vormals. Dichter und Verleger finden ihre Rechnung so gut dabei, als das Publikum, und dem Nachdruck wird dadurch ebenfalls gesteuert; denn der Nachdrucker könnte ein Stück nicht wohlfeiler liefern, und geräth daher nicht mehr in Versuchung, das Gut eines Verlegers zu stehlen. Diese wohlfeilen Piecen belaufen sich schon auf einige hundert, und es läßt sich jezt mit geringen Kosten eine dramatische Bibliothek anlegen. — Die Vorstellung begann mit „Bruno le fileur," einem Vaudeville, welches auf der Bühne des kleinen Palais-royal-Theaters wohl fünfzigmal mag aufgeführt worden seyn. Im ersten Aufzuge sieht man die Erben eines kürzlich verstorbenen reichen Fabrikbesitzers in dessen Hause versammelt, wo das Testament

eröffnet werden soll. Auch Bruno ist anwesend, ein bloßer Arbeiter, dem aber der verstorbene Fabrikherr sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte. Die Erben behandeln ihn mit ziemlicher Geringschätzung, ungefähr wie einen Hausknecht des Verstorbenen. Aber nun wird das Testament eröffnet. Bruno ist als Universalerbe eingesezt. Die Erben betompli-mentiren ihn, und schleichen sich unzufrieden einer nach dem andern davon. Bruno ist das Ideal eines Industriellen; solche Charaktere lieben jezt die Pariser Theaterdichter, wie sie vor zwanzig Jahren ihre Ideale unter den Militärs suchten. Damals gab es nichts Edleres, Großmüthigeres, Uneigennüzigeres, als das Betragen eines alten Kriegers der Napoleonschen Armee. Jezt wird Großmuth und Hochherzigkeit in den Gewerbsstand versezt, ein Beweis, daß unterdessen die öffentliche Meinung eine Umwälzung erlitten, und daß der Gewerbsstand nun die hohe Stellung einnimmt, welche vor zwanzig Jahren noch der Militärstand in Frankreich behauptete. In der That ist jener jezt mächtig und einflußreich, und ersezt den Adel der alten Zeit, mit dem Unterschied, daß er keine stehenden Vorrechte, und vor den übrigen Bürgern bloß sein Vermögen, seine Betriebsamkeit und seinen Einfluß voraus hat. Bruno also, ein Ideal eines Gewerbsfleißigen, verrichtet lauter edle Handlungen. Einen der leer ausgegangenen Erben stellt er als Oberaufseher seiner Fabrik an, mit einem Gehalte von 6000 Fr.; einem alten Freunde will er eine Pension auferingen; dieser aber, ein lustiger Kumpan, will wohl sein Freund, nicht aber sein Pensionär seyn, und Bruno's größte Freude ist, mit ihm seinen Schoppen zu trinken, wie ehemals, da er noch bloßer Arbeiter war. Unter den nahen Erben befand sich auch ein alter Kriegsmann (ganz können die Dichter die Kriegsleute noch nicht fahren lassen), und dieser hat eine allerliebste Tochter, welche auch gekommen war, um als nahe Anverwandte der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Dieser bietet Bruno einen Theil, ja die Hälfte der Erbschaft an; sie will aber nichts annehmen, obschon ihr Vater in seinen alten Tagen nichts weniger als vermögend ist. Bruno möchte ihr aber doch gerne helfen; mit schwerem Herzen und nach langem Zaudern bietet er ihr also Hand und Herz an, wodurch sie in Stand gesezt wird, ihrem alten Vater gute Tage zu verschaffen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsezung.)

Advokatentragödie und Advokaten. Kunstwesen.

Die Gnade des Fürsten muß eine Verwickelung lösen, welche, ihrer Anlage nach, geradewegs auf eine echte Tragödie auslief. Wir sind zu mattherzig, um noch Tragödien zu dichten, wo die Wirklichkeit deren täglich aufführt. Mit einem Pistolenschuß oder Giftpulver zum Schluß wäre es vielleicht auch kein Sassenstück geworden! Diesen ästhetischen Defect muß eine sehr praktische Moral ergänzen. Der Fürst gibt dem Advokaten als Strafe auf: ferner sich jeden Geldgeschäftes zu enthalten und rein seiner juridischen Praxis zu leben. Ein vortrefflicher Rath, wenn er sich ausführen ließe. Der Uebelstand, daß es so ist, und noch lange so seyn wird, wie das Drama es beschreibt, liegt tiefer. Unsere Gesezgeber machten die Advokaten, deren Uebergewicht in jedem gebildeten Staate, von den Zeiten der Römer bis zu Engländern, Franzosen und Nordamerikanern, ein unableugbares esse ist, zu bloßen Commissarien der Justiz. Die strengste Controlle sollte auch diesen, nach den Rechtsbegriffen aller Nationen freien Stand in den Schranken der Dienstbarkeit halten. Sie sollten nur arbeiten, nicht wirken, weil sie wirkend schaden können, wie das allerdings auch die Erfahrung lehrt. Es sprach dabei auch wohl der alte Haß König Friedrich Wilhelms I. gegen die „Rechtsverdreher" mit, der beim großen Friedrich wenigstens zu keiner Neigung für sie geworden. Sie werden daher de jure in einer Art beaufsichtigt, welche die freie Thätigkeit, wodurch der Advokat erst Sachwalter wird, unmöglich macht. Es lag dabei die Absicht zum Grunde, den ganzen Stand allmählich überflüssig zu machen und ausgehen zu lassen, indem jeder Bürger lernen sollte, sich selbst zu vertreten. Der Erfolg hat gelehrt, daß es nur eine philosophische Idee war, die man unsern Lebensverhältnissen aufpfropfen wollte. Wir bedürfen Advokaten; diese aber kamen zwischen Bedürfniß und Gesez in eine ganz schiefe Lage. Ihr Einfluß arbeitete sich heraus, und ihre Geltung verlangte Belohnung. Da es ihnen nun verboten ist, sich, wie außerhalb Preußen, eine Belohnung zu stipuliren, die dem Erfolge ihrer Thätigkeit entspricht, und sie nichts fordern können, als die verhältnißmäßig geringen Gebühren der Sporteltaxe, wobei der schlechte Sachwalter mit dem genialen, der erfolgreiche mit dem unglücklichen ziemlich auf derselben Stufe stände, so mußten sie im Geldverkehr die Mittel zu der glänzenden Lage suchen, welche das Publikum scheinbar inconsequenterweise und doch in natürlichem Wege von ihnen fordert. Daher ein Uebel, welches einem in andern Ländern hochgeehrten Stande bei uns die Achtung entzieht. Jedem Advokaten, der in Glanz lebt, haftet der Verdacht an, daß er von fremdem Gelde lebt und der Tag des Umschlags einmal kommt. Wer aber nicht in Glanz lebt, dem mangelt das Vertrauen des Publikums. Also dürfte dieser Stoff zu bürgerlichen Tragödien noch lange nicht ausgehen!

An die Stelle des Grafen Brühl, als Intendant der Kunstinstitute, ist noch Niemand definitiv ernannt. Vor einiger Zeit schien es gewiß, daß Herr v. Olfers, früher unser Gesandter in Brasilien, zulezt in der Schweiz, den Posten, unter einigen Modifikationen, erhalten werde. Jezt spricht man von der Absicht, die Stellung zu einer Hofcharge zu machen, und einen berühmten Kunstkenner von auswärts, dessen persönliche Stellung ihn auch dazu berechtigte, zu berufen. Wenn dieser es annimmt, dürfte aber Herr v. Olfers (Herrn v. Stägemanns Schwiegersohn) nicht mehr geneigt seyn, die dieser Würde unterzuordnende Direktorstelle zu verwalten. — Ob unsere Kunstausstellungen künftig alljährig seyn werden, oder die ältere Einrichtung bleiben wird, ist auch wieder zweifelhaft geworden. So vortheilhaft jenes für Berlin wäre, protestirt doch jezt das Interesse der Provinzialstädte, die Kunstvereine und Ausstellungen haben, dagegen. Bei einem alljährigen Markte in Berlin ist ihnen die Möglichkeit geraubt, bedeutendere Bilder zu ihren Ausstellungen zu erhalten. Sie benuzten bis jezt dazu die Schaltjahre, wo Berlin keine Ansprüche auf die Hauptwerke der Künstler machte. — Von einer kleinen interimistischen Ausstellung, welche das Publikum der Gefälligkeit des Grafen Raczinski verdankt, der den herrlichen Carton der Kaulbachschen Hunnenschlacht in seiner Galerie ausgestellt hat, in einem nächsten besondern Berichte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 12. December 1837.

Ein Ahnden, ein Vorgefühl einer Sabbathsfeier, deren geweihter Tempel der Mensch iſt, herrſcht ſchon in der Natur. Das Ahnden wird zur Gewißheit, das Harren der Creatur zur Erfüllung, im Geiſt des Menſchen.

G. H. Schubert.

Die Unſterblichkeit der Pflanze.

(Beſchluß.)

Die Verbindung des Samens mit der Mutterpflanze iſt anfänglich ſehr ſtark und mächtig, inſofern er noch kaum aus dieſer hervorgebildet worden, ſie wird aber nach und nach immer ſchwächer, der Gefäßbündel, durch welchen der Same mit der Mutterpflanze in Verbindung ſteht, wird allmählig trockener und dünner, und endlich kommt ein Moment, da die Continuität der Materie aufgehoben wird. Von dieſem Wendepunkt an beginnt eine neue Lebensrichtung: der Same fängt ſeinen Keimungsproceß an, es ſey dieſer unmittelbar ſichtbar oder nicht, gleichviel. Wo iſt alſo hier die Trennung der einzelnen Pflanzenleben in ihrer Succeſſion? ſind ſie nicht vielmehr eben ſo in einander verflochten, wie die beiden Hauptrichtungen des Sproſſens und Blühens in einer einzigen gegebenen Pflanze? So fließt alſo das Leben aller aus einander entſtandenen Pflanzen in eine ununterbrochene Reihe von Erſcheinungen zuſammen, die materiell und virtuell eigentlich nie und nirgends von einander abgegrenzt ſind. Eine tauſendgliedrige Kette von Erſcheinungen, die von einer und derſelben Kraft ausgehen, denen immer nur ein und daſſelbe Beſtreben zu Grunde liegt, ſtellt ſich uns dar, und wir haben in dem Leben aller der in Tauſenden von Succeſſionen ſich folgenden Pflanzen nur Ein Leben, nur ein und daſſelbe Beſtreben, nur Ein Individuum. Ich darf wohl ſagen, nur Ein Individuum, denn kein Zeitabſchnitt in dieſem vieljährigen Leben zeigt uns irgend etwas Eigenthümliches, irgend etwas ſo ſpeziell Beſonderes, ſo Individuelles, daß wir ihn von irgend einem andern unterſcheiden könnten. Jede dieſer Pflanzen, aus dem von der Mutterpflanze mit Sorgfalt erzeugten Samen erwachſen, hat keine andere Beſtimmung, kein anderes Beſtreben, als wiederum eine andere Nachkommenſchaft zu erzeugen: dieſe Aufgabe, in welcher wir bereits gewiſſermaßen einen ethiſchen Charakter anerkannt haben, erſchöpft ſomit die ganze pflanzliche Beſtimmung. Neben dieſer Aufgabe kann die Pflanze keine andere löſen; unter welchen äußern Verhältniſſen ſie auch immer leben möge, ſie iſt ſtrenge angewieſen, niemals aus dem Kreiſe ihrer Formen, niemals aus der Bahn ihrer Thätigkeit herauszutreten. Man kann in dieſer Beziehung ſagen, daß die einzelne Pflanze keine individuelle Geſchichte habe, daß nur das Alte, nur das Gleiche ſich hier ſtets reproducire. So iſt es alſo daſſelbe Weizenkorn, welches, einſt im Beginne ſeines Lebens der mütterlichen Erdſcholle anvertraut, nach tauſend Jahren von den Händen eines gläubigen Opferdienſtes in die Gruft eines egyptiſchen Grabmals verſenkt worden, dann, durch Zufall oder Willkühr, von Neuem der Erde zurückgegeben, in Sicilien

keimen, nach Rom verpflanzt und von unsern siegreichen Vorvätern über die Alpen getragen, jezt alljährig auf deutschen Gauen reifen kann. In gleicher Weise grünt auf unsern Feldern dasselbe Haferkorn, welches vielleicht unsere rauhen Ahnen, die Gothen, aus den Gebirgen Hochasiens mit sich an die Gestade des Pontus, auf die Steppen von Rußland und nach den Ufern der Nordsee gebracht haben mögen. Und so lange die Kraft in diesem Samen nicht erlischt, sich wieder zu der angestammten Thätigkeit zu erheben, so lange er, ein periodisch erwachender Epimenides, sich immer wieder auf dieselbe Pflicht besinnt, auf die Pflicht, zu grünen und zu blühen, um einem künftigen Geschlechte die Stätte zu bereiten, so lange mögen wir sagen: auch die Pflanze ist unsterblich.

Des Menschen Unsterblichkeit ist nun freilich anderer Art; sie wird bedingt durch den Grad individueller Vollendung, durch den er sich von dem Gewächs unterscheidet. Dieses hat nur Eine Richtung, nur eine mit ihrem materiellen Bestehen innig verknüpfte ethische Aufgabe, und, wie wir gesehen haben, geht die Bedeutung des Einzelnen, des Individuums unter in der Lebensgeschichte der stets fortdauernden Geschlechter. — Der Mensch dagegen, wie er gleichsam alle niedrigeren Individualitäten in sich vereinigt trägt, hat in sich auch alle Unsterblichkeiten der Geschöpfe, die in der Reihe der Wesen unter ihn gestellt sind. Die pflanzliche Unsterblichkeit ist die Unsterblichkeit des menschlichen Geschlechts, als materielle Gattung. Sie befriedigt uns noch nicht, weil unser Individuum höhere Pflichten hat als jene, worin die Pflanze ihre Thätigkeit und Bestimmung erschöpft. In demselben Verhältnisse daher, als die menschliche Individualität befreit und über die Conflicte der Physis erhoben ist, nimmt Jeder von uns eine selbsteigene Unsterblichkeit in Anspruch. So ist es denn eine andere Fortdauer, die der rohe, sinnliche, eine andere, die der geistig entwickelte, von der Würde der Menschheit und ihrer Aufgabe durchdrungene Mensch sie wünscht, auf die er hofft. Homers Helden beklagen das Schicksal der Könige im Orcus, im Vergleiche mit dem Leben des ärmsten Hirten auf der Oberwelt; der Muhamedaner erwartet die paradiesische Herrlichkeit unter tausend Houris; der Christ geht dem Jenseits mit der Hoffnung entgegen, daß er fortlebe, um sich in dem besten Antheil seiner selbst, in der Liebe, in der Freude am Schönen und Guten zu verklären. So jeder Einzelne nach seiner Weise, nach seiner Stufe von Erkenntniß und Tugend, so möchte Jeder sich einen andern Himmel eröffnen: immer jedoch ist es die höchste seiner Kräfte, ist es gleichsam die Quintessenz seiner Bestrebungen, ist es der Kern seines Wesens, was er über die Schranken der Zeitlichkeit hinausgerettet, was er unsterblich wissen möchte. Für jeden Menschen ist's sein innerstes und bestes Seyn, was er erhalten, was er unvergänglich haben will. Dieser Kern aber des menschlichen Seyns, dieses innerlichste und vollendetste Bestreben seiner Natur ist nicht auf körperliche Handlungen beschränkt, wie die lezte und höchste Thätigkeit der Pflanze: frei und unbeschränkt von den Fesseln der Materie strebt dieser Centralpunkt im Menschen aufwärts; er ist reiner Wille, reines Bestreben nach dem Uebersinnlichen, nicht mehr beschattet von der endlichen Hülle und Umgebung.

Wenn wir aber durchdrungen sind von der hohen Würde, von dem Adel dieser unserer menschlichen Bestrebung, von einer Bestrebung, die ganz frei und unabhängig gedacht werden muß von einem Leiblichen, worin wir die Pflanze in jedem Momente ihres Lebens versenkt sehen; und wenn wir auf der andern Seite anerkennen müssen, daß sogar die Pflanze ihre Art von Unsterblichkeit hat, eben jenen stets wiederkehrenden Beruf zur Erzeugung eines Künftigen in der bloß leiblichen Sphäre: sollten wir dann nicht die lebendige Ueberzeugung gewinnen, daß dem Menschen, ihm, dem edelsten Bewohner, dem irdischen Herrn dieser Schöpfung, eben mit seiner nie rastenden geistigen Berufsthätigkeit, mit seinem ewigen Streben nach dem Guten, Schönen und Heiligen eine Bürgschaft verliehen sey, ewig zu leben?

Allerdings, der Mensch, er ist ein geschaffener Geist; aber er ist hingestellt an eine Schwelle des Daseyns, welche erleuchtet wird von Fulgurationen der göttlichen Weisheit und Stärke. Nacht und Licht wechseln noch in seinen Bahnen, aber eine stille Leuchte verläßt ihn nicht mehr; es ist eben jene unüberwindliche Zuversicht von der Unvergänglichkeit seines Wesens. Deßhalb, sagt er zu sich, weil mein Streben, geistiger Natur, über die Schranken der Körperlichkeit, über das Maß der Zeiten hinaus, ohne Unterlaß nach einem Ewigen, Unendlichen greift, fühle ich mir selbst die Unvergänglichkeit verbürgt. Hat der Schöpfer selbst in die todte Materie das unveräußerliche Gut selbstständiger Kräfte gelegt, hat er auch die stille, mir in hülfloser Dienstbarkeit unterworfene Pflanze beseelt und mit einem unsterblichen Wesen ausgerüstet, wie sollte ich nicht unsterblich seyn? — Fürwahr, ich bin unsterblich!

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Es war heller Tag, als ich erwachte, selbst in der Kajüte mit ihrem einzigen Deckenfenster heller Tag. Die Nächte sind in dieser Jahreszeit so kurz, selbst unter dem 40sten Grad. War es etwas Anderes oder das heftige Schwanken des Schiffes, was mich weckte, ich konnte darüber nicht gleich mit mir in's Reine kommen, rieb mir die Augen und blickte in den Raum der Kajüte hinab, wo noch Alles still war; die Schläfer ruhten noch in ihren

Kojen, nur hier und da wandte sich Einer oder stöhnte oder schnarchte. Mir war das Alles gleichgültig; sollte ich doch heute Spanien betreten, das hohe Land meiner Jünglingsträume! Wie will ich, dachte ich, bin ich nur erst frei auf dem Lande, umhersteigen auf den Bergen meiner Gallegos und ihre Thäler durchstreifen, die ohne Zweifel sicherer sind vor Ueberfall und Meuchelmord als das Thal von Alcantara, das göttliche, mit seinen verrätherischen Orangenschatten. Einkehren will ich in ihren Hütten und an ihrem Herdfeuer ausruhen. — Kapitän, so fuhr ich in meinem Selbstgespräch fort, rücksichtsloser Mann, ich schenke dir heut dein Frühstück und deine reiche Mahlzeit sammt dem Champagner; ich will heute meinen Hunger mit einem Stück spanischen Brodes stillen und an einer spanischen Quelle trinken. Du sollst mich keinen Moment früher wieder unter deine Botmäßigkeit bekommen, als bis diese verdammte Rose des Tajo ihre Anker eben wieder lichten will.

In wenigen Minuten war ich angekleidet und stieg eilfertig und sehnsüchtig nach Morgenluft und dem Anblick des Landes die Kajütentreppe hinauf. Auf dem Verdeck angelangt, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Am Steuer stand, ganz in der Stellung eines Dienstverrichtenden, der Pilot, der natürlich unnöthig ist, so lange das Schiff vor Anker liegt. Es war derselbe, mit welchem ich früher ein Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele anknüpfen wollte. Ueber mir rauschten die Segel, vom Wind geschwellt, der scharf blies, und rings um mich her . . o wie hatte sich die Ansicht von gestern Abend geändert! Wo war Vigo? Wo war der schöne, ernste Kranz der gallizischen Gebirge? Wo waren die freundlichen, grünen Häupter der hohen Bayonainseln? Rechts, östlich zeigte sich zwar Land, aber in weiter, weiter Ferne, Nebel hingen darüber herab und vermählten seine Umrisse mit dem Himmel; sonst war Alles Meer, rauschendes, hochfluthendes Meer. Die Wellen sprizten, das Verdeck war naß, scharf ging der Wind und das lockige Haar des jungen Steuermanns hing unter seinem breitkrempigen Hut triefend an seinen Schläfen nieder. „Wo sind wir?“ rief ich, von diesem Allem nicht wenig betroffen, „was hat dieser Wechsel zu bedeuten?“ — „Nichts mehr und nichts weniger, mein Herr, als daß wir den frischen Südwind nuzten und die Anker vor drei Stunden hoben.“ — „Und wir sind —?“ — „Auf der Höhe von Corrobedo. Noch vor Mittag werden wir das Kap Finisterre sehen.“ — „Und Vigo?“ — „Mag schon an zwölf Seemeilen hinter uns seyn.“ — „Abscheulich! Barbar von einem Kapitän, der mit uns umgeht wie mit willenlosen Puppen! — Sollten wir nicht heut Erlaubniß erhalten, an das Land zu kommen?“ — „Ich glaube wohl,“ sagte der Pilot trocken. — „Wollte ich nicht den ganzen Tag in Vigo und seinen Umgebungen umherstreifen?“ — „Das ist möglich.“

Ich war sehr zornig; doch weiß ich nicht, wie es zuging, die Neigung zum Lachen überwältigte mit Einemmale die Regungen meiner empörten Galle, und ich mußte mich abwenden von dem schönen, ernsten Seemann, um mich selbst auszulachen. So war ich denn nun in Spanien gewesen bei meinen Gallego's, so hatte ich denn aus den Quellen ihrer Berge getrunken und in ihren Hütten geruht! Uebrigens konnte ich diesen Streich dem Monsieur Charles doch nicht recht von Herzen vergeben, und ich behielt einen Groll gegen ihn, der sich nicht gänzlich verlor, selbst nicht während des Gesundheittrinkens bei einem prächtigen Diner, das wir ihm später in Havre gaben, dem Gebrauch gemäß, welchen alle Passagiere eines Schiffes nach glücklicher Landung zu beobachten pflegen. Aber Niemand von unserer ganzen Gesellschaft schien weiter Anstoß an der Sache zu nehmen. Alle waren heiter, zufrieden, lustig oder krank, der Kapitän selbst am lustigsten, und so segelten wir drei Stunden nach Mittag in den weiten, unruhigen, stürmischen Golf von Biskaya hinein, das Cap Finisterre und mit ihm den Süden hinter uns lassend. — Wer die Dame von Vigo, die Senhora muito amada, die Dona dos coraxãos, gewesen war, habe ich niemals erfahren. Gestehen aber muß ich, daß ich das französische Kammerkätzchen, die schöne, bleiche, reizende Juliette, seitdem mit verdoppeltem Interesse betrachtete. Ich hätte nur Alles wissen mögen, was sie wußte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Berlin und Constantinopel. Eisenbahnen. Spuk.

Die Cholera ist hier im Verschwinden. Die Tabaksraucher allein scheinen dem Augenblick des gänzlichen Erlöschens mit einiger Bangigkeit entgegen zu sehen. Nur während der Dauer der Krankheit ist bekanntlich das Rauchen auf den Straßen gestattet. In den größern Provinzialstädten wüthet sie dagegen noch und fordert, namentlich in den Vorstädten von Posen, grausam ihre Opfer. Auch in Magdeburg will sie nicht erlöschen, und zieht sich, wo sie früher keine Besuche gemacht, nordwestlich in unsere Ostseeländer. — Die preußischen Offiziere, welche sich dem Zuge nach Constantine anschließen wollen, sind zu ihrem Bedauern zu spät gekommen, und erst mit dem Prinzen von Joinville in die eroberte Stadt eingerückt. Dagegen scheint Constantinopel jezt ein ordentlicher Stapelplaz für unser Militär. Der Besuch des Prinzen August daselbst hat nur das Siegel aufgedrückt auf die vielen offiziellen und nicht offiziellen, berufenen und von selbst dahin gegangenen Genie- und Artillerieoffiziere. Ein preußischer Prinz als Gast bei einem Diner des Sultans gehörte allerdings schon in ein arabisches Mährchen; aber Constantinopel und die Dardanellen, von Berliner Ingenieurs vermessen, ist noch eine Stufe höher im Wunderbaren.

Uebrigens hat es hier den Anschein, als könnten unsere Ingenieurs sammt und sonders im Morgenlande sich Beschäftigung suchen. Zu den Eisenbahnen werden sie für's Erste nicht gebraucht. Nicht die Lust dafür ist erkaltet, auch ist durch nichts widerlegt, daß wir sie bedürfen, noch weniger, daß sie nicht rentiren werden. Im Gegentheil, es ist bewiesen: sie werden einen Ertrag über Erwartung abwerfen, das Bedürfniß wird immer dringender gefühlt, das Verlangen ist allgemein — und es geschieht nichts! Weil es sich nicht mehr beseitigen läßt, wird an der Potsdamer Bahn gearbeitet, eine Bahn zum Vergnügen! Unsere Verbindungen mit Stettin, mit Leipzig, über Riga, die in's innerste Leben unsers Handelsverkehrs, unserer Existenz könnte man sagen, greifen, sind noch unberücksichtigt. Einst werden und müssen auch diese Bahnen an die Reihe kommen; vielleicht wenn Sachsen, Oesterreich, Rußland uns überflügelt haben und, was früher vortheilhaft, nun unvermeidlich wird, um noch größern Schaden zu verhüten. Das englische Sprüchwort: time spent, money spent, ist bei uns noch nicht beachtet.

Daß der selige Herzog Karl von Mecklenburg in seinem Lustschloß Monbijou spukend erscheint, ist Ihnen bekannt. Der ganze Apparat der Erzählung erinnert an die Geistererscheinung im Hamlet. Die Schildwache an der Wache von Monbijou sieht ihn in der Morgenstunde, in seinen grauen Mantel eingehüllt, das weiße Haar unter dem Federhute, die blitzenden Augen auf sie gekehrt, vorübergehen und die Treppe nach seinen Gemächern hinaufsteigen. Sie hat präsentirt, ruft: heraus! und als die Gesammtwache herausstürzt, sinkt sie schaudernd zusammen. Der Unteroffizier, ein Aufgeklärter, verweist ihr die Phantasie, und ermuntert sie zur Wachsamkeit. Eine Viertelstunde darauf ein neuer Schrei. Man findet den unglücklichen Soldaten in Zuckungen auf dem Boden liegen. Er hat den Herzog zurückkehrend die Treppe herabsteigen sehen, ein feuriger Wagen fährt vor, er setzt sich hinein und rollt über das Pflaster fort. Nun wird als bestimmt versichert, der Soldat sey in die Charité gebracht worden. Nach Einigen ist er daselbst gestorben, nach Andern sofort entlassen, da keine Spur von Krankheit in ihm zu entdecken sey. Was wahr daran ist, wen kümmert das zu wissen! Der Herzog ist eine Person geworden, die dem Volksglauben angehört. Dieser Glaube ist so arm; wir müssen für jede Bereicherung dankbar seyn. Man streitet sich dafür in den Zeitungen darüber, ob es wirklich Irrlichter gibt, oder ob sie auch nur eine Sinnentäuschung und die Illusion vergangener Jahrhunderte sind. Wer ein Irrlicht sah, erzählt es. Schade nur, daß man es nicht fassen, pflücken und getrocknet in ein Buch legen kann. Auch hat es noch kein Maler gesehen.

Zum Schluß etwas aus einem benachbarten Lande, wo Sie keinen stehenden Korrespondenten haben, und etwas Erfreuliches. Ein Prinz sieht die Bauern vor dem Hause eines Drosten warten. Sie sehen sehr betrübt aus. „Was ist euch?“ — „Wir sind nun sieben verschieden, und um zwölf läßt er uns sagen, wir sollten nach Hause gehen und morgen wiederkommen.“ Der Prinz beruhigt sie und läßt sie nach Hause gehen. Am andern Morgen bescheidet er den Drost auf Punkt sieben zu sich. Der Drost erscheint in der Antichambre. Er ist gewohnt, als ein Liebling, sofort vorgelassen zu werden; aber der Prinz ist dringend beschäftigt. Es wird acht — neun. Er läßt gehorsamst anfragen, ob vielleicht ein Irrthum —? Es ist kein Irrthum, der Prinz verlange ihn zu sprechen. Um zwölf endlich heißt es, er möge gehen und morgen wiederkommen. Prinz und Drost begegnen sich, und der Drost wagt eine gehorsame Bemerkung. „Ich wünschte nur, daß Sie selbst es wüßten, wie den Bauern zu Muthe gewesen seyn muß, die fünf Stunden vor Ihrer Thüre umsonst warten mußten.“ war die Antwort.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bruno le fileur.

Im zweiten Aufzug sind Beide schon seit sechs Monaten ein Paar. Bruno ist der gefälligste Ehemann, sein Haus wird auf einem glänzenden Fuß gehalten, seine Frau ist die liebenswürdigste Brünette, die man sich denken kann. Ich dachte, jetzt würden uns die Dichter des Stücks das häusliche Glück eines plötzlich reich gewordenen Gewerbsmannes auf das Anmuthigste ausmalen. Es hat ihnen aber beliebt, einen andern Weg einzuschlagen, und Bruno den Baumwollenspinner als den unglücklichsten Ehemann zu schildern; sie haben sogar dem Stücke einen fast tragischen Ausgang gegeben. Der arme Bruno gibt sich nämlich alle Mühe, sich die guten Manieren der großen Welt anzueignen, da er in derselben jetzt lebt, und selbst viele Gesellschaft in seinem Hause empfängt. Es will ihm aber nicht gelingen; was er thut und spricht, fällt immer noch etwas in's Plumpe, und gibt der Gesellschaft zu Naserümpfen und spöttischem Lächeln Anlaß. So z. B. kann er nicht begreifen, warum man die Achseln gezuckt, als er bei Tische die Gläser bis oben gefüllt hatte; dies sey doch, meint er, ein klarer Beweis seines Wohlwollens gegen seine Gäste. Seine Frau belehrt ihn sanft, daß man in guter Gesellschaft den Wein nicht eingieße, wie in der Schenke. Der gute Mann quält sich zum Erbarmen, die guten Manieren zu lernen, und benimmt sich doch immer so verkehrt, wie zuvor. Dazu kommt, daß die vornehmen Herren und Damen verächtlich auf seinen ehemaligen Kameraden herabsehen, der sich in der That mitten unter ihnen auch nicht anders benimmt, als ob er in der Schenke säße. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß sich unter der vornehmen Welt, welche Bruno's Haus fleißig besucht, ein junger und liebenswürdiger Vetter seiner Frau befindet, welcher mit derselben sehr artig thut, ihr Blumensträuße übersendet, sie im Wagen begleitet u. s. w. Bruno entdeckt sogar in einem ihr übersandten Blumenstrauße ein niedliches Liebesbriefchen. Darüber wird der Baumwollenspinner nun völlig wüthend, und da der junge, hübsche Vetter bald darauf hereintritt, wirft ihm Bruno seine Niederträchtigkeit vor, und zerreißt den Liebesbrief vor seiner Nase. Den Schimpf kann nur ein Zweikampf rächen. Also ein Duell hinter der Bühne. Dergleichen Cousins brauchen die Pariser Theaterdichter häufig als Störer des Hausfriedens, und also als ein bequemes Mittel, eine Katastrophe herbeizuführen. Im dritten und letzten Aufzug ist der Zweikampf vorüber. Der junge Vetter, ein gewandter Fechter, hat den armen Fabrikherrn spottweise nur leicht verwundet und ihn dann laufen lassen, worüber sein Gegner nun noch aufgebrachter ist, als zuvor. Die Frau, welche unterdessen namenlose Angst ausgestanden hat, beschließt endlich, die große Hauptstadt und die große Welt zu verlassen und mit ihrem Manne zu ihrem alten Vater zu ziehen, bei dem sie werden leben können, wie sie wollen, und auch Bruno's alter Freund verspricht mit ihnen zu ziehen und mit dem alten Krieger manches Glas zu leeren. Dies ist das Ende des Stücks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 99 u. Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. December 1837.

Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Schiller.

Lieder aus dem Berner Oberland.

Von Ludwig Seeger.

Das Faulhorn.

Im Hinaufſteigen.

Der Mittag ſchießt die heißen Gluten
Mir auf den ſteilen Felſenpfad,
Und ſelbſt des Waldbachs kühle Fluten
Sind nun erſchlafft zum lauen Bad;
Hier, unter dieſen ſchatt'gen Tannen,
Will ich in kurzer Mittagsruh
Zur Wanderſchaft mich neu ermannen,
Dann friſch hinauf, dem Gipfel zu!

Wie freundlich liegt hinab im Thale
Das Hüttendorf umhergeſtreut —
Mir wird zu Sinn mit einem Male,
Wie in der ſchönen Weihnachtzeit:
Gebrochne Lichter überſchütten
Den grünen Baum mit Kerzenſchein:
Das ſind die alten Kinderhütten
Und Zaun und Gärtchen obendrein;

Das Waſſer mit den goldnen Fiſchchen,
Und Enten, Gänschen, kleines Vieh
Stehn, wie einſt auf dem Weihnachttiſchchen,
In kindiſcher Parade hie;
Eichhörnchen klettert auf dem Tännchen,
Und Hennen picken vor dem Haus,
Und auf die Weide geht ein Männchen
Der kleinen Heerde ſtolz voraus.

Das liebe Bild im Herzen tragend,
Stieg ich hinauf mit raſcherm Fuß,
Und ſchon mit kühlern Flügeln ſchlagend
Umrauſchte mich der Lüfte Gruß.
Ich drückte warm die Hand dem Sennen,
Der ſeinen Labetrunk mir bot;
Das Finſteraarhorn ſah ich brennen,
Schon angeweht vom Abendroth.

Und durch Geröll und wilde Bäche,
Von Heerdenglocken rings umſpielt,
Iſt endlich eine grüne Fläche,
Von Felſen eingebaut, erzielt.
Von keinem Lüftchen aufgewiegelt,
Schläft hier ein kleiner Kaſchmirſee,
In ſeinem Grunde ſchwebt geſpiegelt
Die Jungfrau, eine weiße Fee.

Von diesem heil'gen Kreis umschrieben,
Von sanfter Glorie überhaucht,
O sag mir, bist du überblieben
Aus Tagen längst hinabgetaucht,
So fremd und freundlich an Geberde,
Du Wunderbild aus ferner Zeit,
Wo noch, ein Morgenland, die Erde
Lag eingedämmert weit und breit?

Und sieh, am Strand Vergißmeinnichte,
Sie stehen sanft in sich gebückt,
Einsiedlerisch im Abendlichte;
Ein Sträußchen hab' ich mir gepflückt.
Das Blümchen mit den frommen Augen
Erschließt es hier den stummen Mund?
Es läßt mich süßen Odem saugen,
Das arm und duftlos steht im Grund.

Die zarten Kinder in den Händen,
Klimm' ich hinauf die Trümmerwand,
Und kann hinabzuschaun nicht enden
In dieses kleine Wunderland.
Und ob das Abendroth verglühe,
Ob auch umgraut der Wolke Nacht,
Im Herzen heil'ge Morgenfrühe
Sey dieses Tages Lauf vollbracht!

Abendgedanken.

Denk' ich in stillen Stunden
An all den Spott und Trug,
An all die bittern Wunden,
Die mir die Liebe schlug,
Meineid und Tod, die beiden,
Wie die verheert mein Glück,
Dann bet' ich: o ihr Leiden
Der Liebe, weicht zurück!

Noch einmal jene Schauer
Der sternenlosen Nacht,
Die ich in stummer Trauer
Am frischen Grab verwacht,
Wo gräßliche Gestalten
Der Wahnsinn aus mir schlug,
Wo ich mein Haupt gespalten
In blut'gen Händen trug? —

Und nun so helle Tage,
So klarer Sonnenschein,
Und statt gepreßter Klage
Ein lust'ger Alpenreihn.

So wunderbar genesen
Vom tiefsten Wundenschnitt —
Bin ich es denn gewesen,
Der so unsäglich litt?

Die Abendwolken säumen
Mit Roth das ferne Grab,
Das todte Meer von Träumen
Läuft endlich einmal ab.
Die Vögel kommen wieder,
Die mir verstummt so lang,
Und Rosen blühn, und Lieder
Umrauschen meinen Gang.

Neu wölbt des Lebens Brücke
Die Bögen weit und hoch,
Entgegen fernem Glücke
Ziehn Schiffe durch ihr Joch.
Mein Herz hat Nichts verloren,
Mein Aug' hat ausgetropft;
Ich schließe fest die Ohren,
Wenn die Erinnrung klopft.

Und zittert auch die Trauer
In diesen Maienschein,
Wie in den Tag ein grauer
Nachtschmetterling herein:
Bald ist das Auge helle,
Der Kummer weggewischt,
Wenn ich am Alpenquelle
Den trüben Muth erfrischt.

Nur wenn die Glocken läuten
Zur Ruh den schönen Tag,
Dann zag' ich, wie ich deuten
Des Herzens Sehnen mag:
Mir ist, als wär' es Sünde,
Im trauten Abendwehn
Durch diese Zaubergründe
So liebeleer zu gehn!

Mutter Natur.

Vor der Mutter schön und heiter
Steht das Kind und will's erringen,
Sich zu ihrem Haupt zu schwingen,
Und ein Schemel wird die Leiter,
Um sie küssend zu umschlingen.

So, dem tiefen Grund entflohen,
Unter mir die Wolkenschichte,
Auf dem Berg im Morgenlichte
Lag ich dir, Natur, der hohen,
Schönen Mutter am Gesichte.

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Vier Tage lang durchſchnitt unſer Schiff, ſchwer ſeufzend, mit Anſtrengung aller ſeiner Segel, die ungeheure Fläche des Golfs mit ihren gewaltigen Wogen. — Schwerlich wird man Frankreich ſeiner ganzen Länge nach, von den Pyrenäen bis zum Kanal, ſelbſt mit dem ſchnellſten Fuhrwerk (Eiſenbahnen ausgenommen) in vier Tagen durchmeſſen; der Weg aber, den ein Schiff von der Nordweſtſpitze von Spanien bis an die Küſten von Calvados zurückzulegen hat, iſt noch länger, und mit welchen Hinderniſſen hat es zu kämpfen! Wie oft ſpringt der Wind um, wie oft legt er ſich gänzlich, wie gewaltig thürmt ſich zuweilen die atlantiſche Fluth gegen den Kiel des Fahrzeugs! Die Reiſe durch den Golf, während welcher man keine Küſten erblickt, wäre langweilig, wenn man ſich die Zeit auf dem Schiff nicht ſo gut als möglich zu vertreiben ſuchte. Einige Zerſtreuung bietet zwar die Natur in der grandioſen Einſamkeit des Meeres dennoch dar; es gibt Schaaren jener rothen langen Fiſche zu beobachten, die zu Zeiten in unermeßlicher Menge aus der Tiefe auftauchen und dem Schiff in raſchen, luſtigen Bewegungen folgen. Delphine nennt ſie der unkundige Paſſagier, Meerſchweine der Seemann, und wenn ſie der Eine poetiſch überſchäzt, indem er ihnen einen zu vornehmen Namen leiht, ſo iſt die Bezeichnung des Andern noch unpaſſender. Dieſe ſchönen, roth und ſilberfarbig glänzenden Thiere, welche ſich in den Wogen des Weltmeers wiegen, mit ihnen ſteigen und fallen, luſtig emporfahren an das Sonnenlicht und noch in bedeutender Tiefe ſichtbar ſind, dieſe Weſen, die offenbar ihre Freude haben an dem räthſelhaften Ungeheuer, welches todt und dennoch lebendig ſeine Bahn durch ihr Element zieht, an dem Schiff, das ſie tanzend verfolgen, haben gar nichts Analoges mit dem ſchmuzigen und langſamen Vierfüßler, deſſen verachteten Namen der Matroſe ihnen beigelegt hat. — Wo kommen ſie her, wenn ſie auf der Oberfläche der Meeres erſcheinen? aus welchen unerforſchten Gründen, aus welchen Thälern, über die ſie hinweg ziehen, wie ein Schwarm Vögel über die Thäler der Erde? — Welch ungeheurer Raum iſt ihr Wohnort! welch grenzenloſes Gebiet, deſſen einziger Markſtein planetariſche Zonen ſind, dürfen ſie durchmeſſen! Groß iſt das Meer und in jedem Tropfen ein Weſen — man ſagt Millionen Weſen; es iſt gleich: ob Eines oder Millionen, dies kommt vor der Unendlichkeit nicht in Betracht. Leben iſt zulezt Alles, Alles, was erſchaffen iſt; es iſt das Ringen des Urdaſeyns nach Individualität. — Doch wohin verleitet ihr mich, Meerſchweine? Eine Delphin trug den Arion nach einer befreundeten Küſte; ihr ſollt mich nicht nach der wüſten Inſel philoſophiſcher Redensarten führen. Bleiben wir auf dem Schiff.

Am Bord war die Tagesordnung ungefähr folgende. Zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens Frühſtück, beſtehend in Kaffee, Thee, Chokolate, Bouillon, Cotelettes, Omelettes, Paſteten, Wein und reichem Deſſert. In der Regel erſchienen die Damen nicht dabei, ſondern ließen ſich von den Herren, welche laut ausriefen, was auf der Tafel zu haben war, die Speiſen, welche ſie wünſchten, in ihre Kajüte bringen. Meiſt ruhten ſie dann noch in ihren Lagern und ſtreckten ſchöne und häßliche Hände aus denſelben hervor und von ihnen herab, um das Dargereichte in Empfang zu nehmen, was unter zarten und galanten Wechſelreden geſchah. Faſt Jeder hatte bei dieſem holden Amt ſeine Clientin, die er bediente. Ich für mein Theil war Cavaliere servente der Mademoiſelle Henriette, der verſtellten Portugieſin; deren ſogenannte Mutter, die alte Maitresse de langues, hatte der gute, geduldige Senhor Manuel von Fernambuc übernommen. Erſt nach dem Frühſtück erſchienen allmählich die Damen auf dem Verdeck, und dann ſchlug Macacc's gute Stunde; er mußte hervor aus ſeiner Hammelburg, an das Licht ſchöner Augen, und wurde von ſchönen Händen geſtreichelt, gefüttert, verzogen; ſogar Juliettens edelſchöne Perlenband verſchmähte es nicht, dem Glücklichen im Haupthaar zu krabbeln. Hierauf ſchritt man zur Muſterung der übrigen Beſtialität. Der Mouche mußte den Hühnerſtall öffnen, und er that es nie, ohne zugleich ein paar Opfer des Todes mit ſich hinweg zu nehmen, bevor er ihn wieder ſchloß. Die ſechzig Vögel des Braſilianers, ſeine tropiſche Ziege, die Kühe (wir hatten deren mehrere am Bord) und endlich Macacc's Freunde, die Hammel, Alles kam an die Reihe, beſichtigt, beſprochen zu werden. Den Hauptgegenſtand der Unterhaltung lieferten jedoch immer zwei Städte, und die Bemühung, ſie mit einander in Vergleich zu ſtellen, die beiden unvergleichbaren: Liſſabon und Paris. Der Braſilianer wollte bei ſolcher Gelegenheit einigemal den Kreis der Parallele erweitern und Fernambuco mit hineinziehen, ich, von demſelben Streben beſeelt, Coburg; aber wir kamen nicht auf damit.

Gegen fünf Uhr ſchlug die Stunde des Diners, eines reizenden Abſchnittes im Tage. Ich habe ſchon geſagt, daß es immer höchſt anſtändig war, ja ſogar reich und prächtig genannt werden konnte. Die franzöſiſche Grazie ſaß lächelnd mit uns zu Tiſche, und Juliette war ihr leibhaftiger Typus. Nach Tiſch, wenn die Gerüſte der Tafel vom Verdeck verſchwunden, die angenehme Gährung des Champagners aber noch in den Köpfen und die Stimmung folglich die heiterſte war, gab es kleine Spiele und gymnaſtiſche Uebungen der jungen Leute, unter denen beſonders Monſieur Adolphe und Monſieur Theophile, der

Lieutenant des in Liſſabon verkauften Schiffes und der unſrige, ſich auszeichneten. Unter andern verſuchten ſie, auf einem Bein ſtehend, das linke Ohr mit der rechten Hand und das rechte mit der linken erfaſſend, einen auf den Boden geſtellten Hut mit dem Mund bei der Krempe zu erfaſſen, ein Kunſtſtück, das am Bord eines, von den Wogen des atlantiſchen Meers bewegten Schiffes in der That ſchwieriger iſt als es erſcheinen mag. Wir verſuchten es Alle, und nur Wenige, die nicht dabei zu Falle gekommen wären, was den Damen zu nicht geringer Beluſtigung diente.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Vaudevilles. Paul de Kock.

Es war ein ſonderbarer Einfall von den Dichtern, alle Leiden der Hauptperſon aus ihrem Unvermögen, die guten Manieren zu lernen, herzuleiten. Dadurch iſt wohl noch Niemand in Paris unglücklich geworden, er müßte denn ein außerordentlich reizbares Nervenſyſtem haben und kränklich ſeyn. Es gibt hier eine Menge gewerbfleißiger Leute, welche in ihrer Jugend wenig Bildung genoſſen und hernach durch ihre Arbeit reich geworden ſind. Dieſe benehmen ſich ſo ſtiliſch eben nicht. Die Hauptſache merken ſie der großen Welt bald ab, und die Kleinigkeiten halten ihnen ihre Gäſte gern zu Gute. Ein Mann, deſſen jährliche Einkünfte ſich auf 50,000 Franken belaufen, ſieht immer recht manierlich aus, und ſollte er auch ſeinen Gäſten die Gläſer bis an den Rand vollgießen. Das Weſentliche iſt, daß er ihnen auserleſene Weine eingieße; mit dem Mehr oder Weniger werden es die Gäſte nie ſo genau nehmen. Es iſt alſo ein bloß kränklicher, nervenſchwacher Zuſtand, den die Dichter geſchildert haben; es wäre ihnen, dünkt mich, leichter geweſen, ein heiteres und ſogar luſtiges Gemälde eines reich gewordenen, guten und wohlthätigen Fabrikherrn aufzuſtellen; aber das pathetiſche Element ſoll jezt überall vorherrſchen. Man will die Zuhörer rühren, ſogar erſchüttern, geräth dadurch auf Abwege, und macht widerſinnige Theaterſtücke. — Als dieſes Stück aus war, begann das neue Stück: les deux jeunes filles, auch in drei Aufzügen. Bei einem als neu angekündigten Stücke iſt die Aufmerkſamkeit geſpannt; aus dem Titel ſucht man ſchon den Inhalt zu errathen, es iſt, als ob einem ein Räthſel aufgegeben wäre. Die „beiden jungen Mädchen“ ſind wahrſcheinlich zwei innige Freundinnen, oder zwei contraſtirende Geſchöpfe, die ganz verſchiedene Charaktere, Stellungen und Schickſale haben. Sogleich bei den erſten Auftritten erkannte ich eine Erzählung Paul de Kock's wieder, die vor einiger Zeit in einer hieſigen Zeitſchrift geſtanden hatte; als das Stück weiter geſpielt wurde, erkannte ich auch eine zweite Erzählung deſſelben Verfaſſers aus derſelben Zeitſchrift, und nun wurde mir klar, daß Paul de Kock der Verfaſſer dieſes neuen Vaudeville's war, da er ſchon längſt die Gewohnheit hat, erſt Romane und Novellen zu ſchreiben und ſpäter Vaudevilles daraus zu machen. So hat er einen Roman Tourlouron, das heißt der junge Retrut, geſchrieben, und hernach ein Vaudeville gleiches Namens und Inhalts, das ziemlich häufig gegeben wird, obſchon es mehr Poſſe, als Vaudeville iſt. Paul de Kock iſt ein überaus fleißiger Dichter, welcher Leſekabinette und Theater zu gleicher Zeit verſieht, aber dem Volke beſſer zuſagt, als den Gebildeten; denn ſeine Charaktere fallen in's Karikaturmäßige und ſeine Späße ſind nicht ſehr feiner Art. Zuweilen gibt er jedoch luſtige Schilderungen des Pariſer Bürgerlebens. Von dieſer Art war denn auch eine der beiden eben erwähnten Erzählungen: les deux cousines, worin das freundliche Zuſammenleben eines reichen und eines ärmern Mädchens geſchildert wird. Die eine, deren Charakter einen etwas romanhaften Anſtrich hat, iſt mit einem Vetter verſprochen, der gerne ſchnell reich werden möchte, und daher allerlei unternimmt, aber in Allem fehlgreift, und nicht allein ſeine Habe, ſondern auch das Vermögen ſeiner Braut durchbringt und ſich durch eine reiche Heirath wieder aufhelfen will, was die unglückliche Braut natürlich zur Verzweiflung bringt. Die beſonnenere und proſaiſchere Baſe ſucht die Mißverhältniſſe auszugleichen und vermittelnd aufzutreten. Dieſe Erzählung iſt ſehr unterhaltend; nicht ſo die zweite, worin der Dichter einen reich gewordenen Krämer ſchildert, der ein großes Haus macht und auch ſehr vornehm thut. Hier iſt Alles übertrieben, der Charakter des Mannes, der der Frau, die vom Morgen bis zum Abend tanzen will, und ſich daher aller jungen Leute bemächtigt, deren ſie habhaft werden kann, und endlich der eines dummen Gänschens, ihrer Tochter. Auf dem Theater, hat der Dichter gedacht, müſſe ſo etwas noch weit ſpaßhafter ſeyn, als in einem Journale; aber die Karikaturen ſchienen ſo abgeſchmackt und die Späße ſo grob, daß die Zuſchauer der Darſtellung bald müde wurden und ihre Mißbilligung äußerten. Sogar die erſte Erzählung, als Vaudeville, ließ die Zuſchauer kalt, und hier habe ich geſehen, welch großer Unterſchied zwiſchen einem erzählten und einem dargeſtellten Gegenſtande iſt. Was mir im Buche gefallen hatte, ſchien mir auf der Bühne ohne allen Reiz, und das Publikum, welches die Erzählung entweder nicht geleſen, oder ſchon vergeſſen hatte, konnte das Stück nicht recht begreifen. Es wurde immer ärger gepfiffen, und obſchon die Freunde des Verfaſſers dann und wann ihre Kräfte zuſammennahmen, um die Mißvergnügten zur Ruhe und das Stück zu Ende zu bringen, ſo behielt das Pfeifen zuletzt doch die Oberhand, und im Anfang des dritten Aufzugs ſahen ſich die Schauſpieler genöthigt, abzutreten und den Vorhang fallen zu laſſen. Einige ſpöttiſche Stimmen verlangten, der Verfaſſer ſolle genannt werden; dies hatte jedoch keine Folge. — Nun kam die Reihe an das angekündigte kleine Concert: zuerſt ein Terzett aus Niedermayers Strabella, einer Oper, die zwar nicht oft gegeben wird, aber doch, wenn ein Ballet beigefügt wird, ſehr gut den Abend in der großen Oper ausfüllt, dann ein trefflich geſpieltes Concertoſtück für das Clavier, von Madame Vogel, dann einige Lieder, worauf Achard vortrat, ein Schauſpieler des Palais-royal-Theaters, der ſich durch ſeine ſchnurrigen Geſänge einen gewiſſen Ruf erworben hat, daher auch oft auf der Bühne, wo er angeſtellt iſt, zwiſchen zwei Theaterſtücken auftreten und einige ſpaßhafte Geſänge der Art hören laſſen muß.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. December 1837.

Dieu! qu'il est amusant ce monsieur d'autrefois!
Delavigne.

Nimia praecautio dolus. *

Eine Criminalgeschichte.

Von W. v. Chézy.

1.

Der Regen schoß in Strömen hernieder und prasselte so gewaltsam auf die Dächer, daß die Fluthen, die von der schrägen Fläche abstürzten, die Dachrinnen überströmten und, wie aus Eimern geschüttet, die enge Straße überschwemmten; die fliehenden Fußgänger fanden kaum mehr einige Steine, die, das Wasser überragend, den flüchtigen Fußspitzen noch ein trockenes Plätzchen darboten, und benuzten diese Inseln mit der, den Kindern der guten Stadt Paris ganz eigenthümlichen Geschicklichkeit, so daß die weißen Strümpfe der unter ihrem Schirm dahinhüpfenden Arbeiterin wie die blanken Stiefeln des geschniegelten Jünglings völlig makellos blieben. Und plötzlich, wie der Guß des sommerlichen Gewitterregens gekommen, wich er auch, die Fluthen verliefen sich vom Pflaster und auf die Steine schlug das leichte Rieseln eines schwachen, aber hartnäckigen Regens nieder, so daß die elegante Dame, welche beim Beginn des Unwetters unter einen Thorweg sich geflüchtet hatte, immer noch nicht wagte, auf die Straße hinauszutreten, um nicht den neuen Basthut mit der grünen Feder, das seidene Tuch, den weißen Shawl und das Kleid von leichtem Zeug dem gewissen Verderben preiszugeben. Sehnsüchtig schauten ihre blauen Augen aus dem gebräunten, von schwarzen Locken umgebenen Gesichtchen jeden Regenschirm an; die Schirmträger jedoch gingen an der in der Zugluft Zitternden vorüber, und obschon mancher junge Mann im Vorbeieilen der reizenden Gestalt einen Siegerblick zuwarf, fiel es dennoch keinem ein, ihr seine Dienste anzubieten. Schon dachte die Schöne daran, ihrer Ungeduld Hut, Shawl und Kleid zu opfern, als der Retter plötzlich erschien; ein ältlicher Herr blieb vor ihr stehen, entblößte das von spärlichen weißen Locken umgebene Haupt und sprach mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung: „Madame, ich bitte um Verzeihung, wenn ich irren sollte, aber mir scheint, als hätten Sie vergessen, Ihren Wagen zu bestellen, und ich gebe mir die Ehre, mich und meinen Schirm zu Ihrer Verfügung zu stellen.“ Mit einer raschen Bewegung den dargebotenen Arm ergreifend, lächelte die Dame dem Dienstbeflissenen ihren Dank zu und rief mit lebhafter Betonung: „So lebt denn noch in Frankreich die altberühmte Galanterie, die ich vor wenigen

* Ein sprichwörtlich gewordener Rechtssatz, der behauptet, daß allzugroße Vorsicht von Gefährde zeuge.

Augenblicken ganz erſtorben wähnte.“ — „Sie iſt auch erſtorben, Madame; unſere heutige Jugend hat die guten Sitten der Väter in die Rumpelkammer geworfen, und es iſt heute das erſte Mal, daß ich mich darob freue.“ — „Wie ſo, mein Herr?“ — „Ei, ohne die Unart unſerer Jugend hätten Sie nicht zu warten brauchen, bis ich ſo glücklich war, Sie anreden zu dürfen, ich, der gebrechliche Mann . . .“ — „Sie beſitzen die unverwüſtliche Jugend unſerer Vorfahren, mein Herr, und gleichen weniger einem Greis als jene zwanzigjährigen Windbeutel, die, überſättigt vom Leben, nicht einmal mehr tanzen wollen. Doch kommen Sie, ich habe viel Zeit verſäumt.“

2.

Im Café Caron, in der Straße des Saint-Pères, ward es allmählig lebendiger, und die Gäſte der ſtillen Nachmittagsſtunden machten ſich zum Aufbruch bereit, da die Lampen angezündet wurden und die Comptoirdame, dem Negligé entſchlüpft, in vollem Putz hinter dem Zahltiſch ſich niederließ. Ein grämlicher alter Mann raffte die Dominoſteine, die ungebraucht vor ihm auf dem Tiſche lagen, raſch zuſammen und warf ſie unwirſch in die Schachtel. „Sie ſind heute um Ihre Partie gekommen, Herr Doktor,“ ſagte theilnehmend die Comptoirdame zu ihm, der mit einem grimmigen Geſicht entgegnete: „So geht's, wenn man ſich mit verrückten Leuten einläßt, gute Eliſe.“ — „Aber es iſt ja das erſte Mal, daß Herr Rivolet Ihnen untreu geworden,“ ſagte Eliſe beſänftigend; „vielleicht iſt er krank.“ — „Krank? Ich habe ihn heute noch friſch und munter geſehen und keine andere Krankheit an ihm gefunden, als ſeine alte.“ Eliſe machte ein geheimnißvolles Geſicht und ſagte nach einer Pauſe: „Iſt denn dieſer gute Herr Rivolet wirklich ein wenig — nun, Sie verſtehen mich.“ Der Doktor legte den Finger an die Naſe. „Verrückt,“ ſprach er, „kann man ihn eigentlich nicht nennen; aber er iſt, obwohl er, bis auf ſein Podagra, geſund und mit heiler Haut einhergeht, dennoch ſehr krank und leidet an Störungen des Sonnengeflechts. Aus dieſem Leiden hat ſich nun eine höchſt bedauerliche Wirkung auf die Einbildungskraft entwickelt, die ſich als eine ſogenannte fixe Idee äußert.“ — „Was meint er denn, Herr Doktor?“ — „Er bildet ſich ein, er könnte einmal fälſchlich eines Hauptverbrechens angeklagt werden. Um nun ſtets ſein Alibi beweiſen zu können, führt er über ſein nach der Uhr eingerichtetes Leben ein Tagebuch oder, um es richtiger zu ſagen, ein Stundenbuch.“ — „Aha,“ fiel Eliſe ein, „nun weiß ich, warum ich ihm jeden Tag die kleine Rechnung über ſeine Taſſe Kaffee in ſein Taſchenbuch ſchreiben und darin, wie in einem Manual, die Stunde ſeines Kommens und Gehens bemerken muß.“ — „Ganz recht. So macht er es überall, und“ —

In dieſem Augenblick trat der alte Herr ein, welcher der Dame mit der grünen Feder den Ritterdienſt geleiſtet hatte, und der Doktor, ihn wahrnehmend, ſchnurrte ihn an: „Das ſind mir ſchöne Geſchichten, mein Herr Rivolet! So hält man ſeine guten Freunde zum Narren?“ — „Vergeben Sie, Doktor, der Regen hat mich aufgehalten.“ — „Hätten Sie juſt heut Ihren Schirm vergeſſen? Doch nein, Sie halten ihn ja in der Hand.“ — „Ich wartete in einem Kaffeehaus den ärgſten Guß ab, denn es war ein wahrer Wolkenbruch.“ — „So? Zeigen Sie doch einmal Ihr Taſchenbuch.“ Rivolet wandte ſich mit ſichtlicher Verlegenheit zur Comptoirdame. „Ich bitte um Kaffee, liebe Mademoiſelle Jenny!“ Eliſe lachte hell auf, aber des Doktors Geſicht wurde lang, und mit dem Kopf ſchüttelnd ſagte er: „So, ſo! Es kommt wahrhaftig immer beſſer. Alſo verliebt ſind wir? Schon gut; das fehlte juſt noch zu allem andern. Ich verbiete Tag für Tag dem Herrn gewürzte Speiſen, ſtarke Weine und hitzige Getränke, doch vergeblich; nun haben wir die Folgen, und ich weiß wahrhaftig nur noch Ein Mittel, Ihnen zu helfen.“ — „Und das wäre?“ — „Ich laſſe nächſtens einen ſilbernen Löffel in Ihre Taſche gleiten, damit Sie im Gefängniß Diät halten lernen.“ Erblaſſend trat Rivolet einen Schritt zurück. „Seyn Sie ruhig!“ rief ihm Eliſe zu; „Sie hätten von uns nichts zu fürchten und nähmen Sie ſelbſt ein Dutzend.“ Der Doktor aber ſchrie erbost: „Du mußt ein Pferd ſtehlen, alter Sünder, und dich einſperren laſſen, ſonſt iſt dir nicht mehr zu helfen.“ Mit dieſen Worten warf er trotzig den Hut auf den Kopf und ſtürmte hinaus; betreten ſah ihm Rivolet nach und ſetzte ſich ſtill in eine Ecke hinter ein Journal, deſſen Buchſtaben er anſtarrte, als wären es Hieroglyphen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Ich muß hier eines Zuges erwähnen, der mir für den franzöſiſchen Charakter, namentlich für den angebornen Takt des Volks ſehr bezeichnend ſcheint. Theophile hatte ſeinem Freund Adolphe während dieſer Uebungen einmal unvermerkt einen langen Papierzopf an den Kragen zu ſtecken gewußt, ein Scherz, der ein unauslöſchliches Gelächter in allen Räumen des Schiffes erregte. Der junge Mann betrachtete das Gelächter, welches jede ſeiner Bewegungen begleitete, als Wirkung ſeiner beſondern Geſchicklichkeit und Aeußerung des Wohlgefallens darüber, ein Irrthum, der ihn zu immer neuen Sprüngen und

gewagteren Unternehmungen anreizte. Juliette barg das von Lachen hold geröthete Antlitz an der Brust des Obristen, Madame Bertrand mußte vom Fernambukier aus dem Kreis geführt werden, weil sie in Folge des übermäßigen Lachreizes eine Ohnmacht befürchtete. Die Matrosen, so nah im Halbkreis um uns her gedrängt, als irgend schicklich war, brüllten, und der gute Monsier Adolphe, der sonst durchaus nichts Lächerliches an sich hatte, sondern ein hübscher, starker, wohlgebildeter Jüngling war, diente in seiner Gutmüthigkeit dem Schiff eine Zeit lang als Bajazzo. Plötzlich aber war der Zopf von seiner Jacke verschwunden; der, welcher ihn daran befestigt, hatte ihn zur rechten Zeit eben so unbemerkt wieder abgenommen, und der Gehänselte hat niemals erfahren, daß er der Gegenstand einer Posse war. In Deutschland oder England wäre der Spaß auf diese Weise nicht vollständig gewesen; man hätte sich noch an dem Aerger des Gefoppten, wenn er des Dinges inne wurde, an seiner Beschämung, an seiner Wuth weiden müssen, und eine Herausforderung in Deutschland und eine giftige Borscene in England wäre das Ende vom Liede gewesen. Hier war Alles in fünf Minuten vergessen, schon wieder von etwas Anderem verdrängt und Monsieur Adolphes Eigenliebe nicht im Geringsten verletzt.

Regelmäßig Morgens (ich war von den Passagieren immer der Erste auf dem Verdeck) sah ich den ersten Steuermann auf dem Verdeck bei der Ankerwinde in Mitten der Matrosen sitzen und ihnen aus einem nautischen Werke Vorlesungen halten. Dieses Buch sah nicht etwa schmutzig aus, sondern es war im saubersten Einband und seine Blätter von Velinpapier. Mein ernster, junger Pilot war der Lehrer und Vorleser. Eines Abends traf ich ihn noch spät am Steuer, in dem Augenblick, wo in weiter nordöstlicher Ferne ein Lichtschimmer über das Meer zu zittern begann. „C'est le Phare de Brest," erwiderte er auf meine hastige Frage, und während seine Hand, kraftvoll und geschickt zugleich das Steuerruder des prächtigen Segelschiffs lenkte, begann er mir zu erzählen von all den Leuchtthürmen, die in der Nacht Europas westliche Küsten, wie ein Stirnband von Rubinen, einfassen. Anders, meinte er, strahlen die portugiesischen, anders die spanischen, die französischen, die englischen Flammen; Wirkung der in jedem Lande verschiedenen Beleuchtungsweise.

Am andern Morgen traten wir, im Angesicht der Insel Ouessant, aus dem Golf und auf derjenigen Stelle in den Kanal ein, wo er zwischen England und Frankreich in das atlantische Meer mündet und am breitesten ist. Die Einsamkeit des Meeres hatte hier ein Ende; hatten wir im Golf von Zeit zu Zeit ein fernes Segel bemerkt und beobachtet, so zeigten sich deren jezt nach allen Seiten. Große und kleine Fahrzeuge belebten in Nähe und Ferne die Ausgangspforte des Welttheils — so kann diese Gegend des Kanals gewiß genannt werden — auch Dampfschiffe, deren Bord und Masten noch unterhalb der Seelinie waren, verriethen ihr Daseyn und ihren Zug durch die eigenthümliche Wolkenlinie, die sie über dem Meere beschrieben. — Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Nachricht von dem Erscheinen der Insel Ouessant und der französischen Küste die größte Freude in der Kajüte erregte, und daß Jedermann herauf kam auf das Verdeck, um seine Augen an diesem Anblick zu weiden. Der unwirthliche Golf, das offene Meer lag hinter uns und das schöne Frankreich, die heimathliche Erde von fast Allen auf dem Schiff, grüßte aus der Ferne. Wie muß dem zu Muthe seyn, der nach langer Abwesenheit sich den Küsten des Vaterlandes wieder naht! Aber ich hörte fast mit gleichem Interesse, wie die Uebrigen, die frohe Verkündigung aus dem Munde des Kapitäns, daß wir in der Nacht die Seinemündung erreichen würden, wenn der Wind nicht umschlüge. Dazu hatte es keinen Anschein, und wie wurde nun durch diese Verheißung unser Schiffsleben verändert! Der Werkeltag, wenn ich mich so ausdrücken darf, wurde plötzlich zum Sonntag, zum heitern Meerfeste. Die Mouches und sonstigen dienstbaren Geister walteten geschäftig auf dem Verdeck und putzten es, was zwar jeden Morgen geschehen war, aber heute mit besonderer Sorgfalt. Zwanzig Hühner auf einmal, fast den ganzen Rest der kleinen, unglücklichen Bevölkerung des Raums unter meiner Ruhebank, ergriff mein kleiner, boshafter Widersacher und würgte sie in der Küche. Die große dreifarbige Flagge von Frankreich, die wir seit Vigo nicht mehr gesehen hatten, stieg unter lautem Geschrei der Matrosen wieder über uns empor und rauschte majestätisch in den Lüften; ein schönes Zelt von denselben Farben ward aufgespannt, und während solcher Gestalt auf dem Verdeck ein reges Leben erwachte, blieb hierin die Kajüte auch nicht zurück. Erst zehn Tage waren wir am Bord, aber das Seeübel und die rauhe Luft des Golfs hatte uns in unserer Bekleidung Bedürfniß und Bequemlichkeit mehr beachten lassen als, streng genommen, mit der Eleganz zu vereinigen war. Vor dem Anblick der französischen Erde konnte solche Nachlässigkeit keinen Moment länger bestehen. Die Bärte fielen unter dem Messer, die saubersten Toiletten wurden gemacht, und daß die Damen in dieser Beziehung nicht hinter uns zurück zu bleiben gesonnen waren, ergab sich aus dem regeren Treiben in ihrem Salon, aus dem Oeffnen und Zuschlagen mannichfaltiger Koffer. Ich legte sogar Macaco das schöne neue Halsband um — es war von rothem, mit Goldfäden gesticktem Leder — das ich in der Rua do Chiado zu Lissabon für ihn gekauft hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Gesellschaft. Journalistik.

Die Gestalt unserer öffentlichen Unterhaltungen hat sich geändert; die Regimentsmusiken, welche die Gäste im Sommer in die Gärten lockten, haben sich in die Säle zurückgezogen, unter welchen natürlich der neue Saal auf der Färberinsel die erste Rolle spielt. Hier belustigt alle Sonntag Kapellmeister Titl mit der Musik des Regiments Latour durch die Tanzcompositionen von Strauß und Lanner, oder durch seine eigenen, aus welchen, wie die böse Welt sagt, Strauß und Lanner — sich Vieles angeeignet haben sollen. Wenn dazwischen auch Compositionen von Bellini, Donizetti, Ricci u. s. w. auftauchen, so mag das hingehen, doch sollte Titl Mozart und Weber verschonen; wenn er aber gar die Geister von Beethovens großartigen Symphonien gegenüber den Bierflaschen und Speisetischen eines Wirthssalons heraufbannt, da zürnt Euterpe und versirgt die Schamröthe ihrer Wangen in ihren beiden Lilienhänden. — Alle Donnerstag werden in diesem Saal Tanzreunionen gehalten, welche eine sehr zahlreiche, aber ziemlich gemischte Gesellschaft besucht, die sich jedoch sehr wohl unterhält, und den wenigen Personen aus der eleganten Welt, die sich als Zuschauer einfinden, ein Schauspiel bürgerlicher Fröhlichkeit darbietet. Ein regelmäßiger Berichterstatter über diese Abendunterhaltungen im „Telegraph von Prag" bemüht sich, das Gemälde mit den reizendsten Farben zu malen; doch läßt er fast unbewußt hie und da durch Andeutungen auf das Costüm der tanzlustigen Versammlung ahnen, was dort zu suchen und zu finden sey. — Die Blätter des zweiten Quartals von „Ost und West" enthalten manche lange und langweilige Aufsätze und Gedichte, und wenn wir hofften, daß sich das eigentliche journalistische Leben im Laufe dieser periodischen Schrift immer mehr und mehr entfalten werde, so haben wir uns leider getäuscht. Die Korrespondenzen melden sehr interessante Dinge, z. B. daß der Gastwirth Knoll zu den drei Fasanen in Karlsbad „ein sehr geschickter" Mann ist, der es durch Geduld und Ausdauer zu einer seltenen Fertigkeit im Ausstopfen der Vögel und anderer Thiere gebracht hat u. s. w. Auch artistische Mittheilungen und Theateranzeigen aus Prag liefert dieses Blatt; wenn aber der Referent der „Bozemia" noch Vieles zu wünschen übrig läßt, so scheint jener von „Ost und West" noch ganz Neuling in dieser Gattung zu seyn. — Interessant für die Kenntniß slawischer Kunst sind die „Volkslieder der Slowaken," aus J. Kollers „Narodny spěwanky" (Ofen, 1834) übersetzt, und mehrere literarische Notizen aus Polen, Rußland, Illyrien u. s. w. — Das „Panorama des Universums," dessen Tendenz sich fast ganz auf Ethnographie beschränkt, lieferte in der letztern Zeit interessante Artikel dieser Gattung aus den Reisen von Miß Parden, Willis, Lottin de Laval, Herzog von Ragusa, der Bibliothèque universelle, der Revue du XIX. Siècle, dem Journal of the royal geographical society of London, dem New-Monnthly Magazine, dem Westindia Review, dem Oriental Annual, auch aus deutschen Blättern, dem Morgenblatt und der allgemeinen Zeitung. Wir fanden im Oktoberheft aus dem ersten: „Lebensweise der Frauen, Kaufleute, Bazar und Confituren in Constantinopel," und aus der letztern: „Portugiesischer Aberglauben." Indessen ist die Redaktion ehrlich und bescheiden genug, die Quellen zu nennen, aus denen sie geschöpft. — Auch die „Bohemia" ist aus einem Nachdrucks ein Uebersetzungsblatt geworden, und bringt manche schätzbare Gaben. Eine interessante Notiz, besonders für Böhmen, in der „Mosaik" dieses Journals ist folgende: Das bestbesetzte Theaterorchester in London ist jenes des Drurylanetheaters; es hat 96 Mitglieder, worunter 58 Böhmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Grotestensänger. Der Komiker Arnal.

Es gibt in Paris etwa ein halbes Dutzend Sänger, welche nichts Anderes thun, als dergleichen Schnurren singen, die deßhalb auch zu öffentlichen und Privatgesellschaften berufen werden, und sich dabei wohl nicht übel stehen. Ihr Vortrag ist ein Gemisch von hergesagter Prosa und gesungenen Versen, und schildert meistens einen komischen Auftritt aus dem gewöhnlichen Leben, und zwar witzig und spaßhaft, wobei denn auch wohl das Patois eines Gebirgsmannes aus Auvergne oder eines Bauern aus der Picardie, das kauderwelsche Französische eines Engländers oder die grobe Sprache eines Pariser Fischweibes nachgeahmt wird. Das Englisch-französische der von den Inseln nach Frankreich Herübergewanderten nimmt sich in dem Munde dieser Sänger sehr komisch aus. Achard sang unter andern die Klagen einer alten Marquisin, welcher ihr Schooshündchen gestorben ist, wie das niedliche Thier nach dem Tode ihres Mannes ihr Trost geworden, wie es sich so erbaulich benommen, wenn sie es mit sich zur Messe getragen u. s. w. Diese Schnurren gefallen dem großen Haufen der Zuhörer; sie verlangten daher noch mehr zu hören, Achard verbat es sich aber, da er noch an demselben Abend (obschon es bereits neun Uhr war) im Palais-royal-Theater aufzutreten habe, und in der That stand im Theaterprogramm sein Name unter den Schauspielern verzeichnet, welche dort im letzten Stücke zu spielen hatten. Ich muß noch bemerken, daß man in den Pariser Gesellschaften mehrere junge Leute trifft, welche Achard und den andern Sängern diese komische Art abmerken und als bloße Liebhaber dergleichen Possen vortragen; einige haben es fast zu derselben Virtuosität gebracht, wie Achard. Eine Sammlung aller dieser Schnurren würde ziemlich unterhaltend seyn. — Nach diesen Musikstücken wurde dann noch ein Vaudeville gegeben: Pecherel l'empailleur; die Rolle des Thierausstopfers hatte der beliebte Komiker Arnal. Sobald er auftritt, fängt das Lachen im Saale an und hört erst mit dem Stücke auf. Höchst possierlich ist in der That sein Spiel und Vortrag, wenn er, „Pecherel, königlicher Thierausstopfer am Naturalienkabinette," bei seinem künftigen Schwiegervater auf dem Lande, zwei Meilen von Paris, ankommt und seine Abenteuer, Leiden und Widerwärtigkeiten erzählt, wie er sich mit einem ausgestopften Rothschnabel und einem Ibis aus Oberegypten, die er seiner Geliebten zum Hochzeitgeschenke habe bringen wollen, vor vierzehn Tagen auf den Weg begeben, aber durch allerlei widrige Schicksale von seinem Wege abgekommen, seiner Thiere beraubt worden, und nun erst anlange, und zwar allein, mit erborgtem Rocke u. s. w.; und zuletzt im Couplet final bittet er singend, das Publikum möge diesem Vaudeville doch gnädig seyn und es zu erhalten suchen, da es sich nicht ausstopfen lasse, wie seine Vögel. Arnal ist in diesem Stücke fast beständig auf der Bühne, und ihm hat der Verfasser desselben wahrlich mehr zu verdanken, als seinem eigenen Genie; denn Arnals komisches Spiel macht das ganze Stück aus. Dg.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 100 u. Intelligenzblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 15. December 1837.

Laß in beſchwingten Meereseitadellen
Sich Schlechtes, Gutes, Rohes, Sanftes finden,
Wenn Wind und Fluthen ruhen oder ſchwellen,
Bis „Land!“ es tönt. —

Byron.
Childe Harold.

Atlantiſche Skizzen.

(Beſchluß.)

Ich war eben damit beſchäftigt, als der Braſilianer, der ſeine Ziege füttern wollte, ſich zu mir geſellte. „Monſſiou,“ ſagte er, „ich bin ſehr à mon aise. Bald werde ich in Paris bei meiner kleinen Mariquinha ſeyn, die ich nicht wieder verlaſſe. Aber wiſſen Sie wohl? Senhora Henriette iſt nicht die Tochter der Alten, wie ſie geſagt haben; jezt weiß ich es mit Gewißheit, ſie haben uns belogen.“ — „Ja, ja, Senhor, ich weiß es ſchon.“ — „Sie wiſſen? Aber das wiſſen Sie doch nicht, was ich gehört habe, vor einer Viertelſtunde etwa. Sie ſprachen portugieſiſch und leiſe und glaubten ſich unbehorcht bei ihrer Toilette, weil Alles beſchäftigt war; aber ich hörte durch die Wand meiner Koje jedes Wort. Von Ihnen war die Rede.“ — „Von mir, Dom Manoel?“ — „Ja, ja, auf Ehre, von Ihnen. Ich ſage es Ihnen, weil Sie Theil an meiner Mariquinha nehmen, ſonſt würde ich ſchweigen. Die Alte iſt keine gute Frau: ſie führt die arme Henriette nach Paris, um Eroberungen mit ihr zu machen, und Sie ſind der Anfang davon.“ — „Ich? wahrhaftig? Gewiß, Senhor, verhörten Sie ſich.“ — „Nein, nein; Sie ſollen auch die Reiſe von Havre nach Paris bezahlen, denn man vermuthet, Sie ſeyen reich.“ — „O Irrthum über Irrthum!“ — „Aber ich ſage Ihnen, Senhor, es iſt ſo. Thun Sie nun, was Sie wollen.“ — „Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Dom Manoel. Sehen Sie, dort kommen die Damen!“

Die Damen erſchienen, Alle in beſſerer Toilette als bisher, Iſabel, denn ich wußte bereits von ihr ſelbſt, daß ſie Portugieſin war, mit ſehr langen, fein gearbeiteten ſilbernen Ohrgehängen, denen man die Rua das Ourivez de prata anſah, und übrigens auffallender, aber weniger geſchmackvoll gekleidet als die übrigen wirklichen Franzöſinnen. Zuweilen, wenn ſie die langen ſeidnen Wimpern aufſchlug und ihr dunkles ſüdliches Auge ſtrahlen ließ, fand ich ſie, trotz der Unregelmäßigkeit ihrer Züge, ſchön. Es liegt ein unendlicher Zauber in ſolchem Auge, und Iſabels wurde tiefer, melancholiſcher, je mehr wir uns dem Ziele der Reiſe näherten. Es war das Gewicht eines unglücklichen Verhältniſſes, dem ſie in fremdem Lande entgegenging, was ihr Herz beengte und ihre Seele belaſtete. Das innigſte Mitleid erfüllte mich für ſie; doch nehme ich jezt Abſchied von ihr und werde ſie nicht mehr nennen. In Paris begegnete ich ihr ein einziges Mal auf dem Boulevard Montmartre.

Wir ſaßen unter dem Zelt bei der Mittagstafel, als wir an den Inſeln Guernſey und Aurigny vorüberſegelten; ſchöne, hohe Inſeln mit Felſenwällen und grünen Häuptern,

faſt wie die von Bayona. Eine andere zeigte ſich in nördlicher Richtung gegen England zu, welche in der Ferne wie eine Mauer mit drei hohen Thürmen anzuſehen war; dieſe Thürme aber waren Klippen, wie unſere Seemänner erklärten; die Inſel heißt les Casquets und beſteht nur aus dieſen drei Klippen, deren eine einen Leuchtthurm trägt. Als die Dunkelheit herabſank, zeigten ſich drei ſchöne, helleuchtende Feuer rechter Hand, einige Seemeilen von uns. Es waren die Pharen auf der Spitze von Cherbourg, dem Hafen, in welchem die ältere Linie der Bourbonen, zum dritten Mal vertrieben, ſich nach England einſchiffte. Wir kreuzten die Bahn, welche die unglücklichſte der Familien damals beſchrieb.

In der Nacht erreichten wir die Höhe von Havre, da aber Windſtille eingetreten war, mußte am andern Morgen ein Dampfboot kommen und uns am Schlepptau in die Mündung der Seine und in den Hafen führen. Glückſelig betrat ich den Boden der Normandie und das lebensvolle, glänzende Havre, das ſich zu Liſſabon verhält wie das lachende Boudoir einer reichen Hetäre zu den Hallen einer Domkirche. Mit welcher Wonne ging ich wenige Stunden nach meiner Landung in einem Wald ſpazieren, der in geringer Entfernung von der Stadt die Höhen von Ingouville bekränzt und mit ſeinem heimathlichen Eichengrün mich unwiderſtehlich zu ſich lockte. Nicht aus Korkeichen, nicht aus Pinien, nicht aus Lorbeer-, Oel- und Citronenbäumen beſtand der Wald, ſondern aus weitgeäſteten, prächtigen normänniſchen Eichen, aus Buchen und jenem lieblichen Untergebüſch, mit Blumen vermengt, das unſere nördlichen Wälder ſo ſchön macht. Und das ſüße Gefühl der Sicherheit, mit dem ich mich in ſeine Schatten tauchte, mich immer weiter und weiter in ihm vertiefte, ſchwelgend in dieſem Gefühle! Kein Ueberfall lauerte hier, keine erbitterten, aus ihren Klöſtern gejagten Mönche, kein fanatiſcher Landmann, keine heimlich gezückten Meſſer, keine mörderiſchen Ziegenhirten! Eine Schaar Kinder kam mir entgegen; ich ſchenkte ihnen Hände voll kleiner Münze, zog ſie zu mir nieder in's hohe Gras und plauderte mit ihnen — in Portugal konnte ich mit keinem Kinde plaudern. Die Kleinen waren dankbar und liebkoſeten mich, Eines nahm dem Andern das Wort aus dem Munde, und wie lieblich klang mir ihr normänniſcher Jargon! Von dem Platz, auf welchem wir uns hingeſtreckt hatten, ſah man über den Wald hinab in das üppige Thal, welches die Seine durchſtrömt, die hier faſt die Hälfte der Breite des Tajo erreicht. Wer die Umgegend von Havre kennt, weiß, wie entzückend ſchön ſie iſt. Welche Ausſichten von den Höhen von Ingouville und St. André auf das Meer! Wie herrlich ſind die beiden, von Napoleon erbauten Leuchtthürme gelegen, in denen man allerhand niedliche Gegenſtände, aus Muſcheln und Corallen geformt, kaufen kann. — Mehrere Tage nach unſerer Ankunft machte ich eine Fußtour in die etwas entlegenere Umgegend der Stadt, denn ich konnte es nicht ſatt werden, mich zu Fuß zu ergehen und Fußreiſen zu machen, was in Portugal unmöglich war, und kam dabei in ein, mehrere Stunden entlegenes Dörfchen unweit der Küſte. Da fand ich an einem niedlichen kleinen Hauſe, das faſt ganz mit Weinlaub umſtrickt war und nur zwei Fenſter hatte, eine Tafel mit der goldenen Aufſchrift: „Magasin des Modes, Bijouteries, Quinquailleries etc. etc.“ und hinter den Fenſterſcheiben blickten, zierlich geordnet, Häubchen, Stickereien, Bänder von verſchiedenen Farben und Strohhüte hervor, wie ſie die Landmädchen der Normandie auf ihren lieblichen, goldgelockten Köpfen tragen; ich blieb ſtehen und betrachtete die Boutike und las die Aufſchrift zwei, drei Mal, dann brach ich ein Blatt von dem üppigen Rebſtock, der das Haus umgab, und dachte: Ja, jezt biſt du in Frankreich!

Nimia praecautio dolus.

(Fortſetzung.)

3.

In der Dämmerung des nächſten Abends ſpähte Jenny durch die Scheiben, und ihre Blicke, die zahlreichen Spaziergänger des Boulevards muſternd, irrten unſtät umher. „Ich Thörin,“ ſprach ſie zu ſich ſelber, „ich möchte wiſſen, welchen Antheil mir die vielleicht nur geckenhafte Artigkeit eines alten Mannes für ihn einflößte? Hat er mehr gethan, als was recht und billig war? Und bin ich ihm etwa dafür beſondern Dank ſchuldig, daß er die außergewöhnlichen Umſtände unſerer Lage nicht mißbrauchte? Er war dies ſeinen weißen Haaren ſchuldig, mehr noch als der Sitte. — Aber bei alledem iſt es nicht ſchön, daß er nicht kommt, wie er doch verſprochen.“

Das Selbſtgeſpräch unterbrach ein junger Elegant durch ſeinen Eintritt; Jenny rief ihm entgegen: „Nicht wahr, Eugen, du gehſt zum Onkel?“ — „Ich habe keine rechte Luſt dazu,“ entgegnete er. — „O geh doch,“ drang die Schöne in ihn, „geh doch, mein Lieber! Der gute Onkel muß das Bett hüten und hat ſo viel Langeweile auszuſtehen; hilf ihm ein Stündlein verplaudern, und wer weiß, wie bald dieſe Selbſtverleugnung ihre Früchte trägt.“ Der Grund ſchien dem jungen Herrn gewichtig, denn ihm fielen ſeine kleinen Schulden und des Oheims Alter und Gebrechlichkeit ein; ſo warf er denn der holden Rathgeberin eine Kußhand zu und enteilte. Und wie er ſo das Haus verließ, erblickte ihn, von der andern Seite kommend, Herr Rivolet. „Gottlob! er geht,“ ſprach dieſer lächelnd in ſich

hinein; dann aber blieb er sinnend stehen: „Sollte ich ihm nicht nachrufen? Doch nein, das würde Aufsehen machen, denn er ist schon zu weit und fliegt wie ein Sturmwind davon.“ Mit diesen Worten schlüpfte er in's Haus, einen scheuen Seitenblick nach der Portiersloge werfend und die Stufen der Treppe zu drei und drei hinanhüpfend, bis er, fast athemlos, im dritten Stockwerk vor einer Thüre stehen blieb, an der er die Klingel zog.

Jenny empfing den Besuch mit unverhehlter Freude, aber auch zugleich mit einiger Verwunderung, zu der Rivolets verändertes Aussehen sie wohl berechtigte; denn statt der dünnen weißen Haare umgab das alternde Haupt der Schmuck dunkler Locken, die bequeme Halsbinde hatte einer glänzenden Atlaßcravatte Platz gemacht, der braune Leibrock à la propriétaire mit den weiten Seitentaschen einem kurzen schwarzen Ueberröcklein, und der altmodische, breitkrempige Hut einem weißen nach der neuesten Form; an den Händen glänzten die unerläßlichen gelben Handschuhe, um die Füße schmiegten sich die Schnürstiefeln von hellem Merino, und den getreuen Regenschirm ersetzte ein Spazierstöckchen mit seidener Quaste. Obwohl nun die Schöne sich ob dieser plötzlichen Umgestaltung höchlich verwunderte, konnte sie sich dennoch nicht verhehlen, daß sie dem Mann zum Vortheil gereiche, dessen aufrechte, feste Haltung und männliche Züge ganz gut zu der Kleidung paßten.

„Ich bin etwas später gekommen, als Sie mir erlaubt hatten,“ sagte der Eintretende; „aber wir ältern Leute haben so unsere kleinen Gewohnheiten, von denen wir nicht lassen können, und so habe ich denn meine Partie Domino nach dem Essen gespielt; unglücklicherweise aber erlaubte sich Jemand neben mir eine Cigarre zu rauchen, und da mußte ich denn die Kleider wechseln.“ Jenny lächelte fein und halb spöttisch, während Rivolet in seiner Rede geläufig fortfuhr: „Diese Verzögerung bringt mich, zur verdienten Strafe, um das Vergnügen, mit Herrn Eugen nähere Bekanntschaft zu machen, der gestern so eilig war, daß er nicht einmal recht Acht gab auf das, was Sie ihm sagten.“ Jenny unterbrach ihn: „Eugen ist zerstreut in Allem, was nicht seine Geschäfte betrifft, und ich bin überzeugt, daß er von dem gestrigen Vorfall keine Sylbe mehr weiß. Doch sollen Sie ihn noch kennen lernen, und ich denke, er wird Ihre Achtung zu gewinnen wissen. Heute habe ich ihn zum Onkel geschickt, der krank liegt.“ Diese Worte hörte Rivolet nicht ohne große Verwunderung, und seine Eitelkeit legte sie aus, wie sie schier nicht anders zu deuten waren; doch besaß er hinlänglichen feinen Takt, sich nicht der ersten Bewegung hinzugeben, sondern die Zurückhaltung zu beobachten, die ihm in Anbetracht der Umstände unerläßlich schien. Die Zuversicht aber, welche ihm Jennys Worte einflößt, erregte und erhielt in ihm eine jugendliche Gluth, so daß die Unterhaltung zu einem Feuerwerk guter Einfälle und vertraulicher Mittheilungen ward und die eilfte Stunde die Plaudernden überraschte.

Den Scheidenden beglückte ein Händedruck Jennys, und wie im Traum stieg er die Treppe hinab; auf dem Flur des zweiten Stockwerks stieß er mit dem Fuß an einen Gegenstand, den er aufhob und dem Gefühl nach für ein flaches Etui von Leder erkannte, wie sie zur Aufbewahrung kostbarer Schmucksachen dienen; doch war die Beleuchtung, die von der Lampe im untersten Flur ausging, nicht hinreichend, um dabei nähere Untersuchungen anstellen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

Neue literarische Erscheinungen.

Die römische Literatur unserer Tage ist über alle Maßen arm. In einer frühern Mittheilung habe ich bereits auf diese Erscheinung, so wie auf einige Gründe derselben aufmerksam gemacht, und die wenigen neuen Erzeugnisse, die irgend eine Erwähnung verdienen, angeführt; manche Monate sind seitdem verflossen, aber ich würde in Verlegenheit gerathen, wenn ich ein neues Verzeichniß anlegen müßte. Freilich sind die Zeitverhältnisse der Literatur wenig günstig gewesen. — Die italienische Ausgabe von Vitruvs Baukunst, vom Marquis Marini (Director des Katasters), ist in zwei Foliobänden mit einem Bande von 140 Kupfertafeln vollendet worden, und mit derselben soliden Pracht ausgestattet, die man an der lateinischen Ausgabe bewundert. Eine Würdigung dieser doppelten Arbeit, die noch gewichtigere Vorzüge hat, als den eines schönen Aeußern, und welche eine schmerzlich gefühlte Lücke noch besser ausfüllen würde, wenn sie nicht ihres Preises wegen der großen Mehrzahl unzugänglich bliebe, ist indeß Aufgabe der gelehrten Kritik. Beendigt wurde der Druck der Denkwürdigkeiten des Florentiners de' Rossi über Clemens VII. und seine Zeit (Memorie storiche di Patrizio de' Rossi), ein Werk, welches für die Geschichte jener Tage nicht ohne Interesse ist, wenn es auch den gehegten Erwartungen nicht völlig entsprechen möchte. Der wichtigste Theil desselben ist die (schon früher bekannt gewordene) Erzählung der Erstürmung Roms im Jahr 1527, die eigentlich von dem Großvater des Verfassers oder Anordners, dem Francesco de' Rossi, einem nahen Verwandten des medizeischen Hauses, herrührt, welcher sich damals in Rom befand und mit dem Papste die Gefangenschaft in der Engelsburg theilte. Bei Gelegenheit einer Anzeige dieses Buches in dem altersschwachen Giornale arcadico wird Ranke's Geschichte der Päpste mit einem Angriffe bedroht, um zu zeigen, wie der „autore Tedesco ....si è fatto bello a spese di noi Italiani.“ Es wird die zweite Attaque seyn; die erste ist schon vor einiger Zeit in den Annali delle Science religiose des Abate de Luca erfolgt. — Die Herausgabe der Manoscritti inediti di Torquato Tasso (in Lucca gedruckt) ist bis zum dritten Hefte vorgerückt; aber leider findet man von Tasso so gut wie nichts darin, und muß sich mit den breiten Erläuterungen des Herausgebers quälen, der die Absicht zu haben scheint, den Leser mit Vermuthungen, Andeutungen, Zweifeln und Citaten

vollzustopfen. Es ist ein Unheil mit den Italienern: die Meisten unter ihnen verstehen sich noch schlechter darauf, ein lesbares Buch zu machen, als andere Leute, die gen Norden wohnen. Entweder ist's bloßes Broschürenwesen, oder aber sie ersticken den Gegenstand unter einer Masse von Detail, das auch der stärkste Magen zu verdauen nicht im Stande ist. Alexander der Große und Hannibal, Herodot und Titus Livius müssen zu Hülfe gerufen werden, wenn es sich darum handelt, eine Stickerei der Herzogin von Urbino zu erklären, die sich auf Tasso's Streit mit seinen längstvergessenen Nebenbuhlern bezieht. Unter den gutgearbeiteten Facsimiles, welche diese Hefte begleiten, bemerkt man mit Vergnügen ein Billet der Prinzessin Eleonore an Tasso (vom Mai 1572), womit sie ihm Boccaccio's „Labirinto d' Amore" zurücksendet, und ein hübsches Madrigal, welches der Dichter in dies von seiner Geliebten mit einer zierlich gestickten Decke versehene Büchlein hineinschrieb. Es heißt folgendermaßen:

Questo pretioso dono
Ch' ornar coll' ago ad Eleonora piacque,
Lo vide Aracne e tacque.
Or se la man che fe la piaga al coro
Si bello fa damore
Il ceco Laberinto,
Come uscir no potro, se non estinto.

Unter den übrigen Kupfertafeln findet man Tasso's Porträt nach der in S. Onofrio befindlichen Todtenmaske, und das (nicht sehr ähnliche) der Prinzessin. — Angekündigt ist eine Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Römer, von dem Wiederaufleben der Wissenschaften an bis zu unsern Tagen, von einem wenig bekannten Schriftsteller, F. Ranalli. Die Zahl dieser Biographien soll sich auf hundert belaufen, jede von einem Bildniß begleitet; mit Papst Paul V., Giulio Romano, Marc Anton Colonna, dem Pater Segneri u. s. w. wird der Anfang gemacht werden. Toskana besitzt längst ein ähnliches Werk, und es möchte zu wünschen seyn, daß das römische diesem an Werth und Tüchtigkeit gleichkäme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, November.

(Fortsetzung.)

Kunst. Missionsnachrichten aus Amerika.

Unsere Stadt ist um eine Bildergalerie reicher geworden. Der Abt des Stiftes Strahof, Hieronymus Zeidler, hat sämmtliche Gemälde, welche sich im Besitz des Stiftes befanden, 400 an der Zahl, in dem großen, freundlichen Saale des Conventgebäudes vereinigt. Das merkwürdigste Kleinod dieser Sammlung ist unstreitig das berühmte „Rosenkranzfest" von Albrecht Dürer; aber auch unter den übrigen Bildern finden sich schätzbare Werke, von Canaletto, Führich, die Grablegung Christi von Jakob Bassano, und mehrere architektonische Gemälde des Chorherrn P. Hugo Sykora. — Der junge Maler Gustav Kratzmann, dessen Reise nach Rom noch verschoben ist, bis er eine begonnene Arbeit, eine Madonna mit zwei Flügelbildern: Cäcilia und Lukas, vollendet hat, findet bereits auch im deutschen Auslande verdiente Anerkennung. Sein schönes Bild: „Scharka und Etirad," hat, nach dem Berichte der „Zeitung für die elegante Welt," auf der Dresdener Kunstausstellung durch seine mährchenhaft-romantische Haltung, wie durch den echt poetischen Geist Aufsehen gemacht. — Der Silberarbeiter Ludwig Fortner, Zögling der Prager Akademie für bildende Kunst, hat in seinem Atelier ein ausgezeichnet schönes Werk der allgemeinen Beschauung ausgestellt. Es ist dieses eine silberne, im altdeutschen Style gearbeitete, ganz im Feuer vergoldete und mit matten weißen architektonischen Verzierungen versehene Monstranz, welche von der Herzogin von Arenberg, gebornen Fürstin von Lobkowitz, bestellt und für die St. Gudulakirche in Brüssel als Geschenk bestimmt ist. Sie hat eine Höhe von 4 Schuh 6½ Zoll. Das Fußgestell, im Durchmesser 15½ Zoll, erhebt sich in Form einer sechseckigten Säule, welche ein doppeltes, freihängendes Bogengewölbe stützt, über dem sich eine Plattform, mit einer herabhängenden, durchbrochenen Bogengalerie geziert, befindet. Auf dieser Plattform erheben sich vier Stufen, auf welchen die sitzende Figur Gott Vater vorstellt, im päbstlichen Ornate, mit der reich mit Rauten, Smaragden, Rubinen und Perlen besetzten Tiara, deren oberste größte Schlußperle eine böhmische im Gewichte von 10¼ Gran ist. An dieser Tiara befinden sich 56 Smaragden und Rubinen, eine böhmische große und 52 kleine orientalische Perlen. Die Figur selbst mißt 10 Zoll in sitzender Stellung und hält ein Kreuz, welches zugleich den Hostienbehälter bildet, in den Händen. Ueber den Stufen erhebt sich eine Kapelle, welche sich in einem drei Stockwerke hohen, mit Bogenfenstern und kleinen Strebepfeilern versehenen Thurme endigt. Das Portal der Kapelle ist mit sechs kleinen Figuren, vorstellend die heilige Maria, Joseph, Engelberth, Carolus Boromäus, König Ludwig und Anton von Padua (die Namen der Kinder der Fürstin), welche auf vorspringenden Gesimsen stehen, dekorirt. Der Spitzbogen des Portals ist ganz mit Rauten, 177 an der Zahl, verziert. Das Ganze hat ein Gewicht von 40 Mark, und besteht aus mehr als 300 einzelnen Bestandtheilen, welche unter einander durch Schrauben verbunden sind.

Die letzten Nachrichten des böhmischen Missionärs in Nordamerika, P. Neumann, von Erie County Northbush, 5ten Sept. 1857, lauten sehr befriedigend. Drei seiner Missionsstationen sind nun förmlich geordnet, und sie haben auch schon ihre Namen: Williamsville, Northbush und Cayuga-Creek, zwei andere sind im Entstehen, und zwar mit für einen Missionär genügenden Aussichten; denn er erhielt ja bereits zwei Acres Landes geschenkt, um eine Kirche zu erbauen. Diese fünf Stationen bestehen aus Deutschen; aber die nächsten Anwohner des Niagara, Franzosen und Irländer, die sich an ihn anschlossen, gehen auch bereits mit dem Plane um, eine gemeinschaftliche Kirche zu erbauen. Somit wird sich sein ungeheurer Missionsbezirk nächstens in sechs geordnete Stationen theilen. Welche derselben der Mittelpunkt seines Wirkens werden soll, scheint noch nicht ausgemacht; in Northbush liegen gegenwärtig Stämme von Eichen und Zuckerbäumen behauen, aus welchen sich künftiges Jahr sein Haus zusammenfügen soll. Unterdessen wohnt er in einer kleinen Kammer, welche ihm ein Lothringer einräumte, der auf eine Anweisung auf die Ewigkeit auch seinen Tisch mit ihm theilt. Es freuen sich aber schon alle Pfarrkinder, ihm sein neues Haus mit Erdäpfeln, türkischem Weizen und Speck vollzustopfen. Seine Einrichtung besteht aus vier Stühlen und zwei ledernen Koffern, nebst einigen Büchern. Seines Lagers erwähnt er in seinem Briefe nicht; doch dürfte er wahrscheinlich nur auf Stroh von den Mühen des Tages ausruhen. Wenn seine Gewänder zerreißen, bringen ihm seine Pfarrkinder neue, und er fürchtet nur für das Meßgewand, das ihm seine Freunde zu Prachatitz als Reisegeschenk mitgaben, und das, wenn es dem Zahn der Zeit erliegt, in jener Einsamkeit schwer oder gar nicht ersetzt werden könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 126 u. Intelligenzbl. Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. December 1837.

Expertus vacuum Daedalus aëra
Pennis non homini datis.
Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus.
Horat.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

Von Dr. Adolph Poppe.

Wirft man einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Fabriksindustrie civilisirter Länder, so muß man staunen über die riesenmäßigen Fortschritte, welche sie in unglaublich kurzer Zeit gemacht hat. Gehen wir nur ein halbes Jahrhundert zurück, so wird uns der qualitative und quantitative Unterschied der damals und jetzt erzeugten Fabrikate stark genug auffallen. Eine Haupttriebfeder dieses sichtbaren Fortschreitens der technischen Industrie und des damit parallelgehenden Wohlstandes der Nationen ist in der Erweiterung, Vervollkommnung und wissenschaftlicheren Begründung des Maschinenwesens zu suchen. Dieses steht jetzt auf einer Höhe, welche selbst die kühnsten Erwartungen früherer Zeiten weit überragt. Aber nicht nur die producirende, sondern auch die fortschaffende Mechanik, welche durch die allgemeinere Einführung der Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfschiffe einen mächtigen Impuls erhalten hat, schreitet unverdrossen ihrem Ziele zu. Es kann eine Zeit kommen, wo die Nachwelt mit mitleidiger Verwunderung auf ein Jahrhundert zurückblickt, in welchem der Mensch durch Thiere und auf holprigten Straßen sich von einer Stadt zur andern schleppen ließ, und selbst über diese das Eisenbahnensystem in seiner vollkommensten Ausdehnung umfassende Periode werden vielleicht noch spätere Generationen triumphiren, wenn die Luftschifffahrt alle Schwierigkeiten eines unsichern, wankelmüthigen Elementes siegreich überwunden und die Förderung auf Chausséen, Eisenbahnen, Flüssen, Canälen, Meeren verdrängt haben wird. Solche Ahnungen steigen unwillkührlich in Jedem auf, der den raschen Entwicklungsgang der Nationalindustrie und den Aufschwung unserer heutigen Mechanik beobachtet. Eine Reihe auffallender, aus der Gegenwart geschöpfter Beispiele dürfte wohl den gegenwärtigen Standpunkt des Maschinenwesens, seine in alle Richtungen der Industrie und des bürgerlichen Verkehrs eingreifenden Verzweigungen, und seine aus den glänzendsten Resultaten hervorgehende nationale Wichtigkeit überhaupt am besten überblicken lassen. Die Dampfmaschine, „der Herkules des Maschinengeschlechtes," wie Babbage sagt, mag diese Reihe eröffnen.

Vor 50 bis 60 Jahren gab es noch keine 100 Dampfmaschinen; die Anzahl der gegenwärtig existirenden wird auf wenigstens 200,000 berechnet, welche im Mittel so viel Kraft ausüben, als 4 Millionen Pferde oder 25 Mill. Menschen, d. h. der vierzigste Theil der ganzen Menschheit. Vor 60 Jahren war die Dampfmaschine noch ein plumpes, unbehülfliches, unsymmetrisches, vielen Raum einnehmendes Ding, das, wenn es im Gang war, in allen Fugen seufzte, rasselte und krachte, viel Brennmaterial

verzehrte, verhältnißmäßig wenig leistete und viel Mannschaft zu seiner Bedienung ansprach; ihr Wirkungskreis beschränkte sich auf das Auspumpen des Grubenwassers in Bergwerken. Aber wie hat sich ihr ganzer Organismus und mit diesem ihre ganze Wirksamkeit und industrielle Bedeutung in dem kurzen Zeitraum von 50 Jahren umgestaltet! Hauptmann Savery hatte im Jahr 1698 die Dampfmaschine in der so eben bezeichneten unvollkommenen Gestalt erfunden. Dem unsterblichen Genie James Watt's verdankt das Dampfmaschinenwesen seine gänzliche Reform und den Impuls, welcher es auf eine Stufe, die der Vollkommenheit nicht mehr ferne ist, emporgeschwungen hat. James Watt bildete die in der Entwicklungsperiode der Kindheit stehende Dampfmaschine heran, machte sie brauchbar und führte sie glänzend in's Leben ein. Die Dampfmaschine vereinigt jezt mit einem eleganten, gefälligen Bau und symmetrischen Formen die dauerhafteste Solidität. Ihr Gang ist sanft und vollkommen geräuschlos; stumm entwickelt die Maschine jene unwiderstehlichen Kräfte, welche sie vor allen andern mechanischen Apparaten charakterisirt; sie consumirt endlich bei einem höhern Effekt auffallend weniger Brennmaterial als früher. Watt war mehr als mechanisches Talent, er war ein geistreicher Mann; dies wird jeder bekennen, welcher sich nicht damit begnügt, die äußern Bewegungen der Maschine zu bewundern, sondern sich mit dem innern Organismus eines Werkes bekannt macht, welches eine Fülle der genialsten Gedanken und der scharfsinnigsten Combinationen vereinigt. Watt, der Gründer unseres Dampfmaschinensystems, war ein Denker; er schöpfte seine Ideen aus den innersten Tiefen seines Geistes, aus einem intensiven Studium der Natur und ihrer erhabenen Gesetze. Er bändigte die zügellosen Naturkräfte, bannte sie zwischen eiserne Grenzen und wies ihnen ihre bestimmten Wege an; ja er mußte sie so zu zähmen, daß sie, wenn auch durch ihre wilde Natur auf einen Moment aus den Schranken getrieben, doch sogleich durch eigenen Antrieb wieder in dieselben zurückkehren. Watt schuf die Dampfmaschine ohne mathematische Formeln, er kannte das Sprichwort zu gut: „da, wo die Formel anfängt, hört der praktische Verstand auf;“ in seinem Kopfe, nicht auf dem Papiere entwickelten sich die fruchtbarsten und segensreichsten Erfindungen. Bevor Watt im Jahr 1782 sich ein Patent auf seine Erfindungen ertheilen ließ, bat er einen damals berühmten Theoretiker um sein Gutachten darüber. Dieser bewies ihm schwarz auf weiß mit ellenlangen Formeln, daß seine Dampfmaschine den Ergebnissen der Theorie ganz und gar widerspreche, und daß er sich folglich zu Grunde richten müßte, wenn er den wahnsinnigen Gedanken, Dampfmaschinen nach seiner Idee zu errichten, eigensinnig realisiren wollte. — Als Zeichen der Dankbarkeit und der Anerkennung wahrer Verdienste wurde dem James Watt von der englischen Nation in der Westminsterabtei ein Monument errichtet, welches eine der gelungensten Arbeiten des berühmten Chantrey seyn soll. Watt ist geboren zu Greenock 1736 und gestorben zu Heathfield 1819.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

Als Rivolet draußen auf dem Boulevard stand, wußte er kaum mehr, wie er aus dem Haus gekommen; in einer Hand hielt er noch Hut und Stock, wie er sie beim Abschied zusammen genommen, in der andern den gefundenen Gegenstand und die neue Perrücke. Sein Herz schlug gewaltsam, das Blut stieg ihm heiß gegen die Stirne, und durch die Träume eines Rausches von Seligkeit rief störend stets eine mahnende, unabweisbare Stimme, warnend und strafend: die Stimme des Gewissens. Und als er endlich in seinem stillen Schlafzimmer angekommen, wußte er wiederum kaum mehr, als daß er, gegen seine Gewohnheit, sich zu Wagen heimbegeben hatte, und er schrieb in sein Taschenbuch unter die von Elisens Hand eingetragene Note über eine Tasse Kaffee: „Von acht Uhr an auf den Boulevards spazieren gegangen, um zehn Uhr nach Hause gefahren in einem Cabriolet. Ausgabe für den Kutscher 1 Franc 25 Cent.“ — Bevor er sich zu unruhigen Träumen auf sein Lager warf, fiel ihm noch ein, daß er die Perrücke und das gefundene Etui im Wagen habe liegen lassen; doch konnte der Gedanke daran keinen Raum gewinnen vor einem andern mächtigeren, der stets den Schlummer wieder unterbrach und, mit der neuen Leidenschaft beharrlich kämpfend, zu einem männlichen Entschlusse mahnte, zu dem Vorsatze, Jenny nicht wieder zu sehen und die Versuchung zu fliehen. Und mit solchem Vorsatze fand endlich der Ermattete gegen Morgen den ersehnten festen Schlaf.

4.

Rivolet hielt Wort; Jenny sah ihn nicht am nächsten, nicht an den folgenden Tagen. Doch zeigte er sich auch nicht in der Pension, wo er seit Jahren Tag für Tag um die eilfte Stunde sein Frühstück, um die fünfte sein Mittagsmahl einzunehmen gewohnt war, und nicht im Café Caron, wo der alte Doktor vergebens von sechs bis acht Uhr harrend hinter den Dominosteinen saß. Am dritten Tag sagte Elise: „Der gute Herr wird krank seyn.“ — „Nein, nein,“ brummte der Arzt, „denn er hätte sonst mich rufen lassen. Aber eine Liebschaft hat er, darauf lasse ich mich spießen, und gebe ihn auf. Von Morgen an lasse ich mich mit einem andern Partner ein

und er mag dann, sobald er einst vernünftiger geworden, zusehen, wo er wieder einen findet, der nach Tisch mit ihm spielt.“ So vergingen einige Monate, und Niemand gedachte mehr des alten Sonderlings mit dem wunderlichen Tagebuch, bis auf Eine, die sein Bild still und treu in verschlossener Seele hegte.

5.

Ein düsterer Novembertag war über Paris aufgegangen, feuchte Nebelschauer senkten sich von dem umflorten Himmel nieder, und nur ein zweideutiges Licht erhellte den Gerichtssaal, in welchem, wie gewöhnlich, sich eine müssige Menge, begierig nach aufregenden Eindrücken, bereits seit ein paar Stunden drängte; und die Ungeduld der Neugierigen war groß, denn die Eingeweihten des Justizpallastes hatten im Voraus verkündet, daß heute ein frecher Mörder, ein Nachahmer des blutigen Lacenaire, zur Rechenschaft gezogen werden solle. Endlich war das Gericht versammelt; auf das gegebene Zeichen schwieg das Gemurmel auf den Gallerien, das lebhafte Gespräch an den Schranken, und das Vorspiel des erwarteten Trauerspiels begann, indem der Greffier die Anklageakte verlas, um die Geschwornen von der Sache, um die es sich handelte, in Kenntniß zu setzen. Die Anklage aber lautete ihrem wesentlichen Inhalte nach folgendermaßen:

„In dem Hause Nr. 81 des Boulevard Montmartre, auf der Seite der Vorstadt, bewohnte seit einigen Jahren das Ehepaar Caillot den zweiten Stock. Das Hauswesen dieser Leute schien regelmäßig und friedlich, und die Frau, alt und gebrechlich, wie sie war, ließ ihrem, um etwa dreißig Jahre jüngern Gemahl volle Freiheit, sich nach Lust und Laune zu zerstreuen, so daß derselbe die Gewohnheit angenommen hatte, die Abende auswärts zuzubringen und selten vor Mitternacht heimzukehren. Da geschah es am 20sten August dieses Jahrs, daß Caillot, wie von einer bösen Ahnung getrieben, zu ungewöhnlich früher Zeit nach Hause ging und vor der Thüre anlangte, als es noch nicht lang eilf geschlagen hatte. Aus der Thür stürzte ihm ein Mann entgegen und stürmte wie rasend an ihm vorbei, so daß er ihn fast umgerannt hätte; so viel Caillot zu erkennen vermochte, war der Enteilende ein ältlicher Mann mit weißen Haaren, der verschiedene Gegenstände in den Händen trug und keinen Hut aufhatte. Doch kümmerte er sich nicht weiter um die sonderbare Erscheinung, und stieg langsam zu seiner Wohnung hinauf, wo er, zu seiner größten Verwunderung, die äußere Thüre, statt verschlossen, nur angelehnt fand; auch brannte nicht das Nachtlicht, das sonst immer für den Heimkehrenden neben dem Leuchter in einer Nische zu stehen pflegte, und er eilte wieder hinab, um dem Portier seine Ahnungen mitzutheilen und Licht zu verlangen. Der Schließer, obwohl seit ein paar Tagen bettlägerig und erst seit wenigen Stunden auf dem Weg der Besserung, stand dennoch auf, um Caillot zu begleiten. Als sie in das Wohnzimmer traten, gewahrten sie eine gewaltige Unordnung: Schränke und Commoden waren erbrochen und ausgeräumt, eine Stockuhr, die vor dem Spiegel gestanden, war verschwunden, und mit ihr einige andere Kostbarkeiten von hohem Werth; aber noch ein gräßlicherer Anblick stand den Erschrockenen bevor, denn in der Kammer lag die alte Frau starr und todt, mit zerschmettertem Schädel; die Hirnschale zeigte bei der spätern Untersuchung mehrere tödtliche Fracturen, die von einem stumpfen Werkzeug, etwa von einem derben Stock, herzurühren schienen; ein kurzer Knittel, der sich auf dem Boden fand, schien zur Vollführung des Verbrechens gedient zu haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

Herzog Alexander von Würtemberg und seine Gemahlin.

Am 8ten d. M. langte Herzog Alexander von Würtemberg mit seiner Gemahlin zum Besuch bei der königlichen Familie hier an. Der Herzog, dessen Vater fast sein ganzes Leben in russischen Diensten zugebracht und der selbst nur selten sein Vaterland besucht hat, eilte, trotz der ungünstigen Jahreszeit, die Prinzessin, welche ihr Geschick mit dem seinigen verbunden, dem erhabenen Haupte seiner Familie vorzustellen und der Liebe seiner königlichen Verwandten zu empfehlen. Der Ruf schreibt der jungen Fürstin ein scharfes Künstlerauge zu, Vorliebe für Deutschland und den Willen, es kennen zu lernen. Es läßt sich erwarten, daß ihr Blick mit besonderem Interesse auf dem Stammland ihres Gemahls und auf der alten Hauptstadt desselben ruht. Unter diesen Umständen hätte sich Stuttgart, was das Aeußere betrifft, lieber in der Sommertoilette als im Winterkleid überraschen lassen. Stuttgart ist keine von den Städten, welche der Natur gerne entbehren, ja erst, wenn diese schlummert, ihre Warmhausblüthen der Kunst und Geselligkeit recht entfalten. Unsere Stadt bedarf ihres üppige[n] Rebenmantels, und sie erscheint dem fremden Auge nur dann in ihrer Eigenthümlichkeit, und dann sehr zu ihrem Vortheil, wenn ihr Kranz von Bergen in jede Straße mit einem grünen, frischen Blatte hereinragt und jeder Weg, der aus der Stadt führt, in einem Garten sich verliert. Welchen moralischen Eindruck das, was die Prinzessin von unserm Leben zu sehen bekommt, in ihr hinterlassen wird, darüber steht uns am wenigsten ein Urtheil, kaum eine Vermuthung zu. — Am 9ten war großer Hofball, am 10ten wohnte die ganze königliche Familie und der Hof im Theater einer Vorstellung Roberts des Teufels bei. Am folgenden Tage wurde Griseldis gegeben. — Das Publikum konnte sich hier überzeugen, daß die geistige Bildung, welche die öffentliche Stimme der Prinzessin beimißt, sich in ihren ernsten Zügen ausspricht, und die Complexion der neapolitanischen Bourbons und namentlich die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter ist in ihrem Aeußern nicht zu verkennen. — Die Wahl einer für die königliche Akademie der Musik zu Paris von einem kosmopolitischen Israeliten componirten Oper wollte bei dieser Gelegenheit Vielen

nicht ganz passend erscheinen. Sie gingen freilich dabei von einer Ansicht aus, welche die Intendanz nicht zu theilen braucht: sie meinten, es habe sich darum gehandelt, die Fremde in ihrem Studium deutscher Art und Weise zu unterstützen und ihr eine Probe dessen vorzuführen, was noch weit mehr der Kern einer Nation ist, als Musik-, Gesang- und Bühnenfertigkeit, eine Probe echter deutscher Poesie. Sie hätten dazu für den ersten Theaterabend eine Mozartsche Oper (der Freischütz war bereits zu Coburg gegeben worden), für den andern ein Schillersches Stück vorgeschlagen. Die Prinzessin, welche wenige Schritte von der Stelle schlief, wo Schiller sein erstes Trauerspiel gedichtet, mochte selbst denken, unsere Bühne stehe mit der Muse dieses Dichters auf dem vertrautesten Fuß. Sie weiß wohl noch nicht, daß der prächtige Schillersche Wappenrock für das jetzige Bühnengeschlecht überhaupt eine etwas zu schwere Rüstung geworden ist, daß der Kothurn die Schauspieler drückt und der Zustand der deutschen dramatischen Kunst das Publikum gewöhnt hat, seine Corneilles und Racines zu Haus zu bewundern. Die Frau Herzogin wird sich bei längerem Aufenthalt in Deutschland überzeugen, daß es nicht etwa Schmeichelei ist, wenn sie fast immer dem Soccus vom Pariser Boulevard an den Beinen deutscher Künstler begegnet. Sie sieht überdem die Formen ihres von Hause mitgebrachten Trousseau überall auf Häuptern und Schultern wiederholt, sie hört ihre Muttersprache, tant bien que mal, von allen Zungen, und so ist es gewiß der beste Beweis für einen kräftigen, gebildeten Geist, wenn sie das, was sie ohne Zweifel von deutschem Geist und Charakter gehört hat, in der Wirklichkeit aufzufassen, zu würdigen und mit dem nationalen Selbstgefühl in's Gleichgewicht zu bringen weiß.

Prag, November.

(Beschluß.)

Missionsberichte aus Amerika. Theater.

Sehr umständlich beschreibt P. Neumann die einförmigen, mit unabsehbaren Urwäldern bedeckten Ebenen, die bekannte Art ihrer Ausreutung und die Urbarmachung einzelner Flecke. Er zählt auch alle Holzgattungen auf, so wie die seltneren Thiere und Pflanzen. Von dem Zuckerbaume legte er ein junges Blatt bei. Er fand auch viele prachtvolle Cedern. Wo die rauhen Wälder weichen, gedeihen junge Pflanzungen von europäischen Obstsorten; nur von unserer Pflaume erhält sich selten ein Stämmchen, und ihre Früchte gedeihen nie. Dafür sah er noch keinen wurmichten Apfel; man kennt auch den weißen Schmetterling ganz und gar nicht, und andere gehören zu den Seltenheiten. Dieses gilt auch von den Regenwürmern und Schnecken. Eine wahre Pein sind dagegen die zahllosen Muskitos. Zu Zeiten müssen allen den Häusern Rauchfeuer unterhalten werden, um bei Nacht ruhen zu können. Reißende Thiere sind schon äußerst selten, indem ihre Felle im Tauschhandel gelten, weßwegen ihnen die herumschweifenden Wilden fleißig nachstellen. Ziemlich häufig findet man die Stinktatze, seltener Hasen, welche im Winter weiß werden, und noch seltener die Klapperschlange, deren Biß übrigens nun auch die Ansiedler, von den Wilden belehrt, unschädlich zu machen wissen. Er erzählt viel von den sonderbaren giftigen Wirkungen zweier Sumpfpflanzen, des Rhus toxicodendron und radicans; Menschen von gewisser Körperbeschaffenheit können sie ohne Schaden berühren, während Menschen von anderer Constitution in ihrer Nähe ohne Berührung schwellen. Der Pflanzer, bei dem P. Neumann wohnt, hatte das Unglück, ein solches Kraut mit bloßem Fuße zu berühren, und er hatte ein Vierteljahr lang an beiden Füßen die furchtbarsten Schmerzen zu leiden. Die Witterung ist unstät; die Hitze steigt öfter auf 94° Fahrenheit (27° R.) und verursacht häufige Krankheiten. Die Gestade der Landseen sind die gesundesten Gegenden und wegen des Reichthums an Fischen auch sehr nahrhaft. Die süßen Gewässer der Seen sind ihrer Leichtigkeit wegen sehr beweglich, daher für die Schifffahrt bei den häufigen Stürmen höchst gefährlich. Heuer drückten Nordamerika große Finanzleiden; Tausende gutmüthiger Deutschen kamen an den Bettelstab. In New-York stieg die Theuerung auf kurze Zeit so hoch, daß der Strich Erdäpfel à fl. C. M. und der Centner Weizenmehl 60 fl. C. M. kostete.

Der fünfzigste Jahrestag der ersten Aufführung des „Don Juan“ auf der Prager Bühne wurde am 4ten November durch eine Reprise dieser Oper bei sehr mangelhafter Besetzung begangen, und bei Gelegenheit eines matten Prologs, welcher der Produktion voranging, das recht wackere Modell der Büste des Tondichters aufgestellt, welche der Bildhauer Emanuel Max für das hiesige Mozartmonument in Marmor ausführen wird. — Eine Bühnennovität der letzten Woche war: „Die Doppelehen von Tarent,“ dramatisches Mährchen in vier Akten von Jos. Wenzig. Wir haben in diesen Blättern das erste Drama dieses Verfassers: „Wlasta,“ besprochen, und kein ganz billigendes Urtheil, insbesondere über die Wahl des Stoffes, aussprechen können. Diesmal befinden wir uns in der unangenehmen Lage, bemerken zu müssen, daß diese zweite Arbeit eher ein Rück-, als ein Vorschritt genannt werden kann. Wenn dort der Vorwurf ohne alles Interesse war, so hatte der Dichter diesmal nach einem Gegenstand gegriffen, zu dem seine poetische Kraft weder in der Erfindung, noch Ausführung hinreichte. Wenn man das erste Mal die an Trockenheit grenzende Einfachheit der Sprache mit dem Stoff aus der rauhen Vorzeit Böhmens entschuldigen konnte, so ist die Dürre der Diction bei einem romantischen Drama, welches in einer poetischen Vorzeit, im Hesperidengarten Europens spielt, durchaus unverzeihlich. Die Verse des Verfassers entbehren alles Wohllauts, erheben sich nur an wenigen Stellen über das Gewöhnliche, und grenzen nicht selten an die gewöhnlichste, in Sylben und Klangfüße gezwängte Prosa. Dazu kommt noch die durchaus verfehlte Einführung und Benutzung des Wunderbaren. Wenn wir als Hebel des dramatischen Gebäudes einer überirdischen Macht bedürfen, so muß dies zu einem Zwecke seyn, wo menschliche Kräfte nicht ausreichen. Hier muß sich eine Feenkönigin zu einer Arbeit herunterlassen, wozu sich die Letzte der Feen nicht hergeben würde, und welche jeder Apotheker vollbringen könnte: sie hat ein Gift in einen Schlaftrunk zu verwandeln. Die Aufführung war in allen Hauptpartien schlecht, die Aufnahme durchaus ungünstig, und jede Aeußerung patriotischen Beifalls — der überdies meist von Oben, und mitunter ganz am unrechten Orte kam — fand lebhafte Opposition. — Der Balletmeister Raab hat zu seinem Benefiz eine Pantomime: „Arlequins Zauberpistolet,“ arrangirt, welche zu vielen Streitigkeiten im Publikum Anlaß gab, warum das Stück gerade so und nicht anders heiße. Arlequin verrichtet die unentbehrlichen Wunder, wie gewöhnlich, mit seiner Pritsche, und das einzige Schußgewehr, das in der Pantomime erscheint, ist grobes Geschütz, ein Bombenkessel, in welchen Arlequin geladen und herausgeschossen wird. Eine Zauberposse mit Gesang von Wilhelm Turteltaub: „Nur Eine löst den Zauberspruch, oder: Wer ist glücklich?“ hat completen Fiasco gemacht, und ein paar darauf folgenden kleinen Lustspielen ist es nicht viel besser ergangen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 18. December 1837.

That Angelo's a murderer, is't not strange?
Shakespeare.

Nimia praecautio dolus.

(Fortſetzung.)

„Caillot ſelbſt eilte zum Polizeicommiſſär, um den entſetzlichen Vorfall anzuzeigen; der kranke Portier hatte, nach ſolchem Schrecken, kaum mehr Kräfte genug, ſich nach ſeinem Lager zu ſchleppen. — Durch die Unterſuchung ergaben ſich unzweideutige Zeichen, daß die Raubmörder ihre Beute und ſich durch das ausgehobene Gangfenſter über das Dach der Wagenremiſe in den Garten geflüchtet hatten; jede fernere Spur war verloren und nur ſo viel gewiß, daß das Verbrechen zwiſchen neun und eilf Uhr ausgeführt worden, denn um neun Uhr hatte die Frau Caillot die Dienſtmagd in ihre Dachkammer entlaſſen.

Aber die Wege der ewigen Gerechtigkeit ſind wunderbar und der Verbrecher iſt nie vor der Strafe ſicher, wenn er ſeine Schandthaten auch noch ſo liſtig zu verdecken wähnt. So geſchah es denn, daß am Morgen des 21ſten Auguſts ein Cabrioletführer auf der Präfektur erſchien und dort hinterlegte, was am Abend vorher ein Herr im Wagen vergeſſen hatte. Der Kutſcher hätte zwar ganz gut das Vergeſſene unmittelbar an die Adreſſe, die ihm bekannt war, abliefern können; doch ſcheint die Neigung ſolcher Leute, ihre Ehrlichkeit in ein recht helles Licht zu ſetzen, ihn bewogen zu haben, ſich an eine öffentliche Behörde zu wenden. Die abgelieferten Gegenſtände aber waren eine braune Perrücke und ein Etui, deſſen Bezeichnung bereits in den Händen der Polizei war, denn es enthielt einen koſtbaren Schmuck und gehörte zum Raube des vorigen Abends. So ward denn derjenige, welcher dieſe Sachen im Wagen hatte liegen laſſen, verhaftet und zur Unterſuchung gezogen; und dieſe ergab ſo dringende Beweiſe ſeiner Schuld, daß wir ihn vor die Schranken des Gerichts berufen mußten, obſchon aus ihm keine Andeutung über ſeine Mitſchuldigen herauszubringen und ſonſt auch keine Spur von ihnen zu entdecken war. Die Beweiſe, welche wir erhoben, werden ſich in den Verhandlungen überzeugend herausſtellen, und wir wollen daher ſie hier nur kurz andeuten.

Der Angeklagte, Johann Marie Rivolet, iſt gegenwärtig neun-und-fünfzig Jahr alt, war früher Soldat, dann im Staatsdienſt angeſtellt, aus dem er plötzlich entlaſſen wurde, weil ſeine Amtstreue verdächtigt worden. Seitdem lebte er von ſeinen eigenen Mitteln in Paris und führte das Leben eines Sonderlings, aus deſſen Einzelnheiten ſich ein Umſtand herausſtellt, der unter den gegenwärtigen Beziehungen dazu dient, unſere Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten zu befeſtigen. Er führte nämlich ein ganz genaues Tagebuch, worin er von jeder Stunde ſeines Daſeyns Rechenſchaft gab und deſſen einzelne

Anführungen er, wo es thunlich war, durch Zeugniſſe belegte, ſo daß er ſich darin von Kellnern und dergleichen Leuten ſtets den Betrag ihrer Rechnungen quittiren, die Stunde ſeines Kommens und Gehens bemerken ließ. Man war allgemein des Glaubens, dieſem Verfahren liege irgend eine fixe Idee zu Grunde, aber wir ſind zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Angeklagte nichts anderes damit bezweckte, als gewiſſe verbrecheriſche Verbindungen vor den Augen aller Welt zu verhüllen, und wenn auf irgend Jemanden, läßt ſich auf ihn der alte Satz anwenden: nimia praecautio dolus. Daß aber das Tagebuch in vielen Beziehungen verfälſcht war, läßt ſich aus folgenden Umſtänden ermeſſen. Am 19ten Auguſt, am Tage vor dem Verbrechen, erſchien der Angeklagte um zwei Stunden ſpäter wie ſonſt in dem Café Caron und behauptete, er habe ſich, vom Eſſen kommend, des Regens wegen aufgehalten, und zwar, wie das Tagebuch ſagt, im Cabaret „zur Nationalgarde“ in der Straße Grenelle St.-Germain, durch welche allerdings ſein Weg führte, woſelbſt 1 Franc 25 Cent. als Ausgabe bemerkt, aber von keinem Kellner quittirt ſind, was ſeinen Grund darin hat, daß dieſe 25 Sols dem Führer des Cabriolets Nr. 1392 bezahlt worden ſind, in welchem Cabriolet der Angeklagte am Abend des 19ten Auguſt, gegen acht Uhr, vom Boulevard Montmartre bis an den Pont-des-Arts ſich hatte bringen laſſen, eine Thatſache, aus welcher die Anklage weſentliche Schlüſſe zieht. Beim 20ſten Auguſt erwähnt das Tagebuch nur eines Spaziergangs von acht bis zehn Uhr und der Heimkehr unmittelbar nach dem Spaziergange, während wir doch ganz andere Dinge erhoben haben. Der Angeklagte verließ um eine Stunde früher als ſonſt das Café Caron und ſeine Partie Domino und begab ſich, gegen ſeine Gewohnheit, nach Haus, woſelbſt er ſich in einen neuen, von ſeinem ſonſtigen ganz verſchiedenen Anzug warf, welcher ihm an demſelben Morgen erſt gebracht worden war, und wobei er ſich mit einer Perrücke ſchmückte, der erſten, die er je getragen zu haben ſcheint. Die Ausgabe für dieſe Gegenſtände iſt im Tagebuch genau verzeichnet. In ſolcher Umgeſtaltung ſah den Angeklagten ſein Portier um etwa Dreiviertel auf acht Uhr fortgehen, eine halbe Stunde darauf der im Bett liegende Portier von Nr. 81 auf dem Boulevard Montmartre ihn auf eine Weiſe in's Haus ſich ſchleichen, die einen Mann in ſchlechtern Kleidern verdächtig gemacht haben würde; doch wegen eines ſo eleganten Herrn ſich vom Platze zu rühren, hielt der kranke Aufſeher nicht für nöthig. Um eilf Uhr erſt kam derſelbe ſonderbare Beſuch wieder die Treppe herab, hatte den Hut in der Hand, riß die Perrücke vom Haupt und ſtürmte von dannen, beinahe, wie wir oben erwähnten, den heimkehrenden Caillot niederrennend. Auf dem Boulevard traf er ein Cabriolet, und zwar wiederum die Nummer des vorigen Tages, ließ ſich heimführen und vergaß, durch Gottes Fügung mit Blindheit geſchlagen, im Wagen mit der verrätheriſchen Perrücke den geraubten Schmuck, dieſen ſtummen und doch ſo beredten Zeugen des Verbrechens. Als der Angeklagte aber nach Hauſe kam, war es nicht zehn Uhr, wie im Tagebuch ſteht, ſondern halb zwölf, ein Umſtand, welcher, ſeiner Seltenheit wegen, dem Portier aufgefallen und ihm noch ganz friſch im Gedächtniß war, als er ſchon am 24ſten Auguſt vor dem Inſtruktionsrichter verhört ward.

Auf dieſe Thatſache gründen wir die Anklage, daß Johann Marie Rivolet, mit Hülfe bisher unbekannter Spießgeſellen, am Abend des 20ſten Auguſts d. J., zwiſchen neun und eilf Uhr, im Hauſe Nr. 81 des Boulevard Montmartre, die Ehefrau Caillot gewaltſam ermordet und nachher einen Diebſtahl in der im zweiten Stockwerk gelegenen Wohnung der Ermordeten begangen habe, Verbrechen, welche das Strafgeſetzbuch ausdrücklich mit entehrenden Strafen bedroht.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die induſtrielle Mechanik unſerer Zeit.

(Fortſetzung.)

Seit Watt wurde an der Dampfmaſchine mehr gekünſtelt als verbeſſert; die wirklichen Verbeſſerungen aber beziehen ſich auf die Erhöhung der Erſparniß an Brennmaterial, einen allerdings wichtigen Punkt, der übrigens mit dem Organismus der Maſchine nicht weſentlich zuſammenhängt. Es iſt überraſchend, in welch kurzem Zeitraume die Dampfmaſchine, nachdem einmal ihre Brauchbarkeit durch die Erfahrung conſtatirt war, ſich über den Erdball verbreitet und in alle möglichen Zweige der Induſtrie und Technik eingeniſtet hat. Die ungemeine Nachfrage von allen Seiten rief bald die Gründung beſonderer, für die Erbauung der Dampfmaſchinen ausſchließlich beſtimmten Etabliſſements in's Leben, unter welchen das des John Kockerill in Seraing bei Lüttich jetzt den erſten Rang behauptet.

Die Dampfmaſchine macht ihre Brauchbarkeit in folgenden verſchiedenen Geſtalten geltend: 1) als Maſchine zum Heben ſchwerer Laſten, namentlich beim Bergbau; 2) als bewegende Kraft in allen Zweigen des Fabrikweſens; 3) als Triebkraft des Dampfwagens; 4) als Ruderwerkzeug der Dampfſchiffe.

Die in den tiefſten Eingeweiden der Erde erbeuteten Schätze fördert die Dampfmaſchine zu Tage; ſie beſchirmt das Leben des Bergmanns vor den eindringenden Gewäſſern, welche ſie in der Tiefe mit unwiderſtehlichem Athemzug an ſich reißt und oben in Strömen ausgießt. Um aus

den Gruben der Kupferbergwerke von Cornwallis das sich ansammelnde Wasser herauszuschaffen, wären nicht weniger als 12,000 Pferde oder 80,000 Menschen nothwendig; statt ihrer aber arbeiten 64 Dampfmaschinen, welche das Wasser herauspumpen. Mit den Bergwerken ist indessen die Anwendung der Dampfmaschine als Mittel zum Emporfördern schwerer Lasten noch bei weitem nicht erschöpft. In England und Nordamerika kommt sie auf Eisenbahnen als stationärer Aufzugsapparat, stationary steam-engine, immer mehr in Gebrauch. Ein unebenes, von Gebirgen durchschnittenes Terrain setzt den Engländer gar nicht mehr in Verlegenheit. Trifft die Bahnroute einen Berg, welcher der Energie des Dampfwagens Schranken setzt, so stellt er auf dessen Gipfel eine Dampfmaschine, und diese windet Passagiere und Waaren ohne alle Umstände mittelst eines langen Taues hinauf und läßt sie auf der andern Seite wieder hinunter. Wer hätte aber vor wenigen Jahrzehnten daran gedacht, daß es noch dahin kommen würde, Häuser mit Hülfe des Dampfes zu bauen? Und doch hat das englische Kraftsparungssystem auch hierin bereits seinen Triumph gefeiert. Das prachtvolle Mauthgebäude in Liverpool wurde vor Kurzem unter Mitwirkung des Dampfes aufgeführt. Seitwärts von dem Gebäude stand eine kleine Dampfmaschine, deren Geschäft es war, Sand und Kalk zu Mörtel zu vermengen und Steine, Balken, Ziegel und die Arbeiter selbst empor zu schaffen. Die Maschine hob täglich 16,000 Ziegel und über 150 Centner Mörtel, und ersparte dadurch eine Menge von Arbeitern und Handlangern. Dieses Beispiel fand Nachahmung, und es hat sich seitdem manches stolze Gebäude erhoben, bei dessen Erbauung die Kraft des Dampfes thätig war. Der Bau der egyptischen Pyramide, welche 186 Millionen Centner wiegt, soll 100,000 Menschen 20 Jahre hindurch beschäftigt haben; man hat berechnet, daß sie unter Mitwirkung der im Jahr 1823 in England gangbaren Dampfmaschinen von 36,000 Menschen in 18 Stunden hätte aufgebaut werden können. Archimedes soll bekanntlich im Uebermuth seines erfinderischen Geistes ausgerufen haben: gebt mir einen festen Punkt am Himmel, und ich hebe die Erde aus ihren Angeln! Nach v. Gerstners Berechnung hätte Archimedes, wenn ihm auch von den Göttern ein fixer Punkt am Firmament vergönnt worden wäre, mit den ihm zu Gebot stehenden Hebeln sich 1772718122890⁸ Jahre lang abquälen müssen, um die Erde nur einen Zoll hoch zu heben. Hätte er dagegen 200,000 Dampfmaschinen zu Hülfe genommen, so würde er es zur Noth haben erleben können, die Erde wenigstens um eine noch meßbare Größe aus ihrer Stelle gerückt zu sehen.

Welche wichtige Rolle die Dampfmaschine als bewegende Kraft in der produzirenden Technik gegenwärtig spielt, ist bekannt. Die Gleichförmigkeit ihrer Bewegung, ihr sanftes und dabei so sicheres Spiel, ihre Transportabilität, besonders aber der Umstand, daß die Anlegung einer Fabrik durch sie an keine Oertlichkeiten gebunden ist, machte sie da, wo es an Brennmaterial nicht fehlt, zu dem beliebtesten Motor. So finden wir in England den größten Theil der Fabriken, namentlich beinahe alle Baumwollenspinnereien und mechanische Webereien, durch Dampfmaschinen betrieben, welche in den beiden lezteren Industriezweigen allein die Kraft von 41,000 Pferden repräsentiren. Der hohe Nutzen der Dampfmaschinen tritt, wie schon bemerkt, besonders auch bei solchen Fabriken hervor, welche an gewisse Lokalitäten gebunden sind, wo es sich wohl treffen kann, daß die zur Betreibung der Maschinen erforderliche Wasserkraft gänzlich fehlt, und die Anwendung thierischer Kräfte nicht ausreichen oder auch zu kostspielig ausfallen würde. Dahin gehören z. B. die Salinen; diese verlangen namentlich zur Betreibung von Pumpwerken eine nicht unbedeutende Kraft. Für den Fall, daß das hiezu erforderliche Treibwasser im Bereiche der Lokalitäten selbst nicht zu finden sey, hat man sich nun zwar schon seit undenklicher Zeit mit der sogenannten Stangenkunst beholfen. Dieser sonderbare Apparat besteht aus einer oft meilenlangen Verbindung zusammengefügter Stangen, welche die Communikation zwischen den in den Salinen arbeitenden Maschinen und dem entfernten Wasserrade vermitteln, und durch lezteres in eine beständig hin und her schiebende, schreiende Bewegung versezt werden. Die Dampfmaschine ersezt nun diese Anordnung, welche wegen der häufigen Reparaturen und Flickereien hoch zu stehen kommt, mit dem größten Vortheile.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Lesueur.

Durch Lesueurs Tod war eine Stelle in der Académie des beaux arts vakant geworden, und in der Reihe der dramatischen Tonkünstler würde sein Tod noch fühlbarer seyn, wenn sich Lesueur nicht seit ungefähr zwanzig Jahren von der Dramatik ganz zurückgezogen hätte. Es ist ihm ergangen wie so vielen andern großen Künstlern: erst mit Lobeserhebungen überhäuft, in den Himmel erhoben und fast vergöttert, dann aber, wenn sie nichts mehr hervorbringen, was die ersten Arbeiten übertrifft, vernachlässigt und beinahe vergessen. So ist die große Welt und der große Haufe: sie wollen immer neue Ueberraschung, neues Außerordentliches haben, und vermag das Genie des Künstlers dieses nicht mehr hervorzubringen, so ist man kaum noch gerecht hinsichtlich des bereits von ihm Geleisteten. Wenn ich bedenke, welch ungeheuern Zulauf Lesueurs große Oper: „die Barden,“ erregte, wie man bei den ersten Vorstellungen schon am Morgen anfing die Theaterkasse zu umlagern, um ja einen Platz für den Abend sich zu sichern, wie alle Tageblätter

diese Oper als ein Meisterstück der Harmonie lobten und das Entzücken schilderten, das sich aller Zuhörer bei der ersten Aufführung dieser himmlischen Musik bemächtigt habe, so kann ich mir kaum erklären, wie sich das Publikum so abgekühlt hat, daß es sich jezt um dieses „Meisterstück" gar nicht mehr bekümmert, und daß dasselbe seit vielen Jahren nicht mehr gegeben wird und vielleicht ganz vom Opernrepertoire verschwunden ist. Dieses ist freilich das Schicksal mancher großen Compositionen berühmter Meister; aber wenige haben solche Wirkung auf die Pariser hervorgebracht, wie die „Barden." Lesueurs Opern werden überhaupt fast gar nicht mehr gegeben. Man sagt, er habe noch eine große Oper fertig liegen gehabt: „Alexanders Einzug in Babylon;" schwerlich wird aber diese, zur Feier der Napoleonschen Siege damals bestellte und geschriebene Oper jezt noch beachtet werden, zumal griechische und römische Helden, mit denen man sich so lange in Frankreich herumgetrieben hat, nun aus der Mode gekommen sind. Einem Tagesblatt zufolge ist Lesueur mit dieser seiner lezten Oper höchst unglücklich gewesen. Als er sie nämlich vollendet hatte, fiel der Held, zu dessen Preis sie gegeben werden sollte, und was noch schlimmer war, die Kosaken verheerten die Umgegend von Paris, und unter andern auch das kleine Landhaus, welches Lesueur mit seiner Familie bewohnt und wo er seine Oper gesezt hatte. Das Manuscript kam mit den andern Papieren abhanden, und als endlich die Verheerer wieder abzogen, war keine Spur seiner langen und mühsamen Arbeit mehr aufzufinden. Er hatte indessen den Muth, die verschiedenen Stücke aus dem Gedächtnisse, mit Zuziehung seiner Frau, die sich ebenfalls mancher Motive erinnerte, wieder aufzusezen, und so nach und nach die Oper, vielleicht mit manchen Abänderungen und Zusäzen, zu Stande zu bringen. Damit ging aber viele Zeit verloren, und als die Oper endlich fertig war, hatte das Publikum keinen Sinn mehr für einen dramatischen Alexander, und die Partitur mußte liegen bleiben, ohne daß der Tonsezer hoffen konnte, sie jemals aufführen zu hören, wie sie denn auch wirklich ganz unbekannt geblieben ist, so lange Lesueur lebte, und jezt wird sie schwerlich an's Tageslicht treten.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, November.

(Fortsezung.)

Zustand des Ackerbaus in der Campagna.

Nachdem ich diese kurzen Notizen niedergeschrieben, bin ich buchstäblich au bout de mon latin, wenn ich nicht von Katechismen, Heiligengeschichten, Compendien der Storia sacra und ähnlichen Produktionen reden will. Ich wende mich also zu einem Schriftchen, welches zwar zur Lokalliteratur gehört — ein Zweig der schriftstellerischen Thätigkeit, in welchem in Italien immer noch manches Gute, wenn auch seiner Natur nach meist auf einen kleinen Leserkreis und auf den Druckort beschränkte hervorgebracht wird — aber vermöge seines Gegenstandes das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt. Es ist dies eine Vorlesung des Abate Coppi (Fortsezer von Muratori's Annalen) über den Feldbau in der römischen Campagna. Diese wüste Umgebung einer von 150,000 Menschen bewohnten Stadt, diese melancholische Einöde, wo einst Völkerschaft sich an Völkerschaft drängte, diese unübersehbaren, die Hälfte des Jahres hindurch von zahlreichen Heerden benuzten Weideplähe, wo früher Aecker eine großentheils auf Landesprodukte angewiesene Bevölkerung nährten, diese verpesteten Striche, welche man einmal der guten und wohlthätigen Luft wegen suchte und mit Landhäusern und Palästen bedeckte: alle diese Erscheinungen sind zu auffallend, als daß man nicht den gegenwärtigen Stand der Dinge in Betracht ziehen, den Ursachen des Uebels nachspüren, auf Mittel zur Herbeiführung wünschenswertherer Verhältnisse sinnen sollte. Unter den überaus zahlreichen Büchern, welche über diesen Gegenstand erschienen sind, nenne ich nur das große und gründliche Werk des verstorbenen Monsignor Nicolai und den hieher gehörigen Theil von Tournons Etudes statistiques sur Rome; in geschichtlicher Beziehung auch mehr denn eine Schrift Cancellieri's, vielleicht der fleißigste aller italienischen Bibliographen des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch par excellence derjenige, welcher keinen Begriff von der Kunst zu schreiben hatte, und von der Masse seiner in neunzig von hundert Fällen unnüzen Gelehrsamkeit so gedrückt und geplagt wurde, daß er ihre disjecta membra auf seinem Wege blindlings ausstreute und, statt der Bücher, Sammlungen von Citaten und heterogenen Notizen drucken ließ. Coppi, welcher Nicolai's Mitarbeiter gewesen und sich seit lange mit der Campagna und ihren ehemaligen Ortschaften beschäftigt, unterhält uns zuerst von der alten Geschichte dieses weiten Landstrichs, der, von den Höhen Latiums, der Sabina und Etruriens auf drei Seiten eingeschlossen, auf der vierten das Meer zur Grenze hat und, sehr uneigentlich Ebene geheißen, aus einer Menge niederer, in den verschiedensten Richtungen laufenden, hie und da ziemlich steil abgeschnittenen Hügelketten mit Thälern und Schluchten besteht, durch welche Tiber, Cremera, Anio, Numicus und Astura in zahlreichen Krümmungen ihren Weg finden. Die geringe Senkung der ganzen Landschaft veranlaßt das Stocken von Wassermassen selbst in den vom Meere entferneteren Strichen, und die Versumpfung des Ufers. Dies Gebiet war der Schauplaz der ersten Kämpfe der Römer: zu seiner Unterwerfung brauchten sie gegen 350 Jahre; in eben so viel Zeit von da an eroberten sie die Welt. Je größer Rom ward, je höher Luxus und Unthätigkeit der Stadtbewohner stiegen, um so auffallender nahm die Benuzung der Campagna zu Zwecken des allgemeinen Bedarfs ab. Eine Villa entstand neben der andern, während man das Getreide aus den Provinzen und vom Don holen mußte. Unter Claudius bedrängte Hungersnoth die Weltstadt; schon Columella klagt, daß Niemand vom Ackerbau etwas wissen wolle (er ward nur der Sklaven würdig gehalten) und das Land des Saturnus brach liege. Unter Trajan und den Antoninen war das Uebel der Vereinigung großer Ländereien in Einer Hand auf's Aeußerste gestiegen. Entvölkerung war die Folge; dann kamen die Einfälle der nordischen Völker und die Verwüstung. Die kleineren Ortschaften verschwanden fast völlig vom Boden. Was noch auf dem Lande wohnte, flüchtete in die Stadt. Der Küstenbewohner überließ das verödete Land den Büffeln, wilden Gästen, deren zuerst am Schlusse des sechsten Jahrhunderts gedacht wird, und die gewissermaßen Herren des ganzen Strichs von Terracina bis zur Mündung der Cecina in der Etruria maritima wurden. Wir finden jezt den größten Theil des Agro Romano im Besiz der Kirche: die Benediktiner von St. Paul besaßen unter Gregor VII. gegen 10,000 Rubbien Landes (ungefähr 70,000 Magdeburger Morgen). Als die Noth am meisten drängte, nahm man auch den Pflug wieder zur Hand: einige Dörfer und Kastelle, jezt längst schon beinahe sämmtlich in Ruinen, wurden von den Päpsten angelegt, den Ackerbauern und Hirten zu Schuz und Wohnung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 127 nebst einer Bücheranzeige von Ernst Fleischer in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 19. December 1837.

Dampf iſt ein Herkules, der manche Plage
Vom Boden dieſer Erde tilgen wird,
Und jetzt ſchon in der Wiege Schlangen würgt.

Wilſon.

Die induſtrielle Mechanik unſerer Zeit.

(Fortſetzung.)

Der Gebrauch der Dampfmaſchinen vermehrt ſich namentlich in England, Nordamerika, Frankreich, Belgien und Weſtpreußen auffallend von Jahr zu Jahr, und nur die ungleiche Vertheilung des Brennmaterials verhindert ihre allgemeine Verbreitung in allen Ländern; ſonſt würde gewiß die Zeit nicht mehr fern ſeyn, wo die Dampfmaſchine, in jeder Haushaltung als unentbehrliches Möbel eingeführt, alle jene kleinen mechaniſchen Geſchäfte, z. B. Mahlen des Kaffees, Stoßen des Zuckers, Waſchen und Mangen, wo nicht gar das Ausklopfen der Kleider verrichten müßte. — Wir können nicht umhin, einer beſondern ſehr wohlthätigen Anwendung des Dampfes hier zu erwähnen. Die Dampffeuerſpritzen ſind, ſo viel uns bekannt, bis jezt nur in London und Paris im Gebrauch; ihre Wirkung aber übertrifft alle Erwartungen. So lange kein Waſſermangel vorhanden iſt, kann auch die heftigſte Feuersbrunſt dieſer Waſſermaſſe, welche durch die unbändige Kraft des Dampfes in armsdicken Strahlen empor geſchleudert wird, nicht widerſtehen. Ein beachtenswerther Vortheil liegt außerdem in dem verhältnißmäßig geringen Raum, welchen die Dampfſpritze einnimmt; eine ſolche Maſchine, welche ſo viel leiſtet als ſechs der größten Feuerſpritzen gewöhnlicher Art zuſammen, nimmt doch kaum ſo viel Raum in Anſpruch als eine einzige der lezteren. Ein Uebelſtand dürfte indeſſen bei der Dampfſpritze darin liegen, daß ſie nicht ſo ſchnell wie die gewöhnliche in Wirkſamkeit geſezt werden kann.

Deutſchland beſizt bereits mehrere Dampfmahlmühlen, Dampfſägemühlen, Dampfmünzpreſſen, Dampfbuchdruckereien u. ſ. w., zum Beweis, daß auch der Gewerbfleiß unſeres Vaterlandes den hohen Nutzen der Dampfmaſchine wohl erkannt hat. Ich kann nicht umhin, die für das Maſchinenweſen ſich Intereſſirenden, welche die Reiſe nach Köln führen ſollte, auf das am linken Rheinufer eine Viertelſtunde von Köln neu errichtete Etabliſſement der Herrn Boiſſerée aufmerkſam zu machen. Es iſt durch die vielerlei Arbeiten, welche einer Dampfmaſchine von zwanzig Pferdekräften auferlegt ſind, und durch die ſinnreiche Vertheilung der Triebkraft beſonders intereſſant. Es werden nämlich durch Dampf in Bewegung geſezt: eine Furnierſchneidmaſchine mit einer acht Fuß im Durchmeſſer haltenden Cirkularſäge, welche ſich ſelbſt ſtellt, drei gewöhnliche Sägegatter, jedes für zehn Sägeblätter eingerichtet, ſo daß nöthigenfalls dreißig Bretter auf einmal geſägt werden können, ferner eine kleine Kreisſäge von drei Fuß Durchmeſſer, zum Zerſchneiden des von der

Furniermaschine kommenden Abfalls; dieselbe Dampfmaschine holt überdies die schweren Baumstämme vom Rheinufer herbei. Mehr kann man doch gewiß von einer Maschine nicht verlangen.

Einen Beweis, wie die Anwendung der Dampfmaschine auch in Deutschland in immer größern Kreisen sich ausdehnt, liefern die Dampfpressen, welche bereits in Augsburg, Berlin, Hamburg, Leipzig in Thätigkeit sind. Welch außerordentliche Fortschritte die gewöhnliche Methode, Bücher zu drucken, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht hat, ist bekannt. Nichtsdestoweniger muß in manchen Fällen, namentlich beim Bedrucken von Zeitungen, eine größere Geschwindigkeit als die, welche eine gewöhnliche Buchdruckerpresse zuläßt, sehr wünschenswerth seyn. Von der Allgemeinen Zeitung werden täglich 8000 Exemplare ausgegeben; sollen diese innerhalb zehn Stunden gedruckt werden, so müßte man bei gewöhnlichen Pressen den Bogen vierfach setzen und dabei acht Pressen anwenden. Diese Umständlichkeiten sind in der Cotta'schen Buchdruckerei in Augsburg durch eine einzige Schnellpresse vermieden, welche alle 8000 Exemplare in einem Nachmittag vollständig bedruckt liefert. Diese Maschine wird nebst mehreren andern Schnellpressen durch eine Dampfmaschine von vier Pferdekräften bewegt. Die englische Zeitung Times wurde im Jahr 1814 durch die erste Dampfpresse gedruckt. In Neuyork wurde im Jahr 1822 ein 500 Seiten starker Roman in zwei Tagen gesetzt und mittelst Dampf gedruckt.

Was die Dampfmaschine als Dampfwagen in der neuesten Zeit auf den Eisenbahnen leistet, ist zu bekannt, als daß wir es zu wiederholen wagten. Obgleich der Techniker selbst gesteht, daß die innere Mechanik des Dampfwagens noch nicht jenen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, dessen sie wahrscheinlich fähig ist, so vermehrt sich doch die Menge der Dampfwagen in dem Verhältniß, als das Eisenbahnensystem in den Ländern sich ausbreitet, von Jahr zu Jahr, und die Anzahl der gegenwärtig auf den Eisenbahnen in Europa und Nordamerika laufenden Dampfwagen dürfte wohl auf 1200 bis 1500 angeschlagen werden, eine Zahl, welche innerhalb der nächsten zehn Jahre vielleicht auf das Zehnfache gestiegen seyn wird.

Aus folgenden Angaben geht hervor, zu welcher Ausdehnung auch das Dampfschifffahrtsystem bereits vorgeschritten ist. Vor fünfzig Jahren war die Dampfschifffahrt kaum dem Namen nach bekannt. England besitzt gegenwärtig 480, die Vereinigten Staaten 386, Frankreich 121, die deutschen Staaten gegen 80 Dampfboote, woraus sich absehen läßt, wie sehr der Verkehr zwischen Städten und Ländern durch Einführung der Dampfmaschine als mächtiges Ruderwerkzeug gestiegen seyn mag. Im Jahr 1817 fuhr auf dem Mississippi das erste Dampfboot; 1831, also vierzehn Jahre darauf, durchschnitten bereits 230 Dampfschiffe die Gewässer des Mississippi und Ohio. Von diesen 230 Booten kamen vom Jahr 1831 bis 1833 nicht weniger als 66 außer Dienst; sieben gingen durch Eis zu Grunde, 15 zersprangen und gingen in Flammen auf, 24 zerschellten an Felsenriffen und am Treibholz,* fünf wurden durch andere Boote in den Grund gebohrt, 15 endlich wurden als unbrauchbar aufgegeben. Nichtsdestoweniger soll der Verkehr auf dem Mississippi zwischen Neuorleans und den Städten Louisville und Cincinati durch die Dampfschifffahrt von 2000 Tonnen auf eine Million, d. h. das 500fache gestiegen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Den Mississippidampfbooten sind namentlich diejenigen Treibholzstämme gefährlich, welche sich in den Grund des Flusses festgebohrt haben und in schräger Richtung aus demselben hervorragen. Wegen ihrer beständig nickenden Bewegung bezeichnet sie der Uferbewohner mit dem Namen saw-millers, Sägemüller.

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

6.

Während so im Gerichtssaal die Anklage des Kronanwalts vorgelesen ward, saß, die Abschrift des furchtbaren Aktenstücks in Händen, Rivolet in einem Seitenzimmer, des Rufes harrend, der ihn vor die Schranken bescheide. Sein Seele kämpfte einen schweren Kampf, denn alle die niederschmetternden Beweise der Anklage konnte ein Wort von Jennys Lippen vernichten, ein armes Wörtlein, und dennoch sträubte sich des unglücklichen Mannes Ehrgefühl, dieses Wörtlein zu verlangen. Hatte er doch an jenem unseligen Abend versäumt, was dazumal sein guter Engel ihm rieth, den scheidenden Eugen zurückzurufen, Eugen, den das schöne Weib unter einem wahrscheinlich nichtigen Vorwand entfernt hatte, da es just den Anbeter erwartete. Sollte nun der in den Grundsätzen altfranzösischer Galanterie auferzogene Rivolet sich so undankbar gegen eine Dame zeigen, die ihn mit ihrer Gunst beehrt? Und dennoch konnte er, indem er Jennys ehelichen Frieden opferte, sein Leben retten, und seine Ehre, auf die schon früher einmal ein ungegründeter Verdacht einen Schatten geworfen hatte, der nun durch eine Verurtheilung zum unauslöschlichen Schandfleck werden mußte. Jener Verdacht, auf den die Anklage anspielte, war von jeher der Wurm in

Rivolets ehrliebendem Herzen, und trug die Schuld aller Sonderbarkeiten des wackern Greises. — Und der Augenblick war endlich gekommen, in welchem der Trieb nach Erhaltung des Lebens und seiner höchsten Güter in Rivolet die Oberhand zu gewinnen begann. „Bin ich doch," sprach er, „mit Geld und Gut hinlänglich gesegnet und mit einem reichen Herzen begabt, so daß ich Jenny sicherlich für die Trennung von einem ungeliebten Gemahl werde entschädigen können."

Da eben solche Betrachtungen den neuen Entschluß zu befestigen begannen, tauchte eine überraschende Erscheinung vor Rivolets Augen auf; Eugen trat ein und sprach: „Mein Herr, Ihr Anwalt ist plötzlich schwer erkrankt und kann heute nicht vor den Schranken erscheinen. Ich aber bin sein Schüler, habe in seiner Nähe die Akten Ihrer Sache kennen gelernt und erbiete mich, Sie mit dem besten Willen zu unterstützen, so weit meine schwachen Kräfte reichen, wenn Ihnen meine Jugend und Unerfahrenheit kein Mißtrauen einflößen." Rivolet reichte dem jungen Mann die Hand und versetzte: „Dieser plötzliche Krankheitsfall kommt, mir wenigstens, nicht unerwartet, denn mein Anwalt verzweifelte schon an meiner Sache, und sie schien seiner Eitelkeit ein Dorn im Auge; auch war ich schon darauf gefaßt, mich allein zu vertheidigen, nur unterstützt von dem Bewußtseyn meiner Unschuld. Desto tiefer aber fühle ich Ihren Edelmuth, den Sie gleich schön gegen Ihren Lehrer wie gegen mich, den verlassenen Clienten, bewähren. Ich nehme Ihre Hülfe mit Dank an."

Eugen vermochte nicht zu leugnen, was Rivolets Scharfblick so sicher errathen hatte, und ging daher schnell über diesen Umstand weg, indem er ausrief: „Aber nun sagen Sie mir auch um des Himmels willen, was Sie in dem Hause des Unglücks für Geschäfte hatten?" — Rivolet schwieg. Das edelmüthige Betragen des jungen Advokaten hatte seiner Zunge eine Fessel angelegt, die nie zu sprengen er sich still gelobte; und da jener weiter in ihn drang und der Angeklagte sich für überzeugt hielt, daß Eugen sich seiner Züge durchaus nicht mehr entsinne, sagte er kurz und schneidend: „Ich war gar nicht in jenem Hause, mein Herr, und ich bitte Sie, mir die Ehre zu erzeigen, nicht weiter daran zu zweifeln." Der Advokat überlegte, ob er schweigen oder noch weiter in den hartnäckigen Clienten dringen solle, als der Huissier eintrat, um den Angeklagten vor das Antlitz seiner Richter zu berufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Beschluß.)

Zustand des Ackerbaus in der Campagna.

Während der unendlichen Verwirrung vom eilften bis vierzehnten Jahrhundert bemächtigte der Adel sich mancher Kirchengüter; es klingt wie Spott, wenn wir lesen, daß jährliche Abgaben, in drei Pfund Wachs, ein paar Ladungen Holz oder einem wilden Schwein bestehend, den Klöstern und Basiliken für ehemalige Stadtgebiete entrichtet wurden. Allmählich wurden viele derselben Privateigenthum. Eine Hungersnoth folgte der andern; die Päbste mußten die Landeigenthümer, selbst Cardinäle, zum Aussäen einer gewissen Quantität Getreides nöthigen. Bisweilen aber war, der das Land durchstreifenden Banden wegen, die Ernte nicht möglich; so noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Als das Schisma zu Ende ging, waren fast alle Ortschaften wüst und öde, der Ackerbauer ohne Obdach und der verderblichen Sommerluft preisgegeben. Um jene Zeit begannen diejenigen der Letztern, denen noch etwas übrig geblieben, sich in der Stadt zu vereinigen. Viele bauten damals wahrscheinlich noch das eigene Land; aber bald nahm das System der Pachtungen überhand. Es entstand eine Classe von großen Pächtern, die man Mercanti di campagna zu nennen pflegt. Diese, welche eine Art Gesellschaft mit besondern, noch bestehenden Statuten bildeten, haben seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die eigentliche Verwaltung und Benutzung des größten Theils des Agro Romano in Händen, und ziehen aus ihm mit Hülfe fremder Ackerer und Hirten so viel sie können, wie unendlich weniger aber, als der Fall seyn würde, wenn der Grundbesitz mehr vertheilt wäre, wenn Eigenthümer oder Colonen auf ihrem Grund und Boden oder ihrem Pachtgut wohnten und selbst die Operationen des Feldbaus leiteten!

Die Geschichte der Campagna unter den verschiedenen Päbsten, von Martin V. (1517) an bis auf unsere Zeit, zeigt einen so unaufhörlichen Wechsel in dem in Bezug auf Agricultur, Abgaben, Tarife, Freigebung oder Verbot der Ein- und Ausfuhr, Anlegung von Vorrathskammern u. s. w. befolgten System, daß man einerseits inne wird, wie man niemals eigentlich recht wußte, woran man war, andernseits sich nicht im Geringsten wundert, wenn man immer und immer wieder von Noth, Theurung und Verlegenheit liest. In dem gegenwärtigen Falle zeigt sich recht auffallend die alte Maxime der Päbste, jedesmal das Werk des Vorgängers so viel wie möglich zu vernichten. Je mehr Geld von außen zufloß, um so weniger dachte man an Ackerbau. Die Mercanti di campagna, häufig mit geborgtem Gelde wirthschaftend, konnten in Hinsicht der Getreidepreise mit dem Auslande nicht die Concurrenz aushalten und gingen großentheils zu Grunde. Die natürliche Folge davon war, daß immer weniger Land angebaut ward. Selbst Prämien halfen nicht. Pius VI., ein Fürst, der für große Plane geboren war, aber nicht immer die Mittel richtig berechnete, wollte auch hier abhelfen. Nach dem Kataster von 1785 betrug der Flächenraum der Ländereien der Campagna 111,106 Rubbien (gegen 945 Quadratmiglien); diese waren in 562 Besitzungen getheilt. Dem Fürsten Borgheſe z. B. gehören 12,038 Rubbien, dem Kapitel der Peterskirche 10,958. (Nach der neuesten Vermessung von 1817 — 1837 ist der Flächenraum nur 106,940 Rubbien, deren Werth auf beinahe 12

Millionen Scudi veranſchlagt iſt. Der Umfang Roms beträgt 774 R., wovon 467 von Villen, Gärten und namentlich von Vignen eingenommen werden. Die Vignen in der Nachbarſchaft der Stadt nehmen gegen 6000 R. ein. In der deutſchen „Beſchreibung der Stadt Rom“ wird die Zahl der Eigenthümer auf nicht mehr als 215 angegeben.) Pabſt Pius befahl, in jedem Jahr ſollten 23,140 R. Landes angebaut werden, was in gewöhnlichen Jahren eine ungefähre Ernte von 185,120 R. Getreides gegeben haben würde. Aber es erging dieſer Verordnung, wie den meiſten im Kirchenſtaat: ſie wurde kaum zur Hälfte ausgeführt. Ungünſtige Verhältniſſe, Geldnoth, Mißwachs, Krieg, traten ein; neue Steuern mußten auferlegt, ein Theil der Kirchengüter zum Verkauf beſtimmt werden; die Revolution kam darüber, und der Mangel ward ſo groß, daß eine Zeitlang der Rubbio Getreide auf 50 Scudi (das Vierfache des bis dahin mittlern Preiſes) zu ſtehen kam. Die Regierung Pius VII. brachte manche gutgemeinte Verordnungen, aber ſie fruchteten wenig. Im Jahr 1809 wurde Rom Hauptſtadt eines franzöſiſchen Departements, und verlor in vier Jahren gegen 20,000 Einwohner. Seitdem haben die Verhältniſſe der Agricultur ſich nicht gebeſſert. Das Syſtem der großen Pachtungen und der Bebauung, wie des Erntens durch Schaaren fremder Arbeiter, die zu beſtimmten Zeiten kommen und gehen und einen verhältnißmäßig hohen Lohn erhalten, beſteht fort, und ſo lange die Campagna nicht bewohnbar und bewohnt wird, iſt es das einzige, welches beſtehen kann. Einzelne unter dieſen Mercanti übernehmen 850 Morgen und mehr; aber der Getreidepreis muß ſich auf einem beſtimmten Satz halten (gegen 40 Scudi für den Rubbio, während er 1825 auf weniger denn 6 Scudi fiel), wenn ſie beim Ackerbau nicht einbüßen ſollen. So kommt es denn, daß in den lezten dreizehn Jahren im Durchſchnitt keine 10,000 Rubbien Landes angebaut worden ſind, während alles Uebrige der, einen ſicherern Ertrag gewährenden Viehzucht überlaſſen bleibt. Der Werth der Ausfuhr dieſer leztern ſoll ungefähr der Hälfte des Lohns gleichkommen, welcher jährlich den fremden Campagnenarbeitern zu Gute kommt. Rt.

Paris, December.

(Fortſezung.)

Schikſal und Ausſichten der Muſik.

Die Akademie mußte verlegen ſeyn, wie ſie die durch Leſueurs Tod ledig gewordene Stelle beſezen ſollte; denn unter den franzöſiſchen Tonkünſtlern befindet ſich jezt keiner, der einen ſo großen Ruf erworben hat, daß er zum Nachfolger eines Mannes wie Leſueur ernannt werden könnte. Die ſich als Opernſezer berühmt gemacht haben, z. B. Auber und Halevy, ſind bereits Akademiker; die Uebrigen ſind noch junge Leute, die wohl einige Operetten geſezt haben, aber noch weit mehr leiſten müſſen, bevor ſie einen Siz in der Akademie anſprechen können. Die Mitbewerber um Leſueurs Siz waren daher auch meiſtens Ausländer, die für die hieſigen Opernbühnen arbeiten, wie Caraffa und Onslow. Von Lezterem wird ſeit einiger Zeit eine Oper in drei Aufzügen: „der Herzog von Guiſe,“ aufgeführt, die wohl noch mehr Beifall hätte, wenn der Stoff beſſer gewählt und der Text heiterer ausgefallen wäre, wie man es von der komiſchen Oper, wo das Stück gegeben wird, erwarten darf. Caraffa iſt bekanntlich der Schöpfer von einem Dutzend Operetten, deren keine zwar einen außerordentlichen Beifall erhalten hat, wovon aber mehrere mit Vergnügen geſehen und gehört werden. Auf ihn iſt daher die Wahl der Akademie gefallen. Würde jezt bald wieder eine Stelle in der muſikaliſchen Sektion der Akademie leer, ſo würde Onslow wohl die meiſten Anſprüche darauf haben. Niemand kann ſich verhehlen, daß die jezigen Ausſichten für die Tonkunſt in Frankreich keine erfreulichen ſind. Obſchon die Muſik nie eifriger betrieben worden iſt, als jezt, und obſchon ſich für angehende Tonkünſtler nie mehr Gelegenheit dargeboten hat, ſich auszubilden, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß nie ein ſo großer Mangel an einheimiſchen Tonſezern war, als jezt. Wo iſt die Zeit, da Mehul, Gretry, Boyeldieu, Catel, Cherubini, Paer, Berton, Kreuzer um die Wette die beiden hieſigen Opernbühnen mit neuen Stücken bereicherten, welche hundertmal nacheinander mit dem größten Beifall gegeben wurden? Wie ſind alle dieſe berühmten Männer erſezt worden? Die jungen Tonkünſtler klagen, daß es ihnen an Gelegenheit mangle, ſich auszuzeichnen. Die Inſtrumentalmuſik verbannt der gräm liche Erzbiſchof aus den Kirchen von Paris. Die große Oper kann höchſtens zwei neue Opern im Jahr auf die Bühne bringen, und da die Aufführungen immer mit ſchweren Koſten verbunden ſind, kann ſie ſich nicht der Gefahr ausſezen, mit den Stücken angehender Tonkünſtler, deren Talent noch nicht bewährt iſt, durchzufallen. Auch die komiſche Oper kann nicht viel neue Operetten geben, höchſtens kleinere in einem Aufzug, die aber, wie die jungen Tonkünſtler behaupten, ihnen zu enge Schranken ſezen, als daß ſie ſich frei darin bewegen könnten. Eine Zeitſchrift hat vorgeſchlagen, die großen Städte Frankreichs, welche ſämmtlich den Direktionen ihrer Theater Geldzulagen bewilligen, ohne welche dieſe Theater nicht beſtehen könnten, ſollten dagegen von den Direktionen jährlich eine neue, noch nirgends aufgeführte Operette oder Oper verlangen; dadurch würden denn die aus Italien zurückkommenden jungen Tonkünſtler Gelegenheit bekommen, ſich zu üben und auszuzeichnen. Der Vorſchlag iſt gut, und man ſollte wenigſtens einen Verſuch damit machen. Mancher junge Tonkünſtler bekäme dadurch Unterhalt, Beſchäftigung und Aufmunterung. Aber das Ziel des Ehrgeizes aller Opernſezer in Frankreich wird immer Paris ſeyn und bleiben. Was iſt der in einer Provinzialſtadt errungene Beifall eines in der Muſik oft wenig bewanderten Publikums in Vergleich mit dem Beifall, den man auf großen Bühnen der Hauptſtadt erhält, und welcher durch ganz Europa dringt, ſo daß der, welcher ſo glücklich iſt, in Paris durch eine Oper oder Operette ſich bekannt zu machen, bald die Freude hat, auf den Bühnen aller Länder ſein Stück aufgeführt zu ſehen! Nur hier kann er berühmt werden. Das in den hieſigen Blättern geſpendete Lob geht in die Tageblätter anderer Länder über, hier wird er von Einheimiſchen und Fremden bewundert, hier findet er Muſter zur Nachahmung, gute Texte, alle Mittel zur Ausführung, und vorzüglich Schauſpieler, welche im Stande ſind, den Geiſt ſeiner muſikaliſchen Schöpfungen gehörig aufzufaſſen. Alles dieſes fehlt in den Provinzialſtädten, oder iſt wenigſtens ſehr mangelhaft. Paris allein hat großartigen Theaterbeifall, reichlichen Gewinn, akademiſche Palmen zu ſpenden; nur hier iſt der große Künſtler Frankreichs in ſeinem rechten Elemente.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilagen:

Kunſtblatt Nr. 101 u. Intelligenzblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 20. December 1837.

— Thou shalt not see me blush,
Nor change my countenance for this arrest;
A heart unspotted is not easily daunted.
Who can accuse me? wherein am I guilty?
Shakespeare.

Nimia praecautio dolus.

(Fortſetzung.)

7.

Aufrecht und feſt trat Rivolet an die Schranken, mit ſicherer Stimme die Fragen des Präſidenten beantwortend; dabei war ſein Antlitz zwar ernſt, wie es ſich für den Anlaß ſchickte, aber dennoch wolkenlos, die Augen leuchteten hell und klar, und aus den Wangen war nicht das Blut gewichen. Die Zuſchauer verwunderten ſich über die Ruhe und Selbſtbeherrſchung des Angeklagten; doch rührte nur wenige ſein ehrwürdiges Ausſehen, die meiſten waren geneigt, der Anklage, die auf ſo ſicher ſcheinenden Grundlagen beruhte, Glauben zu ſchenken, und manche Stimme flüſterte: „Seht die Frechheit eines grauen Sünders! ſeht die Verſtocktheit eines laſterhaften Greiſes!“

„Warum,“ fragte der Präſident, „haben Sie in Ihrem Taſchenbuch beim 19ten Auguſt eine Ausgabe von 25 Sols unter einer falſchen Rubrik notirt?“ — „Ich hatte an jenem Tage einen Beſuch gemacht, von dem meine Freunde nicht wiſſen ſollten; da ich nun wußte, daß Mademoiſelle Eliſe beim Einſchreiben meiner Zeche einen neugierigen Blick auf die vorhergehenden Zeilen werfen würde, ſo fand ich für gut, ſie ein wenig hinter das Licht zu führen.“ — „Wollen Sie uns nicht ſagen, bei wem Sie zum Beſuch geweſen?“ — „Nein, Herr Präſident.“ — „Was hatten Sie aber am 20ſten Auguſt in dem Hauſe Nr. 81 auf dem Boulevard Montmartre zu thun, und zwar genau zu der Zeit, als darin ein Verbrechen verübt worden?“ — „Ich war gar nicht in jenem Hauſe.“ — „Kennen Sie dieſes Schmuckkäſtchen und ſeinen Inhalt?“ — „Das Käſtchen wohl, doch nicht den Inhalt; ich fand daſſelbe auf dem Boulevard Montmartre und wollte es erſt zu Hauſe öffnen. Im Wagen dachte ich es in die Seitentaſche meines Ueberrocks zu ſtecken; ich hatte aber zufällig ein Kleid von anderm Schnitte an, und dadurch nur kann ich es erklären, daß ich den Schmuck ſammt meiner Perrücke auf den Sitz neben mich legte, ſtatt beide Gegenſtände einzuſtecken.“ — „Warum waren Sie anders gekleidet, als Sie ſeit ſo vielen Jahren gewohnt geweſen?“ — „Auf einmal war mir der Gedanke gekommen, mich um ein Dutzend Jährchen zu verjüngen; daher der modiſche Anzug, daher die Perrücke.“ — „Weßhalb nahmen Sie aber dieſe Perrücke ab, als Sie das Haus verließen?“ — „Ich habe das Haus nicht betreten, alſo auch nicht verlaſſen; die Perrücke habe ich im Wagen abgenommen, wahrſcheinlich aus bloßer Zerſtreuung.“ — „Der Cabrioletführer wird bezeugen, daß Sie bereits die Perrücke in der Hand trugen, als Sie einſtiegen.“ — „Ich glaube, der Kutſcher irrt ſich.“ — „Der öffentliche

Ankläger legt auf noch einen Umstand Gewicht: Ihr Tagebuch sagt, Sie seyen um zehn Uhr nach Hause gekommen, und doch war es schon eilf vorüber, als Sie auf dem Boulevard das Gefährt bestiegen, um sich nach der Vorstadt St. Germain in Ihre Wohnung bringen zu lassen. Vermögen Sie sich darüber zu erklären?" — „Gewiß, Herr Präsident. Wenn es wirklich schon so spät war, was ich jedoch noch immer bezweifle, so war ich doch in der Meinung, es sey erst zehn Uhr; vielleicht schrieb ich es auch nur ganz mechanisch so hin, aus alter Gewohnheit." — „Setzen Sie sich, Angeklagter. Wir wollen die Zeugen vernehmen."

Und die Zeugen traten ein, einer nach dem andern. Zuerst erschien der Portier von Nr. 81, dessen Zeugniß vielleicht zur Entdeckung des wahren Zusammenhangs hätte führen können, wenn ihn nicht seine Krankheit am 19ten August verhindert hätte, den Eintritt des Angeklagten in Jennys Gesellschaft zu bemerken. Dann kam Caillot in Trauerkleidern, doch ohne Trauergesicht, diesem folgte der Kutscher des Cabriolets Nr. 1392, der Portier des Angeklagten, der Arzt, welcher Bericht über den Leichenbefund erstattete, und endlich der alte Doktor aus dem Café Caron. „Schöne Geschichten!" sagte dieser zu Rivolet; „was haben Sie angestellt? Ich rieth Ihnen nur, ein Pferd zu stehlen, um durch die Diät des Gefängnisses Ihr Podagra zu heilen; statt dessen haben Sie, wie man sagt, eine alte Frau um's Leben gebracht und gar noch beraubt, Sie, ein Mann von zwanzigtausend Franks Renten! Eine saubere Aufführung, fürwahr! Was macht aber Ihre Gesundheit?" Rivolet lächelte und versetzte: „Für meine Gesundheit hatte bisher der Kerker die besten Folgen, welche nur durch starke Gemüthsbewegungen in etwas gestört wurden." Der Präsident unterbrach ihn, indem er dem Doktor zurief: der Zeuge möge sich gegen die Geschworenen wenden und seine Aussage machen. Dem Doktor folgte unter andern Elise, die Rivolet mit großer Theilnahme betrachtete und, gleich jenem, in ihrer Aussage den vortrefflichen Eigenschaften des Angeklagten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Zeugnisse bestätigten mit vollkommener Uebereinstimmung alle Umstände, auf die sich die Anklage gründete, und der königliche Anwalt glaubte, indem er mündlich die Klage unterstützte, sich ganz kurz fassen zu müssen, wobei er jedoch nicht unterließ, das traurige Verhängniß zu beklagen, das einen alten Mann von guter Erziehung und reichlichem Auskommen auf solche Irrwege geführt. „Eben deßhalb aber," schloß er, „müssen Sie sich wohl hüten, meine Herrn Geschworenen, einer gewissen Neigung zur Nachsicht sich hinzugeben, welche die Umstände Ihnen aufzudrängen versuchen; denn weiße Haare sind nur ehrwürdig durch die Tugend, und der Geiz doppelt verabscheuungswerth, wenn er dem Reichen innewohnt und ihn zu Verbrechen hinreißt, die nicht einmal der bitterste Mangel entschuldigen könnte."

(Der Beschluß folgt.)

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Eines der überraschendsten Beispiele von den wunderbaren Fortschritten des Maschinenwesens liefert die Baumwollenfabrikation, welche nur durch die Einführung der Maschinen zu dem bedeutendsten Industriezweige sich emporgeschwungen hat. Im Jahr 1760 wurde alle Baumwolle noch mit dem einfachen Handrad auf ähnliche Weise gesponnen, wie man noch heutzutage den Flachs spinnt. Jezt sind es nur Maschinen, welche den ungeheuren Bedarf an Baumwollengarn liefern. Ein einziger Arbeiter spinnt jezt mittelst der Spinnmaschine so viel als vor sechzig Jahren 300 Arbeiter zusammen, oder mit andern Worten, er erzeugt in einem Tage jezt eben so viel und ein vierzehnmal wohlfeileres Garn als er vor sechzig Jahren in einem ganzen Jahre geliefert haben würde; und wenn die Engländer vor sechzig Jahren mit dem einfachen Spinnrad eben so viel hätten spinnen wollen, als jezt mit Hülfe von Maschinen dort gesponnen wird, so hätten sie wenigstens vierzig Millionen Menschen, oder den 25sten Theil der gesammten Menschheit aufbieten müssen. England besizt mehrere Baumwollenspinnereien, deren Maschinen innerhalb zwölf Stunden einen Faden liefern, welcher 62,000 englische Meilen lang ist und 2½mal die Erdkugel umspannen würde. Der jährlich in England gesponnene Faden hat eine solche Länge, daß er 203,775mal die Erde umspannen und 51mal von der Erde zur Sonne reichen würde. Aber auch die Qualität des Fabrikats ist nicht zurückgeblieben; daß die Maschinen ein schöneres, gleichförmigeres Gespinnst liefern, als dies Menschenhänden möglich, kann nicht bestritten werden; auch würde es menschlichen Händen schwerlich gelingen, einen so ungemein feinen Faden wie das Maschinengarn von Nr. 350 zu spinnen, welches in England erzeugt wurde und wovon 167 englische Meilen auf's Pfund gehen. Die Geschichte der Erfindungen weist neben der Baumwollenfabrikation keinen einzigen Zweig in dem weiten Gebiete der industriellen Thätigkeit auf, dessen ganzen Entwicklungsgang von seinem ersten winzigen Beginn bis zu der kolossalsten Ausdehnung ein so geringer Zeitraum umfaßt. Als im Jahr 1769 Richard Arkwright, ein Barbier, den ersten Stein zur Begründung des neuen Systems der Spinnerei gelegt hatte, folgten die andern, damit in Verbindung

ſtehenden Erfindungen Schlag auf Schlag, und kaum waren dreißig Jahre verfloſſen, ſo ſtand ſchon das Gebäude der Baumwollenfabrikation in ſeiner ganzen Größe da, alle andern Zweige der Induſtrie weit überragend. Anfangs der Regierung Georgs III. beſchäftigte die Baumwollenfabrikation in Großbritannien nicht mehr als 40,000 Menſchen, jezt finden durch dieſelbe anderthalb Millionen Beſchäftigung.

Unter die fruchtbarſten Erfindungen in dem Gebiete der Baumwollenmanufaktur ſind der ſelbſtwebende Stuhl und die Bobbinet- oder Tüllmaſchine zu zählen. Der ſelbſtwebende Stuhl wurde im Jahr 1785 von Dr. Cartwright erfunden, welchem das Parlament vier-und-zwanzig Jahre darauf eine Belohnung von 10,000 Pfund Sterling zuerkannte. Erſt vor kaum fünf-und-zwanzig Jahren fingen dieſe Maſchinen an, in England ſich zu verbreiten; jezt ſind ſie auch auf dem Continente allgemein im Gebrauch. In Gent ſind in einer großen Fabrik 600 Maſchinenſtühle, durch Dampf getrieben, in Thätigkeit, und in Augsburg ſoll eine Maſchinenweberei mit 800 Stühlen eingerichtet werden. Die Anzahl der in Großbritannien eingeführten ſelbſtwebenden Stühle beträgt bereits über 100,000. Glasgow allein beſaß im Jahr 1831 nicht weniger als 14,127 Dampfwebſtühle, und vier Häuſer daſelbſt erzeugen mit Hülfe dieſer Maſchinen jährlich ein 15,000 deutſche Meilen langes Stück Zeug. Noch vor fünfzehn Jahren wurde der Tüll oder Spitzengrund, jenes feine, aus lauter kleinen ſechseckigen Löchern beſtehende Gewebe auf eine höchſt mühſame Weiſe mit der Hand geklöppelt. Jezt verrichtet dieſe Arbeit eine ſehr künſtliche Maſchine, die Bobbinetmaſchine. Die Engländer ſollen es auch in dieſem Zweige bereits ſo weit gebracht haben, daß ſie im Stande ſind, fünfzehn Fuß breiten Tüll zu weben.

Obgleich der Strumpfſtrickerſtuhl ſchon im Jahr 1589 von dem Magiſter William Lee erfunden worden war, ſo konnten doch die gewebten baumwollenen Strümpfe wegen ihres damals noch hohen Preiſes nur unter der bemittelten Claſſe Eingang finden; die Conſtruktion der ſehr complicirten Strickmaſchine war noch unvollkommen und das Baumwollengarn ſehr theuer, vierzehn Mal theurer als jezt. Mit der Einführung der Maſchinenſpinnerei hob ſich auch die Strumpfmanufaktur. England erzeugt jezt allein mit etwa 16,000 Strumpfweberſtühlen über zwei Millionen Dutzend Paar Strümpfe im Werth von 880,000 Pfund Sterling, und Deutſchland mit 2340 Stühlen ungefähr den achten Theil. Der Strumpfweberſtuhl iſt eine ſehr complicirte, aber äußerſt ſinnreiche Maſchine, mit welcher ein Arbeiter ohne Mühe faſt in einem Augenblicke mehrere hundert Maſchen auf einmal ſtricken und ſo viel leiſten kann als hundert der fleißigſten Handſtrickerinnen.

Nachdem das Maſchinenweſen in alle die Bearbeitung der Baumwolle umfaſſenden Induſtriezweige ſeine gewaltigen Arme gereckt hatte, kam auch die Reihe an den Kattundruck, und bald ſah man das langweilige Bedrucken der Baumwollenzeuge mittelſt der Handformen durch Maſchinen erſezt. Auch hier feierte der Erfindungsgeiſt des Engländers wieder ſeinen Triumph. Bedenkt man, wie unendlich produktiver das Verfahren ſeyn muß, wenn man durch gravirte Walzen das Bedrucken der Zeuge in ununterbrochenem Prozeſſe verrichten, als wenn man durch hölzerne Formen das Deſſin ſtückweiſe mit der Hand auftragen läßt, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn der Rouleaudruck in dem kurzen Zeitraum von fünf-und-zwanzig Jahren ſich ſo allgemein verbreitet hat, daß gegenwärtig wenigſtens Dreiviertel unſerer gedruckten Kattune mittelſt Rollen erzeugt werden.

So hat ſich mit der automatiſch-mechaniſchen Begründung der Baumwollenmanufaktur innerhalb eines halben Jahrhunderts dem induſtriellen Treiben eine neue Welt, ein neues Feſtland aufgeſchloſſen, welches, von Millionen Menſchen bebaut, goldene Früchte trägt. Daß der nun einmal aufgeregte induſtrielle Erfindungseifer durch jene unzähligen Anſtrengungen, welche gleichzeitig mit dem neueren Dampfmaſchinenſyſtem das ganze Gebäude der jetzigen Baumwollenfabrikation hervorriefen, ſich nicht erſchöpfte, ſondern vielmehr durch die glänzendſten Reſultate zu weiteren techniſchen Thaten ſich angeſpornt fühlte, ſehen wir aus einer Reihe bedeutender Erfindungen, welche ſich in den Zeitraum von ein paar Jahrzehnten drängen. Auch der Seidenmanufaktur iſt durch eine herrliche Erfindung eine neue Epoche herangeblüht. Ein Seidenwebergeſelle in Lyon, Namens Jaquard, erfand im Jahr 1808 eine Webemaſchine, welche auf den Aufſchwung der Seidenfabrikation den wichtigſten Einfluß gehabt hat. Erſt ſiebzehn Jahre ſpäter wurde dieſer Webſtuhl, wodurch ſich der Erfinder ein unſterbliches Verdienſt und den Segen der Nachwelt erworben hat, allgemeiner eingeführt.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

Staatsrobern der Königin.

Ich habe die Garderobe der Königin geſehen, die zahlloſen Kleider von rother und blauer, grüner und weißer, ſchwarzer und gelber Seide, Atlas und Gros de Naples, und wie die reichen Stoffe alle heißen, die Blondengewebe, die Spitzenkragen, die Mäntel mit und ohne Pelz, die franzöſiſchen, türkiſchen und indiſchen Shawls, die niedlichen — nein, nur eine blaue Schleife an einem der niedlichen Nachthäubchen habe ich geſehen, die übrigen entgingen mir, während ich einen weißen Atlasſchuh betrachtete. Die Königin

hatte ihn, er konnte unmöglich die Königin getragen haben. Wie gerne gäbe ich den Leserinnen eine raisonnirende Uebersicht dieser Schätze! Aber es fehlt mir an den ersten Elementen einer Philosophie der Mode, und ich fühle, daß mit einer Beschreibung, wie ich sie geben könnte, Niemanden gedient wäre. Ich beschränke mich daher darauf, der drei offiziellen Anzüge zu gedenken, in welche die Königin sich kleidet, wenn sie einen Ritter des Bathordens creirt, wenn sie als Großmeisterin des Hosenbandordens erscheint und wenn sie zur Krönung oder in's Parlament geht. Die Stoffe der drei Anzüge sind zu ihren Zwecken besonders gefertigt worden. Für den Bathorden besteht das Kleid aus weißem, mit goldener Stickerei bedecktem, und der Mantel aus carmosinem, weiß gefütterten Atlas. Der Stern ist auf der linken Brust eingestickt, und der Mantel wird von einer goldenen Schnur weit genug zurückgehalten, die Arme frei zu lassen. Für den Hosenbandorden ist das Kleid von demselben Stoffe und nur durch die Stickerei unterschieden. Dagegen besteht der Mantel aus buntel purpurnem Sammt, weiß gefüttert, der Stern ebenfalls auf der linken Brust eingestickt. Ein kleiner, runder, mit weißem Atlas gefütterter Kragen umgibt den Hals des Mantels, der am Kleide über der Schulter angenestelt wird. Das große Band läuft von der rechten Schulter nach der linken Seite und wird hier am Gürtel befestigt. Das sogenannte Hosenband mit seinem weltkundigen Honny soit qui mal y pense ruht in eleganter Stickerei am linken Arme. Die, beiden Stiftungen eigenthümlichen Abzeichen und Medaillen, die an den Bandenden getragen werden, erwiesen sich für Königin Victoria zu unbequem schwer, und sind deßhalb kleiner und leichter gemacht worden. Menschen, die Alles tadeln, haben auch dies getadelt. Ihnen nach sollte der Ehrenschmuck König Wilhelms unverändert bleiben, gleich als ob eine zarte Prinzessin schleppen könne, was allenfalls ein starker Mann zu tragen vermag. Der dritte, reichste Anzug gehört zu den angegebenen zwei festlichsten Gelegenheiten. Hier ist die Schleppe vom feinsten carmosinen Sammt, acht Brabanter Ellen lang, mit dem erlesensten Hermelin eingefaßt und darüber von drei goldenen Bordirungen umgeben. Man sagte mir, diese Schleppe wiege zwanzig Pfund. Sie zu tragen, ist die Aufgabe von sechs Pagen oder Damen, drei zu jeder Seite, und am äußersten Ende hat die Herzogin von Kent ihren Platz. Das eigentliche Kleid ist ebenfalls von carmosinem Sammt, mit persischer Seide gefüttert. Der Leib, die herabhängenden Ermel und die Robe sind, verhältnißmäßig schmäler als der Mantel, mit Hermelin verbrämt und von drei goldenen Bordirungen eingefaßt. Der Rücken des Leibes ist mit goldenem Eichenlaub überstickt, und da jede Dame den Schnitt der Ermel kennt, wie Anna Boleyn sie getragen, so brauche ich bloß zu bemerken, daß die Ermel der Staatsrobe genau dieselben sind. Den Gürtel bildet eine flache goldene Kette, deren zwei lange Enden, vorne niederhängend, in schwere goldene Quasten auslaufen. Mantel und Kleid werden in einem Beutel von carmosinem Sammt verwahrt, der rings mit goldenen Borden garnirt, mit weißem Atlas gefüttert und zum Auf- und Zuziehen mit Schnüren und Quasten von Gold und Purpur versehen ist. Wo die Krone und der Scepter, da befindet sich auch der Sammtbeutel, und weil die Königin seinen Inhalt stets erst im Innern des Parlamentshauses anlegt, wird er dahin kurz vorher unter der Aufsicht dreier Beamten in einem sechsspännigen Staatswagen gebracht. Von dem zu den drei Anzügen gehörigen Geschmeide sage ich nichts; dies ist kein Theil der Garderobe. Doch will ich nebenbei bemerken, daß die Königin, als sie am 20sten November das Parlament eröffnete, kein anderes Juwel als Diamanten und wieder, ihrem Gebrauche treu, den diamantenen Reif auf dem glatt gescheitelten Haare trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Noth der Componisten und Dramatiker.

Da die Klagen über Mangel an Gelegenheit zur Auszeichnung in der Theatermusik so allgemein geworden sind, so hat die Regierung sich endlich genöthigt gesehen, einzuschreiten; der Minister des Innern hat daher bei der lezten Preisaustheilung dem Musikconservatorium angekündigt, er habe verordnet, daß künftig jedem auf Staatskosten nach Italien gesendeten und von dort zurückkehrenden Tonkünstler verstattet werden solle, auf hiesigen Opernbühnen ein neues Stück zu geben; der Text dazu solle ihm geliefert werden. Darüber wird der Minister in mehreren Tagesblättern sehr gelobt; man bedenkt aber vielleicht nicht, daß hiedurch dem zahlenden Publikum und dem Theater gewissermaßen Zwang auferlegt wird; denn auch ein mittelmäßiges oder dem herrschenden Geschmack nicht entsprechendes Stück muß dann das Publikum für sein Geld anhören, einmal wenigstens. Indessen muß man sehen, welche Wirkung dieser Befehl haben wird. Auch hat der Minister angekündigt, einer nächstens zu eröffnenden Bühne (wahrscheinlich dem Odeon) habe er es zur Pflicht gemacht, neue Operetten zu geben. Den Klagen der jungen Tonkünstler wird also bald abgeholfen werden, und nur der Erzbischof mit seinen antimusikalischen Verboten ist ihr Feind. Nicht so leicht wird die Regierung die dramatischen Dichter zufrieden stellen können; denn auch diese klagen und jammern, daß sie ihre Stücke nicht zur Aufführung bringen können, obschon täglich zwanzig Theater offen stehen, wovon manche drei bis vier Stücke in einer Abendvorstellung geben. Jeder französische Dichter, der sich dazu berufen fühlt, etwas mehr zu schreiben, als ein Vaudeville oder einen Operntext, strebt nach der Ehre, auf der Bühne des Théâtre français zu erscheinen; denn hier werden die Verfasser der Lust- und Trauerspiele zu echten dramatischen Dichtern gestempelt. Der Beifall auf den kleinern Bühnen bringt nur Geld ein; aber hier wird Ruhm geerntet. Classiker und Romantiker, alte und junge Dichter, Alle streben nach der Ehre, vor einem gebildeten, kunstverständigen Publikum zu gefallen und ein Parterre für sich zu gewinnen, welches unstreitig den aufgeklärtesten Theil der Nation in sich vereinigt. Wer es daher so weit gebracht hat, ein Lustspiel in Versen oder ein Trauerspiel zu vollenden, hält es für ein Glück, wenn er zum Vorlesen seines Stücks beim Theatercomité zugelassen wird und die Versicherung erhält, es solle gespielt werden. Dieses ist ein großer Schritt, aber freilich kommt der Dichter oft damit nicht sehr weit; denn deren, welche solche Versicherungen erhalten, ist Legion, und ehe die Versicherung in Erfüllung geht, haben sie Zeit, von einem Lebensalter zum andern überzugehen. Chronologisch kann bei der Aufführung der angenommenen und eingeschriebenen Stücke nicht verfahren werden. Die Schauspieler müssen manche Nebenumstände berücksichtigen, und denjenigen Stücken den Vorzug geben, von denen sie den besten Erfolg zu erwarten berechtigt und deren Verfasser schon beim Publikum beliebt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 21. December 1837.

— Höher ſtets, zu immer höhern Höhen.
Schwang ſich das ſchaffende Genie;
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entſtehen.
Schiller.

Die induſtrielle Mechanik unſerer Zeit.

(Fortſetzung.)

Das Einweben der Zeichnungen in die Seidenzeuge, welches früher dem Weber ein höchſt mühſames und zeitraubendes Geſchäft war, geſchieht jezt buchſtäblich durch die Maſchine ſelbſt, und der Webende hat nichts zu thun, als, wie bei den gewöhnlichen Webſtühlen für glatte Zeuge, das Schiffchen mechaniſch hin und her zu werfen und einige Tretſchemel in Bewegung zu ſetzen. Es gibt ſogar ſchon Fabriken, wo die Jaquardſtühle durch Dampf bewegt werden, ſo daß ſich ganz automatiſch die ſchönſten Deſſins in das Zeug einweben. Wer zum erſten Male eine ſolche Maſchine ohne menſchliches Zuthun arbeiten ſieht, wird ſeinen Augen kaum trauen, wenn er in dem Gewebe wie durch Zauber die künſtlichſten Zeichnungen in allen möglichen Nüancen ſich bilden ſieht; er wird, wenn er den innern Bau dieſer Maſchine, die geniale Anordnung des Mechanismus näher betrachtet, dem tiefen Scharfſinn und dem durchdringenden mechaniſchen Witz, welcher in dem Kopfe dieſes ſchlichten Handwerksgeſellen gewohnt haben muß, ſeine Bewunderung nicht verſagen können. Der Nutzen des Jaquardſtuhles war ſo evident, daß ſich ſein Gebrauch in unglaublich kurzer Zeit über alle Länder verbreitet hat; ſogar in China ſoll er bereits im Gange ſeyn. Im Jahr 1788 hatte Lyon unter 14,782 Webſtühlen nur 240 für façonnirte Seidenzeuge; jezt beſizt es allein nahe an 14,000 Jaquardſtühle.

Nächſt den Baumwollen- und Seidenmanufakturen, als den wichtigſten Induſtriezweigen, welche durch die Einführung und Vervollkommnung der Maſchinen zu einer koloſſalen Höhe heranblühten, hat nun auch die Flachsfabrikation durch Einführung der Maſchinenſpinnerei ſich auf einen beachtenswerthen Standpunkt emporgearbeitet. Auf die Erfindung einer Flachsſpinnmaſchine, welche vollkommen gutes Garn ſpinnt und daſſelbe leiſtet, was die Maſchinenſpinnerei in der Baumwollenfabrikation, hat bekanntlich ſchon Napoleon einen Preis von einer Million Franks geſezt. Wenn auch dieſes Problem, deſſen beſondere Schwierigkeit in der Natur des Flachſes liegt, bis jezt noch nicht, jener Bedingung vollkommen genügend, gelöst iſt, und die Maſchinenſpinnerei des Flachſes noch bei weitem nicht jene Ausdehnung und Bedeutung erreicht hat, welche die allgemeine Verdrängung der Handarbeit ſo bald befürchten ließe, ſo hat doch die neuere Mechanik auch hier wieder ihr Möglichſtes gethan, und es könnte wohl noch die Zeit kommen, wo Rocken und Spinnrad nur noch als Merkwürdigkeit in Antiquitätenſammlungen zu finden ſind. Großbritannien beſizt bereits 332 mechaniſche Flachsſpinnereien mit 10,336 männlichen und 22,526

weiblichen Arbeitern. Zu den größten gehört die von Marchal zu Leeds in Schottland, welche durch drei Dampfmaschinen, zwei von 75 und eine von 30 Pferdekräften betrieben wird; 12,000 Spindeln liefern zusammen täglich 240,000 Schneller Garn.

Das Bestreben, jede Arbeit der Hände so viel wie möglich durch die Maschinen entbehrlich zu machen, hat auch für die Papierfabrikation eine neue Epoche hervorgerufen. Das langweilige Schöpfen der einzelnen Bogen konnte dem durch die glänzenden Resultate des Dampfmaschinenwesens und der Baumwollenspinnerei aufgeregten Enthusiasmus für die Mechanik nicht genügen, zumal die zunehmende Schriftstellerei und der immer mehr sich ausbreitende Buchhandel eine große Nachfrage nach Papier zur Folge hatte; und so kam denn nach mancherlei Mühe eine Maschine zu Stande, welche, während sie an dem einen Ende den Papierbrei empfängt, an dem entgegengesezten Ende das vollkommen getrocknete Papier in einem ununterbrochenen Bande von sich gibt. Diese Papiermaschinen, erst im Jahr 1820 in Deutschland eingeführt, nehmen, trotz ihrer enormen Produktivität, auffallend überhand; Würtemberg allein besizt deren schon sieben oder acht. In England wird das Papier nicht bloß nach der Elle, sondern sogar nach der Meile bestellt und verkauft. Ein englisches Wochenblatt enthält folgenden brieflichen Auftrag eines Buchhändlers an einen Fabrikanten in Newcastle: „Belieben Sie mir zehn Meilen Ihres besten Druckpapiers zu senden, und zwar sechs Meilen von einer Breite von dreißig und vier Meilen von einer Breite von zwei-und-zwanzig Zollen."

Sogar in das Gebiet solcher mechanischen Gewerbe, welche bis auf den heutigen Tag ausschließlich auf Handarbeit sich stüzen, greift bereits die Mechanik unerbittlich ein, und selbst die unbedeutendsten Zweige der technischen Industrie müssen sich auf den Eingriff der Mechanik gefaßt machen, und dieselbe Umwälzung im Kleinen gewärtigen, welche am Beispiel der Baumwollenspinnerei im Großen vor Augen liegt. Das mechanische Genie eines Schneiders in Oesterreich hat nach unglaublichen Anstrengungen eine Nähmaschine zur Welt gebracht. Die Nadel ist an beiden Enden zugespizt, enthält in der Mitte das Oehr und bewegt sich senkrecht auf und nieder, wobei sie das hingehaltene Zeug an den verlangten Stellen durchsticht. Die Katastrophe des Brodloswerdens dürfte indessen der Schneiderzunft durch diese Maschine so bald noch nicht bevorstehen, denn so viel wir gehört haben, leistet sie im Durchschnitt nicht mehr als anderthalb fleißige Schneidergesellen.

Weit interessanter ist die vor wenigen Jahren von Heilmann in Mülhausen erfundene Stickmaschine, welche, durch einen einzigen Arbeiter in Bewegung gesezt, 130 Muster zugleich stickt, und zwar mit einer Genauigkeit, welche neben der schönsten und feinsten Handarbeit bestehen kann. Diese äußerst sinnreiche Maschine arbeitet täglich so viel als fünfzehn geübte, an dem gewöhnlichen Stickrahmen nähende Stickerinnen, und ist bereits in Frankreich, England, Sachsen und der Schweiz eingeführt. Die Maschinenfabrik des Herrn Köchlin in Mülhausen liefert sie zu 5000 Franks.

Eine Nägelmaschine wurde zuerst in Nordamerika erfunden; auf der einen Seite werden die rohen Eisenstangen in glühendem Zustande der Maschine zugeführt, auf der andern Seite fallen die fertigen Nägel gleich einem Regen heraus. Auch an Nadelmaschinen fehlt es nicht. In einer Fabrik bei Wavres in Belgien soll eine solche Maschine in Betrieb seyn, welche, durch einen Mann umgedreht, in einer Stunde 3600 Stecknadeln liefern kann. Ja sogar die sogenannten Häftchen und Häckchen, dieser unbedeutende Artikel, werden jezt in den Niederlanden durch kleine Maschinen verfertigt, welche in einem Tage 300,000 Stück liefern, wozu sonst über 130 Arbeiter erforderlich sind. Die Verfertigung der zu den Krempelmaschinen gehörigen Krazen, d. h. der unzähligen kleinen, an das Kardenleder befestigten Drahthäckchen, deren Zweck ist, die Baumwolle zu kämmen, hat bis auf die neueste Zeit eine eigene kleine Gewerbsklasse beschäftigt; jezt findet man es angemessener, auch dieses Fabrikat durch Maschinen fertigen zu lassen. In Solingen hatte ich Gelegenheit, eine Fabrik zu sehen, wo die mit Zeug überzogenen Knöpfe, die sogenannten Florentinerknöpfe, maschinenmäßig produzirt werden. Ein solcher Knopf besteht aus sechs einzelnen Theilen, und jeder dieser Theile wird auf einer besondern Maschine gefertigt; die siebente Maschine sezt die sechs Theile zusammen und kann in einem Tage über 17,000 Knöpfe liefern. Wildenstein in Aachen besizt eine Maschine zur Verfertigung der Backsteine, mit welcher zwei Arbeiter in zehn Stunden 24,000 zum Brennen fertige Ziegel liefern können; er erkaufte die Erfindung von einem Franzosen und ließ sie in Preußen, Sachsen, Oesterreich, Bayern, Baden und Würtemberg patentiren.

(Die Fortsezung folgt.)

Nimia praecautio dolus.

(Beschluß.)

Nun erhob sich der Vertheidiger, auf den mit großer Aufmerksamkeit die anwesenden Mitglieder des Advokatenstandes blickten, voll Erwartung, wie der junge Genosse seine erste Aufgabe lösen würde, und zwar eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten einen bewährten Meister bedenklich gemacht hatten, wie alle ahnten, obwohl keiner es

auszuſprechen wagte. Eugen aber war voller Zuverſicht; er wollte die Räthſel im Betragen des alten Herrn am 19ten und 20ſten Auguſt durch ein geheimes Liebesabenteuer erklären, das an's Licht zu ziehen gewiß die Ehre verbiete, und worauf auch des Doktors Vermuthungen zu gehen ſchienen; dies begründe auch die Anſchaffung der Perrücke und den modiſchen Anzug, den man nicht als Verkleidung auf dem Pfade des Verbrechens zu wählen pflege, da ja die weißen Pantalons und die helle Fußbekleidung allzuleicht zu Verräthern werden müßten, wenn nur ein Tropfen Bluts ſie beflecke. Dann wollte er auf die moraliſche Unhaltbarkeit der Anklage übergehen und begann alſo:

„Nicht ohne ſcheue Ehrfurcht trete ich vor die Schranken dieſes hohen Gerichtshofs, um, zum erſtenmal in meinem Leben, mich dem heiligen Berufe meines Standes zu weihen und die Unſchuld vor einer, mit allen Gründen äußerer Wahrſcheinlichkeit trefflich gerüſteten Anklage zu retten. Und wenn ich, meine Herrn, in der Erfüllung meiner Pflicht noch eines Sporns bedürfte, ſo würde ein ganz beſonderer Umſtand meinen Eifer anfachen; denn der Mord, von dem es hier ſich handelt, hat auf eine eigenthümliche Weiſe mein eigenes Daſeyn berührt, und eben weil nun mein höchſter Wunſch ſeyn muß, den Verbrecher der verdienten Strafe anheimfallen zu ſehen, iſt es zweifach meine Pflicht, der Unſchuld zu ihrem Rechte zu verhelfen. Vergönnen Sie mir ein paar Worte der Erklärung. Die blutige That ward in dem Hauſe verübt, welches ich mit einem theuren Weſen bewohne . . .“ Rivolet ward blaß und drückte, ſeiner Bewegung kaum Meiſter, während des Folgenden beide Hände feſt auf ſein hochaufſchlagendes Herz. Eugen fuhr fort, ohne auf ſeinen Clienten zu achten: „Seit dem Zeitpunkt des Verbrechens wankt Jennys Geſundheit; die Aermſte welkt ſichtlich dahin, nichts kann ſie erheitern oder zerſtreuen; ſie ſpricht mit Niemand, und was auch zu ihr geſprochen werde, ſie verſteht es nicht, vernimmt es kaum, doch duldet ſie nicht, daß man von den Vorfällen jenes unſeligen Abends rede; ſo ſcheint ſie ſich die in ihrer Nähe verübte Greuelthat zu Herzen gezogen zu haben. So vermag ſelbſt meine brüderliche Liebe —“

„Halt!“ unterbrach den Redner, aufſchreiend, Rivolet, „Jenny iſt Ihre Schweſter?“ — „Gewiß, mein Herr.“ — „Nun denn, ſo biet' ich ihr Herz und Hand.“ Eugen ſah den wunderlichen Freiwerber mit großen Augen an und verſetzte: „Davon können wir nach Ihrer Losſprechung reden. Für jetzt aber bitte ich Sie, die Vertheidigung nicht zu unterbrechen.“ — „Jenny vermag mich beſſer zu vertheidigen als Sie, und wären Sie Demoſthenes in eigener Perſon. Jenny hatte am Abend des Verbrechens Sie zum kranken Onkel geſchickt, und da ich ſie für Ihre Frau hielt, durfte ich's ja nicht ſagen, daß ich bis eilf Uhr bei ihr war. Ich bin es, dem ihr ſtiller Gram gilt; darum ruft ſie herbei, daß ihr Zeugniß mich befreie und ich dagegen ihren Kummer hebe.“ Nach dieſen Worten ſank Rivolet erſchöpft auf ſeine Bank zurück, und obwohl die meiſten der Anweſenden geneigt waren, ihn für wahnſinnig zu halten, ſo befahl dennoch der Präſident, Jenny zur Stelle zu beſcheiden, und hob unterdeſſen die Sitzung auf.

8.

Drei Wochen nach dem Tage der Gerichtsſitzung führte Rivolet die ſchöne Jenny zum Altar. Zeugen waren der alte Doktor, der die heilſamen Folgen einer Gefängnißkur ſo richtig vorhergeſagt hatte, und der königliche Prokurator, der das vorgeſchriebene Mittel dem Kranken hatte angedeihen laſſen. Bei der Hochzeittafel ſagte der Prokurator zu Eugen: „Ihre Antrittsrolle in der Laufbahn des Vertheidigers war glänzend, mein junger Freund, wenn auch Ihre Eigenliebe dabei nicht ganz befriedigt ward, denn Ihre Schweſter war hier ein beſſerer Advokat, als Sie. Zur Vervollſtändigung jedoch Ihrer damals unterbrochenen Rede können Sie die Vertheidigung der wahren Thäter unternehmen, die in unſern Händen ſind; denn dieſe Leute haben ſicherlich eine Art von abergläubiſchem Vertrauen auf Ihr Glück in dieſer Sache.“ — Eugen übernahm die Aufgabe, doch ohne daß es ihm ſpäter geglückt wäre, die Uebelthäter zu retten, wie einſt den Unſchuldigen.

Auf Jenny's Dringen behielt der neuverjüngte Rivolet ſeine alte, bequeme Tracht bei, doch nicht ſeine pedantiſchen Gewohnheiten, die den kranken Hageſtolz einſt bezeichneten. Vor allen Dingen aber flog die Perrücke in's Feuer, und dann das Tagebuch, wobei Jenny, gerührt und dennoch ſchelmiſch, zum erſten- und lezten Male in ihrem Leben Lateiniſch ſprechend, mit erhobenem Zeigefinger ſagte: „Nimia praecautio dolus.“

Korreſponden-Nachrichten.

Paris, December.

(Beſchluß.)

Noth der Dramatiker.

Die klaſſiſchen Dichter, das heißt die den alten, ſtrengen Regeln huldigenden, beklagen ſich, daß das Théâtre français ſich zu ſehr dem romantiſchen Geſchmacke hingebe, und daher die Dichter der neuen Schule begünſtige. Leztere aber haben auch Urſache zur Unzufriedenheit, und ſo eben hat Victor Hugo, der Erſte dieſer Schule, einen förmlichen Prozeß mit dem Direktor des Théâtre français ausgefochten, weil dieſer den mit dem Dichter eingegangenen Contrakt gebrochen und mehrere ſeiner Stücke nicht mehr aufgeführt hatte. Das Handelsgericht, vor welchem der Prozeß geführt wurde, hat den Direktor verurtheilt, in Zeit von ſechs Monaten die im Vertrage genannten Stücke zu ſpielen, und außerdem dem

Dichter eine Entschädigung von 6000 Fr. wegen unterlassener Aufführung zu zahlen. Solche Darstellungen par ordre de justice kommen ziemlich oft vor, und die Pariser Journale machen sich darüber lustig; der Dichter gewinnt aber wenig dabei; denn wenn die Schauspieler übler Laune sind, so lassen sie solche aufgezwungene Stücke von den Mittelmäßigen unter ihnen, besonders Debütanten, aufführen. Das Publikum wird der Darstellung müde, und das Stück sinkt dann von selbst in Vergessenheit. Ich kenne einen jungen Dichter, dessen ganzes Streben seit einigen Jahren dahin ging, ein Lustspiel in fünf Aufzügen auf's Théâtre français zu bringen. Nach langwieriger Arbeit hatte er im vorigen Jahr das Stück vollendet, mußte aber einige Monate warten, ehe er es dahin bringen konnte, von den Herren Schauspielern zur Vorlesung zugelassen zu werden. Endlich wurde der verhängnißvolle Tag anberaumt. Der Dichter las sein Stück mit klopfendem Herzen vor; man fand es gut, Dlle. Mars versprach sogar eine Rolle darin anzunehmen. Wer war nun glücklicher als der Dichter! Der Winter, das Frühjahr und der Sommer verstrichen. Im Herbste, hieß es, solle sein Stück auf die Bühne gebracht werden. Es wurde in der That vorgenommen, einstudirt und bereits prosirt. Was konnte nun noch die Darstellung hindern? Zwar erschienen Cas. Delavigne und Scribe jeder mit einem neuen Stücke; allein der junge Dichter war Herr und Meister des Feldes, denn sein Stück wurde schon probirt. Aber da erscheint plötzlich Alexander Dumas mit seinem Caligula, mit seinem römischen Gastmahl und all dem Shakespeare'schen oder Dumasschen Zubehör. Die Schauspieler werden beim Vorlesen hingerissen und versprechen sich goldene Berge von dem Erfolge dieses sonderbaren Stückes. Alsbald wird Alles, was man unter den Händen hatte, bei Seite gelegt, Decorationen werden bestellt, Costüme verfertigt, Rollen vertheilt; der junge Dichter muß zurücktreten und ist nun der unglücklichste Mann von der Welt, denn er hat den günstigen Augenblick verfehlt; vielleicht kommt dieser niemals wieder. Ja, der Theaterruhm ist hier nicht so leicht zu erringen, als man sich vorstellt. Glücklich derjenige, welcher nicht den Ehrgeiz hat, auf diesem Tummelplatze der verschiedensten Leidenschaften aufzutreten und seine Seelenruhe auf's Spiel zu setzen! Wer den Sieg davon trägt, erntet freilich manchen Vortheil; aber wie Viele verlieren Zeit und Mühe und kümmern sich vergebens ab, indeß ihre Nebenbuhler triumphirend einherziehen! Dg.

London, December.

(Fortsetzung.)

Reform der Criminalgesetze.

Des Erzählungsstoffes für meine Berichte hat es in den vergangenen Wochen so viel gegeben, daß ich erst heute eines der erfreulichsten Resultate erwähnen kann, welches vom letzten Parlament ausgegangen und am 1sten Oktober in's Leben getreten ist. Ich meine die acht Parlamentsakten, welche sämmtlich Milderungen des peinlichen Rechtes enthalten. Bis in die neuere Zeit waren die englischen Criminalgesetze von eherner Faust mit eisernem Griffel, man kann sagen, mit Blut auf Stein geschrieben, und das Hängen war so an der Tagesordnung, daß bei der Leichtigkeit, mit welcher die Geschwornengerichte sogar auf den Grund entfernter Indicien ihr Schuldig aussprachen, selbst der ehrlichste Mensch zuweilen ein leichtes Halsjucken fühlen mußte. Nicht das kleinste Uebel bestand außerdem darin, daß, je mehr Leben der Strick nahm, desto mehr Hängecandidaten ihm zuwuchsen, daß die Strenge der Gesetze und ihre starre Handhabung die Zahl der Verbrechen eher mehrten, als minderten. Die Vergleichung des englischen Criminalzustandes mit dem des Continents mag am meisten dazu beigetragen haben, den Gesetzgebern endlich die Augen zu öffnen. Es unterliegt keinem Zweifel und wird von Niemand als von zugeknöpften Engländern geleugnet, daß die Nation in geistiger und gesellschaftlicher Beziehung während der ganzen Dauer der Continentalsperre, sey es aus Haß gegen alles Fremde, oder weil ihr politischer Kampf die einzige Achse aller ihrer Anstrengungen war, ziemlich unverrückt stehen geblieben war. Sobald die Schranke gefallen war, welche die Engländer jahrelang vom persönlichen Verkehr mit dem deutschen und französischen Festlande ausgeschlossen, strömten sie in Schaaren über den Kanal, sahen die Veränderungen zum Bessern, welche rüstige Geister dort inzwischen geschaffen, kehrten in die Heimath zurück, stellten das Dortige neben das Hiesige, vergaßen den Haß, den jetzt kein Krieg mehr nährte, und wiesen den vom Frieden außer Thätigkeit gesetzten Kräften die erstarrte Volkscultur zum Wirkungskreise an. Bald rasch, bald langsam, doch ziemlich überall, oft mit dem günstigsten, vielleicht nirgends mit gar keinem Erfolge griffen sie die Arbeit an, und wie diese Bestrebungen unstreitig einer der schönsten Gewinne sind, welche der europäische Friede England gebracht hat, so ist es auch in hohem Grade interessant, seinem Einflusse auf alle Zweige des englischen Volkslebens nachzuspüren, und es müßte ein Werk vom höchsten und allgemeinsten Interesse seyn, dessen Verfasser es gelänge, jenen Gesammteinfluß in allen seinen Schattirungen zu zeichnen, den Kern der Wahrheit aus der häufig sehr dünnen Schale mit sicherm Auge und sicherer Hand glatt herauszuschneiden. Dies in Parenthese, und nun zurück zu den acht Parlamentsakten, deren Bestätigung von Seiten der Königin kurz nach ihrem Regierungsantritt als ein Omen gelten könnte, daß ihr Regiment ein mildes und wohlthätiges seyn soll. Möge es das, und ein glorreiches muß es werden, wenn unter ihrem Scepter England erringt, was ihm vor Allem Noth thut, und ohne was die englische Nation an innerm Werthe bald den gesammten Völkerschaften Europa's nachstehen muß: moralische Wiedergeburt durch das einzige dahin führende Mittel geregelter Nationalerziehung; ich sage nicht, verbesserter Nationalerziehung, denn was gar nicht vorhanden ist, kann weder gut, noch schlecht seyn. — Das erste der acht neuen Gesetze hat die Todesstrafe für begangene Fälschungen schlechterdings aufgehoben. Ehemals wurde ohne Barmherzigkeit aufgeknüpft, wer eines Verbrechens dieser Art wirklich oder laut Ausspruch der Jury sich schuldig gemacht. Dies dauerte bis in die Regierung Georgs IV. Hier wurden die ferner am Leben zu ahndenden Fälschungen auf zwei beschränkt: Fälschung letzter Willensverordnungen und Fälschung von Vollmachten zum Verkauf inländischer Staatspapiere. Auch diese zwei Ausnahmen haben also nun aufgehört, und die an die Stelle des Stranges allenthalben getretenen Strafen sind Transportation oder Gefängniß, jene entweder auf Lebenszeit oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren, dieses auf nicht mehr als vier und nicht weniger als zwei Jahre. Die Wahl steht beim Richter nach Maßgabe vorwaltender oder fehlender Milderungsgründe. Dagegen ist eine Willkühr ihm genommen, die ein bezügliches Gesetz aus der Regierung des letzten Königs ihm ertheilte, die, einen zur Transportation Verurtheilten vorher auf beliebige Zeit in das Distriktsgefängniß, in eine Strafanstalt oder in ein Zuchthaus zu schicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 102 u. Intelligenzblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 22. December 1837.

Der Liebhaber ſoll nicht unentgeldlich ſeufzen, der Launige ſoll ſeine Rolle in Frieden endigen, der Narr ſoll den zu lachen machen, der ein liplices Zwergfell hat, und das Fräulein ſoll ihre Geſinnung frei herausſagen, oder die Verſe ſollen dafür hinken. — Was für eine Geſellſchaft iſt es?

Shakespeare.
Hamlet.

Cosa rara.

Erzählung von E. Spindler.

1.

Wenn eine kleine Stadt die im Laufe des Sommers geſchloſſenen Ehen genugſam beſprochen, ihren Herbſtjahrmarkt überſtanden und ihren erſten Winterball abgetanzt hat, ſo gibt es zwiſchen dem Martinstag und dem Weihnachtsfeſte für ſie kein größeres Ereigniß, als die Ankunft und das Debüt der Schauſpielergeſellſchaft, die ihr die Langeweile der Schnee- und Regenabende zu verkürzen kommt.

Seeburg iſt eine kleine, eine lebensluſtige Stadt. Sie hat ihre Jahrmärkte und ihr Caſino; ſie hat auch ihr Theater: ein ſehr elendes hölzernes O, aber der Genügſame weiß ſich zu beſcheiden, und eine lebhafte Einbildungskraft ſieht auch die ſchmutzigſte, engſte und dunkelſte Bühne für die Bretter an, die die Welt bedeuten. Die Seeburger ſind klug und wiſſen, was ſie für ihr winziges Eintrittsgeld von ihrer dramatiſchen Kunſtanſtalt zu erwarten haben. Ein leidlicher Amoroſo, eine paſſable Liebhaberin, ein graſſer Böſewicht, vor allem ein pudelnärriſcher Buffo ſind es, was das Publikum verlangt, und nicht überſpannt iſt die Forderung.

So ſchnaubte denn einmal an einem trüben Novembertage das Dampfſchiff daher, das auf ſeinem Rücken und in ſeinem Bauche die erſehnte Künſtlergenoſſenſchaft trug, und die männlichen Theatergönner der Stadt waren bei der Ausſchiffung gegenwärtig, beſahen von Ferne das wunderliche und kraus durcheinander treibende Getümmel. Ein bunter Schwarm von genial zugeſtutzten Leuten breitete ſich auf dem Landungsplatze aus und fiel in das nächſte Gaſthaus ein, woſelbſt der beſonnene Direktor, in den vornehmen Pelzrock eingeſchnürt, für die Ankömmlinge das Abſteigequartier beſtellt hatte.

Wer ſagt die Stämme, denen ſie entſproſſen, die Künſtler? Wer nennt die Länder und Geſtade, woher ſie kommen, die Freudebringer? Alle Dialekte zumal plaudern in dem Wirthshauſe zu den Ohren der beſtürzten und betäubten Kellner und Diener. Des Reiſens Gewohnheit macht die Fremdlinge im Nu zu Herrſchern des Hauſes. Zwanzig Befehle auf einmal beſtürmen den Wirth; die Wirthin iſt von den Damen am Herde belagert; der kleine Stab der Geſellſchaft barrikadirt die Gänge und Treppen des Hauſes mit Kiſten und Koffern und Schachteln; die Kinder der Truppe ſchreien und jubeln, maulen und weinen. Der Unternehmer geht umher mit prüfenden Blicken, muſtert die vor der Thüre aufgepflanzten Lanzenbündel, mißt die Höhe des Thronhimmels, der an der Mauer lehnt und bis an die Fenſter der erſten Etage reicht. Er zählt die Frachtſtücke, die Häupter ſeiner Lieben, die Couverts, die nach und nach die Tafel bedecken,

und die Kronenthaler in seiner Tasche, die geopfert werden sollen für die Kosten des Einstands. Wenn auch seine Stirne sich faltet, um so heiterer sind die Stirnen seiner Jünger. Sie speisen und trinken mit Appetit, sie lachen und schäkern mit Fröhlichkeit. Haben sie doch wieder eine Station der Ruhe erreicht, die glücklichen Wanderer, die, „wenn gleich immer voll Sorgen, dennoch stets ohne Kummer.“ — Ihr Gepäck wiegt schwer, ihr Beutel ist nicht inhaltsleer, und reich, überschwenglich reich sind sie an Hoffnungen, die ein gütiges Geschick dem armen Künstler als Heckepfennige und unaufzehrbare Aussteuer in ein mühseliges Leben voll Entbehrungen mitgab. — Der Eine sieht in den wohlwollenden Augen des Direktors die Regisseurwürde, die ihm nicht entgehen kann; der Zweite träumt von schmachtenden Blicken und Liebesbriefen; der Dritte hofft die Scharte auszuwetzen, die ihm das undankbare Sommerpublikum geschlagen; der Vierte schmunzelt, eine Depesche des Hoftheaters erwartend, das endlich seinen langverkannten Verdiensten die Krone aufsetzen soll durch ein Engagement von vielen Jahren; ein Fünfter ahnt sogar in tiefster Seele wonneschauernd ein Dekret von hoher Hand, betrachtet mit lebenslänglicher Anstellung in jenen Kunstparadiesen, wo „sie nicht mehr säen und ernten im Schweiß des Angesichts, und dennoch erhalten und ernährt werden vom Herrn.“ — Die Damen? je nun, sie hegen die Hoffnungen des ganzen Geschlechts: sie denken Alle zu gefallen, und warten auf eine Zukunft voll Rosen.

Die Damen waren das Hauptaugenmerk der still beobachtenden Seeburger Theaterfreunde. Ob wohl eine Schönheit unter ihnen? ob wohl die Primadonna reizender als die des vorigen Winters? ob der Verheiratheten viele, ob die Unversagten die Mehrzahl? Dies waren die wichtigen Fragen, die von den spürenden Kennern und Gönnern erörtert werden mußten. Die erste Frage wurde sehr bald beantwortet und erledigte alle folgenden. „Es ist nicht ein erträgliches Gesicht unter den Weibern,“ flüsterten sich die Forscher zu und gingen, um ihr Mittagessen nicht zu versäumen.

Drei junge Männer schlenderten Arm in Arm die Straße hinauf. Der eine war ein Assessor, der andere ein Kaufmann, der Dritte nicht Beamter und nicht Handelsmann. Er hatte den Schnurrbart und den spornklirrenden Stiefel eines Offiziers; er that vornehm und nachlässig wie ein Edelmann, aber er war keines von beiden. Raimund war ein Rentier, dem des Vaters reiche Verlassenschaft Titel, Sold und Wappen entbehrlich machte. Er hielt nicht einmal viel auf den Charakter eines Mannes, lebte in den Tag hinein ohne Befriedigung und ohne Reue, war gut und böse, je nachdem es fiel, gewöhnlich zur Unzeit. „Das wird eine traurige Lust absetzen!“ äußerte er spottend zu seinen Freunden. „Was können wohl die Alltagsgesichter dem geläuterten Geschmack des Publikums bieten?“ — „Hm, man wird vorlieb nehmen müssen,“ bemerkte der Assessor achselzuckend. — „Wie das Geld, so die Waare,“ fügte der Kaufmann hinzu. — „O ihr armen Kleinstädter!“ nahm Raimund abermals das Wort, „Euer Loos ist, von der abgeschmackten Mittelmäßigkeit euer Lebenlang gepeinigt und gelangweilt zu werden. Wohl mir, daß ich mich der Trauerkomödie zu entziehen im Begriff stehe. Ich werde mich hüten, das Theaterplaisir von Seeburg mit ausstehen zu helfen. Morgen setze ich meine Reise nach Paris fort.“ — „Die alte Leier seit fünf Monaten,“ lächelte der Assessor. Der Rentier erwiderte hitzig: „Was beweist dieser Sarkasm? Daß ich gutmüthig genug war, mir seit mehreren Monaten von eurer schönen Gegend eine Nase drehen zu lassen. Aber der Sommer ist vorüber, der Himmel nicht mehr blau, der Wald nicht mehr grün . . . .“ — „Und unsere Gesellschaft, die dich so sehr entzückte?“ fragte der Kaufmann. „Schätzbar, auf Ehre, sehr schätzbar,“ antwortete Raimund etwas verlegen; „ich gestehe, daß nur eure Freundschaft mich im langweiligen Herbst fesseln konnte; aber gesteht nun auch eurerseits, daß ich sie vergolten habe, indem ich das Debüt der italienischen Oper zu Paris versäumte. O Rubini, o Lablache, o himmlische Grisi! ich war nicht dabei, als ihr zum ersten Male in dieser Saison den Schmelz eurer Zauberkehlen vor dem Ohre der Dilettanti perlen ließt!“ — „Spricht er nicht, als sey er ein langjähriger Pfeiler der italienischen Oper?“ fragte der Assessor lachend; „doch hat er noch den Fuß zum ersten Male nach Frankreich zu setzen und hat das Canaan noch nicht gesehen, wohin er schon seit einem halben Jahre pilgert, ohne vom Fleck zu kommen!“ — „Ihr seyd undankbare, seyd gewissenlose Spötter!“ rief Raimund; „ich war ein Thor, mich in Krähwinkel festhalten zu lassen. Aber beschlossen ist's: ich reise morgen. Ich werde sogleich Befehl geben, daß gepackt werde. Lebt wohl, Freunde. Ihr seht mich in Seeburg nimmer wieder!“ Am Abend lief schon in allen Zirkeln das Gerücht umher, der reiche junge Herr mache Ernst mit seiner Reise und die neu angelangte Komödiantengesellschaft sey unter aller Kritik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Ein Engländer hat vor einigen Jahren eine Steinhauermaschine erfunden, welche mit außerordentlichem Erfolge arbeiten soll. In den Steinbrüchen bei Arbroath werden sechs solcher Maschinen durch Dampf in Bewegung

geſezt. Am einen Ende ſchiebt man die rohen Steinblöcke in die Maſchine, während am andern die behauenen, vollendeten Quadern herausgenommen werden. Das Behauen der Steine auf dieſem Wege ſoll wenigſtens viermal wohlfeiler zu ſtehen kommen, als das Bearbeiten mit der Hand. Dieſe Erfindung iſt in der That ſehr beachtenswerth und wird, wenn ihrer allgemeinen Ausführbarkeit einſt nichts mehr im Wege ſteht, unberechenbare Folgen haben.

Im Gebiete der Landwirthſchaft machen in England die Dampfdreſchmaſchinen und der neu erfundene Dampfpflug Epoche. Indeſſen geht in neuerer Zeit das wohlgemeinte Beſtreben, die Handarbeit durch automatiſche Apparate zu erſetzen und Kraft und Zeit zu ſparen, namentlich in England in's Weite. Nicht genug, daß man dort bereits anfängt, die Häuſer ſo zu ſagen mit Dampf zu bauen, die Arbeiter in den Fabriken ſind nun ſogar der Mühe enthoben, die Treppen auf und ab zu ſteigen; die Dampfmaſchine ſchafft ſie, um ihre Kräfte zu ſchonen, von einem Stockwerk in das andere. Die Pariſer Straßenkehrmaſchine, welche mit ſechzig Beſen einherkommt, die Holzhackmaſchine, von welcher der Wiener Holzlieferungsverein, Phorus genannt, noch Bruchſtücke aufweiſen kann, die Fleiſchhack-, Wurſtfüll- und Teigknetemaſchinen und dergleichen ſcharfſinnig ausgedachte Apparate mehr, ſind glänzende Belege für die in neuerer Zeit epidemiſch ausgebrochene Maſchinenwuth.

Alle dieſe mechaniſchen Kraftſparungs-Kunſtwerke und induſtriellen Eſelsbrücken haben doch wenigſtens ihren Zweck getreulich erfüllt; die Knetmaſchine kneter ihren Teig trotz den ſehnigſten Bäckerfäuſten, die Dreſchmaſchine driſcht darauf los wie fünfhundert Dreſcher, und die Wiener Holzhackmaſchine hätte die ganze Legion der Holzhacker zu Grunde richten können, wenn ſie gewollt hätte. Allein unzählbar iſt das Heer zweckloſer, abſurder Erfindungen, welche jährlich aus ſumpfigen Köpfen unſers Jahrhunderts gleich Irrwiſchen emportauchen und eben ſo ſchnell wieder untergehen. So kommt jedes Jahr ein Dutzendmal das perpetuum mobile und mit dieſem ein Dutzend Narren zum Vorſchein. Die Erfindung einer Maſchine, welche, die Urſache ihrer Bewegung in ſich ſelbſt tragend, ohne weiteres Zuthun ewig fortgeht, iſt von jeher die verführeriſche Lieblingsidee geweſen, an der ſich gar mancher Induſtrieritter, in der edlen Abſicht, die Menſchheit zu beglücken und nebenbei Millionär zu werden, den Verſtand abgerieben hat. Es iſt zu bedauern, wie viel Zeit und Geld an dieſe fixe Idee ſchon verſchwendet worden iſt und noch jährlich vergeudet wird. Schon der alte Hydrauliker Belidor erklärt die unglücklichen Spekulationen, ein mechaniſches perpetuum mobile zu erfinden, für nichts anderes als für Blähungen des Gehirns. Ein Schmiedemeiſter zu Lemſal in Liefland erfand vor vierzig Jahren eine Mahlmühle, welche durch ein paar Eimer Waſſer nicht nur in Bewegung geſezt, ſondern auch in ewiger Bewegung erhalten werden ſollte. Der ſcharfſinnige Erfinder hatte nämlich den kühnen Gedanken, mit dem Waſſerrade zugleich ein paar Pumpen in Verbindung zu ſetzen. Das Waſſerrad ſollte nun nicht nur die Mühle treiben, ſondern es mußte auch alles verbrauchte Waſſer beſtändig ſelbſt wieder auf ſeinen Scheitel pumpen, damit auf dieſe Weiſe die Bewegung nie aufhören könnte. Obgleich Sachverſtändige dem Erfinder bedeuteten, er werde nicht eher reuſſiren, als bis es ihm gelänge, an ſeinem eigenen Zopfe, wie Münchhauſen, ſich aus dem Sumpfe zu ziehen, ſo war er doch ſo verrückt in ſeine Idee, daß er ſogar ein Buch über ſeine „trockene Mahlmühle“ ſchrieb, worin er umſtändlich bewies, daß ſeine Mühle mit ein paar Eimern ſtehenden Waſſers bis an das Ende der Welt gehen müſſe, und daß gar nichts dabei zu thun wäre, als ſie von Zeit zu Zeit einzuſchmieren und alle paar Jahre einige Flaſchen Waſſer zuzugießen, um das Verdunſtete zu erſetzen. Solche und ähnliche mechaniſche Mißgeburten kommen beinahe täglich noch zur Welt. Traurig aber iſt es, wenn ſich Menſchen, denen es an Scharfſinn nicht fehlt, oft ihr halbes Leben lang mit den undankbarſten Spekulationen abquälen, und zulezt doch nichts zu Stande bringen, als eine ſcharfſinnige Spielerei. Es ſind ſchon Schreibmaſchinen erfunden worden, welche, wie ein Klavier durch Taſten in Bewegung geſezt, wirklich ſchrieben; aber bis ſie ein Wort zuſammenkritzelten, hatte man auf die gute alte Manier mit der Hand eine ganze Linie geſchrieben. Am Wiener polytechniſchen Inſtitut wird ein ſolches Wunderwerk aufbewahrt. In dieſe Kategorie gehört auch die Erfindung einer Buchdrucker-Setzmaſchine, der ſelbſtwirkenden Lichtputzmaſchine, des Dampfwagens, welcher ſeine Eiſenbahn vor ſich herſchiebt und hinten wieder aufpackt, aller Sorten von Lauf-, Fahr-, Flug- und Schwimmmaſchinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Moden.

Das Modejahr beginnt ſo ziemlich in allen Städten, deren Vorgang über die Tracht ihres weitern oder engern Diſtrikts entſcheidet, mit dem Eintritt des Winters. Um dieſe Zeit pflegen ſich immer auch in der männlichen Tracht, ſo einförmig und ſtationär ſie im Ganzen iſt, einige Neuerungen bemerklich zu machen. Mehr oder weniger extravagante Formen werden von den Pariſer Schneidern erfunden, in die Welt hinausgeworfen und von ihren Kollegen zu Wien, Hamburg, Petersburg u. ſ. w. modifizirt. Dieſer Trachten bemächtigt ſich ſofort eine gewiſſe Claſſe und trägt ſie zur Schau. An jedem Ort aber gebühren dieſe ſieggewohnten vorgeſchobenen Plänkler der Mode vorzugsweiſe wieder andern Ständen an: hier iſt es der junge Edelmann oder der

liebenswürdige, kurz vor oder nach dem allgemeinen Frieden geborene Offizier in Civil, dort ist es der Commis, der Schauspieler, der Künstler, zuweilen sogar der Schriftsteller, anderswo der Beamte vom Assessor abwärts. Immer ist es aber der interessante Menschenschlag mit Manschetten und hellen knappen Handschuhen, und mit dem schelmischen oder schwärmerischen Auge, der in Romanen und Schauspielen unter der weiblichen Welt so große Verheerungen anrichtet und in der Wirklichkeit ein uraltes Privilegium auf die Bewunderung ganz junger Frauenzimmer besitzt. Man mag über diese Leute spotten, aber denjenigen, welche sich im Aeußern mit Bedacht in die Zeit schicken möchten, leisten sie wesentliche Dienste. Unter Männern von natürlichem oder angebildetem Geschmack ist es Mode, nie ganz in der Mode zu seyn, und jene schimmernden Personen dienen ihnen als Pharen zur Warnung vor den Untiefen der Abgeschmacktheit. — Statt der langen, schleppenden, kothfangenden Tuchüberröcke kamen diesmal mit Eintritt der kälteren Jahreszeit jene kurzen, mit Schleifen versehenen Röcke von dickem, zottigem, pelzartigem Zeuge (beau skin) auf. Die Eleganten warfen sich rasch in dieses Kleidungsstück, das, gleichsam ein eingedickter Mantel, die freie Draperie des leztern in straffen Contouren um den Körper gießt. Der besonnene Mann verkannte auch die materiellen Vorzüge desselben keineswegs; dies hinderte ihn aber nicht, bevor er darnach griff, sein ästhetisches Gewissen zu befragen. Er konnte sich wohl denken, daß ein solches Fließ einen zartgegliederten Gallier mit schmalem, hohem Kopf vielleicht nicht übel kleide; er sah aber auch mit Schrecken, wie dieser „Comfortable“ am Leibe manches vierschrötigen Germanen nur wie das von der Cultur zugestuzte Bärenfell unserer barbarischen Ahnen erscheint. — Die auffallendsten unter den neuesten Neuigkeiten sind zwei Sorten Ueberröcke von ganz entgegengesetztem Charakter. Die elegante junge Welt zu Paris trägt gegenwärtig einen knappen kurzen Ueberrock von hellfarbigem Tuch mit einem Pilgerkragen, petite rotonde genannt, der in freien Falten nur den halben Rücken hinabreicht. Nicht leicht ist ein affektirteres, weibischeres Kleidungsstück erfunden worden, und man darf hoffen, daß es die Sphäre der genannten goldenen Jugend nicht überschreitet. Daneben nun ist ein Ueberkleid aufgekommen, das hinsichtlich der Grazie den wahren Antipoden des eben erwähnten bildet, der sogenannte Paletot, ein plumpes, kurzes, wamsartiges Ding, dessen gemeiner, viereckiger Umriß alle männliche Koketterie neutralisirt. Paleto heißt auch nach dem Dictionär der Akademie das grobe Wams spanischer Bauern. Wenn jener Gürtout die Vortheile des Wuchses gar zu kokett heraushebt, so scheint sein unähnlicher Zwillingsbruder darauf berechnet, die bedeutendsten Gebrechen zu bedecken. Dieser könnte demnach der Keim zu einer zweckmäßigen Tracht für das vorgerücktere Alter enthalten, wenn er nicht gar zu vernünftig wäre; so aber ist ihm, wie klugen Kindern, kein hohes Alter zu versprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Reform der Criminalgesetze.

Das zweite neue Gesetz mildert die Strenge des bisherigen Rechts in Bezug auf Vergehungen wider die Person. Ihm zufolge soll von nun an mit dem Tode bestraft werden, bloß, wer Jemand Gift mischt oder Jemand sticht, schneidet oder verwundet, Alles in der Absicht, dem Andern das Leben zu nehmen. Alle übrigen Vergehungen dieser persönlichen Gattung sollen mit lebenslänglicher Transportation oder Einsperrung angesehen werden. Dahin gehört auch ein Verbrechen neuer Art, welches hier zum ersten Male in der englischen Gesetzgebung erscheint. Der Vorfall in Liverpool, wo ein unglücklicher Postbeamter beim Stempeln der Briefe durch das Zerplatzen eines derselben, der für seine Adresse, einen auswärtigen Gouverneur, mit Knallsilber gefüllt gewesen, lebensgefährlich verletzt wurde, hat so viel Aufsehen erregt, daß sich wohl Jedermann desselben erinnert. Als dieser Vorfall zur Untersuchung kam, fand sich, daß kein Gesetz vorhanden war, welches die dem Verbrecher zuzuerkennende Strafe bestimmte, und ein fremdartiges mußte analog angewendet werden. Jezt ist dem Mangel abgeholfen, und wer fortan, in der Absicht, Jemand körperliches Leid zuzufügen, ein ähnliches Knallsilberexperiment sich gelüsten und — ertappen läßt, soll nach Ermessen des Gerichtshofes entweder transportirt oder gefangen gehalten werden, dieses nicht über drei Jahre lang und jenes entweder auf Lebenszeit, oder auf nicht kürzer als fünfzehn Jahre. Zugleich enthält das neue Gesetz noch eine andere, bemerkenswerthe Bestimmung. Wurde bisher Jemand auf den Grund einer Vergehung wider Jemandens Person eines Todesverbrechens angeklagt und seine Schuld nicht erwiesen, so mußte er freigesprochen und, um wegen des geringern Vergehens ihn zur Strafe zu bringen, eine anderweitige Anklage wider ihn erhoben werden. Die Folge war, daß der Schuldige schon wegen der, mit zwei getrennten Anklagen verbundenen Schwierigkeiten oft ganz frei ausging. Dem vorzubeugen, ertheilt gegenwärtiges Gesetz den Geschworenen die Macht, solchen Falls und wenn das größere Verbrechen unerwiesen bleibt, den Thäter sofort des geringern, wenn nebenbei erwiesenen Vergehens schuldig zu finden, und die dann zu verhängende Strafe soll in nicht über drei Jahre ansteigendem Gefängniß bestehen. — Das dritte neue Gesetz handelt von dem an Jemandens Person verübten Raub und Diebstahl. Wer bisher Jemanden heimlich bestahl, sollte gesetzlich auf Lebenszeit transportirt, wer Jemand anfiel und beraubte, beim Halse aufgehangen werden, bis er todt. Jezt soll die Todesstrafe bloß eintreten, wenn der Raub von einer gewaltsamen Handlung begleitet, der Beraubte dabei gestochen, geschnitten oder sonst verwundet worden ist, jedoch ohne Unterschied, ob die Gewaltthätigkeit vor, während oder unmittelbar nach der Beraubung geschehen. Aller andere, ohne gewaltsame Mittel an Jemandens Person begangene Diebstahl soll nunmehr dem gemeinen Diebstahl gleich gelten und als solcher, sey es mit Transportation auf nicht über fünfzehn und nicht unter zehn, oder mit Gefängniß auf nicht länger als drei Jahre bestraft werden. Dieselbe Bill erkennt das Gesetz denjenigen zu, die in der Absicht, Geld von Jemand zu erpressen, ihn eines naturwidrigen Verbrechens anklagen oder anzuklagen drohen, vorausgesezt, daß die Absicht erreicht, dem Andern wirklich Eigenthum abgepreßt worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 23. December 1837.

— Bénissons Dieu
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit-il!

Bérangor.

Die induſtrielle Mechanik unſerer Zeit.

(Beſchluß.)

Ueber die Maſchinenwuth der neuern Zeit läßt der Engländer ſeine Satire in tauſend Witzen und Karrikaturen aus, obwohl, oder vielmehr weil gerade bei ihm dieſe Krankheit am meiſten graſſirt. Ein engliſches Journal ſpeist das Publikum folgendermaßen mit Dampf: „Nach dem glaubwürdigen Berichte eines Reiſenden beſizt der Inhaber des erſten Gaſthauſes zu Neuyork eine Dampfmaſchine, welche kocht, Meſſer und Gabeln reinigt, waſcht, Stiefeln puzt, das Gepäck der Reiſenden von einem Stockwerk in das andere ſchafft, raſirt, die Zimmer fegt und den Zudringlichen zum Hauſe hinaus wirft.“ Das amerikaniſche Eiſenbahnjournal erwähnt eines neuerfundenen Dampfwagens für gewöhnliche Straßen, der nicht nur ſeine Paſſagiere ſelbſt auf- und abladen, ſondern ſogar über ſeinen Frachtlohn ſelbſt Rechnung führen ſoll. Gar ergözlich iſt eine in London erſchienene, unſern gußeiſernen Zeitgeiſt karrikirende Lithographie mit der Unterſchrift: „The century of inventions anno domini 2000, or the march of aerostation, steam, rail-roads, moveable houses and perpetual motion.“ Im Vordergrund tummelt ſich eine Schaar Kinder auf kleinen Dampfroſſen herum; eines plazt und ſchleudert den Jungen auf einen Miſthaufen. Friſeurs, Barbierer und Aerzte rennen auf kleinen dreirädrigem Dampfwägelchen zu ihren Kunden. Ein Gentleman, ſeine Geliebte in einem eleganten Dampfgig ſpazieren führend, ruft dem Bedienten zu: „John, ſchnalle flugs deine Flügel an, fliege wie der Wind nach Haus und hole der Lady Fächer.“ Gar poſſirlich nimmt ſich die königliche Dampfgarde aus, welche auf kleinen vierrädrigen Dampfroſſen einherrollt, ſtatt der Sporen, Blasbälge an der Seite. Das Pferd eines Dampfgardiſten will nicht vorwärts, er ergreift den Blasbalg und bläst aus Leibeskräften in ein hinten angebrachtes Thürchen. Ein Kerl trägt einen ungeheuren Zettel an einer langen Stange, worauf die Annonce ſteht: „Morgen Nachmittag wird ein gußeiſerner Pfarrer in der Steinkohlenkapelle eine Dampfpredigt halten.“ In einer großen Bude wird unter ungeheurem Zudrang des Volks das lezte lebende Pferd gezeigt, und im Hintergrunde erblickt man eine ganze Flotte der größten Linienſchiffe in der Luft, welche, an ungeheure Luftballons gehängt, eine Expedition in den Mond zu unternehmen im Begriffe ſtehen, während unten ganze Kaffeehäuſer, Waarenmagazine und Hotels auf einer Eiſenbahn dahin rollen. Ein anderes Blatt ſtellt eine akademiſche Vorleſung im Jahr 3000 vor, wo der Student ſich nicht mehr ſelbſt in's Kollegium bemüht, ſondern ſeinen Pudel hinſchickt. Man erblickt in dem geräumigen Hörſaale eine Legion von

engliſchen Doggen, Pudeln, Spitzen u. ſ. w. mit Brillen auf der Naſe und auf den geſtiefelten Hinterbeinen reihenweiſe ſitzend. Jedes dieſer abgerichteten Thiere hat eine kleine Buchdruckerpreſſe in Form eines Claviers vor ſich; mit geſpannter Aufmerkſamkeit hört es auf die Worte des Profeſſors und drückt ſpielend ſeine Vorderpfoten auf die Claviatur, deren Taſten mit den Buchſtaben des Alphabets bezeichnet ſind. Hinten fallen die bedruckten Bogen in die untergeſtellte Mappe. Auf dem Katheder aber ſizt der Profeſſor in gußeiſernem Frack. Sein eherner Bauch birgt eine Kempel'ſche Sprachmaſchine, welche durch eine Seitenthüre ſichtbar iſt. Der Vortrag iſt, wie die Muſik einer Spieldoſe, auf einer mit unzähligen Stiften beſäeten Walze künſtlich eingetheilt; die Stifte, deren jeder einem Laut entſpricht, wirken auf die eigentlichen Sprachwerkzeuge, nämlich Blasbälge, welche ſofort den Wind in Geſtalt von Worten nach der Mundöffnung des Automaten leiten. Die Vorleſung hat ſo eben mit den Worten geſchloſſen: „welche Vortheile aber die Wiſſenſchaft durch den Untergang der Sprache gewonnen hat, davon, meine Herrn, in der nächſten Vorleſung.“ Einzelne Spitze rennen ſchon auf zwei Beinen, die Mappe im Maul, der Thüre zu, um ihre Herrn mit dem gedruckten Inhalte zu erquicken; der Pudel, welcher die Sprachwerkzeuge des gußeiſernen Gelehrten durch zweckmäßig angebrachte Fußtritte in Bewegung geſezt hatte, ruht aus und der Pedell ſteht im Begriff, in den Bauch des Profeſſors für die morgende Vorleſung eine neue Walze zu ſchieben.

Alle dieſe und ähnliche Ausfälle gegen den mechaniſchen Spekulationsgeiſt unſerer Zeit paſſen wohl recht gut auf die übertriebene Sucht, dem menſchlichen Körper wo möglich alle Arbeit zu entziehen und auf automatiſche Apparate überzutragen. Das wahre Reich der Maſchinen, welches einen höheren, das Wohl der Völker wirklich fördernden Zweck umfaßt, iſt über alle Satire erhaben.

Außer der Reihe von produzirenden Maſchinen, deren Zweck die Verarbeitung und Veredlung der Naturprodukte iſt, weiſt das Gebiet des neueren Maſchinenweſens Apparate auf, deren Leiſtungen eine entſezliche, oft an das Fabelhafte grenzende Kraft beurkunden. In dieſe Kategorie dürfte außer jenen früher erwähnten Entwäſſerungsdampfmaſchinen, in welchen oft eine Kraft von 300 — 400 Pferden concentrirt iſt, auch die hydrauliſche Preſſe gezählt werden. Zum Beweis, wie der Menſch im Stande iſt, mit Hülfe der Maſchinen ſeine eigene Kraft bis in's Unglaubliche zu verſtärken, führen wir an, daß mit der hydrauliſchen Preſſe ein einziger Mann einen Balken von einem Fuß Dicke, der ſich auf zwei Fuß von einander entfernte feſte Punkte ſtüzt, entzwei brechen kann. Dieſer Verſuch wurde wirklich von dem Engländer Bramah, dem Erfinder der hydrauliſchen Preſſe, ausgeführt. In Yorkſhire in England ſollte vor einigen Jahren eine Baumwollenſpinnerei um ein Stockwerk höher gemacht werden. Anſtatt nun das Dach abzubrechen und ſpäter wieder aufzubauen, hob man es, ſo wie es war, mittelſt zweier hydrauliſchen Preſſen in die Höhe, mauerte guten Muths unter demſelben noch eine Etage auf das Gebäude und ließ dann das 1600 Centner ſchwere Dach ganz gemächlich auf den neuen Stock nieder. Aber auch ganze Häuſer von der ebenen Erde bis zum Giebel haben ſich ſchon der Macht der Mechanik fügen müſſen. Auf der Wilhelmshöhe bei Kaſſel kann man ein ſtattliches Gebäude von mehreren Etagen ſehen, welches früher an einer andern, mehrere hundert Schritte entfernten Stelle geſtanden hatte; es wurde nicht abgebrochen, ſondern an die Stelle, wo es jezt noch ſteht, hingerollt. Als ein ausgezeichnetes mechaniſches Kunſtwerk unſeres Jahrhunderts verdient die von dem verſtorbenen Salinenrath Reichenbach im Jahr 1817 bei Berchtesgaden erbaute Waſſerſäulenmaſchine erwähnt zu werden. Es ſollte nämlich ein gewiſſes Quantum geſättigter Soole aus den Salzwerken von Berchtesgaden nach Reichenhall über den 1218 Fuß hohen Soldenköpfel bei Illſang geleitet werden. Man hatte allgemein angenommen, daß dies nur durch mehrere, in gewiſſen Stationen übereinander geſtellte Maſchinen geſchehen könnte; Reichenbach aber entwarf den Plan zu einer einzigen Maſchine, welche den gewaltigen Druck einer 1218 Fuß hohen Salzwaſſerſäule allein überwinden ſollte. Ein berühmter Mechaniker erklärte dieſes Unternehmen für ein tollkühnes Wagniß, bei welchem Reichenbach nicht nur ſeine Künſtlerehre, ſondern auch das vom Staat ihm anvertraute Kapital von 300,000 Gulden auf's Spiel ſetze; man erzählt ſogar, derſelbe habe in öffentlichen Blättern geäußert, er wolle ſich hängen laſſen, wenn das Unternehmen gelinge. Aber es gelang vollkommen, und die ſchöne, elegant gebaute Maſchine arbeitet heute noch mit derſelben ſtummen, geräuſchloſen Energie, wie vor zwanzig Jahren, und es geht die Sage, jenem Propheten ſey ein Strick überſendet worden, mit dem Bedeuten, ſich nach Belieben ſelbſt aufzuknüpfen.

Cosa rara.

(Fortſezung.)

2.

Es war kein Wunder, daß ſich einige Tage darauf, bei der Probevorſtellung der Künſtler, nur ein geringes Publikum vor den Lampen einfand. Die Wenigen, die ſich eingefunden, waren gekommen, um ohne Nachſicht zu urtheilen und wo möglich Alles zu verdammen, was ſich vor ihren Augen begeben würde. Das Stück war gut gewählt, aber dieſe Wahl eben wurde getadelt; die Symphonie wurde

ganz artig gespielt, aber man fand sie abscheulich; die Eingangsscenen griffen lebendig ineinander, aber man gähnte, man hustete, man wiegte mißbilligend die Köpfe. — Wären die Schauspieler muthlos geworden vor diesen bedenklichen Symptomen der Volksungunst, die voreiligen Beobachter und Krittler hätten den Sieg davon getragen. Ein Individuum vor Allen, dessen Part für den heutigen Abend nur eine Nebenrolle war, hätte beinahe Alles verdorben. Der Mann, nicht mehr jung, von scharf markirtem Gesichte und der steifsten Haltung, die man sich denken kann, stand dann und wann wie ein Meilenzeiger auf der Bühne. „Wie unbeholfen!“ flüsterte das Auditorium. — Er sprach nicht übel, obschon mit wunderlicher Mimik, denn er ließ seine schwarzen Augen unbekümmert und nachlässig am Plafond des Saals schweifen, oder sah wie in Zerstreuung starr vor sich hin, als schaue er in eine andere Welt. Offenbar waren seine Blicke gar nicht, wo sie hin gehörten, und die Zuschauer fühlten sich von dieser sonderbaren Gleichgültigkeit verletzt. Zudem wußte der ungeschickte Künstler sich nur fehlerhaft zu drehen und zu wenden. Seine Schritte waren unsicher; meistens wurzelte er am Boden. Einmal verließ er seinen Lieblingsfleck auf der Bühne und wanderte gerade auf die scharfe Kante einer Coulisse zu, woran er sich die Nase zerstoßen haben würde, wenn ihn nicht sein Nachbar auf der Bühne noch zur rechten Zeit zurückgehalten hätte. „Der Mensch ist ein Narr oder betrunken!“ murrte wieder das Publikum. Viele lachten, einige spizten schon den Mund zum Pfeifen.

Da trat zu dem Verspotteten eine Gestalt, deren Erscheinung alsbald die Murrenden besänftigte und die tiefste Stille im Saal herstellte. — Sie war nicht schön zu nennen, die Schauspielerin, die jezt auf die Bühne schritt, aber eine unnennbar rührende Anmuth lag über ihre ernsten Züge verbreitet, so wie in jeder Bewegung der zierlichen Figur. — Ihre Sprache vorzüglich, gebildeter und reiner als die ihrer Genossen, drang wunderbar zum Herzen. Ein tiefer Gram schien um ihre Lippen zu spielen, eine nimmer trocknende Zähre in ihrem Auge zu schwimmen, ein ewiges Leid aus ihrer Brust zu reden. Aber es war ein muthig getragener Schmerz, ein lächelnder Gram, der ihr Antlitz verklärte, nicht verdüsterte: ein Cypressenkranz um die heitere Stirn eines Marmorhaupts gewunden. — Sie redete, und ihre Klage wurde zur Musik; sie erhob die Arme, und wer sie anschaute, betete mit ihr; sie zürnte, und wer sie hörte, erschrack, nicht vor ihrem Zorn, sondern vor der Nothwendigkeit, die eine selige Dulderin zwang, bittere Worte zu schleudern aus dem Munde, der nur zu segnen und zu lächeln geschaffen worden. — Plözlich, wie von Mondesstrahlen verscheucht, flogen die Wolken ihres Angesichts von dannen, und die schwermüthige Freundlichkeit war wieder in dem Gesicht, und die gütige Stimme, mit der sie den kurz vorher noch verspotteten Schauspieler anredete, bezauberte die Zuhörer dergestalt, daß sie aufgelegt wurden, Nachsicht mit dem alten Anfänger zu haben. — Da wollte der Zufall, der Störefried, daß der Mann, im Begriff, abzugehen, eine linkischere Wendung machte, denn zuvor, und strauchelnd die Hände von sich streckte. Der Unwille im Parterre äußerte sich heftiger; aber mit hastiger Angst faßte die Königin ihren Lehensmann beim Arme und führte ihn zum Ausgang. Indem sie sich wieder den Zuschauern zuwendete, machte sie, dem Gehenden nachdeutend und leise mit den Fingern über ihre Augen fahrend, eine ausdrucksvolle Geberde, die Jedermann mit schreckhafter Verwunderung verstand. „Blind? blind? des Gesichts beraubt?“ rauschte es von allen Lippen vernehmbar zur Bühne auf. Für einen Moment ihre Rolle bei Seite setzend, antwortete die Königin, selbst erschüttert: „Unheilbar blind, brodlos, wenn Sie ihn nicht dulden wollen. Er kennt seit gestern erst diese Bühne und ihre Dimensionen. Sobald er mit denselben vertraut und Ihrer Nachsicht bewußt, wird er keine Störung mehr veranlassen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Auch für den Paletot schreibt die Eleganz sehr helle Farben vor; doch bemächtigen sich auch ernstere Leute seiner Vortheile und wählen dazu dunkle Farben. Regel ist dabei, daß die Farbe der Beinkleider mit der des Ueberrocks möglichst contrastire: zum weißen Paletot schicken sich myrthengrüne, königsblaue, dunkelgraue, zum schwarzen, blauen, dunkelbraunen aber hellgraue oder haselnußfarbige Beinkleider. — Es ist wohl natürlich, daß in den sogenannten Morgentrachten, zu denen die bisher besprochenen Formen gehören, mehr Laune und Abwechslung herrscht, als im feierlichen, offiziellen Abendanzug. Indessen scheint sich der Zeitgeist in der gegenwärtigen Figur des eleganten Mannes bei Ball und Soirée ganz besonders gut zu gefallen und darin eine sehr entsprechende Aeußerung seiner selbst gefunden zu haben. Vor vielen Jahren schon hat er dieses Meisterstück erfunden, er ruht nun selbstgefällig aus und feilt und meiselt nur gelegentlich daran, wie ein alter Bildhauer an einer Lieblingsstatue. Das vornehmste und eigentlich charakteristische Inventarstück dieser Figur ist der Frack, das seltsame Ding, das sich wunderbar aus Ludwigs XIV. Leibrock heraus entwickelt hat, welch lezterer selbst nur eine hochmüthige Verlängerung des mittelalterlichen Wamses war. Wir geben ein ander Mal die Geschichte dieser merkwürdigen Metamorphose; hier nur die Bemerkung, daß das monarchische Prinzip unter den Flügeln des Fracks geborgen scheint. Sie haben zusammen die Julusrevolution überlebt, und ein Riß, der einstens den Frack zum Wams machte, ginge durch die Welt. Er ist der ruhende Knoten in der Schwingung der männlichen Tracht, ein Symbol der gegenwärtigen Cultur; er ist die allgemeine Uniform des Culturmenschen, welcher bedeutsame gesellschaftliche Akte vorzunehmen hat; er ist überall,

wo das Leben in seinem Ernste auftritt und des Lebens Lust am ernstlichsten genommen wird: er bekleidet den Supplikanten, Communikanten, Gevattermann und Leichenbegleiter so gut wie den Ballgänger, den warmen Verehrer der Primadonna im Schauspielhaus und den ästhetischen Theetrinker. Er ist die sichtbare Gestalt eines Mysteriums und kann von der Mode wohl äußerlich benagt, aber nicht in seinem Kerne angegriffen werden. Es sind bald zwei Generationen, seit dieses Kleidungsstück in seiner Idee unangetastet besteht, und die Veränderungen im Schnitt von einem Jahr zum andern sind so nichtssagend, daß der vernünftige Mann sie leicht ignorirt; seit langen Jahren aber war kein tonangebender Thor im Stande, einem Frack von anderer als ernster, dunkler Färbung Geltung zu verschaffen. — Der neueste elegante Frack wird aus dunkelkirschrothem Tuch (grenat) verfertigt mit stark vergoldeten Knöpfen. Das beinahe schwarze Tuch hat beim Licht einen prächtigen schillernden Glanz und die ciselirten, mit einem Akanthusblatt verzierten Knöpfe schimmern wie reines Gold. — Das dem Frack innewohnende conservative Prinzip erstreckt sich mehr oder minder auch auf das Beiwerk, das mit ihm den vollen Anzug bildet. Das obligate Beinkleid ist fortwährend von schwarzem Casimir. Etwas launischer in Stoff und Farbe zeigt sich die Weste; die modernste besteht aus schwarzem glatten Sammt, mit einer Stickerei von schwarzer, doch wohl auch von bunter Seide. Der Jabot ist zart geglockt und mit einer schmalen Spitze besetzt. — Die vor einigen Jahren aufgekommene kecke Ketzerei des schwarzen Halstuchs zu vollem Anzug war seitdem bekanntlich allgemeines Dogma geworden; jetzt rührt sich wieder der alte Glaube an das makellose weiße Halstuch; es könnte leicht wieder die Oberhand gewinnen, und allermittelst herrscht Schisma. „Viele junge Leute," sagt ein Pariser Modebericht, „darunter „große Namen," tragen fortwährend das schwarze Halstuch selbst zur vollsten Toilette; — cependant," fährt er fort, „la cravate blanche est rappelée par quelques exceptions irréfutables." Wenn man unsern deutschen Eleganten nur immer auch gleich sagen könnte, worin solche kategorische Ausnahmen bestehen! — Ein Mann von Welt trägt nicht leicht ein anderes Schnupftuch als ein weißes, und zwar soll das Schnupftuch des Mannes so fein und zart seyn als das der Dame, nur nicht so reich gestickt. In seine Morgenschnupftücher mag man sich Namenszug oder Wappen mit farbiger Baumwolle sticken lassen; aber wohlgemerkt, das Abendschnupftuch darf nie anders als weiß gezeichnet seyn. — Die elegantesten „Abendstöcke" sind aus hellfarbigem Rohr mit runder, schwarz und goldener Schnur und ciselirtem Knopf. Ein kleiner, glatter Edelstein, ein Karneol oder Malachit, oben in den Goldknopf gefaßt, ist immer noch sehr vornehm. Die „Morgenstöcke" sind aus sehr knotigem Holz; sie erinnern an die Prügel der weiland Incroyables und stehen in vollkommener Harmonie mit dem oben erwähnten modernen Bärenfell.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Reform der Criminalgesetze.

Das vierte Gesetz enthält neue Bestimmungen in Betreff nächtlichen Hauseinbruchs, burglary. Auf dieses Verbrechen stand bisher, ohne Ausnahme, der Strang, und es war in der That, um desselben schuldig befunden zu werden, nichts als der Beweis erforderlich, daß man zur Nachtzeit die Hand in das Innere eines fremden Gebäudes gesteckt. Von nun an soll die Todesstrafe auf die Fälle beschränkt seyn, wenn bei Gelegenheit des Einbruchs ein Mord versucht oder von Seiten des Verbrechers, wie das Statut es ausdrückt, Jemand gestochen, geschnitten, verwundet, geprügelt oder geschlagen worden. In allen andern Fällen soll das Erkenntniß auf lebenslängliche Transportation lauten. Nächstdem haben die Gesetzgeber klugerweise entschieden, innerhalb welcher Stunden der Einbruch geschehen seyn müsse, um ein nächtlicher zu heißen. Hierüber war beständiger Zank, zumal in London, wo es bisweilen den ganzen Tag über Nacht ist, und die Vorschrift des alten Gesetzes, daß der Umstand, ob es bei Begehung des Verbrechens Nacht gewesen oder nicht, seine Abfertigung darin finden solle, ob es hell genug gewesen oder nicht, die Gesichtszüge eines Menschen in der Entfernung von fünfzig Schritten zu erkennen, trug nicht sonderlich bei, die Beantwortung der Präjudicialfrage zu erleichtern. Jetzt dauert die gesetzliche Nacht das ganze Jahr hindurch von neun Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens. — Das fünfte neue Gesetz ändert das bisherige Recht, welches Seeräuberei unbedingt mit dem Tode bestrafte, wesentlich dahin ab, daß der Seeräuber bloß dann aufgeknüpft werden soll, wenn er etwas gethan, wodurch fremdes Leben in Gefahr gekommen. Widrigenfalls ist er lebenslänglich oder auf nicht kürzer als fünfzehn Jahre zu transportiren, oder nicht über drei Jahre lang in gefänglicher Haft zu halten. — Das sechste Gesetz ist betitelt: Akte zu Verbesserung des Rechts in Bezug auf Anzünden oder Zerstören von Schiffen und Gebäuden. Hier wird die früher allgemein angeordnete Todesstrafe auch ferner beibehalten, so oft Feuer an ein Wohnhaus gelegt, während Jemand sich darin aufhält, ein Schiff in der Absicht, zu morden, oder auf eine, fremdes Leben gefährdende Art angezündet, und ein falsches Licht ausgestellt oder ein falsches Signal ausgehangen wird, zu dem Zwecke, Schiffbrüche zu veranlassen. Außerdem erfolgt Transportation oder Gefängniß im öfters erwähnten Maße. — Das siebente neue Gesetz verordnet, daß alle und jede Verbrechen, deren Strafe bisher in Transportation auf Lebenszeit bestanden, von jetzt an nach dem Ermessen des Gerichtshofes mit Transportation auf fünfzehn, oder mit Gefängniß auf drei Jahre gebüßt werden sollen. In Uebereinstimmung mit dieser Milde vermindert das achte und letzte Gesetz die vom englischen Criminalrechte bisher gekannten fünfzehn Todesverbrechen auf sieben, nämlich: Hochverrath, Mord, Nothzucht, naturwidrige Vergehen, nächtlicher Hauseinbruch, Straßenraub und Feueranlegen, letztere drei unter den bereits angegebenen Beschränkungen. Die andern acht Verbrechen werden nunmehr mit Transportation oder Gefängniß geahnt. — So flüchtig gegenwärtige Skizze des gemilderten englischen Criminalrechts ist, dürfte sie doch die endlich auch in England rege gewordene Ueberzeugung beweisen, daß höchstens Blut mit Blut gesühnt, keineswegs aber Sicherheit des Eigenthums vom Gesetze der Sicherheit des Lebens gleich gestellt, ein Eingriff in jenes, sofern es eine Stufenleiter der Bestrafung geben soll, nicht eben so streng als eine Verletzung dieses gerügt werden darf. Und dies ist eine bedeutsame Neuerung in einem Lande, wo Geldswerth im Allgemeinen über Menschenwerth steht. W. S.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 25. December 1837.

Bald iſt's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt.

Schiller.

Gedichte von Chr. J. Matzerath.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt ſo eben eine Sammlung von Gedichten erſchienen, welche die Aufmerkſamkeit der Freunde der Poeſie auf ſich zu ziehen nicht verfehlen wird. Wir möchten dem Urtheil nicht vorgreifen, das ſich im deutſchen Publikum über einen Dichter bilden wird, deſſen frühe Erſtlinge zu eben ſo ſchönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen, als ſie für ſich ſelbſt ſchon empfänglichen Gemüthern durch den Schwung der Ideen, Kühnheit und friſche Kraft der Phantaſie, Mannichfaltigkeit und Adel der Form und durch die Energie einer Alles durchdringenden Jugendlichkeit — einer ſolchen, die nur reift, aber nicht welkt — Freude und Genuß gewähren müſſen. Das erſte Buch enthält Balladen und Romanzen, das zweite vermiſchte Gedichte und Dithyramben, das dritte Elegien, Idyllen und dramatiſche Scenen. Unſere Leſer werden nicht ungern einige Proben in dieſen Blättern finden.

* * *

Der ſterbende König. *

Er trieb allein auf ödem Schiffe,
Er trieb auf endlos weitem Meer;
Wie drohen hoch die Felſenriffe,
Wie zürnen alle Stürme ſchwer!
Seelöwe lauſcht,
Gefahr umrauſcht
Des Königs Pfade rings umher.

Doch heiter ſchaut der greiſe König,
Im tiefen Herzen warmes Blut;
Es kümmert Hai und Sturm ihn wenig,
Er füllt den Becher an mit Glut.
Zur Hand den Speer,
So ſchaut er hehr
Hinunter in die klare Flut.

* Der Volksglaube der alten Scandinavier hielt den Tod auf dem Siechenbette für ſchimpflich und entehrend. Die Helden, die das Schlachtfeld verſchont hatte, pflegten daher einen gewaltſamen Tod zu erwählen, der ihnen einen Platz an der Aſentafel ſicherte.

„Die Glut des Lebens iſt verglommen
Und vor mir ſteht der lezte Wein;
Wie ich gehofft, ſo iſt's gekommen,
Die Abendſtrahlen brechen ein.
Hab' froh gelebt
Und hoch geſtrebt,
Will froh und hoch im Sterben ſeyn.

Der Schwächling wartet, bis im Zorne
Den mürben Faden ſie zerreißt,
Den Helden leitet nicht die Norne,
Denn ihm gebeut der eigne Geiſt.
Auf ſteigt die Kraft,
Voll, unerſchlafft,
Ein Gott, den Thor willkommen heißt.

So tauchet denn zum lezten Male,
Wie eine Jagd in raſchem Lauf,
Verjüngt in der Erinn'rung Strahle,
Ihr Bilder meines Lebens auf.
Wie Opferduft
In blaue Luft,
So ſchwillt ſein leztes Lied hinauf.

Ich grüße dich, du ferne Jugend,
Des Schaffens ſtolze Herrlichkeit;
Wie dünkte da der Heldentugend
Die Welt ſo eng, die Kraft ſo weit!
Bis doch zulezt,
Vielfach verlezt,
Die Kraft verſank im Strom der Zeit.

Ich grüße noch mein Heldenleben:
Wir rauſchten über Land und Meer,
Kometenfeurig war das Streben,
Und Pflug und Ruder war der Speer.
So möchte noch
Der Geiſt, jedoch
Sein kranker Sklave trägt's nicht mehr.

Ich denke noch der lieben Freunde,
Sie gingen ſchon in Frieden ein;
Wir ſtanden feſt und eins dem Feinde,
Doch einmal muß geſchieden ſeyn.
Licht ward der Kreis,
Die Locke weiß,
Wird drüben wieder bräunlich ſeyn.

Ich denke dein, du ſüße Buhle,
Du gingſt voran in ſtille Ruh,
Ich ſaß auf einem Königsſtuhle,
Doch warſt mein höchſtes Kleinod du!
Hab' viel geſchaut,
Der Seele Braut,
Die ewig Eine bleibeſt du.

Du warme Kraft, du Lebensfunken,
So reich und voll, nun gute Nacht!
Bald biſt in Aſche du verſunken,
Dann ſank ein Stern in trunkner Pracht.
Doch ewig blüht
Und nie verglüht
Der Thaten und des Liedes Macht.

So frei und freudig ſey's geſtorben,
Wie wann der Tag im Abend ſteht;
Mir war ein jedes Glück verdorben,
Wenn ich mit Thränen drum gefleht.
Mit friſcher Bruſt
Die lezte Luſt
Zu ſchlürfen, iſt ein ſchön Gebet.

Ich hab' den Schwachen nie gequälet,
Ich las mir Schätze nie zu Hauf;
Wenn ich genießend hab' gefehlet,
Das iſt gewohnter Menſchenlauf.
Allvater ſieh
Den König hie!
Entſühn' ihn erſt, dann nimm ihn auf!“ —

Er ſang's, der greiſe Heldenkönig,
Im Blicke lezte Lebensglut;
Er trank den Wein, es blieb ein wenig
Zurück noch von dem heil'gen Blut.
Das weihet er
Dem alten Meer,
Dann ſprang er in die klare Flut.

Cosa rara.

(Fortſezung.)

Die Sprecherin begann nach einer Verbeugung ihre Rolle wieder, wo ſie dieſelbe unterbrochen; aber ein donnerndes Beifallklatſchen hinderte ſie lange, ſich verſtändlich zu machen. Das Publikum bemühte ſich eifrig, auf dieſe Weiſe die Härte wieder auszugleichen, womit es, ohne von des Künſtlers Gebrechen unterrichtet zu ſeyn, denſelben behandelt hatte; ſo oft er im Verlauf des Stücks erſchien, empfing ihn die größte, man möchte ſagen die ehrfurchtsvollſte Stille. Ein Unglück, wie das ſeinige, verdient ein ehrerbietiges Mitleid, und dieſes Unglück in ſeinem ganzen Umfang mitzuempfinden, fiel den Leuten im Theater nicht ſchwer. Ahne nur, wer da ein Herz im Buſen hat, die ängſtliche Lage, die fortgeſezte Pein eines Blinden, der, von fremden Händen gekleidet, geſchminkt, regiert,

auf die Bühne geſchoben wird, um eine Rolle zu ſpielen, die, bedeutend oder nicht, ihm von einer mitleidigen Seele hundertmal vorgebetet werden mußte, bis ſie in ſeinem Kopfe haftete! Wie ängſtlich er die Schritte zählt, die ungewiſſen, die er bei der Probe berechnete, um die Stelle zu erreichen, wo er zu verweilen hat! Mit welcher Qual und Sorge er die Ohren anſtrengt, um zu vernehmen, wer da ſpricht und von welcher Seite geſprochen wird! Wie er zagend harrt des hülfreichen Arms, der ihm die nöthige Richtung gibt! wie er lauſcht, um das verabredete leiſe Zeichen zu hören, das ihm in der Couliſſe gegeben wird, wenn er abgehen ſoll und dem er zu folgen hat, nicht mit dem Inſtinkt des Blindgebornen, ſondern mit der entſetzlichen Unſicherheit des Erblindeten! Wie macht er's, um über die holprigen Theaterberge zu klettern? wie, um die Treppe zu beſteigen, die ihn in den Schlund der Verſenkung führt? Wie vermeidet er, ſich in dem engen Raum hinter der Scene an Kerzen und Spiritusflammen zu verbrennen, er, der nicht einmal die hellflackernden Lampen der Vorſcene ſieht? — Obendrein iſt der körperliche Folterzwang, den er leidet, nicht der ſchmerzlichſte. — Er ſoll heiter ſeyn, und in ſeinem Gemüth iſt Nacht, wie vor ſeinem Auge. Er ſoll lachen, und der Gram verzerrt ſeinen Mund ſchmerzlich. Er ſoll ſprechen von Augen voll Liebe, und die ſeinigen ſind todt; er ſoll drohen mit Blicken des Zorns, und die ſeinigen ſind erloſchen. Er ſoll preiſen die Sonne, die Schönheit, das Glück, mit allen Sinnen zu ſehen, zu genießen — und die ganze Welt iſt für ihn ein nächtlich Grab. Er ſoll prahlen von Reichthum, von Gütern, von Geſundheit, von Freiheit, und er iſt der ärmſte, der kränkſte, der gebundenſte der Sterblichen. Jede Hand, die ſich ihm darſtreckt, iſt ein Almoſen, jedes Wort, das ihm zuflüſtert: „geh voran! halt! ſteh!“ iſt wie zum Unmündigſten geſprochen. Und all dieſe Marter, all dieſe Plage, all dieſe Mummerei im Mummenſpiel ſelbſt, um nicht zu verſchmachten am Zaune, um nicht zu verhungern an der Landſtraße, um nicht zu verkümmern in einem Spital, um nicht — mit dem eignen Unglück ſpekulirend — betteln zu müſſen! — Wer erſchöpft den Begriff von ſolch ungeheurem Elend? Wer hätte nicht genug an einigen Andeutungen deſſelben?

Das rührende Intermezzo hatte den beſten Einfluß auf die Stimmung der Theaterbeſucher. Sogar die mißlaunigen Tonangeber wurden zahm, gaben ſich gefangen. Das Stück wurde gelobt, der Unternehmer wurde geprieſen; der erſte Liebhaber war gut, der Spaßmacher köſtlich, der Unhold deteſtabel zum küſſen, und Madame Albrecht — die Primadonna — die Perle des Ganzen. „Auf meine Ehre! ſie iſt ein Engel, eine hehre Erſcheinung der Lichtwelt, Madonna und Niobe in einer Perſon!“ rief begeiſtert ſogar der junge reiche Herr Raimund, der noch nicht abgereist war.

3.

Der gute Raimund dachte jezt weniger als je an die Abreiſe. Es war plötzlich eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen. Vor Kurzem noch ein Freund lebhafter Geſellſchaften und ein geräuſchvoller Theilnehmer an denſelben, lief er jezt einſam auf den verödeten Promenaden der Stadt umher, ſagte zu den Leuten „guten Abend,“ wenn die Sonne im Mittag ſtand, und „guten Morgen,“ wenn bereits die Kerzen angezündet waren, ſaß bei Tiſche wie der ſteinerne Gaſt, da er doch ſonſt im Stande geweſen, eine Elſter zu überbieten. Er verſchmähte die Paſtete, die er leidenſchaftlich gern gegeſſen, ſtopfte ſich den Mund mit der Graupenſuppe, die er verabſcheute, goß den Kaffee auf ſeine Kleider, ſtatt in die Taſſe. Der ſonſt immer fragte, wußte jezt nicht mehr zu antworten, oder wenn er's that, war die Antwort eine verkehrte.

„Du biſt ſo verſtört, befangen, beklommen, mein Freund,“ fragte ihn der Aſſeſſor, deſſen Glas er mit Eſſig, ſtatt mit Rheinwein gefüllt hatte; „woher dieſe trübe, ungewöhnliche Stimmung?“ — Und Raimund erwiderte: „Direkt aus Ungarn, theuer bezahlt.“ — „Der Burſche ſpricht von ſeinen Pferden,“ flüſterte der Kaufmann dem Aſſeſſor zu; „er iſt zum wenigſten mondſüchtig geworden.“ — „Beſinne dich doch,“ begann der Aſſeſſor wieder und ſtieß den zerſtreuten Nachbar mit dem Ellbogen; „du ſitzeſt bei deinen Freunden, die lebhaften Antheil an deiner Verſtimmung nehmen.“ — „So!“ verſezte Raimund mit gedankenloſem Blick; „aber nach Paris werde ich jezt ſchwerlich kommen; ſchwerlich, auf Ehre.“ — „Das glauben wir auch, ſchon lange glauben wir's,“ lachten die Freunde und wendeten ſich achſelzuckend von dem Verwandelten. „Er iſt krank, man muß einen Arzt zu ihm ſchicken!“ raunten ſie ſich in die Ohren.

Raimund blieb in ſein Hinbrüten verſunken, während das Geſpräch der Tiſchgenoſſen auf Tagesneuigkeiten überging. Auf einmal horchte er auf, ohne jedoch den Kopf zu erheben. Der Name „Albrecht“ war ausgeſprochen worden. „Was ich ſage, habe ich von guter Hand,“ ſprach der Eine: „der Major, der grauköpfige Wüſtling, hat mit ſeiner gewöhnlichen Impertinenz den Eintritt bei der Albrecht erzwungen, aber mit Schande abziehen müſſen.“ — „Die Frau verſteht keinen Spaß,“ äußerten Andere, „ſie iſt ein Tugendſpiegel in beſter Form.“ — „Und wo ihre Kälte und Verachtung nicht ausreicht, gibt die Heftigkeit ihres Bruders den Ausſchlag,“ bemerkte der Erzähler. „Der Blinde hat Haar auf den Zähnen und hat dem Major die Thüre gewieſen, wie er's nicht erwartete.“ — „Wohl bekomm's ihm,“ ſcherzten die Muthwilligen, mit den Gläſern anklingend. „Der blinde Gersdorf iſt alſo der Bruder jener Dame?“ fragte der Aſſeſſor. „Kein Wunder, daß ſie des Armen ſich barmherzig annimmt.

Indessen — ihr Herr Gemahl? Existirt er oder nicht?“ — „Gestorben, seit mehreren Jahren,“ erläuterte der wohlunterrichtete Erzähler. — „Ich wünsche Ihnen wohl zu ruhen, meine Herrn!“ sagte Raimund zu Aller Verwunderung, aufstehend. Er grüßte verbindlich und ging ohne Hut weg. Der Kellner mußte ihm die Kopfbedeckung auf die Straße nachbringen. Raimund belohnte den Liebesdienst mit einem Goldstück, und lief, den Hut unter'm Arm, obgleich es arg stürmte, um die Ringmauern der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Scribe's Indépendans und schwarzer Domino.

Was man kaum für möglich gehalten hätte, ist geschehen: Scribe ist mit einem Theaterstück durchgefallen. Er hatte vor einiger Zeit den Schauspielern des Théâtre français ein neues Lustspiel in fünf Aufzügen, also eine bedeutende Arbeit, vorgelesen; die Schauspieler, welche durch ihre lange Erfahrung so ziemlich im Stande sind, wo nicht den ästhetischen Werth, doch die voraussichtliche theatralische Wirkung eines neuen Stückes zu würdigen, hatten sich von der neuen Dichtung den besten Effekt versprochen und das Stück vorzugsweise sogleich einstudirt, wahrscheinlich in der Hoffnung, dann sobald kein neues mehr einstudiren zu dürfen. Es ist aber eine allbekannte Sache, daß sich die Schauspieler, sogar die des Théâtre français, welchen man mehr Einsicht zutrauen darf, als denen der andern Theater, zuweilen gewaltig verrechnen. Auch ist das Publikum nicht immer gleich gestimmt; indessen hätten die Schauspieler des Théâtre français sich nicht träumen lassen, daß sie mit einem Scribe'schen Stücke Gefahr liefen, zu verunglücken; denn welcher Dichter ist gewandter, als er, kennt besser die Bühne und was Effekt macht, ist mit seinem Publikum vertrauter und darf sich so viel bei demselben herausnehmen, als er? Mit Scribe glaubten sie völlig gesichert zu seyn. Und dennoch haben sie sich getäuscht, und zum ersten Male ist eine große Arbeit Scribe's, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, was nach dem Trauerspiel hier für die höchste dramatische Gattung gilt, gänzlich durchgefallen und sogar ausgepfiffen worden. Das Stück hieß: le Indépendans, und wie er in seinem Bertrand et Raton die getäuschten Politiker, in seiner Camaraderie das Unwesen der Coterieumtriebe und des Haschens nach Ehrenstellen und Staatsämtern geschildert hat, so wollte er hier eine andere Täuschung der jetzigen Welt geißeln. In Frankreich und England gibt es eine Menge Menschen, welche mit Recht stolz darauf sind, daß sie ihr Gewissen nicht einer Stellung im Staate aufzuopfern brauchen, und leben können, ohne den Staatsschatz das Geringste zu kosten, oder sich besolden zu lassen. Sie haben daher ihr freies Wort und ihr freies Urtheil, und können in den politischen Versammlungen ihre Meinung kühn laut werden lassen. Solche Männer sind es auch eigentlich, welche den Kern der Oppositionspartei ausmachen. Dagegen aber gibt es viele Andere, welche auf ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit pochen und doch wahre Sklaven ihrer Verhältnisse sind. Einige stehen unter dem Joche ihrer Frauen, ihrer Familien, Andere möchten gerne ihre Selbstständigkeit zu Gelde machen, wenn sie Jemand des Kaufs werth hielte. Dergleichen falsche, bloß vermeintliche Unabhängige wollte nun Scribe in seinem Lustspiel so erbärmlich schildern, als sie wirklich sind. Eine solche Aufgabe war der Bühne würdig, wenn anders die Bühne dazu bestimmt ist, die Fehler der Menschen zu geißeln und zu bessern; aber Scribe hätte sich Molière zum Muster nehmen sollen, welcher nur Einen gehässigen Charakter aufstellt, wenn er irgend ein Laster züchtigen will, und diesen zur Hauptperson des Stückes macht; so im Tartüffe. Scribe dagegen bringt der widrigen Charaktere immer mehrere an; sie wimmeln in allen Theilen des Stücks. Wohl deßhalb hatte seine Camaraderie schon weit weniger gefallen, als sein erstes Lustspiel: Bertrand et Raton. In den Indépendans ist es noch schlimmer; hier ekeln die charakterlosen Menschen den Zuschauer bald an; sie mögen wohl nach dem Leben conterfeit seyn, aber nicht alles Natürliche gefällt. Es ist eine Kunst, aus den Gebrechen der Menschheit, besonders aus Fehlern, die man um sich her begehen sieht, ein der Bühne würdiges Schauspiel zu machen. Diese Kunst hatte Scribe hier vernachlässigt und sich dagegen zu sehr auf sein gewöhnliches Glück in Darstellung dramatischer Stoffe verlassen. Das Publikum wandte mit Unwillen seinen Blick von den auf der Bühne dargestellten Armseligkeiten der großen Welt ab, und da das Stück leider sehr lang war, so machte sich zuletzt der Unwille durch die gellendsten Töne der Mißbilligung Luft. Wenn Scribe klug ist, so wird ihm dieser Vorfall zu ernstem Nachdenken Anlaß geben. Das Vaudevilles dichten geht ihm so leicht von der Hand, daß er in diesem Fache keinen Meister hat, und daß er nur seiner ihm angeborenen und durch lange Uebung vervollkommneten Gewandtheit den Lauf zu lassen braucht, um in wenigen Tagen ein neues Stück hervorzubringen. Er glaubte, mit einem großen Lustspiel gehe es eben so leicht, und er brauche nur den Stoff auszudehnen. Er hat nun gesehen, daß damit noch kein gutes Lustspiel gemacht wird, daß diese Gattung mehr Kunst und tieferes Studium erfordert. Hoffentlich wird er nun bedutsamer zu Werke gehen, und falls er wieder einen Versuch auf der großen Bühne des Théâtre français wagen sollte, das Lustspiel nicht mehr wie ein langes Vaudeville behandeln. Uebrigens hat Scribe bereits Ersatz für das Durchfallen seines Lustspiels erhalten; denn kaum waren die gellenden Pfeifentöne des Publikums im Théâtre français verklungen, als ihm für seinen „schwarzen Domino“ an der komischen Oper ein so rauschender Beifall zu Theil wurde, wie nur seine besten Stücke gefunden haben. Dieser schwarze Domino wird wahrscheinlich in wenigen Monaten auf allen großen Bühnen Europa's erscheinen; denn er ist eine lustige, gefällige Person, und Auber hat eine Musik dazu gedichtet, die sich dem heitern Stoff trefflich anpaßt. In der letzten Zeit sind die lustigen Operetten, deren man sonst so viele hatte, selten geworden. Die Operette hat sich zur großen Oper erheben wollen, und ist bis zur Langenweile ernsthaft geworden. Sogar mit Geschichte will sie sich befassen, und dadurch hat sie sich ganz unausstehlich gemacht. Dieser Vorwurf kann jedoch Scribe nicht treffen; denn er hat beim Dichten des Textes einer Operette nie vergessen, daß sie erheitern und eine gefällige Handlung darstellen soll. Diesmal soll er den Stoff aus Casanova's Memoiren, woraus schon mehrmals von den hiesigen Theaterdichtern geschöpft worden ist, entlehnt haben, wie denn überhaupt Niemand die Memoiren der neuern Zeit so fleißig gelesen und so geschickt zu dramatischen Stoffen benuzt hat, als eben Scribe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 26. December 1837.

— Ich rede
Von Träumen, Kindern eines müß'gen Hirns,
Von nichts als eitler Phantaſie erzeugt,
Die aus ſo dünnem Stoff als Luft beſteht
Und flücht'ger wechſelt als der Wind.
Shakespeare.

Ueber die Träume.

Von F. L. Bührlen.

„Träume ſind Schäume!“ ſagt das Sprüchwort. Volksthümliche Ausſprüche ſind in tiefergründenden Dingen nicht immer die beſte Autorität. Die ihnen zum Grunde liegenden Beobachtungen ſind oft zu ſehr in Bauſch und Bogen gemacht, von der Oberfläche abgeſchöpft, und man mag ſich in geiſtigen und ſittlichen Verhältniſſen mit ihrer Anwendung in Acht nehmen. Auch darf man ſich ſtets vorhalten, daß bei beſtimmten Fällen ein allgemeiner Satz nicht immer durchhilft. — „Träume kommen aus dem Magen!“ ſagt Franz Moor. Auch dieſer mit ſich im Innerſten entzweite Charakter iſt uns ein ſchlechter Gewährsmann, namentlich wenn er ſeine fürchterlichen Anwandlungen durch Reflexion beſchwichtigen will. Seine Philoſophie riecht ſtark nach Schwefel. Dennoch halte ich es, nachdem ich über ein halbes Jahrhundert lang geträumt und mein Träumen ſeit vielen Jahren beobachtet habe, im Ganzen mit beiden Sprüchwörtern.

Man kann die Unterſuchung über den organiſchen Grund des Träumens füglich den Phyſiologen überlaſſen, die uns über die verſchiedenen Nervenſyſteme, das Gehirnſyſtem, das Ganglienſyſtem und das beide vermittelnde und Träume einleitende ſympathetiſche Nervenſyſtem vieles zu ſagen wiſſen. So gut man über ſein „Denken“ Beobachtungen anſtellen kann, ohne die körperlichen Organe und Funktionen des Denkens genau zu kennen, ſo kann man auch über ſein „Träumen“ nachdenken, ohne zu wiſſen, welche Nervenſyſteme dabei ihr Spiel treiben. Wir ſitzen in beiden Fällen gewiſſermaßen vor der Scene; wir nehmen das Schauſpiel wahr, ſehen, vergleichen, urtheilen, ohne hinter die Couliſſen zu treten und den ſpielenden Organen, der Maſchinerie, wie man zu ſagen pflegt, in die Karten zu ſehen.

Von jeher hätte der Menſch das Zufällige und Ungewiſſe gern aus ſeinem Leben weggebracht. Er ſuchte es alſo an Sphären, bei denen er Naturgeſetz und Regel mehr ahnete als kannte, zu knüpfen. Am Geheimnißvollen räthſelte er herum, bis er ihm Bedeutungen abzugewinnen glaubte; er machte es zu einer Werkſtätte von Einflüſſen auf ſein Daſeyn, deren eigentlicher Cauſalzuſammenhang viel näher lag. Während er nun das Zufällige als einen Ausfluß höherer geheimer Gewalten zu deuten verſuchte, verſäumte er, das Wirkliche in ſeiner organiſchen Nothwendigkeit zu erkennen. So that er nun geiſtig und ſittlich zu wenig und zu viel. Er wandte ſein Auge nicht vollends zum Allwaltenden hinauf, dem er mit hingebender Pietät Alles anheim zu ſtellen hatte, was er mit ſeinem beſten Wiſſen und Willen nicht ändern konnte; ſo wie er andererſeits den tiefen organiſchen Zuſammenhang

in ſeinem geiſtigen und leiblichen Weſen, die relative Nothwendigkeit ſeiner Individualität, die Naturgeſetzlichkeit ſeines eigenſten Daſeyns zu beobachten und möglichſt zu durchſchauen verabſäumte.

An den Sternenlauf ward nicht etwa nur der Gang der Witterung, ſondern auch der Lebenslauf der Völker und Menſchen geknüpft. Der Sternenhimmel war ſeit den älteſten Zeiten der Webſtuhl, auf welchem durch geheimnißvolle, zarte Fäden auch das Schickſal des Menſchengeſchlechts, ja des kleinſten Sterblichen mitgewoben wurde. Je mehr aber die Naturforſchung Licht, Ordnung, Regel und Geſetz in die Sternenwelt bringt, deſto mehr löst ſich dieſe von der Erde los; die Körper rollen ihre eigenen Bahnen, ohne auf unſern kleinen Planeten einen andern als den allgemeinen cosmiſchen, kein Menſchengeſchick beſtimmenden Einfluß zu üben. Selbſt Erſcheinungen, welche ganze Welttheile berühren, auf ihre Bevölkerung den bedeutendſten phyſiſchen und pſychiſchen Einfluß äußern, wie Cholera, Peſt, Hungerjahre ꝛc. ſind bloß telluriſche Ereigniſſe, die keine uns wahrnehmbare Parallaxe am Sternenhimmel haben.

Aber noch viele andere kleinere und näher gelegene Sphären hat der Wahn zu Trägern ſeiner Ahnungen, Prophezeiungen, Deutungen, Aengſten und Hoffnungen gemacht, heran bis zu den Zügen der Hand. Allerdings ſind ſie Lineamente deſſen, der ſein eigenes Schickſal hat, aber nur der Allwiſſende kennt ihren organiſchen Verband mit dieſem. Eben ſo gut könnte man des Menſchen Geſchick aus jedem andern Zuge ſeines Leibes, ja noch beſſer aus ſeinem Auge, ſeiner Stimme, ſeinen Geberden, ſeinem ganzen Habitus deuten. Wo aber die ganze phyſiognomiſche Weisheit, wo die umſichtigſten und potenzirteſten Combinationen nicht hinreichen, wie ſollte es die Wahrnehmung eines höchſt untergeordneten und für ein Menſchenleben ganz unbedeutenden Zuges?

Durch alle die auguriſchen, nekro- und chiromantiſchen Blendwerke iſt der Menſch der Zufälligkeit, der er entgehen wollte, erſt recht unterthan geworden. Bei der alten Zeichendeutung nahm aber der Cauſalzuſammenhang der Ereigniſſe ſeinen Weg durch die Abſichtlichkeit und ſchlaue Berechnung der Deuter. Wer Karten und Kaffeeſatz für Orakel hält, der bringt ſich um das fromme Gefühl der ſittlichen Entwicklung ſeines Daſeyns.

Der helle Verſtand iſt endlich dahin gekommen, des Menſchen formelles und materielles Geſchick nach Zeit und Raum ꝛc. für unbeſtimmbar, von Umſtänden und Zufällen abhängig zu nehmen, über ſein inneres, moraliſches Schickſal aber geradezu auszuſprechen: Er, der Menſch ſey es ſelbſt durch ſeinen Charakter.

Träume — das war von jeher auch eine recht ergiebige Fundgrube für den Aberglauben und Wahn. Sie ſtammen aus dem unergründlichen Reich der Phantaſie. Sie kommen und verſchwinden, wer weiß, woher? wohin? Sie ziehen ſo ätheriſch, ſylphidiſch, heimlich und unheimlich, bunt und bleich, laut und ſchweigſam, ſinnig und unſinnig, wohlgeſtaltig und carrikirend, wonnig und gräßlich vorüber. Der Träumer iſt ſich ſelbſt ein Räthſel und ganz paſſiv der Gewalt des Traumgottes hingegeben.

Im Wachen ein beſonnener Menſch, ein geordneter Hausvater und Bürger, ein ruhiger Philiſter und mit Sachkenntniß langweilig, wird er, kaum auf dem Ohr liegend, ein Dichter, ein Komiker und Tragiker, ein Tauſendkünſtler und Zauberer, ein Verliebter und Geliebter, ein König, dem ein Kriegsheer, oder ein Sultan, dem ein Harem zu Gebot ſteht; ein hoher oder großer Reiſender, ein Weltumſegler, ein Held, wohl auch ein Räuber, Mordbrenner. Aber ſiehe da! die Gattin ruft den Träumer beim Namen, das Kleine iſt unruhig; er macht Licht, fährt in Schlafrock und Pantoffeln, die tolle Herrlichkeit iſt vorüber und er ganz der Alte. Doch macht er ſich Gedanken über den Traumſpuk. Er, der in ſeinem Dünkel weder von Gott noch Menſchen, weder von der Natur noch von der Erfahrung guten Rath annimmt, er wähnt nun, der Traum habe ihm etwas Beſonderes ſagen wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Cosa rara.

(Fortſetzung.)

An einer Stelle, wo ein hoher Gartenzaun ihn vor unbeſcheidenen Blicken verbarg, blieb Raimund ſtehen, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne und ſagte tragiſch zu ſich ſelber: „So wäre alſo das Schreckliche erfüllt! ich bin verliebt und darf nicht mehr daran zweifeln. Verliebt! in wen? In eine gewiſſe Albrecht, kommend, wer weiß woher, gehend, wer weiß wohin? Ich ſchelte mich aus, ich ärgere mich — aber ſie hat ſo ſchöne Augen! — Wäre ſie nicht eine Dame von Eis, exiſtirte der verwünſchte Bruder nicht, der blinde, unangenehme Wächter, könnte ſie meiner Liebenswürdigkeit widerſtehen?“ Er knöpfte den Rock bis zur Halsbinde zu, hob die Finger wie zum Schwur gen Himmel und ſprach pathetiſch: „Ich will ſie nicht wieder ſehen!“ Indeſſen ſchlug die Stunde, die in's Theater rief; unwillkührlich griff Raimund nach dem Abonnementsbillet in ſeiner Taſche. Dann eilte er ſpornſtreichs in das Kaffeehaus, trank mit vollen Zügen eine halbe Flaſche Champagner und war im Schauſpielhauſe, bevor der Vorhang in die Höhe ging.

Das Haus war beträchtlich gefüllt; dem jungen Herrn wurde unbehaglich unter der Menge von bekannten, fragenden Geſichtern. Eine herzhafte Idee, des Champagners

Kind, ſtieg in ihm auf. Er lief auf die Bühne, was er noch nie gethan. Dem Freigebigen öffneten ſich die verbotenen, geheimnißvollen Räume. Er ſchoß ſeine Blicke rings umher: ſie fanden bald die Geſuchte, die er nicht mehr hatte ſehen wollen. Madame Albrecht ſtand allein, von der Scene kommend, in ſich gekehrt, die Augen auf den Boden geheftet. Der muthige Raimund redete ſie an; erſtaunt und fremd hörte ſie ihm zu. Seine gewohnte Geſchwätzigkeit wollte nach langer Unthätigkeit wieder im vollen Glanze auftreten, und er plauderte einige Zeit Galantes, Verliebtes, Ruhmredigtes und Albernes durch einander, als die kalte Frage der Schauſpielerin: „Was ſteht eigentlich zu Ihren Dienſten? ich verſtehe Sie nicht,“ ihn gählings aus der Faſſung brachte. — „Entſchuldigen Sie mich,“ ſtammelte er und ſchlich in einen dunkeln Winkel, um an den Nägeln zu kauen, ſein Ungeſchick zu verwünſchen und den Gegenſtand ſeiner Neigung verſtohlen von Ferne zu beobachten.

„Hat nicht Jemand mit dir geredet, Caroline?“ fragte ein Mann, der behutſam längs der Couliſſen einhertappte. „Ein Herr, den ich nicht kenne, den ich nicht einmal verſtand,“ antwortete Caroline gleichgültig; „er ſcheint ſich von einem Gelage hieher verirrt zu haben.“ Dann ſtreichelte ſie gütig die Wangen des Blinden und ſagte zärtlich: „Du haſt Langeweile, lieber Theodor? Sey zufrieden, nach dem dritten Aufzug iſt meine Rolle zu Ende und wir gehen nach Hauſe. Ich habe geſorgt, daß deine Lieblingsſpeiſe dich heute Abend erfreue.“ — „Ach, Caroline!“ ſeufzte der Blinde, „nur deine Liebe iſt's, die mich erfreut. Welche Laſt bin ich für dich! Wenn der Direktor ſeine Drohung verwirklichte, mich zu entlaſſen, weil ich einem angeſehenen Manne mit gutem Recht die Thüre gewieſen, was würdeſt du alsdann — ach, was würde ich beginnen?“ — „Du machſt mich böſe mit deinen Zweifeln, Theodor. Werden wir um unſer Auskommen verlegen ſeyn? Sind wir's bis jetzt geweſen? Faſſe Muth; ich bin dem Direktor hier unentbehrlich, und wo ich bin, mußt auch du ſeyn. Vergiß nicht, daß wir einen Brief erwarten, der unſere Armuth in Wohlſtand verkehren wird.“ Die tröſtliche Stimme der Frau verhehlte die Befürchtungen, die ſich auf ihrem Geſichte ausſprachen. „Sie ſind in Noth,“ flüſterte ſich Raimund zu und entfloh in die Couliſſen gegenüber; „der Engel wird mir von Stunde zu Stunde intereſſanter!“

Während ſeine Hand in der Taſche mit Gold klimperte, ſtarrte er ſein holdes Vis-a-vis unaufhörlich an. Der Bruder hatte ſich von ihr entfernt. Der Friſeur trat zu ihr, um einige Locken ihres Haares zu ordnen. Raimund glaubte zu bemerken, daß die Dame, in nachläſſigem Geſpräch mit dem Künſtler begriffen, einigemal ſcharf herüberſah, daß auch der Friſeur einmal den Blick nach ihm richtete. „Bravo, ſie ſpricht von mir!“ dachte er ſelbſtgefällig und verdoppelte das Feuer ſeiner Augen. Er hatte diesmal recht geſehen. Die Schauſpielerin, ſeine Aufmerkſamkeit beachtend, fragte den Friſeur: „Sagen Sie mir doch, wer iſt der Herr in jener Couliſſe?“ — „Ein Fremder, meine ſchöne Madame. Er nennt ſich Raimund, von Raimund, was weiß ich? Wir Alle heißen ihn von, weil er außerordentlich reich ſeyn ſoll. Der einzige Sohn, ledig, ein luſtiger Bruder.“ — „Raimund? Wiſſen Sie nicht, wo er daheim, was ſeine Geſchäfte, warum er hier verweilt?“ — „Ein Ungar, ſo viel ich weiß, meine Schönſte; aus Preßburg, oder doch aus der Gegend; ein deutſcher Ungar nämlich, von deutſchen Eltern, geſchäftslos, auf der Durchreiſe nach Paris begriffen.“ — „Ich danke,“ erwiderte die Albrecht kurz, und ging ruhig in das Ankleidezimmer. Nach einigen Minuten wußte Raimund bereits, was ihm der Coiffeur, auf ein Trinkgeld zielend, zu entdecken begierig war, und in ſeiner Bruſt gingen die ſtolzeſten Hoffnungen auf.

Wie wurde ihm aber erſt zu Muthe, da er nach kurzer Abweſenheit die Huldin ſeiner Gedanken wieder erſcheinen, in ſeine Nähe kommen ſah, und deutlich wahrnehmen mußte, daß ſie ihn jetzt verſtohlen betrachtete, wie er zuvor ſie angeſehen! Einigemal begegneten ſeine Blicke den ihrigen, und er bemerkte in den Augen der Künſtlerin einen hinreißenden feuchten Glanz, ein mildglimmendes Feuer, das alle Herrlichkeiten des Lebens, Wohlwollen, Mitgefühl, Freundſchaft, Liebe und Sehnſucht verrieth. Sein Champagnerrauſch war erloſchen, die Schüchternheit des ſchmachtenden Liebhabers war an die Stelle getreten. Nicht um eine Million wäre er im Stande geweſen, nur ein Wort zu ſeiner Niobe zu reden, aber taumelnd vor Entzücken ſtürzte er in's Freie. Er jubelte ſein beginnendes Glück zu den Sternen empor, er folgte von Ferne wie auf Filzſchuhen dem heimkehrenden Geſchwiſterpaar; er merkte ſich genau die Straße, das Haus, die Thüre, das Stockwerk, an deſſen Fenſtern Carolinens Schatten ſchwankte; er küßte die Schwelle, worüber Carolinens Fuß gegangen. Als dann ſpäter das Publikum das Theater verließ, und ein Jeder ſeinem Urtheil Luft machte, als die Albrecht von allen Zungen genannt und geprieſen wurde, und ſogar die Damen ihrer beifällig erwähnten; als einige Enthuſiaſten mit Brillen und Bärten an Raimund vorüberrenommirten und riefen: „Wer von ihr geliebt würde, wäre ein Gott!“ oder: „Ihr Herz und eine Hütte!“ oder: „Auf Ehre! ſie allein vermöchte mich zu feſſeln und wäre meiner werth!“ da brummte der junge Rentier vor ſich hin: „Ihr Gimpel ſeyd Alle nicht würdig des höchſten Glücks, deſſen Morgenröthe mir aufgegangen iſt. Ich darf nicht zweifeln, daß ſie mir ihr Herz geſchenkt, und ein Weiteres will ich ſchon morgen erfahren!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Scribe's schwarzer Domino. Strauß. Neue Casinos. Odeon. Orfila.

Einige Unwahrscheinlichkeit muß man dem Dichter zu Gute halten; auch weiß man nicht recht, in welchem Lande die Handlung vorgeht, wahrscheinlich in Welschland, da die Namen welsche Endungen haben und eine Aebtissin darin die Hauptrolle spielt. Diese erscheint als schwarzer Domino auf dem Balle und gewinnt daselbst die Liebe eines jungen Diplomaten, zeigt sich ihm dann als junge Bäuerin und zuletzt als Nonne. Das Stück wird jetzt alle Abend aufgeführt. Auber, dessen musikalisches Ansehen in der letzten Zeit etwas gesunken war, hat sich durch diese neue Composition wieder gehoben. Wahrscheinlich wird man nun bald in den Concerten und auf den Straßen die Arien der beliebten Operette singen hören, und Musard wird nicht säumen, sie zu Tanzquadrillen umzuschaffen. Dieser Musard hat jetzt auch einige Mühe, sich in Ansehen zu erhalten, seitdem Valentino und Dufresne ein besseres Abendconcert als das seinige eingerichtet haben. Der Strauß'schen Walzer und des Strauß'schen Musikchors ist das Publikum bald müde geworden. Sein Name ist daher bereits wieder vom Musard'schen Concertzettel verschwunden, und wahrscheinlich kehrt er nun, mit Paris wenig zufrieden, wieder nach Deutschland zurück. Walzer sind hier nur eine Nebensache auf den Bällen; Contretänze sind und bleiben die Hauptsache. — Unterdessen wurde auch das vielbesprochene Paganinische Casino eröffnet; aber hier ist das Publikum bald enttäuscht worden. Man hatte in den Zeitungen die kostbare, ja prachtvolle Einrichtung dieses Casino gerühmt, welche alle andern Anstalten dieser Art verdunkeln sollte, und in der That haben es die Unternehmer an Pracht nicht fehlen lassen. Concert- und Ballsäle mit schönen Vergoldungen, Malereien und großen Spiegeln, Gesellschaftssäle, ein Garten, Zeitungen aller Art, gesellige Spiele und sogar ein stehendes Musikchor, kurz Alles, was zum Vergnügen und zur Unterhaltung einer Abendgesellschaft beitragen kann, war versprochen, und obendrein sollte Paganini's geniales Violinspiel zuweilen die Abonnenten entzücken. An den Abenden, da dieser Virtuose auftreten wollte, sollten auch Nichtabonnenten gegen ein einziges Goldstück von zwanzig Franken zugelassen werden, was bei der ungemeinen Pracht als sehr billig dargestellt wurde. Sogar die Geschichte des Hotels, worin das Casino sich befindet, wurde in den Tageblättern erzählt, um die Leute noch neugieriger zu machen. Es ist nämlich dasselbe Hotel, welches unter der Regierung Ludwigs XV. der Prinz von Rohan Soubise der Operntänzerin Guimard zum Geschenk machte, wobei man denn nicht ermangelte, zu gleicher Zeit zu erwähnen, daß der Bruder dieses Prinzen, Prince de Guémenée genannt, bankerott wurde und 27 Millionen Livres Schulden hinterließ. Bald erfuhr das Publikum, daß es auch jetzt mit dem Hotel der vormaligen Operntänzerin sich nicht ganz rein verhalte. Die Polizei war nämlich dahinter gekommen, wie man behauptet, daß die Unternehmer des Casino's Concerte und Bälle bloß als Vorwand gebraucht, und daß ihre eigentliche Arbeit sey, Hazardspiele zu treiben, jedoch unter dem Namen von gesellschaftlichen Spielen. Da nämlich die privilegirten Spielhäuser durch einen Beschluß der gesetzgebenden Kammern, welcher zu einem Gesetze geworden ist, am 1sten Januar 1838 alle geschlossen werden und künftig keine Spielbank mehr in Frankreich bestehen darf, so scheinen einige Spekulanten auf den Einfall gekommen zu seyn, unter verschiedenen Vorwänden kleinere Spielhäuser einzurichten, der öffentlichen Aufmerksamkeit aber durch Nebensachen, wie Musik und Tanz, eine solche Richtung zu geben, daß man den eigentlichen Zweck der neuen Anstalten nicht merke; aber desto aufmerksamer ist jetzt die Polizei, und es soll daher bereits von ihr dem Casino angekündigt worden seyn, daß es sich, falls es bestehen wolle, der Hazardspiele zu enthalten habe. Dies ist denn ein großer Strich durch die Rechnung der Unternehmer, welche nur durch Geldspiel den großen Aufwand, den sie in dem berüchtigten Guimard'schen Hotel gemacht hatten, zu decken hofften. Es ist für Paganini höchst unangenehm, daß er zu solch einem Unternehmen seinen Namen geliehen hat, der nur als Deckmantel dienen sollte. Sehr wahrscheinlich wußte er das wahre Verhältniß nicht; aber wie konnte er seine Einwilligung geben, ohne sich vorher genau zu erkundigen? Uebrigens hat er bisher sich noch nicht hören lassen. Die kleinen Tageblätter behaupten, man habe ihn bloß in den glänzenden Sälen umhergehen sehen. — Ein anderes großes Casino ist in einem andern Stadtreviere, in der Rue St. Avoie, eröffnet worden; es heißt Cercle colonial; wahrscheinlich wird es auch Concerte und Bälle geben, wenigstens für die Abonnenten. Dagegen hat das linke Seineufer jetzt wieder ein Schauspiel im Odeonsaale, den man ganz neu eingerichtet und verziert hat, wahrscheinlich auf Staatskosten, da der Saal dem Staate, oder eigentlich der Pairskammer, seiner Nachbarin, gehört. Weil jedoch keine besondere Truppe vorhanden ist, so hat man die Leitung der Bühne einstweilen dem Théâtre français anvertraut, welches somit jeden Abend zwei Schauspiele zu versehen hat. Dies ist nun wieder eine unüberlegte Einrichtung, die nicht lange bestehen kann. Schon früher spielte ein Theil der Truppe des Théâtre français auf der Odeonbühne, aber nur zwei- oder dreimal in der Woche. Ein tägliches Schauspiel hat sich in diesem Stadttheil niemals halten können, und schwerlich wird dies jetzt der Fall seyn, da der Abendzerstreuungen noch mehrere sind als vormals. Allerdings rechnet man auf die Studenten, welche in der Gegend, wo das Odeon liegt, sehr zahlreich sind. Um ihretwillen hat man auch wohl die alten Eintrittspreise herabgesetzt, dagegen aber, wie in andern Theatern, das Parterre verkleinert und das Orchester erweitert. Bisher hat die Truppe meistens nur Stücke aus dem ältern Repertoire des Théâtre français gegeben, welches vielleicht absichtlich geschieht, um der studirenden Jugend wieder Geschmack für die altklassischen Trauer- und Lustspiele beizubringen. — Die Musik ist jetzt an der Tagesordnung; sogar der Doyen der medizinischen Fakultät, Orfila, hat es nicht unter seiner Würde gehalten, sich an die Spitze eines Vereins zu stellen, welcher den Zweck hat, den Gesang unter den arbeitenden Classen zu verbreiten. Bekanntlich war Orfila sonst selbst ein ausgezeichneter Sänger, und hat in manchem Privatconcerte Bravourarien gesungen. Es fehlte nicht an tadelnden Stimmen in den kleinen Tageblättern, welche es sehr mißbilligten, daß man die Kunst popularisiren wolle. Dadurch, meinen sie, höre sie auf Kunst zu seyn, und werde etwas, das gar keine Achtung mehr verdiene. Allein Künstler, Virtuosen will man ja auch aus den Handwerkern nicht machen; bloß den Geschmack für edlere Vergnügungen als Schenken und Tabagien will man ihnen beibringen, und sie in Stand setzen, etwas Besseres zu singen, als Gassenhauer.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 27. December 1837.

Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und flehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.

Goethe.
Lila.

Cosa rara.

(Fortſetzung.)

1.

Die Gerberſtraße iſt eine der engſten und unreinlichſten von Sreburg. Geringe Handwerker und arme Leute bewohnen ſie; in die hohen und dunkeln Häuſer ſcheint nur ſelten die Sonne. In dieſem geräuſchvollen, aber traurigen Stadttheile hatten die Mitglieder der Schaubühne — in kleinen Städten eine Art von Parias, vermieden von Hohen und Niedern — ihre Quartiere gefunden. In dem dritten Stockwerke eines dieſer unwohnlichen Häuſer, in einer dürftig möblirten Stube ſaß Madame Albrecht an einem Tiſche, den Kopf in die Hände geſtützt, und in einen vor ihr aufgeſchlagenen Brief ſtarrend, den ſie immer wieder und wieder las, auf den hie und da eine bittere Zähre tropfte. Alles war ſtille um ſie her, nur die Schwarzwälderuhr an der nackten Wand pickte ihr einſchläferndes Lied; dann und wann ſtreifte eine Winterfliege an die Saiten der Guitarre, die im Winkel lehnte. Die Garderobe der Rolle vom vorigen Abend lag noch unordentlich auf den paar Stühlen umher. Es war leicht zu ſehen, daß der Brief die Bewohnerin der ärmlichen Stube bei ihren Aufräumgeſchäften überraſcht hatte.

Endlich erhob Caroline die Augen zum Himmel und faltete die aufgeſtützten Hände. Ihre leidensvolle Miene ſchien zu ſagen: „Gott! mit welchen Hoffnungen habe ich dieſes Blatt entſiegelt, und wie ſeh' ich mich getäuſcht!“ Dann ſprach ſie leiſe, indem ſie aufſtand und im Zimmer hin und her ging: „Ich will ihm noch nichts von dieſem Briefe mittheilen. Ich will noch einige Tage warten, damit ihn, den Unglücklichen, den Verzagenden, die Verzweiflung nicht übermanne.“ Nach einer Pauſe ſezte ſie erröthend hinzu: „Noch ein Geheimniß zwiſchen uns! das zweite ſeit geſtern! Welche Unruhe in meiner Bruſt! Mangel und Reue drücken mich zu Boden — die Zukunft droht finſter und ein neues Leiden iſt gekommen, mein Herz zu zerreißen, ein Leiden, das ich in mir verſchloſſen halten muß. Die Mittheilung, der Austauſch der geheimſten Gedanken iſt ſonſt eine wohlthätige Pflicht zwiſchen Unglücksgenoſſen, und ich muß ſchweigen? Ja, ich muß, er darf noch nicht erfahren —“ .

Sie ſezte ſich wieder, ſchob den Brief zur Seite, ergriff mechaniſch die Feder und ſchrieb, in Gedanken verſunken, Raimunds Namen wohl ein Dutzend Mal auf das vor ihr liegende Papier. Schmerzlich lächelnd ſagte ſie zuweilen während dieſer Federübung: „Er könnte helfen; ein Wort von ihm, nur eine großmüthige Wallung ſeines eiteln Herzens, und wir wären geborgen! — Aber, würde er das Wort ſagen? würde er einem edeln Gefühl Raum

geben wollen? Wie darf ich wagen, mich an ihn zu wenden? Welche Folgen könnte ein ſolcher Schritt für mich haben? Schmach und Hohn wären nur zu gewiß der Preis meiner Demüthigung!“ Seufzend ließ ſie die Feder fallen und öffnete haſtig eine Schublade, aus der ſie ein kleines Medaillon nahm, welches ſie mit convulſiviſcher Zärtlichkeit an die Lippen drückte. „Wenn du noch lebſt,“ ſchluchzte ſie, „wenn du noch dann und wann meiner gedenkſt, o ſo flüſtere dir die Ahnung deiner trauernden Seele zu, daß mich die gerechte Strafe ereilt, im Uebermaße ereilt hat! Fluchteſt du mir? dein Fluch hat ſchreckliche Früchte getragen. Vergabſt du mir? ich darf es nicht hoffen. Wäre es aber, ſo bete für mich in dieſer angſtvollen Stunde, daß die Vergeltung endlich ihr rächendes Schwert niederlege. Ich kann's nicht mehr ertragen — und ſchweigen!“ Sie verbarg das Bild unter ihrem Schnupftuche und ſtieß finſter die Worte heraus: „Ich Wahnſinnige! dieſes, gerade dieſes Bild ſollte ein Talisman gegen mein Elend ſeyn?“

Sie horchte: unſichere Tritte kamen die ſteile Treppe herauf. „Wie? ſollte er ſchon zurück ſeyn? In welcher Stimmung fände er mich?“ Ein beſcheidenes Klopfen verkündigte einen fremden Beſucher. — Caroline, zuſammenfahrend, aber ſogar in der höchſten Betrübniß die Weiblichkeit nicht verleugnend, gönnte dem Spiegel einen Augenblick, ehe ſie dem dringender Klopfenden das „Herein“ zurief. — Raimund trat in das Zimmer. — Seine Verlegenheit war außerordentlich; er fand nicht Worte, nur Verbeugungen; aber Carolinens Beſtürzung war viel größer als die ſeinige. Ein Nebel, wie der des Schwindels, flog über ihre Augen, ihre Zunge verſagte den Willkomm, ihre Knie zitterten. Raimund, als er die Blicke erhob, ſah die blaſſe Frau wanken, ſinken, fing ſie auf in ſeinen Armen und führte ſie zu dem Seſſel, den ſie kaum verlaſſen.

„Mein Gott!“ ſtammelte er, „was iſt geſchehen? Sie werden ohnmächtig? Wie kann ich helfen?“ Madame Albrecht ermannte ſich, ſie richtete ſich auf. „Ich danke Ihnen,“ liſpelte ſie, „mein ſchwacher Körper, meine Nervenleiden tragen die Schuld dieſes ſonderbaren Empfangs.“ — „Wenn ich nicht Thränenſpuren in Ihren himmliſchen Augen ſähe,“ entgegnete Raimund kleinlaut, „ſo würde ich glauben, daß mein Erſcheinen Sie unangenehm betroffen habe.“ — „Im Gegentheil, ich verſichere Sie, im Gegentheil,“ verſetzte Caroline eilig. Sie ſchwieg dann, als hätte ſie etwas Unbeſonnenes geſagt. Aber ihre Augen ruhten, wenn auch feucht von Zähren, mit dem innigſten Wohlgefallen auf dem jungen Mann. Dieſes bemerkend, faßte er neuen Muth, ergriff die bebende Hand der Dame und ſprach: „Wahrhaftig? Aber Sie haben geweint, können mir's nicht verbergen. Die Urſache dieſes Grams — laſſen Sie mich dieſelbe wiſſen.“ — „Nun denn, Herr — Herr Raimund; Sie mögen's erfahren: Gersdorf iſt heute von der Direktion abgedankt worden. Ich wollte ſein Schickſal theilen, oder ihn bei der Bühne feſthalten. Der Eigenſinn des Unternehmers hat auch *mich* entlaſſen. In wenigen Wochen ſind wir ohne Brod und — ach, ohne Ausſicht auf Verſorgung! Der Winter hat begonnen, die Schaubühnen haben alle ihre Fächer wohl beſetzt; endlich der Zuſtand Theodors — Eine namhafte Kunſtanſtalt hat ſich *meines* geringen Talents noch nicht erbarmen wollen; eine wandernde Bühne iſt nicht leicht geneigt, einen Blinden anzuſtellen, und doch ſind die Beſoldungen ſo ärmlich, daß die Gage des einzelnen Mitglieds nicht hinreicht, zwei Perſonen zu erhalten: — denken Sie ſich unſere Lage. Theodor iſt in Verzweiflung. Einige ſeiner Kameraden haben ihn vor das Thor geführt, um ſeinen Verdruß mit einem Glaſe Wein zu verſcheuchen.“ — „Recht, recht. Ich begegnete Ihrem Herrn Bruder mit ſeiner Geſellſchaft unter dem Thore,“ fiel Raimund ein; „ſeine Abweſenheit gab mir den Muth, Sie in Ihrer Wohnung aufzuſuchen.“ — „Ich verſtehe nicht — was iſt zu Ihren Dienſten?“ Erſt jetzt entzog Caroline dem jungen Mann ihre Hand. Er machte ſich dafür mit ſeinem Hut zu ſchaffen und begann ſtotternd die Lektion herzuſagen, die er ſich auf dem Wege zur Gerbergaſſe aufgegeben hatte. Er brachte confuſes Zeug durcheinander vor: Huldigungen, der Kunſt geweiht, Huldigungen, der Schönheit dargebracht, glühende Verſicherungen ewiger Liebe, ſchmelzende Bitten um etwas Gegenliebe, beſcheidene Vorausſetzungen der Erhörung, Andeutungen, wie ſehr er des Glücks werth ſey, Freskogemälde eines glänzenden Looſes, das die Künſtlerin erwarte, und dergleichen mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Träume.

(Fortſetzung.)

Träume ſollen nicht etwa nur rückwärts deutend auf die Vergangenheit des Menſchen ein bald heiteres, bald trübes Licht werfen, ſie ſollen auch in geheimen Bildern ſeine Zukunft andeuten und ihm entweder nächſtkommende Ereigniſſe oder in myſtiſchem Keime die Entwicklung ſeines Daſeyns vor Augen bringen.

Hätte ich nur je Etwas von dieſer divinatoriſchen Kraft des Traumes bei mir bemerkt! — Wenn einer meiner Träume rückwärts zielte, ſo ging er gewöhnlich auf meine jüngern Jahre zurück. Ich war noch Obergymnaſiſt, iſt ſtand im Examen, ich hatte das Lektionsfieber, oder ich kam zum Orgelgeſang zu ſpät, die Glocken

hatten ausgeläutet, die Muſik wartete auf mich, oder ich hatte den Mantel zur Leiche vergeſſen, kam im runden Hute, der Cantor machte ein zorniges Geſicht. Stets machte ſich ein Hinderniß, eine Hemmung und Stockung, ein Fehler, eine Fatalität in meinen Träumen bemerkbar, und noch eher bekam ich Gymnaſialprügel, als daß ich beim Studentenſchmauſe das Gaudeamus igitur geſungen hätte. — Von der Art waren die erſtaunenswürdigen Aufſchlüſſe über meine Vergangenheit.

Daß unſere Träume ſo gern die Mitteljahre überſpringen und in die frühern Jahre zurückgehen, mag uns nicht wundern. Dieſe waren mit Urſprünglichem, Reinmenſchlichem, ſpezifiſch Neuem, mit tüchtigen Objektivitäten, mit ſtark wechſelnden Empfindungen erfüllt, während ſich in unſerm Mittelalter wenig Phantaſtiſches zutrug oder von uns als ſolches aufgenommen wurde. Gibt es doch viele alte Kindsköpfe, denen es auch im Wachen immer von ihren Jugendjahren träumt, die ſtets auf ihre Schul- und Studienjahre zurückkommen, weil ſie damals noch ein wenig poetiſch geſtimmt, noch nicht von den Ordonnanzen des Philiſterthums in das Bockshorn der Alltäglichkeit gejagt waren. — Poetiſch dürfen wir ja Alles nennen, was den Menſchen im Ganzen ſeines Weſens ergreift und aufregt und eine Totalität des Lebens in ſich abſpiegelt, während Proſa jede Beſonderheit iſt, in der kein Lebensſaft der allgemeinen Naturkraft ſich bewegt.

Wenn aber vom prophetiſchen Hinausdeuten des Traumes in die Zukunft die Frage iſt, ſo muß ich offen bekennen, daß mich nie ein Traum ſolcher Art unheimlich erſchreckt oder hoffnungsvoll beglückt hat. Vielleicht hätte er ſein Wahrſageriſches aus dem verſtändigen Hellſehen des Wachens entlehnen können. Doch auch hier dringt kein Blick in die Zukunft, es wäre denn von einer Realität die Rede, bei welcher alle organiſchen Lebensbedingungen des Wachsthums oder Welkens, des Steigens oder Sinkens, der Dauer oder der Zerſtörung auf flacher Hand dalägen.

Daß wir in der Geſchichte der Nationen nicht in die Zukunft ſchauen, iſt kein Wunder, weil uns die zuſammenwirkenden Faktoren, die aus der Nähe und Ferne bedingenden Momente nicht gegeben ſind. Der Umſichtigſte ſieht dieſe Schranke ſeines Vorherwiſſens immer am beſten ein. Aber befremden möchte es uns, daß wir unſer eigenes kleines Schickſal nicht errathen, da doch in dieſem engen, uns ſo bekannten Kreiſe ein Berechnen der Entwicklungsgeſetze wohl anſchlagen ſollte. Dennoch iſt dies nicht der Fall. Wir, die wir mit unſerm eigenen und unſerer Angehörigen Weſen ſo innig vertraut ſind, können für unſere und ihre künftige Klugheit, Beſonnenheit, Sittlichkeit nicht ſtehen, können die Entfaltung und Nachhaltigkeit der phyſiſchen und intellektuellen Kraft nicht beſtimmen, und ebenſowenig können wir die Geſtaltung unſeres und ihres Lebens nach ſeiner äußern Form voraus ahnen.

Wie ſollte nun im Traume, der augenblicklichſten und ſubjektivſten Erſcheinung unſerer regelloſen Imagination, ein vorbildlicher Keim deſſen liegen können, was ſich aus den mannichfaltigſten phyſiſchen, geiſtigen und ſittlichen Potenzen, aus Angeſtammtem, Angeborenem, Angebildetem, Aufgenommenem, Aufgenöthigtem, aus Freiheit und Nothwendigkeit, Vernunft, Glück und Zufall zur Einheit unſers Lebens zuſammen geſtaltet? Wem von uns hat ein Kindertraum ſeine Jünglingsjahre, ein Jugendtraum ſeine Manneſchickſale vorher angedeutet? Hat uns aber kein Traum die Hauptformationen unſers Lebens, Stand, Eheſtand, Hausſtand, bürgerliche Geltung, ernſte und heitere Intereſſen ꝛc., vorahnen laſſen, ſo mögen wir auch keinem das Recht einräumen, uns über unſere Zukunft zu erfreuen oder zu erſchrecken. Und das iſt nun von Gottes wegen ſo. Die Aufgabe des Lebens wird von uns durch Anſtrengung unſerer Geſammtkraft, und gerade dadurch gelöst, daß wir das Fazit nicht vorauswiſſen; ja, ich halte es für eine ſittliche Ungezogenheit, es vorauswiſſen zu wollen, für die Anzeige einer innern Gottloſigkeit.

Mit dem Zutreffen von Andeutungen iſt es wohl, wie mit allen Vorherſagungen aus nicht-urſächlichen Momenten. Man macht von dem ſeltenen Treffer ein ungemeines Aufheben und verſchweigt ſich und Andern die Nieten. Man wird wohl mit geträumten Nummern nicht öfter im Lotto gewinnen, als mit ungeträumten, nur wird ein geträumter Treffer bei allen Traumdeutern eine ungeheure Senſation machen, obwohl das Glück eben ſo zufällig war, als im andern Falle.

Wie wenig das Beobachten, Forſchen und Nachdenken über natürliche Erſcheinungen der Meiſten Sache ſey, kann Jeder merken, der ſich damit beſchäftigt, Problematiſches feſtzuhalten und die mannichfaltigſten Wahrnehmungen darauf zu beziehen. Wer auf ſeine Träume merkt, der wird finden, daß die allermeiſten ſich an abgebrochene Fäden des vergangenen Tages, an Geſchautes, Gedachtes, Geleſenes, Gehörtes, Empfundenes ꝛc., anknüpfen, daß ſich hiebei Verſchiedenartiges in eine Scene, wohl auch in einen Cyklus verbindet, und in der regelloſen Phantaſie zu einer Karrikatur des Erlebten ꝛc., zu Anamorphoſen der Geſtalten des Tages ausbildet. Unter zehn Träumen kann man immer neun ſich auf dieſe Weiſe erklären; und im Verlauf der Jahre und der Beobachtung bin ich dahin gekommen, daß ich mich nach einem gehabten Traume mehr wundere, wenn ich in ihm eine ganz frei ſchwebende Phantaſterei, als wenn ich die Analogien zu ſeinen Bildern in den Anregungen des verfloſſenen Tages finde. Im erſtern Fall iſt man oft nur zu vergeßlich oder nicht geübt und ſcharfſinnig genug.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beſchluß.)

Orfila. Champion au petit manteau bleu. Vidocq.

An dieſem Talente fehlt es in Frankreich ſehr, und man muß es daher höher geſtellten Männern, wie Orfila und andern, Dank wiſſen, daß ſie ihren Einfluß dazu benutzen, das franzöſiſche Volk etwas muſikaliſcher zu machen, als es bisher war. Die kleinen Tagesblätter thun aber das Gegentheil, wie man aus folgendem ſcherzhaften Bericht ſehen kann, den eines derſelben, Figaro, dem Doyen Orfila beilegt, indem es behauptet, bei ſeiner letzten Viſitation der mediziniſchen Schulen habe er ſich nur nach dem Zuſtand der Muſik erkundigt, und Berichte wie folgende an's Miniſterium eingeſendet: „Aus Montpellier. Zuſtand der Studien an der mediziniſchen Fakultät. Die Zöglinge wohnen fleißig den dramatiſchen Vorſtellungen bei. Sie haben hier eine ziemlich gute Singmethode, wiewohl der erſte Soprano der Bühne wenig Stimme hat. Einige Studenten trillern ſchon allerliebſt und entzücken ihr Publikum. Als Verbeſſerung möchte ich vorſchlagen, den Theaterdirektor zu zwingen, alle Abend eine Oper zu geben, und die Zöglinge zum Abonnement anzuhalten. — Aus Toulouſe. Fortſchritte in der Wiſſenſchaft. Hier geht es gut; überall ſingt man, auf den Gaſſen, in den Salons, im Theater. Es beſteht hier ein Muſikconſervatorium, das die Handwerker in Menge beſuchen. Baßſtimmen trifft man häufig. — Pathologiſche Bemerkung. Ich habe nur fünfundbreißig falſche Noten gehört. Der Soprano heißt Herr Valgalin aus Pezenas; er gibt die beſte Hoffnung. Ich erſuche die Regierung inſtändig, ihm Mittel an die Hand zu geben, damit er eine melodiöſe Stimme bekomme und richtig ſinge. Der Munizipalrath erbietet ſich, 1200 Franken dazu herzugeben.“ — Man ſieht aus dieſem Spaſſe, daß die kleinen Blätter fortwährend ihren gewöhnlichen Muthwillen treiben. Daran kehrt ſich aber Niemand; man lacht darüber und hat am folgenden Tage ihre Scherze vergeſſen. Es iſt keine kleine Aufgabe für ſie, aus den Tagesbegebenheiten, welche jeden Morgen von den größern Blättern bekannt gemacht werden, Stoff genug zum Spaß und auch wohl zum Spott herauszufinden. Manchmal iſt dieſer Spott ungerecht, aber zuweilen iſt er auch treffend und ſtellt eine vorübergehende Thorheit in ein helles, verdientes Licht. Arg haben ſie einem Mann mitgeſpielt, der ſich die allgemeine Achtung erworben, aber dieſelbe durch einen einzigen unüberlegten Schritt auf's Spiel geſetzt hatte. Dies iſt der bekannte Champion, welcher ſich im Winter auf die Brücken oder die öffentlichen Plätze ſtellt und unter den Nothdürftigen warme Suppe, auch wohl Holz, Kohlen und Kleidung austheilen läßt. Je größer die Kälte iſt, deſto fleißiger iſt Champion im Austheilen. Er gibt nie Geld, und ſpendet jährlich eine Summe von 10 — 12,000 Fr., obſchon er Frau und Kinder hat. Da er immer ein blaues Mäntelchen trägt und auch nicht groß iſt, ſo nennt ihn das Volk nicht anders als das Blaumäntelchen. Dies ſcheint ihm behagt zu haben, und es iſt ihm eingefallen, ſelbſt dieſen Namen anzunehmen und denſelben auch von der Regierung anerkennen zu laſſen. Er hat daher dem Juſtizminiſterium die Meldung gemacht, daß er ſich künftig Champion au petit manteau bleu nennen wolle. Es mochte wohl mehr Sonderbarkeit als Eitelkeit in dieſem Entſchluſſe liegen; die kleinen Spottblätter ſahen aber nur letztere darin, und goſſen daher ihren Spott über den armen Mann aus. So erzählt eines derſelben ſehr boshaft, Champion, der jezt den langen Namen Championaupetitmanteaubleu trage, fahre in einem offenen Wagen auf den Gaſſen herum, habe ein blauſeidenes Mäntelchen um und einen Hut mit weißen Federn auf; vor ihm her reiten ein Trompeter und ein Herold, und ſo oft ſich ein Armer nahe, reiche ihm Championaupetitmanteaubleu ſeine Hand zum Küſſen, der Trompeter ſtoße in die Trompete und der Herold rufe aus: „Dies iſt die fünfundvierzigtauſend zweihundertundſechste Suppe, die mein gnädiger Herr Championaupetitmanteaubleu auszutheilen geruht.“ Der arme Mann wurde durch all dieſen vielfach wiederholten und auch in anonymen Briefen enthaltenen Spott ſo aufgebracht, daß er in einem großen Anſchlagzettel betheuerte, es ſey ihm nie eingefallen, mit ſeinen Werken groß zu thun. So mußte der wohlthätige Mann für eine lächerliche Grille, die ihm durch den Kopf gefahren, hart büßen. Er fährt aber dennoch fort, ſeine Suppen auszutheilen. Nun könnte er dies freilich in irgend einem Hauſe thun laſſen, ohne ſich dabei zur Schau zu ſtellen; was thut dies aber zur Sache? die Armen werden genährt, und darin beſteht ja die Wohlthat. Es gibt wenige Bürger, welche ſie auf den Gaſſen aufſuchen. Für arme Tagelöhner iſt es ſehr erwünſcht, Morgens früh auf ihrem Wege ihre Nahrung zu finden, ohne daß ſie auch nur ihren Dank abzuſtatten brauchen. — Zur Tagesgeſchichte gehört auch noch, daß von dem berüchtigten Vidocq wieder ſtark die Rede war, und daß dieſer Mann mit der Polizei, bei welcher er ſonſt handelnde Perſon geweſen, paſſiv zu thun bekam. Bekanntlich hat dieſer abgefeimte Kerl, der längſt durch ſeine Memoiren, die er aber wohl nicht ſelbſt geſchrieben hat und die hernach von Andern fortgeſezt worden ſind, ſich auch im Auslande einen ausgebreiteten Ruf verſchafft, vor einigen Jahren ein ſogenanntes Auskunftsbüreau in Paris angelegt, wo man für Geld Auskunft über die Perſon erhält, mit welcher man in Geſchäftsverbindung treten will. Nützlich war ſolch ein Büreau allerdings; es konnte aber natürlich nur von Jemand gehalten werden, welcher das Auskundſchaften als Gewerbe treibt und mit der Polizei in Verbindung ſteht. Gefährlich war eine ſolche Anſtalt inſofern, als dieſelbe den Ruf eines Bewohners heimlich gänzlich zu Grunde richten konnte. Es ſcheint, daß Vidocqs Unternehmen guten Fortgang hatte; denn erſt kürzlich hatte er ſein Büreau in eines der vornehmſten Stadtreviere verlegt. Die Polizei mußte aber aufmerkſam werden auf die Art, wie er ſich über Privaten Auskunft verſchaffte; ſie mußte Vidocq ſogar als einen furchtbaren Nebenbuhler betrachten, welcher das für ſich bewirkte, was ſie mit einer Menge von Beamten und großen Koſten bewirkt. Sie ſpürte alſo dem Kundſchafter nach und fand, daß er mit einigen Polizeibeamten in geheimer Verbindung ſtand, und durch ihre Vermittelung aus der Polizeiverwaltung ſelbſt ſeine Notizen zog. Wahrſcheinlich wird die Sache, falls es ſich verhält, wie die Zeitungen behaupten, bald vor Gericht öffentlich verhandelt werden. Vidocq iſt für die Polizei ein gefährlicher Kerl. Solch einen Schlaukopf und verſchmizten Spürhund hätte ſie nicht entlaſſen ſollen. Seit der entlaſſene Vidocq ſchreibt und auf eigene Rechnung handelt, iſt das Polizeihotel ſchon viel durchſichtiger geworden, als ſonſt.

Dg.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 131 u. literariſche Beilage des Literatur-Comptoirs in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 28. December 1837.

Romeo. — Ich hatte dieſe Nacht 'nen Traum. —
Mercutio. Auch ich.
Romeo. — Was war der Eure? —
Mercutio. Daß auf Träume ſich
Nicht bauen läßt, daß Träumer öfters lügen.
Shakespeare.

Ueber die Träume.

(Fortſetzung.)

Wer es der Mühe werth hält, ſeine Träume in dieſer Richtung zu unterſuchen, der wird bald Intereſſe und Vergnügen an dieſem unſchädlichen Geſchäft finden, und ſtatt auf Trauminſpirationen zu fahnden, wird er faſt täglich ein kleines pſychologiſches Phänomen aufzulöſen haben. Niemand laſſe ſich hievon durch die Spötterei abbringen, daß ſich auf ſolche Weiſe der viſionäre apoſtoliſche Paulus in einen, die Wunder natürlich erklärenden Sophronizon umſetze, der die Myſterien der Traumwelt zu nichtsſagenden Zerrbildern des Nächſtvergangenen, zu einer tollen Ausſpinnung der täglichen Proſa abſchwäche und die blühende Poeſie der Nacht unter Waſſer ſetze. Sollte dem Selbſtbeobachter je einmal unerwartet ein Traum von höherer Bedeutung kommen, ſo wird er als ſolchen ihn wohl ſogleich von den gewöhnlichen Träumen zu unterſcheiden wiſſen. Ich für meinen Theil warte aber noch immer auf einen ſolchen weiſſagenden Traum, da meine bisherigen durchaus keinen ominöſen Inhalt verriethen und vom pythiſchen Weſen nur den Wahnſinn an ſich hatten.

Die Traumromantiker finden etwas Poſitives und Protenſives im Traume, während doch die allermeiſten Traumbilder ſchon in ihrer Entſtehung und noch mehr in ihrem Verlauf ein negatives und retentives Moment offenbaren. — Je ruhiger man ſchläft, deſto weniger träumt man. Träume entſtehen aus körperlicher oder geiſtiger Hemmung der Lebensfunktionen im Schlafe, und deſto mehr und ſchwerere, je ſtärker dieſe iſt. Man kann aus ſeinem Abendtiſche ahnen, ob man träumen wird oder nicht; man kann ſich mit einer Meſſerſpitze voll Pfeffer, mit einer Portion Haſenbraten ꝛc. Träume machen. — Die meiſten Träume enthalten eine Hemmung, einen Bann, eine Gefahr ꝛc. Man kommt zu ſpät an den erſtrebten Ort; man findet ſich aus Labyrinthen, gothiſchen Kirchen, alten Schlöſſern, Ruinen, Dickichten, Sümpfen ꝛc. nicht heraus; man ſteht auf einem ſchmalen Gemſenpfade, der handbreit ausläuft; man ſoll einen ſenkrechten Abhang hinunter ſchreiten; man ſitzt auf dem Kirchthurmknopf und hält ſich an der Spitze u. ſ. w. — Dem ehrenfeſteſten Manne, der zierlichſten Dame kann es im Traume geſchehen, daß ſie im bloßen Hemd über die volkreiche Straße wandeln ſollen. Warum wohl gerade dieſe Traumfopperei ſo häufig und ſo lebhaft iſt? Wahrſcheinlich deßhalb, weil man im Leben ſelbſt ſo oft halb entkleidet überraſcht wird und an dieſe Uebelſtände ſich am leichteſten Traumbilder anknüpfen. — Selbſt Kinder, geſchweige denn liebende Jünglinge und Jungfrauen beklagen ſich, daß ſie ſo ſelten von dem, was ihnen das Liebſte iſt, träumen. Wohl

darum ſind die Träume hierin ſo karg und neidiſch, weil ſie eben aus einer Schranke und Hemmung ſtammen und nicht aus einem erleichternden Lebensprozeß, der der Phantaſie heitere, wonnige Bilder zuführen könnte. Damit iſt nicht geſagt, daß es nicht auch glückliche Träume gebe, nur ſind ſie ſelten, und meiſtens endigen ſie mit einer Empfindung von der Leidſeite, einer Aengſtlichkeit, Unheimlichkeit, einem Grauen; der Traumſchatz wird zu einem Haufen von Rechenpfennigen oder Kohlen. Man träumt auch noch eher von einer alten Liebe als von der neueſten; aber auch hier bewährt ſich das Sprüchwort: die Liebe will zanken.

Unter die wonnigſten Träume gehört wohl der, daß man fliege. Ich vermuthe, daß Schwimmer ihn öfter haben als andere; doch gibt es alte Geſchäftsmänner, Archivare ꝛc., die auf ihrer Canzleileiter den Schwindel bekommen, aber im Traum über den Strom fliegen. — Das Fliegen iſt ein Luftſchwimmen, die Bewegung des Steigens dabei äußerſt anſtrengend, wogegen das Fortſchweben über die Fußgänger hinweg und im Kreiſe herum ein ungemein behaglichſtolzes Gefühl gewährt, wie uns im Wachen keines zu Theil wird. Kinder fliegen gewöhnlich die Treppen herunter. — Auch dieſe Art Träume ſind ſo lebhaft, daß man hinterher kaum an die Täuſchung glauben will.

Im Traum iſt der Geſichts- und Gehörsſinn vor den andern rege, und dies wohl darum, weil Aug und Ohr die angeregteſten, thätigſten, reproduktivſten, zugleich freiſchwebendſten, von den übrigen durch ihre Objektivität ſich unterſcheidenden Sinnorgane ſind. — Die Geruchsaffektionen ſind im Traume ſelten und nicht lebhaft. Das Schmecken aber erſcheint hier wieder nur von der negativen Seite des Hungers und Durſtes, des Verlangens nach Darreichung einer Speiſe, eines Labetranks. Aber niemals kommt es zum wirklichen Genuſſe; der Traum bricht meiſtens nach langem, vergeblichem Harren vor lezterem ab; er kann ihn nicht vollbringen. In keinem Falle hat man die ſinnlich angenehme Empfindung, wie ſie die Wirklichkeit begleitet; wie man ſich ja auch im Wachen eher Geſtalten und Töne, als Gerüche und Geſchmäcke vergegenwärtigen kann. — Mit der Empfindung von Wärme und Kälte iſt es derſelbe Fall. — Es verdient bemerkt zu werden, wie der Traum Senſationen und Anſchauungen nicht erreicht oder um ſie herumgeht, wenn er die Empfindung, den Affekt, welche jenen entſprechen ſollen, nicht zu erwecken vermag, wenn die körperliche Stimmung im Schlaf ihnen nicht förderlich iſt. Der Traum läßt uns nicht in den nahen Abgrund hinab ſchauen, wenn unſer Blutumlauf nicht dem Grauen, dem Schwindel günſtig iſt. Er ſpinnt ſich an der augenblicklichen Complexion im Schlafe fort. Schmerzen, örtliches Weh werden manchmal bis zum Schrecken, zum lauten Aufſchreien geträumt. So vernimmt man auch im Traume zuweilen einen fürchterlichen Knall.

Wunderbar iſt es, daß man zu wirklichen äußern Lauten nicht ſelten einen paſſenden Vorgang hinzuträumt, z. B. einen geſelligen Verkehr, bei welchem am Ende unſer Name genannt wird, während uns ein Bettnachbar, um uns zu wecken, ihn zuruft. So erwachen wir zuweilen an einem Glockenklang aus einem Traume, der deſſen Vorläufer zu ſeyn ſchien, während doch der Traum von dem zufällig erfolgenden Klange nichts wiſſen konnte. Entweder träumen wir in ſolchen Fällen blitzſchnell einen Zeitverlauf mit paſſendem Ereigniß hinzu, oder der Laut hatte ſich einige Male wiederholt und dazwiſchen den Traum geſtaltet, oder aber wir waren ſchon im Traume, und dieſer bequemte ſich dem gehörten Tone ſchnell nach ſeiner Weiſe. — Jeder mag ſich hierüber genauer beobachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Cosa rara.

(Fortſetzung.)

Die Albrecht hörte nicht zum erſten Male Betheurungen und Erklärungen wie Raimunds, aber ſie hatte ſie niemals ſo ruhig angehört. Als der junge Herr fertig war, fragte ſie ihn mit einem Anflug von Lächeln, das nicht bitter und nicht verachtend war: „Wiſſen Sie denn, mit wem Sie jetzo reden, mein Herr?“ — „Mit der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts.“ — „Sagen Sie mit der Unſeligſten aller Frauen. Laſſen Sie ab von mir. Das Unheil, das mich belaſtet, vererbt ſich wie die Sünde. Was ſoll Ihnen ein welkes, darnieder getretenes Leben, wie das meinige? Bleiben Sie frei, bleiben Sie glücklich. Mich umgibt, wie Sie ſehen, nur der Jammer.“ — „Ein Unglück, das ſich leicht bannen läßt,“ nahm Raimund etwas übermüthig das Wort. „Erlauben Sie mir, zu handeln, und ich verwandle binnen vier-und-zwanzig Stunden dieſes Dachzimmer in einen Pallaſt, Ihre beſcheidene Exiſtenz in eine opulente. Sie ſollen Ihres Direktors, aller Bühnen der Welt ſpotten können, ſobald es Ihnen beliebt.“ — „Und Theodor? Haben Sie vergeſſen, daß mein Schickſal an dem eines Mannes hängt, deſſen bedauernswerthe Lage —“ — „Nun wahrhaftig, dieſer Einwurf iſt unſtatthafter als alle andern, die Sie vorbringen könnten. Muß Ihr Bruder nicht ſeiner Schweſter Glück befördern? Wird er ſelber nicht glücklich ſeyn, wenn ſich Ihre Stellung glänzend und beneidenswerth macht? Ich ſage Ihnen, daß Ihr Bruder ſelbſt mein Bundesgenoſſe werden wird, um Ihnen zu rathen —“

Er ſchwieg plötzlich, denn er hatte die Federproben der Künſtlerin bemerkt, und ſein Herz jauchzte auf, während ſeine Lippen verſtummten. Dagegen hob Caroline wieder mit tiefer Bewegung an: „Theodor? — O Sie wiſſen nicht — Theodor wäre Ihr heftigſter Gegner, wenn ich leichtſinnig genug — wenn ich eine Andere wäre als die ich bin.“ — „Wer ſind Sie denn?“ rief Raimund begeiſtert; „ein Engel, den ich unſäglich liebe! ein Himmelsbild, das ſeinen größten Reiz mir leugnen will! Aber vergebens vermummen Sie ſich. Ihre weiblichen Künſte weichen der ſiegreichen Liebe. Hätte ich Ihre Blicke nicht verſtanden? Bürgen jene Federzüge, die meinen Namen bildeten, nicht dafür, daß Ihre Gedanken ſich mit mir beſchäftigten? — Geſtehen Sie mir meinen Himmel zu! Sprechen Sie das Wort, das ſchon auf ihren Lippen irrt: das Wort der Gewährung!“

Er warf ſich vor der Geliebten auf die Knie. Er wußte, daß dieſe Stellung unwiderſtehlich iſt, wenn ſie geſchickt und zur gelegenen Zeit angebracht wird. Aber die Albrecht zog ihn haſtig in die Höhe und faltete die Stirne: „Pfui, welche Unmännlichkeit! Hielten Sie mich für eine gewöhnliche Komödiantin? Ich ſollte Sie von mir ſtoßen, Ihnen befehlen, ſich zu entfernen! Aber, weh mir! ich kann, ich darf das nicht! Ich leugne nicht, daß meine Gedanken bei Ihnen geweſen, daß ich mit Vergnügen Ihre Stimme höre, daß ich mit — mit Liebe Ihr Antlitz betrachte; aber wenn ich Ihnen ſage, was ich Ihnen ſagen werde, weil ich Sie liebe — verachten, haſſen werden Sie mich.“ Raimund wollte ſie unterbrechen; ſie fuhr jedoch heftiger fort: „Keine Schwüre! nichts von Liebe! Ich darf davon nichts hören! und wozu auch? Ihre Liebe ſtirbt, ſo wie ich Ihnen nur ein Wort ſage. Sie werden mich verabſcheuen. Ich darf nicht bleiben, wo Sie verweilen, daher keine Gemeinſchaft! Nicht ich, nicht Theodor dürfen mit Ihnen dieſelbe Luft athmen!“ — „Mein Gott!“ klagte Raimund, „Sie ſind außer ſich, Sie ſchmähen ſich, ohne es zu wiſſen. Was könnten Sie mir ſagen, das —?“ — „Sie ſollen's vernehmen, gleich, in dieſer Minute!“ antwortete Caroline mit gewaltſamem Kampfe. Doch indem ſie reden wollte, hielt ſie an ſich, ſchüttelte mit dem Kopfe und rief: „Nein, nein; es geht über meine Kräfte! Gehen Sie, eilen Sie — zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu ſagen —“

Der Liebhaber öffnete den Mund zu einer Erwiderung. Aengſtlich nach der Thüre ſtarrend und horchend den Kopf dahin drehend, gebot Caroline durch ein Zeichen dem Sträubenden, zu ſchweigen. „Er iſt's! er kommt die Stiege herauf!“ raunte ſie ihm zu. „Sie dürfen ihm nicht begegnen; Sie könnten ihm auf der engen Treppe nicht ausweichen; ſein Argwohn, ſeine Hitze würden einen entſetzlichen Auftritt herbeiführen. Bleiben Sie und verhalten Sie ſich ruhig!“ Sie bedeutete Raimund, auf dem kleinen Kanapé am Fenſter Platz zu nehmen. Mit Bangigkeit harrend der Dinge, die da kommen würden, gehorchte der junge Mann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Abbitte, an die Mädchen.

Ich ſchelt' euch nimmer, die ich oft geſcholten.
Vergebt, ihr elfenhaften, ſchönen Weſen,
Wenn ich für euer Walten blind geweſen,
Wenn euer Spiel als müſſig mir gegolten.

Wohl ziemte ſich's, daß wir uns ſelber grollten,
Die nie genug in euern Augen leſen.
Was weiß im Lenz die Roſe von Verweſen,
Und ſind nur ſchön die Tage, die verrollten?

Ihr lebt im Heut', und ſelbſt ein Schmuck des Lebens,
So liebt ihr Schmuck. Der Dichter muß beneiden
Die Kunſt, nach der er ſelbſt oft ringt vergebens:

So leicht zu flattern über Luſt und Leiden
Und, unermüdet kindlichen Beſtrebens,
Das hohlſte Nichts ſo ſchön zu überkleiden.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neufchatel, December.

Patriotismus. Oeffentliche Anſtalten.

In unſern Tagen, die ſo viel auf materielle und Zahlengrößen halten, iſt es wohl nicht uneben, an eine kleine Stadt zu erinnern, die in Europa gerade dadurch einzig daſteht, daß ſie nur einige tauſend (5600) Einwohner, dagegen aber prächtige öffentliche Gebäude und Anſtalten für Arme, Waiſen, Kranke und Nothleidende, für alle Arten des Wohlthuns, für Bildung, Erziehung und Unterricht beſitzt, die an Großartigkeit der Anlage, Reichthum der Ausſtattung und trefflicher Verwaltung dem Ausgezeichnetſten verglichen werden können, was große und reiche Hauptſtädte unſers Welttheils aufzuweiſen haben. Und wenn man überdies bedenkt, daß dieſe ſtille, intenſive Größe nicht Folge reichen Bodens, mächtiger Landesinduſtrie, gebietenden Welthandels, der Eroberung oder Regierungsmunificenz iſt, ſondern lediglich Ergebniß des edelſten Vaterlandsſinns trefflicher Bürger, ſo muß man noch mehr ſtaunen. In dieſer Beziehung kann Neufchatel nur mit Genf verglichen werden, das auch, an ſich ſelbſt arm, nur durch die patriotiſche Munificenz ſeiner Bürger, jedoch in geringerm Maßſtab als Neufchatel,

treffliche öffentliche Anstalten gewonnen hat. In großen, volkreichen und mächtigen Kaiserss und Königsländern macht man sich von dergleichen gar keinen Begriff, weil da Alles von der Regierung oder von bewilligenden Ständen ausgeht und auf sie in Beziehung steht, der einzelne Bürger aber mit seinem kleinen Beitrag verschwindet, auch nie genannt wird. In Neufchatel hingegen sind die Namen Pury und Pourtales Großmächte, die schon im Gemüth der Kinder leben und in ihnen zu Dank und Verehrung heranreifen und verwachsen. Jener Pury und seine Diamantenschätze aus der neuen Welt schimmern und flimmern schon den kleinen Mädchen und Knaben im Wachen und Traum vor den Augen; und der alte Pourtales, der mit einem Handel mit Schwefelhölzchen anfing und reicher als viele Könige starb, weckt und reizt die Hoffnung der Kleinen, einmal reich wie er zu werden, und nach Gründung herrlicher Anstalten in der Vaterstadt noch jedem seiner zwanzig Söhne eine Million baar zu hinterlassen. Dies sind Volkstraditionen, über denen noch kein Jahrhundert hingezogen ist, die aber später nicht weniger schön klingen werden, als die vom Nibelungenhort und dem heiligen Graal. — Von dem herrlichen Stadthaus mit seinem prächtigen Aeußern, seinen Säulenfronten, seinem dorischen Vestibul, seinen Treppen und Sälen, das jener David Pury mit mehr denn einer Million erbaute, während er seiner Vaterstadt überdies mehrere unangreifliche Millionen — den Grund ihres jetzigen Reichthums — vermachte, von dem trefflichen städtischen Hospital und Waisenhaus, die aus gleicher Quelle entstanden, von Pourtales großem Fremdenhospital, dessen herrlicher Einrichtung, Reinlichkeit und merkwürdiger mütterlicher Pflege und Sorgfalt für arme Kranke des Auslandes, wo Pourtales zum Theil sein ungeheures Vermögen erworben hatte, von diesen Anstalten haben schon Andere rühmend gesprochen; ich kann also darauf verweisen. Große Unternehmungen sind für die nächste Zeit projektirt und zum Theil schon begonnen, z. B. die Anlage einer neuen prächtigen Straße am See, die Vergrößerung der Stadt durch mächtige Arbeiten in den See, Hafendämme ꝛc., die Ableitung des ungesunden Sevons, eines Bergstroms, der bei geringem Stand die Stadt entstellt und ungesunde Ausdünstungen verbreitet, künftig aber von ihr abgeleitet und im Süden der Stadt durch einen kühnen Emissar, durch einen Berg hindurch, in den See geleitet werden wird.

Von den großartigen Anstalten der neuesten Zeit kennt das Ausland Eine nicht, denn sie besteht erst seit einem Jahr und ist auch in diesem Augenblick in der Einrichtung mehrerer Säle noch nicht ganz fertig. Ich meine das Gymnasium, welches die Stadt aus ihren reichen Mitteln mit mehr denn einer Million Schweizerfranken erbaut und mit allem Nöthigen und Zweckmäßigen ausgestattet hat. Es steht in der untern Stadt, nahe am See, mit herrlicher Aussicht auf Alpen und Gletscher. Dieses große Gebäude, mit imposanter Säulenfaçade nach der Stadt, ist aus gelblichem Jurakalkstein, steht ganz frei und macht einen großartigen Eindruck. Für ein Gymnasium hat keine Stadt Europa's etwas gleich Würdiges, Großes und selbst Prächtiges aufzuweisen. Das Innere entspricht dem Aeußern durch Doppeltreppen und Vestibüle nach denen des Pallastes Corsini in Rom, durch schöne, mit schmückendem Schnitzwerk in gutem Geschmack ausgezierte Bibliothekssäle, andere Säle für die Aufstellung der reichen naturhistorischen Sammlungen, durch große und kleine Hörsäle, breite und hohe Corridors, alle licht, luftig und sehr reinlich gehalten, durch ein herrliches Laboratorium für Chemie, ein gleiches Armarium für Physik, eine kleine deutsche Bibliothek und im Erdgeschoß durch eine weite, amphitheatralisch gebaute Aula mit Logen für die Eltern und Verwandten der Zöglinge bei feierlichen Gelegenheiten und Preisvertheilungen. An diesem trefflich erleuchteten, dem See und den Gletschern zugewendeten Saal könnte man nur das Verhältniß der etwas gedrückten Thüren zum Ganzen tadeln. Aber nicht bloß das Oertliche und Räumliche ist an dieser Anstalt vorzüglich, sie zeichnet sich auch durch treffliche Lehrer aus. Unter ihnen steht oben an Agassiz, der auf der Universität München groß gewordene Geolog und Naturforscher, durch seine Vorlesungen über Naturwissenschaften und die Aufsicht über die reiche naturhistorische Sammlung, die dem edeln Coulon, der sie seiner Stadt schenkte, großentheils ihre Entstehung verdankt. Andere tüchtige Lehrer tragen Chemie, Physik, höhere und niedere Mathematik, Deutsch (Prof. Lutzigsbausen), Gesang und Generalbaß (Prof. Späth), Zeichenkunst und dergleichen vor. Auch Griechisch und Lateinisch wird gelehrt. Die oberste Classe dieses Gymnasiums heißt Auditorium, entspricht dem Selecta unserer norddeutschen Gymnasien und steht zwischen diesen und der Akademie. Die Ausarbeitungen der Schüler, die mir zu Gesicht gekommen sind, sprachen sehr günstig für die Methode der wissenschaftlichen Bildung. Diese merkwürdige, ganz unentgeldliche Lehranstalt gehört nicht dem Land, sondern lediglich der Stadt, und diese legt etwas inhuman einen bedeutenden Accent darauf, wenn durch besondere Vergünstigung junge Leute des Landes, die aber keine Stadtkinder sind, darin aufgenommen werden.

In jener Aula wurden auch vor einigen Monaten die öffentlichen Sitzungen der schweizerischen Gesellschaft für Naturforschung gehalten, die durch die Gegenwart mehrerer in ihrem Fach so hoch stehender Männer, wie Decandolle, L. v. Buch, El. Beaumont, Agassiz, Charpentier und Anderer, und durch die neue, von Letzterem aufgestellte frappante Ansicht über die sporadisch am Abhang und Fuß des Jura vorkommenden Granitblöcke merkwürdig geworden ist. Bekanntlich hat der ganze Jura keinen Granit, sondern nur eigenthümlichen Kalkstein. Wo kommen nun da und anderwärts in ähnlichem Verhältniß, z. B. bei Genf, die größern und kleinern Granitblöcke her? Nach Charpentiers Meinung sind es Reste von den Morainen oder Granitblockwällen uralter, eingegangener Gletscher, die sich von ehemaligen, jetzt eingesunkenen Berghöhen bis hieher zogen. Diese geistreiche Ansicht wurde lebhaft bestritten, und bedarf auf jeden Fall zu ihrer Bestätigung und Annahme noch einer Reihe von Beobachtungen und Untersuchungen in andern Ländern, z. B. in der Mark Brandenburg, wo ähnliche Erscheinungen, aber ohne nachbarliche Berge, vorkommen, von denen Gletscher abzuleiten wären. Wer Neufchatel besucht, versäume ja nicht, den ungeheuern Granitblock und die nach jener Meinung von den Eisblöcken der Gletscher glattgeschliffenen Kalkfelsen im Nordwesten der Stadt zu betrachten; denn welcher Meinung man auch ist, immer sind dies sehr interessante Erscheinungen der Gebirgswelt. Wen diese nicht anzieht, der wird in heitern Abendstunden auf jenen Höhen oder auf dem Chaumont (3580′) Anderes bewundern, nämlich die schweizerischen Alpen und Gletscher, vom Hohen-Säntis an bis zum Montblanc und den Bergen des Dauphiné, die wie ein Geisterchor blendend weiß und sonnengolden dastehen, und an denen deutlich die gewaltigen Festen der Berner, Penninischen und Grajischen Alpen mit ihren höchsten Spitzen zu unterscheiden sind. Vor ihnen stehen wie Ehrknaben am Altar die Voralpen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 29. December 1837.

— A l'exil son destin s'est lié,
Et je n'acceptais donc son touchant sacrifice,
Que pour lui préparer un éternel supplice?
Delavigne.

Cosa rara.

(Fortſetzung.)

5.

Der Blinde tappte in das Gemach. Caroline empfing ihn an der Thüre und fragte, ihn zu einem Seſſel geleitend: „Du biſt ſchon zurück? Hat die Geſellſchaft dir nicht behagt, der Wein dir nicht gemundet? Du Armer trinkſt ſo ſelten Wein! Ganz allein kommſt du heim?“ — „Der gute Heinemann hat mich an's Haus begleitet,“ antwortete Gersdorf trocken. „Die paar Treppen machen mir nicht bange, ich kenne ſie genau. Was läge auch daran, wenn ich den Hals bräche?“ — „Pfui, wie ruchlos du ſprichſt, Theodor! Hat jedes Vertrauen, jede Hoffnung dich verlaſſen?“ — „Du haſt recht, mein Kind. Wie Schiller ſagt: „noch am Grabe“ und ſo weiter. Die Hoffnung gerade iſt's, die mich ſpornte, die Freunde ſo früh zu verlaſſen. Der erſehnte Brief iſt angekommen?“ — „Der Brief?“ fragte Caroline zagend, „was meinſt du? Ich weiß nicht —“ — „Nun ja doch,“ verſetzte Theodor ungeduldig, „Heinemann ſagte mir davon. Er hat den Briefträger geſprochen, den Brief geſehen; er trug den Stempel der Hauptſtadt, das Siegel der Hoftheaterintendanz, war recommandirt. — Du hörſt, daß ich Alles weiß. Halte nicht mit der Freude hinter'm Berge. Daß der Brief recommandirt war, iſt ein gutes Zeichen. Unſere Erwartungen —“ — „Sind getäuſcht, wie ſchon hundertmal,“ fiel Caroline ſanft ein, da ſie nichts mehr verſchweigen durfte. „Ein höfliches Abſageſchreiben mit leeren Vertröſtungen auf die Zukunft.“ — „Nun, ſo ſteh' uns Gott bei!“ rief Gersdorf und rollte wild die erſtorbenen Augen. Dann ſchlug er ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne: „Gibt es denn kein Ende, keinen Ausgang für den unnützen Krüppel?“ — „Theodor, beruhige dich, um meinetwillen! Bei deiner Liebe beſchwöre ich dich —“ — „Ja, dieſe Liebe hat dich und mich in's Verderben geſchleudert!“ grollte Theodor vor ſich hin; „dieſe Liebe war Satans Werk, und wir ernten, was die böſe Saat beſchert. O, daß ich einſt meine Augen hatte, um dich zu ſehen und zu berücken! Unglückliches Weib, das ich um Alles gebracht!“ — „Faſſe dich, ſchweige! Wenn man dich hörte — der Wein hat dich aufgeregt, ſtatt dich heiterer zu ſtimmen.“

Raimund war auf ſeinem Folterſitze zuſammengefahren; eine dunkle Ahnung deſſen, was er hören würde, verurſachte ihm Schrecken. Der Blinde drehte argwöhniſch den Kopf. „Iſt Jemand im Zimmer?“ fragte er herriſch. „Nein, lieber Theodor,“ antwortete Caroline, die Hände gegen Raimund faltend, „Niemand als du und ich befindet ſich hier.“ — „Gottlob! ſo darf ich reden,“ murrte

Theodor; „ſo dürfen wir überlegen und das Facit unſerer Trübſal ziehen. Was ſoll aus uns werden? Antworte! Doch nein: antworte nicht. Ich habe meine Geduld nicht beiſammen.“ — „Vertraue auf Gott, Theodor!“ — Er lächelte ungläubig. „So vertraue auf gute Menſchen.“ Er ſchüttelte ärgerlich das Haupt. „Nun, ſo laß den Zufall walten, und glaube wenigſtens an dieſen.“ — „Der Zufall? Er hat's gut mit uns im Sinne, meiner Treu! Er war's, der mich in deiner Eltern Haus brachte. Ein wackerer Lehrer, der ſeine Schülerin verführte, daß ſie mit ihm heimlich weglief, Alles dahinten laſſend, und ihre Zukunft ſehend auf die Guitarre des Muſikanten! — Gib mir die Guitarre, daß ich ſie zertrümmere!“ — „Wie? das Inſtrument, das noch jezt deine trüben Stunden erheitert? O nein, mein Theodor!“ — „Es hat dich zur Hölle verlockt, armes Kind. Der Teufel wohnt darinnen. Doch, es ſoll ganz bleiben. Wir werden's brauchen, um bettelnd unſer Lied vor den Thüren zu ſingen, oder um es zu verkaufen, wenn Alles fort iſt, oder um es in den Ofen zu werfen, wenn uns das Holz mangelt. Weißt du noch? das Inſtrument führte uns wieder zuſammen, nachdem ich dich ſo undankbar in Noth und Armuth verlaſſen hatte.“ — „Sprich nicht von jener Zeit, mein Lieber; du thuſt mir weh!“ — „Hm, du denkſt unſers armen Kindes, das an dem Tage geſtorben war, da wir uns ſo zu ſagen auf der Heerſtraße wieder fanden. Du, eine reiſende Schauſpielerin, ich, ein blindgewordener Vagabund! Unſere Hoffnungen waren glänzender, als wir aus deiner Eltern Hauſe entflohen.“ — „Du brichſt mein Herz, Theodor! Wir ſind nicht ſchuld, daß unſere Hoffnungen ſich nicht verwirklichten. Es fehlten die nöthigen Papiere zu unſerer Heirath.“ — „Und ich hatte nicht auf der Eltern Unerbittlichkeit gerechnet. Meine Spekulation lag darnieder und das Theater war unſere lezte Zuflucht, da ich mit meinen Lectionen Weib und Kind nicht zu ernähren vermochte.“ — „Wenn du nicht ſchweigſt —“ — „Nun, wir wollen beim Weglaufen ſtehen bleiben. Wir ſind auf demſelben Punkte wie damals. Aber der Blinde läuft dir diesmal nicht davon. Er fürchtet eher —“ — „Was denn? was fürchteſt du?“ — „Höre!“ begann Theodor mit weicherem Tone, „das iſt die Qual meiner Nächte. Glaube nicht, daß ich ſchlafe; o nein, ſeit langer Zeit kenne ich den Schlaf nicht. Ich laure und peinige mich während der Nächte.“ — „Du erſchreckſt mich.“ — „Ich fürchte immer,“ fuhr Theodor vertraulicher fort, „daß ich einmal erwachen möchte, ohne dich wieder du finden. Du wirſt mich einmal verlaſſen, denke ich mir, und das nagt an meinem Herzen, obſchon ich dir Recht geben müßte.“ — „Wie? ſolch ein Argwohn gegen ein Weib, das dir die höchſten Beweiſe ſeiner Liebe gegeben? Theodor, du biſt böſe geworden!“ — „Geworden? ich war es längſt. Blind bin ich geworden, eine Strafe meiner Frevel. Da war's aus mit dem gelobten und geſuchten Schauſpieler! Ich bettelte mit der Guitarre, ich verſuchte ein paarmal, mich umzubringen. Wollte der Himmel, die Leute hätten mich nicht daran gehindert! Aber ich ſollte leben, um noch eine Seligkeit zu genießen — deine Verzeihung, deine Liebe! Es war ein ſchöner Moment, als ich, vor dem Wirthshauſe an der Straße ſingend, deine Stimme vernahm, als du herauseſtürzteſt, den ſchmutzigen Bettler umarmteſt und deiner Barmherzigkeit die Krone aufſezteſt, indem du mich mitnahmſt und mir Brod verſchaffteſt! Das thut ſelten ein Weib, ein betrogenes noch ſeltener. Das werde ich dir nie vergeſſen. Dennoch fürchte ich, du werdeſt mich dereinſt verlaſſen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Träume.

(Fortſetzung.)

Das Prägnanteſte in der Traumakuſtik iſt wohl die Anekdote von jenem Compoſiteur, dem es einſt vom Teufel träumte, und wie vor dieſem ſeine hölliſche Kapelle eine Symphonie aufführte. Er will dieſe fürchterliche Muſik in ihrem ganzen Umfange vernommen und in ſeinem Gedächtniſſe feſtzuhalten geſucht haben. Nach dem Erwachen ſezte er ſich hin und brachte ſie auf Noten, aber leider vermochte er nur einen ſchwachen Nachklang, die noch vorhandene „Teufelsſymphonie,“ von ihrer ungeheuern infernaliſchen Gewalt und Tiefe in ſich zu reproduziren. Kein Wunder! denn man möchte dreiſt behaupten, der Tondichter habe auch wirklich im Traume nichts gehört, was ſich reproduziren ließ. Das Vernommene war ohne Zweifel ſo unbeſtimmt und neblicht, wie Alles, was man im Traume hört und ſieht. Ich habe noch von keinem Muſiker erfahren, daß er geträumte Compoſitionen wachend habe benützen können. Mit der Muſik aufgewachſen, habe ich oft im Traume muſiziren hören, aber nie etwas Erkleckliches in's Wachen herübergebracht. Wäre es mir irgend einmal gelungen, ſo hätte ich daran ohne Zweifel eine fragmentariſche Reminiscenz bekannter Melodien gehabt. Der Traum gibt allerdings ſeine Geſtalten, Töne, Melodien und Harmonien als neue, und wirkt damit auf unſer Gemüth, als wären es nie erlebte Darſtellungen und Offenbarungen einer neuen Welt; es ſind und bleiben aber regellos zerrbildliche Combinationen, Compilationen aus der alten, wirklichen. Was uns hiebei irre führt und zum Wahne verleitet, iſt, daß unſere Gefühle dabei ſo äußerſt lebhaft, ſo energiſch ſind, wie ſelten im wachen Zuſtande.

Ich berühre hier ein Hauptmoment der Traumwelt. Mit dem Erwachen erlischt die Beweglichkeit unserer Phantasie, die Thätigkeit unserer innern Sinne, die Empfindsamkeit unseres Gemüths. Die äußere Welt fordert ein bestimmtes, prosaisch-praktisches Schaffen von uns, ein Berechnen, Einrichten, Sorgen, ein genaues Aufmerken auf das Thunliche und Zweckmäßige. Rücksichten und Absichten erkälten uns, und unser Genuß besteht darin, daß wir an der großen Schuld der Zeiten Minuten und Stunden streichen. Erst mit dem Feierabende werden wir wieder phantastisch und gefühlvoll, und im Traume sind wir der tiefsten Empfindungen fähig. Von solchen erfüllt, nehmen wir auch die Anschauungen des innern Sinnes, die sie erregten, für lebendig und energisch, ob sie es gleich in nicht viel höherem Maße sind, als diejenigen Bilder, die wir im Wachen sehen, wenn wir uns mit geschlossenen Augen der Imagination überlassen.

Einst träumte ich mich in den Vatikan; ich sah die Raphael'schen Wandgemälde, eine Reihe von Scenen, eine Menge Gestalten und eine Pracht der Farben, wie noch nie. Meine Ueberraschung, meine Wonne war auf's höchste gesteigert; die göttlichen Räume waren des großen Meisters würdig. — War ich etwa träumend von Raphaels Geist erfüllt und ihm nachschaffend geworden? Wie ließe sich dies denken? Wieder erwacht, mußte ich mir nach einigem Besinnen sagen, daß, was ich gesehen, nichts anderes gewesen seyen als Reminiscenzen von Kupferstichen und von Aquarellmalereien, die ich um jene Zeit vor Augen gehabt und mit Antheil betrachtet hatte. Aber meine Bewegung, das Gefühl, mit dem ich mir im Traume sagte: auch du bist nun in Rom und des Anschauens der unsterblichen Meisterwerke gewürdigt! sie könnten schwerlich bei einem wirklichen Besuch überboten werden. Geträumte Besuche von Kirchenchören, Kreuzgängen, Palästen mit alten Gemälden erregten mir zuweilen die lebhaftesten Kunstfreuden. Ich ward mir aber hintenher gar wohl bewußt, wie wenig ich eigentlich wirklich gesehen, wie unbestimmt der Eindruck der Bilder gewesen, wie ich im Traume stets nach ruhig genauer Beschauung geschmachtet. — Was ich erblickt hatte, mochten bloße Schatten, flüchtige Analogien im Leben gesehener Gemälde gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Coventgarden und Macready. Die Novize.

Wieder einmal nach langer Pause vom englischen Drama zu sprechen, bietet sich in der, neuerlich mit dem Coventgardentheater vorgegangenen Veränderung eine passende Gelegenheit. Daß es um dieses Nationaltheater, Nummer zwei, seit geraumer Zeit sehr schlecht stand, war öffentliches Geheimniß. Der Direktor flüchtete zu einer Herabsetzung der Eintrittspreise, und es ist nicht zu leugnen, der um die Hälfte ermäßigte Betrag füllte das bis dahin leere Haus. Aber die Casse des Direktors wurde dadurch nicht voller; die Spekulation minderte bloß seinen Verlust, und so wie die Zeit seines Contratts mit den Eigenthümern abgelaufen war, nahm er Hut und Stock und ging, und der Verwaltungsausschuß — denn das Theater ist auf Aktien gebaut — nahm Feder und Papier, rechnete und zeigte den Aktionärs an, daß er nichts Besseres thun könne, als dem Beispiel des Direktors zu folgen und ebenfalls zu gehen. Die Rechnungsablage enthielt Resultate, die jedem Aktienbesitzer das Haar zu Berge treiben mußten. Sollte indessen das Uebel nicht schlimmer, Rettung nicht immer schwieriger werden, so mußte etwas geschehen, es mußte ein neuer Pächter gefunden werden. Und es fand sich einer, zwar nicht mit viel Geld, aber ein Mann von Talent und Ruf, der in der englischen Schauspielerrepublik der Diktatur nahe. Macready. Aber Macready ist Tragöde, ist ein erklärter Verehrer Shakespeare's. Es stand daher zu vermuthen, daß er die Coventgardensbühne shakespearisiren und folglich in den ersten vierzehn Tagen bankerott seyn würde; denn obgleich jeder Engländer ohne Ausnahme stolz auf Shakespeare ist und, sobald ein Fremder von der Armuth des englischen Drama spricht, ihn mit gewaltigen Augen anschaut und bedeutungsvoll fragt, ob das Drama arm seyn könne, das einen Shakespeare zu seinen Dichtern zähle, so gilt doch bei den Engländern von Shakespeare, was bei den Franzosen von gebratenen Rebhühnern gilt: toujours perdrix mag keiner. Macready schien das nicht gewußt zu haben, so lange er ein salarirter Akteur war. Da klagte er beständig, daß Shakespeare so selten in die Scene gesetzt werde. Dem salarirenden Direktor leuchtete auf einmal der Zustand des öffentlichen Geschmacks ein. In seiner Eröffnungsrede beruhigte er die Besorgniß seiner Freunde durch die Versicherung, daß, eben weil es sein Wunsch und das Ziel seines Strebens sey, mit allem Aufwande seiner Kräfte die englische Bühne vor immer tieferem Falle zu beschirmen, er sich die Beihülfe lebender Dichter gewonnen habe und bereits im Besitze mehrerer neuer Werke sey, deren Aufführung das Publikum überzeugen werde, daß man nur zu suchen brauche, um zu finden, und das englische Drama noch auf gesunden Stützen ruhe. An die Stelle der Besorgniß trat nun Neugier, und als bald nachher ein neues dreiaktiges Stück unter dem Titel: the Novice, angekündigt wurde, glaubte man in dem Titel eine Art Einleitung der versprochenen Neuigkeiten zu erblicken, und war doppelt gespannt, den verheißenen Löwen aus der produzirten Klaue zu errathen. Daß der Name des Verfassers ungenannt blieb, that nichts zur Sache; denn einmal ist es in England nicht gewöhnlich, die Dichter auf den Theaterzetteln zu nennen, und dann sollte wahrscheinlich das ganze Stück eine überraschende Neuigkeit seyn, und selbst nicht der Name des Verfassers im Voraus einen Schluß auf den Werth des Drama erlauben. Ich aber hätte keinen Tropfen deutschen Blutes im Herzen haben müssen, hätte ich die Novize unbesucht lassen können. Ihr Kloster stand ja auf deutschem Boden; dies lockte mehr als die Hoffnung, den deutschen Boden auf englischen Brettern zu finden. Wir in Deutschland kennen das englische Leben ziemlich genau; allein trotz allen Reisens in und allen Lesens über Deutschland haben im Allgemeinen die Engländer von deutschem Leben und deutschen Gebräuchen recht wunderbar fabelhafte Begriffe. Ich will den Inhalt des dreiaktigen Stücks getreu angeben.

Hermann, ein junger Künstler, ein Maler, dessen einziger Reichthum sein schönes Talent ist, hat Clotilden, während sie Novize im Kloster zur Heimsuchung war, porträtirt und bei der Gelegenheit sich in sie verliebt. Seine Liebe wird erwidert, aber seine Liebeshoffnung unerwartet durch den an Clotilden ergehenden Befehl vernichtet, ohne Verzug an den Hof des Landesfürsten, des Kurfürsten von Bayern, sich zu verfügen, um daselbst einem vornehmen, hoch gestellten Manne vermählt zu werden. Hermann ist in Verzweiflung, und das mit um so besserm Rechte, da ihm sogar jedes Wiedersehen seiner Geliebten rundweg abgeschlagen wird. Er faßt sich jedoch, beschließt, koste es, was es wolle, dem angebeteten Mädchen ein letztes Lebewohl zu sagen, und nimmt zu dem Zwecke seinen Aufenthalt in einem Gasthause an der Heerstraße, wo, wie er zuverlässig weiß, Clotilde auf ihrer Reise nach Hofe vorüberkommen muß. Die Zeit des Wartens sich zu verkürzen, macht er Bekanntschaft mit einem Grafen Carolstadt, einem Erzliederlich, und einer Anzahl junger Offiziere von ziemlich gleichem Kaliber. Natürlicherweise vertraut er ihnen seine unglückliche Herzensangelegenheit, und eben so natürlich lachen sie den sentimentalen Schäfer aus. „Auf Ehre!“ ruft Graf Carolstadt, „nicht das Mädchen, Freund Hermann, nein, den Gedanken, dich mit einem letzten Lebewohl zu begnügen und sie dann ruhig ihre Straße ziehen zu lassen, mußt du dir aus dem Sinne schlagen!“ Hermann willigt ein, Clotilden ihrer sie begleitenden Tante, Madame Pölnitz, zu entreißen, und die Herrn Offiziere, den edeln Grafen an der Spitze, versprechen, ihn zu secundiren. Der Wagen zeigt sich in der Ferne, die Verschworenen stürzen ab und Graf Carolstadt würde gewiß nicht zurückbleiben, wenn nicht in demselben Momente, wo er die Bühne zu verlassen eilt, Baron Solomons einträte und ihn zurückhielte. Baron Solomons ist ein ungetaufter Jude, erster Staatsminister Seiner kurfürstlichen Durchlaucht von Bayern und zugleich Allerhöchstderselben Procureur des menus plaisirs. In letzter Eigenschaft benachrichtigt er Carolstadt, daß er den Auftrag habe, ihm die Hand der schönen Clotilde, die Bezahlung seiner sämmtlichen Schulden, eine Oberstenstelle im Leibgrenadierregiment und fünfzigtausend baare Kronenthaler anzubieten, dafern er augenblicklich den Heirathscontract mit der jungen Dame unterzeichnen wolle. Der Graf ist im ersten Moment über den Antrag entzückt, besinnt sich jedoch, daß die betreffende Clotilde die Geliebte seines Freundes Hermann ist, und empfindet eine Art Gewissensscrupel. Indessen, der Besitz eines reizenden Weibes, das Quittwerden aller Schulden, Rang und Gehalt eines Obersten und fünfzigtausend Kronenthaler schnellen die Freundschaft in die Luft, und statt Hermann in der beabsichtigten Entführung beizustehen, ruft Carolstadt die Dienerschaft des Hauses zusammen und vereitelt mit ihrem Beistande das Unternehmen. Hermann und die Herrn Offiziere werden zurückgeschlagen. Jetzt erscheint Clotilde in Begleitung ihrer Tante, einer Frau, die kein Bedenken trägt, jedes Gefühl von Ehre und Menschlichkeit ihrer Vergrößerungssucht aufzuopfern. Clotilde empfängt Carolstadts Bewerbungen kalt und ruhig. Sie hat in der Schaar, die den Wagen ihrer Tante angegriffen, den geliebten Hermann erkannt, und dies hat ihren Zartsinn verletzt, ihren Stolz beleidigt. Sie und Carolstadt unterzeichnen den vorgelegten Contrakt; aber sehr unangenehm sieht Letzterer sich überrascht, als er sofort von seiner Braut getrennt wird, diese unter dem Geleite eines Hofbeamten des Kurfürsten die Reise nach der Residenz fortsetzt, ihn Baron Solomons zu gleicher Fahrt in seinem Wagen nöthigt. Die Ursache, leicht zu errathen, klärt sich auch schnell auf. Der Kurfürst, ein Freund des Vergnügens und mit einer sehr eifersüchtigen Gemahlin belastet, ergreift jede Gelegenheit, für seinen Mangel an häuslichem Glück in den Armen zärtlicher, gefälliger Schönen Ersatz zu suchen. Baron Solomons ist ihm hierin vorzugsweise behülflich, und demgemäß derjenige, auf dessen Anstiften Clotilde eine Reihe prächtiger Appartements im Schlosse angewiesen erhält, zu welchen der Kurfürst mittelst einer geheimen Treppe und durch eine verborgene Thüre Zutritt hat. Carolstadt darf seine Braut nur öffentlich sehen, und wird durch ausgestellte Wachen an jeder andern Zusammenkunft mit ihr verhindert. Nun geschieht es aber — höchst unglücklich für die saubern Absichten des jüdischen Barons — daß Hermann, dessen Künstlerruhm zu den Ohren der Hofleute gekommen ist, auf Befehl des Kurfürsten Clotilden malen soll, von welcher dieser keinen Augenblick zweifelt, daß sie seinen fürstlichen Bitten nächstens Gehör schenken werde. Clotilde bewilligt Hermann natürlich eine Sitzung. Sie sind allein, und Hermann zögert nicht, ihr seine Unschuld zu betheuern und seinen falschen Freund Carolstadt der schwärzesten Verrätherei zu zeihen. Clotilde antwortet mit Thränen, und ehe ein Weiteres verabredet werden kann, muß Hermann sie verlassen. Kaum ist er fort, so schlüpft Carolstadt herein; er hat den Wachen und Spähern ein Schnippchen geschlagen. Allein so wie er angefangen, sich zu expectoriren, erschallt ein Fußtritt die geheime Treppe herauf. Carolstadt versteckt sich, und nicht lange, so sieht er Seine kurfürstliche Durchlaucht durch die geheime Thüre eintreten. Der Kurfürst trägt seine Liebesbewerbung etwas stürmisch vor. Anfangs, scheint es, versteht ihn Clotilde nicht; endlich muß sie ihn verstehen und stößt ihn mit Zorn und Verachtung zurück. Man kann schlechterdings nicht wissen, wozu das führen würde, wenn nicht im kritischen Momente ein heftiges Klopfen an der Zimmerthüre erfolgte. Zwei Hofdamen, die Edle von Griffenklau und die Edle von Dragendorff, begehren Einlaß. Sie kommen im ausdrücklichen Auftrage der eifersüchtigen Churfürstin, sich nach der eigentlichen Bewandtniß der Unpäßlichkeit zu erkundigen, welche Clotilde als Grund ihres Wegbleibens von der fürstlichen Soirée vorgeschützt hat. Sie hören und sich aus dem Staube machen, ist beim Churfürsten eins. Carolstadt tritt nun aus seinem Versteck hervor und die zwei Hofdamen, die sich darauf gespitzt hatten, den Churfürsten in einem Tete-à-Tete mit Clotilden zu überraschen, sind jetzt ihrerseits überrascht, den rechtmäßigen Bräutigam anzutreffen. Wiewohl auf solche Art an der Erreichung seines Zwecks verhindert, will ihn doch der Churfürst deßhalb keineswegs aufgeben. Um dem häßlichen Argwohn seiner Gemahlin zu begegnen, befiehlt er, daß Carolstadts Verbindung mit Clotilden am folgenden Tage vollzogen werde, und reservirt sich dabei bloß das ehrliche Abkommen, Carolstadt unverweilt außer Landes zu schicken und Clotilden an seinem Hofe zu behalten. Kurz vor der Trauceremonie haben er und sein würdiger Minister in einem an die Kirche stoßenden Gemach eine Unterredung, und da Letzterer hier seinem Souverän die Vermuthung mittheilt, daß er in dem Maler Hermann einen zweiten Nebenbuhler bei Clotilden habe, wird, um hinter die Wahrheit zu kommen, der Vorschlag beliebt, daß Clotilde, Hermann und Carolstadt in demselben Gemache zusammentreffen, der Kurfürst aber und der Minister sich auf einer Seitengalerie verbergen und hier die Leutchen — behorchen sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 152.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. December 1837.

Im Namen der Wahrheit, seyd ihr Hirngespenster? —
Könnt ihr hineinschaun in die Saat der Zeit,
Und wißt, welch Korn wird aufgehn, welches nicht,
So sprecht zu mir!

Shakespeare.

Ueber die Träume.

(Beschluß.)

Wie oft schon war ich im Traum in Nürnberg, stand vor der Lorenzer- und Sebalduskirche und staunte die gothischen Bauwerke an. Sie waren aber viel grandioser, grotesker als die wirklichen. Mein überschwängliches Gefühl vergrößerte, verbildete sie, es waren enorme Karrikaturen der Abbildungen, die ich gesehen. Die frühere leibhafte Anschauung lag meinem Traume schon viel zu entfernt in der Vergangenheit. Dagegen hat mir noch nie von meinem heimischen Ulmer Münster geträumt, wie wenn solches der Traum als ein zu Familiäres verschmäht hätte. (Nachdem ich dieses geschrieben, träumte ich in der folgenden Nacht sehr lebendig, und wenig abweichend von der wirklichen Lokalität, von dem Münsterthurm, seinen Wendeltreppen ꝛc. zugleich aber auch von steinernen Büsten, über die ich vor Schlafengehen noch gesprochen). So sah ich schon oft antike und gothische Statuen, Sarkophage und Epitaphien im Traum, ohne mir deßhalb die geringste Schöpferkraft in der Skulptur zuzutrauen. Ich glaube überhaupt durchaus an keine dichterische, darstellende oder bildnerische Genialität im Traume, sondern nur an sein reproduktives Vermögen und an seine Excentrizität in Combinationen.

Statt über die herrlichen Fulgurationen des Traumes zu erstaunen, wundere ich mich vielmehr, daß der Geist in seinem ungebundenen, vom Bleigewicht des Körpers weniger gedrückten Zustande nichts Klügeres hervorbringt, als Unsinn und Tollheiten. Man glaubt im Traum einen tiefen Gedanken, einen Salomonischen Weisheitsspruch von sich zu geben, und wenn man ihn in's Wachen rettet, so ist's eine alberne Trivialität. Mir träumten einst Verse, wenigstens dämmerten mir rhythmische Worte durch die Seele. Bei ein paar Versen hatte ich so viel Selbstbewußtseyn, daß ich sie behielt. Wachend mich abhörend, fand ich den barsten Unsinn darin; und ich glaube nicht, daß der genialste Dichter schon irgend einmal etwas geträumt hat, was er auch nur auf ein Stammbuchblättchen hätte setzen mögen.

Noch eines Problems wollen wir erwähnen, das auch den Seelen- und Gemüthsforscher Jean Paul stutzig gemacht hat, daß man nämlich im Traume ein Gespräch führen kann, bei welchem uns der Andere überraschende, jedoch seiner Eigenthümlichkeit gemäße Erwiderungen macht, auf unsere Fragen unerwartete Antworten ertheilt, durch die wir Neues erfahren; — und doch sind wir es selbst, die diesen Dialog in unserm phantastischen Traumtheater aufführen. So wunderlich oder wunderbar

die Objektivität unſeres eigenen Subjekts erſcheint, ſo iſt ſie doch, genau betrachtet, um nichts unerklärlicher, als unſere Schaffens- und Erfindungsgabe im Wachen. Wer im gedichteten Dialog Perſonen reden, fragen und antworten läßt, kann es auch nur durch eine Art Inſpiration thun, nur daß er hiebei ſein Selbſtbewußtſeyn nicht verliert und die poetiſchen Geſtalten nicht für wirkliche hält. Man trifft oft Menſchen, nüchterne oder betrunkene an, die mit ſich ſelbſt oder, beſſer geſagt, mit Andern redend, ſich über dieſe, ihre Gegenreden, Vorwürfe ꝛc. heftig ereifern. Denke man ſich einen ſolchen Haderer auf den Pfühl hingeſtreckt, ſo ſtellt er den träumenden Geſprächführer dar, nur daß bei deſſen Gegner die Erwiderungen mit noch entſchiedenerer Objektivität der Perſonen erfolgen, die Scene bei Iſolirung des innern Sinnes und Erhöhung des Gefühls überhaupt dramatiſch lebendiger wird.

Die Imagination des Wachenden kann, wenn er geraume Zeit ſeine Augen ſchließt, recht lebendige Bilder erſchaffen, aber die Scheinobjektivität der Wirklichkeit erreichen ſie nicht. Wie in optiſchem Bezuge die Dunkelheit um unſer Auge her eine einzelne hell erleuchtete Stelle ſtark erglänzen läßt, ſo daß ein weißes Blatt uns blendet, daß im Bergſchachte die ferne Oeffnung wie ein Stern leuchtet, ſo wird die Lebendigkeit und Objektivität der Traumbilder durch die phyſiſche und phyſiologiſche Umnachtung der äußern Sinne, durch das dauernde Verharren in dieſer Ruhe eingeleitet. Das den Tag über in unſer Senſorium eindringende Licht muß ganz erloſchen ſeyn, wenn wir lebendig träumen ſollen. Es iſt in dieſer Beziehung wirklich von Bedeutſamkeit, daß man Geſpenſter nur bei Nacht geſehen haben will. Was ein rechtes Geſpenſt ſeyn will, ſollte ſich auch beim Tage ſehen laſſen. Freilich werden die neuen Altgläubigen einwenden, nur bei Nacht ſeyen Aug und Gemüth in der Verfaſſung, Geſtalten aus der Schattenwelt an ſich kommen zu laſſen und wahrzunehmen. Doch das iſt eben das Bedenkliche der Sache.

Ich komme noch einmal auf meine Skeptik in Betreff der prophetiſchen Bedeutung der Träume zurück. Wollte man mir den magnetiſchen Schlaf, das Hellſehen der Somnambülen vorhalten, welche in räumliche und zeitliche Ferne, in Vergangenheit und Zukunft ſehen, ſo glaube ich dieſen Einwurf ablehnen zu dürfen. Sey auch das Faktiſche ſelbſt nicht mehr problematiſch, ſo gehört das Hellſehen zu einer ganz andern Sphäre von Wahrnehmungen, von welcher kein Schluß auf den natürlichen Traum gemacht werden darf.

Was aber die Unzahl von erzählten Träumen betrifft, in welchen etwas räumlich Entferntes, ein Unglück, Tod ꝛc. geſchaut worden, oder ein Zukünftiges ſich ominös angekündigt hat, welche Andeutungen dann durch die Wirklichkeit ſich als wahr beſtätigt haben ſollen, ſo betrachte ich alle dieſe Anekdoten mit dem Auge des Juriſten, der nur das gehörig Beurkundete für wahr hält. Wie ſchwer aber in ſolchen Fällen auf den wahren Grund zu kommen iſt, wo das Hauptmoment des Faktums in der innerſten Seele eines Individuums lag, das allen möglichen Selbſttäuſchungen bloßgeſtellt war, iſt leicht zu ermeſſen. — Ich ſprach zunächſt von meinen Erfahrungen über den Traum, und bin gewärtig, ob die Zeit ſie ferner beſtätigt, oder mir andere zuführt, welche meine Anſicht wankend machen oder ganz umkehren.

Cosa rara.

(Beſchluß.)

Caroline weinte vor ſich hin. Theodor ſprach weiter: „Wie das Unglück auf uns einſtürmte! Wer vermöchte die Hand des waltenden Verhängniſſes zu mißkennen? Der Tod unſeres Kindes, meine Niederträchtigkeit und der Verluſt meines Geſichts, deine Leiden, unſere ewige Armuth, unſer ewiges Schwanken zwiſchen Verderben und einem elenden Daſeyn, die Tücke der Hoffnungen, die uns immerdar täuſchen — o ich Elender! ich verdiene nicht, daß eine wohlthätige Hand mich führt, daß ſie mich füttert! Einſam, von Allen geflohen, ſollte ich verſchmachten, es geſchähe mir recht — oder — abkürzen, was mir zu lange dauert.“ „Herr Gott!“ jammerte Caroline, „du wirſt doch nicht die Gedanken wieder auffaſſen, die dich ſchon einige Mal beſchlichen? Weißt du nicht, daß du mich tödteſt, indem du Hand an dich legſt?“ Theodor antwortete ſanft: „Ich bin ohne Augen ſeit vier Jahren. Beinahe eben ſo lange erhältſt du mich. Die paar Groſchen, die ich mit meinen krüppelhaften Leiſtungen verdiene, reichen nicht zu meinem Unterhalt. Fehlen ſie aber, ſo biſt du doppelt übel daran. Du biſt noch jung — du kannſt noch glücklich werden — ich bin der Stein in deinem Wege. Ach, du wirſt mich einſt verlaſſen müſſen!“ Er ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken und athmete unruhig. Dann erhob er ſich ſchwerfällig und ſagte: „Ich will hinauf. Der Kopf ſchmerzt mich. Ich bedarf der Ruhe, mein Gehirn wirbelt.“

Ohne ein Wort zu erwidern, führte ihn Caroline zur Thüre, und als ſeine Tritte verhallt waren, ſezte ſie ſich dem unbeweglich vor ſich hin ſtarrenden Raimund gegenüber. Erſchüttert und ermattet ſagte ſie zu ihm: „Sie haben nun die Antwort auf Ihre Anerbietungen gehört. Urtheilen Sie ſelbſt. Sie kennen nun mein Verhältniß zu jenem Manne. Sie ahnen, daß nur der Tod mich von dem Unglückſeligen ſcheiden darf.“ Raimund

nickte und trocknete sich die Augen. „Verzeihen Sie,“ fuhr Caroline fort, aber mit schwächerer Stimme, „daß ich Sie auf eine Folter spannte, die zu ertragen Ihnen widerlich gewesen seyn muß. Aber Sie haben ein fühlend Herz, Ihre nassen Augen beweisen es. Denn unserm Elend, darf ich hoffen, flossen Ihre Thränen, und nicht der thörichten Liebeslaune, die Sie befallen hatte; nicht wahr? Sagte ich nicht voraus, diese Liebe würde ersterben, schneller als sie erstand?“

Mühselig nahm Raimund das Wort: „Sie sind ein Engel der Barmherzigkeit, den ich verehren muß, aber nicht lieben darf. — Meine Thränen jedoch — ich gestehe es — galten weniger meiner Enttäuschung als dem Schicksal einer innig geliebten Schwester, das mit dem Ihrigen die größte Aehnlichkeit haben mag. Von einem ihrer Lehrer entführt, floh sie die Heimath vor manchen Jahren, da ich just bei meinem Oheim lebte, der mich von früher Kindheit an erziehen ließ. Einige Briefe, die unsere Eltern nicht beantworteten, waren die einzigen Zeichen des Lebens, die meine Schwester ihnen zukommen ließ. Was aus ihr und ihrem Verführer geworden, habe ich nie erfahren. Mein Vater, da er starb, verzieh ihr.“ — „Er verzieh? Und ihre Mutter?“ — „Sie hatte der Schwester längst vergeben und beklagte ihre Entfernung in ihrer lezten Stunde bitterlich.“ — „Sie — sie ist gestorben?“ — „Vor einem Jahre. Nichts ist mir theurer als die Erinnerung an ihre Güte, an ihren Schmerz, und ihr Bild lebt ewig fort in meinem Herzen.“ — „Franz!“ schrie das an allen Gliedern zitternde Weib herzdurchschneidend, indem sie das Medaillon unter dem Tuche hervorriß und dem jungen Manne hinhielt. „Die Mutter!“ rief auch er außer sich, und ein gäher Blitzstrahl zerriß den lezten Schleier vor seinen Blicken. „Caroline! du Verlorene! du Wiedergefundene!“ schluchzte er an der Schwester Brust. — Der Blinde, der, von dem Geräusch gestört, herabgekommen war, hatte lange zu fragen, bis ihm Antwort wurde.

Sie war eine freundliche, eine versöhnende. Der reiche Lebemann wehrte nicht der edlen Aufwallung, die ihn beschlich. Wenn gleich die ganze Begebenheit der kleinen, plauderſüchtigen Stadt verheimlichend, machte er doch Ernst mit der Reise, die freilich nicht nach Paris, aber in die Heimath ging. Theodor und Caroline holten ihn bald ein. Auf einem seiner Güter, tief im Gebirge versteckt, ließ Raimund den Segen über des Paares Häupter und Hände sprechen und machte der Eheleute Lebensbahn fortan zu einer dornenlosen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Guiolletts Denkmal. Die Kaufläden. Der Christmarkt.

Dem überall heutzutage sichtbaren Streben, das Andenken der Heroen der Kunst und des Wissens, oder überhaupt höchst verdienter Männer durch öffentliche Monumente zu ehren, verdanken unsere anmuthigen Spaziergänge eine neue Zierde. Bereits vor vier Jahren hatte sich eine Gesellschaft gebildet, um Guiollett, dem Stifter und Begründer dieser schönen Anlage, welche sich im Bunde mit dem Mainufer um die ganze Stadt schlängelt, ein Denkmal zu setzen, dessen Enthüllung am 29sten November bei günstigem Wetter vor einem zahlreichen Publikum stattgefunden hat. Von Seiten des Comité's waren zu der Feierlichkeit die Gesandtschaften, die hiesigen Behörden und eine Anzahl Gäste eingeladen. Alles strömte um Mittag nach der Bockenheim-Gallus-promenade. Um ein Uhr sah man den Präsidenten des Comité's, Major v. Lucacsich, durch die versammelte Menge sich Bahn machen. Ihm folgte die „Didaskalia“ Schritt für Schritt; wahrscheinlich um demselben nach gehaltener Rede sogleich das Manuscript aus der Tasche nehmen zu können. v. Lucacsich sprach in einfachen Worten über das Verdienst Guiolletts. Unter einem allgemeinen Ah! entschleierte sich das schöne Monument, und die sprechende Aehnlichkeit der kolossalen Büste überraschte diejenigen, welche sich des vor zwei-und-zwanzig Jahren dahingeschiedenen Mitbürgers erinnern konnten. Auf wenigen Stufen, die ein niedriges Geländer umgibt, ruht der vierseitige, sich später achtseitig fortsetzende Sockel. Hierauf folgt das Basrelief, das sich um ein rundes Stück der Säule in hocherhabenen Figuren zieht. Guiolletts Wirken für die Promenade auf eine sehr passende und einfache Weise darstellend: man sieht Arbeiter beschäftigt, die die alte Stadtmauer niederreißen, während andere die neue Anlage mit jungen Bäumchen bepflanzen; Guiollett selbst steht nachsinnend, den großartigen Plan in der Hand, zwischen den Arbeitern. Auf dem Basrelief steht das kolossale Brustbild, als Schluß und Krone der Säule. Büste und Basrelief sind aus dem Atelier unsers v. Launitz, eines sehr geschätzten Künstlers, hervorgegangen und unter dessen Anleitung in einer hiesigen Gießerei gegossen worden. Dicht unter der Büste ist zu lesen: Guiollett; weiter unten am Sockel: „Seinem Verdienste um diese Anlagen die dankbaren Mitbürger, 1857.“ Schauslustige wandern noch täglich zu dem neuen Monumente. Da an dem Friedberger Thore noch ein älteres Denkmal steht, wiewohl in einem ganz andern Style erbaut, den 1792 hier siegreich gefallenen Hessen errichtet, so verschönern jezt zwei Ehrendenkmäler, in angemessener Entfernung von einander aufgestellt, die um die Stadt sich ziehenden Spaziergänge.

Mit dem heranrückenden Christtage wird auch hier das Leben in den Straßen und Kaufläden immer reger. Wer unsere Stadt mit ihren Magazinen nur von der Messe her kennt, folglich nur in der Zurüstung zum Engros-Verkauf, würde nicht wenig überrascht seyn, jezt, in der Erntezeit des Details, die mit Gasflammen beleuchteten Kaufläden zu sehen, mit ihren kostbaren Ausstellungen aller nur erdenklichen Gegenstände des Luxus und der Mode. Wie ein Feensaal erscheint das glänzende Krystallmagazin auf der Zeil, wo die Farbenpracht und die Schönheit der Krystalle durch vierzig bis fünfzig hellstrahlende Gasflammen erst recht erhöht werden. Selbst vor dem Magazin ist die Straße Taghell erleuchtet.

Digitized by Google

Nicht minder glänzend und anziehend, ja für Damen noch anziehender, sind die prächtigen Etalagen an den Fenstern der Modehändler. Hier sind die edelsten, mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe in Atlas, Sammt, Seide, Gaze gar reizend ausgebreitet; hier schlingt sich ein französisches Produkt um ein ostindisches, dort umwindet eine prachtvolle Schärpe die ätherische Draperie eines Balltleides. Zu den glänzendsten Magazinen, die mit ihren Gasflammen die Straßen beleuchten, gehören ferner die französischen Quincailleries-Waarenlager mit ihren tausend Artikeln, mit Sachen, deren Gebrauch oft kaum der Hundertste errathen würde. Hier findet man eine reiche Auswahl der schönsten Uhren, Lüstres, Vasen, Urnen, bis zu den kleinsten Gegenständen herab, bis zu Bürsten, Dosen, Kämmen. Unter den in Bronze gegossenen Figuren bemerkt man mehrere Pferdegruppen, die sich zu wahrhaften Kunstwerken erheben, so das arabische Pferd, das ein Bursche reinigt, die beiden Wettrenner ꝛc. Noch viele Kaufläden wären aufzuzählen, deren glänzende Ausstellungen Schau- und Kauflustige in Menge herbeiziehen; ich erwähne nur noch die Läden der Gold- und Silberarbeiter, die Läden der Blech- und Bronzewaaren, die Kleidermagazine, die der Modehändlerinnen und die vielbesuchten Conditoreien, wo schöne Mädchen das hübsch glacirte Confekt auswiegen. — Von diesen Ausstellungen gelangt man unmittelbar auf den Christmarkt, der wie immer — nur diesmal mit breit gelassenen Gassen statt der früher zu engen und kümmerlichen — seine Buden und Tische auf dem Römerberg aufgeschlagen hat. Wenn auch hier statt jener großen, blendenden Gasflammen nur kleine Lichter angezündet sind, so ist doch dies der Ort, woher die Dinge kommen, welche die größte und meiste Freude gewähren; denn hier sind die Produkte einer höhern Welt, die goldenen Aepfel und silbernen Nüsse, niedergelegt; von hier kommt der grüne Weihnachtsbaum mit seinen Kerzen, seinen Süßigkeiten, seinem Häuschen und umzäunten Gärtchen, worin in Baumwolle gehüllte Schäfchen ruhen; von hier kommt der schwarze Schornsteinfeger von gedörrten Pflaumen, von dem sich jedes Glied ablösen und verspeisen läßt; aber zwischen diesen, zwischen allen übrigen Herrlichkeiten, die der Markt bietet, liegt bedeutungsvoll die buntbemalte, vergoldete Ruthe.

London, December.

(Beschluß.)

Deutsches Leben auf der englischen Bühne.

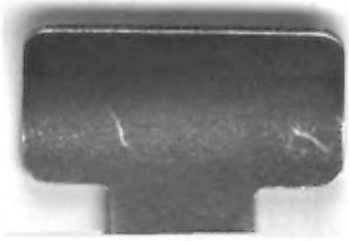
Bei dieser Zusammenkunft gesteht Clotilde unumwunden ihre Liebe zu Hermann, und besiegt von so viel Tugend und Beständigkeit, entsagt Carolstadt seinen Ansprüchen und zerreißt den Heirathscontrakt. Plötzlich gewahrt er den Kurfürsten und den Minister, und mit seltener Geistesgegenwart sucht er sofort hieraus für die Liebenden Nutzen zu ziehen. Die Horchenden gänzlich ignorirend, jedoch laut genug sprechend, um von ihnen gehört zu werden, gibt er Hermann und Clotilden den wohlgemeinten Rath, im Fall der Souverän Anstalt träfe, sie zu trennen, ihn öffentlich als Tyrannen zu verklagen und — noch wirksamer — vor allen Dingen seine eifersüchtige Gemahlin von seinem strafbaren Benehmen zu unterrichten. Dann einen gewandten Haken schlagend, rühmt er den Kurfürsten als einen der edelsten Männer, der gewiß nie einen Zollbreit vom Pfade der Tugend abgewichen seyn würde, hätte nicht der Schurke von einem Minister, der Baron Solomons, ihn verführt. Nach dieser Apostrophe steigen der Kurfürst und sein Begleiter aus ihrem Lauschwinkel herab. Ersterer ist geneigt, Hermanns und Clotildens Bund zu genehmigen, aber der Minister lehnt sich dagegen aus Liebeskräften auf. Er erinnert den Kurfürsten, daß die Frau Kurfürstin eine Hochzeitfeier im Pallaste erwarte, und nach der Hofetikette hier keine Hochzeit gefeiert werden könne, wenn nicht wenigstens eine der zwei contrahirenden Partieen von Adel sey, und erinnert ihn zugleich an die angenehmen Gardinenpredigten, die ihm für den Fall einer Täuschung von seiner liebenswürdigen Gemahlin gehalten werden würden. Demgemäß räth er, Seine kurfürstliche Durchlaucht solle Carolstadt zu Erfüllung des unterzeichneten Contraktes zwingen, indem es ja ohnedies jedes Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit sey, dem Willen seines Fürsten unbedingt zu gehorchen. Der Kurfürst ist in der größten Noth und weiß gar nicht, was er anfangen soll, als zu seinem Schreck auch noch Madame Pölnitz erscheint. Sobald diese hört, daß der Kurfürst ihre Nichte einem Gurkenmaler verheirathen will und dieselbe keine Edelfrau werden soll, erklärt sie ihren festen Entschluß, to create an explosion, eine Mine anzuzünden, die ganze Sache unverzüglich der Frau Kurfürstin zu melden. Jetzt schießt im Haupte des Kurfürsten ein glücklicher Gedanke auf. Er fragt Madame Pölnitz, ob sie sich zufrieden geben und schweigen wolle, wenn statt ihrer Nichte sie selbst am Traualtar eine Frau Baronin würde? Madame Pölnitz lächelt und bejaht; „aber wo ist der Baron?“ fragt sie seufzend. — „Hier!“ versetzt der Kurfürst, und schlägt dem Baron Solomons auf die Schulter; „sein Glaube ist, es sey jedes Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit, dem Willen seines Fürsten unbedingt zu gehorchen. So soll er denn dem meinigen gehorchen!“ Der Minister empfängt mit verzerrtem Gesichte die Hand der etwas alterthümlichen Person, Hermann mit Entzücken die seiner geliebten Clotilde, und damit natürlich schließt das Stück. — Meine Erwartung war nicht getäuscht. Ich hatte nichts Anderes vermuthet als eine Karrikatur des deutschen Lebens, als ein Bild deutscher Sitten und Gebräuche, wie solches sich nun einmal, anscheinend unzerstörlich, in den Köpfen der Engländer festgesetzt hat. Viele Scenen wurden applaudirt, die Ankündigung desselben Stückes für den folgenden Abend mit dem größten Beifall aufgenommen, und eine Menge Menschen gingen wahrscheinlich nach Hause, doppelt froh, daß sie Engländer seyen, und keinen Augenblick zweifelnd, daß es in Deutschland solche Kurfürsten und solche Kurfürstinnen, solche Minister und solche Offiziere gebe. Dem Himmel sey Dank, daß wir das in Deutschland besser wissen! Die Sprache im Stück ist meist ein bombastischer Wortschwall, und wo der Dichter sich bemüht hat, Humor zu zeigen, ist seine Kraft weit hinter seinem Willen zurückgeblieben. Das einzige Gute an dem Stücke war die Darstellung; sie muß gelobt werden. Wenn aber Macready keine triftigern Beweise vorzubringen vermag, daß man in England neue Theaterstücke nur zu suchen brauche, um gute zu finden, und das englische Drama noch auf gesunden Stützen ruhe, so wird es nach dem unmaßgeblichen Dafürhalten gewisser Leute ihm nicht gelingen, die englische Bühne vor immer tieferm Falle zu bewahren. W. S.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 63 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google